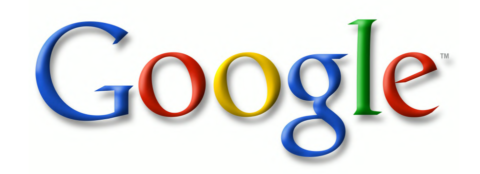
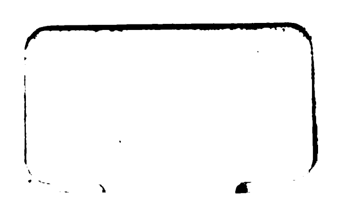





SIGILLUM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS



Historische Darstellungen und Charakteristiken,

für Schule und Haus

gesammelt und bearbeitet

von

Wilhelm Pütz,
Oberlehrer am katholischen Gymnasium an Marzellen in Köln.

Erster Band.

Die Geschichte des Alterthums.

Köln, 1861.
Verlag der M. DuMont-Schauberg'schen Buchhandlung.

Die

Geschichte des Alterthums

in abgerundeten Gemälden,

für Schule und Haus gesammelt und bearbeitet

von

Wilhelm Pütz,

Oberlehrer am katholischen Gymnasium an Marzellen in Köln.

Köln, 1861.

Verlag der M. DuMont-Schauberg'schen Buchhandlung.

Vorwort.

Die vorliegende Sammlung von historischen Gemälden, welche wenigstens bei dem ersten Bande ausschließlich aus deutschen Werken entnommen werden konnten, hat zunächst die Bestimmung eines Commentars zu dem vom Herausgeber verfaßten „Grundriß der Geographie und Geschichte" (für obere Klassen, 10. Auflage 1860, für mittlere Klassen 11. Auflage 1860), an welchen sie sich durch Plan und Anordnung noch enger anschließt, als die von demselben herausgegebenen „Charakteristiken zur vergleichenden Erd- und Völkerkunde" (1859—60) an sein Lehrbuch der vergleichenden Erdbeschreibung (für obere Klassen, 3. Auflage 1859, für mittlere und untere Klassen, 5. Auflage 1861). Um diesem Zwecke zu entsprechen, besteht das Ganze keineswegs, wie vielleicht aus dem Haupttitel und aus der Beschaffenheit ähnlicher Sammlungen vermuthet werden könnte, aus einer Reihe einzelner, abgerissener Aufsätze ohne inneren Zusammenhang, sondern, wie bei den vorangegangenen geographischen Charakteristiken die einzelnen Schilderungen zu einem Gesammtbilde geordnet sind, um das Ganze des Erden- und Menschenlebens in ihrer Wechselbeziehung vor Augen zu führen, so enthält auch die hier aufgestellte Gemälde-Galerie eine organisch gegliederte Darstellung aller Hauptbegebenheiten der allgemeinen Weltgeschichte, mit besonderer Rücksicht auf die Religions- und Staatsverfassung, zum Theil auch auf Kunst, Wissenschaft und Handel (die bald in besonderen Abschnitten, bald gelegentlich an passenden Stellen behandelt sind) und in Verbindung mit Charakterzeichnungen der hervorragendsten Persönlichkeiten. Um aber einen solchen Zusammenhang herzustellen und innerhalb enger Grenzen einen gewissen Grad der Vollständigkeit zu erzielen, bestand die Aufgabe des Herausgebers nicht bloß in der Auswahl solcher Abschnitte, die wissenschaftlichen Werth mit klarer und zugleich anziehender Darstellung möglichst vereinigen, sondern

zum größern Theile in der Redaction derselben und besonders in der Reduction auf einen einheitlichen Maßstab des Umfangs durch Ausscheidung alles Entbehrlichen, durch Zusammenziehung größerer Ausführungen in eine abkürzende, anknüpfende oder abrundende Fassung. Damit der Inhalt dem heutigen Standpunkte der historischen Forschungen, in so weit diese allgemeinere Anerkennung gefunden haben, entspreche, durfte sich die Auswahl nicht auf die Hauptwerke beschränken, die ohnehin gerade bei der Geschichte des Alterthums leider mehrfach unvollendet geblieben sind (wie Niebuhr's und Schwegler's römische Geschichte, Heeren's Ideen, Fr. v. Raumer's Vorlesungen, Loebell's Umrisse, M. Duncker's Geschichte des Alterthums), sondern es wurde vielmehr von dem großen Reichthum unserer Literatur an Spezialwerken über die Geschichte einzelner Völker und an trefflichen Monographieen über einzelne Personen und Ereignisse ein um so ausgedehnterer Gebrauch gemacht, je weniger vorausgesetzt werden kann, daß diese beiden Gattungen historischer Arbeiten in den Händen vieler Lehrer dieses Faches sein werden.

Doch nicht bloß für den Vortrag des Lehrers, dem die meisten Abschnitte nach Umfang und Fassung ohne Weiteres zu Grunde gelegt werden können, soll die gegenwärtige Sammlung bestimmt sein, sondern sie bezweckt, auch dem Schüler ein geeignetes Hülfsmittel zur Ergänzung, Belebung und Wiederholung des Unterrichtes darzubieten, und namentlich auch den Schülerbibliotheken höherer Lehranstalten einen Ersatz zu leisten für den aus pädagogischen Rücksichten vorhandenen Mangel an Hauptwerken; deshalb ist hier, wie in den geographischen Charakteristiken, Alles dasjenige ferngehalten, was in religiöser, sittlicher und politischer Beziehung irgend Bedenken erregen könnte und was die frühzeitige Lectüre mancher größeren Werke, abgesehen von ihrer zu wissenschaftlichen Fassung, nicht rathsam macht.

Möge das freundliche Wohlwollen, welches den historisch-geographischen Lehrbüchern des Herausgebers im In- und Auslande in so ungewöhnlichem Maße zu Theil geworden ist, sich auch auf die, den bezeichneten doppelten Zweck verfolgenden, Commentare zu denselben ausdehnen!

Köln, im Januar 1861. W. Pütz.



Uebersicht des Inhalts.*)

Erstes Buch.

Der Orient.

*) Die mit * bezeichneten Aufsätze sind zum Theil vom Herausgeber bearbeitet.

B. Die arischen Culturvölker Asiens.

IV. Die Inder.

V. Die Baktrer und Meder.

VI. Die Perser.

C. Die Culturvölker Afrika's.

VII. Die Aegyptier.

VIII. Die Carthager.

Zweites Buch.

Die Culturvölker Europa's.

IX. Die Griechen.

X. Die macedonischen Reiche.

XI. Die Römer.

Erstes Buch.

Der Orient.

1. Allgemeine Charakteristik des orientalischen Alterthums und dessen Verhältniß zu dem classischen.

(Nach J. M. Augustin Scholz, Handbuch der biblischen Archäologie.)

Die Hebräer und die übrigen Völker, welche hier hauptsächlich in Betracht kommen, werden gewöhnlich unter dem Namen der orientalischen zusammengefaßt: denn sie wohnten östlich von uns Europäern, in dem südwestlichen und mittleren Asien und im nordöstlichen Afrika, den schönsten und fruchtbarsten Gegenden der alten Welt. Das ziemlich gleichförmige und beständige Klima jener großen Landstriche, der gegenseitige Einfluß dieser Völker auf einander und der besondere Charakter derselben hat ihrer Geistescultur eine eigenthümliche gleichmäßige Richtung gegeben, und da sie mit ihren religiösen Begriffen in der innigsten Verbindung stand und bei den meisten von einer bestimmten erblichen Kaste ausging, die im Besitz alles auf Religion, Gesetze und Wissenschaft Bezüglichen war, auch ihre allegorische Sprache und geheime Lehre hatte, so erhielten ihre Denkmäler, alle Gegenstände, die auf die Sicherheit, Ordnung und Bequemlichkeit des Lebens sich beziehen, und selbst ihre Sprache, ihre Gewohnheiten, Schicksale und Ueberlieferungen eine gewisse Beständigkeit und Einförmigkeit. Diese bilden einen großen Contrast zu der Veränderlichkeit und Mannichfaltigkeit, welche wir bei den beiden berühmtesten Völkern des Alterthums, den Griechen und Römern, bemerken, die ihre ersten Kenntnisse von jenen erhielten, und wo unter den günstigsten äußeren Verhältnissen alle den Beruf hatten, das Ihrige zur weiteren Ausbildung

beizutragen. Während daher diese in gewissen Formen des bürgerlichen und politischen Lebens, ganz besonders aber in den Künsten und Wissenschaften einen bewunderungswürdigen Grad von Vollkommenheit erreicht haben, so daß ihre erhaltenen Kunstwerke und classischen Schriften als Muster der Nachahmung mit Recht angepriesen werden, entfernten sich die orientalischen Völker, selbst diejenigen, welche die meiste Regsamkeit zeigten, im Wesentlichen nicht von dem einmal Feststehenden, wenngleich ihre tiefe Symbolik in der Kunst und gründliche Kenntniß in manchen Zweigen des menschlichen Wissens gleichfalls eine stufenweise Entwicklung voraussetzen läßt.

A. Die semitischen Culturvölker des westlichen Asiens.

I. Die Israeliten *).

2. Die welthistorische Bedeutung des israelitischen Volkes.

(Nach Gust. Adolph Ludw. Baur, über die weltgeschichtliche Bedeutung des israelitischen Volkes.)

Das Vaterland des Volkes, welches unter allen Völkern des Alterthums auf unsere religiöse Weltanschauung und die von ihr abhängigen Lebensverhältnisse entschieden den bedeutendsten und nachhaltigsten Einfluß geübt und zumal unter allen orientalischen Völkern allein durch seine geistige Richtung auf den Occident dauernd einzuwirken vermocht hat, ist ein Land von etwa 400 Q.-M., an Flächeninhalt also das Königreich Württemberg kaum übertreffend. Das Volk selbst ist den aufeinanderfolgenden Kolossen des assyrischen, babylonischen, persischen macedonischen und römischen Reiches jedesmal zur Beute geworden; aber während jene Reiche um es in Trümmer zusammenstürzten, blieb es selbst in seiner Eigenthümlichkeit unerschütterlich stehen, und während jene aus dem Schutte von Jahrtausenden zum Theil jetzt erst mühsam wieder aufgegrabenen Trümmer in räthselhaften Zügen von verschwundener Größe zeugen, ist die Literatur des kleinen israelitischen Volkes für die stolzen Sieger bald ein Gesetzbuch geworden, ja, ein

*) Ueber Palästina's Weltstellung, über den Libanon, den Jordan und das todte Meer, so wie über (das heutige) Jerusalem s. meine „Charakteristiken zur vergleichenden Erd- und Völkerkunde“ 2. Bd.

Gesetzbuch für Völker, welche die Zügel der Weltgeschichte erst zu einer Zeit ergriffen, da die Israeliten als Nation zu bestehen längst aufgehört hatten. Schon diese Thatsachen zeigen klar genug, daß die Bedeutung dieses Volkes nicht auf seine materielle Macht, sondern auf sein geistiges Leben und Wirken sich gründet.

Indem der Israelitismus an der reinen Geistigkeit des unendlichen Gottes festhielt und auch den Menschen als freies geistiges Wesen auffaßte, reichte er dem Occident die Hand, der die Freiheit der Individualität zu vertreten hatte. So wurde durch den Israelitismus die geistige Vermittlung zwischen Orient und Occident eingeleitet, und die Religion, welche die beiderseitigen Elemente vollständig versöhnen sollte, mußte auf dem Boden des Israelitismus wurzeln. Selbst diese Versöhnung herzustellen, war der Israelitismus nicht fähig; denn auch er verräth seinen orientalischen Ursprung dadurch, daß in ihm die Individualität zu ihrem vollen Rechte noch nicht gekommen ist, indem das dem Menschen als ein äußerliches Gebot gegenüberstehende Gesetz die freie Entwickelung des Individuums hemmt. Zur unmittelbaren Vorbereitung des Christenthums konnte er allein dienen und dadurch nimmt er unter den vorchristlichen Religionen entschieden die oberste Stelle ein, die Vollendung aber der Versöhnung zwischen dem Unendlichen und dem Endlichen, Geist und Natur, Gott und Welt mußte er dem Christenthum überlassen.

Das war die weltgeschichtliche Mission des israelitischen Volkes und diese war bedeutend genug, um die auf uns gekommenen ehrwürdigen Geisteserzeugnisse des wunderbaren Volkes einer allgemeinen Aufmerksamkeit werth zu machen: nirgends zeigt sich so deutlich, als in ihnen, wie eine höhere Macht die scheinbar zufälligen Ereignisse der Weltgeschichte mit fester Hand ihrem Ziele zuleitet; zugleich sind sie als Zeugnisse für die äußeren Thatsachen von unschätzbarem Werthe. Ueber vereinzelte Facta geben die ägyptischen Denkmäler ältere Kunde, als Anfang einer zusammenhangenden Geschichtschreibung aber stehen die israelitischen Geschichtswerke Jahrhunderte lang ganz allein: fast ein Jahrtausend vor Christi Geburt zurück leiten sie uns bereits an dem fast ununterbrochenen Faden einer sicheren Chronologie, und über einzelne Thatsachen geben sie schon aus weit früherer Zeit zuverlässigen Bericht.

Dem historischen Interesse der alttestamentlichen Schriften kommt das poetische gleich. Freilich fehlt dem israelitischen Volke mit der Vielseitigkeit individueller Entfaltung auch die epische und die dramatische Dichtkunst, deren Interesse eben auf dem Reichthum individuellen Lebens und auf dem Kampfe verschieden gestalteter Individualitäten beruht, und auch seine lyrische Poesie drückte weniger die durch äußere Verhältnisse angeregte subjective Stimmung aus. Wo es dagegen darauf ankommt, die im innersten Heiligthum der Seele vollzogene Beziehung des endlichen Geistes zum Unendlichen auszusprechen, da ist der hebräischen Dichtung eigentliches Feld. Mag es nun gelten, das Bewußt-

sein des Zusammenhangs von Göttlichem und Menschlichem, oder das Gefühl der Dankbarkeit, oder der Verschuldung gegen Gott auszusprechen, oder dem Eindruck Worte zu leihen, den die Vorstellung des unendlichen, unerforschlichen Gottes in der Seele hervorruft: was hat da das Alterthum aufzuweisen, das den Psalmen an einfacher Klarheit, Innigkeit, Tiefe, Erhabenheit gliche? Was zieht so, wie das Buch Hiob, die ernstesten Fragen zu würdiger Beantwortung aus der Tiefe der Seele an's Licht hervor? Wo zeigt sich Alles, was dichterischer Reichthum und Schwung, sittlicher Ernst, rednerische Eindringlichkeit, lebendige Bethätigung des Gedankens vermag, so zu gewaltiger Rede vereinigt, wie in den prophetischen Büchern?

---

3. Uebersicht der Geschichte von Abraham bis zu Moses' Tode.

(Nach J. M. Augustin Scholz, Handbuch der biblischen Archäologie.)

Die Geschichte bezeichnet uns die Familie Abraham's, eines Nachkommen Sem's im zehnten Geschlecht, als diejenige, in welcher sich bei der fast allgemeinen Ausartung der Noachiden die Erkenntniß und Verehrung des einzig wahren Gottes durch dessen besondere Fügung erhalten hat, und die meisten erzählten Begebenheiten sind eben so viele Beweise des Wohlwollens, womit Gott diese Familie vor allen übrigen Stämmen ausgezeichnet zu haben scheint. Die Auswanderung Abraham's aus Ur Chasdim ins Land Kanaan geschah auf göttlichen Befehl, und wenn dieses der Mittelpunkt seiner ferneren Wanderungen im südwestlichen Asien und in das nordöstliche Afrika (Aegypten) wird, so hat dieß seinen Grund in der wiederholten Weissagung: es sei dieses Land zum Besitzthum seiner Nachkommenschaft bestimmt. Da aber zu einer solchen, wegen der Unfruchtbarkeit der Sara, keine Aussicht vorhanden war, so zeugte er auf ihre Veranlassung mit ihrer Magd Hagar den Ismael. Indeß wurde er bei einer neuen göttlichen Erscheinung belehrt, daß die gegebene Verheißung nicht durch Ismael, sondern durch einen ihm von der Sara zu gebärenden Sohn in Erfüllung gehen soll. Gleichzeitig wurde Abraham und seine Nachkommenschaft durch den Abschluß eines Bundes mit dem unsichtbaren Gott in das innigste Verhältniß zu diesem gebracht, und von jedem andern Stamme dadurch abgesondert, daß jedes Männliche durch die Beschneidung diesem Bunde einverleibt werden mußte. Der hundertjährige Abraham ward nun um die Zeit, als das Thal Siddim ins todte Meer verwandelt ward und der gerettete Lot durch seine beiden Töchter der Stammvater zweier Völker, der Moabiter und Ammoniter, wurde, auch Vater eines Sohnes von seiner neunzigjährigen Frau Sara, ein Jahr nach erhaltener Verheißung, und dieser erhielt den Namen Isaak. Den Knaben sollte er auf Befehl Gottes, der sein

Vertrauen und seinen Gehorsam prüfen wollte, zum Opfer darbringen; aber als er eben bereitwillig den Befehl vollziehen wollte, wurde er von Gott daran verhindert. Nach einiger Zeit verheirathete er ihn mit Rebekka, einer Enkelin des Nachor aus Charan, und ernannte ihn zum alleinigen rechtmäßigen Erben seines ganzen Besitzthums, wogegen er seinen Sohn Ismael mit dessen Mutter ganz verstoßen hatte und seine mit der Ketura gezeugten Kinder mit Geschenken absand. Auch die Ehe Isaak's war Anfangs unfruchtbar, indem erst nach zwanzig Jahren ihm die Zwillinge Esau und Jakob geboren wurden. Der die Jagd liebende Esau tritt seinem Bruder Jakob, welcher die Viehzucht und das Familienleben vorzog, sein Erstgeburtsrecht für ein Gericht Linsen ab und verliert es mit dem väterlichen Segen an diesen Liebling der Rebekka, durch deren Mitwirkung, obgleich es von Isaak seinem älteren Sohne zugedacht war. Dem Jakob, welcher den Namen Israel von Gott erhielt und dadurch die Veranlassung wurde zur Bezeichnung seiner Nachkommen mit dem Namen Israeliten, wurden nun die dem Isaak gemachten Verheißungen wiederholt. Nachdem er sich in Mesopotamien bei seinem Vetter Laban mit dessen zwei Töchtern Lea und Rahel verheirathet hatte, und mit einer zahlreichen Familie gesegnet worden war, kehrte er zu seinem Vater ins Land Kanaan zurück und setzte daselbst mit seinen zwölf Söhnen das Nomadenleben fort. Einer seiner Söhne, sein Liebling, Joseph, wurde von dessen Brüdern aus Neid an ismaelitische Kaufleute verkauft und von diesen nach Aegypten gebracht, wo er nach verschiedenen, zum Theil traurigen Schicksalen, zu den höchsten Ehrenstellen des Reichs durch göttliche Fügung gelangte. Bei einer großen Hungersnoth, welche Aegypten und das Land Kanaan durch mehrere Jahre traf, kam auch Jakob mit seiner ganzen Familie nach Aegypten, welches zwar dieselbe Plage drückte, wo aber durch Joseph's Vorsichtsmaßregeln in den früheren fruchtbaren Jahren Getreidemagazine angelegt worden waren; er erhielt daselbst das an der östlichen Grenze von Unterägypten gelegene Land Goschen zur Wohnung, ohne jedoch auf das gelobte Land zu verzichten. Im Gegentheil vertheilte Jakob dasselbe unter seine zwölf Söhne, jedoch so, daß die beiden Söhne Joseph's, Ephraim und Manasse, jenen gleichgestellt wurden, und daß es nach der Gesammtzahl der Stämme, aus denen das Volk Israel von nun an bestand, getheilt ward; auch wurde seiner Verfügung gemäß sein Leichnam nach Palästina zurückgebracht, und diesem Beispiele folgten seine Söhne in der Voraussetzung und Hoffnung, daß ihre Nachkommen bald in das Land ihrer Vorfahren zurückkehren würden.

Anfangs ging es ihnen in Aegypten sehr gut: man behandelte sie aus Dankbarkeit und Achtung gegen Joseph auch nach dessen Tode noch gut und sie vermehrten sich in der kurzen Zeit von 300 bis 400 Jahren ganz außerordentlich in ihrem fruchtbaren Weidelande, wo sie sich mit der Viehzucht und zum Theil auch mit dem Ackerbau beschäftigten. Aber als das Andenken an die Wohlthaten Joseph's erloschen

war und der zu einem großen Volke herangewachsene Hirtenstamm, der als solcher durch seine Religion und durch seine Gebräuche den Aegyptiern immer entfremdet blieb, Besorgnisse einflößte, wurde er sehr bedrückt, zur Aufführung riesenhafter Bauwerke benutzt*), als wäre er in der Sklaverei, und sie hätten ihn ganz ausgerottet, wenn nicht göttliche Hülfe eingetreten wäre. Gott erweckte demselben in Moses einen Erretter und zugleich einen Gesetzgeber. Seine Geburt fiel in die Zeit, da der Pharao die große Vermehrung des hebräischen Volkes in seinem Lande durch die Ersäufung aller neugeborenen Knaben zu hemmen befahl. Um diesem harten Schicksale ihren Säugling zu entreißen, verbargen ihn seine Eltern drei Monate in ihrem Hause. Da er aber doch unmöglich der Aufmerksamkeit der wachen Aegyptier entgehen konnte, so legte seine Mutter ihn in ein Schiffchen von Papyrus, das gegen das Eindringen des Wassers durch Asphalt verwahrt war, und setzte es an einen Ort am Nil, wohin die ägyptische Prinzessin ins Bad zu gehen pflegte. Die Hoffnung der Eltern ward erfüllt: das Kind ward gerettet, einer hebräischen Amme, seiner Mutter, übergeben und von der Prinzessin an Kindes Statt angenommen. Am ägyptischen Hofe erhielt Moses eine gelehrte Erziehung. Als er die Frohnarbeiten seines Volkes sah und wie ein strenger Aufseher einen Israeliten schlug, tödtete er den Aegyptier und floh nach Arabien. Hier ward er von dem Stamme der Midianiter gut aufgenommen, erhielt von deren Priester und Stammhaupte Jethro dessen Tochter Zipporah zur Frau und weidete dessen Herden, bis er auf außerordentliche Weise den Ruf erhält, sein Volk, das bereits an 600,000 Männer außer den Frauen und Kindern zählte, aus der ägyptischen Sklaverei und vom Verderben zu befreien und dasselbe zugleich in das Land seiner Väter zu führen. Er kehrt nach Aegypten zurück und schickt sich mit seinem Bruder Aaron dazu an, das große Werk zu vollziehen.

Das Joch, welches Pharao dem Volke Israel auferlegt hatte, wurde immer unerträglicher, und die Maßregeln, wodurch er ihre Verminderung oder gänzliche Ausrottung herbei zu führen beabsichtigte, immer grausamer. Moses und Aaron eröffneten ihren Befreiungsplan den Stamm- und Familienhäuptern, erschienen am ägyptischen Hofe und forderten im Auftrage Jehovah's mit Nachdruck die Erlaubniß für ihr Volk, zur Feier eines ihrem Gott zu veranstaltenden Festes in die Wüste ziehen zu dürfen. Aber statt der Genehmigung fanden sie Verhöhnung und zur Unterdrückung ähnlicher Gesuche vermehrte und erschwerte man auf Befehl des Königs die Bauarbeiten, was auch deren israelitische Aufseher gegen die Möglichkeit, das Verlangte zu leisten, erinnern mochten. Die unerträglichen Lasten zogen dem Moses und Aaron Vorwürfe

*) Rosellini (Monum. Storici II, 249) will auf ägyptischen Wandgemälden, welche die Ziegelarbeiter darstellen, die Israeliten erkennen, an der Hautfarbe, der Gesichtsbildung und dem Barte.



von Seiten der Israeliten zu, aber eben dieß beschleunigte deren Befreiung, indem nun Moses seine höhere Sendung durch eine Reihe von Wundern bekräftigte, welche sich an eigenthümliche Naturerscheinungen Aegyptens anschlossen, eben so viele Strafgerichte für die Aegyptier waren, dem Pharao von Moses vorher verkündigt und durch die Kraft seines Gebets wieder beseitigt wurden. Die Verwandlung eines Stabes in eine Schlange, des Flußwassers in Blut und die Bedeckung des Landes mit Fröschen, die Umwandlung des Staubes in Mücken, die Ueberfüllung des Landes mit Fliegen, die Tödtung des Viehes durch eine Seuche, das Hervorbrechen von Geschwüren an Menschen und am Vieh, der Hagel, der Alles zerstörte, die Verwüstung des Landes durch Heuschrecken und die dreitägige Finsterniß, welche das Land bedeckte, und die, wie die vorhergehenden Plagen, bloß Aegypten, nicht die benachbarte Gegend Goschen traf, blieben wegen der Verstocktheit des Pharao erfolglos. Erst die Ermordung aller ägyptischen Erstgeburt, wobei auch der Erstgeborne des Pharao nicht verschont wurde, erwirkte den reisefertigen Israeliten den freien Abzug und selbst Geschenke in Gold, Silber und Kleidern, welche sie von den überall sie drängenden Aegyptiern erhielten, damit sie fortzögen. Doch bereuete Pharao seine Nachgiebigkeit, setzte ihnen mit 600 Wagen, vielen Reitern und ansehnlicher Mannschaft nach und würde die Erschrockenen ereilt haben, wenn ihnen nicht die Fügung Gottes, dessen Gegenwart und besondere Fürsorge ihnen von nun an auf allen Zügen in Arabien in den Symbolen einer Wolken- und Feuersäule, zugleich den Vereinigungs- und Aufbruchszeichen, veranschaulicht ward, mittelst eines Sturmes von Osten her, plötzlich einen Weg durch den Heroopolitanischen Meerbusen gebahnt und in dessen Wasser ihre Verfolger vernichtet hätte. Hierauf führte Moses sein Volk in die Gegend des Gebirges Sinai, wo sie zunächst bei eingetretener Hungersnoth durch Wachteln und durch Manna erhalten und beruhigt werden. Nachdem Moses den Stamm- und Familienhäuptern, als Vertretern des Volkes, in einer kurzen Anrede die großen Absichten Gottes mit demselben dargelegt und jene ihre Bereitwilligkeit, die Gesetze anzunehmen erklärt hatten, ward eine dreitägige allgemeine Vorfeier angeordnet. Am dritten Morgen hörte man ein furchtbares Getöse von dem Berge her, eine dicke Wolke ruhete auf dessen Spitze, und Donner und anhaltendes Blitzen verbreiteten ein allgemeines Grauen. Moses führte das Volk an den Fuß des Berges, verbot allen ohne Ausnahme jede weitere Annäherung, bestieg in Begleitung seines Bruders Aaron eine Anhöhe zwischen dem oben herrschenden Feuer und dem Volke und verkündete von da unter einer den unsichtbaren Gott aufs feierlichste offenbarenden, Schrecken und Ehrfurcht einflößenden Erscheinung das aus zehn Punkten bestehende Grundgesetz oder die zehn Gebote. Zwei von Moses verfertigte steinerne Tafeln, worauf die zehn Gebote eingegraben waren, sollten im Heiligthum als ewiges Zeugniß aufbewahrt werden. Während seiner vierzigtägigen Abwesenheit hatte sich das Volk mit Zustimmung des Aaron

ein goldenes Kalb als Symbol der Verehrung machen lassen, welches Moses so sehr entrüstete, daß er nach seiner Rückkehr beim Anblick der dem Kalbe gewidmeten Festlichkeiten die Tafeln an dem Fuße des Berges zerschmetterte, jenes ganz zerstören und über die Urheber des Frevels ein hartes Strafgericht ergehen ließ. Er errichtete nun außerhalb des Lagers ein besonderes Zelt, in welchem er von Gott den Befehl erhielt, neue Tafeln zu verfertigen und mit ihnen am Sinai zu erscheinen, wo sie göttliche Anerkennung finden, und wo er zugleich wiederholte Aufträge wegen Verehrung des wahren Gottes, des Sabbaths, wegen Heiligung der Erstgeburten, u. a. erhält. Als die zwölf in das zu erobernde Land ausgesendeten Kundschafter zwar die günstigsten Nachrichten und Beweise von dessen Fruchtbarkeit, aber auch übertriebene Berichte von der Zahl und Stärke seiner Bewohner brachten, als deshalb ein lebhaftes Murren gegen Moses' Vorhaben und eine allgemeine Empörung ausbrach: änderte Moses seinen Beschluß, jetzt schon und von dieser Seite den Eroberungsplan auszuführen. Das Volk zog nun noch durch acht und dreißig Jahre in dem nördlichen Arabien umher; die Alten starben unterdeß aus, ein neues Geschlecht trat an ihre Stelle, welches ohne Sehnsucht nach Aegyptens Ueberfluß mehr Gelehrigkeit für das Gesetz zeigte und leichter für die Ausführung des erwähnten Vorhabens heranzubilden war. Nach mancherlei Beschwerden erreichte das Volk ein großes Thal an der Grenze des Gebietes Moab, fing die Eroberung mit der Besiegung Sihons des Amoriters an, welcher in Hesbon wohnte, und nahm dessen ganzes Land zwischen dem Arnon und Jabok in Besitz, so wie auch das des Og, Königs von Basan, der die Einwanderer vertreiben wollte, aber gleichfalls geschlagen ward. Ein Versuch der Moabiter und Midianiter, durch Verführung zur Theilnahme an ihrem ausschweifenden Götzendienste den Israeliten den Untergang zu bereiten, wurde für jene verderblich, somit auch diese Gefahr abgewendet und nun alles Erforderliche für die Eroberung des eigentlichen Palästina vorbereitet.

---

4. Die mosaische Gesetzgebung.

(Nach Heinrich Ewald, die Alterthümer des Volkes Israel, bearbeitet vom Herausgeber.)

Der Zweck des großen Gesetzgebers war keineswegs, alles Hergebrachte plötzlich und gewaltsam zu beseitigen, also vorzugsweise neue Gesetze zu geben, sondern viele Sitten und Gewohnheiten, welche bis zu seiner Zeit im Volke bestanden hatten, wurden beibehalten, und von den neuen Einrichtungen und Gesetzen gab es nicht wenige, welche entweder aus einem nähern Zusammenhange des Volkes Israel mit einem bestimmten Völkerkreise entsprangen oder unter allen alten Völkern von

gleicher Bildungsstufe wiederkehren. Die Gesetzgebung umfaßte sowohl die religiösen als die bürgerlichen Einrichtungen.

An der Spitze derselben steht die Verehrung eines einzigen Gottes, Jehovah, im Gegensatze zu den polytheistischen Gottesdiensten der heidnischen Völker. Er allein galt als der König seines auserwählten Volkes (Israel), weßhalb auch Lästerung seines Namens und Abfall von seiner Religion als Majestätsverbrechen angesehen und mit dem Tode bestraft wurde. Nicht minder zeigt sich der entschiedene Gegensatz zum Heidenthum in der Ausschließung jeder Abbildung Gottes, deren Strenge sich im Laufe der Zeiten um so höher steigerte, je mehr theils die schon vor Moses' Gesetzgebung unter den Israeliten zur Geltung gelangten fremden Gottesdienste sich neben dem Jehovahthum zu erhalten oder mit ihm zu verschmelzen suchten, theils neue aus den Nachbarländern, namentlich seit Salomo's Regierung, sich in feindlicher Absicht eindrängten.

Dasjenige Volk, welches sich Jehovah auserwählt hat, mit welchem er im „Bunde" steht, erhält dadurch selbst eine gewisse Heiligkeit und nennt sich deshalb das „Volk Jehovah's", „das Volk Gottes", der es selbst wieder im Munde der Propheten sein Volk nennt. Als äußeres Zeichen der Aufnahme des Neugebornen in diese heilige Gemeinde diente die Beschneidung. Die Nachkommen einzelner Fremden, die sich in Israel niedergelassen hatten, konnten erst nach drei Generationen zu allen Gemeinderechten gelangen, doch nur dann, wenn sie nicht aus einem besonders feindlichen Volke abstammten. Die Gliederung des Volkes war seit urdenklichen Zeiten eine dreifache: in Stämme, Geschlechter und Familien, welche letztere wieder aus mehreren Häusern (Haushaltungen) bestanden. Jede dieser Abstufungen hatte von jeher ein „Haupt" oder einen „Vater", wofür am häufigsten die Benennung „Aeltester" vorkommt. Diese waren sowohl Anführer im Kriege, als Richter und Vertreter des Volkes bei der Berathung allgemeiner Angelegenheiten. Aus ihnen bildete sich schon sehr früh ein Ausschuß von (70) Aeltesten, welcher Jahrhunderte lang die berathende und beschließende Gemeinde repräsentirte. Wenn auch in Kriegszeiten aus den 12 Stammesfürsten ein allgemeiner Anführer genommen wurde, so scheint seine Macht mit der Vollendung seines Auftrages geendet zu haben, und keinem einzelnen Menschen war eine regierende Gewalt über das Ganze auf die Dauer anvertraut, einen menschlichen König ertrug das Jehovahthum in seiner ursprünglichen Strenge nicht einmal dem Namen nach.

Einem der zwölf Stämme, und zwar dem Stamme Levi, dem er selbst angehörte, übertrug Moses das erbliche Priesterthum für das gesammte Volk, während früher die einzelnen Familien ihre besonderen Priester aus ihrer eigenen Mitte hatten. Die Priester aber, deren Aufgabe es ist, die wahre Religion in dem Volke stets lebendig zu erhalten und somit zu schützen, müssen vor Allem selbst heilig und rein (mit Ausschließung aller körperlichen Fehler) sein, sie sollen Jehovah zunächst stehen, sich ihm allein weihen, seine Gebote am genauesten ken-

ein goldenes Kalb als Symbol der Verehrung machen lassen, welches Moses so sehr entrüstete, daß er nach seiner Rückkehr beim Anblick der dem Kalbe gewidmeten Festlichkeiten die Tafeln an dem Fuße des Berges zerschmetterte, jenes ganz zerstören und über die Urheber des Frevels ein hartes Strafgericht ergehen ließ. Er errichtete nun außerhalb des Lagers ein besonderes Zelt, in welchem er von Gott den Befehl erhielt, neue Tafeln zu verfertigen und mit ihnen am Sinai zu erscheinen, wo sie göttliche Anerkennung finden, und wo er zugleich wiederholte Aufträge wegen Verehrung des wahren Gottes, des Sabbaths, wegen Heiligung der Erstgeburten, u. a. erhält. Als die zwölf in das zu erobernde Land ausgesendeten Kundschafter zwar die günstigsten Nachrichten und Beweise von dessen Fruchtbarkeit, aber auch übertriebene Berichte von der Zahl und Stärke seiner Bewohner brachten, als deshalb ein lebhaftes Murren gegen Moses' Vorhaben und eine allgemeine Empörung ausbrach: änderte Moses seinen Beschluß, jetzt schon und von dieser Seite den Eroberungsplan auszuführen. Das Volk zog nun noch durch acht und dreißig Jahre in dem nördlichen Arabien umher; die Alten starben unterdeß aus, ein neues Geschlecht trat an ihre Stelle, welches ohne Sehnsucht nach Aegyptens Ueberfluß mehr Gelehrigkeit für das Gesetz zeigte und leichter für die Ausführung des erwähnten Vorhabens heranzubilden war. Nach mancherlei Beschwerden erreichte das Volk ein großes Thal an der Grenze des Gebietes Moab, fing die Eroberung mit der Besiegung Sihons des Amoriters an, welcher in Hesbon wohnte, und nahm dessen ganzes Land zwischen dem Arnon und Jabok in Besitz, so wie auch das des Og, Königs von Basan, der die Einwanderer vertreiben wollte, aber gleichfalls geschlagen ward. Ein Versuch der Moabiter nnd Midianiter, durch Verführung zur Theilnahme an ihrem ausschweifenden Götzendienste den Israeliten den Untergang zu bereiten, wurde für jene verderblich, somit auch diese Gefahr abgewendet und nun alles Erforderliche für die Eroberung des eigentlichen Palästina vorbereitet.

---

4. Die mosaische Gesetzgebung.

(Nach Heinrich Ewald, die Alterthümer des Volkes Israel, bearbeitet vom Herausgeber.)

Der Zweck des großen Gesetzgebers war keineswegs, alles Hergebrachte plötzlich und gewaltsam zu beseitigen, also vorzugsweise neue Gesetze zu geben, sondern viele Sitten und Gewohnheiten, welche bis zu seiner Zeit im Volke bestanden hatten, wurden beibehalten, und von den neuen Einrichtungen und Gesetzen gab es nicht wenige, welche entweder aus einem nähern Zusammenhange des Volkes Israel mit einem bestimmten Völkerkreise entsprangen oder unter allen alten Völkern von

gleicher Bildungsstufe wiederkehren. Die Gesetzgebung umfaßte sowohl die religiösen als die bürgerlichen Einrichtungen.

An der Spitze derselben steht die Verehrung eines einzigen Gottes, Jehovah, im Gegensatze zu den polytheistischen Gottesdiensten der heidnischen Völker. Er allein galt als der König seines auserwählten Volkes (Israel), weßhalb auch Lästerung seines Namens und Abfall von seiner Religion als Majestätsverbrechen angesehen und mit dem Tode bestraft wurde. Nicht minder zeigt sich der entschiedene Gegensatz zum Heidenthum in der Ausschließung jeder Abbildung Gottes, deren Strenge sich im Laufe der Zeiten um so höher steigerte, je mehr theils die schon vor Moses' Gesetzgebung unter den Israeliten zur Geltung gelangten fremden Gottesdienste sich neben dem Jehovahthum zu erhalten oder mit ihm zu verschmelzen suchten, theils neue aus den Nachbarländern, namentlich seit Salomo's Regierung, sich in feindlicher Absicht eindrängten.

Dasjenige Volk, welches sich Jehovah auserwählt hat, mit welchem er im „Bunde" steht, erhält dadurch selbst eine gewisse Heiligkeit und nennt sich deshalb das „Volk Jehovah's", „das Volk Gottes", der es selbst wieder im Munde der Propheten sein Volk nennt. Als äußeres Zeichen der Aufnahme des Neugebornen in diese heilige Gemeinde diente die Beschneidung. Die Nachkommen einzelner Fremden, die sich in Israel niedergelassen hatten, konnten erst nach drei Generationen zu allen Gemeinderechten gelangen, doch nur dann, wenn sie nicht aus einem besonders feindlichen Volke abstammten. Die Gliederung des Volkes war seit urdenklichen Zeiten eine dreifache: in Stämme, Geschlechter und Familien, welche letztere wieder aus mehreren Häusern (Haushaltungen) bestanden. Jede dieser Abstufungen hatte von jeher ein „Haupt" oder einen „Vater", wofür am häufigsten die Benennung „Aeltester" vorkommt. Diese waren sowohl Anführer im Kriege, als Richter und Vertreter des Volkes bei der Berathung allgemeiner Angelegenheiten. Aus ihnen bildete sich schon sehr früh ein Ausschuß von (70) Aeltesten, welcher Jahrhunderte lang die berathende und beschließende Gemeinde repräsentirte. Wenn auch in Kriegszeiten aus den 12 Stammesfürsten ein allgemeiner Anführer genommen wurde, so scheint seine Macht mit der Vollendung seines Auftrages geendet zu haben, und keinem einzelnen Menschen war eine regierende Gewalt über das Ganze auf die Dauer anvertraut, einen menschlichen König ertrug das Jehovahthum in seiner ursprünglichen Strenge nicht einmal dem Namen nach.

Einem der zwölf Stämme, und zwar dem Stamme Levi, dem er selbst angehörte, übertrug Moses das erbliche Priesterthum für das gesammte Volk, während früher die einzelnen Familien ihre besonderen Priester aus ihrer eigenen Mitte hatten. Die Priester aber, deren Aufgabe es ist, die wahre Religion in dem Volke stets lebendig zu erhalten und somit zu schützen, müssen vor Allem selbst heilig und rein (mit Ausschließung aller körperlichen Fehler) sein, sie sollen Jehovah zunächst stehen, sich ihm allein weihen, seine Gebote am genauesten ken-

nen und ausüben. Wie also das Volk Israel von den Heiden, so soll sich die Priesterschaft wieder von dem Volke als engerer Kreis durch einen höheren Grad der Heiligkeit unterscheiden. Dieser Priesterstamm theilte sich, wie das Priesteramt, in drei Stufen: Leviten (Unterpriester), Priester, Hohepriester. Alle Leviten, die nicht zum Hause Aaron's gehörten, waren zu den niederen Diensten beim Heiligthum verpflichtet: sie hatten das heilige Zelt zu bewachen und nöthigenfalls zu vertheidigen, auf Reisen dasselbe mit den einzelnen heiligen Geräthen fortzuschaffen (auf Stangen), beim Opfer Hülfe zu leisten u. s. w. Die niedrigsten Dienste, als welche beispielsweise Holzhauen und Wasserschöpfen angeführt werden, ließen sie durch Sclaven besorgen, namentlich durch die aus der Kriegsbeute ihnen zugewiesenen gefangenen Feinde. Seit David's und Salomo's Zeiten waren sie nicht bloß Wächter des Tempels zu Jerusalem und seiner Schätze, sondern hatten mit der fortschreitenden Bildung und Macht des ganzen Volkes allmählich auch eine höhere Stellung eingenommen und standen theils als Musiker, Künstler im Dienste des Tempels, theils waren sie als Lehrer und Richter im ganzen Lande zerstreut. Das eigentliche Priesteramt blieb in der Familie des Moses, die in seines Bruders Aaron Nachkommen fortbestand. Außer der Besorgung des Gottesdienstes, der Bewahrung und Auslegung der Gesetze, hatten sie auch manche Geschäfte polizeilicher Natur zu versehen, die aber mehr oder weniger mit dem religiösen Leben in Zusammenhang standen: wegen der heiligen Feste mußten sie die Zeitrechnung, wegen der Opfer und der sonstigen Gaben an das Heiligthum, die periodisch wiederkehren, die Maaße und Gewichte ordnen, die Schätzung des Volkes hielten sie ab wegen der damit verbundenen Reinigungen, sie führten die Geschlechtsregister u. s. w. Das jedesmalige Haupt der Familie Aaron's war Hohepriester, der zugleich Haupt des Stammes Levi und geistliches Haupt der ganzen Nation war. Er muß nicht allein die höchste Reinheit ununterbrochen bewahren, noch mehr als die übrigen Priester (so z. B. darf er nicht einmal wegen des Todes seiner Aeltern Trauer anlegen), sondern auch jede Störung der ursprünglichen Heiligkeit und Reinheit der ganzen Gemeinde auszugleichen und den Zustand der Reinheit stets wiederherzustellen suchen, namentlich an dem jährlichen Versöhnungsfeste (s. S. 11). Ehe das menschliche Königthum aufkam, war er die höchste Instanz in allen wichtigen Entscheidungen, denn er galt als der unmittelbare Stellvertreter Jehovah's, welchen er allein um seinen Willen befragen durfte. Er war der beständige Vertreter des Volkes in allen seinen allgemeinen Angelegenheiten. Wegen ihres Unterhaltes sollten die Priester nicht, wie das übrige Volk, auf Bebauung des Bodens oder überhaupt auf materiellen Erwerb angewiesen sein, sondern die Quellen ihrer regelmäßigen Einkünfte bestanden 1) in dem Zehnten von allen nützlichen Erzeugnissen des Bodens (Getreide, Wein, Baumfrüchten) und dem zehnten Stück alles neugebornen Hausviehs. Diesen Zehnten hatten die im ganzen Lande zerstreuten Leviten zu sammeln und davon wieder

den Zehnten an die Priester abzugeben. 2) Die Opferpriester, nicht aber die gemeinen Leviten, erhielten die Erstlinge von allen üppigen Erzeugnissen des Bodens (Oel, Most), ohne daß ein bestimmtes Maaß dafür festgesetzt ist, ferner das männliche Erste vom Hausvieh, und einen gewissen Antheil an den Opfern (Fleischstücke, Thierhäute, Brode). 3) Die Priester und Leviten hatten auch ihren Antheil an der Kriegsbeute, doch nur an lebenden Gegenständen, denn edle und unedle Metalle wurden zur unmittelbaren Ausstattung des Heiligthums bestimmt. Endlich hatte der Stamm Levi seit der Eroberung Kanaans den fortdauernden Besitz 48 kleiner Städte mit Weideplätzen erhalten, der freilich in der Folge bedeutend geschmälert werden mußte, als die Leviten sämmtlich auf das kleine Reich Juda beschränkt wurden.

Der Mittelpunkt des Gottesdienstes war vor der Erbauung des Tempels das heil. Zelt, bestehend aus zwei durch einen Vorhang getrennten Abtheilungen: dem Heiligen und dem Allerheiligsten, umgeben von einem abgeschlossenen Vorhofe. Wie sich also das Priesterthum in drei scharf geschiedene Stufen trennte, so auch das Nationalheiligthum: die gemeinen Leviten durften nur den Vorhof betreten, der auch Männern aus dem Volke offen stand, wenn sie zu opfern hatten, das Heilige war nur für die Priester (aus dem Hause Aaron's), das Allerheiligste nur für den Hohenpriester zugänglich. Der Vorhof diente zu den Thier- und Getreideopfern, welche auf dem mit Erz überzogenen Brandopferaltar dargebracht wurden. In dem Heiligen, welches durch einen siebenarmigen goldenen Leuchter erhellt wurde, brachten die Priester die edlern Opfer dar, ohne daß das übrige Volk, einschließlich der Leviten, sie erblickte; hier stand der mit Goldblech überzogene heilige Tisch mit den jeden Sabbath wechselnden 12 Broden und der goldene Weihrauch-Altar. In dem Allerheiligsten, in einem schauerlichen Dunkel, stand die Bundeslade.

Wie bei so vielen anderen Einrichtungen, knüpfte Moses auch bei der Bestimmung der Festtage seine Anordnungen wenigstens theilweise an Bestehendes an. Die vormosaischen Feste scheinen, wie die heidnischen, reine Naturfeste gewesen zu sein, begründet auf den Wechsel der Himmelserscheinungen (Voll- und Neumond) und der Jahreszeiten (Herbst- und Frühlingsfest). Moses behielt nicht nur das Frühlings- und Herbstfest bei, sondern bestimmte auch die Zeit des Vollmondes dazu, nämlich den Vollmond im ersten Monat nach dem Frühlingsaequinoctium und des siebenten darauf folgenden Monates. Auch der Neumond wurde in diesem siebenten Monate feierlicher begangen, als in jedem andern. Das Frühlingsfest ward durch das siebentägige Pascha eingeleitet und nach 7 Wochen, am 50. Tage (Pfingsten), mit dem „Feste der (7) Wochen“ oder dem Feste der Getreideärnte beschlossen, und die Abgabe der Erstlinge vorzüglich an diesen Schluß geknüpft. Eben so ward das Herbstfest durch einen allgemeinen Buß- und Versöhnungstag eingeleitet, indem die Gemeinde durch ein strenges eintägiges Fasten und ein vom Hohenpriester in ihrem Namen dar-

gebrachtes großes Sühnopfer (bei welchem er selbst die Bundeslade mit dem Blute des Opfers besprengte) sich von aller Schuld reinigte, um dem 4 Tage später folgenden größten Freudenfeste freudigen Herzens beiwohnen zu können. Dieses Hauptfest im Herbste, welches unter allgemeiner Theilnahme des ganzen Volkes ebenfalls eine ganze Woche dauerte, hieß das „Laubhüttenfest“; es war ein Dankfest für die nun beendigte Obst- und Weinlese, wie Pfingsten ein Dankfest für die vollendete Getreideärnte. An den drei Hauptfesten, Pascha, Pfingsten und dem Laubhüttenfeste, sollten alle Männer Israels zu dem Nationalheiligthum wallfahrten, um sich durch dessen unmittelbares Anschauen und die Theilnahme an dem gemeinsamen Opfer von Neuem zum Dienste Jehovah's zu stärken und das Bewußtsein zu erneuern, dessen auserwähltem Volke anzugehören. Mit der weitern Ausbreitung und Zerstreuung des Volkes wurde die Beobachtung dieses Gebrauches immer schwieriger, besonders in kriegerischen Zeiten, wo die Feinde die Entblößung der Landesgrenzen von streitbaren Männern zu Einfällen benutzten. Am allgemeinsten scheint die Herbst-Wallfahrt sich im Gebrauch erhalten zu haben. Neben ihrer ursprünglichen natürlichen Bedeutung ward diesen drei Hauptfesten auch eine geschichtliche beigelegt und so die Offenbarung Gottes in der Natur mit der in der Geschichte aufs engste verknüpft. So galt das Paschafest als Andenken an die Befreiung aus der aegyptischen Sclaverei und die damit verbundene Darbringung der Erstlinge bezog man auf die Verschonung der israelitischen Erstgeburt durch den Todesengel; so setzte man das Laubhüttenfest in Verbindung mit dem Leben unter Zelten und Laubhütten während des Zuges durch die Wüste, und zuletzt erhielt auch das Pfingstfest eine sehr lose Verbindung mit der Gesetzgebung am Sinai, weil diese in den dritten Monat gefallen sei.

Wie in jeder Woche der Sabbath, so sollte auch das siebente Jahr jedesmal eine Zeit der Ruhe für den Boden des ganzen Landes und somit auch für die ackerbauende Bevölkerung sein. Ein solches Brachjahr oder Sabbath-Jahr war für den Acker vortheilhaft und um so eher ausführbar, als bei der großen Fruchtbarkeit des Landes der Ertrag in den gewöhnlichen Jahren das Bedürfniß seiner Bewohner überstieg. Dürftigen aber, die sich bis dahin nichts hatten ersparen können, stand es frei, die von selbst wachsenden Früchte aller Art von den Brachfeldern zu sammeln. Alle anderen Beschäftigungen außer Pflügen, Säen und Aernten waren in diesem Jahre erlaubt.

War der Kreislauf von 7 Sabbathjahren vollendet, so sollte das darauf folgende 50. Jahr dazu dienen, die ursprüngliche Gleichmäßigkeit des Besitzes herzustellen, und dadurch den unverhältnißmäßigen Reichthum Weniger neben der Armuth der großen Menge zu verhüten, eine Einrichtung, die auch andere Gesetzgeber, wie z. B. Lykurg, für das ruhige Fortbestehen des Staates als nothwendig erachtet haben. Dieses Jahr hieß das Jubeljahr, denn der Anfang desselben (im Herbste, nach Vollendung aller Arten von Aernte), dem gewiß Viele

mit Sehnsucht entgegen harrten, verbreitete allgemeine, laute Freude über das ganze Land und wurde durch die Posaunen der Priester verkündet. Mit diesem Jahre sollten alle menschlichen Verträge über Leib und Gut erloschen sein, daher alle einheimischen Sclaven freigelassen, alle verkauften oder verpfändeten Aecker nebst den zur Ackerwirthschaft gehörigen Häusern an den ursprünglichen Besitzer zurückgegeben werden. Daraus folgte, daß man durch Kauf nicht den Boden, sondern nur die Nutznießung bis zum nächsten Jubeljahr erwarb; der Preis und also auch die Einlösungssumme eines Ackers oder Sclaven war daher um so geringer, je näher das nächste Jubeljahr bevorstand.

Die religiösen Handlungen bestanden: 1) in Gebet, wofür es ursprünglich keine feststehenden Formeln gab, 2) dem Eid mit Anrufung des Namens Gottes und mit zum Himmel emporgehobener Rechte, 3) dem Gelübde, einem unter feierlicher Anrufung Gottes gegebenen Versprechen einer Leistung, 4) dem Opfer oder der Hingabe eines irdischen Besitzes, um dafür etwas gewünschtes Göttliches zu erlangen. Der Mensch verzichtete auf den eigenen Genuß, um ihn einem Höhern zu bereiten und dadurch dessen Segen auf die Erde herabzulocken; empfing er nun den gewünschten Segen, so brachte er wieder einen Theil desselben als Dank dem göttlichen Geber dar. So zerfallen die Opfer in Bitt- und Dankopfer; zu ersteren gehören auch die Sühn- und Schuldopfer, welche so unterschieden werden, daß Sühnopfer die ganze Gemeinde, Schuld- oder Bußopfer den Einzelnen betreffen. Eines der frühesten Opfer nicht nur bei den Israeliten, sondern auch bei andern Völkern des Alterthums war die Darbringung von Speisen auf einem prachtvollen, am heiligen Orte aufgestellten Tische. So hatte sich in Israel aus uralter Zeit die Sitte erhalten, jeden Sabbath 12 ungesäuerte Brode auf einem mit Gold überzogenen Tische beim Heiligthum darzubringen. Wie beim menschlichen Mahle der Genuß von Brod, Wein und Fleisch verbunden war, so kannte man seit alten Zeiten neben dem Getreideopfer (entweder als feines Mehl, oder als Speise — Brod, Kuchen — zubereitet) auch Schlachtopfer und Trankopfer. Das Schlachtopfer war verbunden mit dem Verbrennen der Thierstücke, weil man in dem Auflodern der Opferflamme erst recht zu erkennen glaubte, daß das Dargebrachte zum Himmel aufgegangen und von der Gottheit aufgenommen worden sei. Wurden sämmtliche Thierstücke verbrannt, so hieß es Ganzopfer oder Brandopfer, und dieses gewann das Uebergewicht über die einfacheren Arten des Opfers, bei denen nur das Blut und die edlern Eingeweide vom menschlichen Genusse ausgeschlossen wurden. Nur zahme Hausthiere galten als besonderes Eigenthum des Menschen und von diesen waren wieder die unreinen ausgeschlossen; ursprünglich galt das Rind als das zum Opfer geeignetste Thier, Schafe, Ziegen und Tauben als geringere Gaben. Die Hingabe eines fehlerhaften oder schon durch Arbeit geschwächten und gleichsam entweihten Thieres konnte nicht als ein Opfer angesehen werden. Die Erstgeburt und das männliche Thier wurden als vor-

züglicher betrachtet, ohne jedoch die übrigen vom Opfer auszuschließen. Das Trankopfer wurde nicht auf den Altar selbst, sondern auf den Boden ausgegossen. Zum feierlichen Opfer gehörte auch das Anzünden von Weihrauch oder anderm kostbaren Räucherwerk, theils weil dies überhaupt zum reichlichen Mahle gehörte, theils um den übeln Geruch beim Verbrennen der Thierstücke zu beseitigen. Ohne Zweifel wurde das feierliche Opfer auch von Reden, Gebeten und Gesängen (Psalmen) begleitet.

Verwandt mit den Opfern ist die Darbringung von Weihgeschenken, die schon das Bestehen einer ausgebildeten Priesterschaft voraussetzen, die solche Gaben in Empfang nehmen und im Sinne des Stifters verwenden kann. Einige Arten dieser Weihgeschenke (z. B. die Erstlinge aller Art, die Zehnten) kehrten so häufig wieder, daß sie allmählich zu feststehenden Abgaben wurden. — Ferner gab es Opfer, welche der Mensch seinem eigenen Leibe und seiner physischen Lust auferlegte. Dahin gehört zunächst das Fasten, zu dem sich ein Einzelner für eine bestimmte Zeit verpflichtete oder welches allgemein von der ganzen Gemeinde beobachtet wurde. So schrieb das Gesetz einen Fasttag (von einem Abende zum andern) bei dem großen Versöhnungsfeste im 7. Monat vor, aber auch außerordentlicher Weise wurde das Fasten öffentlich angeordnet, namentlich bei großen Unfällen, welche die gesammte Nation trafen. Ferner gab es Personen, die sich mit ihrem ganzen Leibe Jehovah zu eigen gegeben hatten, die sog. Naziräer (d. h. Geweihte), welche sich des Weines enthielten und, weil sie an ihrem gottgeweihten Leibe keine Veränderung vornehmen durften, sich das Haupthaar wachsen ließen, so Simson und Samuel. Uebrigens scheint diese Sitte sich nur einige Jahrhunderte hindurch erhalten zu haben; auch geschieht dies Gelübde in der Regel nur für eine gewisse Zeit. Das allgemeinste solcher Leibesopfer war die Beschneidung, welche bei allen Völkern vorkommt, die sich von Abraham ableiteten, also auch bei den (von Ismael abstammenden) Arabern, welche sie auch nach der Annahme des Islams beibehielten, eben so bei den Edomitern, Moabitern und Ammonitern. Dasjenige Opfer, welches von allen am meisten einen rein geistigen Charakter trägt, ist die Feier des Sabbaths als des Tages der Ruhe von allen Gewinn erzielenden Bestrebungen des Menschen, gewidmet dem Gebet und der religiösen Belehrung. Die hohe Wichtigkeit dieses geistigen Entsagungsopfers gibt der Gesetzgeber schon dadurch zu erkennen, daß er es unter die Zehn Gebote aufnimmt, was bei keinem andern Opfer oder heil. Gebrauche der Fall ist; ja, Jehovah selbst wurde hier als Vorbild aufgestellt, der nach den sechs Schöpfungstagen am siebenten ruhte.

Zu den religiösen Handlungen gehören auch die heiligen Reinigungen, theils um die vom Gesetz näher bezeichneten Verunreinigungen oder Vergehen aufzuheben, theils um sich auf Opfer und andere Feierlichkeiten würdig vorzubereiten.

5. Die Eroberung Palästina's und die Zeit der Richter.

(Nach Joh. Wilh. Loebell, die Weltgeschichte in Umrissen und Ausführungen.)

Moses wollte zur Ausführung seiner Gesetze den Boden Kanaans von allen seinen bisherigen Bewohnern völlig gereinigt, diese also vertrieben oder ausgerottet wissen, damit zwischen Israel und ihnen keine Berührung, welche Verlockung zu ihrem Götzendienst und ihren Lüsten herbeiführen würde, Statt haben könne. Aber die Aufgabe der Eroberung war keine leichte, man hatte es mit civilisirten, kriegsgeübten, zum Theil in sehr festen Städten wohnenden Völkerschaften zu thun. Freilich handelten sie nicht in der rechten Gemeinschaft. Erst nachdem Jericho auf eine mit wunderbaren Umständen verbundene Art in die Hände der Israeliten gefallen war, traten Fürsten einzelner Gebiete verbündet auf, wurden aber von Josua besiegt. Doch hatte dieser nach siebenjährigen Anstrengungen erst Süd- und Mittelpalästina zum größten Theile so wie einige Striche von Nordpalästina erobert. Damit glaubte er sich vorläufig begnügen zu dürfen und nahm die Vertheilung des Ganzen unter die zwölf Stämme durch das Loos vor, indem er es jedem einzelnen Stamme überließ, sich allein oder mit Hülfe anderer den noch unbezwungenen Antheil seines Looses zu erkämpfen. Er mochte meinen, daß es nicht länger möglich sein würde, das ganze Volk für gemeinschaftliche Kriegsunternehmungen zusammen zu halten, und daß es nöthig sei, mit der festen Ansiedelung einen Anfang zu machen. Doch wollte er durch die Aufstellung der Stiftshütte zu Silo einen Centralpunct und allgemeinen Versammlungsort schaffen. Silo lag im Gebiete des mächtigen und zahlreichen Stammes Ephraim; diesem dadurch einen überwiegenden politischen Einfluß zu sichern, scheint in der Absicht des Josua, der selbst dazu gehörte, gelegen zu haben. Als die im Osten des Jordan angesiedelten dritthalb Stämme sich am Ufer dieses Flusses einen eigenen Altar bauten, wurden sie darüber vom übrigen Volke durch Abgeordnete zur Rechenschaft gefordert. Sie erwiederten, daß sie mit ihren Bruderstämmen Antheil hätten an Jehovah, dem sie auch nur an dem gesetzlichen Orte opfern wollten.

Aber dieses Gefühl der Nothwendigkeit des lebendigsten Zusammenhangs mit dem Gott ihrer Väter und eben dadurch der Stämme unter einander erlosch nach dem Tode Josua's, und die Bestrebungen des Volkes zerfielen — zu einer Zeit, wo die Lösung der großen ihm gestellten Aufgabe nur durch das kräftigste Zusammenwirken erreicht werden konnte — äußerlich und innerlich. Da die Einheit der Leitung fehlte, versanken die Stämme in Schlaffheit, ergaben sich dem Götzendienst, und geriethen von Zeit zu Zeit in die Dienstbarkeit Fremder. Alles dieses stand in engem Zusammenhang. Da nämlich der Krieg gegen die Kanaanäer zersplittert und mit geringem Erfolge geführt ward, kam ein großer Theil des Landes, namentlich die phönicischen Küstenstädte im Norden und die philistäischen im Süden, nicht in den Besitz der Israeliten, und diese blieben dadurch in

steter naher Berührung mit den Landeseinwohnern, gewöhnten sich an ihre Sitten, und fingen an, ihren Göttern zu dienen, da ihr den Sinnen schmeichelnder Cultus einen an sich größern Reiz für das Volk hatte als die Anbetung des Sittenstrenge fordernden Jehovah, den kein Bild versinnlichte. Es zeigt sich klar, die Vernachlässigung der mosaischen Institutionen war die Hauptursache des Nationalunglücks, nämlich des unvollständigen, zerstückelten Landbesitzes und des noch schlimmern Druckes, den das Volk von Zeit zu Zeit von siegreichen Nachbarn, namentlich von den Philistern, zu dulden hatte. Mit den letztern fanden überhaupt fortgehende feindliche Reibungen statt, mit den Phöniciern dagegen nur freundschaftliche Beziehungen. Es scheint, daß diese für ihren Landhandel des friedlichen Durchzuges durch Nordpalästina bedurften, wie die Israeliten wiederum ihrer für viele Erfordernisse des Lebens, welches allmählich gebildeter und gemächlicher wurde.

Gegen jene fremden Dränger standen nun von Zeit zu Zeit im Volke Israel Helden auf, welche die Schlaffen aufregten, bewaffnete Schaaren um sich versammelten, an deren Spitze sie mit großer Kühnheit und Entschlossenheit Angriffe auf die Feinde machten, sie besiegten, und ihren gedrückten Volksgenossen die Freiheit verschafften. Da ihnen ihr Geist und Erfolg großes Ansehen verschafften, so blieben sie auch nach dem Siege meistens an der Spitze des ganzen Volks oder einzelner Stämme. Sie werden hebräisch Schophetim genannt, welches Wort Richter bedeutet, aber sie waren dies nicht allein, sondern besaßen auch eine allgemeine bürgerliche und kriegerische Obergewalt. Die berühmtesten sind Gideon, Jephtha und Simson. Nach diesen Heroen hat man den ganzen von Josua bis auf die Einführung des Königthums verfließenden, so weit es sich bei der Unsicherheit der jüdischen Chronologie jener Periode bestimmen läßt, etwas über drei Jahrhunderte umfassenden Zeitraum die Periode der Richter genannt. So gute Folgen ihre Thaten auch hatten, so wurde doch dadurch die nöthige Einheit weder allgemein noch dauernd hergestellt; an eine Verwirklichung der mosaischen Einrichtungen durch sie ist vollends nicht zu denken. Dabei war unter den Stämmen nicht nur Mangel an Zusammenhang, sondern es brachen, zur Rache für erlittene Unbill und Kränkungen, zuweilen Kriege unter ihnen aus. So hatte Jephtha gleich nach seinem Siege über die auswärtigen Feinde einen Kampf gegen die Ephraimiten zu bestehen, die er an der Spitze seiner ostjordanischen Stämme besiegte. „Zu selbiger Zeit war kein König in Israel; ein jeglicher that, was ihm recht däuchte." Das ist die Klage, in welche das Buch der Richter mehrmals ausbricht, und mit welcher es schließt.

Dennoch würden wir uns sehr täuschen, wenn wir von allen diesen Uebeln einen Schluß machen wollten auf eine gänzliche Versunkenheit des Volkes, auf einen geistigen Verfall vor der erreichten Blüthe. Vielmehr können weder die Fäden, welche die damaligen Geschlechter mit dem geistigen Leben ihrer Ahnen verbanden, ganz zerrissen, noch die von Moses ausgestreuten Keime ohne alles Wachsthum geblieben

sein. Es muß mitten unter so manchem Verderben eine stille Entfaltung und Entwicklung Statt gefunden haben.

Diese Cultur, das ganze Leben der Nation überhaupt, fing an, in ihren Blüthestand zu treten zu den Zeiten des letzten der Richter, des Samuel. Durch diesen hervorstrahlenden Mann wurden die Gesinnungen und das Selbstgefühl der Nation von Neuem gestärkt, und bald erstieg sie den Gipfel ihrer Bedeutung und Kraft. Samuel brachte das Volk dahin, die fremden Götzen abzuthun; er belebte und gestaltete die zerstreuten Keime des Mosaismus von Neuem; sein erleuchteter, gläubiger und zugleich starker Sinn fesselte die Gemüther; er waltete nicht nur als Richter, sondern wurde von allen Stämmen auch als ein Prophet geachtet, in dessen Stimme sie die Stimme des durch ihn redenden Jehovah verehrten.

---

6. Die Gründung des Königthums.

(Nach Georg Weber, allgemeine Weltgeschichte.)

1. Eli und Samuel.

Die Zerrissenheit des Reiches und die Auflösung des Stammes- und Gemeinde-Verbandes in der Richterzeit hatte die Schwächung Israels und die Ueberwindung einzelner Stämme durch die kriegerischen Nachbarvölker zur Folge. Die Philister, die schon zu Simson's Zeiten Juda und Simeon unter ihre Botmäßigkeit gebracht, richteten ihre Angriffe nunmehr auch gegen die mittleren Stämme Ephraim mit Benjamin und Manasse. Das bedrängte Volk suchte einen Halt in der Verbindung des weltlichen Volksrichteramtes mit der hohenpriesterlichen Würde, indem es Eli, den Vorsteher des Heiligthums in Silo, zum Richter und Heerführer wider die Feinde erkor. Und Eli scheint in seinen jüngern Jahren die Erwartungen Israels nicht getäuscht zu haben; in den vierzig Jahren, die seiner Herrschaft zugeschrieben werden, stand er als Held und Retter seines Volkes den Feinden kräftig gegenüber und wehrte die fremde Botmäßigkeit von Ephraim ab. Aber als er alt und blind wurde und die Zügellosigkeit und Gewaltthaten seiner Söhne das Vertrauen und die Hingebung des Volkes an Eli's Haus schwächten, da gewannen die streitbaren Feinde mehr und mehr die Oberhand. Einst lagerten die Philister bei Aphek, die Israeliten bei Ebeneser; da entzündete sich ein Kampf, in welchem bei 4000 Mann von Israel auf dem Wahlplatz vor dem Lager fielen. Darauf ließen die Aeltesten die Bundeslade von Silo ins Lager kommen, damit der Herr der Heerschaaren sie errette aus der Hand der Feinde. Die Philister erschraken, aber die Führer sprachen: „Seid fest und seid Männer, daß ihr nicht den Hebräern dienen müsset, wie sie euch gedienet!" Und die Philister stritten, Israel ward geschlagen, es fielen an 30,000

Mann, die Bundeslade ward genommen und die beiden Söhne Eli's, Hophni und Pinehas, kamen um. Da lief ein Mann von Benjamin von dem Wahlplatze gen Silo, seine Kleider zerrissen und Erde auf seinem Haupte. Und Eli saß auf dem Stuhle, nach der Straße ausschauend, denn sein Herz war bange wegen der Lade Gottes. Und der Mann sprach zu Eli: „Israel ist geflohen, deine beiden Söhne sind todt und die Lade Gottes ist genommen!" Bei dieser Trauerbotschaft fiel Eli rücklings vom Stuhle an der Seite des Thores und brach das Genick und starb.

Die Philister führten die Bundeslade nach Asdod und stellten sie als Siegeszeichen im Tempel ihres Gottes Dagon auf. Als sie am andern Morgen hinkamen, lag Dagon auf seinem Angesicht zur Erde vor der Lade Jehovah's, sein Haupt und seine beiden Hände abgebrochen auf der Schwelle; nur der Fischrumpf war noch an ihm übrig. Bald darauf wurde Asdod von schweren Plagen heimgesucht; an den Körpern der Leute brachen Beulen aus und die Saaten wurden von Mäusen verwüstet. Dies schien von der heiligen Lade herzurühren, daher die Philister nach dem Rath der Priester und Wahrsager beschlossen, die Lade mit goldenen Weihegeschenken versehen auf einen Wagen zu legen, vor denselben zwei junge Kühe, die noch kein Joch getragen, zu spannen, und sie frei ziehen zu lassen. So kam der Zug nach Bethsemes in Juda, nahe an der Grenze des Philisterlandes.

Diese Unfälle brachten das Volk allmählich zu der Ueberzeugung, daß die lose Staatsordnung nicht länger haltbar sei; die Richtergewalt, mochte sie in die Hände streitbarer Heerführer gelegt oder mit der Priesterwürde vereinigt sein, hatte sich als unzulänglich erwiesen; sollte nicht die ganze Nation unrettbar der Fremdherrschaft erliegen, so mußte eine einheitliche Macht geschaffen werden, welche die Gesammtkraft aller Stämme zusammenfassen und wider den Feind kehren konnte. Denn gerade diese nationale Einigung unter waffenkundigen Heerkönigen verlieh den Philistern und andern Kanaanäern das Uebergewicht im Felde. Immer mehr fand daher die Ansicht Eingang, daß man eines Königs bedürfe, der das Volk zu Kampf und Sieg wider die drohenden Feinde führe. Samuel, der Nachfolger Eli's im Richteramte, widerstand diesem Vorhaben aus allen Kräften. Er, der Stellvertreter und erste Diener des unsichtbaren Königs im Himmel, mußte die Einsetzung eines irdischen Königs, durch den das freie Wirken Jehovah's in der Gemeine beschränkt ward, und der mosaische Gottesstaat eine wesentliche Aenderung erfuhr, unbedingt mißbilligen. Er versuchte Anfangs durch Schilderung der Leiden und Drangsale, der Bedrückung und Knechtschaft, die ihrer unter der Königsherrschaft warteten, die Aeltesten von ihrer thörichten Forderung abzubringen. Aber der Zwang der Umstände und die unausweichliche Nothwendigkeit war zuletzt mächtiger als sein Widerstand.

Diese zwingenden Umstände waren zunächst die Kriegsleiden der Stämme jenseit des Jordans. Jene Hirtenvölker, die einst Jephtha's

starke Hand vor den drohenden Einfällen der Ammoniter geschützt, waren seitdem von diesen räuberischen Schwärmen der Wüste wiederholt angegriffen und in ähnliche Noth gebracht worden, wie die diesseitigen Bewohner durch die Philister. Eben jetzt drohte dem Lande Gilead ein neuer Sturm durch Nahas, den Ammoniter, der bereits Jabes umlagert hielt. Da schickten die Aeltesten von Jabes Boten zu den Bruderstämmen auf dem rechten Jordanufer und fleheten um Hülfe, und Alle, zu deren Ohren der Nothruf drang, weinten und wehklagten.

Saul kam gerade hinter den Rindern her vom Felde; als er die Trauerbotschaft vernahm, entbrannte sein Zorn. Und er nahm ein Joch Ochsen und zerstückte sie und sandte die Stücke in das Gebiet Israel's und ließ sagen: „Wer nicht auszieht hinter Saul her, dessen Rindern wird man so thun." Da fiel der Schrecken Jehovah's auf das Volk und sie zogen aus wie Ein Mann und schlugen die Ammoniter. Dieser Sieg gab den Ausschlag. Das Volk zog nach Gilgal; daselbst opferten sie Dankopfer vor Jehovah und machten Saul zum König und alle Männer von Israel freuten sich sehr. Nun widerstrebte auch Samuel nicht länger. Vielleicht, daß auch er im Stillen Saul als den erkannt, der das Vaterland zu retten fähig und berufen sei, und ihn bereits, wie die Ueberlieferung meldet, zum König bestimmt hatte. Jetzt, da das Volk unter dem überwältigenden Eindruck der rettenden That den entscheidenden Schritt gethan, erklärte der Prophet seine Zustimmung und setzte Saul als König ein.

2. König Saul.

Die ersten zwei Jahre seiner Regierung benutzte Saul zur Bildung einer auserwählten Kriegsmacht von 3000 Mann Kerntruppen; 2000 befehligte er selbst, das andere Tausend sein tapferer Sohn Jonathan; alles übrige Volk entließ er nach Hause, um ruhig den Acker zu bauen. Das Land aber seufzte immer noch unter dem Druck der Philister. Da unternahm Jonathan, um die Schmach der Knechtschaft von Israel abzuwenden, einen Streifzug nach Gibea und erschlug den Beamten oder Rottenmeister, den die Philister wohl zur Eintreibung der Abgaben daselbst aufgestellt hatten. Erzürnt darüber sammelten diese ein großes Heer, bei 30,000 Streitwagen und 6000 Reiter und Volk wie Sand am Ufer des Meeres an Menge. Und sie zogen herauf und lagerten zu Michmas. Das Volk in Israel aber verkroch sich in Höhlen und Dornbüsche, in Felsklüfte und in die Thürme und Gruben; Manche flüchteten sich auch über den Jordan in das Land Gad und Gilead. In einem neuen Kriege mit den Philistern wartete Saul sieben Tage auf Samuel, daß er das Opfer verrichte und Jehovah's Beistand anflehe. Als jener aber zögerte und das Volk anfing sich zu zerstreuen, da opferte der König selbst, ohne Samuel's Ankunft abzuwarten. Aber noch an demselben Tage kam dieser ins Lager, und als er von Saul, der ihm entgegen ging und ihn ehrerbietig grüßte, das Geschehene vernahm, sprach er: „Du hast thöricht gehandelt, daß du das Gebot Je-

hovah's nicht beobachtet. Jetzt hätte Gott dein Königthum über Israel bestätigt in Ewigkeit, so aber wird es nicht bestehen, und Jehovah hat sich einen andern Mann nach seinem Sinne gesucht und ihn geordnet zum Fürsten über sein Volk." Hierauf verließ Samuel das Lager, und die frühere Abneigung gegen das Königthum erwachte von Neuem in seiner Brust; und wenn er auch nicht mehr an die Wiederherstellung der alten Ordnung denken konnte, in einem Augenblick, da das Land mehr als je vom Feinde bedroht war, so trug er doch seitdem Groll gegen Saul, in dessen Verfahren er einen vermessenen Eingriff in die heiligen Rechte des Priesterthums erblickte.

Saul und sein tapferer Sohn Jonathan siegten bei Gibea über die Philister und befreiten Israel von dem schmählichen Joche. Dieser erfolgreiche Kampf befestigte Saul's Herrschaft. Samuel aber konnte das eigenmächtige Verfahren und den unfolgsamen Sinn des Königs nicht vergessen, und sein Groll steigerte sich, als sich Saul in einem Krieg gegen die Amalekiter einer zweiten Uebertretung des im Auftrage Jehovah's ergangenen priesterlichen Gebotes schuldig machte. Statt nämlich alles Lebendige, sowohl Menschen als Vieh, „dem Jehovah zu bannen", verschonte Saul den gefangenen König Agag und einen Theil der erbeuteten Herden.

Von der Zeit an trat die Entzweiung zwischen der weltlichen und geistlichen Macht immer mehr hervor. Die Grenzen der beiden höchsten Reichsgewalten waren noch nicht so fest gezogen, daß nicht hie und da Uebergriffe der einen in die andere Statt gefunden hätten. Besonders scheint es Samuel schwer gefallen zu sein, die Machtbefugnisse, die er in seinen jüngern Jahren geübt, in seinem Alter mit einem Heerführer zu theilen, dem er nur nach langem Widerstreben eine höhere Weihe verliehen. Samuel tritt überall mit gebieterischer Autorität auf; selbst im Kriege ertheilt er dem Könige Vorschriften und Befehle; er tödtet mit eigener Hand den Amalekiterfürsten Agag, den Saul aus Rücksicht auf seine hohe Stellung verschont hatte. Samuel und Saul sahen sich selten mehr. Jener lebte zu Rama, mit religiösen Dingen beschäftigt und den Prophetenschulen, die ihm ihre Entstehung oder ihre belebende Umgestaltung und Erweiterung verdankten, seine Sorge und Thätigkeit widmend; Saul in Gibea, sowohl auf die Beschützung des Landes gegen äußere Feinde, als auf die Hebung der innern Wohlfahrt bedacht. Er war der Retter Israels in der bedrängtesten Zeit; er zerbrach das Joch der Philister im Westen und der Ammoniter im Osten und füllte das Land mit reicher Siegesbeute. Dabei beseelte ihn ein edler Eifer für die Aufrechthaltung der alten Religion. Er begünstigte Samuel's Prophetenverein, wo Jünglinge zusammenlebend sich in der Musik und andern edlen Künsten übten und zum Prophetenamte wissenschaftlich ausbildeten.

---

7. David.

(Nach Joh. Wilh. Loebell, die Weltgeschichte in Umrissen und Ausführungen, nebst einem Zusatze nach H. Ewald, Geschichte des Volkes Israel.)

An Saul's Stelle zu treten bestimmt war David, der Sohn Isai's, eines angesehenen Mannes von Bethlehem im Stamme Juda. Samuel, obwohl trauernd über die Nothwendigkeit, sich von Saul abwenden zu müssen, salbte heimlich den jungen, schönen, liebenswürdigen und verständigen David, der damals noch die Herden seines Vaters weidete, zum künftigen König. Saul verfiel in tiefen Trübsinn. Die Diener erwarteten gegen dieses Leiden ihres Herrn Hülfe von der Tonkunst, deren seelenbesänftigende Wirkung das ganze Alterthum fühlte und kannte; einer derselben rieth ihm daher, David, von dessen Kunstfertigkeit im Saitenspiel er gehört hatte, zu sich kommen zu lassen. Wirklich erleichterte und erheiterte David's Laute das beschwerte Gemüth des Königs, und des Jünglings Gewandtheit und Rüstigkeit gefielen ihm so wohl, daß er ihn zu seinem Waffenträger machte. Bald hatte David Gelegenheit, seine Unerschrockenheit im glänzendsten Lichte zu zeigen, indem er im erneuten Philisterkriege, den riesenmäßigen Goliath, vor dem Alle gezagt hatten, im Zweikampfe bestand und erschlug, worüber die Feinde so bestürzt wurden, daß sie sämmtlich die Flucht ergriffen. Saul hatte, um zu dem gefährlichen Kampfe mit Goliath zu ermuntern, dem Sieger eine seiner Töchter zum Weibe versprochen, dieses gegebene Wort mußte er dem David halten; da aber dessen Ruhm durch ganz Israel ging, und Lieder von ihm sangen, Saul habe tausend Feinde, er aber zehntausend geschlagen, erwachte in dem mißmuthigen Könige eine solche Eifersucht, und die frühere Neigung zu dem jungen Helden verwandelte sich in einen so grimmigen Haß, daß er ihm nach dem Leben trachtete. David mußte fliehen und sich bald da bald dort verbergen; in den mannichfachen Gefahren, die er jetzt zu bestehen hatte, erprobte sich die Treue seines Weibes und die zärtliche Freundschaft, welche deren Bruder, der edle Jonathan, zu ihm gefaßt hatte, da beide den Zorn des Vaters nicht scheuten und ihn retten halfen. Nicht minder zeigt sich der edle Sinn des Verfolgten; er traf auf diesen Zügen mit dem König so zusammen, daß der unbewacht Ruhende in seine Hand gegeben war, aber er widerstand der Versuchung, durch einen Lanzenstoß seine unverschuldete Noth zu enden. Endlich, da indeß auch Samuel gestorben war, mußte David mit einer Schaar von Sechshundert, die sich um ihn gesammelt hatte, sogar bei den Philistern Zuflucht suchen, und er weilte noch im Lande dieser Feinde, als sie einen neuen Zug wider die Israeliten unternahmen. Es geschah eine große Feldschlacht, in welcher die Philister siegten; Jonathan und zwei seiner Brüder wurden erschlagen, Saul, um nicht in die Hände der Sieger zu gerathen, längst auch mit sich selbst zerfallen und der Regierung überdrüssig, stürzte sich in sein Schwert.

Auf diese Kunde verließ David das Land der Feinde und zog nach Hebron im Gebiete seines Stammes, welcher den durch Thaten und Leiden vielgeprüften Helden als König anerkannte. Im Norden, wo Feinde weniger drängten, vielmehr friedliches Zusammenleben mit den phönicischen Handelsstädten die dortigen Stämme den väterlichen Einrichtungen und Sitten mehr entfremdet hatte, konnte Saul's Verwandter und Feldherr Abner die übrigen elf Stämme für Isboseth, einen noch übrigen Sohn des gefallenen Königs, gewinnen, daß sie ihn zum Herrscher annahmen. Die Folge dieser Trennung war ein Bürgerkrieg, den die Philister glücklicher Weise nicht benutzten, in dessen Verlaufe David aber auch unter den Gegnern immer mehr Anhänger gewann. Entschieden wurde der Streit dadurch, daß Abner, von Isboseth durch einen Vorwurf beleidigt, zu ihm überging. Abner wurde zwar von Joab, dem Feldhauptmann David's, dessen Bruder er erschlagen, getödtet, so daß David der Hülfe dieses einflußreichen Mannes beraubt war, aber auch die Saul'sche Partei hatte in ihm ihre beste Stütze verloren; endlich wurde der schwache und unthätige Isboseth von zweien seiner Hauptleute, die sich damit Dank bei David zu verdienen glaubten, ermordet. Dieser ließ die Mörder hinrichten, ärntete aber doch die Frucht ihrer That; er wurde jetzt, achthalb Jahre nach Saul's Tode, von den Aeltesten aller Stämme feierlich zum König über das ganze Volk eingesetzt.

Das Vertrauen, welches ihn auf diesen Platz hob, rechtfertigte er im vollsten Maße. David gehört zu den Königen, welchen schon durch die Eigenschaften, die sie in den Kämpfen um den Thron entwickelt haben, die Herzen der Völker entgegenkommen. Drei Dinge waren es, durch welche David sich vom Hirten zum Volksführer emporgehoben hatte, Vertrauen zum Gott Israels, Schwert und Saitenspiel; und mit diesen drei Kräften wirkte er auch als König und brachte die in seinem Volke liegenden Fähigkeiten schnell auf eine große Höhe. Bei aller großartig schaffenden Geistesthätigkeit und allem Adel der Seele war David doch nichts weniger als frei von Fehlern und Sünden, welche die israelitische Geschichtschreibung ohne alle Rücksicht aufdeckt, und wohl durch nichts so sehr den ihr oft gemachten Vorwurf der Parteilichkeit entkräftet, als durch diese Offenheit über einen ihrer ersten Heroen. Der schwärzeste Flecken in seiner Geschichte ist die Art, wie er die schöne Bathseba gewann. Er verführte sie nicht nur zum Ehebruch, sondern gab auch ihren Mann, den Uria, verrätherisch dem Tode preis, und nahm sie dann zum Weibe. Daß eine solche Missethat nicht ungeahndet bleibe, trat unerschrocken der Prophet Nathan vor den König, und verkündete ihm, Jehovah werde ihm zur Strafe Unheil erwecken in seinem Hause, und Schmach erleben lassen an seinen Weibern. Da bekannte David in reuevoller Gemüthsstimmung, die uns der damals gedichtete 50. Psalm auf das anschaulichste kennen lehrt, daß er schwer gesündigt habe; und beide, der Prophet und der König, bewiesen, daß, so lange diese Gesinnung herrsche, Israels Volk nicht ver-

fallen sein werde der furchtbaren Willkür jenes orientalischen Despotismus, der stets Leben und Ehre der Unterthanen seiner Lust und Laune ungestraft opfern zu dürfen glaubte.

Als kriegerischer Held erhob David die Macht und den Glanz des Reiches ungemein. Er besiegte die Jebusiter, Moabiter, Ammoniter, Idumäer, Amalekiter, den König von Damaskus, und machte sie zinsbar, so daß er seine Grenzen bis zum Euphrat und bis zum rothen Meere erweiterte. Diese Kriege konnten nicht mehr auf die alte Weise, durch das Aufgebot einzelner Stämme oder auch der ganzen Nation in Masse, geführt werden; sie erforderten ein stehendes Heer. Saul hatte den ersten Grund dazu gelegt, der eigentliche Schöpfer desselben wurde David. Auch erhielt das Reich jetzt erst eine Hauptstadt. Zur solchen erkor David Jerusalem, welches er mit der Burg Zion den Jebusitern abgenommen hatte. Er wollte damit nicht bloß einen Mittelpunct für die Herrschaft bilden, sondern auch für den Gottesdienst, da bis jetzt die in den mosaischen Gesetzen so sehr eingeschärfte Einheit desselben noch wenig oder gar nicht vorhanden gewesen war. Darum führte er die heilige Bundeslade mit großer Feierlichkeit nach der neuen Hauptstadt, und gab zugleich den Verhältnissen und Geschäften der Priester und Leviten eine festere Einrichtung. Einen Theil der Leviten bestimmte er zur Verherrlichung des Gottesdienstes mit Gesang und Tonspiel. In dieser Doppelkunst ging er selbst mit seinem Beispiel voran, sie bildet das dritte Element seiner Wirksamkeit. Allerdings gab es lange vor David eine hebräische Dichtkunst, sie läßt sich bis auf die Zeiten des Moses zurückführen, und ihre ersten Klänge sind gewiß noch viel älter, aber zu ihrer Ausbildung und Entwicklung gehörten Fortschritte in der geistigen Cultur, die bisher nur langsam und allmählich gemacht waren, uns aber in David's Zeit wie eine nach langem Wachsthum des Stammes schnell sich entfaltende Blüthe entgegentreten. Wie das ganze höhere Leben des israelitischen Volkes auf strengem Monotheismus ruht, fast kein anderes geistiges Element in sich aufnimmt, so stehen auch die allermeisten Erzeugnisse seiner Poesie unter dem Einflusse dieser religiösen Richtung und sind ein großes Spiegelbild derselben. Ein Feuerstrom der Begeisterung reißt die Dichter immer unmittelbar zu dem Gott hin, der sich nicht als ein in der Natur lebendes und mit ihr eins gewordenes Wesen, sondern wie der über die Natur als über seine Schöpfung gebietende Herr offenbart. Die Sprache und der Ausdruck haben einen Schwung, die Bilder eine Erhabenheit und Kühnheit und in großartiger Gedrängtheit eine Anschaulichkeit, das vertrauensvolle Gebet zu Gott, der Dank und Preis eine Inbrunst, die Klagen eine Innigkeit, welche in der Poesie aller Völker und Zeiten unübertroffen geblieben sind. Weil nun dieses Verhältniß des Geschöpfs zum Schöpfer, zu dem es fleht, oder den es preis't, das vorherrschende ist, mußte die hebräische Poesie ganz im Gefühl wurzeln, folglich ihrer inneren Natur nach hauptsächlich eine lyrische sein. Hier nun war es,

wo David wunderbare Töne anschlug, und diese Dichtkunst auf einen nach ihm nicht überstiegenen Gipfel stellte.

Die größte Trübsal erwuchs dem alternden Könige aus seinem eigenen Hause, in dem die schlimmen Folgen nicht ausblieben, welche die Vielweiberei bis auf den heutigen Tag über den Orient bringt, Zwietracht der Söhne verschiedener Frauen unter einander und ihre Entfremdung vom Vater. Absalon, ein Sohn David's von ausgezeichneter Körperschönheit, pflanzte offen die Fahne der Empörung auf und fand so zahlreichen Anhang, daß David Jerusalem gegen ihn nicht behaupten zu können glaubte, sondern mit seiner Leibwache und einer andern Schaar von Getreuen die Stadt verließ, mehr über die Entartung des noch immer geliebten Sohnes trauernd, als über den drohenden Verlust der Herrschaft bekümmert. Auf dieser Flucht erfuhr er rührende Beweise von Anhänglichkeit, aber auch schnöden Schimpf und Spott, während Absalon in der Hauptstadt, die er sogleich besetzt hatte, sich mit dem ausgelassensten Uebermuthe benahm. Den Rath, welchen Ahitophel, ein zu ihm übergetretener Staatsdiener David's, ihm gab, dem fliehenden David sofort nachsetzen zu lassen, verachtete Absalon, und ließ eine Zeit verstreichen, die der König benutzt haben muß, Verstärkungen an sich zu ziehen, denn als Absalon endlich aufgebrochen war, und mit dem Heere seines Vaters zusammenstieß, erlitt er eine gänzliche Niederlage, und da er selbst das Mißgeschick hatte, fliehend mit seinen schönen langen Haaren in den Zweigen einer Terebinthe hängen zu bleiben, wurde er von dem herbeieilenden Joab erstochen. Bei dieser Nachricht brach der Vater in lautes Wehklagen aus; so groß war noch immer die Liebe zu dem aufrührerischen Sohne in seinem Herzen, daß er sich der wiedererlangten Herrschaft kaum freuen konnte.

Fassen wir das Bild seines ganzen Lebens zusammen; so müssen wir sagen, daß er die Spitze der ganzen Erhebung bildet, zu welcher das Volk Israel seit länger als einem Jahrhunderte immer mächtiger emporstrebte, und deren Ziel es mit solchem Erfolge erreichte, als jene Jahrhunderte es überhaupt erreichen konnten. Dieses Ziel war kein anderes, als der wahre Besitz eines irdischen Vaterlandes und in diesem die feste Einheit aller Glieder des Volkes, das nun in voller Selbständigkeit und Ruhe seine Volksthümlichkeit, wie seine Religion auf's freieste entwickeln konnte. Jetzt erst ist Israel ein wahres Volk der Erde den andern gegenüber und hat erreicht, was es seit Moses' letzten Tagen noch nicht vollkommen erreichen konnte. Und wie David sich als wahren König Jehovah's, so fühlt sich das Volk jetzt mit noch stolzerem Bewußtsein, denn früher, als Volk Jehovah's, und während es nie vergißt, wer sein letzter und unsterblicher König sei, folgt es doch auch dem menschlichen gern und willig, empfängt Herrlichkeit von seiner Herrlichkeit und trägt ihn wieder mit seiner Liebe und Treue. So scheint die nothwendig gewordene Veränderung der alten Verfassung glücklich ausgeführt und vollendet die Gott- und Königsherrschaft.

---

8. Salomo.

(Nach Max Duncker, Geschichte des Alterthums.)

Nach David's öffentlich ausgesprochenem Willen folgte ihm auf dem Throne der Bathseba Sohn, Salomo. Dieser ließ seinen Bruder Adonia, welcher, wie schon früher, so auch jetzt den Versuch machte, sich des Thrones zu bemächtigen, so wie dessen mächtigsten Freund und Gehülfen, hinrichten, und sicherte sich dadurch, freilich in der gewaltthätigen Art des Orients, den ruhigen Besitz des Thrones.*) Auf die Kunde vom Tode des alten Königs regten sich die Völker, welche David dem Reiche Israel unterworfen hatte. Wenn aber auch Salomo sein ererbtes Reich mit geringer Einbuße behauptete, so fehlten doch der Nachdruck und die glänzenden Erfolge, welche David's Waffen begleitet hatten. Um so eifriger war er bemüht, seine Streitkräfte zu vermehren und die Grenzen des Landes durch feste Plätze zu sichern. Hatte David schon einige Streitwagen gehalten, so verstärkte Salomo nach seiner Verbindung mit Aegypten diese im alten Orient so gefürchtete als beliebte Waffengattung bis auf 1400 Wagen, für welche 4000 Pferde gehalten wurden. Außerdem bildete Salomo eine Reiterei und brachte diese auf 12,000 Pferde, so daß mit Einschluß der Leibwache, das stehende Heer, welches Salomo hielt, wohl 20,000 Mann betragen haben muß.

Doch lagen dem König Salomo die Werke des Friedens mehr am Herzen. Die Verbindung, in welche Salomo mit Aegypter durch Vermählung mit der Tochter des Pharao getreten war, das nahe Verhältniß zu König Hiram von Tyrus, welches bereits zu David's Zeit begründet, von Salomo erhalten und noch enger geknüpft wurde, hatte zur Folge, daß Israel aus verhältnißmäßig einfachen und patriarchalischen Zuständen, in welchen es vor David's Herrschaft gelebt, rasch in den großen Handelsverkehr der damaligen Welt hineingezogen wurde. Waren bisher nur die nördlichen Gebiete Israels durch den Handel der phönicischen Städte berührt worden, hatten die Israeliten den Phöniciern die Wolle ihrer Schafherden, den Ertrag ihrer Aecker verkauft, so fanden jetzt auch die Fabricate der Phönicier, ihre Handelswaaren einen Markt in Israel, so wurden jetzt die Erzeugnisse Aegyptens auf dem Landwege durch die ganze Ausdehnung des israelitischen Landes nach Syrien geführt. In Eziongeber durften die Phönicier Schiffe für den Handel nach dem glücklichen Arabien und Indien zimmern, welche von Knechten Salomo's auf ihren Fahrten begleitet wurden, in der syrischen Wüste, so weit deren Stämme Salomo gehorchten, wurden Stationsorte für die Karavanen erbaut, welche nach dem Euphrat zogen, in der Oase der Palmen erhob sich zu demselben Zweck die Stadt Thadmor. In allen Städten, welche von den nunmehr in den Gauen

*) Nach Loebell, a. a. O S. 212.

Israels sich kreuzenden Handelsstraßen berührt wurden, ließ Salomo Vorrathshäuser und Waarenhallen erbauen. Daß der Krone ein erheblicher Antheil von dem Gewinn des ägyptischen wie des phönicischen Handels zufiel, dafür wußte Salomo zu sorgen; die erste Ophirfahrt soll auf seinen Antheil 420 Talente Goldes eingetragen haben. Aber auch im Lande mehrte sich, mit dem wachsenden Verkehr und der steigenden Neigung zum Erwerb, Wohlstand und Reichthum.

Wurde Israel durch sein Königthum auf diese neuen Bahnen geleitet, wurde es hierdurch der Vortheile eines cultivirten Lebens theilhaftig, so hatte es dagegen auch die Lasten einer Herrschaft zu tragen, welche sich unter Salomo den in Aegypten und Phönicien, in Babylon und Assyrien bereits ausgeprägten Formen des Hoflebens und der Regierung vollkommen gleichstellte. David hatte, wie es scheint, den Israeliten keine Steuern auferlegt, sondern die Kosten seines Hofhaltes aus dem Ertrag seiner Güter und den Tributen der Damascener, Ammoniter, Moabiter und Edomiter bestritten. Salomo legte den Stämmen nicht bloß die Erhaltung seiner stehenden Truppen, der Reiterei und der Streitwagen auf, er forderte auch den Unterhalt des Hofes mittels Natural-Lieferungen von den Stämmen ein. Diese Bedürfnisse waren nicht unbedeutend; es wird wenigstens berichtet, daß außer dem, was von den Kaufleuten und vom Handel und von den unterworfenen Völkern eingegangen sei, die Einkünfte des Königs jährlich über 600 Talente Goldes betragen hätten. Damit waren jedoch die Leistungen der Unterthanen noch nicht zu Ende. Für die Unterstützung, welche König Hiram von Thrus den Bauten Salomo's angedeihen ließ, mußten jährlich 20,000 Kor Weizen und 20,000 Bath Oel und Wein nach Thrus geliefert werden, welche natürlich das Land aufbringen mußte. Ferner mußten zu den Bauten des Königs starke Frohndienste geleistet werden. In den Jahren, da diese Bauten am stärksten betrieben wurden, waren 80,000 Arbeiter mit dem Holzfällen im Libanon, dem Brechen und Zuhauen der Steine unter der Leitung thrischer Werkmeister beschäftigt, während 70,000 andere den Transport dieses Materials bewerkstelligten. Nach bestimmten Zeiträumen wurden die ausgehobenen Frohnarbeiter durch andere abgelös't, welche die Bezirke stellten.

Die Bauten, welche Salomo nach dem Vorbilde der Herrscher von Aegypten und Assyrien, von Babylon und Phönicien errichtete, umgaben die neue Königsherrschaft bei den Israeliten mit ungewohntem Glanze und machen den besten Theil von Salomo's Ruhm aus. Die stärkere Befestigung von Jerusalem, welche David begonnen hatte, wurde unter Salomo vollendet. Das Haus, welches sich David auf Zion hatte erbauen lassen, genügte den Ansprüchen Salomo's und seinem größeren Hofstaat nicht mehr. Er unternahm den Bau eines großen Palastes, der in einem solchen Maßstab angelegt war, daß dessen Vollendung dreizehn Jahre erforderte.

Schon David hatte in seinen letzten Jahren den Plan gefaßt, statt des Zeltes, unter welchem die heilige Lade nach altem Brauche stand,

einen Tempel zu erbauen und Vorkehrungen dazu getroffen. Salomo führte diesen Gedanken in glänzender Weise aus. Auf jener Höhe, der Burg Zion gegenüber, welche nach Osten steil zum Bache Kidron hinabfällt, nachmals der Berg Moriah genannt, sollte sich das Gotteshaus erheben. Die Dimensionen des Gebäudes waren von sehr mäßiger Größe; um so reicher und kostbarer wurde es im Innern ausgeschmückt. Der Fußboden war von Cypressen mit Gold ausgelegt, eben so waren die Wände wie die Decke des Hauptgebäudes ganz mit Cedernholz getäfelt, welches in reichen Schnitzwerken Cherubs und Palmenzweige darstellte, so daß man im Innern keinen Stein sah. Vor dem hintern Raum des Hauptgebäudes, dem eigentlichen Heiligthum, stand ein Leuchter mit sieben Lampen. Dieser hintere Raum, in welchem die heilige Lade stehen sollte, war durch eine goldene Kette und einen Vorhang von blauem und rothem Purpur von dem vorderen Theil abgesperrt: hier waren die Wände mit Goldblech überzogen und unmittelbar neben der Lade standen zwei Cherubs von Oelbaumholz geschnitzt und mit Gold überzogen, zehn Ellen hoch mit ausgebreiteten Flügeln, so daß von einer Flügelspitze zur andern ebenfalls zehn Ellen gemessen wurden.

Die Thiere, welche man Jehovah darbrachte, wurden im Freien geopfert. Zu diesem Behufe wurde in der Mitte des Vorhofes vor dem Gebäude ein großer Opferaltar von Erz errichtet. Südwärts von diesem Altare war ein großes Becken aufgestellt, in welchem die Priester ihre Waschungen und Reinigungen zu verrichten hatten; es war ein vielbewundertes Kunstwerk Hiram Abif's, das eherne Meer genannt. Von zwölf ehernen Rindern, die je zu dreien nach den vier Weltgegenden gerichtet waren, getragen, hatte die runde Schale, in der Form einer aufgebrochenen Lilie, eine Tiefe von fünf und einen Umfang von dreißig Ellen. Außer diesem großen Becken waren zu jeder Seite des Altars noch fünf kleinere eherne Schalen aufgestellt, welche auf Rädern ruhten und mit Cherubs und Löwen, Palmen und Blumen sehr kunstreich verziert waren. Sie sollten zum Abwaschen und Reinigen der Opferthiere und Opferstücke dienen.

Im vierten Jahr der Herrschaft Salomo's war der Bau des Tempels begonnen worden, nach sieben Jahren, im elften derselben, war er vollendet (um das Jahr 1000). Alles Volk „von Hamath bis an den Bach Aegyptens" strömte zur Einweihung nach Jerusalem; in feierlichem Zuge wurde die heilige Lade von Zion herab durch Priester an ihre neue Stelle getragen, unzählige Rinder und Schafe wurden sieben Tage hindurch geopfert.

Wenn David das Reich mit den Waffen gewonnen, in langen und schweren Kämpfen die Nachbarvölker niedergeschlagen, das Königthum befestigt hatte, so war Salomo ohne große Mühe in den Genuß dieser Herrschaft eingetreten. Er gebrauchte die ererbte Macht zu seinen Prachtbauten, er benutzte sie, den Reichthum des Landes um den Thron zu versammeln und zum Schmuck des Hofes zu verwenden. Die Pracht seines Hofes wird überschwänglich beschrieben. Alle Trinkgefäße und

viele andere Geräthe der Paläste in Jerusalem wie in seinem Waldhause auf dem Libanon sollen von reinem Golde gewesen sein; mit seinen Vertrauten und Räthen verzehrte Salomo, von reichgekleideten Dienern und Schenken umgeben, kostbare Speisen. In einer kostbaren Sänfte von Cedernholz, deren Säulen von Silber, deren Lehne von Gold und deren Sitz von Purpur war, ließ sich Salomo nach seinen Weinbergen und Lustschlössern im Libanon tragen, umgeben von sechszig ausgesuchten Trabanten der Leibwache. Bei feierlichen Aufzügen trug die Leibwache zweihundert Schilde von reinem Golde.

Wie Salomo's Reichthum war auch seine Weisheit gepriesen, und der Orient bewahrt bis auf diesen Tag das Andenken des weisen Königs Suleiman. Es war die Weisheit, welche der Orient liebt, der kluge Richterspruch, das Vermögen, eine praktische Erfahrung als Lebensregel in einen Sinnspruch zu fassen, der Scharfsinn, welcher Räthsel zu lösen weiß. Zum Beweise der Richterweisheit Salomo's erzählte sich das Volk die Geschichte von den beiden Weibern, welche einst vor Salomo in die Halle des Gerichts kamen. Die eine sprach: Ich und jenes Weib wohnten zusammen in einem Hause und wir gebaren jede einen Knaben. Da starb in einer Nacht der Sohn jenes Weibes. Sie stand auf, legte ihren todten Knaben an meine Brust und nahm mein lebendes Kind an ihren Busen. Als ich erwachte, hatte ich ein todtes Kind im Arme; aber beim Morgenlichte erkannte ich, daß dies Kind nicht der Knabe war, den ich geboren hatte. Das andere Weib entgegnete: Nein, mein Sohn ist der lebende Knabe, und dein der todte. Der König wendete sich zu den Trabanten und sprach: Hauet das lebendige Kind in zwei Theile und gebet die Hälfte der einen, die Hälfte der andern. Da entbrannte in der Mutter des lebenden Kindes die Zärtlichkeit über ihren Sohn. Bitte, mein Herr, sagte sie, gebt jener das lebendige Kind, aber tödtet es nicht. Und der König entschied: diese ist die Mutter, gebt ihr das Kind!

Salomo's gnomische Weisheit sollte auch der Nachwelt daraus erhellen, daß der ganze Schatz der Lebensregeln, Sittensprüche und Maximen der Hebräer, welche späterhin gesammelt und zusammengestellt wurden, mit dem Namen Salomo's geschmückt wurde.

Der Ruf von Salomo's Weisheit drang, wie die Ueberlieferung erzählt, bis in die fernsten Lande, viele Könige kamen, sie zu hören, und aus dem glücklichen Arabien machte sich die Königin der Sabäer mit einem großen Zuge von Kameelen, welche Specereien, Gold und köstliche Steine trugen, auf, Salomo mit Räthseln zu versuchen. Und Salomo sagte ihr alles, was sie fragte, und lös'te alle ihre Räthsel und nichts blieb ihm verborgen. Als die Königin nun solche Weisheit erkannte und das Haus sah, welches er gebaut hatte, und die Speise seines Tisches und seine Räthe und Schenken und die Knechte und die Brandopfer, die Salomo im Hause Jehovah's opferte, da schenkte sie ihm 120 Talente Goldes und so viel Specereien, wie niemals wieder nach Jerusalem gekommen sind.

So glänzend Israel unter Salomo's Herrschaft emporblühte, so wenig fehlten diesen Fortschritten die Schattenseiten. Trotz allen Reichthums waren Salomo's Einkünfte doch seiner Verschwendung nicht gewachsen. Mit der Pracht und dem Luxus des Herrschers, mit dem steigenden Reichthum des Landes wurde die alte Einfachheit der Sitten verlassen; der Hof, die Bauten und das Heer erforderten große Summen, welche das Volk aufbringen mußte. Die Frohndienste waren vielleicht hart, gewiß ungewohnt. Wie die Sitten des Volkes sich änderten, so blieb auch die rasche Annäherung an die Zustände der phönicischen und syrischen Staaten, die enge Verbindung mit dem Auslande nicht ohne Einfluß auf die Religion. Es war derselbe König Salomo, welcher dem Stammgott Israels ein so kostbar geschmücktes, ein so reiches Gotteshaus erbaut hatte, welcher die Verehrung der Götter der Nachbarvölker wieder neben dem Jehovahcultus einführte. Der Göttin von Sidon, der Astarte, erbaute Salomo Altäre. Neben dem Tempel des nationalen Gottes errichtete er auf einer Höhe bei Jerusalem dem Moloch, dem Kamos und dem Milkom, den Göttern der Ammoniter und Moabiter Altäre und Heiligthümer und diente ihnen mit seinen Weibern, und das Volk folgte dem Beispiel seines Herrschers.

---

9. Die Reiche Juda und Israel.

(Nach J. W. Loebell, Weltgeschichte in Umrissen und Ausführungen.)

Der Tod Salomo's wurde für das ganze Volk verhängnißvoll und ein großer Wendepunkt in seiner Geschichte. Die Nation war zwar geneigt, seinen Sohn Rehabeam als König anzuerkennen, aber so, daß ihre freie Wahl ihn bestätigte, wie Saul und David bestätigt worden waren. Es sollten, wie dies auch in späteren Zeiten bei ganz anderen Völkern vorkommt, Erbrecht und Wahl mit einander verbunden und durch die letztere dem Königthum gegenüber die Volksfreiheit behauptet werden. Auch nicht unbedingt wollte man Rehabeam's Einsetzung aussprechen, er sollte Erleichterung der schweren Lasten, welche Salomo der Nation aufgelegt, verheißen, zu welchem Ende eine allgemeine Versammlung des Volkes nach Sichem berufen worden war. Die Wahl dieses Ortes ist gleichfalls bedeutsam, es ist nicht die Königsstadt, überhaupt keine in Juda, in dem Stammlande der Dynastie gelegene, es ist die in den alten republicanischen Zeiten Josua's zu National-Zusammenkünften bestimmt gewesene Stadt, und zwar im Gebiete von Ephraim, dem entschiedensten und hochfahrendsten Gegner Juda's. Diese Dinge hätten den Rehabeam belehren müssen, wie nöthig Vorsicht und Nachgiebigkeit seien; statt dessen sehen wir ihn, dem Rath leichtsinniger und übermüthiger Jünglinge gemäß, mit grenzenlosem Uebermuth die Befestigung seiner Herrschaft über ganz Israel verscherzen. Denn als nun jenes Verlangen, daß er das Joch seines Vaters erleichtern möge,

[illegible] waren, ohne Zweifel vor der Versammlung wider den Wil-
len der [illegible], welche vor wenigen Jahren die Trennung wollten, erwie-
derte Rehabeam: „Mein Vater hat euch mit Geißeln gezüchtigt, ich will euch mit Skorpionen züchtigen.“ Worauf die Ephraimiten in den Ruf ausbrachen: „Was haben wir für Theil an David, und welches Eigenthum am Sohne Isai's? Zu deinen Zelten, Israel!“ So war der Abfall ausgesprochen. Vergebens [illegible] der König jetzt einen Vo-
[illegible], die Empörer zu begütigen. Er wurde gesteinigt, Rehabeam selbst mußte in Eile nach Jerusalem fliehen. Allein hatte Ephraim nichts vermocht wider Juda, welches jedem andern Stamme überlegen war, aber es riß von den zehn übrigen Stämmen neun mit sich fort. Sie huldigten dem Jerobeam, der der Versammlung in Sichem beigewohnt hatte. Er war nun König über ein den nördlichen Theil von Palästina in sich begreifendes Reich, welches als die große Mehrheit der Nation den allgemeinen Volksnamen Israel in Anspruch nahm, wie es schon unter Isboseth geschehen war; das kleinere südliche Reich erhielt von dem Hauptstamm, der es bildete, den Namen Juda. Außer diesem Stamme blieb nur das kleine, aber besonders fruchtbare Benjamin dem Rehabeam und der Davidischen Dynastie treu.*)

Der unheilvolle Riß, der zu David's Zeiten schon zwei Mal hervorgetreten, aber wieder geheilt worden war, bestand nun für alle Folgezeit, und die schönen Kräfte, die unter David und Salomo so Herrliches hervorgebracht hatten, wirkten nie wieder, von Einem Mittelpunkt aus mit einträchtigem Willen geleitet. Vielmehr wurde die Kluft durch die Könige des nördlichen Reiches absichtlich so viel als möglich erweitert und befestigt. Zwischen den beiden Regierungen herrschten heftige Eifersucht und Haß, ja, besonders im Anfang, offene Feindschaft und Krieg; man rief fremde Hülfe gegen den Bruderstaat an, oder machte mit Fremden, die ihn bekämpften, gemeinschaftliche Sache und leistete ihnen bei ihren Unterdrückungsversuchen Vorschub, während das vereinigte Israel Mühe genug gehabt hätte, den Eroberungsplänen mächtiger Nachbarreiche mit Erfolg zu widerstehen. Rehabeam schon mußte einem Könige von Aegypten, den die hebräische Quelle Sisak nennt**), der mit Heeresmacht wider Jerusalem zog, alle Schätze des Tempels und des Königspalastes ausliefern. So groß war die Demüthigung Juda's schon fünf Jahre nach dem Tode des mächtigen Salomo.

Das Reich Israel war entstanden, weil man die Wahlfreiheit gegen

*) So fassen die Bücher der Könige das Verhältniß. De Wette, Lehrb. der Archäolog. 2. Aufl. S. 175. nimmt an, daß auch der Stamm Simon und ein Theil von Dan zum südlichen Reiche gehört haben, was Winer, Bibl. Realwörterb. Bd. I. S. 738, auf einige Städte aus diesen beiden Stämmen beschränkt wissen will.

**) Es scheint der Sesonchis Manetho's, der erste König seiner 22. Dynastie zu sein, der auf den Denkmalen Schischonk heißt. Aber die Chronologie beider Völker stimmt nicht; nach der hebräischen fällt Sisak's Zug 980 v. Chr., während man Schischonk's Anfang höchstens bis 967 hinaufrücken kann, nach Boeckh, Manetho und die Hundsternperiode S. 329.

das Erb-Königthum geltend machen wollte, und es gerieth in die Hände des schlimmsten Despotismus, des militärischen. Wie aber eine despotische Herrschaft, die nur auf Waffen ruht, immer zugleich eine höchst unsichere ist, weil jeder tüchtige Feldherr so viel zu sein glaubt als der König, jeder Ehrgeizige es zu sein strebt, so war es in Israel. Jerobeam's Sohn und Nachfolger wurde nach einer sehr kurzen Regierung von einem Heerführer gestürzt und sein ganzes Haus ausgerottet, und so ging es fort. Die neunzehn Könige, welche über das Reich Israel während der dritthalbhundertjährigen Dauer desselben herrschten, waren aus neun verschiedenen Häusern, welche sämmtlich auf gewaltsame Weise die Herrschaft an sich rissen. Und bei allem diesen Uebergewicht des Soldatenwesens war der Staat schwach gegen feindliche Nachbarn, besonders gegen die Syrer von Damaskus.

Die Vortheile, welche Juda der größern Ausdehnung und Menschenzahl Israel's gegenüber besaß, bestanden in der Festigkeit des im Davidischen Geschlecht erblichen Thrones, indem der älteste Sohn fast immer dem Vater folgte, von Verschwörungen und Meutereien gegen die Könige nur wenige Beispiele vorkamen, und ferner in dem Besitz der heiligen Stätte des Jehovahdienstes, auf welche alle Fromme auch in Israel wie auf den religiös-nationalen Mittelpunkt blickten. Diese Beziehung seiner Unterthanen zur Hauptstadt Juda's zu zerstören, verbot Jerobeam die Festfahrten nach Jerusalem, durch welche, wie er fürchtete, die Gemüther sich ganz wieder zur Davidischen Dynastie hinneigen würden, und zum Ersatz stellte er in zwei Grenzstädten, zu Dan und zu Bethel, goldene Kälber oder Stiere, als Sinnbilder Jehovah's auf, und verführte dadurch das der sinnlichen Auffassung göttlicher Dinge ohnehin nur zu geneigte Volk zwar nicht zum Götzendienst, aber doch zu dem in dem mosaischen Gesetze auf's strengste verpönten Bilderdienst. Für diesen von ihm geschaffenen Cultus stellte Jerobeam nichtlevitische Priester an, viele Leviten aber und andere den göttlichen Geboten treue Israeliten verließen darüber das Reich und wanderten nach Juda aus, dessen Kraft durch diese Einzöglinge verstärkt ward. Unter den folgenden Königen bestand dieser Bilderdienst fort, aber dabei blieb es nicht. Ahab, der Sohn Omri's, der vierzig Jahre nach dem Tode Jerobeam's den Thron bestieg, führte auf den Antrieb seiner Gemahlin, der berüchtigten Isebel, einer sidonischen Königstochter, deren Leitung er sich ganz hingab, den Dienst phönicischer Götter ein; er errichtete zu Samaria, welches Omri gebaut und zum Königssitze gemacht hatte, dem Baal und der Astarte Altäre. Im ganzen Lande wurde der Baalsdienst mit seinen schmählichen Gebräuchen herrschend, ein tiefer Sittenverfall war die Folge*).

---

*) Den Untergang des Reiches Juda s. in der Geschichte des neubabylonischen Reiches Nr. 19, den des Reiches Israel in der Geschichte des assyrischen Reiches Nr. 18.

10. Das babylonische Exil.

(Nach Joh. Jos. Döllinger, Heidenthum und Judenthum.)

Zwischen die übermächtigen Reiche Babylon und Aegypten gestellt, abwechselnd von beiden abhängig oder besiegt, war endlich auch das Reich Juda, 136 Jahre nach dem Falle Israels, im Jahre 586 v. Chr. gestürzt worden. Nebukadnezar, König von Babel, zerstörte Jerusalem mit dem Tempel, ließ alle heiligen Geräthe in den Tempel zu Babylon bringen, und den Kern der Nation nach Chaldäa führen.

So schien der Kreislauf des jüdischen Volkes vollendet, seine Rolle in der Geschichte ausgespielt; aus der Knechtschaft in Aegypten ausziehend, hatte es sein nationales und staatliches Dasein begonnen; jetzt befand es sich wieder, äußerlich zertrümmert und wie in Stücke zerrissen, in der Knechtschaft unter fremden Völkern. Es schien jedoch nur so. Israel war zwar als Staat und Nation völlig und für immer vernichtet. Die zehn Stämme hatten ihre Nationalität eigentlich schon vor ihrer Wegführung innerlich aufgegeben; ohne Gesetz und Opfer und ohne Levitisches Priesterthum, waren sie durchsäuert von heidnischer Sitte, und im Exil mangelten ihnen die Einrichtungen, welche ihre Religion und Nationalität hätten tragen und stützen können, sie lös'ten sich daher auf, und verloren sich fast ganz unter den heidnischen Bewohnern von Assyrien, Medien, Mesopotamien. Doch finden sich in späteren Jahrhunderten zahlreiche Juden-Colonieen in den medisch-babylonischen Provinzen, von denen die Nachkommen der zehn Stämme den Grundstock gebildet haben mögen. Von dem Reiche Juda dagegen war nur ein Theil der Bevölkerung, waren nur die bedeutendsten Familien mit dem königlichen Hause nach Babylon und an die Ufer des Chaboras geführt worden; Andere hatten sich nach Aegypten*) geflüchtet. Die Landbewohner, deren religiösen Mittelpunkt noch fortwährend das wenn auch in Trümmern liegende Jerusalem bildete, blieben in ihren Wohnsitzen. Jene Söhne der Gefangenschaft aber hatten das Priesterthum und das Gesetzbuch als Regel ihres Lebens unter sich, sie blieben im Ganzen ihrem Glauben treu, durch dieses religiöse Band wurden sie zusammengehalten, und Propheten**) traten unter ihnen auf, welche ihnen die Wiederherstellung ihres Reiches verhießen.

Der Perserkönig Cyrus gewährte im Jahre 536 v. Chr. nach dem Sturz des babylonischen Reiches den Verbannten die Erlaubniß zur

---

*) Der Statthalter Gedolja, den Nebukadnezar über den Rest der Bevölkerung und das Land Juda gesetzt hatte, ward schon nach zwei Monaten ermordet und aus Furcht, daß Nebukadnezar wegen dieser That das Land von Neuem heimsuchen werde, brach ein Theil der Zurückgebliebenen nach Aegypten auf, wohin sich schon Viele während des Kampfes geflüchtet hatten, und zwang den Propheten Jeremias mit ihnen zu ziehen, welcher in Aegypten starb.

**) S. die (folgende) Nr. 11.



Rückkehr; 43,360 Seelen, darunter 4280 Priester, nebst 7000 Sclaven, traten die Rückreise an; sie waren fast alle von den Stämmen Juda und Benjamin, daher die Benennung Israeliten allmählich erlosch, und das wiedergeborene Volk nach dem Hauptstamme Juden genannt ward. Der größte Theil blieb zurück, zerstreut in den Provinzen des großen persischen Reiches. Die Führer der Heimkehrenden waren Serubabel, ein Sprößling des Hauses David, und Josua, der Hohepriester; auf ihren Antrieb wurde die Wiedererbauung des Tempels an der alten Stätte begonnen und bis 516 vollendet. Die Herrschaft der Perser, die in der jüdischen Religion eine der ihrigen verwandte, in dem jüdischen Gott ihren Ormuzd erblickten, war eine für die Juden sehr milde und setzte ihrer religiösen und nationalen Entwicklung keine Hindernisse entgegen.

Im Norden des Landes wohnte das Mischvolk der Samaritaner, erwachsen aus den bei der Wegführung der zehn Stämme im Lande zurückgelassenen israelitischen Resten und aus den heidnischen in die Städte verpflanzten Colonisten. Ihre Religion war gemischt wie sie selber; sie beteten Jehovah, aber neben ihm auch heidnische, phönicische und aus ihrer Heimat mitgebrachte Götter an. Von Serubabel und Josua wurden sie deßhalb, als sie am Tempelbau Theil zu nehmen begehrten, zurückgewiesen. Seitdem herrschte Feindschaft zwischen ihnen und den Juden, die in ihnen keine Stammesverwandtschaft mehr anerkennen und sie nur als Heiden gelten lassen wollten. Später erhielten die Samaritaner ihren eigenen Jehovahtempel auf dem Berge Garizim bei Sichem, als Manasse, der Enkel eines jüdischen Hohenpriesters, wegen seiner Vermählung mit der Tochter des Samaritaner-Häuptlings Sanballat von den Seinigen verstoßen, das Hohepriesterthum bei den Samaritanern übernahm.

Ernüchtert und gebessert durch ihre Leiden im Exil, gründlich geheilt von dem früheren leidenschaftlichen Hange zum Polytheismus, waren die Juden nach der Heimat zurückgekehrt; ohne alle politische Selbständigkeit, von einem Statthalter regiert, vertieften sie sich um so mehr in die einzige Quelle und Stütze ihres Nationalbewußtseins, ihre Religion, und wurden Eiferer für das Gesetz, für die hingebende Durchführung alles dessen, was vom Inhalte des Gesetzbuches noch anwendbar war. Freilich konnte nicht Alles wieder hergestellt werden: das Allerheiligste des neuen Tempels war leer, denn es fehlte die verlorne und unersetzbare Bundeslade; auch der Orakelschmuck des Hohenpriesters war verschwunden. Wenn Jerusalem jetzt weit mehr als früher Kopf und Herz der Nation wurde, so war das Hohepriesterthum, das im Hause jenes Josua erblich blieb, die Würde, welcher die Nation freiwillig sich unterwarf, die als Träger und Repräsentant ihrer Einheit diente; die Söhne David's sanken in Vergessenheit. Zu den bleibenden Folgen des Exils gehörte übrigens auch die veränderte Lebensrichtung in der Nation: früher ausschließlich dem Ackerbau zugewendet, hatten die Juden in der Fremde gelernt, sich mit Handelsgeschäften zu befas-

sen, und diese Neigung entwickelte sich fortan bei ihnen stets wachsend; sie trug wesentlich zu ihrer Verbreitung weit über Palästina's Grenzen hinaus bei und vervielfältigte ihre Niederlassungen in fremden Ländern.

---

11. Die Propheten.

(Nach Joh. Jos. Ign. Döllinger, Heidenthum und Judenthum, und B. F. Guttenstein, die poetische Literatur der alten Israeliten.)

Was das hebräische Volk für andere Völker sein sollte, ein Spiegel, eine stete Mahnung und ein Zeichen, das waren ihm die Propheten. Zeiten, in denen Propheten sich nicht vernehmen ließen, waren Zeiten des Verfalls oder Todes; wurde auf das Wort der Seher nicht gehört, so war das ein Zeichen eines unseligen Schlummers und eines auf Israel lastenden Strafgerichts. Schon vor Samuel finden sich Beispiele prophetischer Wirksamkeit an Ehud und Debora; in den letzten Zeiten vor seinem Auftreten scheint bei der Versunkenheit der öffentlichen Zustände auch das Prophetenthum ausgegangen zu sein. Aber mit ihm, 400 Jahre nach dem Auszuge Israel's aus Aegypten, 1100 Jahre ungefähr vor Christus, begann jene Kette von Propheten, welche mit geringen Unterbrechungen beinahe 700 Jahre sich fortpflanzte bis auf Maleachi.

Samuel hatte eigene Propheten-Schulen gegründet, deren sich später verschiedene fanden in Rama, Bethel, Jericho, Gilgal. In diesen Schulen lebten junge Männer, Propheten-Söhne genannt, zusammen, unter der Leitung und Belehrung älterer Meister. Wir sehen, daß in diesen Schulen ein Zustand der Ekstase künstlich gepflegt ward, wahrscheinlich in ähnlicher Weise, wie später bei den Therapeuten, so daß Fremde, die plötzlich in einen Kreis solcher Prophetenjünger kamen, von der gleichen Begeisterung ergriffen und zu denselben Gebährden und Handlungen mit fortgerissen wurden*)

Wie lange diese Propheten-Schulen bestanden, läßt sich nicht sicher angeben. Aber die Macht des Prophetenthums als einer ganz einzigen, mit nichts Aehnlichem in der Geschichte zu vergleichenden Institution tritt von nun an in den Geschicken des Volkes und dem Entwicklungsgange des theokratischen Reiches tief und gewaltig eingreifend hervor. Ohne irgend eine gesetzliche Gewalt und Beglaubigung, bald Priester oder Leviten, bald einfache Israeliten anderer Stämme, überhaupt unabhängig von Stammes- und Standesverhältnissen, standen die Propheten aus der Mitte des Volkes auf, oft gegen alles Sträuben ihrer vor dem Auftrage bangenden Natur von einem unwiderstehlichen Drange fortgezogen. Ein Prophet im Bewußtsein und der Autorität seiner unmittelbaren Berufung war zugleich der Mund oder Bote Gottes und

*) 1 Sam. 10, 10—12; 19, 19—24.

das persongewordene Gewissen der Nation, der Allen den Spiegel ihrer Vergehen vorhielt, ein Demagog und Patriot im edelsten Sinne, der in großen entscheidenden Wendepunkten als Bußprediger, als Warner und Tröster, als Bewahrer des Gesetzes, als Ausleger der alten Bundesverheißungen dem Volke, den Mächtigen, den Königen gegenübertrat. Innerhalb der Grenzen des Gesetzes, welche der wahre Prophet nie überschritt, besaß er eine unbeschränkte Freiheit der Rede, freilich oft mit Gefahr und Aufopferung seines Lebens. Das Gesetz selbst hatte seine Stellung vorgesehen und verordnet, daß ein Prophet, zumal ein schon bewährter, das Recht habe, in der Volksversammlung oder sonst vor dem Volke zu reden, daß er unantastbar und nur Gott verantwortlich sei*). Falsche Propheten freilich, die im Namen eines fremden Gottes redeten, oder das Volk zum Abfall von Jehovah, zur Uebertretung des Gesetzes verführten, sollten mit dem Tode bestraft werden.

Vor Allem rügten und bekämpften die Propheten das gemeine und Grundlaster der Abgötterei, sie erhoben ihre warnende und strafende Stimme gegen das Sittenverderben, das mit den heidnischen Neigungen und Cultusübungen des Volkes in so enger Wechselwirkung stand, sie schilderten das Versinken in mechanische Werkheiligkeit, die Ausartung der Priester, die Bestechlichkeit der Richter. Sie verkündeten göttliche Strafgerichte, richteten dann aber auch das zerbrochene, in die Gefangenschaft fortgeschleppte Volk wieder auf.

Auch an die Könige richteten die Propheten ihre Ermahnungen und nicht selten ihre scharfen Strafreden, sie gingen furchtlos in die Paläste, sie rügten die falsche Politik, mit fremden Mächten verderbliche Bündnisse einzugehen, auf übermächtige, heidnische Staaten ihr Vertrauen zu setzen. Die Könige nahmen auch selbst in Bedrängnissen ihren Rath in Anspruch; wenn sie aber mit dem Volke sich dem Götzendienste zuwandten, dann wurden die Propheten blutig verfolgt. Im Reich der Zehnstämme waren sie schon frühe unter Ahab fast ausgerottet worden**); später war ihnen (zu Amos' Zeit) öffentlich vor dem Volke zu reden verboten***). Im Reiche Juda ließ Manasse die warnenden Propheten ermorden.

Alle Ströme des Prophetengeistes vor sich nahm Jesaias in sich auf und sandte sie wieder bereichert in die Zukunft aus. Sieben und vierzig Jahre wirkte Jesaias als Volksführer und Prophet. Von seinen Lebensumständen ist nichts bekannt, als daß sein Einfluß auf Volk und König bedeutend war. Was von den unter seinem Namen im Alten Testament enthaltenen Orakeln erweislich von ihm selbst herrührt, sichert ihm eine Stelle unter den vorzüglichsten Dichtern. Seine Sprache ist den Gegenständen, die er behandelt, die angemessenste; sie vereinigt Einfachheit und Klarheit mit der höchsten Würde und Majestät, und an

*) 4 Mos. 12, 6. 5 Mos. 13, 1 sq.
**) 1 Reg. 18, 19.
***) Amos, 7, 10. sq.

Fülle und Kraft, bei dem schönsten Ebenmaße, kommt ihm die Poesie keines andern Propheten gleich. Den Inhalt seiner Dichtungen bilden Strafreden und Klagen über die Sünden des Volkes, drohende Verkündigungen eines nahen Verderbens und herzerhebende Aussichten in eine schönere Zukunft. Adel des Gefühls und der Gesinnung spricht aus jedem Zuge, Alles trägt den Stempel des Genies und der ächten Begeisterung.

Bei den Propheten der letzten Zeit der Selbständigkeit des jüdischen Reiches dauert der Schwung fort, welchen Jesaias dem Prophetengeiste gegeben, und die politischen Angelegenheiten wurden immer mehr so beschaffen, daß sie in seinem Tone fortfahren mußten. Bei Zephania, Joel, Habakuk und Obadia herrschen immer die beiden Vorstellungen, daß ihre Landsleute weggeführt und zerstreut werden müssen, zur Strafe ihres häufigen Abfalls von Jehovah, dieser aber dereinst sie zurückführen und zu einer weltherrschenden Nation machen werde, welche an allen ihren Unterdrückern gerächt wird. Was insbesondere den Propheten Habakuk betrifft, so hat derselbe ein Gedicht von hohem lyrischem Schwung hinterlassen. Klagen über die schrecklichen Verwüstungen der Chaldäer in Judäa und über den nahen Untergang dieses Reiches, Tröstungen und frohe Aussichten auf künftige Demüthigung der Sieger und neues Glück der Juden sind der Inhalt desselben. Alle seine Worte sind Charakter und Leben, es gibt nichts Furchtbareres, wo er schrecken, nichts Beißenderes, wo er spotten, nichts Erquickenderes, wo er trösten will.

Wieder mehr zur Gegenwart und zur unmittelbaren Belehrung lenkte Jeremias den Sehergeist. Er selbst gehörte zur Familie der Priester und begann als Jüngling, durch einen König, wie Josia begünstigt, den Ruf zu erfüllen, welchen er zum Propheten in sich fühlte, blieb ihm aber auch treu unter den schrecklichen Gefahren der folgenden Zeiten. Ueber vierzig Jahre lang hat Jeremias in der traurigsten Zeit des Reiches mit anhaltender Geduld und Treue den prophetischen Beruf erfüllt. Seine Lehren und Orakel sind, so weit wir sie im Canon des alten Testaments besitzen, Zeugen der glühendsten Vaterlandsliebe und des unerschütterlichsten Vertrauens auf den Gott der Väter, aber auch deutliche Beweise, wie sehr der Geist dieses Propheten durch sein und seines Volkes Unglück gelähmt und niedergedrückt war. Nur in den Weissagungen gegen auswärtige Staaten erhebt sich sein Ausdruck zu einiger Stärke; sonst ist sein Ton sanft wie sein Charakter, und traurig, wie die Zeit, in welcher er lebte.

Nicht so wehmüthig erscholl eine andere Prophetenstimme zu derselben Zeit. Ezechiel, aus priesterlicher Familie wie Jeremias entsprossen, mußte bei der letzten Verpflanzung auf babylonischen Befehl Judäa verlassen, aber sein Geist umfaßte stets das Schicksal desselben, und von diesem Mittelpunkt die Zukunft anderer Staaten; aber bei allen Weissagungen über die Zukunft anderer Nationen wagt er endlich

nie einen Spruch gegen die babylonisch-chaldäische Monarchie. Wenn seine Lage diesen Einfluß auf seinen prophetischen Charakter hatte, so trug der um sie her dominirende Geist dazu bei, daß er Symbole und allegorische Vorstellungen über Alles liebt und sich selbst zuweilen als ein Symbol seiner Nation und ihres Schicksals betrachtet. Gerade der symbolische Theil der Dichtungen Ezechiel's ist aber für die Geschichte der Menschheit von großer Bedeutung und hat auf Poesie und Bildnerei des Mittelalters, so wie auf den Cultus einen nicht unbedeutenden Einfluß gehabt. Alle Mystiker und mit ihnen die Bildner nahmen aus Ezechiel eine Anweisung, wie sie heidnischen Bildern im christlichen Cultus einen Platz geben könnten.

Sein Zeitgenosse Daniel ward schon sieben Jahre früher als Ezechiel weggeführt, aber nach Nebukadnezar's Sitte, Jünglinge von außerordentlichen Geistesanlagen und vorzüglicher Schönheit aus allen ihm unterworfenen Nationen auslesen und für die wichtigsten Aemter bilden zu lassen, kam er mit einigen Gefährten an den Hof und ward der chaldäischen Gelehrsamkeit zur Bildung übergeben. Es gereicht ihm und seinem Könige zur Ehre, daß er der väterlichen Religion unabänderlich treu bleiben konnte.

Daniel war ein Mann von hoher Einsicht und Rechtschaffenheit; in der Kunst, Träume auszulegen, worauf man in den damaligen Zeiten viel hielt, übertraf er alle Weisen des Reiches. Dabei war er ein Mann, der, mit der Verfassung und Lage der großen Reiche der damaligen Welt bekannt, und von der Gottheit begeistert, die glücklichsten Blicke in die Zukunft thun konnte und deßhalb den Namen eines Sehers verdient, obgleich ihn die meisten Juden von der Zahl der Propheten ausschließen. Sein großes Ansehen währte bis in sein hohes Alter und den Anfang der Regierung des Cyrus. Vielleicht war es sein Einfluß mit, wodurch die Rückkehr der Juden in ihr Vaterland veranlaßt wurde.

II. Die Phönicier.

12. Weltstellung der Phönicier.

(Nach K. Kiesel, Vorlesungen über die Geschichte der vorchristlichen Zeit, und F. C. Movers' Phönicien in der Encyklopädie von Ersch und Gruber.)

Die Weltgeschichte der vorchristlichen Zeit hat eine Bewegung von Osten nach Westen. Während die aus dem Herzen Asiens in anderen Richtungen nach weitentlegenen Ländern*) sich fortleitenden Wanderungsströme die Völker zur Absonderung führen, steht den in westlicher Richtung ausgewanderten Völkern vielfache Begegnung und vielfacher

*) z. B. China.

Austausch des auf ihren Wegen gefundenen Ertrages bevor. Schon die Geschichte der altasiatischen Staaten sucht die Küsten des Mittelmeeres. Die assyrischen und babylonischen Eroberungszüge haben die vorherrschende Richtung nach Westen, weil die Kunde von dem Leben an der Seeküste den Herrscher zu Ninive und Babylon nicht ruhen läßt, bis er dieses Leben seinem Willen dienstbar gemacht hat. Indem die Geschichte, von Osten kommend, die Gestade des Mittelmeeres erreicht, setzt sie ihren Lauf über dasselbe hin und längs seiner Küsten beharrlich fort, da sie von den Völkern, die in vorgeschichtlicher Zeit seine Anwohner geworden sind, immer mehrere ergreift. Das mittelländische Meer, um das die drei Theile des Continentes sich lagern, bewährt im Laufe der Geschichte eine verbindende, eine den Gewinn der Völker fortleitende und verbreitende Kraft. Dazu trugen zwei Dinge bei, die Beschaffenheit der Küsten und die Beschaffenheit der Anwohner. Rechnet man die Syrtengegenden ab, wo die Küsten zur Landung eben so ungeeignet sind als die See durch Stürme gefährlich ist, so gibt es an allen Küsten des Meeres keine größere Strecke, wo sich nicht zum Landen und Verbleiben Gelegenheit böte. Fast überall finden sich natürliche Häfen, zu Rastorten auf weiten Fahrten dienlich, zur Gründung von Ruheplätzen für wiederholte Fahrten einladend. Das Meer, das zwischen Arabien und Indien liegt, hat eine Nordküste, die dem Seefahrer nichts nützt, weil sie keine Zuflucht vor Stürmen, keine Quelle für Reisebedürfnisse bietet und auf schmalem am Fuße des iranischen Hochlandes gelegenen Saume nur armselige Fischervölker kümmerlich nährt. Am Mittelmeere winken dem Seefahrer, der in alten Zeiten stets die Nähe der Küsten suchen mußte, überall die Gelegenheiten zu Schutz und zu Versuchen des Erforschens und Gewinnens. Hier ist jede Bucht, jede Landzunge eine Welt für sich, und in den Ländern, die das Meer umschließen, vereinigt sich die mannichfaltigste Gliederung mit einer großen Leichtigkeit der Vertauschung. Das eigentliche Volk des Mittelmeeres sind aber, ehe sie dasselbe mit den Griechen zu theilen gezwungen werden, die Phönicier.

Ihre Thätigkeit auf der See ist theils die Nebenbuhlerin, theils die Vorläuferin der griechischen. Wie sie zu Lande nach dem Osten, nach Babylon, handelten und sich mit den Gegenden, aus denen sie einst eingewandert waren, durch Reihen von Ansiedlungen, die nach dem Euphrat und nach Nisibis führten, die Straßen offen und sicher hielten, segelten sie westwärts bis durch die Säulen des Herkules hinaus und vermittelten einen Austausch der Naturerzeugnisse Indiens mit denen oceanischer Länder. Nicht Armuth ihres an dem syrischen Küstensaume in geringer Ausdehnung sich hinziehenden Gebietes trieb sie in die Noth, den steten Kampf mit Wind und Wellen zu versuchen. Die Lockungen des Meeres kamen, da ihre Städte an mannichfaltigem Gewerbfleiß mit Babylon wetteiferten und dasselbe überflügelten, der Gewinnsucht entgegen. Ihr Land, das etwa in der Ausdehnung des Großherzogthums Baden eine Menge großer Städte nährte, glich, wie die Araber einst,

als noch nicht die Türken es verödet, von ihm sagten, einem ewigen Sommer, der sich zu den Füßen des Libanon lagere, während das Gebirge auf seinem Scheitel den Winter und auf seinen Schultern den Frühling trage, in seinen Thälern aber die Schätze des Herbstes berge. Dazu kommt die Stellung zu den Nachbarländern. Im Innern Asiens, namentlich in den Euphratländern nach der einen, dann in Aegypten nach der andern Seite blühten mächtige und frühcultivirte Staaten lange vorher, ehe die Bewohner der palästinensischen Küste zu einer gleichen Stufe der Cultur fortgeschritten waren. Im Mittelpuncte dieser Staaten gelegen, war Phönicien der natürliche Stapelplatz der Waaren für beide, und ebenfalls vermöge seiner Lage der Centralpunct des Handels für den Osten und Westen, weil aus dem Innern Asiens die Waaren am leichtesten und sichersten dahin gelangen und von da weiter auf dem Seewege nach dem Westen, und namentlich nach Aegypten, verführt werden können. Die Culturverhältnisse der näher liegenden Küstenländer und Inseln des mittelländischen Meeres begünstigten in so alter Zeit diesen Handel und trugen nicht wenig dazu bei, Phönicien früh reich und blühend zu machen. In den westlichen Gegenden wohnten nur uncivilisirte Völker, welche den Werth der reichen Producte ihrer eigenen Länder noch nicht kannten, oder doch diese nicht zu benutzen wußten. Die Phönicier, welche ihnen theils die Kunsterzeugnisse des eignen Landes, theils assyrische und ägyptische Waaren — wie Herodot in Beziehung auf diese älteste Periode ausdrücklich angibt — zuführten, standen daher bei einem Tauschhandel ebenso im Vortheil, wie die europäischen Seefahrer bei ihrem ersten Verkehre mit den gold- und silberreichen Ländern der neuen Welt, und ihr Handel mit den Westländern fing mit ihrem Reichthum und Wohlstand erst zu sinken an, als die fortschreitende Cultur der westlichen Völker ihrem alten Monopolhandel ein Ende gemacht hatte. *)

---

13. Die Colonieen der Phönicier.

(Nach A. Fr. Gfrörer, Urgeschichte des menschlichen Geschlechts.)

Kein anderes Volk der Welt, auch die Engländer nicht, hat so viele Colonieen angelegt, wie die Phönicier. Der Ursprung ihrer Niederlassungen war sehr verschieden. Manche mußten sie anlegen, weil sie von fremden Oberherren dazu gezwungen wurden. In diese Classe gehören die großen phönicisch-ägyptischen Ansiedlungen auf griechischem Boden in Creta, zu Argos, zu Theben, in Attika. Andere legten sie aus eigenem Antriebe an. Diese freiwilligen Anpflanzungen gingen entweder vom Staate aus und blieben dann gewöhnlich in strenger Ab-

*) Ueber den Einfluß der Phönicier auf die Cultur der alten Welt s. Alex. von Humboldt, Kosmos II. S. 160 ff.



hängigkeit von der Mutterstadt, oder von einzeln reichen und mächtigen Bürgern.

Eben so verschieden waren die Zwecke, um derenwillen man sie gründete. Einzelne wurden angelegt, um feste Punkte für Bergbau, Fischerei, Einsammlung von Purpurschnecken zu gewinnen, andere, — und dies war ein häufigerer Fall, — um unruhige Volksmassen, deren Anhäufung in den Hauptstädten dem Staate Gefahr drohte, in fremden Gegenden unterzubringen. Endlich die meisten Colonieen wurden des Handels wegen gegründet. Um leichtere Uebersicht zu gewinnen, theile ich die Gesammtheit phönicischer Pflanzungen ein in östliche und westliche, zu welchen letzteren ich auch die süd- und nordwestlichen rechne.

Noch vor der Zeit, da phönicische Schiffe alle Meere durchfurchten, finden sich Spuren eines regen phönicischen Landhandels nach Osten. Vom Euphrat her sind die Kanaaniten in ihre spätere Heimat eingewandert. Daß die Ausgewanderten die Verbindung mit den alten Wohnsitzen zu erhalten bemüht waren, erhellt aus einer Reihe binnenländischer Colonieen, welche eine Linie von der Seeküste nach der Ebene der beiden Ströme bilden und längs der alten Straße nach dem Euphrat lagen. Diese Pflanzungen sind 1) Dan, Hauptort des nördlichen Palästina, wo schon in mosaischer Zeit Sidonier wohnten; 2) weiter gegen Osten Hamath, ein Mittelpunkt des vorder-asiatischen Handels und eine der ältesten phönicischen Anlagen. Von Hamath aus spaltete sich die Karawanenstraße in eine nördliche und eine südliche Richtung. Die nächste phönicische Niederlassung gegen Südosten war Eddana am Euphrat, die nächste nördliche Nisibis. Aber die Phönicier vergaßen nicht, wohlgelegene Plätze am Meere zu besetzen.

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß die beiden Golfe, der arabische und der persische, besondere Wichtigkeit für sie haben mußten. Wirklich gründeten sie schon in uralter Zeit an beiden Meerbusen Niederlassungen, zu Eziongeber und Elath am arabischen, dann auf den Bahrein-Inseln am persischen Golf. Von diesen Punkten aus betrieben sie früher allein, seit David Eziongeber erobert hatte, in Verbindung mit den Juden, jenen Ophirhandel, von welchem an einem andern Orte die Rede ist.

So viel über die östlichen Colonieen. Zu den westlichen übergehend, beginne ich mit denjenigen, welche auf den Küsten Kleinasiens und Griechenlands, so wie auf den griechischen Inseln angelegt wurden. Tarsus, Ciliciens Hauptstadt, soll lange vorher, ehe Sanherib eine zweite Gründung vornahm, durch die Aradier erbaut worden sein. Von den großen Inseln des Mittelmeeres lag den Phöniciern Cypern am nächsten. Hier siedelten sich zuerst die Stämme der Chetiter und Hamathäer an, welche Citium und Amathus erbauten. Später eroberten Sidonier die ganze Insel, welche dann, als die Aristokratie von Sidon nach Tyrus ausgewandert war, in den Besitz der Tyrier überging. Auch auf der Insel Rhodus ließen sich frühe Phönicier nieder, wurden aber später urch einwandernde Dorier vertrieben.

Weiter gegen Westen hin gründeten die Phönicier Niederlassungen auf Thera, Melos, Oliarus, Cythera. Auf Creta erbauten sie die Küstenstädte Itanus und Lampe. Unfern der thracischen Küste besetzten sie die Insel Thasus, welche einen Namen erlangte durch ihre Bergwerke und den Dienst des Hercules, dessen thasischer Tempel von Tyrus aus gegründet worden war. In Thracien selbst betrieben sie die Goldbergwerke am Pangäus und erbauten am Meeresufer die Stadt Galepsus.

Den zweiten Kreis westlicher Niederlassungen der Phönicier bilden die Colonieen auf Sicilien, Sardinien und den Balearen. Vor dem Ende des neunten Jahrhunderts hatten sie alle Vorgebirge Siciliens sammt vielen kleinen Inseln der Küste inne. Aber im Laufe des achten Jahrhunderts benutzten die Griechen den Riß, der zwischen Carthago und Tyrus entstanden war, so wie die Bedrängnisse, in welche Phöniciens Städte durch den Anfall der Assyrier geriethen, zu ihrem eigenen Vortheil, griffen die Colonieen auf Sicilien an, die von dem geschwächten Mutterlande keine Hülfe erhielten, und drängten die Ansiedler auf wenige feste Punkte am Meeresufer zusammen. Altphönicische Colonieen in Sicilien waren Heraklea, das, ehe auch dort Griechen Herren wurden, Makara nach Makar, dem Beinamen des phönicischen Hercules, oder auch Rus Melkart, d. h. Vorgebirge des tyrischen Stadtgottes hieß, dann Panormus (das heutige Palermo), Motye, Solois oder Solentum. Nicht minder gehörten den Phöniciern die heutigen Inseln Malta, Comino, Gozzo, so wie das kleine Eiland Kossura, das von dem phönicischen Kabirengott Chusor seinen Namen erhielt.

Auf der Insel Sardinien legten sie eine Menge Städte, worunter Caralis an, welches heute noch Hauptort Sardiniens ist und Cagliari heißt. Auch auf Corsica müssen sie in früher Zeit Ansiedlungen gegründet haben. Der alexandrinische Dichter Kallimachus nennt Corsica das alte phönicische Kyrnos. Allein während der Kriege zwischen den massilischen Phokäern und den Carthagern im sechsten Jahrhundert vor Christus wurden die phönicischen Anlagen auf Corsica gänzlich zerstört. Auf den Balearen dagegen, in Minorca und Iviza — letztere hieß auf phönicisch Ebusus oder Busus, d. h. Fichteninsel — erhielten sich Reste phönicischer Ansiedler bis zu den Zeiten August's herab.

Den dritten Kreis phönicischer Colonieen des Westens füllen die Niederlassungen in Nord-Afrika aus. Eine lange und vielgliedrige Reihe derselben kann, beginnend von der großen Syrte bis zu den Küsten am westlichen Ocean und zu der Insel Kerne, welche heutzutage Arguin heißt, auf einzelnen Punkten sogar bis tief ins innere Land hinein, verfolgt werden.

Die größten und bedeutendsten Pflanzstädte der nördlichen Küste waren Carthago, Utica, Großleptis, Adrumet, Hippo. Betreffend die jenseits der Säulen des Hercules gelegene Westküste berichtet der Alexandriner Eratosthenes, daß die Phönicier längs dem Gestade des atlantischen Oceans gegen 300 Städte erbaut hätten. Die meisten derselben wurden später durch die Barbaren zerstört, die Namen einiger

wenigen sind bekannt, wie Tingis (das heutige Tanger), Zelis und Lixus. Von dort aus drangen phönicische Kauffahrer bis nach Guinea vor und erhandelten von den Negerstämmen Goldstaub.

Noch ist der vierte Kreis phönicischer Colonieen übrig: der iberische oder spanische. Die von ihnen längs der Südküste Spaniens besetzte Provinz hieß auf phönicisch Tarsis, bei den Römern Turditanien, und umfaßte eine Reihe blühender Städte, die zum Theil unmittelbar von Phönicien, theilweise von den afrikanischen Colonieen aus gegründet worden sind. Ihr halblybischer Ursprung erhellt aus dem Umstande, daß viele Städtenamen, wie Carthago, Gades, Hippo, Utica, Leptis, Malacca, Tunis, zugleich in Nord-Afrika und im südlichen Spanien vorkommen. Die wichtigste derselben war Gades, von wo aus mit dem nördlichen Europa nach England und den baltischen (?) Küsten ein Verkehr betrieben ward, der namentlich Zinn und Bernstein in Umlauf brachte.

---

14. Die Hauptmomente aus der Geschichte der Phönicier*).

(Nach K. Kiesel, Vorlesungen über die Geschichte der vorchristlichen Zeit.)

Bevor Phönicien die auf seiner Seemacht ruhende Weltstellung gewann, bevor seine von den Cedern des Libanon gebauten Schiffe Glas, Webereien, Purpur ausführten und Goldstaub aus Guinea, Zinn von den Sorlingischen Inseln, Bernstein von den baltischen Küsten (?) heimbrachten, mußte es die Seeschlachten der ältesten despotischen Eroberer schlagen. Die Macht der ältesten, in Ninive thronenden assyrischen Könige hat sich bis an die Grenzen Aegyptens erstreckt und Phönicien beherrscht. Denn es gibt Ueberlieferungen, daß von der Königin Semiramis, an deren Namen die Kunde großer Eroberungen im Osten geknüpft ist, Phönicier nebst Ciliciern und Cypriern verwendet worden sind, auf dem arabischen Meerbusen Schiffe zu einem Kriegszuge nach Indien zu rüsten. Aus der assyrischen gingen die Phönicier in ägyptische Gewalt über. Anderthalb Jahrtausende vor Christus erstand in Aegypten, nachdem die Herrschaft der arabischen Könige, der Hyksos, gestürzt war, eine neue einheimische Dynastie, die achzehnte des Manetho, welche große Eroberer, unter ihnen den von den Griechen oft genannten Sesostris, zählt. Ein Wechsel, wie er im alten und im neuen Asien sich oft wiederholt hat, brach die Herrschaft Assyriens über das vordere Asien. In den Wandgemälden der Ruinen von Medinat Abu in der Gegend von Theben sind die Land- und Seeschlachten dargestellt, welche Ramses, der Sesostris der Griechen, lieferte. Die Seeschlachten kann der Pharao,

*) Die Nachrichten über den Verlauf der alten phönicischen Geschichte sind so dürftig und fragmentarisch, daß es kaum gelingt, einzelne große Perioden zu fixiren und in allgemeine Umrisse zu zeichnen, geschweige denn eine fortlaufende Geschichte der einzelnen Staaten zu schreiben. (Movers).



dessen Land an Holz und Eisen Mangel hatte, nur mit phönicischen Schiffen geschlagen haben. Dem Aufschwung, den Aegypten unter der Regierung jener Eroberer nahm, folgte nach der in den despotischen Reichen Asiens geltenden Regel eine Ermattung, da die Nachkommen derjenigen, die wie im Sturme durch die Länder gefahren, in Kraftlosigkeit versinken und das Erworbene nicht festzuhalten vermögen. So ward Phönicien auch von den Aegyptern frei und die Entwicklung seiner Seemacht und seines Colonialwesens begann. **Sidon**, in der heiligen Schrift der erstgeborne Sohn Kanaans genannt, erfüllt die Welt mit dem Ruhme seiner Kunstfertigkeit und gründet Colonieen auf Cypern, auf Creta, auf Cythera und in Afrika. Sidon ist vorzugsweise für die Welt das, was die Phönicier überhaupt ihr sind. Sidon steht aber auch vermöge eines Bundesverhältnisses an der Spitze der phönicischen Städte. Die Bundesversammlungen werden in einer Stadt gehalten, die die Griechen Tripolis nennen, weil sie aus drei nahe bei einander gelegenen Städten besteht, in deren Mauern die Abgeordneten der drei Hauptstädte Sidon, Tyrus und Aradus Schutz und Rückhalt gegen etwaigen Gewaltversuch, der sich gegen eine von ihnen richten sollte, finden können. Hier zeigt sich ein dem alten Asien ganz fremdes staatliches Gebilde, gleichberechtigte Glieder eines Ganzen, sich mit Argwohn und Eifersucht bewachend, ein Bund, dessen Haupt sich, so weit unsere Kunde reicht, nirgends als Leiter gemeinsamer Angelegenheiten wirksam erweis't, auch wohl nicht wirksam erweisen konnte, da die See-Unternehmungen jedem Gliede des Bundes zu viel besondere Interessen gaben, um die Neigung zu einer von Opfern nicht zu trennenden Unterordnung aufkommen zu lassen.

Die Macht von Sidon ging aber mit der Zeit an **Tyrus** über, erst thatsächlich, dann vermöge einer Uebertragung oder Usurpation der Vorortschaft auch förmlich. Veranlassung dazu waren Kriegsvorfälle. Das den Phöniciern benachbarte Volk der Philister, bekannt als ein lange Zeit den Israeliten gefährlicher Feind, belagerte Sidon, und die Gefahr trieb den größten Theil der dortigen Bevölkerung, zur See nach Tyrus zu fliehen. Wie Sidon sich der Philister erwehrt hat, ist unbekannt, aber es war seitdem ohnmächtig, wie Tyrus stieg. Die Mächtigen von Sidon gliederten sich in das ohnehin schon mächtige Gemeinwesen von Tyrus ein. Unter der Vorortschaft von Tyrus ward nun Phönicien recht fruchtbar an Colonieen. Um dieselbe Zeit, wo die Israeliten von Samuel einen König begehrten, findet sich auch in Phönicien, zunächst in Tyrus, das Königthum eingeführt, nachdem in den einzelnen Städten an der Spitze der Regierung Richter oder Sufeten, in Tyrus seit Einwanderung der Sidonier zwei Sufeten, gestanden hatten. Doch war es den in der Kunst des Regierens geübten Aristokraten gelungen, das Königthum in solcher Beschränkung zu halten, daß es nur ein lebenslängliches und erbliches Sufetenthum ward. Die Aristokratie umgab den König mit einem Rathe, an dessen Zustimmung er geknüpft war. Der zweite König von Tyrus ist jener **Hiram**, der

mit David und Salomo in Freundschaft stand, der Salomo zum Tempelbau die Arbeiter lieferte und mit ihm von den am nördlichen arabischen Meerbusen gelegenen Orten, die einst von Phöniciern gegründet worden, Seefahrten unternehmen ließ. Diesen Hiram mag die Ausbildung und Erstarkung des israelitischen Staates auch zu der Befestigung von Tyrus getrieben haben. Vor Tyrus lagen zwei Inseln. Auf der einen stand das Heiligthum des Melkarth und auf der andern hatten sich die eingewanderten Sidonier niedergelassen. Beide verband er durch Ausfüllung des Zwischenraumes und schuf so eine neue durch ihre Lage geschützte Stadt, die der auf dem Festlande gelegenen beim Herannahen von Kriegsgefahr zum Rückhalte dienen konnte. Derselben Richtung seines Bemühens mag das Bündniß mit den Königen von Israel angehören.

Nach einigen Geschlechtsfolgen erfolgte ein Ausbruch der Parteikämpfe durch eine Maßregel, durch welche die Aristokratie das Königthum mit der Demokratie zu entzweien gedachte. Eines Königs Testament, ohne Zweifel von der Aristokratie dictirt, verfügte, daß seine beiden Kinder Elissa und Pygmalion gemeinsam regieren, daß aber Elissa dem Hohenpriester des Melkarth vermählt werden solle. Ein Sturm, den entweder Pygmalion erregte, oder in welchem dessen gekränktes Recht zum Vorwande diente, erhob sich. Die Volkspartei, wahrscheinlich in einer erkämpften Stellung bedroht, gewann den Sieg und der Hohepriester fiel. Da beschlossen die Aristokraten, mit Elissa ein neues Vaterland jenseits des Meeres zu suchen. Unter den sidonischen Colonieen an der Nordküste Afrika's befand sich die Stadt Kakabe oder Kambe. Hierhin richteten die Auswanderer, auf einem großen Theil der Flotte die Schätze aus dem Tempel des Melkarth mit sich führend, ihren Lauf und aus dem sidonischen Kambe ward durch die neuen Ansiedler das tyrische **Carthago**, die Neustadt, die Erbin aller phönicischen Herrschaft im Westen. Die Stifterin Elissa heißt eine Sidonierin, weil sie dem in Tyrus herrschenden sidonischen Stamme angehört. Bald gingen die näheren, bald auch die ferneren phönicischen Pflanzstädte im westlichen Becken des Mittelmeeres an diese neue Königin des Meeres über, während im östlichen Becken des Mittelmeeres die Phönicier mehr und mehr vor den in reger Thätigkeit sich ausbreitenden Griechen wichen. Den Verfall von Tyrus entschieden die Eroberungen, welche erst die jüngste Dynastie Assyriens und dann die Fürsten Babyloniens machten. Der assyrische König Salmanassar, der dem Reiche Israel ein Ende gemacht, legte auch den Phöniciern für ein Jahrhundert assyrisches Joch auf. Als aber die Chaldäer, die Babylonien für Assyrien bewachen sollten, selbst auf dessen Kosten ein Reich stifteten, schlug Phönicien sich auf die Seite Aegyptens, das den Strom der chaldäisch-babylonischen Eroberung zu hemmen suchte. Nachdem Nebukadnezar 604 den Pharao Necho bei Circesium am Euphrat geschlagen, fiel ganz Phönicien, die Inselstadt von Tyrus durch einen Vertrag, in des Siegers Gewalt, und gleich den Israeliten, deren südliches Reich (Juda)

derselbe Nebukadnezar vernichtete, mußten die Phönicier zum Theile in die Verbannung wandern. Die Blüthe von Tyrus war vorüber. Cypern ging verloren durch den Angriff, den Apries auf Phönicien machte, um Nebukadnezar — so scheint es — zum Rückzuge von Aegypten zu zwingen. Phönicien im Ganzen aber überdauerte das babylonische Reich, wie es das assyrische überdauert hatte. Auf seine Bevölkerung, die durch ihre Betriebsamkeit und Schifffahrt allen fremden Gebietern vom größten Werthe war und um dieses Werthes willen in deren eigenem Vortheil einen gewissen Grad von Selbständigkeit zu genießen fortfuhr, paßt das Wort des Dichters: „Die fremden Eroberer kommen und gehen, wir gehorchen, aber wir bleiben stehen." So erscheint es auch unter der persischen Herrschaft, jedoch jetzt mit Sidon an der Spitze, als das Herz der persischen Seemacht, als eine Hauptquelle der Einnahmen, aber mit einer innerlichen Selbständigkeit, wie sie die Eroberer des alten Asiens, wo Vernichtung durch Verpflanzung nicht in ihrem Vortheil lag, den Staaten ließen. Den größten Beweis für eine Rücksicht, die man den Phöniciern nicht versagen konnte, gibt der Erfolg, mit dem sich Tyrus dem Ansinnen der Perser widersetzt, zum Angriffe auf Carthago die Mittel zu liefern. Der Beweggrund, für die Tochterstadt Schonung zu wünschen, kann aber leicht auch in der Besorgniß gelegen haben, daß die Perser durch Bezwingung des afrikanischen Phöniciens in die Lage kommen möchten, des asiatischen zu entrathen und ihr Verfahren gegen dasselbe zu ändern.

15. Die semitischen Natur-Religionen, insbesondere die der Phönicier.

(Nach F. C. Movers, Untersuchungen über die Religion und die Gottheiten der Phönicier.)

Die Religion der Phönicier war, wie die des ganzen sprach- und stammverwandten Volkes der Semiten und der alten Asiaten überhaupt, ihrem Wesen nach Natur-Religion, d. h. Vergötterung der Naturkräfte und Naturgesetze, Anbetung derjenigen Gegenstände, in denen diese Kräfte gegenwärtig, und durch sie thätig und wirksam gedacht wurden.

Es ist in dieser Religionssphäre die Gottheit nicht eine über die Natur schrankenlos waltende, von ihr verschiedene Macht, wie bei den Hebräern, sondern sie ist die verborgene Kraft in der Natur selbst, wie sie nach bestimmten Gesetzen jetzt schaffend, belebend, erhaltend, dann wieder ihre eigenen Werke zerstörend und verderbend sich offenbart, und welcher der Mensch je nach ihren verschiedenen Wirkungen bald Bewunderung, Liebe und Verehrung zollt, bald aber auch als ein ihm feindseliges Wesen fürchtet und auf eine seiner geistigen Ausbildung entsprechende Art zu sühnen sucht. Die gewöhnlichste und zugleich die einfachste

und alterthümlichste Gottesidee in den phönicischen wie in allen asiatischen Natur-Religionen ist folgende. Die Gottheit wird nach menschlicher Analogie als Mann und Weib gedacht; jedem werden diejenigen Kräfte und Erscheinungen in der Natur zugetheilt, die den beiden Geschlechtern am angemessensten sind; das männlich gedachte Wesen gilt als die Ursache oder das Princip alles dessen, was dem Wesen und der Handlungsweise des Mannes, der weiblichen Gottheit aber wird beigelegt, was dem Charakter und der Beschäftigung des Weibes entspricht. Der Naturgott Baal ist demnach die active, Baaltis die passive Kraft der Natur, jener das schaffende, erhaltende aber auch zerstörende Element in der Natur, diese das empfangende, zeugende und gebärende Princip: jener die Quelle des geistigen, diese des physischen Lebens.

Eine spätere Stufe in der Entwicklung des Anthropismus ist es schon, daß die Götter mit menschlichem Charakter, bald gut, bald bös, oder beides zugleich, je nachdem die Begriffe von wohlthätigen oder schädlichen Naturmächten zu Grunde lagen, und in menschlichen Formen gedacht wurden. Endlich wurde diese Vorstellungsweise erst dadurch vollständig durchgeführt, daß man die Götter auf die Erde herabzog, wo sie menschliche Schicksale erlitten, zuletzt des Todes starben, und wo zur Wahrheit dessen die Euhemeristen überall ihre Grabstätten oder auch den Ort, wo sie gestorben waren, nachweisen konnten.

Sie werden an die Spitze der Genealogien und besonders der Könige und Fürsten gestellt, von denen in allmählicher Abstufung Halbgötter, Heroen und dann gewöhnliche Wesen unseres Geschlechts herstammen. Wie Wodan in allen altgermanischen Königshäusern das letzte Glied in der genealogischen Reihe bildet, eben so Bel bei den Semiten, den Assyriern, Babyloniern, Phöniciern, Carthagern, Lydiern. Seine mit Mauern verwahrte Königsburg ward in Babel, in Phönicien oder auch im fernern Westen gezeigt, und die Chaldäer bewahrten sein Grabmal, welches Xerxes zerstörte, und seinen in Oel einbalsamirten Leichnam. Wo eine Gottheit vorzüglich verehrt wurde, da hatte sie auch in der Urzeit als König oder Königin regiert: Astarte in Byblus oder Damask, und als Dido in Carthago. Die Schutzgottheiten der Städte galten allgemein auch für die Erbauer derselben: Baal-Melkarth von Tyrus, von Gades, von Tarsus, Saturn von Babel, von Byblus, Berytus.

Es ist im Bisherigen erst die Hauptseite in dem Charakter der phönicischen Götter gezeigt, wonach sie personificirte Naturkräfte waren, die allmählich zu menschlich gedachten Wesen wurden, bis zuletzt der Euhemerismus sie zu bloßen Menschen machte. Die phönicische Religion war aber Natur-Religion mit vorwiegendem siderischem Elemente, und ihre Götter, die sonst im Grün der Bäume, in der Schönheit und Anmuth der Pflanzen, in den mannichfachen Regungen des Thierlebens, im fressenden Feuer, im Rauschen der Flüsse und Quellen, in den Bergen des Landes, im glühenden, giftigen Samum, kurz überall da, wo

sich in der Natur Leben oder Tod offenbart, sichtbar erschienen und wirksam gedacht wurden, hatten besonders ihre Idole (d. h. Bilder und Träger der Gottheit zugleich) an den Lichtern des Himmels. Bei der Idolisirung der Gestirne kann eine dreifache Ansicht vorwalten, die man freilich so genau nicht scheiden, aber auch nicht mit einander verwechseln darf, um nicht, worauf unsere Unterscheidung hingeht, den oberasiatischen, den phönicisch-syrischen und den chaldäisch-babylonischen Gesichtspunct zu confundiren, wie es gemeinlich zu geschehen pflegt. Die edelste Art des Gestirndienstes ist der Magismus, oder, um statt dieses oft gemißbrauchten Namens einen bestimmtern zu wählen, die Licht-Religion des assyrisch-persischen Magierthums. Die Gestirne werden verehrt um ihrer wunderbaren Pracht und Anmuth willen, in der sie an dem reinen, fast immer unbewölkten Himmel Ober-Asiens strahlen. Es ist dies reiner Gestirndienst, der kein Bild der Gottheit duldet, als nur das in den Pyretheen aufbewahrte heilige Feuer, und wo man unter freiem Himmel oder auf den Dächern durch Contemplation die Gestirne verehrte. Freilich ist es ungedenkbar, daß diese Ansicht von den Gestirnen in einer Religion, welche sie für göttliche Wesen hielt, ausgeschlossen sei, es ist aber auch nicht weniger gewiß, daß sie in der phönicischen nicht vorherrschte und daß ein derartiger Gestirndienst erst in der assyrischen Periode in Vorder-Asien zum Vorschein kömmt.

Die zweite Ansicht, die wir als die des syro-phönicischen Gestirndienstes bezeichnen, betrachtet die Gestirne als die Urheber alles Werdens und Vergehens in der Natur. Sie geht von der Erfahrung aus, daß die Sonne Licht und Wärme, und dadurch Leben und Wachsthum in die Natur ausströmt, und denkt sich deßwegen das physische Lebensprincip vorzüglich der Sonne inhärent: die Sonne wird Idol, Bild und Träger der männlichen Naturkraft, besonders als Adonis der weiblichen Naturgöttin zugesellt, die dann vorwiegend eine tellurische Bedeutung anspricht, und wobei die Erde als das empfangende und gebärende Princip zu fassen ist. Dann aber wird der Sonne, dem größern Lichte, das kleinere, der Mond, als weibliches Wesen beigesellt; jene gilt als das stärkere und kräftigere, für männlich, dieser als das mildere und schwächere wird weiblich gedacht; die weibliche Göttin ist Astarte, zunächst zwar Mondgöttin, aber vielfach wieder die universelle Bedeutung der Naturgöttin sich aneignend. Wie sehr ein solarisches Element das ganze phönicische Göttersystem durchdringt, spricht sich in der Stellung der übrigen Gottheiten zum Sonnengott aus. Erstens nämlich werden die einzelnen Kräfte, welche von der Sonne ausgehen, als Götterwesen gedacht, und zwar zuerst die wohlthätig wirkenden. Jao (der Lebendigmacher) ist die von der Sonne ausgehende, dem Monde mitgetheilte allbelebende Kraft in der Natur, die in zweifacher Weise, als die physische Zeugungskraft, als Adonis aber auch als das intellectuelle Licht- und Lebensprincip, wenigstens in der Chaldäerlehre galt. Von der Sonne strömt ferner die den Körper erhaltende Lebensluft aus, und diese ist personificirt in Aesculap oder Esmun. Auch ihre

Athene oder Onka, die Sonnenerleuchtete, geht vom Vater Baal aus; sie ist der Mond, in so fern er von der Sonne erleuchtet, sein Licht weiter verbreitet. Dann sind aber auch die schadhaften Elemente in der Natur Ausflüsse aus der Sonne, personificirt in dem vielumfassenden Begriff des Typhon. Zweitens constituiren die abwechselnden Erscheinungen der Sonne in den verschiedenen Zeiten des Tages und Jahres die Begriffe einzelner Gottheiten. Drittens zeigt sich der vorwiegende solarische Charakter der phönicischen Religion in der Stellung der übrigen planetarischen Gottheiten zum Sonnenbaal. Die andern Planeten, welche, die Sonne umkreisend, wie um den König des Himmels den Reigen führen, empfangen von ihm mit dem Lichte auch ihre Kräfte, und wie ihr Licht nur ein Wiederstrahl des Sonnenlichtes ist, so sind auch ihre Kräfte nur Ausflüsse aus der physischen und geistigen Lebensfülle des Sonnengottes, der sie in die sieben Himmelssphären ausströmt, wo sie zuletzt vom Monde aufgefangen werden, der sie der Erde zutheilt. An ihr participirt aber vorzüglich der Planet Venus, weil er der Sonne am nächsten ist, der Erde die Fruchtbarkeit und animalische Lebenskraft den Geschöpfen mittheilt.

Die dritte Ansicht fließt aus der Betrachtung der Unwandelbarkeit der Gestirne im Gegensatze zu der Vergänglichkeit alles Irdischen. Während Alles auf Erden dem steten Kreislauf des Werdens und Vergehens unterworfen ist, wandeln ewig gleich die Gestirne dieselbe Bahn, ordnen durch ihren regelmäßigen Auf- und Niedergang die Zeit nach Tagen, Monaten, Jahren, und hierdurch die daran sich knüpfenden Vorgänge in der Natur, so wie die Geschäfte des bürgerlichen Lebens, des Ackerbaus, der Viehzucht und der Schifffahrt. Von diesem Gesichtspunkte aus gelten sie erstens für die Urheber alles Werdens und Vergehens, zweitens als Ordner und Leiter der sublunarischen Dinge.

---

16. Der Handel der Phönicier.

(Nach F. C. Movers, das phönicische Alterthum, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

Die Geschichte des alten Handels und vorzüglich des phönicischen gewinnt dadurch ein höheres, wissenschaftliches Interesse, daß derselbe eine culturgeschichtliche und namentlich eine religionsgeschichtliche Bedeutung hat. Bei allen Völkern, die in dem Handelsgebiete des mittelländischen Meeres wohnten, folgte die Cultur den Pfaden, die ihr der Handel zuvor gebahnt hatte. Auch das Christenthum verbreitete sich auf den Handelswegen, die zur See und zu Lande von Palästina ausgingen. Die nächsten und ältesten Stationen des phönicischen Land- und Seehandels: Damaskus an der großen Heer- und Karavanenstraße vom Mittelmeer zum Euphrat, Cypern, die nächste und früheste Station an der von Phönicien in die Westländer führenden Seestraße

— sie waren auch die ältesten Sitze des Christenthums außerhalb Palästina. Und auch weiterhin an dem südlichen und westlichen Gestade Kleinasiens, nach Macedonien und Griechenland traten die Apostel in den ersten Küsten- und Handelsstädten am Mittelmeere als Lehrer des göttlichen Wortes auf.

Werfen wir einen Blick auf die Entstehung des phönicischen Handels, so ging er, wie bei allen maritimen Handelsvölkern, von der Fischerei aus. Fischerei, die älteste Beschäftigung auch der phönicischen Küstensiedler und bis in die späteste Zeit ein Hauptzweig ihrer Industrie und ihres Handels, führt zur Schifffahrt und zum Seehandel. Der Fischer, welcher als Küstenschiffer mit den Gefahren des Meeres vertraut wird und mit der wachsenden Kunde des Meeres und seiner Gestade auch deren Producte und Schätze kennen lernt, und diese zu eigenem und fremdem Bedarf in die Heimath zurückführt, ist überall, in der alten und neuen Welt, das Prototyp der meerbeherrschenden Handelsvölker gewesen. So war ja auch Sidon, wie es der Name (צידון d. h. Fischfang) andeutet, in seiner ersten Anlage ein von Fischern bewohnter Ort, und von Tyrus sagt die Mythe, daß einer seiner ersten Bewohner die Fischerei und die Geräthe dazu erfunden habe.

Bei weiterer Ausbreitung mußte der phönicische Handel zunächst sich dem nachbarlichen Palästina zuwenden, wo sich für ihn bei den theils nomadisirenden, theils ackerbautreibenden Stämmen der kanaanitischen Vorzeit ein weites und einträgliches Gebiet eröffnete. Hier finden wir den phönicischen Handel noch später bei den Hebräern auf einer Stufe, wie er in seinen Uranfängen vorausgesetzt werden kann, als Hausirhandel.

Auch der älteste Seehandel war Hausirhandel und ist es einem großen Theile nach bis auf die spätere Zeit geblieben. Der Eigenthümer eines Schiffes, welcher bei dieser Classe von Händlern meist zugleich auch der Kaufmann war, rüstete ein Schiff mit Waaren aus, die er in der Heimath oder in fremder Handelsgegend eingenommen hatte. Wo ein guter Markt war, da legte sein Schiff auf längere Zeit vor Anker. Bei Homer liegt ein Kauffahrer ein Jahr lang bei einer der Cykladen, bis er seine Trödelwaaren aller Art gegen andere Handelsgüter verkauft und sein geräumiges Schiff damit angefüllt hat. Die mitgebrachten Waaren werden im Schiffe für die Schau- und Kauflustigen, die aus den benachbarten Orten sich einfinden, ausgestellt, oder sie werden in Kähnen an's Ufer gebracht und hier unter Zelten feilgeboten, oder auch geht, wie bei Homer, der phönicische Händler und Schiffsherr selbst mit seinen Waaren in die Ortschaften, in deren Nähe sein Schiff vor Anker liegt. Ein Trompeter ladet zur Besichtigung und zum Kauf der über Meer gekommenen, zur Schau ausgestellten Waaren ein.

Von Phönicien und seiner nächsten Umgebung aus mußte der Landhandel zunächst gegen die Euphratländer, der Land- und Seehandel nach Aegypten hin sich wenden. Dieser Gang ist den geographischen

Verhältnisse und zugleich der Geschichte gemäß. Die Länder am Euphrat und Tigris, die Wiege der Cultur und zugleich die Centralstätte des asiatischen Handels, standen von den ältesten Zeiten her mit Phönicien und Palästina im regsten Verkehr, den in früherer Zeit die von Mesopotamien her zum Mittelmeere hin gehenden Völkerströmungen, später aber die Ausdehnung der mesopotamischen Weltreiche angebahnt und begünstigt hatten. Assyrische Waaren bildeten daher die bedeutendsten und, nach Herodot, zugleich die ältesten Artikel des phönicischen Handels. Nicht minder alt war aber auch Phöniciens Verbindung mit Aegypten. Aegyptische Waaren, welche einen Hauptartikel des phönicischen Handels lieferten, wurden schon in der ältesten Zeit von den Phöniciern nach Griechenland geführt.

Diese politischen und mercantilen Verbindungen, in denen Phönicien schon seit 2000 v. Chr. mit den großen Staaten am Euphrat und Nil stand, hatten dann weiter die Ausbreitung des phönicischen Handels über die Küstenländer des arabisch-indischen Oceans zur Folge. Ohne eine Seemacht und ohne auch nur die Mittel zu besitzen, eine solche zu begründen, benutzten die großen asiatischen Staaten, welche die Küstenländer des arabischen und persischen Meeres beherrschten, ihre Verbindung mit Phönicien dazu, um Schifffahrt und Seehandel auf diesen östlichen Meeren zu begründen. So kamen die Phönicier in unmittelbaren Verkehr mit Arabien und dem südöstlichen Afrika, mit Indien und Hinterasien, deren kostbare Handelsgüter die phönicischen Städte bereicherten und sie zu dem großen Wohlstande und Flor erhoben, in denen sie uns schon zu Anfang des zehnten Jahrhunderts in der Geschichte entgegentreten.

Werfen wir dann noch einen Blick auf die westlichen Handelsgebiete, welche in allmählich weiteren Kreisen die phönicische Handelsthätigkeit umfaßte, so haben auch hier, wie in Asien, politische Verhältnisse die Ausbreitung ihres Handels vorbereitet. Dieses sind die Auswanderungen, welche von Phönicien und dessen Nachbarländern nach den Inseln und Küstenländern des Mittelmeeres gingen, zunächst nach Cypern, Cilicien und zu den weiteren kleinasiatischen Küsten, dann nach Rhodus, Kreta, zu den Cykladen und den Küsten Griechenlands, und sich über Sicilien, das nördliche Afrika bis nach Spanien hin ausgedehnt haben. Phönicischer Handel, phönicische Handelscolonieen und Industrieanlagen begleiteten diese Völkerzüge überall oder sind ihnen gefolgt und reichten schon sehr früh (gegen 1500 v. Chr.) bis zu den atlantischen Küsten, während sie östlich bis in die entlegensten Theile des Pontus und der Mäotis sich verfolgen lassen.

In die Mitte dieses weiten Handelsgebietes gestellt, vor sich das Becken des mittelländischen Meeres mit seinen fruchtbaren und productenreichen Inseln und Küsten, im Rücken und zur Seite alte Cultur- und Industrieländer, ist Phönicien, so seiner Lage nach zum Stapelplatz der östlichen und westlichen Waaren bestimmt, schon früh zum Centralpuncte des alten Welthandels geworden und hat eine Reihe von Jahr-

hunderten sich in dessen Besitz monopolistisch erhalten. In diesem monopolistischen Betrieb des alten Welthandels, da die Phönicier allein Producte der westlichen Länder nach Asien und die Industrie- und Luxuswaaren des alten Asiens nach dem Westen ausführten, beruhte die Handelsgröße Phöniciens, die nur so lange Zeit dauerte, als es diesen Handel ohne Rivalen betrieb.

Den Ländern, die ihrer geographischen Lage nach neben Palästina gleichen Anspruch auf den Betrieb des alten Welthandels machen könnten, hat die Natur versagt, was sie Phönicien gab: die Mittel zur Schifffahrt. Aegypten und der südliche Küstenrand Palästina's, beide ihrer Weltstellung nach für den Handel nicht minder günstig gelegen und später auch die Rivalen der Phönicier, besitzen kein Bauholz und Eisen; die flachen Küsten sind ohne schützende Vorgebirge und Buchten; Häfen hat erst die Kunst späterer Jahrhunderte mühsam hier geschaffen, während dagegen Phönicien mit allem dem, was zum Schiffbau gehört, auf das reichlichste versehen ist: mit Bauholz, welches die Cedern und Cypressen des Libanon lieferten, mit Eisen und Kupfer, gleichfalls in reicher Fülle im Gebirge des Libanon und der Umgegend vorhanden, mit Buchten und Häfen, welche die Natur selbst an den zahlreichen in's Meer auslaufenden Gestaden und den der Küste entlang gleich Hafendämmen sich hinziehenden Felsriffen gebildet hat.

In dem langen Zeitraume, während dessen Phönicien, im Alleinbesitz dieser zur Schifffahrt erforderlichen Mittel, auch ausschließlich allein von Asien her den Seehandel trieb, waren die Inseln und Küstenländer des mittelländischen Meeres größtentheils von uncultivirten Volksstämmen bewohnt, welche den Werth ihrer Landesproducte nicht kannten, oder doch diese zu gewinnen oder zu benutzen noch nicht verstanden. Indem die Phönicier diese günstigen Umstände durch Tauschhandel, durch Gründung von Industrieanlagen und Colonieen ausbeuteten: indem sie die Rohprodukte der Westländer mit beispiellosem Gewinn gegen schlechte Waaren und Tand aller Art eintauschten, die zur Anlage eines Industriegeschäftes oder zum Betriebe des Handels geeigneten Lokalitäten besetzten, hier Städte für ihre überflüssige Volksmenge gründeten, besonders aber die an vielen Küstengegenden noch unbenutzten edeln Metalle auf die Märkte Asiens brachten: erwarben sie die großen Reichthümer, von denen gleichmäßig die beglaubigte Geschichte wie die alten Landessagen der Westgegenden melden, und Phönicien sammt den mit ihm verbundenen Nachbarländern so mächtig und blühend machten.

Als aber nach den Unfällen der assyrischen Kriege des achten und siebenten Jahrhunderts Phönicien seine ausschließliche Herrschaft zur See und dann weiter seine Colonieen eingebüßt hatte; als der orientalische Handel um diese Zeit anfing, andere Wege einzuschlagen, wie sie im Osten die asiatischen Eroberer und im Westen die neuemporkommenden griechischen Handelsstaaten sich gebahnt hatten: verfiel der Handel Phöniciens immer mehr; wovon dann die weitere Folge war, daß seine Kaufleute sich in großer Zahl von dem Vaterlande abwandten

und theils in die Colonieen, theils in die neuemporkommenden Handelsstädte der Fremde übersiedelten.

III. Die Babylonier und Assyrier*).

17. Das alte Reich von Babylon.

(Nach Max Duncker, Geschichte des Alterthums.)

Unter allen von Semiten besetzten Ländern erhoben sich die Gebiete am untern Euphrat, das Land Sinear, wie es die Hebräer, Babylonien, wie es die Griechen nach der Hauptstadt nennen, am frühsten und zugleich am höchsten in Ansehen und Bildung. Babylon wurde schon in der ersten Hälfte des zweiten Jahrtausends vor Christus ein Nebenbuhler ägyptischer Wissenschaft, Kunst und Technik.

Nach der Tradition der Hebräer wird das Land Sinear, nachdem die große Flut abgelaufen ist, von Nachkommen des Noah vom Gebirge Ararat her wieder bevölkert. Nach einer anderen aber vereinzelt stehenden Sage derselben war Nimrod, der Sohn des Kusch, der Urenkel Noahs, der Stifter des babylonischen Reiches.

Die einheimischen Traditionen der Babylonier hat Berosus, ein Priester am Tempel des Bel zu Babylon, in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts v. Chr., ungefähr um dieselbe Zeit, als Manetho das Verzeichniß der Pharaonen aufstellte, in griechischer Sprache niedergeschrieben. In den aus seinen drei Büchern geretteten Bruchstücken heißt es: Im Anfange war alles Dunkel und Wasser und darin lebten Thiere von furchtbarer Gestalt. Aber der Gott Bel habe das Dunkel mitten durchschnitten und Himmel und Erde getheilt und die Gestirne, Sonne und Mond und die fünf Wandelsterne vollendet und alle jene Ungeheuer seien verschwunden, da sie das Licht nicht zu ertragen vermochten. Da aber Bel die Erde fruchtbar und leer gesehen, habe er den Göttern befohlen, Erde zu nehmen und sie mit göttlichem Blute zu mischen und daraus Menschen und Thiere zu kneten, welche das Licht ertragen und athmen könnten.

Danach lebten nun in Babylonien viele Menschen, aber wild und wie die Thiere, und es erschien ihnen ein Wunder aus der Tiefe, ein Wesen mit menschlichem Haupt und menschlicher Stimme, aber unten wie ein Fisch, das stieg aus dem indischen Meer ans Ufer und hieß Oannes; dessen Bild werde noch aufbewahrt. Wenn der Morgen kam, stieg es aus dem Wasser und nahm keine Speise zu sich und lehrte die Menschen Tempel und Städte und den Acker bauen, säen und die Frucht ernten und alles was zum menschlichen Leben gehört, und offenbarte

*) Ueber das Stromgebiet des Euphrat und Tigris s. meine Charakteristiken zur vergleichenden Erd- und Völkerkunde, 2. Bd.

ihnen die Gesetze und alle Künste und Kenntnisse, auch die Feldmessung; wenn aber die Nacht kam, stieg es immer wieder ins Meer hinab. Nach 432,000 Jahren sei der Gott Bel dem Xisuthrus nächtlicher Weile erschienen und habe ihm verkündet, daß die Menschen durch eine große Flut vernichtet werden würden, er solle ein Schiff erbauen, das er mit seinem Geschlecht und seinen Genossen und Freunden besteige. Auch Speise und Trank solle er in das Schiff nehmen und die Thiere hineinnehmen, geflügelte und vierfüßige. Xisuthrus that, wie ihm geboten war, und baute ein Fahrzeug, 3000 Fuß lang und 1200 Fuß breit, und brachte Weib und Kind, Verwandte und Freunde hinein. Die Ueberschwemmung kam, und als das Wasser nicht mehr schwoll, ließ Xisuthrus einen Vogel fliegen; der Vogel aber kehrte zurück, da er keine Nahrung fand. Nach einigen Tagen sandte Xisuthrus einen zweiten aus, der kam zurück mit Schlamm an den Füßen, der dritte aber, den Xisuthrus fliegen ließ, kam gar nicht wieder. Daran gewahrte Xisuthrus, daß die Erde wieder aus dem Wasser erschienen sei, und das Fahrzeug blieb an den gordyäischen (chaldäischen) Bergen in Armenien sitzen. Da stieg Xisuthrus mit seiner Frau und Tochter und seinem Steuermann aus dem Schiffe und erbaute einen Altar und opferte den Göttern und wurde alsbald von diesen wegen seiner Frömmigkeit zum Himmel entrückt. Als die Gefährten ihn suchten, rief er ihnen vom Himmel herab zu, daß sie wieder hinabziehen sollten nach Babylon und die von ihm vergrabenen heiligen Schriften ausgraben und nach diesen lehren und die Götter ehren. Und jene hätten gehorcht und seien zu Land hinabgezogen und hätten die heiligen Bücher wieder ausgegraben und hätten Tempel errichtet, das Land bevölkert und Babylon wieder aufgebaut. Nach der Flut aber hätten sechsundachtzig Könige geherrscht mehr als 30,000 Jahre, die ersten noch über zweitausend Jahre, aber so daß die Lebensdauer und Regierung derselben allmählich abnahm und dem menschlichen Maß sich näherte. Weßhalb die große Flut über die Menschen verhängt wird, geben unsere magern Auszüge aus dem Berosus nicht an.

Nach der Flut läßt Berosus die Herrschaft chaldäischer Könige über Babylon folgen, welche ihre Abkunft vom Bel und der Beltis (Mylitta), von den höchsten Göttern des Landes ableiteten. Es waren die Stammhäupter jener Chaldäer, welche von den südlichen Bergen Armeniens ausgewandert, das fruchtbare Gebiet am untern Euphrat (die nachmals vorzugsweise Chaldäa genannte Landschaft) besetzt hatten. An der Spitze der Eingewanderten hatten diese Stammhäupter die alten Bewohner der Ebene unterworfen, dehnten ihre Herrschaft über den untern Lauf des Euphrat und Tigris aus und begründeten ein blühendes und mächtiges Reich — wie es scheint um das Jahr 2000 v. Chr. Aber diese Chaldäer waren nicht bloß mit dem Schwerte thätig, sie müssen auch die Urheber höherer Cultur und priesterlicher Weisheit in diesem Reiche gewesen sein.

Neunundvierzig Herrscher (wenn diese Zahl wirklich richtig aus Be-

rosus erhalten ist) folgten im Verlauf von 458 Jahren bis gegen das Jahr 1500 v. Chr. auf einander. Aber keine Kunde von irgend einer That dieser Fürsten ist auf uns gekommen, nur wissen wir, daß sich das Land am untern Euphrat und Tigris unter diesen Herrschern zu großer Blüte erhob, daß diese Könige der Chaldäer, wie die Pharaonen Aegyptens, ihren Ruhm und ihren Stolz in mächtigen Bauwerken suchten. Daß es schon die Könige jener Zeit nicht an Wasserwerken, an Canälen, die Ueberschwemmung fortzuleiten und in die höheren Gegenden zu bringen, an Dämmen und Schleusen, wo das Wasser der Ueberschwemmung zu lange verweilte, an Becken, um Wasser für den Sommer aufzubewahren, an Schifffahrts-Canälen zur Verbindung des Euphrat und Tigris haben fehlen lassen, darf aus den zahlreichen Resten von Dämmen und Canälen, darf aus den analogen Bauten der späteren Könige nach der Wiederaufrichtung des Reiches im sechsten Jahrhundert geschlossen werden. Auch hierin traten diese in die Fußstapfen ihrer Vorgänger, und die kurze Zeit der Wiederherstellung reichte in keinem Falle für die Vollendung aller der großen Bauten und Leitungen aus, von welchen Spuren und Trümmer vorhanden sind.

18. Das Reich der Assyrier.

Nach Max Duncker, Geschichte des Alterthums, und A. Fr. Gfrörer, Urgeschichte des menschlichen Geschlechts.

Zwischen dem Hochlande Armeniens im Norden und dem Plateau von Iran im Osten, im Westen vom Tigris begrenzt, im Süden etwa bis zu dem Walle, der von Iran zum Tigris hinabsteigt, liegen die Landschaften, welche von den Alten unter dem Namen Assyrien zusammengefaßt werden. Zwischen dem Tigris und dem großen Zab, dessen [illegible] Wasser nur drei Meilen unterhalb des heutigen Mosul in den Tigris mündet, lag das eigentliche [illegible], die Landschaft Aturia bei den Griechen; zwischen dem großen und kleinen Zab die Landschaften [illegible] und Adiabene, am [illegible] [illegible] [illegible] oder Chalonitis.

Die Assyrer wurden das erste erobernde Volk in Vorder-Asien. Ihre Herrscher machten nicht wie die Pharaonen Aegyptens, vorübergehende Eroberungszüge oder [illegible] an ihrer Grenze [illegible] Landschaften [illegible] [illegible] eine Jahrhunderte hindurch dauernde Herrschaft in weiter Ausdehnung über die Nachbarvölker. Wie dies [illegible] gegründet wurde, darüber ist nur eine [illegible] Tradition aufbehalten.

Ninus, so lautet diese Erzählung, versammelte die kräftigsten Jünglinge um sich und übte sie lange in den Waffen und in Ertragung von [illegible]. Endlich brach er mit diesem Heere gegen den benachbarten König von Babylon auf, nahm ihn mit seinen Kindern gefangen und tödtete ihn. Dann zog Ninus gegen die Armenier und zerstörte

einige ihrer Städte, worauf sich ihm der König von Armenien, Barzanes, unterwarf. Von hier aus wendete sich Ninus gegen die Meder, besiegte auch diese und schlug ihren König Pharnes mit seinem Weibe und sieben Kindern ans Kreuz. Danach unterjochte er Syrien und die Völker Kleinasiens im Westen; worauf Ninus seine Waffen wieder gegen den Osten wendete. Er bezwang die Länder der Kadusier und Tapurer (am Südufer des schwarzen Meeres in Taberistan), die Hyrkaner und die Parther, die Derbikker und die Chorasmier (weiter nach Osten am Nordabhange der iranischen Berge); dann die mittleren und südlichen Gebiete des iranischen Hochlandes, das Gebiet der Sarangen (Drangianer), der Perser und der Karmanen. Alle diese Thaten vollbrachte Ninus in siebzehn Kriegsjahren.

Nachdem König Ninus darauf eine große Stadt am Tigris erbaut hatte, brach er gegen die Baktrer auf, welche er in den früheren Kämpfen nicht hatte überwältigen können und führte 1,700,000 Fußgänger, 210,000 Reiter und gegen 60,000 Streitwagen gegen sie ins Feld. Auch dieser großen Macht widerstanden die Baktrer unter ihrem König Oxathres tapfer; sie brachten dem Ninus eine Niederlage bei und konnten erst durch eine zweite Schlacht gezwungen werden, sich in ihre Städte einzuschließen. Von diesen war die Hauptstadt Baktra die größte und am besten befestigt und wegen ihrer starken Citadelle schwer einzunehmen.

Als die Belagerung sich in die Länge zog, ließ Menon, ein Beamter des Ninus, sein Weib, die Semiramis, ins Lager nachkommen, da er sie sehr liebte. Diese war die Tochter der Göttin Derketo, welche zu Askalon von den Philistern verehrt wurde. Da Semiramis jetzt ihrem Manne in den Krieg folgen sollte, legte sie für die Reise und für das Leben im Lager ein Kleid an, welches ihr Geschlecht nicht verrieth. Sie gewahrte bald, daß die Baktrer die Zugänge und Mauern der Stadt wohl vertheidigten, aber auf die Burg, im Vertrauen auf deren feste Lage, nicht sonderlich Acht hätten. Deshalb wählte sie sich eine im Felsklettern geübte Schaar aus dem Heere, erstieg mit diesem Haufen aus einer tiefen Schlucht die Citadelle, besetzte einen Theil derselben und gab dem Heere in der Ebene das Zeichen zum Sturm. Den Baktrern entfiel der Muth, da sie die Burg besetzt sahen, und die Stadt wurde eingenommen. Ninus bewunderte die Kühnheit des Weibes, ehrte sie mit reichen Geschenken und wurde bald in Liebe zu ihr gefesselt. Vergebens versuchte er den Menon zu überreden, ihm die Semiramis zu überlassen; endlich drohte Ninus ihm die Augen ausstechen zu lassen, wenn er von der Semiramis nicht ließe. Er mußte gehorchen, Semiramis wurde das Weib des Königs, aber Menon erhenkte sich in Trauer und Verzweiflung.

Ninus hinterließ der Semiramis die Herrschaft, obwohl sie ihm einen Sohn, den Ninyas, geboren hatte. Semiramis ließ Wege über die Gebirge führen und durch Felsen sprengen und beschloß die Inder, das zahlreichste Volk, welche das größte und reichste Land der Welt

inne hatte, ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Nachdem sie drei Jahre im ganzen Reiche hatte rüsten lassen, sammelte sie in Baktra drei Millionen Fußgänger, eine halbe Million Reiter und 100,000 Streitwagen. Außerdem wurden 100,000 Kameele mit den zusammengenähten Häuten schwarzer Stiere bedeckt und jedes von einem Kriegsmann bestiegen; die Inder sollten diese Thiere für Elephanten halten. Für den Uebergang über den Indus wurden 2000 Schiffe gezimmert und dann, wieder aus einander genommen, in einzelnen Stücken auf Kameele geladen. Der König der Inder, Stabrobates, erwartete die Assyrier am Ufer des Indus. Semiramis brachte die Inder zum Weichen, die Brücke wurde aus den mitgebrachten Schiffen erbaut; 60,000 Mann blieben zum Schutze derselben zurück, und Semiramis drang mit dem großen Heere weiter vor, während Stabrobates absichtlich zurückwich, um die Assyrier tiefer ins Land zu locken. Endlich bot er die Schlacht. Zwar entfloh seine Reiterei vor den verkleideten Kameelen, aber der König führte seine Elephanten und sein Fußvolk trotzdem vorwärts und drang selbst auf dem besten Thiere sitzend auf die Semiramis ein. Sein Pfeilschuß traf ihren Arm, sie wendete sich zur Flucht und der König verwundete sie noch einmal durch einen Speerwurf in den Rücken. Früher als die Königin waren die Assyrier gewichen, und die Inder richteten eine große Niederlage unter ihnen an. Aber Semiramis erreichte zu Pferde fliehend die Brücke, und es gelang ihr, dieselbe trotz des Nachdrängens der Inder abzubrechen. Nur der dritte Theil ihres Heeres sah die Heimat wieder. Bald darauf übergab sie die Herrschaft ihrem Sohne Ninyas und wurde aus den Augen der Menschen zu den Göttern entrückt, oder wie andere wollen, in eine Taube verwandelt und flog mit einem Taubenschwarme aus dem Palaste, nachdem sie 62 Jahre gelebt und 42 geherrscht hatte. Nach einer dritten Erzählung wurde sie von einem Sohn des Ninus oder von ihrem eigenen Sohne Ninyas ermordet.

Semiramis übertraf alle Männer an Tapferkeit. Aber sie sollte nicht bloß die größten Kriegszüge gemacht, sondern auch fast alle großen Bauwerke Asiens errichtet haben: die Königsburgen, den Thurm des Belus, die Mauern und Bassins in Babylon nicht minder als den Palast zu Ekbatana; die Felsenbilder, Paradiese und Bewässerungen in Medien und Armenien, die großen Straßen, welche zum Hochlande hinaufführten, die Tempel in Syrien, mit einem Wort, die Bauten der chaldäischen, medischen und persischen Könige wurden ihr zugeschrieben. Die Tradition häufte eine solche Masse von Thaten, und Eroberungen von solchem Umfange auf die Semiramis, daß der Sage für ihre Nachfolger nichts übrig blieb als ein thatenloses Leben. Den Gegensatz zu dieser mythischen Auffassung der Semiramis an der Spitze des assyrischen Reiches bildete ihr letzter Nachfolger Sardanapal, welcher eben so weibisch war als die Semiramis männlich, welcher sich Augen und Wangen schminkte, wie sie männliche Tracht trug, welcher Purpurwolle spann und unter den Weibern lebte, wie Semiramis unter den Kriegern,

welcher nicht aus dem Harem ging, während Semiramis die Welt eroberte. Man muß annehmen, daß die männlichen Thaten eines Weibes zu Anfang des Reiches und das weichliche Leben späterer Herrscher die Phantasie der Semiten zu dieser mythischen Auffassung der assyrischen Geschichte verleitet haben, wenn nicht etwa die Griechen, Ktesias an der Spitze, die Schuld dieser Zusammenwerfung assyrischer Götter und Helden tragen.

Es ist offenbar, daß die Tradition den gesammten Aufschwung der assyrischen Macht, die Eroberungszüge vielleicht einer Reihe großer und kriegerischer Herrscher, alle Heldenthaten, welche die Herrschaft dieses Reiches begründeten, in die beiden Gestalten des Ninus und der Semiramis zusammengedrängt. Hatten noch andere Könige Assyriens, wie gewiß vermuthet werden darf, an dieser Erhebung Assyriens Antheil, so ist ihr Andenken in den Siegen des Ninus und der Semiramis untergegangen.

Es ist ohne Zweifel eine Uebertreibung der Tradition, daß Ninus auch Syrien, Aegypten und Libyen erobert habe. Wären die assyrischen Heere in jener Zeit auch nur bis nach Syrien vorgedrungen, so müßten die Bücher der Hebräer davon zu berichten wissen. Diese Richtung wurde erst von den späteren Herrschern Assyriens etwa seit dem Jahre 800 v. Chr. eingeschlagen.

Dagegen kann die Eroberung des Hochlandes von Iran, die Unterwerfung der Meder und Baktrer durch die Assyrier keinem begründeten Zweifel unterworfen werden. Daß ferner von hier aus oder von dem Plateau von Iran herab ein Zug gegen Indien unternommen worden ist, erscheint keineswegs unwahrscheinlich. Die Geschichte des Orients bietet sehr viele Beispiele von der raschen Ausdehnung eines erobernden Volkes, von sehr weitgreifenden Unternehmungen. Auf einem Obelisken von schwarzem Marmor, welcher in den Trümmern von Ninive gefunden worden ist, sind nicht bloß baktrianische Kameele mit zwei Höckern, sondern auch das indische Rhinoceros und der indische Elephant abgebildet, Thiere, welche nur als eine Siegesbeute oder ein Tribut der Völker im Thale des Indus aufgeführt werden konnten. Nach der Art der Darstellung ist das Letztere der Fall. An den Zahlen des Heeres der Semiramis, wie sie von Ktesias angeführt werden, wird Niemand so viel Anstoß nehmen dürfen, um das Factum selbst in Zweifel zu ziehen; auch beweisen des Xerxes Zug gegen die Hellenen und andere Beispiele, daß die Herrscher des Orients nicht immer mit einigen Hunderttausenden sich begnügten.

Es kann danach als Resultat festgehalten werden, daß die Assyrier seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts v. Chr. das herrschende Volk im Flußthal des Euphrat und Tigris wurden, daß Babylonien und Armenien, das Hochland von Iran und Baktrien bis zum Indus hin den Assyriern dauernd unterworfen worden.

Das Geschlecht der Derketaden, die Nachkommen der Semiramis, herrschten in Ninive ununterbrochen bis auf den Belochus. Von den

Thaten und Schicksalen dieser Fürsten ist keine Kunde überliefert; wir wissen nur ganz allgemein, daß die erworbene Oberhoheit über den Osten, über Baktrien und Medien, über Armenien und Babylonien behauptet wurde. Mit Belochus endete das Geschlecht der Semiramis.

Unter dem Vorwande der Beschützung des rechtmäßigen Gebieters hatte sich der assyrische König Phul in die innern Angelegenheiten des Reiches Israel eingemischt; er und seine Nachfolger fuhren so lange mit diesem Werke der Ausgleichung streitender Parteien, deren Haß sie im Gang zu erhalten wußten, fort, bis das Reich Israel aus der Reihe selbständiger Staaten verschwunden, dem Ehrgeize der Assyrier zum Opfer gefallen war.

Bald nach jener Einmischung kam Phul, vermuthlich weil der Parteikampf im Lande ihm neuen Anlaß bot, wieder, und führte einen guten Theil der Israeliten, welche jenseits des Jordans wohnten, in altassyrische Provinzen ab. Diese gewaltsamen Verpflanzungen ganzer Einwohnerschaften wiederholten sich, die abgeneigten Bevölkerungen wurden nach abgelegenen Gegenden des obern Asiens, wo man sie nicht zu fürchten brauchte, fortgeschleppt, und an ihrer Statt Stämme, auf deren Treue die Niniviten bauen zu können glaubten, in die entleerten Orte versetzt.

Als Nachfolger Phul's erscheint in den hebräischen Quellen Tiglath Pilesar. Händel der verbündeten Könige Rezin von Syrien und Pekah von Israel wider Ahas von Juda öffneten ihm ein Thor in das Reich David's.

Die verbündeten Fürsten hatten Juda mit Krieg überzogen, das Land mit Ausnahme der Hauptstadt Jerusalem erobert und gingen mit dem Plane um, die Davidische Herrscherfamilie vom Throne zu stürzen. Der schwer bedrohte Ahas wandte sich mit reichen Geschenken an Tiglath Pilesar und bat ihn um Hülfe; der Assyrier ließ nicht lange auf sich warten. Mit Heeresmacht griff er Ober-Syrien an, eroberte das Land und verleibte es seinem Reiche ein. König Rezin wurde auf seinen Befehl getödtet, die angesehensten und ihm abgeneigtesten Einwohner nach Medien abgeführt, wie 30 Jahre früher Amos geweissagt hatte. Dann drang Tiglath Pilesar nach Nord-Israel, von da in das Gebiet jenseits des Jordans vor, eroberte beide Provinzen und verpflanzte die Masse der Bevölkerung nach Mesopotamien und Medien. Ahas von Juda mußte die geleistete Hülfe mit Uebernahme eines jährlichen Tributs bezahlen.

Schon ahnten erleuchtete Zeitgenossen, daß es zum Kampfe zwischen Aegypten und Assyrien kommen müsse. Denn jetzt, nachdem das Reich Israel so gut als den Niniviten verfallen war, lagen zwischen beiden Mächten nur noch Judäa, das Philisterland und die kleinen Staaten der Phönicier. Parteien entstanden in Judäa und Israel, welche über die Frage stritten, ob man sich auf die Aegyptier oder Assyrier stützen solle. Einzelne Propheten klagten über den Uebermuth der einen, wie der andern Macht. Die Kaufherren zu Tyrus begannen in kluger

Voraussicht der Dinge, welche kommen würden, die Inselstadt zu befestigen.

Auf Tiglath Pilesar folgte Salmanassar. Hoseas, König von Israel, der letzte Fürst dieses Reiches, hatte insgeheim ein Bündniß mit dem Könige von Aegypten abgeschlossen und verweigerte, auf Hülfe von dorther bauend, den Tribut, welchen die Israeliten seit Menahem's Tagen nach Ninive zahlen mußten. Deshalb machte Salmanassar zwei Feldzüge gegen Hoseas. Im ersten nöthigte er denselben zur Unterwerfung. Als aber Hoseas eine neue Verbindung mit Sevicho, dem Könige der Aegyptier einging, kam Salmanassar nach einigen Jahren wieder, und beschloß nun Israels Untergang. Nach dreijähriger Belagerung ward Samarien erobert, Hoseas gefangen. Salmanassar verpflanzte die streitbarsten Israeliten nach Medien und Mesopotamien, versetzte dagegen in das entvölkerte Land Perser, Babylonier, Syrer, aus deren Vermischung in der Folge das Volk der Samaritaner entstand. Das Reich Israel hatte für immer ein Ende.

Um dieselbe Zeit wurde auch Phönicien durch Salmanassar unterjocht. Nach den alten tyrischen Jahrbüchern führte der assyrische Großkönig ebenso, wie gegen Israel, zwei Kriege gegen die Phönicier. Salmanassar überzog, wahrscheinlich gleich nach dem ersten Feldzug wider Israel, Phönicien mit Krieg, überwand die Tyrier und nöthigte sie zu einem Frieden, der den Besiegten schwere Bedingungen auferlegte. Bis dahin hatte Insel-Tyrus als herrschender Vorort an der Spitze eines großen phönicischen Staatenbundes gestanden, zu welchem Sidon, Akkon und viele andere Städte gehörten. Dieses Verhältniß hörte jetzt auf. Sidon, Akkon, selbst Alt-Tyrus, die Mutterstadt auf dem Festlande, und die andern Orte löſ'ten ihren Verband mit Insel-Tyrus und schlossen einen Bund mit Assyrien. Noch mehr! auch die Inselstadt mußte die Oberhoheit Salmanassar's anerkennen.

Nach wenigen Jahren erhoben sich die Tyrier, höchst wahrscheinlich im Bunde mit Hoseas von Samarien und mit Aegypten, von Neuem wider die Assyrische Herrschaft. Es kam zum zweiten Kampfe. Diesmal führten die Assyrier auch den Krieg zur See. Die mit Salmanassar verbündeten phönicischen Staaten hatten ihm 60 Schiffe sammt der nöthigen Rudermannschaft gestellt. Die Tyrier erfochten mit ihren 12 Schiffen — so tief war ihre Macht gesunken —, einen kleinen Vortheil, aber im Ganzen kann der Kampf nur mit ihrer gänzlichen Unterwerfung geendet haben, obgleich der tyrische Geschichtschreiber das harte Wort auszusprechen sich scheut. Auf die Inselstadt zurückgezogen, trotzten die Tyrier mit großer Hartnäckigkeit dem Assyrier, dessen Seemacht, wie es scheint, nicht stark genug war, um die Insel mit Gewalt zu nehmen. Aber es fehlte der Stadt drüben an Wasser, das man in Friedenszeiten aus den trefflichen Quellen hart an der Küste hinüber zu schaffen pflegte. Fünf Jahre lang schnitt ihnen Salmanassar durch ausgestellte Wachtposten das Wasser ab. Was nach Verfluß dieser

fünf Jahre geschah, verschweigt er, gleichwohl ist klar, daß die Tyrier sich unterworfen haben.

Auf Salmanassar folgte Sargon, der nur einige Jahre herrschte. Die Philister hatten sich im Bunde mit Aegypten gegen Ninive's Hoheit empört. Sargon fiel in ihr Land ein und eroberte die Stadt Asdod, welche er in einen Waffenplatz umschuf und mit assyrischen Ansiedlern besetzte. Die alte Bevölkerung Asdods verschmolz mit der neuen, selbst die Sprache wurde eine gemischte.

Nach Sargon bestieg den Thron zu Ninive Sanherib, während dessen 17jähriger Regierung das Reich die höchste Stufe der Macht erreichte, aber auch in raschem Wechsel zu sinken begann. Fortwährend scheint er Krieg geführt zu haben. Den ersten Anlaß, das Schwert zu ziehen, gaben ihm ägyptische Umtriebe. Hiskias, König von Juda, hatte einen Bund mit dem Aethiopier Tirkaha geschlossen, der damals in Aegypten gebot, und verweigerte nunmehr die Fortbezahlung des Tributs, den sein Vorgänger Ahas zu entrichten sich verpflichtet hatte. Alsbald erklärte Sanherib zugleich an Hiskias und an Tirkaha den Krieg und rückte mit einem sehr großen Heere in Judäa ein. Die meisten Burgen des Landes fielen in seine Gewalt. Hiskias erschrack und erbot sich, den Tribut wieder zu erlegen, befestigte jedoch seine Hauptstadt Jerusalem. Hiermit war Sanherib nicht zufrieden, doch wollte er mit Bezwingung des jüdischen Königs, den er für einen unbedeutenden Gegner hielt, seine Zeit nicht verlieren, sondern schickte eine Abtheilung seines Heeres vor Jerusalem, um diese Stadt zu erobern, er selbst drang mit der Hauptmacht nach Aegypten vor, durchschritt glücklich die Wüste und gelangte vor Pelusium, die nordöstliche Grenzfestung und zugleich den Schlüssel Aegyptens. Unverweilt begann die Belagerung der Stadt. Während dessen war jene Abtheilung vor Jerusalem angekommen. Die assyrischen Obersten suchten Hiskias durch Drohungen einzuschüchtern, aber der König blieb fest, hauptsächlich weil der große Prophet Jesaias, der damals zu Jerusalem weilte, ihn ermuthigte, wunderbare Hülfe versprechend. Diese Weissagung ward erfüllt.

Der Assyrier vermochte weder Pelusium zu nehmen, noch weitere Fortschritte in Aegypten zu machen. Als er vor der Stadt lag, erhielt er die Nachricht, daß Tirkaha mit überlegenem Heere zum Entsatz heranrücke. Sanherib wagte keine Schlacht, sondern kehrte um, forderte aber auf dem Rückzuge aus Aegypten den jüdischen König von Neuem auf, sich zu ergeben, damit er von den Zwecken, die er sich zu Anfang des Krieges vorgenommen, wenigstens den einen erreiche. Aber auch dies mißlang. Die Pest, welche fast immer bei Angriffen auf Ost-Aegypten zum Vorschein kommt, brach in seinem Heere aus und richtete fürchterliche Verwüstungen an. Im 2. Buche der Könige heißt es: „der Engel des Herrn fuhr aus und schlug in einer Nacht 185,000 Mann im Lager von Assur.“ Voll Entsetzen floh Sanherib mit den Ueberbleibseln seiner Macht bis nach Ninive zurück.

Dieser fürchterliche Unfall ward der erste Anlaß zum Sturze des

assyrischen Weltreiches. Eine Reihe Länder und Völker, die bis dahin mit geheimem Ingrimm das Joch Ninive's getragen hatten, empörten sich und erlangten großen Theils ihre Unabhängigkeit. Um diese Zeit müssen mit einem Schlage Medien, Babylonien, Armenien abgefallen sein. Auch im assyrischen Kleinasien brach, so scheint es, eine Bewegung aus. Der Andrang so vieler Gegner hatte zur Folge, daß Sanherib den Gedanken aufgab, Alle zu besiegen und sich nur gegen die Nächsten wandte. Babylonien lag ihm vorzugsweise am Herzen. Auch gelang es dem Assyrierkönig, seine Herrschaft über Babylonien mit Waffengewalt herzustellen; er setzte seinen ältesten Sohn, Assarhaddon, der ihm nachher auch in Assyrien auf dem Throne folgte, zum Königs-Statthalter über Babylonien ein und kehrte nach Ninive zurück.

Assarhaddon, von seinem Vater als Statthalter zu Babel eingesetzt, hatte letzteres Land 5 Jahre lang regiert, als Sanherib ermordet wurde. Er bestieg nun den Thron zu Ninive und herrschte über das ganze Reich 8 Jahre. Mit Glück suchte er die zur Zeit seines Vaters abgefallenen Länder am Mittelmeere wieder zu unterwerfen. Er kämpfte gegen Philister und Aegyptier. Eine hebräische Quelle meldet überdies, daß Assarhaddon Ansiedler nach Samarien sendete.

Auf Assarhaddon folgte ein König, welchen Berosus Samughes, Ptolemäus Saosduchin nennt, und der 21 Jahre regierte. Während seiner Herrschaft brachen wilde Nomadenstämme aus dem Norden in Asien ein und fristeten die schon damals schwer bedrohte Fortdauer des assyrischen Reiches, denn dieses ward erst 606 durch die verbündete Macht der Meder und Babylonier zerschmettert, die Hauptstadt Ninive dem Erdboden gleich gemacht. In den Nachlaß theilten sich Meder und Babylonier.*)

---

19. Das jüngere Reich in Babylon.

(Nach A. Fr. Gfrörer, Urgeschichte des menschlichen Geschlechts.)

Von Sanherib's Tode bis zum Sturze des assyrischen Reiches muß Babylonien unter ninivitischer Hoheit geblieben und wie früher durch assyrische Statthalter regiert worden sein, denn alle Quellen führen als ersten selbständigen König Babyloniens Nabopolassar auf. Dieser begann seine Laufbahn als Heerführer des Großkönigs von Ninive, benutzte die Verlegenheiten desselben, verrieth ihn, fiel im Bunde mit den Medern über Ninive her und empfing als seinen Antheil an der Beute das Land Babylonien, dessen königlichen Titel er nunmehr annahm.

Kurz nach Errichtung des neubabylonischen Reiches gerieth der erste König Nabopolassar in eine eben so gespannte Stellung zu den Beherrschern Aegyptens, als die gewesen war, welche in früheren Zeiten

*) Vgl. Nr. 26 am Ende.

die Pharaonen zu den Großkönigen von Ninive eingenommen hatten. Zwischen beiden Nebenbuhlern in der Mitte lag das kleine Reich von Jerusalem. Wenn es zum Bruche kam, mußte das Gewitter sich auf jüdischem Boden entladen. In der That ist der Judenstaat kurz darauf das Opfer dieses Gegensatzes geworden. Der erste Anlaß des Streites ging von Aegypten aus.

Psammetich's Sohn und Mitregent, der Pharao Necho, entschloß sich zum Kampfe gegen Babylon. Um dem Gegner beizukommen, mußte er vor Allem Judäa in seine Gewalt bringen. Darum galt der erste Streich dem Könige Josias. Necho brachte ein großes Heer, dessen Kern aus libyscher Reiterei bestand, sammt vielen Streitwagen zusammen und rückte durch die Wüste nach dem südlichen Judäa. Bei Megiddo kam es zu einer Schlacht, in welcher Josias besiegt und auf den Tod verwundet ward. Necho verfügte im Sinne des ägyptischen Staatsvortheils über den erledigten Thron Judäa's. Als sein Geschöpf wurde Jojachim zum Nachfolger des Josias ernannt. Necho blieb, wie es scheint, noch längere Zeit in Nieder-Syrien, vielleicht beschäftigt, Samarien, das als altassyrische Eroberung Babylon gehorcht haben mag, in seine Gewalt zu bringen und die kleineren Staaten des umliegenden Landes zu einem Bunde wider die Babylonier zu vereinigen.

Aber im Jahre 604 schickte der babylonische König Nabopolassar seinen Sohn Nebukadnezar mit einem großen Heere nach Syrien, um den Aegyptier zu züchtigen. Zur Zeit, da Nebukadnezar heranrückte, muß sich ganz Syrien in ägyptischer Gewalt befunden haben, denn die entscheidende Schlacht ward an Syriens Ostgrenze auf mesopotamischem Boden bei Karchemis oder Circesium, unweit des mittlern Euphrat, geliefert. Nebukadnezar errang einen großen und herrlichen Sieg. Die geschlagenen Aegyptier flohen eilends in ihr Land zurück, dagegen überfluthete das siegreiche Heer die zwischen dem Euphrat und der ägyptischen Grenze gelegenen Gebiete.

Bald darauf bewog ihn eine wichtige Neuigkeit aus Babylon zur Umkehr in die Heimath. Nebukadnezar's Vater, Nabopolassar, fiel um jene Zeit in eine Krankheit und starb in seiner Stadt Babylon — 604 v. Chr. —, nachdem er 21 Jahre regiert hatte. Als nun Nebukadnezar den Tod seines Vaters vernahm, ordnete er die Angelegenheiten der eroberten Länder, ließ die gefangenen Juden, Phönicier, Syrier und Aegyptier mit dem schwerbewaffneten Theile seines Heeres und dem Gepäck auf der gewöhnlichen Straße aufbrechen, er selbst aber eilte durch die Wüste nach Babylon.

Die Nothwendigkeit, seine Regierung zu befestigen, hielt, wie es scheint, den jugendlichen Herrscher mehrere Jahre in Babylonien zurück. Der ägyptische König benutzte diese erzwungene Abwesenheit des Gegners. Umtriebe wurden in ganz Syrien gemacht, der König von Juda, die Gewalthaber in den phönicischen Städten zur Erneuerung des Krieges aufgereizt. Im Jahre 597 kündigte Jojachim von Jerusalem dem babylonischen Großkönig den Gehorsam auf. Nun brach Nebukadnezar

mit Heeresmacht in Judäa ein, belagerte und nahm Jerusalem. Der Sieger schritt zu strengen Maßregeln, er ließ den gefangenen König mit einer großen Anzahl der streitbarsten Einwohner, worunter 8000 Kriegsleute, nach Babel in die Verbannung abführen, an des abgesetzten Jojachim Stelle ernannte er Zedekia zum Könige, legte ihm aber die Verpflichtung auf, alljährlich Tribut zu bezahlen.

Etliche Jahre erfüllte Zedekia die ihm durch den letzten Vertrag auferlegten Bedingungen, aber nun brachten ägyptische Künste einen neuen Bund der syrischen Mächte gegen Babylon zu Stande. Im Buche der Weissagungen des Jeremias findet sich eine Stelle, aus welcher erhellt, daß Abgesandte der Könige von Tyrus und Sidon, so wie der Moabiter und Ammoniter in Jerusalem zusammenkamen, um über einen gemeinsamen Angriff zu berathen. Vergeblich widersetzte sich Jeremias dem Plane, drohte, warnte, verkündete voraus, daß ein Abfall die Verpflanzung des ganzen Volkes nach Babylonien zur Folge haben werde. Seine Stimme ward nicht gehört. Gemeinsam erhoben sich unter ägyptischer Leitung alle jene Staaten gegen die babylonische Herrschaft.

Also brach Nebukadnezar in Judäa ein und eroberte, mit Ausnahme von Jerusalem, Aseka und Lachis, sämmtliche Städte des Landes, ehe das ägyptische Bundesheer auf dem Kampfplatze eingetroffen war. Nebukadnezar schlug dasselbe und warf es nach Aegypten zurück, rückte dann vor die Hauptstadt Jerusalem und begann unverweilt die Belagerung. Sie dauerte bis ins dritte Jahr. Endlich 586 v. Chr. ward die Stadt im Sturm genommen und sammt dem Tempel Salomo's dem Erdboden gleich gemacht. Auf der Flucht fiel König Zedekia in die Hände der Verfolger. Ein fürchterliches Schicksal traf ihn: erst wurden vor den Augen des Vaters seine Söhne hingerichtet, dann ließ Nebukadnezar ihn selber blenden und nach Babel abführen.

Nicht viel besser als dem Könige erging es dem jüdischen Volke. Der Staat hörte auf, fast alle angesehenen Einwohner wurden nach Babylonien fortgeschleppt, nur Winzer und Ackerleute blieben zurück, über welche Nebukadnezar einen angesehenen Juden Gedaljah zum Landpfleger bestellte.

Unmittelbar nach Jerusalems Eroberung hatte der siegreiche Großkönig seine Waffen gegen die Phönicier gewendet. Im Laufe des Jahres 585 wurde die Landschaft mit Ausnahme von Insel-Tyrus durch die Chaldäer unterjocht. Gestützt auf ihre feste, fast uneinnehmbare Lage, trotzte diese mächtige Stadt. Nebukadnezar, dessen eigentliches Ziel Aegypten war, wollte sich nicht weiter vorwagen, ohne erst durch Eroberung von Tyrus seinen Rücken gesichert und die ganze phönicische Seemacht in seine Gewalt gebracht zu haben. Darum mußte er sich zu regelmäßiger Belagerung der Stadt entschließen, was, da es ihm an Schiffen fehlte, ein höchst schwieriges Unternehmen war.

In der That dauerte die Belagerung 13 Jahre und führte doch zuletzt nicht zu dem erwünschten Ziele. Nebukadnezar muß es versucht

haben, einen Erddamm vom festen Land aus bis zu der Insel zu treiben. Eben so machte es 250 Jahre später Alexander der Große, und die Beschreibung, welche Arrian von dieser zweiten Belagerung entwirft, gibt Rechenschaft darüber, wie weit das Unternehmen Nebukadnezar's gelungen ist. Die Macedonier fanden, als sie zum Werke schritten, eine weite Strecke ins Meer hinein seicht und schlammig. Ohne Mühe konnten sie hier den Damm errichten, aber die Schwierigkeiten begannen da, wo die Seichtigkeit aufhörte und das Meer eine bedeutende Tiefe zeigte. Nun eben bis dorthin muß Nebukadnezar mit seinen Arbeiten vorgerückt sein, jene Untiefen waren das Werk seines Heeres. Zuletzt erlahmte die Kraft desselben, der Damm ward nicht vollendet. Obgleich aber Nebukadnezar Tyrus nicht mit Gewalt zu nehmen vermochte, ist nichts desto weniger gewiß, daß die Stadt durch einen Vertrag, der allerdings mild gewesen sein mag, einen Frieden mit ihm schloß, denn vor der langen Belagerung waren die Tyrier ohne Frage Verbündete der Aegyptier gewesen, aber unmittelbar nachdem Nebukadnezar abgezogen ist, erklärt König Apries von Aegypten, den die hebräischen Quellen Pharao Hophra nennen, Krieg an die Phönicier und behandelt insbesondere die Tyrier als seine Feinde und als Bundesgenossen der Chaldäer. Hieraus geht unzweifelhaft hervor, daß Tyrus kurz vorher sich dem babylonischen Könige unterworfen hatte.

Als Nebukadnezar Aegyptens Grenze überschritt, rüstete Apries, um den Gegner zum Rückzuge zu nöthigen, eine Flotte aus, setzte einen Theil seines Heeres auf dieselbe und schickte sie wider die Phönicier. Der Schlag gelang, die Aegyptier siegten in einer Seeschlacht und brachten die phönicischen Städte, die seit dem letzten Kriege den Chaldäern sich unterworfen hatten, in ihre Gewalt. Durch diese wohlgelungene Seitenbewegung war der Rücken Nebukadnezar's ernstlich bedroht, er stand in Gefahr, von der Heimath abgeschnitten zu werden, und mußte sich zum Rückzuge entschließen, bei welchem er die in Aegypten gefangen gehaltenen Juden mitgenommen haben mag.

Die ersten 35 Jahre der Regierung Nebukadnezar's waren unter fortwährenden Kriegen verflossen, die noch übrigen sieben scheint er im Frieden hingebracht zu haben. Der Ruhm seiner Thaten verbreitete sich über ganz Asien. Er galt für einen der größten Eroberer. Die Babylonier verglichen ihn mit Hercules, die späteren Griechen mit Alexander dem Macedonier. Auch erstaunliche Werke des Friedens werden ihm zugeschrieben. Den Tempel des Bel, des Hauptgottes der Babylonier, der schon seit uralten Zeiten stand, schmückte Nebukadnezar laut dem Berichte des Berosus aufs Herrlichste mit der Beute Asiens aus, fügte der ältern Königsburg eine zweite bei, erbaute eine Neustadt diesseits des Euphrat und umgab das Ganze mit einer dreifachen Mauer. Auch die sogenannten hängenden Gärten, eines der sieben Wunder des Alterthums, sind eine Schöpfung Nebukadnezar's. Seine Gemahlin, eine geborne Mederin, vermißte in der babylonischen Tiefebene die luftigen Höhen ihrer Heimath. Ihr zu Gefallen thürmte

Nebukadnezar über ungeheuren Gewölben einen prachtvollen Park in die Lüfte empor, der reich bewässert und mit den köstlichsten Pflanzen angebaut war.

Durch Nebukadnezar erhielt Babylon im Wesentlichen die Gestalt, welche Herodot sah und beschrieben hat: ein ungeheures Viereck zu beiden Seiten des Euphrat bildend, hatte die Stadt einen Umfang von 480 Stadien, oder 12 deutschen Meilen. Häuser und Mauern bestanden aus Backsteinen, die theils im Feuer gebrannt, theils an der Sonne getrocknet waren und sich durch Dauer auszeichneten. Hundert eherne Thore führten durch die beiden Ringmauern, welche die Stadt von außen umgaben und in regelmäßigen Zwischenräumen hohe Thürme trugen. Eine dritte Mauer schloß die Stadt auf beiden Seiten des Stromes gegen die Wasserseite ab. Eine Masse von Straßen zog sich theils in gleicher Richtung mit dem Flusse hin, theils liefen sie quer dem Euphrat entgegen. In dem einen Stadttheil standen die königlichen Burgen, im andern erhob sich der Tempel des Bel mit seinem Thurme, der in acht großen Stockwerken oder Absätzen, einer über dem andern, emporstieg. Auswärts ging eine Wendeltreppe hinauf bis zur Plattform, unter welcher sich das Heiligthum Bel's befand. Oben wurden seit uralter Zeit von den Priestern jene Himmelsbeobachtungen angestellt, welche der Stadt Bel's im Alterthum den Ruhm verschafft haben, Erfinderin der Sternkunde zu sein. Die glückliche Lage Babylons an dem prächtigen, große Schiffe tragenden Strome, und auf der Markscheide des obern und untern Asiens, führte den Welthandel in ihre Mauern, schuf aber auch eine Schwelgerei und Sittenlosigkeit ohne Gleichen.

Nebukadnezar starb nach 43jähriger Regierung im Jahre 562 v. Chr. Auf ihn folgte sein Sohn Evilmerdoch, der sofort den gefangenen König der Juden Jojachim aus dem Kerker entließ und gütig behandelte. Im Uebrigen soll er sich durch Ausschweifungen und Frevelthaten verhaßt gemacht haben. Nach 2jährigem Regiment ward Evilmerdoch durch Neriglissar, den Gemahl der Schwester Evilmerdoch's, 560 gestürzt und ermordet. Der Mörder schwang sich selbst auf den Thron, konnte aber die Herrschaft nur 4 Jahre, bis 556, behaupten.

Nach Neriglissar's Tode ward dessen unmündiger Sohn Laborosordach als König ausgerufen, regierte jedoch nur neun Monate, denn die Großen des Reiches sollen ihn, unzufrieden mit seinem bösartigen Charakter, umgebracht haben. Dies deutet auf Entstehung von Parteiungen hin, welche dem Sturze der Reiche voranzugehen pflegen. Und nun bestieg den Thron Babylons letzter König, Nabonnet, — Herodot nennt ihn Labynet. Seine Regierung dauerte 17 Jahre. Cyrus hatte 543 den Krieg gegen die Lydier durch die Einnahme von Sardes beendigt und wandte jetzt seine Waffen gegen Babylon, als das einzige unabhängige Reich, das noch in Asien stand. Mehrere Jahre scheint der Kampf gedauert zu haben, denn Babylon fiel erst 539 oder 538 in die Gewalt der Perser.

Die Art und Weise der Eroberung wird verschieden erzählt. Nach Herodot trieb Cyrus den babylonischen Großkönig, der ihm entgegen gezogen war, zurück, drang bei Nacht, während die Babylonier ein Fest feierten, durch das Bett des abgedämmten Flusses in die Stadt und nahm sie. Aehnliches berichtet Xenophon, welcher noch beifügt, König Nabonnet sei von den eindringenden Persern erschlagen worden. Anders Berosus. Laut seiner Darstellung kam es zwischen Cyrus und Nabonnet zu einer großen Schlacht, welche die Babylonier verloren. Vom Schlachtfelde weg floh Nabonnet nach der Stadt Borsippa, während Cyrus Babylon einnahm. Der Sieger rückte nun vor Borsippa, worauf sich Nabonnet freiwillig ergab. Cyrus schonte nicht nur das Leben des Besiegten, sondern wies ihm ein Fürstenthum in Karamanien an, wo Nabonnet ruhig seine Tage beschloß.

Auch die Stadt Babylon erfuhr nach Herodot und Xenophon kein Leid. Nach Berosus begnügte sich Cyrus, die äußern Ringmauern niederzureißen. Ebenso blieb der Belstempel sammt seinen Schätzen unangetastet. Babyloniens Volk hatte nur den Namen der Herrscher gewechselt. Babel wurde neben Ekbatana und Susa eine der drei Hauptstädte des neuen persischen Weltreiches.

B. Die arischen Culturvölker Asiens.

IV. Die Inder *).

20. Charakteristik der Hauptperioden der indischen Geschichte.

(Nach Christian Lassen, indische Alterthumskunde.)

Die Geschichte Indiens zerfällt in zwei große Perioden: die erste reicht von den ältesten Zeiten bis zum Ende des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung, die zweite von da bis auf die Gegenwart. Der wesentlich unterscheidende Gegensatz beider Perioden ist dieser: in der ersten bleibt Indien selbständig und sich selbst bestimmend; die Beherrschungen durch Fremde sind vorherrschend und auf die Länder der Westgrenze beschränkt; sie sind äußerlich und greifen wenigstens auf keine noch erkennbare Weise auf das Gebiet der inneren Entwicklung hinüber; in der zweiten**) brechen fremde Eroberer aus dem Westen gegen Indien hervor, dehnen ihre Herrschaft stets weiter aus, befestigen diese stets mehr und unterwerfen sich zuletzt das ganze Land; sie führen nicht

*) Ueber die Weltstellung Indiens, dessen horizontale und verticale Gliederung so wie die Flüsse, s. meine Charakteristiken zur vergleichenden Erd- und Völkerkunde, 2. Bd.

**) Mahmud von Ghezna's erster Zug gegen die Inder fällt nach Ferishta in das Jahr 1001.

bloß Krieg, um Länderbesitz zu gewinnen, sondern in der laut verkündigten Absicht, den alten Glauben der Inder zu vertilgen und den Islam an seine Stelle zu setzen; es ist zugleich ein Kampf der Religionen, in dem die Wuth des Islam an der Festigkeit des indischen Glaubens sich bricht. Das durch beinahe achthalb Jahrhunderte nur selten unterbrochener Kriege und Verwüstungen erschöpfte Land fällt zuletzt einer europäischen Herrschaft anheim.

In der ersten großen Periode indischer Geschichte, der einheimischen, können wir trotz der Dunkelheit, die sie umhüllt, doch mit Bestimmtheit eine große Scheidewand einer älteren und früheren Zeit erkennen. Diese Scheidewand bildet der Buddhismus, dessen historische Erscheinung wir mit Sicherheit über die Mitte des sechsten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung zurückführen können. Es gab gewiß schon früher Spaltungen der Lehre unter den Brahmanen, doch wissen wir von keiner vor der Buddha's, die aus dem Gebiete geistiger Anschauungen in das praktische Leben hinausgetreten sei, mit der bewußten Absicht, die brahmanische Verfassung in einer der wichtigsten Beziehungen ihrer äußern Stellung umzugestalten; von keiner, welche einen nachhaltigeren und allgemeiner verbreiteten Zwiespalt in der ganzen Entwicklung indischen Wesens hervorgerufen habe. Hierzu kommt, daß erst mit der Erscheinung des Buddhismus die Nachrichten über indische Geschichte einen sichereren Boden und eine festere chronologische Grundlage gewinnen. Die buddhistische Literatur bildet weiter die Scheidewand zwischen den alten Denkmalen des brahmanischen Geistes und den neuern, zwischen welchen sie mit ihren ältesten Werken in der Mitte liegt, und sie bezeichnet uns dadurch den Anfang der neueren Zeit des brahmanischen Indiens. Die geistige Bewegung, welche den Buddhismus und ihre Denkmale hervorrief, fängt also in mehr als einer Beziehung eine neue Zeit in Indien an, und scheidet zwei wesentlich verschiedene Perioden.

Es ist um so angemessener, die Anfänge des Buddhismus zur Grenzscheide der ältesten indischen Geschichte und der Folgezeit zu machen, als ihnen gleichzeitig auch die größte Umwälzung in der Stellung der übrigen asiatischen Länder, von der die alte Geschichte noch weiß, eintritt: die Stiftung des Reiches der Achämeniden durch Cyrus vereinigt zuerst die alten Culturländer des vorderen Morgenlandes zu einem großen Verbande und bezeichnet eine neue Epoche in ihren Schicksalen, wie in unserer Kenntniß ihrer Geschichte. Durch die von Darius veranstaltete Beschiffung des Indus durch Skylax von Karyanda und die Ausdehnung der persischen Macht auf die indischen Grenzländer tritt Indien zuerst in eine sicher beglaubigte politische Berührung mit der übrigen Welt.

Wir erhalten also zwei große Perioden indischer Geschichte, eine des freien, selbständigen Indiens, eine der Fremdherrschaft; jede theilt sich in eine doppelte: die erste in die des einigen brahmanischen Indiens von der ältesten Zeit bis auf das Hervortreten des Buddhismus ge-

spaltenen Indiens; diese in die der Herrschaft der Muhamedaner und in die der Briten.

21. Der Brahmanismus und Buddhismus*).

(Nach Carl Schnaase, Geschichte der bildenden Künste, und Chr. Lassen, indische Alterthumskunde.)

Es ist schwer, das Wesen der Hindu-Religion kurz zu bezeichnen, weil sie in jeder Beziehung höchst vielgestaltig ist. Bei allen Völkern ändern sich die religiösen Vorstellungen im Laufe der Zeiten, natürlich aber da, wo eine bestimmte Offenbarungsurkunde zum Grunde liegt, weniger, als da, wo die denkende und dichtende Kraft des Volkes sich seine Götter selbst bildet. Wie verschieden sind die Griechen in ihrer pelasgischen Urzeit, in der Blüthe der homerischen Mythologie und in dem spätern philosophischen Zeitalter, und doch war es derselbe Lebensgeist, der sie beseelte. Solche Veränderungen sind denn auch in den Religionslehren der Hindus nachzuweisen. Allein auch abgesehen von ihnen ist der Geist dieser Lehren ein weniger bestimmter, vielgestaltiger und deshalb schwerer zu fassen.

In den ältesten Schriften, den Veda's, liegt ein Naturdienst vor, die Verehrung der Sonne. Daraus entwickelt sich eine Art Monotheismus, eine Schöpfungslehre, in welcher das Hervorgehen aller Dinge aus Einem erkannt wird. Aber es ist dies nicht ein persönlicher Gott, sondern Brahman, das ungeschaffene All, geschlechtlos, unbestimmt. Der sinnliche Mensch begreift die Persönlichkeit nur da, wo er Handlung und Willkür zu sehen glaubt; der tiefste Grund der Dinge geht ihn weniger an, als das, was auf seine Schicksale Einfluß hat. Dieses höchste Wesen war daher mehr der Gegenstand philosophisch-theologischer Betrachtung als der Volksreligion, ihm wurden keine Tempel gebaut, es blieb im Dunkel wie das Fatum der Griechen. Zwei andere Hauptgötter, zwar nur Ausflüsse der höchsten Gottheit, aber wirksamer und dem Menschen näher stehend, wurden daher die Idole ihrer Tempel. Der eine, Siva d. i. der Verehrte, stellte die Naturkraft dar, den Wechsel der Dinge; er ist der Erzeugende aber auch der Zerstörer, der Gott, vor welchem die sinnliche Natur des Menschen ihr Knie beugt, der Gott der Furcht. Sein Symbol ist das Feuer. Neben ihm steht Vischnu, der Durchdringer, dessen Symbol das Wasser ist, die erhaltende Kraft; in immer neuen Gestalten kommt er auf die Erde herab, und wird daher unter dem Namen verschiedener Gottheiten, besonders auch als Rama und Krischna angebetet. Diese beiden Götter stehen fast in einem Gegensatze, als böses und gutes Princip; die My-

*) Ueber die allgemeine Bedeutung des Buddhismus vgl. C. F. Koeppen, die Religion des Buddha, 1. Bd. S. 121—137.

thologie kennt sie zwar nur verbunden, aber je nachdem der eine oder der andere höher gestellt wird, gestalten sich Cultur und Moral verschieden. Der Sivadienst ist es besonders, der jenen schauerlichen Aberglauben der Selbstquälerei und Selbstvernichtung herbeiführt, während der Cultus des Vischnu überall mildere Sinnesweise begünstigt. Diese drei Hauptgötter, Brahma, Siva und Vischnu, werden auch wohl als Dreieinigkeit, in dreiköpfiger Gestalt, vereint gedacht. An sie schließt sich eine große Zahl unterer Götter an, von denen Indra, der Herrscher des Firmamentes, die bedeutendste Gestalt ist. Aber auch die heiligen Ströme sind hochverehrte Götter, die Leidenschaften sind personificirt, und die Menschen können sich durch Weisheit, Frömmigkeit und beharrliche Duldung in dieses Pantheon aufschwingen. Sogar die Thiere haben ihre Repräsentanten unter den Himmlischen, der Affe Hanumann ist der Waffengenosse des Gottes Rama, die Könige der Löwen und Adler sind von mythologischer Bedeutung, und andere Thiere mindestens Symbole und göttlicher Verehrung theilhaftig. Endlich fehlt es denn auch nicht an Dämonen, Rakscha's, welche zwar verhaßt und von den Göttern bekämpft, aber dennoch von übermenschlicher Macht sind. So ist also ein überreich besetzter Olymp vorhanden, der, wie es in polytheistischen Religionen nicht anders sein kann, nicht völlig abgeschlossen ist, sondern nach Localansichten und dichterischen Ausschmückungen wechselt. Daher gibt es denn auch unter den Hindus selbst unzählige verschiedene Secten, philosophische sowohl als populäre, die aber großentheils friedlich und ohne strenge Unterscheidung neben einander leben. Zwei Hauptsecten indessen stehen sich feindlich gegenüber, die Brahmanen und die Buddhisten, und dieser Gegensatz verdient nähere Betrachtung.

In der ganzen Culturgeschichte der Inder war seit dem Beginne der wahrhaft historischen Zeit bei ihnen kein Ereigniß eingetreten, welches so tief in alle bestehenden religiösen, politischen und bürgerlichen Zustände eingegriffen, so glänzende Aussichten auf folgenreiche Fortschritte in der geistigen Entwicklung dargeboten hätte, als der Buddhismus. Als sein Gründer seine Laufbahn antrat, bestand längst der brahmanische Priesterstaat, und war auf eine scheinbar unerschütterliche Grundlage erbaut. Der Priesterstand wurde von den übrigen Kasten als der Besitzer der göttlichen Offenbarung und der aus ihr geschöpften Kenntniß der wahren Götterverehrung und des rechten Wandels, als der einzige Inhaber der Wissenschaften verehrt. Das ganze Leben war durch Satzungen geregelt, allen Mitgliedern des Staates ihre besondere Stellung und die aus ihr entspringenden Rechte und Pflichten bestimmt. Selbst bei den Menschen der niedrigsten und verachtetsten Kasten hatte sich der Glaube festgesetzt, daß ihr Loos eine durch ihre Geburt herbeigeführte Nothwendigkeit sei. Unter einem Volke, bei welchem auf diese Weise das Bewußtsein der Freiheit ganz unterdrückt worden war, dem der Gedanke an eine Besserung seiner Zustände ganz fremd war, trat Buddha gegen die Allmacht der Brahmanen in die Schranken. Statt,

wie sie, die höchsten Wahrheiten als ein ausschließliches Vorrecht zu betrachten, die durch das richtige Verständniß der heiligen Schriften und der auf sie begründeten, in nur für die Eingeweihten verständlichen Formeln vorgetragenen Dogmatik und Moral erkannt werden konnten, trug er in einfacher Sprache allen Menschen ohne Unterschied ihrer Geburt die Lehren vor, welche ihm als die höchsten Wahrheiten galten. Diese waren solcher Art, daß sie keiner Beglaubigung durch eine Offenbarung bedurften, weil sie entweder von allen anerkannt wurden oder von selbst dem schlichtesten Verstande einleuchteten. Seine Grundlehren waren, daß die weltlichen Dinge beständigem Wechsel unterworfen, daß die Zustände dieses Lebens Folge von Handlungen eines früheren seien, daß es eine unendliche Folge von Geburten und Wiedergeburten gäbe, daß die höchste Seligkeit in der Befreiung von der Nothwendigkeit wieder geboren werden zu müssen bestehe, daß der Schmerz das Loos alles Daseienden sei und jeder danach streben müsse, sich von ihm zu befreien. Diese Lehren trugen er und seine Anhänger nicht in den Schulen, sondern im Lande herumwandernd und predigend dem Volke vor. Diese Methode des Unterrichts war in Indien eine ganz neue und ganz von der der Brahmanen abweichende, von welchen außerdem nur Schüler aus ihrer eigenen Kaste angenommen wurden.

Noch entschiedener trat die neue Lehre dem höchsten Ansehen und dem Einflusse der Brahmanen entgegen. Dem ersten dadurch, daß ihr Stifter behauptete, im Besitze der höchsten Erkenntniß zu sein. Ohne daß er dieses ausdrücklich erklärte, mußte er dadurch die Gültigkeit des Veda, als höchster Quelle der Erkenntniß, läugnen, und dadurch dem brahmanischen Systeme seine eigentliche Grundlage untergraben. Der wichtigste Einfluß der Brahmanen auf die übrigen Kasten mußte aufhören, wenn die Opfer an die Götter, die sie allein zu verrichten das Recht hatten, abgeschafft wurden. Dieses trat bei den Buddhisten ein, bei welchen das brahmanische Feueropfer nicht gebräuchlich war, geschweige die blutigen Thieropfer. Sie bezeugten ihre Verehrung den Bildern des Stifters ihrer Religion und seinen Reliquien durch Darbringung von Blumen und Wohlgerüchen. Dieser Gegensatz drückt sich auch in der Sprache aus, indem sie sich nicht des Wortes Jagua, des Opfers, bedienen, sondern diese Darbringung Puga oder Verehrung nennen.

Die Grundlage des indischen Staates ist das System der Kasten. Dieses erkannte auch Buddha als bestehend an und erklärte seinen Ursprung, wie die Brahmanen, aus der Lehre von den Belohnungen und Strafen für frühere Handlungen. Er nahm aber Menschen aus allen Kasten ohne Unterschied als Anhänger an und ertheilte ihnen ihren Rang in der Versammlung nach ihrem Alter und ihrer Würde. Er machte dadurch alle Menschen unter sich und vor ihm selbst gleich; er hob dadurch innerhalb der Gemeinde die durch die Geburt herbeigeführten Unterschiede auf. Er eröffnete allen Menschen die Aussicht, durch die Annahme seiner Lehre sich von den Banden ihrer Geburt zu be-

freien und das Gesetz der Wiedergeburt aufhören zu machen. Er legte also den Grund zu einer Abschaffung der Kasten und griff dadurch die Grundlage der brahmanischen Herrschaft an.

Auch in seiner Lehre von den Pflichten der Menschen im bürgerlichen Leben stellt er sich den Brahmanen schroff entgegen. Diesen galt als höchste Tugend die strengste Beobachtung der Ceremonien und Satzungen, durch welche ihr ganzes Leben geregelt war, als wichtigste Thätigkeit die Beschäftigung mit ihrer Theologie, Philosophie und den übrigen Wissenschaften, die von ihnen angebaut wurden, so wie mit der Mythologie. Sie wurden dadurch ganz von der Theilnahme an dem Wohle ihrer Mitmenschen zurückgehalten und kümmerten sich nur um die Angelegenheiten ihrer Kaste. Buddha's Zweck war dagegen, alle Menschen zu retten, indem er sie aufforderte, von der Weltlichkeit sich zurückzuziehen und die Tugend auszuüben. Es war demnach bei ihm nicht das engherzige Streben der Brahmanen, allein das Glück ihres eigenen Standes zu befördern. Dieser Gegensatz des Buddhismus und des Brahmathums tritt noch deutlicher in der Ansicht hervor, daß der brahmanische Büßer durch seine Entsagungen und Kasteiungen nur das selbstsüchtige Ziel vor Augen hatte, für sich eine Stelle in einem der verschiedenen Götterhimmel zu erlangen, während der buddhistische bezweckte, dadurch sich die Würde eines Buddha zu erwerben, durch welche er in den Stand gesetzt wurde, allen Menschen Heil zu bringen.

Die ihm innewohnende Lebenskraft hat der Buddhismus mehrfach bethätigt. Zuerst dadurch, daß er Missionen hervorrief, durch welche er weit über Indien hinaus über das ganze innere und östliche Asien verbreitet wurde. Diese Art der Verbreitung war auch eine von den Buddhisten ausgegangene Neuerung. Sie bildete einen Theil des hierarchischen Systems, indem die dritte Synode den Beschluß faßte, daß die Lehre durch Missionen verbreitet werden sollte. Der Buddhismus zählt nach dem Christenthume die größte Anzahl von Anhängern, und übertrifft weit seinen Mitbewerber. In dieser weiten Verbreitung liegt auch die welthistorische Bedeutung des Buddhismus, weil er unter so vielen Völkern eine Einheit in der Lehre und in der Literatur bewirkt und dadurch sie einander näher geführt hat. Er hat dieses Ergebniß nicht wie der Islam durch das Schwert, sondern durch Boten des Friedens und Mittheiler einer höheren Bildung errungen, und läßt sich in dieser Hinsicht mehr, als irgend eine andere Religion, mit dem Christenthume vergleichen.

22. Das Kastenwesen der Inder.

(Nach Theodor Benfey, Indien, in der Encyklopädie von Ersch und Gruber.)

Für die staatliche Richtung, welche das indische Leben nahm, war von der größten Bedeutung die in dem Sanskritvolke wahrscheinlich schon

überaus alte Ueberzeugung, daß die menschliche Thätigkeit eine erbliche sein müsse, und die daraus hervortretende Verbindung derer, welche dieselbe Thätigkeit haben, zu socialen Vereinen. Je nach der Werthschätzung dieser Thätigkeit standen die ihnen sich widmenden Vereine in höherer oder geringerer Achtung, und bildeten so gleichsam eine Stufenleiter, in welcher sich die ganze indische Bevölkerung einander über- oder unterordnete.

Sobald ein Volk aus demjenigen Zustande hervortrat, wo jeder alles, was zur Sicherheit und Gemächlichkeit seines Lebens nothwendig oder dienlich ist, selbst verrichtete, und einzelne aus demselben sich besonderen Thätigkeiten widmeten, lag der Gedanke sehr nahe, daß derjenige eine Thätigkeit am besten üben würde, welcher sie von Jugend auf schon von seinem Vater und nächsten Verwandten üben sähe und gleichsam in ihr erzogen würde.

Als der arische Volksstamm (sowohl die östlichen als westlichen, das Sanskrit- und das Zendvolk) sich von ihren Sprachverwandten und einst mit ihnen vereinigten Brüdern trennten, gab es noch keine ausgeprägte Verfassung, welche sich auf diesen Grundsatz stützte, keine sogenannte Kastenverfassung (von einem portugiesischen Worte casta). Zur Zeit, wo die ganze arische Volksmasse ein vereinigtes Volk bildete, scheint der Name des eigentlichen Volkes, seiner Hauptmasse, arjas, *die Ehrwürdigen*, gewesen zu sein. Aus dieser Masse hatten sich jedoch schon die kshatrâs d. h. die herrschenden ausgeschieden, deren Namen in entsprechender Form und im Allgemeinen mit derselben Bedeutung, wie im Sanskrit, auch bei den Zendvölkern erscheint. Sie bildeten damals wahrscheinlich die Classe der kleinen Häuptlinge, der nobiles. Wer ihre Untergebenen waren, läßt sich natürlich nicht mit Gewißheit bestimmen. Doch macht es die Analogie der verwandten Völkerstämme und der natürliche Gang der Entwickelung von Staatseinrichtungen bei Völkern, welche sich erobernd unter stammverschiedenen Völkern festsetzen, wahrscheinlich, daß die Hauptmasse ihrer Untergebenen nicht aus den verwandten Freien, den arjas, *Ehrwürdigen*, bestand, sondern aus der im eroberten Lande vorgefundenen und unterworfenen Bevölkerung. Diese letzteren mögen die Çûdrâs gewesen sein, welche in der, jedoch erst in der Zeit nach der Trennung der östlichen und westlichen Arier festgestellten indischen Kastenverfassung die vierte Kaste constituirten.

Erst nach der Trennung der arischen Volksmasse scheinen sich auch die Priester zu einer Kaste abgeschlossen zu haben. So war denn eine Eintheilung des indischen Volkes in *vier* Stände entstanden, von denen, den indischen heiligen Schriften gemäß, die Brahmanâs die erste Stelle einnahmen; die zweite die Kshatrâs; die dritte die eigentlich arjâs genannte Masse, welche aber auch als Haupttheil des Volkes den allgemeinen Namen für *Mensch*, viç (im Plural viç-as), führten; die vierte bildeten ursprünglich die Unterworfenen, zu denen aber in älteren Zeiten, ehe die Kastenverfassung noch streng abgeschlossen war, auch die verarmten oder sonst herabgekommenen arjâs gedrängt wurden.

Wann diese Eintheilung sich festsetzte, ist der Zeit nach natürlich nicht zu bestimmen. Nachdem sie einmal im Allgemeinen sich gebildet hatte, arbeiteten ohne Zweifel die Priester dahin, sie als göttliche Ordnung für ewige Zeiten festzustellen. Früh schon mochten sie sie mit ihren Schöpfungstheorien in Verbindung gebracht haben und suchten ihre gegenseitige Stufenordnung religiös zu motiviren. Weil die Brahmanen aus Brahma's Mund hervorgegangen sind, so ist ihre Bestimmung, die Beschäftigung mit dem heiligen Worte und die Verwaltung des Heiligen überhaupt; weil die Kshatrâs aus seinen Armen entsprungen sind, so ist ihre Pflicht, die Menschen zu schützen, also Kriegsdienst; die viças, aus dem Schenkel desselben hervorgetreten, sind verpflichtet, aller Dinge zu warten, welche zum menschlichen Lebensunterhalt gehören. Die Çûdrâs, aus seinen Beinen gezeugt, sind zum Dienste der über ihnen stehenden Kasten verpflichtet. Die Kasten sind erblich, daher heißen sie g'âtajas (gentes).

Die drei höheren Kasten zeichnen sich vor der vierten zunächst dadurch aus, daß sie in einem bestimmten Lebensalter initiirt werden. Diese Einweihung geschieht vermittels Anlegung einer Schnur, welche von der linken Schulter quer über die Brust herabgetragen wird. Diese Einweihung, welche mit religiösen Ceremonien verbunden ist, gilt gleichsam für eine zweite Geburt im Leben, daher die drei oberen Kasten die zwiefach geborenen (dvig'a) genannt werden.

Was die vier Hauptkasten betrifft, außer denen keine reine existirt, so machen die Brahmanen ohne bedeutenden Erfolg auf das Vorrecht aufmerksam, nicht am Leben gestraft werden zu dürfen. Ihre Beschäftigungen sollen nach dem Gesetzbuche sechs sein: Lesen der Veda's und Erklärung derselben, Opfern und Beistand bei Anderer Opfer, Geben und Empfangen von Almosen. Drei von diesen: Erklärung der Veda's, Beistand bei Anderer Opfer und Empfangen von Almosen aus reinen Händen kommen den Brahmanen allein, mit Ausschluß der übrigen Kasten, zu. Dem Wesen nach sollten sie aber die Repräsentanten und Förderer des ganzen geistigen Lebens des indischen Volkes sein; aus ihren Reihen traten die Lehrer, die höheren Staatsbeamten, Richter, Gelehrten, Weisen, Dichter u. s. w. hervor. Ihre Lebensweise soll streng und tadellos sein; sie sollen keine Schätze sammeln, sollen nur so viel zu erwerben suchen, als für ihre Lebensbedürfnisse genügt. Natürlich ist diese Vorschrift schon seit den ältesten Zeiten nicht absonderlich beobachtet. Die Brahmanen, im Besitze der einträglichsten Aemter, benutzten ihre Stelle auf echt orientalische Weise, so weit wir die Geschichte verfolgen können; zum Zweck des Lebensunterhalts darf schon nach dem Gesetzbuche des Manu der Brahmane auch Kriegsdienste, Ackerbau, Kaufmannschaft, Viehzucht u. s. w. treiben. Ihre Ländereien sollen frei von Abgaben sein. An der Spitze der Brahmanen, welche sich dem religiösen Dienste weihen, steht in den einzelnen Königreichen ein Guru, welcher vom Fürsten unterhalten wird; überhaupt rechneten sich ehemals und auch jetzt noch die indischen Fürsten zur Ehre, eine

bedeutende Anzahl von Brahmanen zu speisen und auf alle Weise zu ehren. Asoka's Vater unterhielt deren 60,000, und so auch er selbst im Anfange seiner Regierung. Wollten die Brahmanen die höchste Ehre genießen, zu welcher ihre Geburt sie befähigte, so mußten sie sich dem Studium der Veda's insbesondere widmen und dem damit verknüpften Anachoretenleben. In diesem Falle war höchste Sittenreinheit und Tugend, letztere in dem stärkst-ascetischen Sinne, ihr Hauptrequisit. Ehrgeiz sowohl als auch heilige und würdige Motive haben von jeher und selbst jetzt noch Brahmanen in diese reine und ehrenvolle Bahn geführt; allein eben so häufig, oder vielmehr noch häufiger, trieben sie sich an den verderbten indischen Höfen der Fürsten und anderer Großen herum, wie insbesondere die indischen Dramen zeigen.

Die Kriegerkaste, ursprünglich Kshatra (Ξάθροι bei Arrian als Volksname), später Kshatrija. Ihre Beschäftigung ist der Kriegsdienst. Sie hatten der Theorie nach das Vorrecht, daß die Könige aus ihrer Kaste stammen mußten. Wie wenig dies im Leben galt, ist schon bemerkt. Nach den Puranen ist die Kriegerkaste schon seit langer Zeit ausgerottet. Manu's Gesetzbuch erlaubt aber den Kshatrijas im Fall der Noth auch die Betriebsamkeit der Vaisjas.

Die Kaste der Ackerbauer und Handelsleute, Vaiçjas, ursprünglich viças, umfaßte ursprünglich wohl die ganze freie Bevölkerung, in so fern sie nicht zu den beiden ersten Kasten gehörte. Ackerbau war ohne Zweifel deren Hauptbeschäftigung, und durch Sitten und Gesetze geehrt und sehr geschätzt. Mit Ackerbau war natürlich Viehzucht verbunden; vielfach widmeten sich die Vaiçjas auch dieser allein. Eben so standen ihnen tiefer liegende Beschäftigungen, selbst die der Çûdrâs offen.

Die vierte Kaste bilden die Çûdrâs. Der Theorie nach ist ihre Verpflichtung Dienst bei den Zwiefach-gebornen (d. i. den drei oberen Kasten), am verdienstlichsten der bei den Brahmanen. Diese sollen alsdann für ihren Unterhalt sorgen; kann der Çûdrâs aber nicht durch diesen Dienst bestehen, so erlaubt ihm das Gesetz Handarbeiten und andere Arten von Erwerb; jedoch soll er sich keine Schätze erwerben, selbst wenn er die Fähigkeit dazu hat. Von dem Lesen und Hören der Veda's, welche auf die drei oberen Kasten beschränkt sind, sind sie ausgeschlossen, eben so von der Darbringung von größeren Opfern, jedoch nicht von kleineren für sich selbst. Dies alles hat sich natürlich umgewandelt, seitdem die Çûdrâs den bei Weitem größten Bestandtheil des indischen Volkes — ausschließlich der noch unter ihnen stehenden Volksabtheilungen — bilden. Sie treiben seit der Zeit Ackerbau und alle Arten von Gewerben. Sie theilen sich in eine Menge von Zünften, welche unter einem Oberhaupte stehen, und eine gewisse Art von Jurisdiction unter sich haben.

V. Die Baktrer und Meder *).

23. Die historische Bedeutung Baktriens.

(Nach Chr. Lassen, indische Alterthumskunde.)

Das Land wird als die Zierde des ganzen Ariana's und sehr reich an Früchten geschildert, es ist reichlich von Quellen bewässert; wo das Klima milde ist, wird Korn gesäet, die übrigen Theile werden als Weide für die Heerden benutzt. Weiterhin sind große Strecken sandigen, trockenen Landes, welches keine Früchte zur Nahrung der Menschen hervorbringt; wenn die Winde vom Meere herwehen, erregen sie dichte Staubwirbel, welche die Wege unkennbar machen und das Reisen erschweren. Der fruchtbare Theil des Landes ist stark bevölkert und reich an Pferden. Zu dieser Bevorzugung, eine größere Fruchtbarkeit, als die übrigen Länder Ariana's zu besitzen und dadurch zum Sitze eines mächtigen Reiches geeignet zu sein, kam noch die günstige Lage für den Handel. Hier traf die große Straße aus dem nordwestlichen Iran und den entfernteren Ländern des Westens mit der aus dem innern Asien zusammen; von hier aus führten drei im Alterthume berühmte Wege nach Kabul. Es begegneten sich demnach hier die Kaufleute aus den entferntesten Ländern der alten Welt; durch Kabulistan geht bekanntlich die große Straße nach Indien.

Aber nicht nur dem friedlichen Verkehre der Kaufleute bot Baktriana die große Durchgangsstraße dar, sondern auch den Eroberern und Völkern, welche Indien mit Krieg überzogen. Alexander war nicht der Erste, der seine siegreichen Waffen auf diesem Wege nach Indien trug; ich erinnere daran, daß von einem assyrischen Könige behauptet werden darf, daß er wenigstens bis zum Indus von Baktrien aus gelangte und daß Cyrus sich mehrere Völker der westlichen Mark Indiens unterworfen hatte.

Auch in der Culturgeschichte des östlichen Irans muß Baktrien der Vorrang vor den übrigen arianischen Ländern eingeräumt werden. Wenn auch der Hauptstadt Balkh nicht der ihr von den Morgenländern zugeschriebene Ruhm, die Mutter der Städte genannt zu werden, als berechtigt zuerkannt werden kann, so darf sie doch mit Recht Anspruch darauf machen, der Mittelpunkt der Herrschaft und der Hauptsitz der Lehre Zoroaster's in der ältesten Zeit gewesen zu sein. Von hier aus muß besonders die Verkündigung des neuen Gesetzes ausgegangen sein, auch werden hier am strengsten die im Zendavesta vorgeschriebenen Gesetze beobachtet, und am vollständigsten die Sitten geherrscht haben, die in ihm geschildert werden.

---

*) Ueber das Hochland von Iran s. meine Charakteristiken zur vergleichenden Erd- und Völkerkunde, 2. Bd. Nr. 280, wo auch die dasselbe bewohnenden Völker des Alterthums angegeben sind.



Die Wichtigkeit Baktriens erhellt endlich daraus, daß Alexander in diesem Lande und in Sogdiana acht oder nach einer andern Nachricht zwölf Städte gründete. Er legte daher ein großes Gewicht auf die Behauptung dieser zwei Länder, welche unter allen ihm unterworfenen asiatischen die am entferntesten nach Nordost gelegen waren; sie waren die Marken seines großen Reiches gegen das innere Asien und die äußersten Vorposten des Hellenismus.

---

24. Die Arier in Iran im Vergleich mit den Ariern in Indien.

(Nach Max Duncker, Geschichte des Alterthums.)

Die Arier in Indien und die Arier in Iran bieten den Anblick von zwei verschiedenen Bildungen, welche aus einer Wurzel emporgewachsen sind. Diese Verschiedenheit ist wesentlich durch den Unterschied der Länder, welche von diesen und jenen besetzt wurden, bedingt.

In einem Gebiete von schroffen Gegensätzen des Klima's, des Fruchtlandes und der Wüste erfüllt, blieb das Leben der Arier in Iran mannhafter und kräftiger, bewahrte es seinen ursprünglichen Charakter treuer als im Gangeslande. Die Iranier entwickelten den alten Glauben vom Kampfe der guten und der bösen Geister zu einem System des Gegensatzes der himmlischen und höllischen Heerschaaren. Ihre Götter bleiben außer und über der Welt, sie sind die Schöpfer und Geber alles Guten, und Ahuramasda (Ormuzd) wird in den ältesten Hymnen des Zendavesta kaum mit minderem Schwunge als Schöpfer der Welt gepriesen, als Jehovah bei den Propheten der Hebräer. Den Ariern in Iran ist nicht die ganze Natur, nicht die Natur als solche böse und vom Uebel wie den Indern, sondern nur die dem Menschen schädliche Seite derselben. Die Arier in Iran sind voll Ehrfurcht gegen die Erde und freuen sich des Lebens, während die Inder dasselbe verachten. Die Iranier sollen die dem Menschen wohlthätige Seite der Natur unterstützen, die schädliche Seite von sich abwehren, sie sollen, so weit es an ihnen ist, die Schöpfung des Teufels vernichten. Nicht Selbstvernichtung, sondern Arbeit, Wachsamkeit, Thätigkeit wird von jedem verlangt. Es waren hiermit praktische Aufgaben gestellt, welche wieder auf die Erhaltung eines kräftigeren Willens zurückwirkten, wenn auch diesem Kampfe gegen den Bösen in der Religion Zoroaster's vielmehr ein abwehrender, ähnlich wie in der christlichen Lehre, als ein angreifender Charakter beiwohnt. Auch die Arier in Iran haben eine speculative Anlage wie die Inder, auch sie wissen frühzeitig die leibliche und geistige Welt zu unterscheiden, auch sie haben eine Neigung zur Distinction und Abstraction, zur Systematik und Rubricirung, aber sie sind frei von der durch die Natur des Gangeslandes und durch

die einsamen Träumereien des Büßerlebens erregten Phantastik. Es geht ein praktisch nüchterner Zug durch das System ihres Ceremoniels und die Masse ihrer Reinheitsgebote, und ein naiver Rationalismus weiß die äußersten Consequenzen der Grundsätze zu vermeiden und abzubrechen, während gerade diese in Indien mit Vorliebe und Leidenschaft gesucht werden.

In theologischen und philosophischen Problemen wühlend, mit ascetischer. Selbstvernichtung beschäftigt oder dem glühenden Triebe der Sinne willenlos folgend, haben die Inder keine Kraft für die geschichtliche That übrig behalten. Die Zustände, in welche sie gleich nach der Ansiedelung im Gangesthale gelangten, die ständischen Unterschiede wurden festgehalten und in das religiöse System aufgenommen. Die Ueberlegenheit ihrer Bildung vielmehr als die Ueberlegenheit ihrer Waffen führte die Inder über das Gangesthal hinaus zur Colonisirung, zur Brahmanisirung der Küstengebiete des Dekhan, zur Buddhaisirung Ceylons und Hinter-Indiens. Anders in Iran. Frei von dem ausgebildeten Kastensystem, welches jenseit des Indus seine ursprüngliche Grundlage in einer unterworfenen und verachteten vorarischen Bevölkerung hatte, entwickelten die isolirten in stetem Kampfe gegen die Wüste und die Steppenvölker begriffenen Gebiete des Nordostens, Baktrien und Sogdiana, die Lehre Zoroaster's, und wenn sich nun auch der Stand der Priester über den alten kriegerischen Adel und die Bauern erhob, so gelangten doch diese Standesunterschiede unter einer bald folgenden Fremdherrschaft zu keiner eingreifenden Bedeutung. Erfüllte der Osten die religiöse Mission, so übernahmen die größer und besser organisirten Landschaften des Westens (die Meder und Perser) die politische Entwicklung Irans. Eine lange Unterwerfung unter Assyrien hatte die Meder mit der alten Cultur des Euphrat- und Tigrislandes in Verbindung gesetzt. Nachdem sie diese Herrschaft abgeworfen, vereinigten sie alle Völker Irans unter das Scepter ihrer Könige, schlugen sie die Reste Assyriens zu Boden und dehnten die Grenzen des medischen Reiches vom Hindukuh bis zum Halys aus. Was die Meder begonnen hatten, das führten die Perser fort, das gelang ihnen durch ihre eigene kriegerische Kraft und durch die Größe ihrer Herrscher zu vollenden. Indien hat keinen Fürsten, den es dem Cyrus und Darius an die Seite setzen könnte. Die seit dem Ende des siebenten Jahrhunderts zwischen Ariern und Semiten getheilte Herrschaft Vorder-Asiens wird durch die Perser in der zweiten Hälfte des sechsten in eine ausschließlich arische verwandelt. Ihnen erliegen der Reihe nach die alten Culturstaaten Vorder-Asiens: Lydien, welches die Stämme und Bildungen der Westhälfte Kleinasiens gleichzeitig mit dem beginnenden Verfall des assyrischen Reiches zu einer Einheit zusammengefaßt hat, das alte Babylon, welches noch einmal die semitischen Gebiete um sich versammelt hat, welches die Staaten der Syrier und die Städte der Phönicier beherrschte, zuletzt das uralte Aegypten.

25. Zoroaster (Zarathusthra) und der Zendavesta.

(Nach Joh. Jos. Döllinger, Heidenthum und Judenthum.)

Jene arischen Volksstämme, welche östlich vom Tigris bis zum Indus und in den nördlich gelegenen Gebirgen einheimisch, das iranische Hochland (Baktrien, Medien, Persien) bewohnten, dann ein großes mittel- und westasiatisches Reich (das persische) gründend, die westlich von ihnen hausenden Chamiten und Semiten unterwarfen, ehrten den Zoroaster als den gottgesandten Stifter ihrer Religion. Das Zeitalter dieses Mannes — der nicht Stifter, wohl aber Erneuerer der Religion seines Volkes war, läßt sich nicht genauer bestimmen; er mag nicht viel jünger als Moses sein (etwa um 1300 v. Chr.), jedenfalls hat er nicht erst, wie vielfach, aber in Folge eines Mißverständnisses behauptet worden, unter dem Vater des Darius Hystaspis (d. h. um 550 v. Chr.) gelebt. Wahrscheinlich war er ein Baktrer, zu der Zeit, als dort ein mächtiges und selbständiges Reich bestand. In demselben Lande entstanden auch die seinen Namen tragenden Religionsschriften, der Zendavesta; diese einen Zeitraum von mehreren Jahrhunderten umfassenden, ursprünglich in der baktrischen Sprache geschriebenen Schriften sind offenbar nicht von Einem Manne verfaßt, und von Zoroaster kann nur sehr wenig herrühren, aber er wird darin als der Einzige gepriesen, der „die Ueberlieferungen des höchsten Gottes hörte und sie mitzutheilen im Stande war."

Keine andere der alten Religionen (von der alttestamentlichen natürlich abgesehen) hat so bestimmt den Begriff der göttlichen Offenbarung einer Lehre ausgeprägt und aufgestellt, als die persische; Zoroaster ist hier der gotterleuchtete Prophet, durch dessen Mund Ormuzd gesprochen, der ein von Jedem gläubig aufzunehmendes Gesetz verkündigt hat.

Die persische Religion war polytheistisch, jedoch mit einem starken und vorwaltenden monotheistischen Zuge. Nur Einen wahren, vollkommenen, persönlich gedachten Gott kennt genau genommen die persische Lehre, nur dieser erscheint in den Zendschriften mit allen Eigenschaften und Prärogativen der Gottheit; sein Name Ormuzd (Ahura-mazda) bedeutet: „der ewige Weise"; er ist der allwissende und allmächtige Schöpfer und Beherrscher der Welt. „Niemand", sagt er, „hätte diese Erde schaffen können, wenn ich sie nicht geschaffen hätte." Alles Leben und alles Gute erzeugt Er, er ist daher auch der Vater der guten Gesinnung; Reinheit und Wahrheit kommen von ihm.

Auch dadurch zeichnet sich die persische Religionslehre vor allen andern heidnischen Sagen und Doctrinen aus, daß in ihr der Begriff der Schöpfung hervortritt. Ormuzd bringt die Welt hervor nicht durch Emanation, nicht durch Selbstentfaltung, sondern durch das schöpferische Wort Honover, in welchem Gedanke und That zusammenfallen. Freilich erleidet diese im Heidenthum sonst einzig dastehende Schöpfungslehre eine doppelte Beschränkung, einmal dadurch, daß doch immer auch schon

ein Stoff oder eine eigene Welt vor der Schöpfung angenommen wird, und die allgemeinsten Elemente der Natur bereits neben Ormuzd bestehen; sodann durch den Antheil an der Schöpfung, der dem Ahriman zugewiesen ist.

Denn dem Urheber alles Guten und Reinen steht ein feindliches Wesen und böser Geist gegenüber, „Angro-Mainjus" (Ahriman), d. h. verderblicher Geist, genannt. Lüge ist sein Wesen, die Finsterniß und der Tod sein Gebiet; durch Lüge bethört er die Menschen, durch Zweifel macht er sie an der Wahrheit irre und ungewiß; aus Lüge und Zweifel erwachsen alle bösen Thaten der Menschen. Er ist aber nicht als der Beherrscher eines eigenen für sich bestehenden Reiches der Finsterniß und des Bösen zu denken; sondern sein Böses sucht nur überall dem Guten und Reinen sich beizumischen, und dieses zu überwältigen. Alle „schlechten Geschöpfe", giftige Schlangen, Raubthiere, kriechende Thiere und Ungeziefer hat Ahriman geschaffen. Er hat also Theil an der Schöpferkraft, er ist nicht ein erst durch Selbstbestimmung böse gewordenes Wesen, sondern war von Anbeginn an wesentlich böse.

Die guten und bösen Geister. Die sechs Amschaspands oder unsterblichen Heiligen, deren siebenter Ormuzd, zugleich aber auch ihr Lenker und Schirmherr ist, sind personificirte Kräfte und Eigenschaften, und ihre Namen sind daher aus Abstractionen gebildet; sie heißen: der „Wohlwollende", der „ausgezeichnet Reine" u. s. f., aber sie treten weder als Einzelwesen handelnd auf, noch nehmen sie als solche eine besondere Verehrung in Anspruch, führen jedoch mit Ormuzd im Paradiese ein seliges Leben. Da aber Ahriman sechs böse Geister oder Dew's erschuf, die mit den Amschaspands kämpfen, so herrschen alle zwölf abwechselnd über die Monate des Jahres dergestalt, daß in jedem Monate dem herrschenden Einflusse eines Amschaspands der feindliche eines Dew's und umgekehrt entgegensteht.

Mehr concreter, persönlicher Natur, als die Amschaspands, sind die Izeds (d. h. die Anbetungswürdigen). Sie werden zwar, mit jenen verglichen, als niedere Genien bezeichnet, sind jedoch im Grunde auch Götter, oder waren früher Götter, und einige von ihnen nehmen im persischen Systeme wichtige Stellen ein. Da überhaupt das Universum des Parsen von zahllosen, persönlich gedachten guten und bösen Kräften oder Geistern angefüllt ist, so finden sich unter den Izeds auch bloße Personificationen von Begriffen oder Tugenden, die nun als göttliche Wesen angerufen wurden. Den Mithra hat Ormuzd größer und glänzender gemacht als alle andern Izeds des Himmels, er steht Ormuzd am nächsten, und wird öfters mit diesem angerufen, ist der himmlische Läufer mit tausend Ohren und tausend Augen, der Begleiter von Sonne und Mond, der über das Weltall wacht, und, ein glänzender Sieger, den Winter, den Ahriman eingeführt, überwindet. Taschter (Tistrya, der Hundsstern) herrscht in der Luft, vertheilt den Regen, spendet Keime und Säfte, schleudert den Blitz und belebt die absterbende Natur.

Elementendienst fand Zoroaster ohne Zweifel bei seinen Ariern

schon vor; obgleich Ormuzd der freie, persönliche, schaffende Gott zum Mittelpunkt der parsischen Religionsanschauung gemacht wurde, so wurde doch die Verehrung der Elemente ein Hauptzug dieser Religion. Vor Allem war es die dem Feuer erwiesene Verehrung, die mit dem Sonnencultus den Fremden als der wesentlichste und hervorstechendste Zug des persischen Religionswesens erschien.

Im Zendavesta heißt das Feuer der Sohn Ormuzd's, der schnellste der heiligen Unsterblichen. Der Dienst des Feuers war der Dienst des Lebens, der Reinheit, des Lichtes. „Damit dein Gebet erhört werde," sagt Ormuzd, „mußt du zum Feuer beten, dem großen Könige." Zoroaster hatte nach der späteren Sage das zu verehrende Feuer vom Himmel erhalten; es brannte, ohne genährt zu werden, und die Hand, auf der es brannte, blieb unversehrt. Die Zendschriften sind mit Anrufungen und Lobpreisungen des Feuers überfüllt, und man bemerkt, mit welcher Vorliebe sich die alten Parsen in die Betrachtung dieses Elements und seiner Eigenschaften versenkten. Sie, die im ganzen Naturlauf den Streit zweier Mächte erblickten, sie, denen überall der Gegensatz von physisch Reinem und Unreinem vorschwebte, bewunderten in dem Feuer die siegreiche, Alles verzehrende Kraft, erblickten in ihm die mächtigste Waffe des Ormuzd, das Element, an dessen leuchtende, wärmende Energie alle Schönheit, Triebkraft und Nahrungsfähigkeit der Natur geknüpft ist, und das dem Wesen der Gottheit am nächsten zu kommen schien. Dem Feuer Holz und Wohlgerüche zur Nahrung zu geben, war daher besonders verdienstlich und hatte die Verheißung des Segens an Heerden, Feldern und Nachkommenschaft. So hatte der Parse mit Anzünden und Nähren des heiligen Feuers eine stets mahnende religiöse Pflicht zu erfüllen, eine Pflicht, die auch zur Nachtzeit ihn in Anspruch nahm.

Der mühsame, ängstliche und zeitraubende Dienst, den die Parsen dem Feuer widmeten, wurde für die übrigen Elemente nicht in Anspruch genommen. Aber Reinhaltung erforderte auch das Wasser und die Erde. Nach griechischen Berichten duldeten die Perser nicht, daß Jemand Gesicht oder Hände im Wasser eines Flusses wusch, oder hinein spie, oder etwas für unrein Gehaltenes hineinwarf. Doch scheint das salzige Meerwasser anders betrachtet worden zu sein. Zu Reinigungs-Ceremonien war indeß Wasser unentbehrlich, und mußte eigends dafür zubereitet werden. Auch die Erde wollte geehrt, angerufen und rein erhalten sein; an ihr frevelte man, wenn man ein fruchttragendes Land öde macht, oder ein fruchtloses unbesät ließ, wenn man sie mit unbekleidetem Fuße betrat, oder einen Todten darin begrub, und die Löcher, in denen Ahriman's Thiere hausen, nicht zerstörte.

Sonnendienst war unstreitig bei den Ariern uralt, und die Sonne mit ihrem Lichte und Centralfeuer dem Parsen der erhabenste Gegenstand der sichtbaren Welt, „das Auge Ormuzd's". Dreimal täglich wurde daher das Gebet an die Sonne gesprochen. Auch dem Monde und den Sternen wurde nebst der Sonne eine reinigende Kraft zuge-

schrieben; der Verunreinigte sollte sich daher neun Nächte lang von den Sternen beleuchten lassen.

Der ganze Verlauf der irdischen Dinge wird nach der iranischen Lehre ein Weltjahr von zwölf Weltmonaten, d. h. zwölftausend Jahre umfassen. Diese Zeit ist in vier Perioden getheilt, jede von tausend Jahren; in genau abgemessenem Cyklus entwickelt sich der Gegensatz und Kampf der beiden Principien von einer Periode zur andern. Ahriman's Wesen gibt sich in dem Ablauf dieses Cyclus als Eifersucht und Neid zu erkennen; er haßt die von seinem Nebenbuhler hervorgebrachten Geschöpfe und das Gute selbst, weil Ormuzd es ist, der es wirkt und beschützt. Ursprünglich erscheint er, wie bereits bemerkt, keineswegs als Herrscher eines eigenen Reiches; später aber finden wir ihn zu einem Könige der Finsterniß ausgebildet, der in seinem eigenen, auch dem Ormuzd unerreichbaren und unüberwindlichen Reiche mit den Schaaren seiner Geister wohnt, und von seinem Gebiete aus in das des Gegners erobernd, verwüstend, verunreinigend einbricht. Er erschuf die Schaaren seiner bösen Geister, der Dew's, Darvand's, Daroudj's, mit denen er in das Reich des Ormuzd eindrang, und dessen Schöpfung befehdete. Von diesen bösen Geistern kommt Alles, was physisch oder moralisch schädlich oder unrein ist; sie trachten, überall Zerrüttung anzurichten; sie trachten, durch Verhinderung der Fortpflanzung die Zahl der Wesen in Ormuzd's Welt zu vermindern; sie wehren dem Regen, binden das Wasser, verbreiten Dürre und Unfruchtbarkeit, vervielfältigen die schädlichen Thiere und giftigen Pflanzen, erregen verdorrende Winde und verwüstende Orkane. Alles Faulende, Verwesende lieben sie, und stürzen sich mit heftiger Begierde darauf.

So ist denn in der ganzen Natur überall dem Guten das Böse, dem Nützlichen das Schädliche, dem Reinen das Unreine beigemischt, und jedes Geschöpf trägt in irgend einem ihm anklebenden Mangel oder Uebel das Zeichen Ahriman's und seiner Dew's an sich.

Wie Ahriman die physischen Uebel, den Winter, die ausdörrende Hitze, die Stürme, die Raubthiere und das Gewürm, die Krankheiten in die Welt gebracht hat, so ist er auch Urheber der moralischen Uebel, der Ausschweifungen, welche den Lebenskeim mißhandeln und vergeuden, der Trägheit, der Lüge und des Unglaubens; unter seinen Dew's ist der böse Buschiankta, welcher die Menschen zu langem Schlafe und zur Faulheit verführt, Eschem, der Geist des Zornes und des Neides, Buiti, der Geist der Lüge und Falschheit, Aschmoph, der Dämon der Heuchelei, Dawesch, der Dew des Irrthums und der Verführung.

Die parsische Religion fordert den Menschen zu steter Thätigkeit, zum unausgesetzten Gebrauch seiner Körperkräfte, zu nie nachlassender Wachsamkeit mehr als irgend eine andere Form des Heidenthums auf. Der eigentliche Kampfplatz, auf welchem die beiden Gewalten, Ormuzd und Ahriman, ihre Kräfte messen, ist die Erde; der Mensch ist also berufen, ein Mitstreiter gegen Ahriman und dessen Dew's in dem großen Kriege zu sein, und wiederum sind gegen den Menschen vorzüglich

die Anstrengungen der bösen Geister ohne Unterlaß gerichtet. Diesen Kampf führte der Parse besonders dadurch, daß er möglichst viele Thiere von Ahriman's Schöpfung, Raubthiere, Eidechsen, Schildkröten, Frösche, Schlangen, Ameisen und Ungeziefer, tödtete. Die Athrava's, die Priester, gingen stets mit einem Stocke zur Tödtung dieser Thiere bewaffnet einher, und es gehörte zur Feier des größten Festes in Persien, daß Jeder eine Anzahl solcher Thiere todt schlug und sie den Magiern als Beweis seiner Frömmigkeit brachte.. Die Buße, welche für gewisse Vergehen auferlegt wurde, bestand denn auch in der Tödtung einer bestimmten Zahl von Thieren.

Bei der feierlichen Wichtigkeit, mit der diese Religion alles auf den Leib Bezügliche und die thierischen Functionen umgab, war denn auch die Pflicht des Gebetes an dergleichen Dinge geknüpft. Der Parse sollte beten, wenn er nies'te, wenn er sich Nägel oder Haare abschnitt, beim Bereiten der Speise, bei Tag und bei Nacht, beim Anzünden der Lampe u. s. f. Angerufen wurde vor Allem Ormuzd, dann aber auch nicht nur der Himmel, die Erde, die Elemente und die Gestirne, sondern die Bäume, die Thiere; sogar an die eigene Seele richtete man Gebete. In den vorgeschriebenen Gebetsformeln ist es die lobpreisende Aufzählung aller Namen und Eigenschaften Ormuzd's und anderer Götter, die den Hauptinhalt ausmacht. Genau war festgesetzt, wie oft jede Formel wiederholt werden müsse; einzelne mußten bei bestimmten Gelegenheiten zwanzig Mal, ja zwölfhundert Mal wiederholt werden. Nach welcher Weltgegend man sich beim Gebete richten müsse, in welcher Stellung, ob sitzend oder knieend, oder auf dem Boden kauernd oder stehend dasselbe zu verrichten sei, das war Alles genau vorgeschrieben. Zudem mußten noch besondere Gebete an den Schutzgeist des Tages und an Feuer und Wasser, so oft man in deren Nähe kam, gerichtet werden. Bestimmten Formeln ward eine magische, Entfernung leiblicher Uebel bewirkende Kraft zugeschrieben. So findet sich ein Gebet, welches einem Kinde an den linken Arm gebunden wurde, wenn es krank geschreckt war oder schlimme Augen hatte.

Der Opferdienst der Parsen bot die bedeutende Verschiedenheit von dem Opferwesen der übrigen Culte dar, daß kein Brandopfer Statt finden durfte, da dieß ein am Feuer begangener Frevel gewesen wäre. Nichts vom Thieropfer wurde also der Gottheit geweiht, sondern der Eigenthümer nahm das vom Priester Geschlachtete vollständig zu eigenem Gebrauche wieder an sich. Die Gottheit, meinten sie nach dem Berichte der Griechen, verlange vom Thieropfer nichts als die im Blute wohnende Psyche, daher der Priester beim Opfer seine Hand so lange auf dem Thiere ruhen ließ, bis das Blut entströmt und der Lebenshauch gewichen war. Wenn nach der Vorschrift des Gesetzbuches tausend Stück Kleinvieh zur Sühnung gewisser Vergehen zum Opfer gebracht wurden, so muß das Fleisch wohl den Priestern zugefallen sein. Blumen, Früchte, Wohlgerüche, Milch, Oel und kleine Brode wurden gleichfalls den Göttern dargebracht, und die letzteren fielen den Priestern zu.

Nach Herodot's Angabe opferten die Perser auf den höchsten Gipfeln der Berge. Das Lesen des „Gesetzes" bildete den andern wesentlichen Theil des Opferdienstes; es war ein Opfer, welches dem im Gesetze verkörperten Urworte Honover, das Ormuzd selbst gesprochen, dargebracht wurde, und eine tägliche Nahrung der dadurch mit Honover und durch ihn mit Ormuzd in Gemeinschaft tretenden Gottheit.

Die Perser aber hatten noch ein Opfer, gewisser Maßen das vornehmste und häufigste, welches in jedem Hause verrichtet werden konnte; es war dieß das merkwürdige und für den Charakter dieser Religion bezeichnende Homa-Opfer. Dieser Trank, der bei den indischen Veda's wegen seiner segensreichen Wirkungen bis zum Ueberdruß gepriesene Soma, wurde bereitet aus dem milchartigen Safte einer Pflanze (Asklepias), welchen man mit religiösen Gebräuchen durch Zerreiben des Gewächses auspreßte, mit Molken, Weizen- und einem andern Mehle mischte, und in einen gährenden Zustand brachte, worauf er als Libation auf den Heerd ausgegossen, in Becher gefüllt von den Opfernden getrunken wurde, und eine narkotisch berauschende Wirkung hervorbrachte. Die Visionen, welche den alten Parsen im Zustande ekstatischer Berauschung, in den sie dieser Genuß versetzte, zu Theil wurden, machten einen bleibenden und mächtigen Eindruck auf ihre Phantasie; die zoroastrische Naturvergötterung brachte es mit sich, daß ihnen Alles, was sie in diesem Zustande sahen und empfanden, als Bestätigung und Vervollständigung ihres religiösen Glaubens erschien; der Saft aber, der so selige Wirkungen erzeugte, schien ihnen die edelste Lebenskraft der Natur, das ihr innewohnende Göttliche zu sein, und so wurde Homa, der Saft, das Opfer, selbst zum Genius oder Gott.

Für die verstorbenen Verwandten sollten anhaltende Gebete verrichtet werden, für die, welche nicht rein, sondern als Sünder gestorben waren, doppelt so viele, als für die Reinen. Diese Gebete erwarben der Seele den Schutz der himmlischen Geister, besonders des Serosch, gegen Ahriman.

Götterbilder und **Tempel** hatten die Parsen dem ursprünglichen Charakter ihrer Religion gemäß nicht; denn sie glaubten nach Herodot's Ausdruck nicht, wie die Hellenen, daß die Götter den Menschen ähnlich wären. Später änderte sich dieß. Die Priester heißen im Zendavesta **Athrava**, d. h. die mit Feuer Versehenen; sie führten nach ihren Functionen des Opferns, Feuerschürens, Waschens und Reinigens verschiedene Namen; jeder mußte mit Mörser und Schale zum Homa-Opfer, mit dem Schlangenstecken zur Tödtung unreiner Thiere, und mit dem Paitidoma versehen sein; das letztere war ein Tuch, das bei den heiligen Handlungen den unteren Theil des Gesichtes verhüllte, damit der Athem das Feuer nicht verunreinige.

In der historischen Zeit, als die zoroastrische Lehre sich in westlicher Richtung verbreitet hatte, finden wir die **Magier** als Träger des zendischen Priesterthums an die Stelle der Athrava's getreten, und es ist wohl klar, daß jene Versetzung der alten arischen Religion mit

chamitisch-westasiatischen Bestandtheilen, wie sie sich schon seit Herodot vielfach kund gibt, dem Einflusse dieser, ursprünglich dem letzteren Religionskreise angehörigen medischen Priesterschaft zuzuschreiben ist.

---

26. Das medische Reich.

(Nach Jac. Kruger, Geschichte der Assyrier und Iranier.)

Medien bildet an Flächengehalt, wie durch seine historische Wichtigkeit einen der bedeutendsten Theile von Iran. Es zerfällt in sich wieder in zwei Gebiete, von welchen das eine in überwiegendem Maße Berg- und Alpenland, das andere zum großen Theil Hochebene ist. Ersteres, das heutige Adserbidschan, bildete in früheren Zeiten ohne Zweifel einen Theil Assyriens (im weiteren Sinn), ward aber später zu Medien gerechnet. Sein gebirgiger Charakter verleiht ihm eine außerordentliche Mannichfaltigkeit der Klimate und Erzeugnisse. Den eigentlichen Kern von Adserbidschan bildet das Gebiet des Spauta-, jetzt Urmiasee's, mit reizenden Ufern von der höchsten landschaftlichen Mannichfaltigkeit. Der zweite Hauptheil Mediens umfaßt das heutige Irak Adschem, dessen westliche Grenze durch die Wasserscheide des Tigrisgebietes gebildet wird. Dieses Gebiet von Medien spielt in der Geschichte die Hauptrolle. Hier lag die uralte und berühmte Stadt Aspadana, das heutige Ispahan. Hier bestand schon im 21. Jahrhundert vor Chr. ein Königreich, welches damals durch Ninus seinen Untergang fand. Nach der Auflösung des altassyrischen Reiches gewann es seine Selbständigkeit und Macht der Art wieder, daß seine Könige in den Listen als assyrische Herrscher erscheinen. Mit den Aegyptiern mußte es aber schwere Kriege führen und wird auch auf den Monumenten am Nil erwähnt. Ramses der Große unterjochte es, jedoch nur für eine beschränkte Zeit. Nach dem Abfall Irans von Assyrien wurde auch der östliche Theil Mediens frei, der westliche blieb noch unter der unmittelbaren Gewalt der Assyrier. In jenem war dem Herodot zufolge noch kein gemeinsames Oberhaupt, sondern er war in viele Gauen zersplittert. Die Meder hatten aber an

Dejoces (709—656 v. Chr.)

nun ein gemeinsames Oberhaupt gewonnen. Um seine durch Volkswahl gewonnene Gewalt zu befestigen, umgab sich der neue König mit einer Leibwache von Lanzenträgern. Dann gründete er auf einem Hügel die feste Burg Ekbatana, welche den Kern für die Stadt bildete, die er in sieben Ringen um die Burg anlegen ließ. Darauf setzte Dejoces ein so strenges Ceremoniel fest, als es nur jemals am assyrischen Hofe üblich gewesen sein konnte. Er selbst machte sich unsichtbar vor den Augen des Volkes und verkehrte mit seinen Unterthanen nur noch durch Boten. Auch in Bezug auf das Recht war von Oeffentlich-

keit und Mündlichkeit keine Rede, sondern ein Jeder mußte seine Klage zu Papier bringen und dem König übersenden, der nun ebenfalls schriftlich entschied. Nach ihm ward König sein Sohn

Phraortes, 656—635 v. Chr.

Dieser dachte bereits an Ausbreitung der medischen Herrschaft über die Grenzen des Landes. Zuerst zog er gegen die Perser, überwand sie und vereinigte Persis mit seinem Reiche. Durch das rüstige und kriegerische Hirtenvolk, das dieses Land bewohnte, verstärkt, wandte sich Phraortes hierauf gegen die übrigen Völker Irans und und unterjochte sie eines nach dem andern. Die Hegemonie Baktriens war also nur von kurzer Dauer. Auch die Hauptstadt Ekbatana scheint diesem kräftigen Fürsten viel zu verdanken. Das Buch Judith schreibt nämlich dem Phraortes, den es Arphaxad nennt, geradezu die Erbauung der Stadt zu. Jedenfalls hatte sie Dejoces nicht vollendet, wie sie später bestand, und wir dürfen deßhalb beide Nachrichten neben einander gelten lassen. Die Beschreibung, welche uns das Buch Judith gibt, betrifft hauptsächlich die Festungswerke, über deren Umfang und Stärke es Unglaubliches berichtet. Die Mauern waren aus massiven Quadern, siebzig Ellen hoch und dreißig dick. Die Thürme hatten eine Höhe von hundert Ellen und zwanzig Ellen Dicke. So trotzte Arphaxad, sagt das Buch Judith, nachdem er viel Land unter sich gebracht, auf seine Macht und große Heereskraft. (Jud. 1—6.) Da gedachte er daran, den alten Kampf zwischen Iran und Assyrien als Herrscher Irans endlich durch Waffengewalt zur Entscheidung zu bringen. Assyrien aber war damals noch in gutem Stand, sagt Herodot, die Völker an den Ufern des Euphrat, Tigris und Hydaspes halfen ihm, berichtet die Bibel. In dem großen Feld Ragan trafen sich die Heere der Assyrier und Meder. Die letzteren erlitten eine furchtbare Niederlage und Phraortes selber fand dabei seinen Tod. Ihm folgte sein Sohn

Cyaxares, 635—595 v. Chr.

Dieser war noch kriegerischer als sein Vater. Unter ihm erholte sich die Macht der Meder von jenem Schlag auf dem Raganer Feld bald wieder. Herodot sagt von ihm, er habe zuerst die Völker Asiens in Schaaren und Haufen abgetheilt; vorher hätte Alles bunt durch einander gekämpft. Diese Angabe wird durch die assyrischen Denkmäler widerlegt, welche von einer durchaus geordneten Kriegführung schon in sehr früher Zeit Zeugniß geben. Die Veränderung, welche Cyaxares im Heerwesen vornahm, mag darin bestanden haben, daß er zuerst die Wagen beseitigte oder doch unterordnete und die Massen des Fußvolkes und der Reiterei in hauptsächliche Anwendung brachte. So gerüstet, beeilte er sich, die von den Assyriern erlittene Niederlage zur Rache für seinen Vater und zur Vernichtung des assyrischen Reiches zu benutzen.

Mit der gesammten Macht seines Volkes und seiner Provinzen zog er gegen Ninive, besiegte die Assyrier in einem Treffen und umlagerte die Stadt. In dieser Noth mochte dem Chiniladan kein Ausweg bleiben, als die Hülfe der scythischen Nomadenhorden, welche da-

mals am Kaukasus und in Südrußland zu großer Macht gelangt waren. Unaufhaltsam brachen ihre Gewalthaufen über den Kaukasus und vom kaspischen Meer mit einem Male über Asien herein, so wie es geweissagt der Prophet Habakuk.

Als Cyaxares die Botschaft erhielt, da blieb ihm nichts Anderes übrig, als die Belagerung Ninive's aufzuheben. Er marschirte mit seinem Heere dem Feinde entgegen, erlitt aber eine furchtbare Niederlage. Das Mederreich ging in Trümmer und die Scythen breiteten sich siegend und erobernd aus über ganz West-Asien. Ganz Syrien ward die Beute der Scythen. „Vor ihnen her zehrt Feuer," sagt der Prophet Joel, „hinter ihnen her brennt die Flamme; wie ein Garten Eden ist das Land vor ihnen, hinten eine öde Wüste und Nichts entrinnt ihnen. Verheert ist das Gefild, der Boden trauert, zu Schanden der Most, verwelkt das Oel."

Ueber diesen Einbruch der Scythen im palästinischen Syrien berichtet auch Herodot. Als sie Aegypten gleichfalls mit dem Schicksal Asiens bedrohten, kam ihnen der König Psammetich entgegen und bewog sie durch Bitten und Geschenke, sein Land zu verschonen. Auf dem Rückzug plünderte ihr Nachtrab noch den Tempel in Askalon. Dann warfen sie sich von Neuem auf West-Asien und machten es zinsbar lange Zeit. Wo sie selber sich festsetzten, da herrschten sie mit grausamem Uebermuth; außer dem regelmäßigen Zins mußten die Unterjochten noch willkürliche Auflagen tragen und auch dies genügte nicht. In Haufen zogen die Scythen durch die Länder und raubten, was noch übrig war. Eine solche Gewaltherrschaft konnte nur kurzen Bestand haben.

Das erste Land, welches sich von dem Joche dieser Barbaren befreite, war Medien. Cyaxares benutzte ihre Völlerei. Er lud einen ihrer Gewalthaber zu Gaste, machte ihn trunken und ließ dann Alle zusammenhauen, um 620 v. Chr. Dann benutzte er die verzweifelte Lage aller benachbarten Völker, um als ihr Befreier zugleich die alte Herrschaft wiederzugewinnen und noch weiter auszudehnen. Als er Armenien und Kappadocien unterworfen hatte, begegnete er hier am Halys einem mächtigen Reiche, dem lydischen, welches eben so gegen Osten sich auszubreiten strebte, wie Medien gegen Westen. Dasselbe umfaßte schon die stammverwandten Völker der Mysier und Karier, außerdem Lycien, Phrygien und alles Land bis zum Halysflusse. Hier an der jahrhundertjährigen Grenze des assyrischen Reiches stieß er nun auf die Macht der Meder.

Die Hauptkraft des lydischen Reiches lag in der Trefflichkeit seiner Reiterei, worin es alle anderen Länder, selbst die Meder übertraf. Der Krieg, welcher nun zwischen Cyaxares und Alyattes ausbrach, soll nach Herodot die Weigerung des Alyattes zur Veranlassung gehabt haben, eine aus Medien zu ihm geflüchtete Scythenschaar auszuliefern. Er dauerte fünf Jahre lang, 615—610 v. Chr., und ward mit wechselndem Glücke geführt. Im Jahre 610 kam es endlich am Halys zu

einer Hauptschlacht, welche durch eine plötzliche Sonnenfinsterniß beendigt wurde. Der König von Cilicien und Nabopolassar, Fürst von Babylon, benutzten den Schrecken beider Parteien, eine Friedensvermittlung zu Stande zu bringen. Der Halys ward als Grenze beider Reiche bestimmt, Astyages, der Sohn des Cyaxares, erhielt eine Tochter des Lyderkönigs, Nebukadnezar, Sohn des Nabopolassar, aber des Cyaxares Tochter Amytis zur Ehe.

Die Ursache, weßhalb Babylon wiederum seinen unabhängigen Fürsten hatte, lag ebenfalls im Einbruch der Scythen. Als nämlich 626 v. Chr. Chiniladan gestorben war, sandte dessen Nachfolger Sarak oder Sardanapal (626—606 v. Chr.) einen seiner Großen, Nabopolassar mit Namen, nach Babylon, um diese Stadt gegen die Nomaden zu vertheidigen 625, v. Chr. Der neue Statthalter benutzte aber diese Gelegenheit dazu, sich für unabhängig zu erklären. Nun strebte er, im Bunde mit den mächtigen Medern, das assyrische Reich zu vernichten und seiner jungen Herrschaft ungefährdeten Bestand zu sichern. In der That gelang es ihm, die Meder nach Beendigung des lydischen Krieges für seine Pläne zu gewinnen. Cyaxares rückte, durch diese Bundesgenossen verstärkt, mit seinen Iranern auf's Neue vor Ninive. Nur Hülfe von Außen, wie zwanzig Jahre vorher, konnte Ninive retten. Diesmal war es Aegypten, das sich seiner gegen einen Feind annahm, der jugendkräftiger und also gefährlicher war, als Assyrien selbst. Im Jahre 608 v. Chr. marschirte Pharao Necho in Eile über die Grenze. Der jüdische König Josia warf sich ihm entgegen, als dem Freund seines Todfeindes, ward aber in der Schlacht bei Megiddo besiegt und getödtet. Doch hatte sein Widerstand das ägyptische Heer so geschwächt, daß Necho seine Absicht nicht erreichen konnte. Als er heranrückte, sandte ihm Nabopolassar von Ninive aus ein Armeecorps unter seinem Sohn Nebukadnezar entgegen, um ihm den Uebergang über den Euphrat zu verwehren. Bei Karchemisch trafen beide Heere auf einander. Necho ward geschlagen und zum Rückzug genöthigt. Die Belagerung zog sich nun noch zwei Jahre hin. Im Jahr 606 v. Chr. erfüllte sich das Schicksal der gewaltigen Stadt. Sarak fand seinen Tod in ihren Trümmern, fast anderthalb Jahrtausende nach der ersten Gründung Ninive's durch Ninus. So ward erfüllt das Wort des Propheten Zephanja: „Der Herr streckt aus seine Hand gegen Mitternacht und vernichtet Aschur und macht Ninive zur Oede, zur Dürre wie die Wüste.“ So lag die einstige Weltgebieterin viele Jahrhunderte lang in Trümmern, so erblickte sie Xenophon auf dem Rückzug der Zehntausend, als eine „verlassene Stadt“, ohne selber ihren Namen zu erfahren. Menschenhände hatten sie zerstört, das Uebrige vollbrachte die Zeit. Als eine Richterin war Ninive gesetzt über viele Nationen, nur zu oft aber ward sie ihre Zuchtruthe. So verkündeten die Propheten, vor allen Nahum, „der Stadt des Blutes“ ihre Zerstörung als gerechten Lohn für so viele Missethaten. Fünfundzwanzig Jahrhunderte hatte jener Fluch auf den Trümmern geruht. Die Lehmmauern der Tempel

und Paläste hatten sich gelös't in formlose Massen und Hügel gebildet, von denen Niemand ahnte, daß eine Weltstadt unter ihnen verborgen liege. Da war es gerade jene Schrift, in welcher der Fluch Jehovah's ausgesprochen ist, die den Bann wieder lös'te. Der Wunsch, durch das Zeugniß der Heiden selbst die Worte der Bibel bestätigt zu sehen, war es, der die Engländer antrieb, mit der Zauberruthe europäischer Wissenschaft jene merkwürdige Cultur aus ihrem Grabe wieder zu erwecken.

VI. Die Perser.

27. Die welthistorische Bedeutung des Perserreiches.

(Nach Chr. Lassen, indische Alterthumskunde.)

Von den großen Monarchieen des alten Vorder-Asiens, der babylonischen, der assyrischen, der medischen und persischen, die nicht nur durch ihre geographische Angrenzung, sondern auch durch ihre politischen und culturgeschichtlichen Berührungen in engem Zusammenhange mit einander standen und deren Geschichte zusammen die erste Periode der Weltgeschichte bildet, von welcher China gar nicht, Indien nur vorübergehend und unwesentlich berührt worden ist und die beide in wesentlichen Punkten von jenen sich unterschieden, war die persische die letzte, und mit ihrem Untergange schließt diese Periode. Ihr Charakter ist die Unfreiheit des Geistes und des Daseins, die Beherrschung aller Geistesthätigkeit von der Naturgewalt, die als göttlich verehrt wurde, und der patriarchalische Despotismus des Staates; der Wille eines einzigen machte das Gesetz. Auch trat zwischen den eroberten Völkern und den erobernden keine innere Verbindung ein, sondern die verschiedenen Völker, welche durch Besiegung zu einem Reiche vereinigt wurden, bildeten nicht Glieder eines Staatskörpers und blieben in ihren eigenthümlichen Verschiedenheiten in unorganischer Zusammenstellung neben einander bestehen. Obgleich dieses auch im Allgemeinen von der persischen Monarchie zugegeben werden muß, so zeigt sich doch bei einem der Achämeniden, bei Darius, der Anfang eines Bestrebens, die ihm unterworfenen Völker zu einem einzigen Staate zu verschmelzen. Dieses bethätigte er besonders durch Einführung einer allgemeinen Steuer-Verfassung und durch seine Absicht, den Handel zwischen den verschiedenen Theilen seines großen Reiches zu befördern. Zu dem letzten Zwecke ließ er nicht nur den Skylax eine Entdeckungsreise unternehmen, um den Seeweg von der Indusmündung bis zu den Häfen des innersten arabischen Meerbusens zu erforschen, sondern auch den Canal zwischen dem arabischen Meerbusen und dem Nil, welchen der König Necho angefangen hatte, vollenden. Wenngleich der Wille der altpersischen Könige thatsächlich sich als unumschränkt in vielen Beispielen darstellt und es in der Geschichte der Achämeniden nicht an Handlungen

des ärgsten Despotismus fehlt, so waren sie doch durch Gesetze beschränkt, so wie durch die Macht der Verwandten, besonders der Pasargaden. Auch hatte sich das altiranische religiöse Bewußtsein zu einer höheren Freiheit erhoben, als es bei den übrigen morgenländischen Völkern der Fall gewesen ist, dadurch, daß es als Gesetz galt, die bösen Naturkräfte zu bekämpfen, und die höchsten Götter die des Lichtes und des Wortes waren. Es vereinigte endlich das Reich der Achämeniden einen größern Umfang von Ländern, als irgend eines der vorhergehenden; seine Grenzen waren das mittelländische Meer und der Pontus, der Kaukasus, das kaspische Meer, Turan, das indische Meer und Aethiopien. Die Achämeniden dehnten ihre politischen Beziehungen nach Carthago aus und ihre Politik umfaßte daher eine weitere Sphäre, als die ihrer Vorgänger. Die Perser zeichneten sich auch vor den ältern herrschenden asiatischen Völkern durch eine größere Freiheit des Geistes und dadurch aus, daß sie bereit waren, die Gebräuche fremder Völker anzunehmen.

28. Die Gründung des persischen Reiches durch Cyrus.

(Nach Joh. Wilh. Loebell, Weltgeschichte in Umrissen und Anschauungen.)

Die iranische Landschaft Persis, heutzutage Farsistan, ist das ursprüngliche Vaterland des Perservolkes, welches vermöge des großen Glanzes, den seine Herrschaft verbreitete, einen berühmtern Namen erlangt hat, als alle übrigen Iranier, seine Bruderstämme. Persis ist von dreifacher Beschaffenheit; der zunächst am Meerbusen gleichen Namens gelegene südlichste Landstrich und der nördlichste sind, jener wegen zu großer Hitze und Dürre, dieser wegen zu hoher Lage und Kälte, zum Anbau wenig geeignet und unfruchtbar, wogegen das zwischen beiden befindliche, von Thalgründen durchschnittene Bergland sich eines sehr glücklichen Klima's erfreut, und gepriesen ist wegen seiner Gesundheit und Fruchtbarkeit. Die Bewohner waren in früheren Zeiten ein in einfachen Verhältnissen lebendes, abgehärtetes, kriegerisches, unverdorbenes Volk. Bis zum zwanzigsten Jahre, sagt Herodot, hielten die Perser ihre Söhne zu drei Dingen an: zum Reiten, zum Bogenschießen und die Wahrheit zu reden. Denn nichts galt ihnen für schändlicher als das Lügen. Derselbe Schriftsteller zählt ihre verschiedenen Stämme auf, er unterscheidet nomadische, feldbauende, und solche, denen die übrigen unterthan waren, ohne Zweifel adelige Kriegerstämme. Von diesen, sagt er, waren wiederum die vornehmsten die Pasargaden, zu welchen das Geschlecht der Achämeniden gehörte, das den Persern die Könige gab.

Denn von diesem Geschlechte stammte Cyrus, welcher die Perser an der Stelle der Meder zum herrschenden Volke unter den iranischen Stämmen machte, und sein Reich dann weit über Irans Grenzen hinaus

bis zum mittelländischen und ägäischen Meere erweiterte. Aber die Art, wie er zum Herrn der Meder wurde, ist sehr verschieden berichtet. Herodot's Erzählung ist der Hauptsache nach folgende. Astyages, der König von Medien, hatte keine männliche Nachkommenschaft, sondern nur eine Tochter Mandane. Diese gab er, durch die Deutung eines Traumgesichtes geschreckt, keinem Meder zum Weibe, sondern einem vornehmen Perser, Namens Cambyses. Astyages hatte ein zweites Nachtgesicht, woraus die Magier, bestimmter als aus dem ersten prophezeiten, daß der Sprößling seiner Tochter König werden würde an seiner Statt. Diesem Schicksale zu entgehen, befahl er, als Mandane den Cyrus geboren hatte, dem Harpagus, seinem Verwandten und Vertrautesten, das Knäblein zu tödten. Harpagus wollte nicht selbst der Henker sein, sondern übergab es einem Rinderhirten, daß er es in der Wüste aussetze und umkommen lasse. Dies verhinderte jedoch die mitleidige Frau des Hirten, sie überredete ihren Mann, ein todtgebornes Kind, mit dem sie eben niedergekommen war, für den Cyrus, der umgekommen sei, auszugeben, und diesen an dessen Stelle als ihren Sohn aufzuziehen. So wuchs Cyrus bis in sein zehntes Jahr unter den Hirten auf. Da geschah es, daß er in einem Knabenspiele, wo er von den Uebrigen zum König gesetzt war, den Sohn eines Edeln mit Geißelhieben derb züchtigte, und deßwegen vor den König gestellt ward. Das Edle und Furchtlose in des Knaben Benehmen und die Aehnlichkeit, die er in den Zügen entdeckte, ließen den Astyages die Wahrheit ahnen; der herbeigerufene Rinderhirt, als ihm mit der Folter gedroht ward, bekannte sie, und auch Harpagus leugnete nicht. Jenen entließ der König, diesem aber zürnte er so, daß er eine Rache der unmenschlichsten Art an ihm nahm. Er lud ihn zum Mahle, ließ ihm das Fleisch seines eigenen Sohnes vorsetzen, und als der unglückliche Vater sich, unwissend woran, gesättigt, ihm Kopf, Hände und Füße des Erwürgten darreichen. Harpagus bewältigte sich; was der König thue, sagte er, sei wohlgethan; in seinem Herzen aber sann er darauf, dem Astyages mit nichts Geringerem als mit dem Verluste der Herrschaft zu vergelten. Indeß sandte dieser, da die Magier ihm erklärten, durch das Königsspiel sei der Traum in Erfüllung gegangen, den Cyrus zu seinen Eltern nach Persis, wo ihn seine großen Gaben vor Allen auszeichneten und beliebt machten, während Astyages in Medien wegen seiner Strenge äußerst verhaßt war. Auf diese Gesinnung baute Harpagus. Er trat heimlich mit den medischen Großen in Verbindung, und gewann sie für den Plan, den Astyages vom Thron zu stürzen, und an seine Stelle den Cyrus zu setzen. Als er diesem so den Weg bereitet, ermunterte er ihn in einem Briefe — den er, um die Späher zu täuschen, in den Bauch eines Hasen gelegt — mit seinen Persern vom Mederkönige abzufallen, und dessen Herrschaft für sich zu nehmen. Genug für den mächtig emporstrebenden Geist des Cyrus, sogleich die Hand ans Werk zu legen. Seine Perser für das Wagniß zu stimmen, zeigte er ihnen wie in einem Bilde, um was es sich handle, und welch einen Gewinn

ihnen das Gelingen verheiße. Er versammelte sie, und gab ihnen das mühselige Tagewerk auf, ein großes Dornengefilde urbar zu machen. Am folgenden Tage bewirthete er sie mit Wein und trefflichen Speisen, und am Ende des Schmauses fragte er sie, ob sie diesem Leben oder dem des vorigen Tages den Vorzug gäben. Und da sie nun Alle für den Freudentag stimmten, sagte er: „So steht es mit euch, ihr persischen Männer: wenn ihr mir folgen und das medische Joch abschütteln wollt, werden euch immer Genüsse wie die heutigen und viele andere der mannichfachsten Art zu Theil werden; wenn aber nicht, so werdet ihr stets zahllose Beschwerden haben, den gestrigen gleich". Die Perser, der lästigen medischen Herrschaft längst müde, folgten ihm gern in den Streit. Astyages aber war so verblendet, daß er dem Heere, welches er ihnen entgegensandte, den Harpagus vorsetzte. Desto leichter ward dessen Anschlag vollführt; ein Theil der Meder ging zum Cyrus über, die meisten ergriffen die Flucht. Astyages bewaffnete nun zwar ein zweites Heer, aber auch dies ward von Cyrus geschlagen, und der König, der es selbst anführte, gefangen. Höhnend erinnerte ihn jetzt Harpagus an das Gastmahl, das ihm all dieses Unglück zu Wege gebracht, denn er sei es gewesen, der dem Cyrus den Gedanken des Aufstandes eingegeben. Da schalt ihn Astyages den einfältigsten und ungerechtesten Menschen, den einfältigsten, weil er, da er den Aufruhr angezettelt, sich nicht selbst zum König gemacht, und den ungerechtesten, weil er seiner persönlichen Rache wegen seine eigenen Stammgenossen zu Knechten gemacht. Vom Cyrus erfuhr Astyages weiter nichts Uebles; er behielt ihn in Ehren bei sich bis an sein Ende.

So kam nach Herodot die Herrschaft von den Medern an die Perser und an Cyrus. Ganz anders lautet der Bericht des spätern Xenophon in seiner Cyropädie, einem Werke, worin er Leben, Thaten und Regentenweisheit des Cyrus beschreibt. Hier verläuft des Helden Jugend bei seinen Eltern in Persis ohne besondere Gefahren und Rettungen, er steht mit seinem Großvater Astyages auf dem besten Fuße und empört sich nicht gegen ihn. Es folgt im medischen Reiche bei dessen Tode sein Sohn Cyaxares II. Diesem steht der Neffe Cyrus zur Seite; er führt seine Kriege, erhält die Tochter zur Gemahlin, und folgt, da Cyaxares stirbt und keine Söhne hinterläßt, dem Oheim und Schwiegervater in Medien in rechtmäßiger und gesetzlicher Weise. — Wiederum anders hatte Ktesias die Begebenheit erzählt. Nach ihm war Cyrus gar kein Verwandter des Astyages, er überwand ihn im Kriege, und nahm ihn in seiner Hauptstadt gefangen, befreite ihn jedoch wieder, ehrte ihn wie einen Vater, setzte ihn zum Statthalter über das Volk der Barkanier, und heirathete seine Tochter Amytis. Später, da Tochter und Schwiegersohn sich sehnen, ihn wiederzusehen, wird er auf dessen Befehl abgeholt, um nach Persis gebracht zu werden, aber der Diener, der ihn geleitet, läßt ihn in der Wüste zurück, wo er verschmachtet.

Herodot sagt, daß er außer der von ihm vorgetragenen Geschichte

noch drei andere Erzählungsweisen über Cyrus kenne. Er hat diejenige gewählt, in der ihm die wenigsten Uebertreibungen vorzukommen schienen. Aber seine höchst anmuthige und liebliche Jugendgeschichte des Helden verräth auch ihren Sagencharakter deutlich genug*). Oefters kommt es vor, daß die Volksmeinung sich große und glückliche Helden, besonders Staatenstifter, als unter einem besondern göttlichen Schutze stehend vorstellt; dieser zeigt sich denn schon in wunderbaren Rettungen aus großen Gefahren, die ihnen gleich bei der Geburt drohen. Es scheint aber auch die Abstammung des Cyrus von einer Tochter des Astyages ersonnen und zwar von Medern, um ihr Volk zu trösten über den Verlust der Oberherrschaft durch die Vorstellung, daß die neue Dynastie doch aus dem Blute der alten entsprungen sei. Uebrigens hat es große Wahrscheinlichkeit, daß Ktesias persischen Ueberlieferungen folgt, Herodot medischen. Das letztere zeigt sich nicht nur in jener verwandtschaftlichen Anknüpfung der Achämeniden an den Astyages, sondern auch in dem Gewicht, welches auf die Rache und die List des Harpagus gelegt wird. Denn auch darin findet bis auf den heutigen Tag verletzter Nationalstolz Beruhigung, daß die Fremden nicht gesiegt haben würden ohne Verrätherei der Einheimischen.

Die Meder hatten indeß einen viel wesentlicheren Grund des Trostes über diesen Verlust als den Glauben an Verrath und an die Verwandtschaft der königlichen Häuser. Sie wurden nicht genöthigt, ihre Gesetze und Einrichtungen gegen die des siegenden Volkes zu vertauschen; vielmehr konnte es, da die Sieger keine Barbaren waren und herrschen aber nicht zerstören wollten, gar nicht anders kommen, als daß Königthum, Hofleben, Regierungsweise, Verhältniß der Stände, im Wesent-

*) Das, was Herodot über die Anfänge und das Ende des Cyrus erzählt, gehört, gleich den Erzählungen Diodor's von der Semiramis, in das Gebiet der orientalischen Mährchen und leidet überdies an auffallenden inneren Widersprüchen, die auch an einem Mährchen zu tadeln sein würden. Astyages, ein Greis und ohne männliche Erben, der sich hätte freuen müssen, in dem Sohne einer geliebten Tochter einen Thronfolger zu erhalten, befiehlt ihn zu ermorden, weil ihm ein Traum die dereinstige Größe dieses Enkels verkündigt. Er will also lieber den Thron auf einen Fremden übergehen lassen, um seine eigenen Nachkommen nicht über Asien herrschen zu lassen. Als der Knabe durch einen glücklichen Zufall gerettet worden, ist er zwar voll Freude hierüber, nimmt aber an dem ihm verwandten und vertrauten Harpagus, der hierbei nichts weiter verschuldet, als daß er den Mordbefehl nicht selbst vollzogen hat, die scheußliche Rache, dessen eigenen Sohn schlachten und dem Vater zum Mahle vorsetzen zu lassen; dennoch stellt er später denselben Harpagus an die Spitze des wider den Cyrus ausgerüsteten Heeres. Die beabsichtigte Verbrennung des kriegsgefangenen Crösus mit vierzehn gefangenen lydischen Jünglingen ist, von der dem sonstigen Charakter des Cyrus nicht entsprechenden Grausamkeit abgesehen, mit dem persischen Feuerdienst nicht zu vereinbaren, welcher nicht gestattete, das edelste und reinste Symbol der Gottheit durch Verbrennung menschlicher Körper zu entweihen; auch kommt kein anderes Beispiel vor, daß persische Könige, wie erfinderisch sie in Hinrichtungsqualen waren, den Feuertod angewendet hatten. (K. A. Menzel, historische Lehrstücke I. S. 207 f.)

lichen die Gestalt behielten, die sie bei dem gebildeten Volke hatten. Von der Religion ist es jedoch schwerlich gegründet, daß sie sie damals erst von den Medern angenommen hätten, wie Manche behauptet haben, sondern viel wahrscheinlicher, daß sie sich längst, wie Meder, Baktrer und andere Iranier, zur Lehre Zoroaster's bekannten. In die Lebensweise der Meder fügten sie sich um so leichter, da sie, wie Herodot bemerkt, mehr als andere Völker geneigt waren, sich fremde Sitten anzueignen.

Die weiteren Unternehmungen des Cyrus waren theils gegen die iranischen Stämme, die ihn nach dem Falle des Astyages noch nicht anerkannten, und gegen Barbaren im Norden und Osten gerichtet, theils gegen die Länder und Völker im Westen der großen Zwillingsströme. Die letzteren Eroberungen des Cyrus sind die bei Weitem wichtigeren und folgereicheren; sie verleibten seiner Monarchie das lydische und das babylonische Reich ein.

Das erstere erstreckte sich über den größten Theil Kleinasiens. Nach zwei früheren Königsgeschlechtern, die über Lydien geherrscht, wurde Gyges der Mermnade Stifter eines dritten, welches Eroberungen anfing, und der letzte dieses Stammes, der wegen seiner Reichthümer sprüchwörtlich gewordene Crösus, machte alle griechischen Pflanzstädte an der Küste Kleinasiens zinspflichtig, und dehnte im Osten seine Herrschaft bis an den Halys aus. Auch in seine Geschichte sind, wie in die des Cyrus, Sagen eingeflochten, bei denen Herodot gern verweilt, weil sie ihm Beweise liefern für seine Grundanschauung der menschlichen Verhängnisse, daß diese nämlich allein durch einen unwandelbaren Rathschluß der Gottheit geordnet seien, welche Unrecht und Uebermuth strafe, aber auch aus einem gewissen Neide, aus Eifersucht auf ihre höhere Macht, das zu hervorragende Glück der Sterblichen mit ihrem Hasse verfolge und es demüthige oder vernichte. In diesem Sinne erzählt er, wie Crösus in aller seiner Pracht und Herrlichkeit zu Sardes thronte, von allen damals lebenden weisen Männern Griechenlands besucht ward, unter ihnen auch von dem berühmten Solon, aus dessen Munde den Preis seines hohen Glückes zu vernehmen den König besonders gelüstete. Aber auf seine Frage, wen er für den glücklichsten aller Menschen halte, nannte Solon den Athener Tellus, dem nach einem glücklichen Leben ein herrliches Ende zu Theil geworden, und weiter befragt, setzte er in die zweite Stelle zwei Jünglinge, Kleobis und Biton, Söhne einer Priesterin der Here zu Argos, die einst, da ihre Mutter in den Tempel gefahren werden mußte, sich statt der ausbleibenden Stiere selbst vor den Wagen spannten, und hierauf, da die Mutter von der Göttin zum Lohne für ihre Kinder erflehte, was den Menschen das Beste sei, im Tempel entschliefen und nicht wieder erwachten. Da verhehlte Crösus seinen Unwillen nicht, daß Solon sein Glück nicht einmal dem des bloßen Bürgers gleich achte, worauf dieser erwiderte, er könne Niemand vor seinem Ende glücklich nennen, denn die Gottheit habe Vielen das Glück wohl gezeigt, sie dann aber zu Grunde gerichtet. Und wie Solon fort war, fing Crösus auch an, die Wan-

delbarkeit des Glückes zu erfahren. Er hatte zwei Söhne, der eine war taubstumm, der andere, Atys genannt, ausgezeichnet vor allen seinen Gespielen. Von diesem hatte Crösus einen Traum, daß ihm ein eiserner Speer den Tod bringen würde. Ihn davor zu hüten, ließ der besorgte Vater Waffen aller Art aus seiner Nähe bringen, erlaubte ihm aber doch einst, auf sein dringendes Bitten, an der Jagd gegen einen gewaltigen Eber Theil zu nehmen, der ja, wie der Jüngling sagte, kein eisernes Geschoß habe. Aber ein solches flog auf ihn aus der Hand eines Genossen, der nach dem Thiere zielte, und traf ihn zum Tode.

Dies Unglück versenkte den Crösus in tiefe Trauer, bis nach zwei Jahren sein Sinn auf die wachsende Macht des Cyrus gelenkt ward, und er auf Mittel sann, ihr zu begegnen, ehe sie unwiderstehlich würde, und zugleich den Astyages, der sein Schwager war, an Cyrus zu rächen. Ein so wichtiges Unternehmen wollte er aber ohne Göttersprüche nicht beginnen, und um die Wahrhaftigkeit derselben zu prüfen, sandte er zu verschiedenen griechischen Orakeln Boten, welche an einem und demselben Tage fragen mußten, womit der König eben beschäftigt sei. Unter den eingegangenen Antworten genügte dem Crösus besonders die des delphischen Apoll. Zu diesem Gott faßte er das größte Vertrauen; sich ihn geneigt zu machen, ließ er ihm Opfer in großer Menge schlachten, und sandte Weihgeschenke von hohem Werthe nach Delphi. Dann ließ er das nach seiner Meinung hinreichend erprobte Orakel fragen, ob er den Krieg gegen die Perser getrost beginnen könne, und erhielt die Antwort, daß er, wenn er wider die Perser zöge, eine große Herrschaft vernichten würde. Diesen Spruch deutete er ganz zu seinen Gunsten, und sandte zu einer dritten Erkundung nach Delphi, ob seine eigene Herrschaft lange bestehen würde, worauf erwidert ward: nur wenn über die Meder einst ein Maulthier herrschen würde, solle er sich zur Flucht wenden. Hierüber freute er sich am meisten, da der Gott seinen Fall an ein, wie er meinte, unmögliches Ereigniß geknüpft habe. Schon hatte er Bündnisse mit Aegypten und Babylon geschlossen. Und nun führte er sein Heer über den Halys, den Grenzfluß, der sein Reich vom medischen schied.

In allem diesem ist der Charakter der Sage nicht zu verkennen; selbst ein Umstand, der ganz geschichtlich scheint, der Besuch des Solon beim Crösus, ist höchst zweifelhaft, da er mit der Zeitrechnung nicht stimmen will. Zweierlei aber ist als der historische Kern dieser herodotischen Erzählung zu betrachten, daß Crösus es war, der den Krieg durch seinen Angriff herbeiführte, obschon er wahrscheinlich dem kampflustigen Cyrus nur zuvorkam, und daß er den Angriff wagte auf zweideutige Orakelsprüche. Verheerend drang er vor, Cyrus rückte ihm entgegen, es geschah eine Schlacht, die unentschieden blieb, Crösus hielt es aber für gerathen, heim zu ziehen, seine Bundesgenossen aufzubieten und im nächsten Frühjahr den Krieg zu erneuern. Aber der rasche, thätige Cyrus ließ ihm dazu keine Zeit; er erschien vor Sardes, ehe

Crösus es ahnte. Dieser führte nun alle Truppen, die er zusammenbringen konnte, hinaus zum Streite, aber so tapfer die Lydier auch fochten, sie verloren das Treffen, und die Perser begannen sofort die Belagerung der Stadt. Am vierzehnten Tage wurde die Burg erstiegen an einer Stelle, die gar nicht bewacht war, weil man sie wegen ihrer Steilheit für unersteiglich hielt. So ward Sardes erobert und verwüstet, und Crösus gefangen. Der Sieger wollte ihn lebendig verbrennen lassen; schon auf dem bereits angezündeten Scheiterhaufen stehend, habe Crösus, erzählt Herodot, den Namen Solon's gerufen, da er des Weisen gedachte, dessen Ausspruch über die Wandelbarkeit des Glückes sich an ihm so bewährte; Cyrus habe zu wissen verlangt, wen er rufe, und als er es erfahren, und die Unbeständigkeit menschlicher Größe bedacht, habe er befohlen, den Crösus von dem Scheiterhaufen herunterzunehmen. Auch habe er ihm erlaubt, Boten nach Delphi zu senden, um über die Trüglichkeit und Undankbarkeit des Gottes Klage zu führen. Darauf sei die Antwort gewesen: über seine Aussprüche beklage sich Crösus mit Unrecht; denn ob unter der großen Herrschaft, die zum Fall bestimmt gewesen, seine oder die des Cyrus zu verstehen gewesen, darüber hätte er zu forschen unterlassen, und das über die Meder herrschende Maulthier sei eben Cyrus, als von Eltern ungleicher Art, einer medischen Königstochter und einem Perser, der ein Unterthan gewesen, entsprossen. Und dieser Bescheid habe den Crösus beruhigt, denn es habe ihm eingeleuchtet, daß das Unglück nicht durch des Gottes, sondern durch seine Schuld über ihn gekommen sei. Uebrigens beschränkte sich dieses Unglück auf den Verlust des Thrones, anderes Leid hatte er so wenig, wie Astyages zu bejammern. Cyrus gab ihm eine ehrenvolle Stelle in seiner nächsten Umgebung, und er, der sich selbst nicht zu rathen gewußt, mußte in wichtigen Fällen seinem Sieger Rath ertheilen, der auch nicht selten befolgt ward. Unter diesen Rathschlägen war nach Herodot's Bericht ein merkwürdiger, das Volk der Lydier selbst betreffender. Da diese nämlich, als Cyrus den Rücken gewandt hatte, eine Empörung versuchten, wollte der zürnende König sie sämmtlich in die Sclaverei verkaufen lassen. Sie vor diesem schrecklichen Loose zu bewahren, rieth Crösus, ihnen lieber die Waffen zu nehmen, und zu gebieten, daß ihre Knaben nur im Tonspiel und Gesang geübt werden dürften, und zur Kaufmannschaft erzogen werden müßten; so würden sie bald entnervt, und kein weiterer Aufstand von ihnen zu befürchten sein. Dieser Vorschlag sei ausgeführt worden, und wirklich erscheinen die Lydier später als ein unkriegerisches, entartetes Volk. — Die Bezwingung der Griechen in den Pflanzstädten an der Küste und einiger benachbarten Völker überließ Cyrus seinen Feldherrn. Harpagus vollendete sie.

Der König selbst wandte sich nach einiger Zeit gegen das babylonische Reich, welches büßen mußte, daß es nicht zur rechten Zeit mit Lydien vereint seine Kraft aufgeboten hatte gegen den Feind, der Alle bedrohte. Die Babylonier wurden bei der Feier einer Festes

überrascht, und mit der Hauptstadt war das ganze Reich in die Gewalt der Perser gekommen*).

Ein Befreier wurde Cyrus für die zu Babylon in der Gefangenschaft schmachtenden Juden. Er ertheilte ihnen die Erlaubniß zur Rückkehr in ihr Vaterland, eine Handlung, zu der es schwerlich der Aufsuchung anderer Gründe bedarf, als daß es der Staatsklugheit angemessen war, ein Volk zu begünstigen, in dessen Herzen Haß gegen Babylon, das ihm Alles geraubt hatte, tief eingewurzelt sein mußte, und es in eine Provinz des gestürzten Reiches zu senden, welche damals gewiß noch von keinem persischen Heere betreten wurde.

Cyrus würde übrigens selbst nach Palästina gekommen sein, wenn er sein Vorhaben, den zweiten Bundesgenossen des Crösus, Aegypten, zu züchtigen, ausgeführt hätte. Daran scheinen ihn aber Bewegungen an der Nordgrenze seines weiten Reiches gehindert zu haben. Dort, im unwirthbaren Norden, war dem Helden das Ende seiner Thaten und seines Lebens bereitet. Nach Herodot waren es die Massageten, gegen die er umkam, ein den Scythen verwandtes und ihnen in der ganzen Lebensweise ähnliches Volk, dessen Wanderplätze wahrscheinlich in den heutigen Kirgisensteppen im Norden des Sir-Darja (dem Jaxartes der Alten) zu suchen sind. Es herrschte über sie damals ein Weib, Tomyris genannt. Die Perser gingen über den Strom, und machten bei einem glücklich ausgeführten Ueberfall viele Gefangene, unter ihnen einen Sohn der Königin, welche dem Cyrus eine Botschaft sandte, er möge ihm die Freiheit geben, wo nicht, wolle sie ihn, so unersättlich im Blut er sei, damit sättigen. Da Cyrus dieser Drohung nicht achtete, geschah eine Schlacht, von der unser Geschichtschreiber sagt, seines Wissens sei sie die gewaltigste von allen gewesen, die je unter Barbaren gefochten worden. Der Ausgang blieb lange zweifelhaft, endlich aber siegten die Massageten, der größte Theil des persischen Heeres war gefallen, und unter den Erschlagenen war Cyrus selbst. Tomyris erfüllte ihre Drohung buchstäblich, sie tauchte seinen Kopf in einen Schlauch mit Menschenblut. — Dieser Bericht über das Lebensende des Cyrus, fügt Herodot hinzu, scheine ihm unter mancherlei darüber umlaufenden Erzählungen der glaubwürdigste. Weiteres theilt er über die abweichenden Berichte nicht mit, wir kennen aber einige aus andern Quellen. Diodor läßt die Scythenkönigin den gefangenen Cyrus sogar ans Kreuz schlagen, wogegen Ktesias erzählt hatte, Cyrus sei in einer Schlacht gegen die Derbiker (ein anderes scythisches Volk im Nordosten von Iran) verwundet, von seinen Freunden noch lebend ins Lager gebracht worden, und dort gestorben. Es scheint somit, daß es über das Ende des Helden zwei Classen von Erzählungen gab, die eine ließ ihn ein schmachvolles finden, die andere ein ehrenvolles. Wenn man bedenkt, daß zu Alexander's Zeiten die Leiche des Cyrus in dem

*) S. oben Seite 66.



für ihn errichteten Denkmal gefunden wurde, kann man nicht umhin, der letztern den Vorzug zu geben.

Was den Cyrus zu einem welthistorischen Fürsten im vollsten Sinne des Wortes macht, ist die durch ihn geschehene Gründung einer Herrschaft, welche, in nie vorhanden gewesener Ausbreitung, außer Indien und China alle reichen und gebildeten Länder Asiens umfaßte, und fast alles, was sonst noch als höhere Cultur Bedeutung hatte, an seinen Grenzen berührte, daher nothwendig neue Weltverhältnisse herbeiführen mußte, wie sie weder die früheren ägyptischen Eroberungen hatten hervorrufen können, noch auch die assyrischen und babylonischen. Cyrus muß einer jener gewaltigen Menschen gewesen sein, die schon durch ihr Erscheinen Unzählige mit sich fortreißen, und wenn sie große Umwälzungen bewirken, von den Völkern als besondere Werkzeuge der Gottheit betrachtet werden. In diesem Lichte betrachtet und schildert ihn der Prophet Jesaias: „So spricht Jehovah zu seinem Gesalbten, zu Koresch, den ich halte bei seiner Rechten, um vor ihm Nationen zu stürzen, und daß ich der Könige Hüften entgürte, um vor ihm Pforten zu öffnen, und daß Thore nicht verschlossen bleiben. Ich will vor dir hergehen, und die Höcker ebnen; eherne Pforten will ich sprengen, und eiserne Riegel wegschlagen. Und ich schenke dir Schätze des Dunkels und Reichthümer der Verborgenheit".

---

29. Cambyses.

(Nach Jak. Kruger, Geschichte der Assyrier und Iranier, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Cyrus hatte vor seinem Tode seinem ältern Sohne Cambyses die Königswürde bestimmt, seinem jüngern Sohne Smerdis aber einzelne Provinzen im Osten des Reiches (Baktrien, Parthien, Karmanien) übergeben. Cambyses aber ließ seinen Bruder auf die Beschuldigung einer Verschwörung gegen seine Person umbringen und setzte einen Magier an dessen Stelle als Verwalter in Susa ein, als er selbst gegen Aegypten zog.

Um die Eroberungen seines Vaters fortzusetzen, ward das alte Reich der Pharaonen zur Beute ausersehen. Einen Vorwand zum Angriffe auf Aegypten fand Cambyses, indem er von dem ägyptischen Könige Amasis eine seiner Töchter zur Ehe verlangte, aber nicht erhielt. Denn Amasis, wohl wissend, daß Cambyses sie nicht zu seinem rechtmäßigen Weibe wählen und zur Königin erheben werde, sandte ihm eine Tochter des von ihm gestürzten Apries. Diese aber, um ihren Vater an Amasis zu rächen, entdeckte dem Perserkönige das Geheimniß. Das war jedoch nur die nähere Veranlassung des Krieges, denn Aegypten war stets das letzte Ziel der asiatischen Eroberer gewesen, und die Perser

waren durch die Einverleibung des babylonischen Reiches dessen Grenznachbarn geworden.

Bei der Schwierigkeit, einen Zugang zu dem wohlgeschützten Lande zu gewinnen, war es dem Cambyses sehr erwünscht, daß ein Grieche, Phanes, welcher im ägyptischen Heer als Söldner gedient hatte, von Amasis beleidigt, gerade damals nach Persien entfloh, um dem Könige seine Dienste anzubieten. Die Hauptschwierigkeit, Aegypten zu gewinnen, lag in der trostlosen Oede der Wüste zwischen Palästina und dem Delta, wo auf zwei Tagereisen beinahe nirgends Wasser anzutreffen ist. Auf des Phanes Rath schloß darum Cambyses mit dem König der midianitischen Araber, welcher jene Wüstenstrecke beherrschte, einen Vertrag, wonach dieser das persische Heer deckte und mit dem nöthigen Wasser versah. Im fünften Jahre seiner Regierung (525 v. Chr.) war es, als Cambyses den ägyptischen Boden betrat. Bei Pelusium stieß er auf die Hauptmacht des Psammenit, der gerade damals dem Amasis in der Herrschaft gefolgt war. Das ägyptische Heer bestand zum Theil aus gebornen Aegyptiern, seinem Kern nach aber aus karischen und griechischen Söldnern. Nun folgte eine furchtbare Entscheidungsschlacht. Nach hartnäckigem Widerstande wurden die Reihen der Aegyptier durchbrochen und sie warfen sich in wilde Flucht, auf der Straße nach Memphis zu. Cambyses folgte ihnen mit dem Landheer. Eine Flotte, welche die griechischen und phönicischen Städte ihm gestellt und der Tyrann Polykrates von Samos freiwillig verstärkt hatte, segelte den Nil hinauf. Cambyses sandte ein griechisches Schiff mit einem Unterhändler in die Stadt, um sie zur Uebergabe aufzufordern. In blinder Wuth fielen aber die Aegyptier über dasselbe her, bohrten das Schiff in den Grund und rissen die Mannschaft förmlich in Stücke. Der König ergrimmte darüber auf's höchste und begann mit Macht die Belagerung. Zu Land und vom Strom her bedrängt, mußte sich Memphis endlich ergeben. Psammenit ward von Cambyses milde behandelt. Erst als dieser Kunde bekam, Psammenit reize seine ehemaligen Unterthanen zur Empörung, gab er ihm Stierblut zu trinken. Nach Memphis ergab sich ganz Aegypten. Auch die Libyer und Barkäer sandten Boten, kündigten ihre Unterwerfung an und legten sich selber Tribut auf. Die Cyrenäer thaten desgleichen.

Die Eroberung Aegyptens hob des Cambyses Stolz und reizte ihn zu neuen Unternehmungen. Zuerst gedachte er, das mächtige Carthago, die Königin des Mittelmeeres, zu bezwingen. Dies war jedoch nur zur See möglich. Als Cambyses aber den Phöniciern die Anmuthung stellte, ihre Schiffe dazu herzugeben, weigerten sie sich, weil sie auf Carthago, als auf ihre Tochterstadt, stolz waren und nicht gegen sie kämpfen mochten. Da er nicht die Mittel hatte, die Ungehorsamen zu zwingen und da seine übrige Flotte nicht stark genug war, den Kampf gegen die bedeutendste Seemacht des Mittelmeeres aufzunehmen, mußte er auf sein Vorhaben verzichten. Jetzt gedachte Cambyses um so ernstlicher an zwei andere Unternehmungen, welche aber ein noch schlimmeres Ende nehmen

sollten. Er beschloß nämlich, den Zeustempel auf der Oase des Ammon in der libyschen Wüste verbrennen und das Land unterwerfen zu lassen und sandte zu diesem Behuf ein Heer von 50,000 Mann ab. Mit der Hauptmacht aber wandte er sich gegen Süden. Als die Gesandten und Kundschafter, welche er nach Aethiopien abgeschickt hatte, von dem König dieses Landes eine drohende und verächtliche Antwort zurückbrachten, nahm sich aber Cambyses nicht einmal die Zeit, sein Heer gehörig mit Vorräthen zu versehen, sondern gab in unsinniger Wuth sogleich Befehl zum Abmarsch. So konnte es nicht ausbleiben, daß die Expedition ein schmähliches Ende nahm, noch bevor man einen Feind gesehen hatte. Die Lebensmittel gingen bald zu Ende; da schlachtete man die Zug- und Lastthiere, auch diese reichten nicht aus, da stillten die Soldaten wie das Vieh ihren Hunger mit Gras und Kräutern, welche sie am Wege fanden. Endlich aber hörte alle Vegatation auf, und nun griffen sie in der höchsten Noth zu einem gräßlichen Mittel. Sie schlachteten je den zehnten Mann und verzehrten ihn. Bis hierher hatte Cambyses sein Heer wie im Wahnsinn fortgetrieben und seine Soldaten waren mit unbeugsamem Gehorsam ihrem Könige gefolgt. Jetzt fürchtete Cambyses, sie möchten sich untereinander selbst auffressen, und gab Befehl zum Rückzug. Mit den kläglichen Trümmern seiner stolzen Macht langte er endlich wieder in Theben an. Hier traf ihn eine neue Unglücksbotschaft. Das Heer, welches er gegen die Oase des Ammon ausgesandt hatte, war verunglückt und 50,000 Krieger rettungslos durch einen Sandsturm verschüttet worden.

Cambyses brach nun nach Memphis auf. Als er hier einzog, ward gerade ein Freudenfest gefeiert. Den Aegyptiern war nämlich ein neuer Apis erschienen. Dieser ist ein schwarzer Stier mit weißen Flecken auf Stirn und Nacken nebst andern Kennzeichen, von welchem die Aegyptier glaubten, daß er als Incarnation des Stieres am Himmel durch einen Lichtstrahl von oben gezeugt würde. Ein solcher Apis war gefunden worden und ganz Memphis darüber in Jubel. Cambyses glaubte, dieser gelte seinem Unglück, ließ deßhalb die Stadtbehörde vor sich kommen und stellte sie zur Rede, warum sie nicht auch bei seinem ersten Einzug in Memphis ein solches Fest gefeiert hätten, sondern gerade jetzt, wo er einen großen Theil seines Heeres verloren habe. Als sie ihm nun vom Apis sprachen, glaubte er, sie lögen ihm Etwas vor und ließ sie zusammenhauen. Dann entbot er die Priester vor sich. Diese sagten dasselbe. Da ließ er den Apis selbst kommen, zog den Dolch, stieß ihn dem Stier in den Schenkel und sprach lachend: „Ihr Narren, sind das Götter, die Fleisch und Blut haben und das Eisen fühlen?" Dann ließ er die Priester durchpeitschen. Diese duldeten ihre Strafe und begruben dann heimlich den Stier, welcher inzwischen an seiner Wunde gestorben war. Auch sonst trieb er seinen Spott mit den Götzen der Aegyptier, namentlich mit dem Bild des Feuergottes Ptah. Dieses Alles läßt sich erklären durch den Haß und die Verachtung eines Schülers von Zoroaster gegen den Götzen-

dienst. Doch schonte Cambyses selbst die religiösen Vorurtheile seiner Perser nicht, sondern verunreinigte das Feuer, indem er öfters Götzen und selbst Leichname den Flammen übergab. Namentlich an der Mumie des Amasis kühlte er seinen Muth, indem er sie durchpeitschen, martern und dann verbrennen ließ. Diese Handlungen bekunden schon einen halben Narren. Gewissensbisse, Mißtrauen, das Gefühl der Demüthigung durch seine Niederlagen versetzten den Cambyses in einen Gemüthszustand, der ihn zu einem der fürchterlichsten Tyrannen der Weltgeschichte gemacht hat. Um einer geringfügigen Ursache willen ließ er einst zwölf Perser lebendig vergraben. Um seine Gewissensbisse zu betäuben, gewöhnte er sich starkes Weintrinken an, was seine Raserei noch steigern mußte. Einst fragte er einen seiner Großen, Prexaspes, der ihm am treuesten ergeben war: „Was halten wohl die Perser von mir?“ Dieser antwortete ihm offen: „Sie loben dich sehr, nur glauben sie, du seiest dem Wein zu sehr ergeben“. „Wie? so glauben sie also wohl, ich sei nicht recht bei Verstand?“ fuhr Cambyses auf, „so magst du denn selbst darüber urtheilen; wenn ich deinen Sohn dort unten mitten in's Herz treffe, dann haben sie gelogen, fehle ich aber, dann will ich gern als sinnlos gelten!“ Da griff er nach dem Bogen und schoß durch das Fenster auf das Söhnchen des Prexaspes, welches im Hof unten spielte, und traf. Sogleich ließ er den Leichnam aufschneiden und zeigte triumphirend dem Vater, wie richtig er sein Kind mitten durch das Herz geschossen. „Siehst du, ob ich bei Sinnen bin? hast du je einen bessern Schützen gesehen?“ fragte er lachend den Prexaspes. Der elende Knecht vermochte nur die zitternde Antwort zu stottern: „Herr, ich glaube, Gott selber kann nicht besser treffen!“

Dem Herodot zufolge war es Prexaspes, welcher den Smerdis umgebracht hatte. Bald aber sollte die Nemesis ihn erreichen. Als Cambyses seinen Zug gegen Osten angetreten, hatte er jenen Magier Patizeithes als Palastverwalter in Susa zurückgelassen. Dieser besaß einen Bruder, mit Namen Gumata, welcher mit dem Prinzen Smerdis eine große Aehnlichkeit hatte. Darauf gründete er den Plan, den Cambyses zu stürzen und sich selber und seinem Bruder die Herrschaft zu verschaffen. Er schlug in einem günstigen Zeitpunkte los, als gerade Cambyses im Begriffe stand, Aegypten zu verlassen und die Geißel, unter welcher seither vorzugsweise der Westen geseufzt hatte, in das Herz des Reiches zu tragen. Patizeithes sandte Boten durch ganz Persien hin, und in der That fiel Alles ihm zu, selbst Medien und Persis. Die Ursache dieses schnellen Sieges ist namentlich auch darin zu suchen, daß Patizeithes, als Oberhaupt des Priesterstandes, durch diesen das ganze Volk beherrschte. Die Verunreinigung des heiligen Feuers und die Gottlosigkeit des Cambyses überhaupt, mußte nothwendiger Weise die Völker Ahuramazda's gegen ihn aufbringen.

Cambyses, welcher in Aegypten einen Statthalter zurückgelassen, war gerade auf der Heimkehr in Syrien angelangt, als der Herold erschien, welcher im Auftrag Gumata's dessen Thronbesteigung ankündigen

sollte. Cambyses ließ denselben vor sich bringen, verhörte ihn und brach dann zur Bekämpfung der Rebellen gegen den Osten auf. In der Nacht, erzählt Ktesias, erschien ihm einst die Gestalt seiner Mutter im Traum und drohte ihm Strafe für den Brudermord. Bald sollte sie in Vollziehung gehen. Als Cambyses nach Babylon (oder Agbatana in Syrien?) gekommen war, verwundete er sich bei Besteigung seines Rosses mit seinem Dolch im Schenkel. Durch die Körperzerrüttung des ausschweifenden Tyrannen begünstigt, verschlimmerte sich die Wunde bald bis zur Unheilbarkeit. Als Cambyses seinen Tod nahe fühlte, ließ er die vornehmsten Perser vor sich kommen und sprach: „Als ich noch in Susa war, träumte mir, ein Bote komme aus Baktrien mit der Nachricht, mein Bruder sitze auf dem Thron und berühre mit dem Haupt den Himmel. Da fürchtete ich Empörung von ihm und sandte den Prexaspes ab, ihn zu tödten. Darnach lebte ich Thor sonder Furcht und glaubte, kein Mensch in der Welt könne sich hinfort gegen mich auflehnen. Aber es war nur ein Wahn, ich wurde Brudermörder ohne Noth und muß nun doch Leben und Krone verlieren. Die Priester haben sich wider mich empört, mein Hausverwalter in Susa und dessen Bruder. Bei den königlichen Göttern beschwöre ich euch, daß ihr die Oberherrschaft nicht wieder an die Meder gelangen lasset, sonst verwünsche ich euch und bitte den Himmel, daß er einen jeden von euch enden lasse gleich mir!“ Nach diesen Worten brach Cambyses in Thränen aus über sein jammervolles Schicksal. Alle Perser wurden gerührt und stimmten in seine Wehklagen ein. Bald darauf ward der Knochen vom Brand ergriffen und Cambyses starb, nachdem er sieben Jahre und fünf Monate regiert, ohne ein einziges Kind zu hinterlassen, 522 v. Chr.

---

30. Usurpation der Magier und Wiederherstellung des Reiches durch Darius.

(Nach Jac. Kruger, Geschichte der Assyrier und Iranier.)

Nach des Cambyses Tod war die Lage des Reiches so verzweifelt, daß selbst die Begleiter des Cambyses sich gern einredeten, Smerdis sei nicht ermordet worden. Gumata und sein Bruder, der Magier Patizeithes, wandten die geeigneten Mittel an, um sich die Herrschaft zu sichern. Sie schrieben allen unterjochten Ländern eine dreijährige Steuerfreiheit aus und suchten sich überhaupt auf die Provinzen gegen das Stammland zu stützen. Sie verlegten daher den Sitz ihrer Regierung von Susa weg nach Medien. Bald gehorchte ihnen das ganze Reich. Je beliebter das neue Regiment bei den fremden Völkern war, um so verhaßter mußte es den seither herrschenden Ländern Persis und Susiana werden. Die Schmach war doppelt, indem Cambyses einst

dem neuen Herrscher wegen eines Vergehens die Ohren hatte abschneiden lassen.

Darius, der Sohn des Hystaspis, des jetzigen Statthalters von Persis, war es, welcher sich mit den sechs ersten Fürsten des Reiches verband, um die Schmach im Blut ihrer Urheber auszutilgen. Die Magier hielten damals in einer Burg in der Provinz Nisaja Hof. Darius, welchem als Haupt der Achämeniden vor Allem die Pflicht und das Recht oblag, die Krone an sein Haus zurückzubringen, überwand durch seine Energie die Zaghaftigkeit seiner Begleiter und drang an ihrer Spitze in den Palast. Die Thorwachen ließen den Fürsten der Perser voll Ehrfurcht durch. Die Verschwornen stürmten in den Empfangsaal hinein. Hier befanden sich gerade beide Magier und beriethen sich über Unruhen, welche in Susa ausgebrochen waren. Als die Reichsfürsten eindrangen, ergriffen die Brüder Waffen und setzten sich zur Wehr. Nach verzweifeltem Kampf wurden aber Beide überwältigt und niedergemacht. Herodot erzählt, zur gleichen Zeit sei auch in Susa ein Aufstand ausgebrochen und Smerdis' Mörder, Prexaspes, war von den Magiern gebeten worden, öffentlich vor dem Volk zu bezeugen, Gumata sei Smerdis. Jener stieg auch in Susa auf einen Thurm, um zum Volke zu reden, statt aber seinen Auftrag zu befolgen, forderte er die Perser selbst zur Rache an den Magiern auf, bekannte sich als Mörder und stürzte sich dann vom Thurme herab. Das Volk gerieth in Bewegung und alle Priester, welche ihm zu Gesicht kamen, wurden ermordet. Dieser Tag ward noch lange nachher als „Magierblutfest" von den Persern gefeiert, wobei sich kein Priester öffentlich durfte sehen lassen. Schon hieraus erhellt, daß dem ganzen Vorgang zugleich eine religiös-politische Bedeutung unterlag. Es war ein Versuch der Priesterkaste, mit Hülfe der unterworfenen Völker die Herrschaft an sich zu reißen.

Als Darius mit den sechs Reichsfürsten die Priester gestürzt hatte, so erzählt Herodot, hielten sie zusammen Rath, welche Regierungsform nun das Reich erhalten solle. Otanes (Utana) habe sich zuerst für eine Demokratie ausgesprochen, da die Mangelhaftigkeit der despotischen Regierungsform durch Cambyses und Gumata so recht ans Tageslicht getreten sei. Megabyzus wies dagegen auf die Dummheit und Unbeständigkeit des großen Haufens hin und rieth zu einem Ausschuß (Aristokratie). Endlich siegte aber doch die Meinung des Darius, als er an die Größe und das Glück der Nation unter ihrem großen Alleinherrscher Cyrus erinnerte. Daß diese Geschichte, wie Herodot sie erzählt, sehr unwahrscheinlich ist und zu dem Charakter des damaligen Orients durchaus nicht passen will, versteht sich von selbst. Herodot legt aber Gewicht darauf, daß diese Unterredung wirklich gehalten worden sei. Er hat also ohne Zweifel eine Erzählung gehört, welche er selber mißverstand oder die von andern Griechen ihm schief überliefert worden.

Als es dem Darius endlich gelungen war, die Mehrzahl der Fürsten für sich zu gewinnen, unterwarf er sich einem Gottesurtheil. Sieben

Tage nach Gumata's Sturze ritt er mit den sechs Reichsfürsten bei Sonnenaufgang vor die Thore von Susa. Durch eine List bewirkte des Darius Stallmeister, daß dessen Pferd im Angesicht der aufgehenden Sonne wieherte, zugleich erfolgte Blitz und Donner aus heiterem Himmel. Die Fürsten erkannten dies als eine Bestätigung des Darius durch die Gottheit, fielen nieder und huldigten ihm als ihrem Herrn.

Hierauf verstärkte Darius sein Thronrecht noch dadurch, daß er Atossa, eine Schwester des Cambyses, zur Königin machte. Außerdem vermählte er sich noch mit einer Tochter des Smerdis. Dies mochte in den Augen der Perser den Darius als rechtmäßigen Herrn des Reiches erscheinen lassen. In den Provinzen dachte man nur an die einstigen Zeiten der Selbständigkeit zurück. Namentlich in Babylon, das erst vor 17 Jahren seiner Freiheiten verlustig gegangen war, lebte noch die ruhmreiche Zeit Nebukadnezar's in frischem Andenken. Schon in den letzten Tagen des Cambyses und während der Herrschaft Gumata's hatten die Babylonier an eine Schilderhebung gedacht und in aller Stille gerüstet. Jetzt schien der geeignete Zeitpunkt gekommen zu sein. Ein Mann, mit Namen Natabira, gab sich für einen Sohn des letzten Königs Nabonetus aus, nannte sich Nebukadnezar und trat an die Spitze der Bewegung. Die Sache war für Darius um so bedenklicher, da in derselben Zeit Orötes, der Statthalter von Lydien, welcher auch Phrygien an sich gerissen hatte, gleichfalls in Kleinasien eine unabhängige Herrschaft zu gründen strebte und die Gesandten des Darius ermorden ließ. Zum Glück waren aber die persischen Truppen in Lydien dem Darius ergeben. Als dieser einen Officier mit königlichen Schreiben, in welchen der Befehl enthalten war, sich dem König zu unterwerfen und den Orötes niederzustoßen, nach Sardes absandte, gehorchten sie auf der Stelle, und Lydien war für Darius gerettet.

Dieser marschirte nun mit Heeresmacht gegen das empörte Babylon. Am Tigris traf er zuerst auf Nebukadnezar's Heer. Es gelang demselben nicht, den Persern den Uebergang über den Strom zu verwehren, sondern er mußte sich geschlagen nach dem Euphrat zurückziehen. Hier, bei Zazana, wie die Inschriften berichten, erfolgte eine zweite Schlacht, in welcher die Babylonier wiederum den Kürzern zogen. Bald war die Stadt von allen Seiten umzingelt. Die Babylonier hatten sich mit Vorräthen versehen; um dieselben aber noch aushaltender zu machen, brachten Alle, welche mehr als eine Frau hatten, ihre überzähligen Weiber auf einen Haufen und mordeten sie. So war die Stadt uneinnehmbar. Denn Cyrus hatte die Festungswerke gelassen, wie sie waren. Darius versuchte die List seines großen Vorfahren noch einmal. Diesmal hatten die Babylonier die Stromseite gehörig bewacht und der Angriff war also vergeblich. So lag Darius ein Jahr und sieben Monate lang vor Babylon, ohne auch nur im geringsten eine Möglichkeit der Einnahme vor sich zu sehen. Die Belagerten verspotteten ihn, indem sie vor seinen Augen auf den Mauern umhertanzten. Dies gab in den Provinzen seinem Ansehen einen

harten Stoß. Ueberall, selbst in Medien und Persien, erhob sich Aufruhr.

In dieser furchtbaren Gefahr kam einst Zopyrus, Megabyzus' Sohn und Feldherr des Darius, vor den König. Nase und Ohren waren ihm abgeschnitten, der Rücken von Geißelhieben zerfleischt, das Haupt wie einem Sclaven geschoren. Darius sprang voll Entsetzen von seinem Thron und fragte, wer es gewagt habe, seinen Liebling und einen der angesehensten Männer des Reiches so zu mißhandeln. „Ich selber", war Zopyrus' Antwort, „denn ich kann es nicht länger ertragen, daß die Perser so von den Assyriern sich sollen verhöhnen lassen." Und er eröffnete seinem Herrn, wie er selber nach Babylon entfliehen und dort vorgeben wolle, Darius habe ihn in dieser Weise mißhandelt. Die Babylonier würden ihm jedenfalls eine Mannschaft anvertrauen. Mit dieser wolle er etliche Abtheilungen geringer Truppen, welche ihm Darius entgegenschicken möge, zusammenhauen, und bei einem ernstlichen Sturm die Stadt überliefern. Darius stimmte bei. Die Babylonier empfingen den Zopyrus mit Jubel. Sein furchtbarer Zustand machte die Wahrheit seiner Aussage unwiderleglich. Als er, um die Schmach zu rächen, um ein Heer bat, gewährten sie ihm ein solches ohne Bedenken. Am zehnten Tage sandte Darius 1000 Mann schlechter Truppen nach dem Thor der Semiramis. Zopyrus umzingelte dieselben und hieb sie Mann für Mann zusammen. Sieben Tage später vernichtete er so 2000, und zwanzig Tage hernach 4000 Mann. Ueber solche Erfolge waren die Babylonier außer sich vor Freude und ihr König ernannte den Zopyrus zum Oberbefehlshaber des ganzen Heeres. Da befahl Darius einen allgemeinen Sturm. Zopyrus ließ, während alle Babylonier zur Vertheidigung auf den Mauern waren, zwei Thore öffnen, die Perser stürmten herein und bald war die ganze Stadt in ihrer Gewalt.

Darius machte nun den Zopyrus zum Statthalter über Babylon auf Lebenszeit und ohne jede Abgabenpflicht. Auch sonst belohnte er ihn auf königliche Weise. Die Mauern von Babylon aber wurden geschleift, die Thore zertrümmert. Die Häupter der Empörung, 3000 an der Zahl, an ihrer Spitze den König Nebukadnezar, ließ Darius an das Kreuz schlagen, die übrige Einwohnerschaft ward begnadigt.

Jetzt wandte sich Darius gegen Medien. Hier stand ein angeblicher Abkömmling des Cyaxares, mit Namen Phraortes, an der Spitze der Empörung. Von Babylon aus hatte ihm Darius den Vidarna entgegengesandt, welcher eine Schlacht gewann und den Phraortes so lange beschäftigte, bis Darius nach der Einnahme Babylons mit seiner Hauptmacht sich gegen Medien wenden konnte. Bei der alten Stadt Ghudrush, dem Stammort des Hauses Guders, stieß Darius auf das Rebellenheer und zersprengte es.

Hartnäckiger war der Kampf mit den Armeniern, welche erst nach fünf Schlachten und durch zwei Heere zur Unterwerfung gezwungen wurden. In Persis selbst hatte sich ein gewisser Wahjazdata für Smer-

dis ausgegeben und sich des ganzen Landes bemächtigt. Darius marschirte selbst gegen Persis, schlug die Empörer, nahm den Wahjazdata gefangen und ließ ihn gleich den andern hinrichten.

Damit war die Hauptmacht der Empörung gebrochen. Die übrigen Länder und Babylon, als es sich noch einmal während der Anwesenheit des Darius in Medien und Persien empörte, wurden durch bloße Generale bezwungen, Margiana insbesondere durch den Statthalter von Baktrien. Daß Baktrien nicht unter den empörten Ländern erscheint, sondern sogar die Rebellion unterdrücken hilft, erklärt sich leicht durch des Darius Geburt in diesem Lande und die Erinnerung an seinen Vater.

Diese seine wirklich großartigen Thaten verewigte Darius in der großen Inschrift von Behistun oder Bisutun, südwestlich von Ekbatana. Merkwürdig ist, daß er darin die Rebellenführer als wirkliche Könige behandelt. So sagt er z. B. von Phraortes: Die Meder fielen zu ihm ab, er war König von Medien. Dadurch erhöhte er nur die Wichtigkeit seines Sieges. Mit Stolz weis't er darauf hin, daß er 19 Schlachten geliefert und neun Könige besiegt habe.

Diese Siege im Innern ermuthigten ihn, seine Waffen auch gegen äußere Feinde zu tragen. Doch war er darin weniger glücklich, indem das Reich seine Naturgrenzen bereits erreicht hatte. Es gelang ihm nur, Thracien unter seine Herrschaft zu bringen und seinen Einfluß auch über Macedonien auszudehnen. Dies geschah bei seinem großen Feldzug gegen die Scythen im Jahre 515 v. Chr., s. S. 111 ff.

31. Organisation des persischen Reiches.

(Nach Georg Weber, allgemeine Weltgeschichte.)

Eintheilung des Reiches. Unter Cyrus und Cambyses bestand das persische Reich aus einer Anhäufung verschiedenartiger Bestandtheile, die nach und nach erobert und mechanisch aneinandergereiht, durch kein inneres Band zusammengehalten wurden. Erst Darius unternahm es, die große Masse der Länder und Völker in eine gewisse gleichförmige Ordnung zu bringen, nachdem er durch sein siegreiches Schwert die drohende Auflösung verhindert hatte, und dem Despotismus bestimmte Formen zu verleihen. Zu dem Zweck theilte er das Reich in zwanzig Statthalterschaften oder Satrapieen und ordnete die Verwaltung, Besteuerung und militärische Besatzungen. Bei diesen Einrichtungen hatte Darius zunächst die Mehrung der Staatseinkünfte und die Sicherstellung seiner Herrschaft im Auge, daher auch der ganze Staatsorganismus den Charakter einer Policei- und Militärdespotie an sich trug. Die Steuern, Abgaben und Umlagen, die theils in Geld, theils in Naturallieferungen bestanden, waren höchst ungleich und willkürlich. Denn der König wurde als Eigenthümer sämmtlicher seiner Herrschaft unterworfener

Länder angesehen und war daher in seiner Machtbefugniß unbeschränkt. Er konnte Gnade erweisen und Strafe verhängen, wie ihm gefiel.

Macht und Glanz der persischen Könige. Gleich den indischen und ägyptischen Königen war auch Darius beflissen, durch ein strenges Ceremoniel und durch eine prunkvolle Hofhaltung die Majestät des Herrschers zu heben. Und wie das persische Reich die meisten Culturstaaten der morgenländischen Welt in sich faßte, so sollte auch der Königshof von Susa alle Herrlichkeit und Pracht, die an den übrigen Königsburgen nur vereinzelt zum Vorschein kamen, in sich vereinigen. Wenn in Indien und Aegypten die Priesterschaft dem Despotismus Schranken setzte, so wußten die persischen Könige auch das Ansehen der Magier so sehr herunterzudrücken, daß ihre heilige Macht hauptsächlich zur Erhöhung der Königswürde diente. Dem Monarchen gegenüber befanden sich die Priester in demselben Verhältniß der Unterwürfigkeit, wie die übrigen Unterthanen; als Opferer, Wahrsager, Zeichendeuter, Festordner u. dergl. standen sie im Dienste des Königs. Er war der Stellvertreter des Ormuzd auf Erden, welchen er ebensowohl durch Weisheit, Tugend und Gerechtigkeit als durch Allmacht und Majestät darstellen sollte; denn wie Ormuzd im Sonnenglanz seiner Herrlichkeit auf den lichten Höhen in Machtfülle thronte, von hellstrahlenden Geisterschaaren umschwebt, so der König in der „goldgeschmückten Burg" umgeben von den sechs Stammfürsten und dem prunkenden Hofadel, von Würdenträgern und Palastbeamten. Um den Eindruck seiner Erscheinung zu erhöhen, zeigte er sich seinem Volke nur selten und immer im vollen Glanz der Majestät, im Purpurgewande mit eingewirktem Weiß, mit goldenem Gurt und edelsteinblitzender Schwertscheide, mit hoher Tiara und safrangefärbten Schuhen. Unangemeldet vor ihn zu treten, war bei Todesstrafe untersagt, wenige bestimmte Fälle ausgenommen; wer zu ihm wollte, mußte sich seinen Weg durch eine Menge von Hofbedienten, Thürstehern, Wächtern und Anmeldern bahnen, und wenn er vor das königliche Angesicht kam, sich in den Staub niederwerfen. Wenn der König den Boden des Palastes betrat, wurden ihm kostbare Teppiche untergebreitet; auf einen goldenen Schemel setzte er seinen Fuß, wenn er vom Wagen stieg; die ersten Edelleute stritten um die Ehre, ihn auf das Pferd heben zu dürfen. Bei königlichen Prachteinzügen duftete die Straße von Myrthen- und Weihrauch, Peitschenträger gingen zur Seite und voraus, um fremde Annäherung abzuhalten; goldgeschmückte Leibwächter mit bekränzten Tiaren, Stab- und Lanzenträger umgaben ihn. Magier mit dem heiligen Feuer schritten vor dem mit acht weißen Pferden bespannten Wagen des Sonnengottes einher, auf welchen der königliche Wagen folgte, gezogen von nisäischen Pferden aus den Bergweiden von Ekbatana. Hinter demselben ritten die vornehmen Perser aus seiner Umgebung, das purpurne Obergewand über dem Panzer, ein gekrümmtes Schwert mit goldenem Griff und goldener Scheide am Gürtel, mit goldenen Ketten und Armbändern geschmückt

und auf Pferden mit goldenem Zügel und Gebiß, alles Ehrengeschenke des persischen Großkönigs an seine getreuen Stammgenossen.

Hofstaat. Die Umgebung des Königs von den „Verwandten" und „Tischgenossen" bis zu der Leibwache, der Hofdienerschaft und der Schaar von Kämmerlingen war so groß, daß täglich 15,000 Menschen im königlichen Schlosse gespeis't wurden. Die Tafel des Königs, der in der Regel allein aß, während die „Tischgenossen" in einem anstoßenden Saal saßen, wo sie von ihm gesehen werden konnten, war mit den ausgesuchtesten Speisen und Getränken besetzt, die aus den Gegenden herbeigeschafft wurden, wo sie am besten gediehen. So der Weizen aus Aeolien, das Salz aus dem libyschen Ammonion, der Wein aus Chalybon (Aleppo) in Syrien. Das Wasser wurde aus dem bei Susa vorbeifließenden Choaspes geschöpft und sogar dem König in silbernen Gefäßen auf seinen Reisen nachgeführt. Was irgend ein Land Köstliches hervorbrachte, davon mußte es einen Tribut an den Hof liefern, so Arabien 1000 Pfund Weihrauch jährlich; die Aethiopier Ebenholz und Elephantenzähne; Medien, Armenien, Cilicien Pferde; Kolchis Knaben und Mädchen u. a. m. Für den königlichen Haushalt waren täglich 1000 Schlachtthiere und eine Menge Geflügel erforderlich. An großen Festmahlen, namentlich an dem königlichen Geburtstag, der im ganzen Reich hoch gefeiert wurde, speis'ten auch die Frauen am Tische des Herrn und erhielten, wie alle andern Gäste, reiche Geschenke.

Heerwesen. Zu der Umgebung des Königs gehörte auch die Leibwache, bestehend aus 2000 auserlesenen Reitern und einer gleichen Anzahl Lanzenträger zu Fuß, sodann aus einer Heerabtheilung von 10,000 Fußgängern, die Unsterblichen genannt, weil diese Zahl stets vollzählig erhalten, jede Lücke sogleich ergänzt wurde. Diese „Unsterblichen" bildeten im Krieg den Kern des Heeres, dessen Größe und Zahl unermeßlich ausgedehnt werden konnte, da jeder waffenfähige Unterthan des weiten, wenigstens 70 bis 80 Millionen Bewohner umfassenden Reiches militärpflichtig war. Die stehenden Truppen, in welchen die Perser selbst die erste Stelle einahmen, denen dann die Meder, Saken, Baktrer u. A. als die tüchtigsten folgten, waren in Festungen, in Lager- und Musterungsplätzen über das Reich vertheilt und mußten von den Einwohnern unterhalten werden, eine für die Provinzen höchst drückende Last.

Die aus den verschiedenen Völkerschaften bestehenden Truppenabtheilungen zogen in ihrer nationalen Tracht, Bewaffnung und Kriegsweise einher, was verbunden mit dem unendlichen Troß von Dienern, Knechten und Frauen, von Prachtwagen und Gepäck dem Zug ein buntes, fremdartiges Ansehen gab und den Eindruck einer Völkerwanderung machte. Der König befand sich in der Regel im Mittelpunkt des Heeres, im vollen Schmuck seiner Würde, auf einem von nisäischen Rossen gezogenen Streitwagen, mit Bogen und Pfeilen bewehrt, umgeben von den persischen Stammhäuptern und Edlen und geschützt von seiner Leibwache und der Garde der Zehntausend. Das Treffen wurde gewöhnlich

mit einem dichten Pfeilregen eröffnet, dann stritt man mit Lanze und Schwert.

Wechselnder Aufenthalt des Hofes. Wenn schon im Ganzen seit Darius Susa die Haupt- und Residenzstadt war, so nahm doch der König mit seinem Hof auch nach dem Wechsel der Jahreszeiten in andern Städten seinen Aufenthalt. Die heißen Sommertage wurden in dem kühlen Ekbatana mit seinen quellenreichen, schattigen Baumpflanzungen verbracht, ein Theil des Winters im warmen Babylon. Dieses Umherziehen, wobei der König von seiner Leibwache, seinen „Verwandten" und „Tischgenossen," seinem Harem, und der endlosen Menge von Hofdienerschaft, Gesinde, Köchen, Bäckern, Dienstboten und dem ganzen Schwarm von Aufsehern, Bereitern, Pferdeknechten, Hundewärtern u. dgl. m. begleitet wurde, war für einzelne Gegenden eine drückende Last, indem die Bewohner den König mit dem ganzen Gefolge verpflegen und mitunter auch noch beschenken mußten. Ueberdieß hatten die Könige und Satrapen in allen Gegenden des Reiches Lustschlösser mit großen Gartenanlagen und Parks (Paradiese) sowohl zur Obstzucht und Erzielung feiner Gartengewächse als zur Unterhaltung von Wild. Denn die Liebe zur Jagd, zum Garten- und Feldbau und zu schönen Baumpflanzungen, welche die persischen Könige und Großen aus ihren heimischen Bergen mitgebracht, bewahrten sie auch in der Fülle orientalischer Pracht und Ueppigkeit.

Darius begnügte sich nicht, die Hauptstadt Susa nebst der wohlbefestigten Königsburg zu vergrößern und zu verschönern; er erbaute auch im alten Stammlande Persis auf einem Vorsprunge der niedern Berge, vor welchem sich die reizende, fruchtbare und reichbevölkerte Thalebene von Merdascht auf beiden Ufern des Araxes (j. Bendemir) ausdehnte, in der gesundesten Gegend von ganz Asien, die Königsburg Persepolis. Es war ein Verein von Palastbauten, die in malerischem Wechsel über das Plateau vertheilt und mit Baumgärten, springenden Wassern und andern Anlagen verbunden in Plan und Ausführung, in Bauart und kunstreicher Arbeit eine hohe technische Uebung und Fertigkeit beurkunden.

Stellung und Macht der Satrapen. Die Satrapen (Shoithra-paiti, Herr der Provinz), meistens aus der Zahl der königlichen „Verwandten" und „Tischgenossen" oder aus den Edelleuten ersten Ranges genommen, regierten in den ihrer Leitung übergebenen Marken in voller Machtfülle. Sie hatten die oberste Verwaltung und Rechtspflege, sie erhoben die Steuern und Naturallieferungen, sie besorgten die Aushebung der Kriegsmannschaft und in den Küstenländern die Ausrüstung der Schiffe; sogar das Münzrecht auf Grund des bestehenden Systems scheint ihnen zugestanden zu haben. In ihren Händen wurde allmählich die ganze Civil- und Militärgewalt vereinigt. So lange sie die dem Hofe schuldigen Abgaben richtig einlieferten, und den königlichen Geboten in Treue und Gehorsam nachkamen, konnten sie ungehindert schalten und walten. Da aber eine so unabhängige und mit

solcher Macht ausgerüstete Stelle leicht den Inhaber verlocken konnte, sich zu empören und eine unabhängige Herrschaft zu erwerben, so war der König bedacht, nur solche Männer zu diesen Stellen zu befördern, deren Treue, Ergebenheit und Unterwürfigkeit unter seine Gebote er aus langem Umgang erprobt hatte, und sie durch sorgfältige Ueberwachung und durch Furcht und Schrecken auf der Bahn der Pflicht und des Gehorsams zu halten. Geheime Späher und königliche Vertraute, als die „Augen“ und die „Ohren“ des Herrn bezeichnet, beobachteten das Thun und Treiben der Statthalter und obersten Beamten in den Provinzen und berichteten darüber an den König. Durch diese Veranstaltung war der Verleumdung, Verdächtigung und Angeberei und allen damit verbundenen Lastern und Bosheiten ein weites Thor geöffnet; Vertrauen und Anhänglichkeit schwanden immer mehr zwischen dem Herrn und seinen Dienern; Schrecken und Furcht war das einzige verknüpfende Band. Daher wurde jeder Ungehorsam, jede Widersetzlichkeit, jede Spur von Untreue oder Pflichtverletzung gegen den König mit den härtesten Strafen geahndet; und die persische Geschichte liefert Beispiele in Menge, daß Gliederverstümmelungen und Geißelungen, daß Blendungen, Abschneiden der Nasen und Ohren, grausame Hinrichtungen und andere barbarische und entehrende Bestrafungen zu den alltäglichen Erscheinungen gehörten und mit berechneter Grausamkeit vollzogen wurden, um durch Furcht und Angst vor jedem Ungehorsam, vor jedem feindseligen Beginnen abzuschrecken. Diese unbedingte Unterwürfigkeit unter die Gebote des Königs, diese Folgsamkeit und Willfährigkeit gegen die geheiligte Majestät, war indessen auch die erste und einzige Pflicht und Tugend, die den Satrapen und obern Reichsbeamten auferlegt war; wenn sie dieser nachkamen, waren sie über ihre Amtsverwaltung jeder Verantwortlichkeit überhoben; den Unterthanen gegenüber waren sie eben so unbeschränkte Gebieter, wie dem König gegenüber unterthänige, rechtlose Knechte. Diese Stellung erzeugte die Laster und Untugenden, die mit einem solchen System immer verbunden sind, charakterlose Unterwürfigkeit und Dienstbeflissenheit nach Oben und Uebermuth, Härte und Brutalität nach Unten. Die Satrapen nahmen sich den Hof von Susa zum Vorbild; und um die Kosten für den Luxus und die Verschwendung ihrer Hofhaltung, für die Schaaren von Dienern, Schreibern und Untergebenen, von Söldnern und Lanzenträgern zu bestreiten, übten sie die furchtbarsten Bedrückungen und Erpressungen in Land und Städten aus. Sicher vor jeder Verantwortung und Bestrafung, so lange das königliche Ansehen im Lande ungeschwächt blieb, konnten die Satrapen ihre hohe Macht zur Befriedigung ihrer Habgier und Genußsucht ungestraft anwenden, ohne daß die Landschaften irgend ein Schutz- oder Rechtsmittel gegen das Uebermaß der Bedrückung geltend zu machen vermochten. In der Regel war daher das Schicksal einer Provinz durch den Charakter des Statthalters bedingt.

Schonung der National-Eigenthümlichkeiten. Abgesehen von diesen Erpressungen, die nicht wenig zum raschen Verfall der alten

Culturstaaten beitrugen, war dagegen in allen andern Beziehungen der persische Despotismus nachsichtig, milde und schonend. Nirgends lies't man von Religionsverfolgungen; die Wuth des Cambyses in Aegypten war die Wirkung einer krankhaften Gereiztheit; nirgends wurden in die herkömmlichen Gesetze, Verfassungsformen und Einrichtnngen störende Eingriffe gemacht; zufrieden, wenn den Befehlen und Forderungen des Königs Genüge geschah, ließ die persische Regierung den unterworfenen Völkern, Landschaften und Gemeinden ihre vaterländischen Ordnungen, Gebräuche und Gewohnheiten, nicht selten sogar, wie in Cilicien und anderwärts, ihre einheimischen Fürsten und Könige. Die Juden durften, wie wir gesehen, ihren Tempel aufbauen und nach ihrem Gesetze leben; die Phönicier gelangten unter der persischen Herrschaft wieder zu einiger Blüthe, und ihre Schiffe bildeten den Kern der persischen Flotte; die Ionier behielten ihre vaterländischen Gesetze und Einrichtungen und selbst die Fürsten in den einzelnen Städten waren hellenische Männer aus ihrer Mitte. Daß die Lydier ihre Verfassung einbüßten, geschah in Folge einer Empörung und auf den Rath des Crösus. Widerspenstige oder abgefallene Städte und Völkerschaften wurden bisweilen nach hergebrachter Sitte mit Versetzung in ein anderes Land bestraft.

Straßen und Verkehrsmittel. Waren die Lieferungen von Landesproducten, Geld und Abgaben aller Art für manche Länder schwer und drückend, so daß sie dem König Darius den Spottnamen des „Krämers" zugezogen, so wurde dafür auch von demselben dem Verkehr und der Betriebsamkeit ein weites Feld geöffnet. Der Handel war durch das unermeßliche Reich frei von Zöllen und Belastungen; die Hauptstädte und Provinzen waren durch bequeme Kunststraßen mit Herbergen (Karavanserais) und schattigen Ruheplätzen verbunden, die, wenn auch zunächst nur für den Dienst des Königs, für die Bewegung der Truppen, für die leichtere Ueberwachung der Provinzen bestimmt, doch dem Handel und der Industrie vorzugsweise zu gute kamen und den Wohlstand hoben. Auf diesen Kunststraßen waren von drei zu drei Meilen Poststationen (Rasten) angebracht, wo allezeit fertige, wohlberittene Staatsboten aufgestellt waren, welche ohne Rücksicht auf Jahr- und Tageszeit, auf Hitze oder Regen die königlichen Briefe und Botschaften beförderten. Die große Heerstraße, die von Sardes über Phrygien, Kappadocien, Cilicien, Mesopotamien, 450 Parasangen (337 Meilen) weit nach Susa geführt war, zählte nach Herodot 111 solcher Poststationen. Daß aber Darius bei der Anlegung dieser Straßen neben den policeilichen und militärischen Rücksichten auch die Hebung des Handels, die Erleichterung des Verkehrs im Auge hatte, ergiebt sich aus der Sorgfalt, die er in gleicher Weise den Wasserstraßen widmete. Er ließ den von Ramses begonnenen, von Necho weiter geführten aber unvollendet gelassenen Kanal aus dem Nil nach dem rothen Meere wirklich ausführen, ein großartiges Werk, dessen Andenken wohl würdig war, durch ein Denkmal verewigt zu werden, von dem die Reste einer Bild-

säule und Bruchstücke von Granitblöcken mit Keilinschriften unweit der Bitterseen noch jetzt zu sehen sind.

Gebrechen der Verwaltung. Wenn wir nun dennoch trotz dieser Beförderung des Verkehrs- und Industrielebens die alten Culturstaaten unter der Herrschaft der Perser mehr und mehr von ihrer alten Größe herabsinken sehen, wenn das fruchtbare Gartenland Mesopotamiens der sorgfältigen Bebauung entbehrt; wenn die alten Handelsstädte Phöniciens neben der Seemacht der Griechen immer unbedeutender werden, wenn Aegyptens Reichthum und Bildung allmählich schwinden, ohne daß sich andere minder cultivirte Völker unter der persischen Herrschaft emporzuarbeiten vermögen, so muß das Verwaltungswesen und Satrapenregiment nothwendig an großen Gebrechen gelitten haben. Je mehr die folgenden Könige unter den entnervenden Einflüssen der Haremsherrschaft, der Wollust und Verweichlichung des Hofes, die nothwendigen Regenten-Eigenschaften, die Umsicht und Fähigkeit zum Herrschen einbüßten, desto schutzloser waren die Provinzen, die durch keine geordnete Gesetzgebung, durch keinen festen Rechtszustand gegen Willkühr, Gewaltthat und Bedrückung sicher gestellt waren, der Habgier und Raubsucht der Satrapen ausgesetzt. Solchen Schlägen zu widerstehen, hatten die alten Staaten nicht mehr die erforderliche Kraft und Elasticität; ihre Einrichtungen, ihre gewohnten Lebensformen, ihre Volksthümlichkeit, wenn auch nicht durch List oder Gewalt vernichtet oder untergraben, erlagen dennoch unter dem Tod bringenden Odem des Despotismus. Der Mangel politischer Selbständigkeit erstickte das Nationalgefühl und den vaterländischen Sinn und raubte dem Leben den Schwung und das Streben nach idealen Gütern, die allein ein gesundes Culturleben zur Entwicklung zu bringen vermögen.

---

32. Die Eroberungszüge des Darius.

(Nach Max Duncker, Geschichte des Alterthums.)

a. Der Zug gegen die Scythen.

Nachdem Darius das Reich des Cyrus durch glückliche Kämpfe wieder aufgerichtet, dachte er alsbald auf dessen Erweiterung. Es trieb ihn, die Thaten des Cyrus und Cambyses zu überbieten. Nach der Eroberung Aegyptens gab es keine Großmacht mehr neben Persien. Cambyses hatte dann die persischen Waffen zu den Aethiopen des Südens zu tragen versucht, aber hier war Darius selbst durch den Augenschein belehrt worden, wie unüberwindliche Schranken die Wüsten Afrika's dem Eroberer steckten. Er faßte deßhalb den Plan, in der entgegengesetzten Richtung vorzubringen, er wollte die Scythen unterwerfen. Aber nicht etwa die wandernden Schaaren der Massageten, welche Cyrus vergebens bekämpft, der Krieg sollte den Scythen über dem schwarzen

Meere gelten, welche in gar keiner feindlichen Berührung mit Persien standen. Herodot, der von dem Streben erfüllt ist, die Ereignisse, welche er darstellt, theils durch Anekdoten, theils nach dem Princip der Strafe und Wiedervergeltung mit einander zu verknüpfen, sagt, Darius habe die Scythen für jenen Einbruch, welchen sie zu König Cyaxares' Zeit in Medien gethan, züchtigen wollen; ein Grund, der schwerlich stichhaltig sein möchte. Darius scheint es in der That nur auf den Ruhm abgesehen zu haben, die persische Herrschaft bis zu den entferntesten Völkern auszudehnen. Noch hatte kein Herrscher des Orients, weder ein Pharao noch ein Assyrier, es versucht, das trennende Meer zu überschreiten, Europa zu betreten; gerade das scheint den Darius zu diesem Plane getrieben zu haben. Der Kriegsplan ging dahin, von Kleinasien aus nach Thracien überzusetzen, durch Thracien nordwärts zu marschiren, und von der Donaumündung in das Land der Scythen einzubrechen. Von hier aus wollte Darius in weitem Bogen über das schwarze Meer hinwegziehen, um entweder durch die Pässe des Caucasus oder erst jenseits des caspischen Meeres durch die Ebenen der Massageten die Grenzen Persiens in Sogdiana wieder zu erreichen. Es war eine Unternehmung im größten Stil orientalisch-despotischer Kriegführung.

Da das Meer überschritten werden sollte, da es nöthig gefunden wurde, das Heer durch die Gebirge Thraciens von einer Flotte, welche die Lebensmittel trug, begleiten zu lassen, da man zudem nicht hoffen konnte, einen so gewaltigen Strom wie die Donau an ihrer Mündung ohne die Hülfe einer Flotte überschreiten zu können, so fiel natürlich den Seestädten ein großer Antheil von diesem Unternehmen zu. Da den griechischen Seeleuten die Gewässer des schwarzen Meeres, die Mündungen der Donau und des Borysthenes kaum minder bekannt waren, als die des ägäischen Meeres, so sollten die Städte und Inseln der ionischen Küste diesmal die gesammte Flotte, mit Ausschluß der Phönicier, allein aufbringen.

Darius ließ daher an die griechischen Städte und Inseln die Weisung ergehen, eine Flotte von sechshundert Schiffen zu stellen. Bereitwillig führten die Tyrannen ihre Geschwader herbei. Histiäus brachte die Schiffe von Milet. Da Darius das gesammte Aufgebot der wiedervereinigten Provinzen des persischen Reiches, ein Heer von 700,000 Mann, dem natürlich ein ungeheurer Troß folgte, nach Europa zu führen gedachte, wäre die Ueberfahrt zu Schiffe sehr langwierig gewesen, es wurde deßhalb der Plan gefaßt, eine Brücke über das Meer nach Europa zu schlagen. Es waren Griechen, die sich zur Ausführung dieses Werkes hergaben, welches Perser unmöglich hätten zu Stande bringen können; sie bahnten den Heeren des Orients selbst einen bequemen und sichern Weg zum Festlande Europa's, zu ihrer eigenen Heimat. Indeß wählte man nicht den Hellespont, sondern den Bosporus zum Uebergangspunkte. Theils war dieser an der engsten Stelle schmäler als jener (die Griechen geben deren Breite im Bosporus auf

fünf, im Hellespont auf sieben Stadien an), dann aber lag der Bosporus in der Marschlinie des Darius zur Donaumündung.

Inzwischen war Darius mit dem Landheer herangekommen, dem größten, welches ein persischer Herrscher bis dahin zusammengebracht hatte. Seinem Willen und seiner Macht, der Einsicht und der Geschicklichkeit des griechischen Baumeisters war das Unglaubliche möglich geworden; die reißende Strömung des Bosporus war gezwungen worden, eine Brücke zu tragen. Es war ein endloser Zug, der auf dem überbrückten Meere an ihm vorüberging, den Schrecken des persischen Namens von Asien nach Europa zu tragen. Zum Gedächtniß dieses Ueberganges ließ Darius auf dem europäischen Ufer zwei Säulen von weißem Stein aufrichten mit Inschriften, die die Namen aller Völker, welche das Heer bildeten, enthielten; auf der einen Seite in persischer Keilschrift, auf der andern Seite in hellenischer Sprache und Schrift.

Es war im Jahre 513 v. Chr., daß die Streitkräfte Asiens den Boden Europa's betraten. Die Flotte erhielt die Weisung, im Pontus an der thracischen Küste hinaufzusegeln, in die Donau einzulaufen, und oberhalb der Mündung mit einem Theil ihrer Schiffe eine Brücke über die Donau zu schlagen. Das Landheer marschirte von Byzanz in derselben Richtung mit der Flotte, einige Tagemärsche von der Küste entfernt. Die thracischen Stämme, durch deren Landschaften der Zug ging, wagten keine Gegenwehr; ihr Kriegsvolk mußte das Heer des Darius verstärken. Erst nachdem die Perser die Höhen des Hämus überstiegen hatten, fanden sie Widerstand; zwischen dem Hämus und der Donau saßen die Geten, welche Herodot die tapfersten und gerechtesten unter allen Thraciern nennt. Sie wurden von den anrückenden Massen erdrückt. Die Flotte hatte inzwischen zwei Tagefahrten von den Mündungen der Donau stromaufwärts, da, wo dieselbe noch ungetheilt fließt, die Brücke geschlagen, welche das persische Heer nach Herodot's Ausdruck, „über den größten Fluß führte, welchen wir kennen". Das Land der Scythen begann am jenseitigen Ufer. Darius wollte nach dem Uebergang über die Donau die Brücke abbrechen und die Flottenmannschaft zu Lande weiter mitziehen lassen; es muß demnach seine Absicht gewesen sein, nicht weiter längs der Küste des schwarzen Meeres fortzumarschiren, wo ihm die Flotte sehr nützlich sein konnte, sondern gleich in das Innere Scythiens vorzudringen. Auf den Rath des Koes von Lesbos, welcher bemerklich machte, daß der König sich doch einen Rückzug offen halten müsse, ging Darius von diesem Plane ab. Er berief die Tyrannen und Führer der griechischen Schiffe und gab ihnen einen Riemen mit sechszig Knoten, mit der Anweisung, jeden Tag einen derselben aufzulösen. Kehre das Heer in diesen sechszig Tagen nicht wieder zur Brücke zurück, so möchten sie ruhig nach Hause fahren. Es mochte des Darius Meinung sein, daß in dieser Zeit, also nach einem Vormarsch von etwa dreißig Tagen, entschieden sein werde, ob er den Landweg heimwärts über den Caucasus oder nach Sogdiana betreten könne, oder ob er zurückkehren müsse.

Die Scythen faßten den Entschluß, dem Angriff der Perser auszuweichen. Die Weiber und Kinder sollten auf ihren Wagen nebst dem zum Unterhalt nöthigen Vieh bei dem Heere bleiben; alle übrige Habe, Knechte und Heerden sollten nordwärts geführt werden. Darius schickte einen Reiter an den König Idanthyrsus mit der Aufforderung, entweder sich mit ihm zu schlagen, oder Erde und Wasser als Zeichen der Unterwerfung zu übersenden. Statt der Erde und des Wassers sandten die Könige der Scythen dem Darius einen Vogel, eine Maus, einen Frosch und fünf Pfeile. Der Schwiegervater und Botenträger des Darius, Gobryas, deutete den Sinn dieser Gaben dahin, daß die Scythen sagen wollten: Wenn ihr nicht Vögel werdet und in den Himmel fliegt, oder Mäuse und euch in die Erde verkriecht, oder Frösche und in die Sümpfe springt, so werdet ihr unsern Pfeilen erliegen. Nun begannen die Scythen das persische Heer anzufallen. Sobald dasselbe nach vollendetem Tagemarsche zu lagern sich anschickte und die Kochfeuer angezündet wurden, sprengten die Scythen heran. Die persischen Reiter mußten wieder aufsitzen, aber sie waren den Schwärmen der Scythen nicht gewachsen. Wenn dann das persische Fußvolk geordnet anrückte, wichen die Scythen, aber in der Nacht kamen sie wieder. Bei diesen beständigen Anfällen konnten die Perser weder Tag noch Nacht Ruhe finden und kamen in so große Noth, daß Darius des Gobryas Rath einholte, nicht wie er die Scythen besiegen, sondern wie er das Heer sicher zurückführen könne. Gobryas rieth dem Könige, alle Kranken und Schwachen nebst dem Troß im Lager zurückzulassen, damit die Scythen glaubten, Darius stehe noch mit dem ganzen Heere in demselben; inzwischen solle der König mit den kräftigsten Leuten den Scythen einen Vorsprung auf dem Wege nach der Donau abzugewinnen suchen. Die List gelang. Die Scythen erkannten die Täuschung erst, nachdem sie das Lager genommen, und Idanthyrsus eilte nun so schnell er konnte, den Persern nach. Da die Scythen sämmtlich beritten waren, marschirten sie weit schneller als die Perser, und hätten sie bald wieder erreichen müssen; aber die Perser hatten aus Unkunde einen weiteren Weg eingeschlagen, so daß Idanthyrsus an die Donau gelangte, ehe Darius dort eingetroffen war. Die Scythen forderten nun die Anführer der Griechen auf, die Brücke abzubrechen; sie würden ihres Herrn dadurch los werden und möchten den Göttern und den Scythen für ihre Befreiung danken.

Die sechszig Tage, welche die Flotte nach dem Befehl des Darius in der Donau verweilen sollte, waren vorüber, und Miltiades vom Chersonnes mahnte seine Genossen, die Tyrannen und die übrigen Führer der griechischen Schiffe, die Brücke abzufahren, den König und die Perser ihrem Schicksale zu überlassen und Ionien zu befreien. Aber Histiäus, der Tyrann von Milet, führte im Rathe der Griechen aus, „daß sie, die Tyrannen der Städte, ihre Herrschaft dem Darius verdankten; würde dessen Macht zerstört, so würde weder er (Histiäus) in Milet Herr sein, noch ein anderer anderswo; jede Stadt würde die

Demokratie der Tyrannis vorziehen". Nachdem alle bis auf den Miltiades dieser Meinung beigetreten waren, wurde beschlossen, stehen zu bleiben, die Brücke aber, damit sie nicht von den Scythen genommen würde, auf die Länge eines Bogenschusses vom nördlichen Ufer her abzutragen. Die Scythen, in der Meinung, daß die Griechen die ganze Brücke abführten, kehrten zurück, den Darius aufzusuchen und zu vernichten. Sie verfehlten die Perser zum zweiten Male. Darius gelangte unangefochten an die Donau. Aber es war Nacht, als die Perser das Ufer erreichten, und die Brücke war nicht zu finden. Der König mußte glauben, daß die Ionier nach der bestimmten Frist abgesegelt seien, alle waren in größter Furcht, denn es war unmöglich, ohne Brücke über den Strom zu kommen. Da befahl Darius einem Mann aus Aegypten, der eine sehr starke Stimme hatte, an's Ufer zu treten und nach dem Histiäus von Milet zu rufen. Der Ruf wurde beantwortet, die Brücke wurde hergestellt, Darius war gerettet.

b. Der Zug nach Indien.

So hatte denn das Perserreich im Norden wie im Süden seine Grenzen gefunden. Wollte man weiter vordringen, so war man auf die Richtung nach Osten und Westen angewiesen; dort konnte man den Indus und die Goldschätze des Himalaya erwerben, nach Westen hin waren die wilden Stämme der Thracier, die kleinen Städte und Cantone der Griechen kaum gefährliche Gegner. Waren ihre Städte in Asien nicht bereits unterworfen? Stand es nicht seit dem Uebergange über den Bosporus fest, daß man den Boden Europa's mit großen Heeren erreichen konnte? Der Zug gegen die Scythen hatte indeß den Darius hinlänglich überzeugt, daß ohne genaue Kunde bei Unternehmungen in entfernte Länder nur Verluste zu holen seien. Er wollte diese Erfahrungen benutzen. Er beschloß diese Länder, welche das nächste Ziel seiner Kriegszüge sein sollten, zuvor genau erforschen zu lassen. Zu diesem Zweck gingen Expeditionen nach dem Indus, wie nach den hellenischen Gewässern ab.

Aber während sich Darius im Westen auf die Einleitungen eines künftigen Feldzuges begrenzte, müssen die Nachrichten, welche die Expedition vom Indus heimbrachte, der Art gewesen sein, daß er sich sogleich entschloß, die Gebiete am Indus seinem Reiche einzuverleiben. War Cyrus hier nicht weiter als bis zur Unterwerfung der Açvaka gekommen, so gelang es dem Darius, alle indischen Stämme von der Einmündung des Kabul in den Indus bis zum Delta des Stromes hinab, die Gandhara und Cudra zu überwältigen. Noch wichtiger waren die Erwerbungen, welche Darius im Norden des Hindukuh machte; die streitbaren Darada wurden bezwungen und ihr goldreiches Gebiet im hohen Himalaya ein Bestandtheil des persischen Reiches. Die Darada wie die Gandhara wurden mit starken Tributen belastet.

So hatte Darius denn wirklich ungenirt durch das Fehlschlagen im

Scythenlande die Thaten des Cyrus und Cambyses überboten. Wenn sich das persische Reich vor ihm von Nord nach Süd, von der größten Hitze bis zur größten Kälte erstreckte, wie Xenophon sagt, so hatte Darius demselben nun im Osten den Indus und den Himalaya zur Grenze gesetzt, so hatte er im Westen Samos, Imbros und Lemnos genommen, und durch Besetzung der Stadt Doriscus in Thracien Fuß gefaßt auf der Küste Europa's.

c. Die Züge gegen Griechenland, s. in der griechischen Geschichte.

---

33. Der Bruderkrieg zwischen Artaxerxes II. und dem jüngern Cyrus.

(Nach Friedr. von Raumer, Vorlesungen über die alte Geschichte.)

Darius II. Nothus hinterließ zwei Söhne: Artaxerxes II. Mnemon und Cyrus. Seine Gemahlin Parysatis verlangte den Thron für den Letztern, weil er zu der Zeit geboren sei, wo Darius schon König war, erlangte aber nur, daß ihn dieser als Statthalter der an das Meer gränzenden Landschaften bestätigte. Um jedoch seine zweifelhaft gewordene Treue zu erproben, berief ihn Artaxerxes nach Pasargadä, und in der That ergaben sich hier so viele erhebliche Anzeigen von Nachstellungen des Cyrus gegen den König, daß nur die Bitten der Parysatis diesen vermochten, seinem Bruder das Leben zu schenken und die Rückkehr in das vordere Asien zu erlauben. Kaum war aber Cyrus in seiner Statthalterschaft angelangt, so rüstete er sich insgeheim zum Kriege und schrieb, an seine frühere Unterstützung erinnernd, nach Sparta: „Er könne mehr ungemischten Wein trinken und vertragen als sein Bruder, der ihm an Muth nachstehe und sich bei der Jagd kaum auf dem Pferde, viel weniger in gefährlichen Zeiten auf dem Throne zu erhalten im Stande sei. Den Fußgängern, welche ihm die Spartaner zu Hülfe senden würden, wolle er Pferde, den Reitern Wagen, Allen Aecker und Dörfer geben, und den Sold nicht zählen, sondern messen."

Die Lacedämonier mochten sich nicht laut gegen Artaxerxes erklären, schickten jedoch dem Cyrus Schiffe und Mannschaft, unter dem Scheine als sei es ein Unternehmen von einzelnen Bürgern und alten Freunden. Auf 70,000 Mann wuchs des Cyrus Heer. Klearchus, ein finsterer, nie geliebter, aber höchst tapferer und von Allen geehrter Spartaner, führte ihm an 13,000 griechische Söldner zu. Glücklich gelangten Alle von Sardes an die unbesetzten cilicischen Thore nach Tarsus, und Syennesis von Cilicien erklärte sich für Cyrus; aber zu gleicher Zeit benachrichtigte er und Tissaphernes auch den König von der bevorstehenden Gefahr. Cyrus hatte nach manchem vergeblichen Versuche die Anfangs über Richtung und Zweck des Zuges kläglich getäuschten Soldaten durch Geschenke und Versprechungen dahin gebracht, ihm in das Innere von Asien und sogar gegen den König zu folgen. Er erreichte Thap-

facus am Euphrat, und viele von den Anhängern seines Bruders traten zu ihm, keiner der Seinigen zum Könige über. Vierhundert und ein Jahr vor Christus, drei Jahre nach der Eroberung Athens durch die Spartaner, trafen die Heere bei Kunaxa aufeinander. Die Griechen, besser bewaffnet und der Kriege gewohnt, warfen überall die Barbaren, und schon war die Schlacht für Cyrus fast gewonnen, als er gegen seinen Bruder selbst ansprengte, und diesen zwar so verwundete, daß er hinweggetragen werden mußte, dann aber im Auge getroffen niederstürzte, und wahrscheinlich von einem gemeinen Soldaten getödtet wurde. Das nahm den Seinen den Muth, sie flohen und die Königlichen erbeuteten das Lager.

Unterdessen hatten die Griechen nicht allein in der Schlacht gesiegt, sondern auch einen spätern Angriff zurückgeschlagen. Als sie endlich zu ihrem Erstaunen den unglücklichen Ausgang erfuhren, wollten sie sich demungeachtet nicht unterwerfen, sondern erzwangen einen Vertrag, welcher ihnen freien Abzug gestattete. Allein Tissaphernes, — welcher jetzt im höchsten Ansehn stand und die Statthalterschaft des Cyrus erhielt, weil er zuerst über dessen Unternehmung Nachrichten gegeben und vorzüglich zum Siege mitgewirkt hatte —, versprach dem Könige, jene Griechen zu vertilgen. Er lud, unter dem Scheine der Freundschaft, alle ihre Führer ins Lager, und ließ sie auf eine verrätherische Weise gefangen nehmen, und aus eigener Macht oder mit königlicher Zustimmung ermorden. Dieser Frevel und die wachsende Bedrängniß erhöhte aber nur den Muth der Zehntausend. Sie waren auf das linke Ufer des Tigris gelockt worden und konnten weder über den Fluß zurücksetzen, noch, wenn dies gelang, durch die Wüste bis zum Euphrat kommen. Deßhalb führte sie Xenophon, zwar nicht ohne Verlust, doch auf bewundernswerthe Weise, den Strom aufwärts, bei den Quellen des Tigris und Euphrats vorüber, durch wilde Bergschluchten und Engthäler, unter steten Kämpfen erst mit Persern, dann mit Karduchern und andern wilden Völkern, bis in das hohe Armenien. Ueber Eis- und Schneefelder, durch Kälte und Hunger bedrängt, aber dennoch unverzagt, zogen sie vorwärts bis zum Phasis, hierauf links zum Meere. Als sie dies erblickten, entstand die höchste Freude, denn das Schwerste war nun allerdings überstanden. Den griechischen Ansiedlungen, Trapezunt, Sinope, Herakea, Chalcedon folgend, kamen sie zum Hellespont und setzten nach Thracien über.

Nach der Schlacht bei Kunaxa wünschte Artaxerxes Mnemon eitel, für den Mörder seines Bruders Cyrus gehalten zu werden, und bemühte sich Jeden, der in dieser Hinsicht ein näheres Recht oder Verdienst zu haben meinte, dadurch zu beschwichtigen, daß er ihm große Geschenke für seine dabei geleisteten Dienste sandte. Diese wirklichen oder erdichteten Haupt- oder Nebengehülfen schwiegen aber, aus gleicher Eitelkeit, keineswegs bescheiden still, und Parysatis strebte nun mit wilder Grausamkeit jeden zu verderben, der sich als Feind ihres Lieblingssohnes Cyrus gezeigt hatte. In arge Parteiungen zerfiel darüber der

persische Hof, und jene Königin setzte ihre rachsüchtigen Pläne, selbst mit oder gegen den siegenden Artaxerxes durch. Zuvörderst rühmte sich ein Karer jenes Mordes, und der König befahl, dadurch beleidigt, ihm den Kopf abzuschlagen: aber Parysatis erbat sich den Mann zur Bestrafung, ließ ihn zehn Tage martern, die Augen ausstechen und geschmolzenes Erz in die Ohren gießen. Mithridates, ein edler Perser, ward hierauf verleitet beim Trunke, vielleicht der Wahrheit gemäß, laut zu behaupten: daß er nicht bloß, wie der König bei Bewilligung eines Geschenkes äußerte, den Sattel des Cyrus aufgefunden, sondern diesen wirklich getödtet habe. Parysatis bewog den Artaxerxes, den Mithridates im Troge tödten zu lassen. Dieser mit einem genau passenden Deckel versehene Trog umschloß den Leib des Mannes; Haupt, Arme und Füße reichten frei und ohne Stütze, zur schrecklichsten Ermüdung, heraus. Doch war dies nur das geringere Leiden, denn durch Stechen in die Augen zwang man den Unglücklichen zum übermäßigen Essen, damit desto mehr Unrath entstehe; und in diesem Unrathe lag jener, bis sich Würmer erzeugten und ihn lebendig auffraßen. Megabates, welcher nach des Königs Befehl dem Cyrus Hand und Kopf abschlagen mußte, gewann Parysatis im Spiele. Zuerst nämlich verlor sie tausend Dariken an den König, spielte dann mit ihm um den Megabates, ließ ihn lebendig schinden und einzelne Theile seines Leibes und seiner Haut an mehrere Kreuze schlagen.

Nur Statira, des Königs Gemahlin, stand der Parysatis noch überall im Wege, weßhalb diese die eine Seite des Messers vergiftete, womit Geflügel vorgeschnitten wurde; sie behielt das unschädliche und gab Statira das vergiftete Stück, welche daran unter schrecklichen Schmerzen starb und laut behauptete, daß die Schwiegermutter die Urheberin ihres Todes sei. Gigis, eine Theilnehmerin, bekannte die Frevelthat auf der Folter. Man legte dieser nunmehr einen Stein auf den Kopf, und schlug so lange mit einem zweiten darauf, bis Haupt und Gesicht ganz platt und hinweggedrückt waren.

---

34. Artaxerxes III. Ochus.

(Nach Friedr. von Raumer, Vorlesungen über die alte Geschichte.)

Artaxerxes Mnemon war nach drei und vierzigjähriger Regierung gestorben, und sein Sohn und Nachfolger Artaxerxes Ochus, der Zeitgenosse Philipp's von Macedonien, war nachlässig, träge und keineswegs großer Thaten, wohl aber heftiger Leidenschaften fähig. Deßhalb ließ er in rascher Wuth fast alle seine Verwandten umbringen, konnte aber nur durch die beunruhigendsten Nachrichten bewogen werden, persönlich zur Sicherung seines Reichs einen Feldzug zu unternehmen, welcher auch nicht durch eigene Tugend oder Tapferkeit glücklich ausfiel, sondern nur durch Verrath und die Hülfe griechischer Söldner. Necta-

nebus, der Herrscher Aegyptens, hatte nämlich die persischen Heere geschlagen und dadurch den Phöniciern, welche von ihren Statthaltern willkürlich und grausam behandelt wurden, Muth zu offenbarem Abfall gemacht. Sie verwüsteten, damit kein Rückschritt möglich bleibe, die königlichen Gärten und tödteten die Perser, welche an ihnen gefrevelt hatten. Hierauf rückten die Statthalter Belesis von Syrien und Mazäus von Cilicien gegen sie an; aber Tennes, der König von Sidon, überwand beide mit Hülfe von 4000 griechischen Söldnern, welche der Rhodier Mentor anführte. Endlich eilte Ochus selbst mit größerer Land- und Seemacht nach Phönicien, und in seinem Heere befanden sich an 10,000 Griechen aus den asiatischen Städten, aus Argos und Theben. Darüber gerieth Tennes in feige Furcht und gab dem Antrage der Perser Gehör: er möge Sidon verrathen, um sich selbst zu retten. Demgemäß führte er hundert edle Sidonier an eine Stelle, wo sie dem Feinde in die Hände fallen mußten, und Ochus ließ nicht allein diese, sondern auch 500 Andere tödten, die als Flehende vor ihm erschienen; er wollte die Stadt nicht durch Vergleich, er wollte sie mit Gewalt einnehmen, um grausam strafen zu können. Die Sidonier, die nunmehr sahen, welch Schicksal sie erwarte, verbrannten ihre Schiffe, Häuser, Güter, ja sich selbst; an 40,000 Menschen kamen um's Leben. Ganz Phönicien mußte sich unterwerfen, und da er seiner nicht mehr bedurfte, ließ der König den Tennes hinrichten.

Nunmehr wandte sich Ochus nach Aegypten. Aber Nektanebus war trefflich gerüstet und hatte außer den Aegyptiern viele Libyer und 20,000 Hellenen angeworben. Demungeachtet floh er, als nur ein kleiner Theil seines Heeres zurückgedrängt wurde, nach Memphis und veranlaßte dadurch die griechische Besatzung von Pelusium, sich unter der Bedingung des freien Abzuges zu ergeben. Ohne Rücksicht auf diese Bedingung ward ein Theil derselben, durch die erst anlangenden Soldaten des übermüthigen Bagoas geplündert. Dieser Bagoas*) vergiftete den schwachen Ochus und tödtete seine Söhne bis auf den jüngsten, scheinbar zur Herrschaft erhobenen Arses. Zwei Jahre später kam aber auch dieser durch Bagoas um, weil er die Vermuthung erregt hatte, er werde die Ermordung seines Vaters und seiner Brüder dereinst rächen. Seitdem beherrschte der frevelnde Bagoas das Reich nach Willkür, bis er für gut fand, in dem Jahre, wo Alexander die Regierung in Macedonien antrat, Darius III. Codomannus, welcher sich im Kriege gegen die Kadusier ausgezeichnet hatte, auf den Thron zu setzen. Schon wollte er auch diesen vergiften, als der König den Nachstellungen zuvor kam und nunmehr ohne äußere Beschränkung herrschte. Darius III. war ein Mann von gutem aber schwachem Willen, außer Stande, Liebe und Furcht, welche Gehorsam und Kraft erzeugen, in Millionen zu erwecken und in kurzer Zeit ein aufgelös'tes Reich zu erneuen.

---

*) S. J. G. Droysen, Geschichte Alexander's des Gr. S. 30 ff.

35. Verfall des persischen Reiches.

(Nach A. H. L. Heeren, Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt.)

Bereits unter Darius fingen die großen Heereszüge nach Europa an, aus denen sich fast ausschließend alle die Folgen entwickelten, die der persischen Herrschaft verderblich wurden. Es war nicht allein die ungeheure Anstrengung und der unermeßliche Aufwand, welche diese Züge nach der ganzen Einrichtung derselben erforderten, wodurch das persische Reich nothwendig an Menschen erschöpft und in seinem Innern geschwächt werden mußte, sondern da man bald einsah, daß man mit jenen in einen fremden Welttheil getriebenen Völkerschaaren wenig gegen eine Nation ausrichtete, die außer ihrem Heldenmuth und Patriotismus zugleich militärische Disciplin unter sich hatte, und, angetrieben durch den ersten glücklichen Erfolg, selbst angreifend zu Werke ging, so erzeugte dieß eine Veränderung in dem Kriegswesen der Perser, die denselben ihren kriegerischen Charakter raubte, und sie desto schneller in die Ueppigkeit und Weichlichkeit versinken ließ, welche nachher bei ihnen zu einem fast unglaublichen Grade stieg. Noch in dem Kriegsheere des Xerxes erscheinen die Perser als das tapferste Volk in der Armee; aber gleich nach ihm verloren sie diesen Vorzug, da es Gewohnheit ward, das Hauptcorps der Armee aus Miethtruppen zusammenzusetzen, wozu man vorzugsweise Griechen nahm. Der Einfluß, den diese Sitte auf die Verderbniß des Charakters beider Nationen und auf die Weltgeschichte überhaupt gehabt hat, ist von den Geschichtschreibern noch nicht gehörig entwickelt. Schaaren von Menschen, die kein weiteres Interesse als das des Eigennutzes kennen, und ohne Bedenken sich bloß dem Meistbietenden verkaufen, müssen bald in Räuberhorden ausarten, bei denen die Erhaltung der Disciplin, wie Xenophon's eigenes Beispiel zeigt, zu einer Unmöglichkeit wird. Auch gibt es keine Gewohnheit, wodurch bei der Leichtigkeit, eine Armee zusammenzubringen, die Menge der Kriege mehr befördert würde; und bei der nothwendig entstehenden allgemeinen Unsicherheit pflegen nicht selten die Zeiten zunächst nach dem Kriege noch trauriger als die Kriege selbst zu sein.

Eine andere Ursache der innern Zerrüttung des persischen Staates ist in der Widerspänstigkeit und Empörung der Satrapen zu suchen. Man hatte zwar durch die Trennung der Civil- und Militärgewalt diesem vorzubeugen gesucht, allein die persischen Könige begingen die Thorheit, die Statthalterschaften nicht nur nicht zu verkleinern, sondern sogar mehrere Einem zu übertragen, besonders wenn der Satrap unmittelbar aus dem königlichen Hause und ein Bruder oder naher Verwandter des Königs war. Aber weit entfernt, dadurch den Rebellionen vorzubeugen, wurden sie vielmehr, wie die Geschichte des jüngern Cyrus lehrt, dadurch befördert, und zwar um so viel mehr, da es auch

häufig Sitte ward, die Satrapen zu Feldherren zu ernennen und die Civil- und Militärgewalt in ihrer Person zu vereinigen. Diese Empörungen der Satrapen fingen zuerst an unter Artaxerxes I. Sie wurden befördert durch die Verhältnisse, in welchen die Perser mit den Griechen und Aegyptiern standen, und die Länder des westlichen Asiens, Vorder-Asien sowohl als Syrien, waren der gewöhnliche Schauplatz derselben. Es hielt bei dem eingewurzelten Haß der Aegyptier, und den politischen Factionen und Bürgerkriegen, die Griechenland zerrütteten, nicht schwer, sich bald hier bald dort Unterstützung zu verschaffen. Wie hätte ohne diesen Parteigeist der Satrapen der spartanische Feldherr Agesilaus es wagen dürfen, mit einer Handvoll seiner Mitbürger der ganzen persischen Macht Hohn zu sprechen und den Thron des großen Königs in Asien zu erschüttern?

Allein nicht weniger verderblich ward endlich diesem Reiche das ungeheure Sittenverderbniß des Hofes. Der Einfluß der regierenden Königin, vorzüglich aber der Königin Mutter, entschied hier allein. Man muß in der Hofgeschichte des Ktesias die Charaktere und Gewaltthätigkeiten einer Amytis, Amistris, vorzüglich aber einer Parysatis*) gelesen haben, um sich von dem, was eine Regierung aus dem Serail heißt, einen anschaulichen Begriff zu machen. Die Befriedigung persönlicher Leidenschaften, der Rache und des Hasses nicht weniger als der Wollust und Eitelkeit wird hier das Triebrad des Ganzen; die Ausbrüche der Weiberrache und des Weiberhasses waren schrecklich, und nicht ohne Schaudern lies't man die Erzählungen der fürchterlichen Hinrichtungen, die mit den ausgesuchtesten Martern auf ihre Veranstaltung vollzogen wurden, sobald sie vom Könige die Erlaubniß dazu erschlichen hatten**).

Durch diese Ursachen zusammengenommen bereitete sich die persische Monarchie in dem zweiten Jahrhundert ihrer Existenz selber ihren Untergang vor. Sie folgte darin dem Beispiel aller großen despotischen Staaten, die sich zuerst in sich selber auflösen, und dann bei einem Stoß von außen in Trümmer zusammenstürzen.

C. Die Culturvölker Afrika's ***).

VII. Die Aegyptier †).

36. Die weltgeschichtliche Bedeutung der Aegyptier.

(Nach Christ. Carl Josias Bunsen, Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte.)

Was ein Volk für die Menschheit wirklich gewesen, das erkennt diese erst, wenn das Treiben der Mächtigen verstummt ist, wenn Große

*) Siehe oben Seite 116. **) Siehe oben Seite 118.
***) Vgl. meine Charakteristiken zur vergl. Erd- u. Völkerkunde, 2. Bd. Nr. 309.
†) Ueber das alte und neue Aegypten s. meine Charakteristiken zur vergleichenden Erd- und Völkerkunde. 2. Bd. Nr. 310.

und Kleine in Grabesstille ruhen, und am besten, wenn ein neuer Tag der Weltgeschichte angebrochen ist. Da schwinden allerdings Jahrtausende in einen kurzen und unrühmlichen Tag zusammen; die Selbstsucht, sei es einer Dynastie oder eines Volkes, zählt für nichts: wie ihr eigenstes Werk Verneinung, so ist ihr verdienter Lohn Vergessenheit oder Fluch. Aber es treten auch verkannte, bescheidene Größen nun in ihrem wahren Lichte hervor, Einzelne und Völker. Kleine, vielleicht während ihres geschichtlichen Tages meist nur verfolgte und verkannte, auch wohl gemordete Persönlichkeiten, und gescholtene, zertretene Völker leuchten als die Sterne in der Nacht der Vergangenheit.

Was haben wir denn von diesem Standpunkte aus über Aegypten auszusagen? Fünftausend achthundert dreiundsechszig Jahre staatlichen Bestehens, mit Sprache und zum Theile mit Schrift, hat es angeblich aufzuweisen vor Menes; seltsam genug, gerade dieselbe Reihe von Jahren also, welche, nach unsern Tafeln, von Menes bis zum Jahre 1860 unserer Zeitrechnung verflossen sind. Was von dieser übervollen Myriade ist und bleibt Errungenschaft der Menschheit?

Wenig, und doch Vieles und Rühmliches: ja Manches, was selbst die Pyramiden überleben wird, wenn die ganze Weltgeschichte nicht untergeht. Aegypten war nicht bloß zu allen Zeiten der Kornspeicher und Nothanker Palästina's und Syrien's, sondern auch, Jahrtausende hindurch, das Musterland für alte Gesittung im Westen, wie China im Osten, und später, wie China, ihre ehrwürdige Mumie. Es war das Mittelglied zwischen der Urwelt und der Neuen Welt — das verbindende Glied zwischen Asien und Afrika, hineinragend, durch Alexandria, in das alte und neue europäische Leben — eine sinnvolle Trümmer aus der vorfluthigen Zeit, noch bewohnt von Nachkommen der Pharaonenzeit, nach fast zweitausendjähriger Knechtschaft, und doch lebend mit allen Lichtern und mit allen Drängern der Menschheit, die seitdem über die alte Welt gezogen sind.

Allerdings aber muß das Weltgeschichtliche vorzugsweise dasjenige heißen, was die Aegyptier durch Festhaltung und Ausprägung einer Stufe der organischen Entwicklung der Menschheit geleistet, und diese Stufe ist eine sehr bedeutungsvolle, welche früh in Asien unterging, weil das Leben dort zu höheren Bildungen fortstrebte.

Was zuerst die Sprachbildung betrifft, so stellt die Stufe der Entwicklung der asiatischen Urwelt, welche als Niederschlag im Aegyptischen lebt, einen der merkwürdigsten und größten Schritte der Menschheit dar. Die Einheit von Silbe und Wort, Ding und Bild war aufgegeben. Statt dessen erschienen lange Ungeheuer von Worten, gebildet aus an einander geleimten Urworten, jetzt Silbenpartikeln. Dieser Unschönheit und Einengung wurde der Menschengeist erst Herr im Chamismus. Die Redetheile traten in ihrer Gesondertheit hervor: die Vor- und Nachsätze gestalteten sich organisch als untergeordnete Laute; reine Vocale drückten schon Mehrheit oder Selbständigkeit aus. Der Geist machte sich an allen Enden bemerklich. Die einsilbigen Haupt-

wörter nahmen einen bedeutenden Theil ein; die zweisilbigen thaten sich von selbst kund als malende Erweiterungen und Verstärkungen der Wurzeln; aus den Wurzeln sproßten wiederum Aeste und Zweige.

Endlich gewinnt der Chamismus einen eigenen Reiz und bleibenden Werth durch die bildliche Darstellung, theils der Dinge, theils der Silben, theils der reinen, einfachsten Laute. Man bewundert und ahnet in ihnen schon den Kunstsinn, welcher sich in der neueren Geschichte der Aegyptier kund gibt; wie dort, so ist auch hier das Thier-Symbol der Mittelpunkt des Lebens- und Thiergefühls. Die Thierbilder treten so hervor, daß die Griechen die Hieroglyphen auch Thierschrift nennen.

Noch mehr in die Augen fallend und weltgeschichtlich bedeutend sind die Grundgedanken und Werke der Religionsbildung in Gottesdienst, Tempelbau und Glauben der Aegyptier.

Die Aegyptier haben das zum dumpfen Fetischdienst hinneigende Afrika hineingezogen in den mythologischen Bildungstrieb Asiens, aber mit großem Ernste und mit ethischer und bildender Richtung. Sie haben die Unsterblichkeit der Seele zuerst gelehrt; diese Angabe aller griechischen Schriftsteller, von Herodot bis Aristoteles, wird durch die Denkmäler auf's glänzendste bestätigt. Der damit verbundene Glaube an die Wanderung der menschlichen Seele durch Thierkörper ist, nach Allem, was wir von der Mythologie Asiens wissen, eine ägyptische Neuerung. Der Thierdienst ist uralt ägyptisch und wird bald nach Menes (in der zweiten Dynastie) Staatsreligion im ganzen Reiche. Aber nur die Verbindung der Thiere mit dem Menschen durch die Lehre der Seelenwanderung macht diese seltsame Erscheinung als Volksglauben und öffentliche Religion erklärlich.

Vergebens nimmt man seine Zuflucht zur Erklärung des Thierdienstes aus der Bewunderung oder der Furcht. Weder das Eine noch das Andere paßt auf die unschädliche Schlange; die Wohlthat des Mäusefangens hätte doch wohl schwerlich zu göttlicher Verehrung der Katze begeistert; auch wohl nicht beim Krokodil, Schakal, Wolf die Furcht vor ihrer Feindschaft, gleichsam als würde dieses Thiergeschlecht, wenn verehrt, dem Menschengeschlecht weniger feindlich sein! Eine größere Beachtung verdient schon die Ansicht, daß dieser Verehrung eine Symbolisirung des Jahreslaufes oder gewisser himmlischer Erscheinungen zu Grunde liege. Aber bei allen diesen Erklärungsversuchen wird immer schon das eigentlich zu Erklärende vorausgesetzt: nämlich, wie die Aegyptier überhaupt dazu kamen, lebende Thiere göttlich zu verehren? Es dürfte wohl nur allein zulässig sein, zu sagen: der Thierdienst sei das Erzeugniß der Verbindung des Glaubens an die persönliche Fortdauer der Seele mit der Seelenwanderung durch Thierkörper, ein Glaube, welchen das tiefe Gefühl des Aegyptiers für das Göttliche und Einheitliche im Naturleben und insbesondere im Thierleben vermittelte.

Nimmt man diesen höhern, und doch noch ganz realen und concreten Standpunkt ein, so kann man sich Entstehung, Ausbildung, Dauer und alle Einzelheiten des Thierdienstes erklären. War einmal die

Empfindung des Göttlichen und Wunderbaren in der Thiernatur mit dem eigenen inneren Leben der Menschen durch die Seelenwanderung vermittels geheimer Bande verbunden, so hörte das Grauen vor dem Thierischen, z. B. beim Krokodile, auf, und Nützliches wie Schädliches, Muth wie Schlauheit, gewannen einen geheimnißvollen Reiz, als Verkleidung menschlicher Gemüthsart und Zustände.

Der wahre Sinn der berühmten Stelle Herodot's (II, 123) über den eigentlichen Grund der ängstlichen Sorge der Aegyptier für die Erhaltung und gleichsam Unvergänglichkeit des Leichnams kann also kein anderer sein, als daß nach ägyptischem Glauben die Seele beim Scheiden vom todten Körper, mit gar seltenen Ausnahmen, eine Wanderung durch Thierkörper während 3000 Jahren antreten muß, ein Zeitraum, welchen Plato ebenfalls für die Seelenwanderung annimmt und den Kreislauf der Nothwendigkeit nennt, nach pythagoreischem Gebrauche. Die Seele fährt nämlich beim Tode ihres Leibes in irgend einen thierischen gerade in dem Augenblicke entstehenden Körper, ehe sie wieder in den menschlichen Körper, auf gleicher oder höherer Stufe, zurückkehrt oder in Osiris ruht. Daß nun die Seele in diesem ihrem Schicksalslaufe gestört oder gehindert werde, wenn ihr altes menschliches Gefäß nicht erhalten bleibe, war entschieden der Volksglaube der Aegyptier; ohne Zweifel, verglichen mit dem ursprünglichen Sinne der Priesterlehre, ein grober Aberglaube, aber ein den Gesetzgebern, und namentlich im dichtbevölkerten Aegypten, sehr heilsam scheinender. Eben so war es mit dem Glauben der Griechen und Römer an die Nothwendigkeit der Bestattung für die Einkehr der Seele in die unsichtbare Geisterwelt.

Des Menschen Seele ist, nach der Aegyptier Glauben, göttlich und also unsterblich. Sie hat eine persönliche, sittliche Verantwortlichkeit zu tragen. Heillose Thaten verbannen sie von Gottes Angesicht; verzeihliche Sünden schiebt der Glaube auf den Leib, der dafür auch der Vernichtung Preis gegeben wird. Der gerechtfertigte Mensch ist sich bewußt, ein Sohn Gottes zu sein, bestimmt, Gott zu schauen am Ende seiner Wanderung.

Aus der Anschauung der Verbindung des Glaubens an die Unsterblichkeit mit dem Glauben an die Seelenwanderung durch die Thierkörper erklärt sich also der Thierdienst und die Darstellung der menschlich gebildeten Gottheiten mit Thierköpfen, aller, außer Osiris; der Gott der Geisterwelt, der Richter der Seele, ist nur Mensch. In jedem Thiere wohnt dem Aegyptier etwas Göttliches; einige, Stier und Bock, waren unmittelbare Symbole der Naturkraft; in allen aber konnte die Seele eines Vorfahren weilen auf ihrer sühnenden Wanderung.

Nur jener Zusammenhang des Thierdienstes mit dem Unsterblichkeitsglauben und der Idee der Seelenwanderung erklärt die seltsamsten Erscheinungen dieses ägyptischen Symbolismus: so die feierliche und kostbare Bestattung und Aufbewahrung der Mumien der heiligen Thiere,

wie wir sie jetzt in dem Apisheiligthume von Memphis recht anschaulich vor Augen haben.

Aus den tiefen Wurzeln, welche dieser Unsterblichkeitsglaube im ägyptischen Geiste geschlagen, erklärt sich auch allein das Ungeheuere und Maßlose und dabei das Herrliche, Sinnvolle und Kunstreiche des Pyramidenbaues im alten Reiche. Wie der Thierdienst nichts ist, als die ägyptisch-afrikanische Gestaltung einer uralten asiatischen Anschauung, so auch die Verbindung der Sorge für die Unzerstörbarkeit des Leichnams mit dem Unsterblichkeitsglauben. Die Seele war unsterblich, aber ihre Seligkeit, wo nicht ihre Lebensfähigkeit, war gebunden an die Erhaltung des Körpers. Die Zerstörung der Leiche war also die Zerstörung der Seele. Wir verdanken sicherlich den Wunderbau der Pyramiden noch mehr der abergläubischen Furcht vor der Zerstörung des Leibes, als der bloßen Eitelkeit und Prachtsucht ihrer Erbauer.

Wir haben also nach allen Seiten ein großartiges, tiefes Gottesbewußtsein als Grundlage, aber auch allenthalben eine trostlose Unfähigkeit, die Idee in ihrer Reinheit festzuhalten. Bei allem diesem bleibt groß das Verdienst der Aegyptier für die Menschheit, daß sie die berauschende und verwirrende Naturverehrung Asiens zum Glauben an die unsterbliche Persönlichkeit ethisch ausgebildet und zum Volksglauben erhoben haben. Ferner ist es ein großes Verdienst der Aegyptier, daß sie die Religion, in ihrer Weise, überhaupt mit großer Kraft ethisch behandelt und zum Volksglauben gemacht. Die Verbindung der Idee mit dem äußerlichen Dienste ist durch sittliche Ideen vermittelt. Das Gottesgericht des Volkes ist Bild des unvermeidlichen Gottesgerichtes des Osiris, des Untrüglichen, Wahren; die Seele jedes Frommen und Guten wird osirisch, eigentlich Osiris selbst, d. h. vergöttert.

In dieser Idee liegt also der eigentliche weltgeschichtliche Punkt des ägyptischen Gottesbewußtseins. Gerechtfertigt ist folglich Herodot's Urtheil und im Allgemeinen die ehrfürchtige Auffassung der Griechen von den Geheimnissen der ägyptischen Religion und ihrer inneren Verwandtschaft mit den eigenen; gerechtfertigt überhaupt ihre Bewunderung der uralten, durchgebildeten Gesittung der Aegyptier.

Noch glänzender tritt die weltgeschichtliche Bedeutung des ägyptischen Lebens hervor in der Kunst. Sie ist das hellste Gestirn am ägyptischen Himmel, und hat einen bleibenden Werth, nicht bloß vom rein künstlerischen oder bloß technischen Standpunkte, von welchem alle Kundige es leicht erkennen und zugeben, sondern auch geistig und ethisch.

Die bildende Kunst tritt, nach einem allgemeinen organischen Gesetze, zuerst auf mit der Baukunst. Sie ist die Kunst des alten Reiches, während die Bildnerei und Malerei ihren Gipfelpunkt früh im neuen Reiche haben (von Horus bis Ramses II.). Also pflegte die Thebais die Kunst in der Hyksoszeit.

In der Baukunst des alten Reiches gibt sich die Großartigkeit und künstlerische Vollendung kund durch den Pyramidenbau; die Tempel (von denen wir leider nur wenige Reste haben) und die Gräber zeigen den

Sinn für Symmetrie und Schönheit. Der dorische Säulenbau wird hier, seiner Idee nach, geboren als Pilasterbau, mit Gebälk und Kranz; das beweisen Denkmäler der zwölften Dynastie. Dieser Zeit gehören auch die großartigsten Kunstbauten und Wasserbauten zu, wie Labyrinth und Mörissee.

Die ägyptische Bildnerei hat ihren Propheten in Winckelmann gefunden. Er hat zuerst nicht allein ihre innere Trefflichkeit, sondern auch ihre große Bedeutung als weltgeschichtliche Vorschule der griechischen angeschaut, und endlich die Epochen ihrer organischen Entwicklung entdeckt. Das Geheimniß der Verhältnisse des menschlichen Körpers ward zuerst den Aegyptiern offenbaret, und von ihnen ward der erste Kanon desselben ausgebildet, welchen die Griechen nur, nach dem Muster ihrer eigenen, vollkommeneren Gestaltung, fortbilden und durch die Ausprägung ihres edeln Antlitzes und seines Ausdruckes ergänzen konnten. Im idealen Ausdrucke des Thierlebens und der Thierformen sind die Aegyptier nie übertroffen. Aber es ist ein unbegründetes Vorurtheil, daß die ägyptische Plastik das menschliche Antlitz selbst einestheils, bei Götterdarstellungen, ohne ideale Schönheit, anderntheils, bei Bildnissen, ohne Individualität dargestellt. Was die Götterdarstellungen betrifft, so ist das Götterideal zuvörderst einförmig und ohne den persönlichen Ausdruck, welchen der Hellene im idealen Anschauen der menschlichen Persönlichkeit gewann: es ist, zweitens, nicht so erhaben als das griechische, allein es ist edel und kunstgerecht. Viele der asiatischen Gottheiten, selbst der indischen, sind Ungeheuer, vielköpfig und vielhändig, und grausenhaften Ausdrucks; von diesem Gräuel ist dem Aegyptier nur der altphönicische (edomitische) Patäke geblieben, als Tempelbild des Ptah-Hephästos. Jenen asiatischen gegenüber sind die ägyptischen Götterbildungen die einzigen Vorläufer der hellenischen; ihr Ideal ist edel und rein menschlich. Das Afrikanische des ägyptischen Gesichtes wird zurückgedrängt; es spricht aus den Göttern die Erinnerung an das asiatische Ideal, mit strengem Kunstsinn ausgeführt.

Was aber die Bildnisse betrifft, so kann man von der besten Zeit der ägyptischen Kunst sagen, sie stelle die Menschen persönlich dar, real, ohne eine das Individuelle verwischende Idealität. Dafür haben wir jetzt zum ersten Male den urkundlichen Beweis vor uns in den jüngsten Lieferungen des großen preußischen Werkes. Schon die Bilder des alten Reiches zeigen persönliche Auffassung, doch sie haben keine Geschichte. Wer erkennt aber nicht sogleich das Unbedeutende in Tuthmosis II., das Großartige und Schöne in Tuthmosis III.?

Die ganze Bildnerei ruhte demnach auf besonnener, anschaulicher Kenntniß des Eigenthümlichen, und auf treuer Wiedergebung desselben durch die Zeichnung. Die Bewegung der Bilder ist noch steif, übereinkömmlich, gleichsam beengt durch das Gängelband des Pharaonen-, Priester- und Kastenwesens; allein sie fehlt keineswegs, wie besonders die erhobenen Arbeiten zeigen.

Dasselbe gilt von der Malerei, nur daß diese Kunst bei den

Aegyptiern, wie überhaupt in der alten Welt, hinter der Bildnerei zurücksteht. Die Zeichnung ist streng, geistreich, kühn; die Perspektive wird natürlich nicht berücksichtigt, so wenig als bei den Griechen.

Also das Tüchtige und Wahre, die Treue besonnener Auffassung und jene Strenge der Ausführung, welche der einzig wahre Weg zum vollendeten Schönen ist, sind das Weltgeschichtliche der ägyptischen Kunst.

Man wird nicht viel Weltgeschichtliches von der Wissenschaft und dem Schriftthum der Aegyptier erwarten, doch ist auch hier ein nicht verächtliches Streben unverkennbar. Die Alten schreiben den Aegyptiern die Erfindung der Geometrie durch die Landvermessung zu und damit auch folgerichtig die der Arithmetik. Die von Lepsius veröffentlichten Reste der Landvermessung, die mathematische Vollkommenheit der Pyramiden und die Kunstbauten des alten Reiches sind genügende Gewähren für diese Angabe. Für die Kenntniß der Mechanik und der angewandten Mathematik überhaupt zeugen die ägyptischen Bauten nicht minder durch ihre künstlerische Vollkommenheit als durch das Ungeheure ihrer Massen. Man muß deßhalb den Aegyptiern aber nicht eine wissenschaftliche Erkenntniß in diesem Gebiete zuschreiben. Es war eine auf geschärfte natürliche Anschauung gegründete Geschicklichkeit, welche durch die Elemente der geometrischen Wissenschaft geregelt wurde.

Die Astronomie der Aegyptier trägt, wie alles Andere, eine stark landschaftliche, nur für Aegypten berechnete Färbung. Obwohl sie keine Schaltjahre hatten, sind sie doch durch die genaue Beobachtung des überschüssigen Vierteltages bei Annahme von 365 Tagen den Römern die Väter des julianischen Jahres geworden, und Lepsius hat nachgewiesen, wie sie die Ungenügendheit des vierjährigen Schaltkreises so gut kannten, daß sie im Stande waren, dieselbe zu verbessern durch künstliche Cyklen, die fast so alt sind wie die Gründung des Menesreiches.

Die Chemie, oder Scheidekunst, hat sogar ihren Namen von Aegypten, welches Khemi, das Schwarze, heißt. Schon den ältesten Königen werden Schriften über Anatomie zugeschrieben, und daß die Arzneikunst und Arzneimittellehre bei ihnen einheimisch gewesen, wie alle Berichterstatter sagen, wird vielleicht noch durch gewisse Apothekerzeichen erwiesen. Den anatomischen Schriften wird ein hohes Alterthum zugeschrieben; eine genaue Abtheilung des Körpers, nach allen seinen Gliedmaßen, zeigt sich auch auf den astronomischen oder astrologischen Darstellungen.

Was das eigentliche Schriftthum betrifft, so steht oben an das chronologische. Königslisten, nach Jahren, Monaten und Tagen, scheinen wirklich so alt zu sein als das Reich. In der Sammlung der heiligen Bücher war Wissen, Weisheit und Frömmigkeit der Priester niedergelegt. Das neue Reich zeigt uns schon sehr früh den letzten Ausläufer eines volksmäßigen Schriftthums: den Roman. Man rümpfe die Nase nicht über diesen ägyptischen Roman; er verleugnet nicht die Natur seines Ideals, des wahren Epos, oder der erzählenden Veranschaulichung der sittlichen Weltordnung. Er hat eine ächte, wahre

Lösung, es wird göttliche Gerechtigkeit geübt. Von wie wenigen der tausend Romane der neuesten Zeit kann man dieses sagen!

Der ernste Zug des Glaubens an eine sittliche Weltordnung spricht sich am klarsten in der ethischen Ausbildung des Osirisgerichtes über die Todten aus.

Dabei fehlte es den Aegyptiern entschieden nicht an Humor, oder der Fähigkeit, das Ernste in seiner lustigen Auffassung darzustellen. Hier tritt, ganz naturgemäß, bei den Aegyptiern die Thierfabel besonders hervor, als Form, und Priester und Fürsten als ein Lieblingsgegenstand. Als volksmäßiges Element der Kunst haben wir satirische Zeichnungen feierlicher Thieranfzüge (zur Verspottung der priesterlichen) und Thierkriege (Katzen und Mäuse). Lepsius hat in seinen ersten Denkmälern einige bekannt gemacht. Aber es scheint, als ob die Thierfabel frühzeitig den volksmäßigen Theil des Schriftthums, und vielleicht den lebendigsten desselben, gebildet habe. Kein Volk hat ein besseres Recht auf eine solche Erfindung, als die Aegyptier, welche das Thierleben in Religion und Kunst so tief auffaßten.

---

37. Der Nilstrom und sein Einfluß auf die Geschichte des Menschen.

(Nach Carl Ritter, Erdkunde.)

Seit dem hohen Alterthume hat das Nilthal, durch die charakteristische Eigenthümlichkeit seiner Bewohner, durch ihre sonderbare Abgeschiedenheit von allen übrigen Völkern bei dem größten Verkehr mit ihnen und durch einen hohen, scharf ausgesprochenen Grad ihrer volksthümlichen und wissenschaftlichen Cultur die Aufmerksamkeit aller Beobachter auf sich gezogen. Ja, das so höchst eigenthümlich Entwickelte der menschlichen Natur und der öffentlichen und häuslichen Thätigkeit unter ihnen, hat eben, weil das Volk dadurch für Andersgebildete unverständlich und hieroglyphisch blieb, auch sein Land lange Jahrhunderte hindurch zu dem Lande der Wunder gemacht.

Sehen wir auf den Beitrag, welchen die physische Stellung des Nillandes zu dieser charakteristischen Entwicklung geben konnte, so zeigt sich auch schon im Großen eine eben so localisirte Eigenthümlichkeit dieses Wassersystems, welche ganz dem daraus hervorgegangenen Geschichtlichen zu entsprechen scheint. So einzig kastenartig gestaltet wie dieses, eben so eigenthümlich ist auch die Weltstellung wie die Gestaltung des Nilsystems, das sich auf der ganzen Erde nicht wiederholt.

Der Nil ist der einzige Strom der Tropenzone vom ersten Range, welcher mit den größten und regelmäßigsten Schwellen, also mit der überwiegendsten Bedingung zur Fruchtbarkeit, ringsum zu beiden Seiten von seinem obern Laufe an bis zur Mündung, mit der Cultur unfähigen

Wüsten umgeben ist. Nur mit dem Indus hat er hierin eine entfernte Aehnlichkeit. Er ist zweitens der einzige Tropenstrom, welcher in ein Mittelmeer sich ergießt, das heißt welcher ein nicht oceanischer ist. Ganges, Indus, alle chinesischen, amerikanischen Hauptwassersysteme sind oceanische Ströme, ihre Anwohner sind auf oceanische Weltverhältnisse angewiesen, durch den Ocean zu einer ganz andern Thätigkeit berufen, hinausgelockt ins Unbestimmte, Weite, Unendliche des oceanischen Himmels, der oceanischen bewegten Flächen, die täglich als Ebben und Fluten auf Hunderte von Meilen in das feste Land eindringen und die Herrschaft des Oceans tief in die Continente hinein erweitern (so die Wassersysteme des Ganges, Hoangho, Mississippi u. a.).

An den Mündungen des Nils ist keine Ebbe und Flut, die den Blick des Aegyptiers vorwärts zöge und seinen Ideenkreis dahinwärts erweiterte; aber eine Nilschwelle, die aus dem Binnenlande strömt und den Blick rückwärts zieht, einzig dahin, von woher aller Segen des Landes ihm zu kommen scheint. So ist die ganze Thätigkeit der Nilanwohner festgebannt an die beengte Form; kein Naturtrieb regte sie an zur Ueberschreitung der Grenzen des gegebenen Schauplatzes ihrer Thätigkeit. Die Flußschifffahrt leitete hier nicht zur Meerfahrt hin, sondern wurde nur ein Mittel engerer Verknüpfung der Landstrecken.

Es ist daher auch wohl in der ganzen Menschengeschichte nur ein einziges Mal die Eigenthümlichkeit der ägyptischen Entwickelungsgeschichte hervorgetreten, und diese konnte nur mit der Bildung im Wassersysteme des Nilstroms zusammenfallen, in jedem andern auf der weiten Erde mußte sie eine andere sein.

Von der eigenthümlichen Alpennatur am obern Laufe wissen wir wenig; auf dem Zweistromlande (Meroe und Sennaar) des Mittellaufes finden wir die ersten Spuren höherer Cultur, wie überall bei ähnlichen Bildungen paralleler Zwillingsströme. Einiges mehr läßt sich in Beziehung auf den untern Lauf in Erinnerung bringen.

Hier zeigen sich im mittlern, mehr noch im untern Nubien und in Ober-Aegypten von der Grenze der Schiffbarwerdung des Nils, den Grenzinseln Philä und Elephantine bis Denderah und weiter hinab eine fast ununterbrochene Reihe von Denkmälern der Architektur des Volkes, insbesondere Tempelgruppen, welche in Hinsicht ihrer Menge, ihrer Riesengröße, der Vollendung und Pracht ihrer Ausführung und der den Jahrtausenden trotzenden Felsenfestigkeit, den ersten Rang unter allen bekannten auf der Erde einnehmen. Diese Reihe in ernster Einfalt und erstaunenswürdiger Größe aufgeführter Prachtgebäude, die um und um mit Hieroglyphen geziert, wie gewaltige heilige Festen aus den weiten Sandstrecken in den blauen, nie getrübten Himmel hervorragen, endet gegen Norden bei Denderah oder Tentyris mit dem Isistempel, an dessen Deckenplatte der berühmte Thierkreis eingehauen ist. Dann folgen fast nur noch zertrümmerte Schutthügel gewaltiger Tempelstädte, deren Kunstwerke mit Sand der libyschen Wüste zugedeckt sind.

Tiefer stromabwärts verschwindet diese Art der Monumente mehr

mehr; es folgt nun insbesondere das Land der Canäle, deren systematischer Bau auch jetzt noch in ihren Ruinen gleiche Bewunderung erregt, und auf ihre einstige hohe Wichtigkeit schließen läßt. Am Ausgange Unter-Aegyptens ziehen sie hin bis zu den Meeresküsten.

In der Nähe der Stromscheidung, bei dem alten Memphis, erheben sich wieder andere Denkmale, die der Todten. Da stehen zwischen Ghize und Kairo, auf einer Strecke von 8 Meilen, die 400 und mehr Fuß hohen Pyramiden, bald einzeln, bald gruppenweise den Nil entlang. Da stehen sie auf dem Todtenfelde, dem Felsenboden voll Gräber, der weit hineinreicht in die libysche Wüste, und schon sind sie zum Theil mit ihrem Flugsande überschüttet, trotz der kolossalen Sphinxe aus Felsen gebildet, die hier am Eingange der Wüste den geheimnißvollen Boden bewachen. Auch die Pyramiden, wie sie jetzt stehen, sind selbst der Zahl nach nur noch Reste einer einst weit größern Menge, welche die Barbarei des Mittelalters zerstörte.

Noch tiefer hinab in dem Delta, das sein eigenes Dasein einer jüngern Zeit verdankt, sind auch nur Werke der Menschen aus jüngern Zeiten vorhanden oder durch die Wandelbarkeit dieses Bodens auch schon wieder zugedeckt. Denn wie die künstliche Anlage und Pflege des Wasserbaues hier mächtige Staaten hervorrief, so wurde auch der Boden der Hauptstädte bei seiner Vernachlässigung wieder in Moräste verwandelt, z. B. die Gegend um Memphis selbst, die zu Herodot's Zeiten in der Blüthe stand, als Theben schon gesunken war, späterhin aber zur Wüste ward, als die Araberstädte Fostat und Kairo aufblühten. Solche Vernachlässigungen zerstörten in Unter-Aehypten vielleicht mehr Städte als die Verheerungen feindlich einbrechender Völker.

So wie der Nilstrom vom Süden nach Norden fließt, so rückte in gleicher Folge auch der Anbau des Landes und die höhere Entwicklung seiner Bewohner immer weiter nach Norden, dem Delta zu*).

Die erste ägyptische Priestercolonie Meroe herabwärts mochte Elephantine sein, der erste große und berühmte Staat war die Thebais und Theben in Ober-Aegypten. Später erst**) unter der glänzenden Periode der Sesostriden, vor denen das Delta noch Marschland war, von Sandsteppen begrenzt, jetzt mit Ackerland und Dattelhainen überzogen, wird Memphis an der Stromscheidung die Mitte des ägyptischen Staates, wo auch der Haupttempel des Ptah. Unter Psammetich wird es erst Sais, wodurch im Delta die höchste Cultur durch den vollständigsten Canalbau hervorgerufen ward.

Wie nun der Königssitz und die Mitte des Staates noch weiter nordwärts, an die Grenze des Landes, an die Mündung des Stromsystems wandert, zum sichern Hafen von Alexandria, verschwindet die

---

*) Nach den neuesten Untersuchungen (von Lepsius) wäre nicht Meroë die Heimat der ägyptischen Cultur, sondern diese wäre vielmehr stromaufwärts von Aegypten nach Meroë verbreitet worden.

**) Nach jüngern Untersuchungen ist Memphis die älteste Residenz, s. S. 137.



Eigenthümlichkeit des Nilthals; die Ptolemäer, der Handel Alexandria's mit Indien, ihre Weltschifffahrt, ihre Kunst und Gelehrsamkeit, diese sind keine ägyptischen mehr, sie gehören von nun an den allgemeineren Weltverhältnissen an.

Nur das eingeschlossene Nilthal ward ein Sitz fester Staaten, zu beiden Seiten blieb das Land, das nicht von dem Strome befeuchtet ward, ewig wüste, und bis heute von nomadisirenden Hirtenvölkern durchschwärmt. Nur im engern Nilthal entwickelte sich die Blüthe geselliger Cultur, indeß umher Barbarei herrschte. Seine Fruchtbarkeit füllte das Thal mit Völkern und Staaten, ernährte eine außerordentliche Menge von Menschen und gab ihnen Ueberfluß auch für die Nachbarn. Selbst noch im heutigen herabgesunkenen Zustande sind die Nilufer sehr stark bevölkert und mit Ortschaften besetzt. Im Nilthale ist der Ertrag des Feldes immer gewiß, wie der Absatz an Einheimische und Fremde einen Gewinn gibt, wie in keinem andern Lande. Alle fernen Bedürfnisse wurden dem Bewohner des Nilthals herbeigeführt durch Karavanenzüge; die Städte am Nilstrome wurden die Märkte des Völkerverkehrs zweier Erdtheile und der verschiedensten Nationen. Der Aegyptier verließ seinen heiligen Strom nie.

An diesem wurde durch seine regelmäßigen Ueberschwemmungen der Uebergang vom wilden Jäger-, Nomaden-, Hirtenleben zum Ackerbau leichter, und daher vielleicht auch früher bedingt, als an irgend einer andern uns bekannt gewordenen Erdstelle. Die Sicherheit des Gewinns hing von den periodischen Nilschwellen ab, die Lebensart aller Thalbewohner wurde dadurch modificirt; ihre Erhaltung und ihre Wohlfahrt hing ganz davon ab. Das zeigte sich auch in ihrer religiösen Entwicklung. Denn wenn auch jeder Nomos seine eigene Localgottheit hatte, so verehrten doch alle Bewohner des Nilthales insgesammt den Osiris, als das befruchtende Nilsymbol und die Isis als die fruchttragende Erde.

Die Ueberschwemmungszeit selbst störte alljährlich die Ruhe des Landes, erneute den Boden; was einer ewigen Ruhe geweiht war, mußte außerhalb des Bezirks des Wasserspiegels verlegt werden; darum brachte man die Katakomben und Mumiengräber außerhalb des bewohnten Thales in die Todtenkammern der zur Seite liegenden libyschen Bergreihen, damit dort im Amenthes, dem Hades der Aegyptier, die Todten in ihren Wohnungen ihr Leben nur in größerm Frieden fortsetzen möchten.

Dagegen kehrte ein Leben in zweifacher Gestalt mit jedem Jahre in dem Nilthale ein, dasjenige, welches auf dem trocknen Lande der Arbeit und dem Erwerb bestimmt war, und das auf dem Wasser, in welches die Zeit der Hoffnung und der allgemeinen Bewegung fiel.

Die trockene Zeit fesselte jeden Aegyptier an sein Grundstück. Die Leichtigkeit der Wasserverbindung machte, daß weder ehedem noch heutzutage bedeutende Landstraßen das Nilthal entlang laufen. Eine einzige Spur kunstvoller Heerstraßen aus dem Alterthum hat sich an der

Grenze Aegyptens neben den Katarakten von Philä gefunden, wahrscheinlich weil diese von keinem belasteten Schiffe befahren werden konnten. Nach Herodot's Zeugniß fand dagegen hier eine sehr vollkommene Flußschifffahrt als binnenländische Communication Statt, so daß nur die asiatischen, China's und Indiens Ströme, etwas dem Aehnliches aufzuweisen haben. Die Nilschiffer bildeten ihre eigene Kaste, zahllose Barken und Lastschiffe bedeckten die Wasser des Nils, auf denen man von Syene bis zum Meere 12 Tage lang zu schiffen hat.

Auf diesen Wasserwegen nur konnten die stets großen Quadern, Kolosse, Obelisken unmittelbar aus den Steinbrüchen an alle Orte ihrer Bestimmung gebracht werden. Kleine Tempel, aus einem Felsen in Ober-Aegypten gehauen (der Minerventempel, ein solches οἴκημα μονόλιθον war 21 Ellen lang, 14 hoch, 8 breit), konnten so von Elephantine bis Sais gelangen, wenngleich 2000 Schiffer und 3 Jahre Zeit dazu erfordert wurden. So schwammen wirkliche Tempel den Strom abwärts, wie sie in den heiligen Processionen der Tempelhieroglyphen so oft als bedeutungsvolle, architektonische Ornamente vorkommen.

Zur Zeit der Ueberschwemmung, während der einen Hälfte des Jahres, war Aegypten ein weites, im Meere schwimmendes Land, wie Venedig eine solche Stadt ist. Dann ragten nur die Städte, wie die Inseln im ägäischen Meere, über der Nilfläche hervor. Wenn dann die Zeit der festlichen Wallfahrten eintrat, so gingen die Züge der Schiffe mit Gesang und lärmender Musikbegleitung durch das ganze Land, von Stadt zu Stadt, in solcher Menge, daß sich auf ihnen bis siebenmalhunderttausend ägyptische Männer und Frauen zusammenfanden.

Wenn das heutige Aegyptenland durch den Wechsel der Dinge, nach Jahrtausenden, eine von jener sehr abweichende Gestaltung angenommen hat, zumal der Mensch, der in diesem Thale lebt, so sind doch die meisten der wesentlichen Züge, welche der Strom bedingt, in sofern er noch solche Wirkungen hervorbringt wie ehedem, sich gleich geblieben, und nicht überall verwischt worden.

---

38. Die Bauwerke Thebens.

(Nach Joh. Wilh. Loebell, die Weltgeschichte in Umrissen und Ausführungen.)

Was uns von der Bildung des Wunderlandes Kunde gibt, ist keine einheimische historische oder poetische Literatur, es sind Nachrichten der Griechen und Hebräer, und weit mehr noch die Denkmale der Bau- und Bildnerkunst des alten Volkes selbst, welche nach einer Dauer von mehreren Jahrtausenden, trotz aller Zerstörungen, die Feindes- und Glaubenswuth, Raubgier und Stumpfsinn daran geübt, noch immer in den großartigsten Ueberresten dastehen. Man sprach ehemals nur von den Pyramiden und Obelisken Mittel- und Niederägyptens als staunenswerthen Zeugen der Kunst, die einst hier geherrscht, und wußte nicht,

daß sie von den Denkmalen Oberägyptens bei Weitem übertroffen würden, denn es waren diese zwar auch früher von einigen Reisenden besucht worden, aber die Beschreibungen, die sie von ihnen gaben, waren so unvollkommen, daß ihre wahre Bedeutung kaum durchschimmerte. Erst die Expedition der Franzosen am Ende des vorigen Jahrhunderts hat diese Bauwunder, wie eine neue unbekannte Welt, aufgeschlossen. Von den politischen Zwecken, die Bonaparte bei jener ziemlich abenteuerlichen Unternehmung vor Augen hatte, ist keiner erreicht worden; aber die Wissenschaft hat durch die Forschungen, Beschreibungen, Abbildungen der das Heer begleitenden Gelehrten und Künstler die wesentlichsten Bereicherungen erhalten, und erhält sie fortwährend, da, nachdem die Bahn einmal gebrochen war, ein Reisender durch das merkwürdige Land dem andern folgt, und neue Entdeckungen und Aufschlüsse von dort zurückbringt. So kann die neueste Zeit sich rühmen, daß die beiden ältesten Culturländer der Welt, Indien und Aegypten, durch sie und für sie aus einem Dunkel treten, welches viele Jahrhunderte für undurchdringlich gehalten wurde.

Unter den Ruinen im oberägyptischen Nilthal sind die bei Weitem merkwürdigsten die von Theben, welches in den Zeiten der größten Blüthe und Macht Aegyptens die Hauptstadt des ganzen Reiches war. Es lag zu beiden Seiten des Nils und in einer Art von Kessel, da der Strom hier eine Biegung macht, wodurch die ihn begleitenden Bergketten das Thal nach allen Seiten abschließen. Auf der Stätte, wo Theben einst stand, findet man jetzt eine Reihe von Dörfern, nach deren Namen die neuern Reisenden die Ruinen benennen; sie sind an und auf die alten Tempel gebaut, und ihr Verhältniß zu diesen ist von der Art, daß eines derselben, Medinet-Habu, auf der Ecke eines halbverschütteten Tempeldachs steht. Die Reisenden können nicht Worte finden, den Eindruck, den die gewaltigen Massen, unter denen man sich hier befindet, diese Tempel, Säulengänge, Obelisken, Kolosse, Katakomben, hervorbringen, zu beschreiben. „Von den ausgedehnten Ruinen Thebens", sagt einer derselben*), „kann man auch aus den Berichten der geschicktesten und genauesten Beobachter nur eine höchst unvollkommene Anschauung erhalten. Es ist schlechthin unmöglich, sich das hier entfaltete Gemälde vorzustellen, ohne es gesehen zu haben. Die erhabensten Ideen, welche nach den großartigsten Werken unserer Architektur gebildet werden können, würden nur ein sehr ungenaues Bild von diesen Ruinen geben; denn so bedeutend ist der Unterschied nicht nur der Größe, sondern auch der Form, des Verhältnisses, der Construction, daß auch der Pinsel nur eine schwache Idee des Ganzen verschaffen kann. Es kam mir vor, ich sei in eine Stadt von Riesen gekommen, welche nach einem langen Kampfe sämmtlich umgekommen wären, und die Trümmer ihrer Tempel als die riesigen Zeugnisse ihres einstigen Daseins hinterlassen hät-

*) Belzoni, Narrative of the operations and discoveries in Egypt and Nubia p. 37. Belzoni's Reise fällt in die Jahre 1815 bis 1819.



ten.“ Von einigen der Ruinen, welche diesen gewaltigen Eindruck hervorbringen, ist klar, daß sie nicht nur Tempel waren, sondern zugleich Paläste, in so fern diese zum öffentlichen Gebrauch bestimmt sind. Ein und dasselbe Gebäude diente in verschiedenen Räumen gottesdienstlichen Zwecken und der Pracht der Könige. Es gehört besonders dahin der Tempelpalast von Karnak auf dem rechten Stromufer. Zu diesem führt, von einer andern Ruinengruppe, der von Luxor aus, den ganzen, nicht weniger als 6000 Fuß betragenden Weg hindurch, eine Allee von je zehn Fuß auseinander liegenden Sphinxkolossen, deren meiste jetzt von Erde bedeckt sind, die großartigste zwei Gebäude verbindende Straße von einer solchen Länge, die Menschen je angelegt. Wenn man von Luxor kommt, findet man die Allee weiterhin in zwei gespalten, von welchen die eine an den Ruinengruppen jenes von dem Dörfchen Karnak genannten Tempelpalastes, den gewaltigsten von allen, endet. „Diesen Resten“, sagt ein deutscher Reisender *), „eine ruhige Betrachtung zu widmen, ist sehr schwer, denn der Geist wird unaufhörlich hin- und hergeworfen zwischen dem sprachlosen Erstaunen über solche Conceptionen und dem herbsten Schmerze über die gräßliche Zerstörung.“ — Die Säulenhalle dieses Tempels, eine Art von Vorsaal, der zu innern Gemächern führt, wird als das großartigste Monument der altägyptischen Architektur betrachtet. Hundert vier und dreißig Säulen tragen die Decke, die zwölf mittleren haben riesenmäßige Dimensionen, sie messen vier und dreißig Fuß im Umfang und fünf und sechzig Fuß Höhe, die Capitäle sind so groß, daß hundert Menschen bequem darauf stehen könnten. „Man erstaunt hier“, ruft ein anderer Deutscher **) aus, „noch mehr über die Kühnheit des Gedankens als über die Verwirklichung selbst.“ Die Wände der Säle, Hallen und Gemächer sind hier wie in allen anderen altägyptischen Tempeln und Palästen mit Statuen und Reliefs verziert, die letzteren von eigner Art, erhaben aber auf einem vertieften Grunde gearbeitet, so daß sie über die Wandfläche nicht hervorragen, und buntfarbig bemalt. Außerdem finden sich auch viele Wandmalereien, die nur colorirte Umrißzeichnungen sind. Alle diese Bildwerke sind von großer Wichtigkeit, nicht nur weil wir die Beschaffenheit der Kunst jener Tage daraus kennen lernen, sondern auch weil sie in Beziehung zu den Stiftern der Monumente, an denen sie haften, stehen, uns deren Thaten, besonders kriegerische, in sehr merkwürdiger Weise veranschaulichen, also historische Aufschlüsse geben.

Auch die auf der Westseite des Flusses liegenden Gebäude nehmen, obschon sie dem Riesenpalaste von Karnak nicht gleich kommen, eine bedeutende Stelle unter den ägyptischen Denkmalen ein. Hier sind der Palast und Tempel, welche vom Dorfe Medinet-Habu den Namen führen, so wie ein das Memnonium genannter Bau, in dessen Nähe ein Feld die Region der Kolosse heißt, wegen der darauf befindlichen theils

*) Parthey, Wanderungen durch das Nilthal S. 425.
**) v. Prokesch, Erinnerungen aus Aegypten Bd. I. S. 310.

aufrecht stehenden, theils umgestürzten und in Bruchstücken umherliegenden kolossalen Bildsäulen. Die beiden größten derselben haben eine Höhe von sechs und fünfzig Fuß, die eine ist die wegen eines wunderbaren Tones, den sie beim Sonnenaufgange hören ließ, in der römischen Kaiserzeit hochberühmt gewordene **Memnonssäule**. Es ist eigentlich die Statue eines ägyptischen Königs, Amenophis III; jenen Namen gaben ihr die Griechen, welche sie für das Standbild des in die Sagen vom trojanischen Kriege verflochtenen Memnon hielten, den der Mythus einen Aethiopierfürsten und Sohn der Eos nennt. Daher wurde jener Ton als ein Morgengruß des belebten Steines an die göttliche Mutter betrachtet. Merkwürdiger Weise wurde er nur vernommen, so lang die Statue zertrümmert war. Ein Erdbeben hatte sie nämlich kurz vor Christi Geburt umgestürzt, im Anfange des dritten Jahrhunderts wurde sie wieder hergestellt, aber das Wunder hatte sein Ende erreicht, Memnon blieb seit der Zeit lautlos. Die Ohrenzeugen verglichen den Schall mit dem Riß einer zerspringenden Saite. Man hat ihn lange für einen Priesterbetrug gehalten, seitdem aber neuere Reisende vielfältig die Erfahrung gemacht haben, daß in den ägyptischen Tempeln beim Sonnenaufgang, wenn auf die Kühle der Nacht plötzlich Erwärmung folgt, die Steinmassen ähnliche Töne vernehmen lassen, findet das von den Alten angestaunte Phänomen seine natürliche Erklärung.

Nicht weit von diesen Kolossen sieht man die Reste eines Gebäudes, an welchem die Wuth der Barbaren besonders große Zerstörungen verübt hat. Man glaubt darin den Bau zu erkennen, welchen Diodor das Grab des **Osymandyas** nennt, und für eines der bewunderswürdigsten Werke ägyptischer Kunst erklärt, ein Urtheil, welchem die Trümmer nicht widersprechen. Es trug nach seinem Berichte folgende Inschrift: „König der Könige, Osymandyas bin ich. Will Jemand wissen, wie groß ich bin, und wo ich liege, so übertreffe er eines meiner Werke." Der Name des Osymandyas kommt sonst nirgends vor, man weiß ihn daher chronologisch nicht einzureihen, und vermuthet, daß es ein sonst bekannter König unter anderm Namen ist.

Sonst sind die meisten und wichtigsten Grabdenkmale nicht über der Erde zu suchen. Vielmehr zieht sich von Medinet-Habu auf zwei Wegestunden Länge in der das Thal zunächst begränzenden libyschen Bergkette die fast nicht weniger als die großen Tempel und Paläste merkwürdige unterirdische **Todtenstadt** Thebens hin, seine Hypogäen oder Katakomben umfassend, wie jede ägyptische Stadt sie hatte, aber besonders weitläufig und reich, mit großer Sorgfalt und Kunst angelegt, die Hauptstadt. Durch Stollen, Gänge, Galerieen sind diese Grüfte miteinander verbunden, gerade Treppen und Wendeltreppen führen in die Tiefe; senkrechte Schachte oder Brunnen, wie man sie nennt, unterbrechen die Gänge. Schon in der alten Zeit muß es schwer gewesen sein, sich hier zurecht zu finden, jetzt, wo viele Gräber verschüttet, zugefallen, durchwühlt sind, ist Alles noch labyrinthischer und chaotischer. Gestalt und Größe der Gräber richteten sich nach dem Stand und Vermögen

der Familien, die Aermeren begnügten sich mit einer Kammer, Reichere ließen sich Grüfte von zwei, drei und mehr bereiten. Auch die Wände der Grabkammern sind mit Reliefs und Frescobildern versehen, die sich zum Theil mit wunderbarer Frische erhalten haben, und, außer der oft wiederkehrenden Darstellung des Todtengerichts, sich besonders auf die Lebensgeschichte des Bestatteten beziehen, indem sie die Arbeiten verschiedener Handwerker, des Landbaues u. s. w. darstellen, daher für die Kenntniß des häuslichen Lebens der alten Aegyptier sehr lehrreich sind. Nicht minder sind es die Ueberreste der Geräthe selbst, die dem Verstorbenen im Leben gedient, und die man auf den Boden der Grabkammern stellte, dem Kaufmann Wage und Gewichte, dem Apotheker Arzneien, dem Soldaten Waffen und so fort Jedem die Merkmale seines Standes mitgab. Außerdem findet man viele Schlüssel, Lampen, Büchsen, Kästchen, kleine Idole, Schmuck aller Art, als Ringe, goldene Halsketten u. s. w. in den Gräbern, so wie an den unzähligen Mumien Papyrusrollen verschiedenen, über manche Verhältnisse belehrenden Inhalts. Die Bewohner des Dorfes Gurna am Eingang der Grüfte treiben seit langer Zeit kein anderes Geschäft, als daß sie die Felsenkammern durchsuchen, Mumien und alle jene Geräthe, Idole und Zierrathen an das Tageslicht bringen, und sie an die Europäer um theure Preise verkaufen, wobei denn Vieles auf die roheste Weise vergeudet und vernichtet worden ist. Und doch sind diese unterirdischen Schatzkammern noch lange nicht ausgeschöpft, fortwährend steigt noch im eigentlichen Sinne des Worts das alte ägyptische Leben aus den Gräbern hervor.

Alle für die verschiedenen Stände des Volkes bestimmten Grüfte werden an Größe und Pracht bei Weitem übertroffen von den Königsgräbern, welche an einem abgesonderten Orte, in einer schauerlichen, von kahlen, gelbbraunen Felswänden umgebenen Oede, die recht zu einem Wohnplatz der Todten gemacht scheint, liegen. Zwei und zwanzig dieser Gräber (das Alterthum kennt etwa noch einmal so viel) sind jetzt geöffnet und zum Theil ausgeplündert. Ein von dem muthigen und thätigen Belzoni entdecktes und eröffnetes übertrifft alle anderen an Pracht und besonders an Schönheit und Frische der Wandmalereien.

Daß diese erstaunlichen Denkmäler sich theilweise erhalten haben, immer wieder von Neuem untersucht, auch den Entfernten durch Abbildungen einigermaßen vor Augen gebracht werden können, ist kein geringer Gewinn für die Geschichte. Wir erhalten dadurch ein Bild von der einstigen Pracht und Herrlichkeit der kolossalen Hauptstadt, ungleich anschaulicher und ergreifender als es auch ausführliche Berichte der Alten thun könnten. Wir thun hier Blicke in eine Cultur und einen ausgebildeten Kunstsinn, wir sehen hier eine Großartigkeit im Entwerfen von Plänen zur Verherrlichung der Religion und des Staatslebens, und eine Bereitschaft von Mitteln zu ihrer Ausführung, wie wir sie ohne diese stummen und doch so beredten Zeugen in einer so entfernten Zeit durchaus nicht suchen würden. Denn wir wissen mit Bestimmtheit, daß die wichtigsten und bedeutendsten dieser Bauten, welche die Blüthe

der ägyptischen Kunst bezeichnen, lange vor dem Ablaufe des zweiten Jahrtausends v. Chr. entstanden sind. Und zwischen dieser hohen Blüthe und den ersten rohen Anfängen der Kunst muß eine Reihe von Jahrhunderten allmählichen Wachsthums der Erzeugungskraft und Fertigkeit liegen.

---

39. Die Urgeschichte der Aegyptier.

(Nach Max Uhlemann, Handbuch der gesammten ägyptischen Alterthumskunde.)

Alle Dynastieen-Verzeichnisse, so sehr sie auch in andern Königsnamen von einander abweichen, nennen doch übereinstimmend Menes als ersten König des Landes. Er schützte das Land durch eine großartige Aufdämmung. Während nämlich ehemals der Fluß an der sandigen Bergkette Libyens hinlief, soll er etwa 100 Stadien oberhalb von Memphis die Flußbiegung aufgedämmt und so den Lauf des Flusses geändert haben, so daß nunmehr einerseits der Strom gezwungen wurde, mitten zwischen den beiden Bergketten hinzufließen, und andererseits in dem trocken gelegten alten Flußbette eine Stadt, Memphis, gegründet und erbaut werden konnte. Diese Stadt hatte einen Umfang von 150 Stadien und war zu allen Zeiten besonders berühmt durch den gleichfalls von Menes begründeten und von spätern Königen erweiterten und verschönerten Ptahtempel, welcher der Inschrift von Rosette zufolge noch unter den Ptolemäern sein altes ehrwürdiges Recht als einer der vorzüglichsten Reichstempel bewahrte, da in ihm die Königs- und Priesterweihe Statt fand, der sich die Könige nach alter Sitte der Pharaonen unterziehen mußten.

Die zehn von Manetho angegebenen Dynastieen, welche vor Sesostris, der in die zwölfte gehört, und neben der Menesfamilie regiert haben, bieten eine Reihe von 184 Königen, von denen uns wenig mehr als ihre Namen und Regierungsjahre mitgetheilt wird. Eben so gibt Herodot die Anzahl der Könige von Menes bis Sesostris auf 330 an, von denen er fast nichts zu erzählen weiß. Als die drei berühmtesten Pyramidenerbauer nennt er Cheops, Cephren und Mycerinus, und durch die Denkmäler sind die Namen bestätigt worden.

Zwar ist es jetzt fast allgemein anerkannt, daß die Pyramiden Grabdenkmäler der ältesten memphitischen Könige gewesen seien, aber die Alterthumsforscher älterer sowohl wie neuerer Zeit haben sich oft nicht denken können, daß diese unermeßlichen Riesenbauwerke keinen andern Zweck hätten haben sollen, als nur den, die Mumie eines Königs in ihrem Innern zu bergen. Man hat sie deßhalb bald für astronomische Beobachtungsthürme, bald für symbolische Darstellungen, bald für Kornkammern oder Aehnliches ansehen wollen. Aber allen diesen Zwecken würden sie weder genügt noch entsprochen haben. Als astronomische Sternwarten und Beobachtungsthürme würden sie nicht in so großer

Anzahl dichtgedrängt nur allein bei Memphis stehen, sondern auch in anderen Theilen des Landes, besonders bei Heliopolis errichtet worden sein, deren Priester wegen ihrer astronomischen Kenntnisse und Beobachtungen berühmt waren; auch müßten zu diesem Zwecke ihre Spitzen zugänglich gewesen sein, während die meisten mit polirten Steinen belegt und unbesteigbar sind. Wären sie, wie Andere meinten, symbolische Darstellungen des Schattenreiches und des Lebens nach dem Tode gewesen, so wäre es wiederum wunderbar, daß sie sich nur allein bei Memphis finden; auch würde man wohl vergeblich fragen und einen Aufschluß darüber verlangen, worin die Aehnlichkeit und symbolische Beziehung des Sinnbildes zu der Idee, welche sinnbildlich dargestellt werden sollte, bestanden habe. Und wie hat man sie endlich für Kornhäuser ansehen können, da ihre ganze innere Einrichtung dieser Vermuthung widerspricht, da sie keine großen Räume, sondern nur kleine Grabkammern enthalten, da endlich ihre luftdichte Bauart keinen Luftzug gestattete, der doch aufzubewahrendem Getreide unentbehrlich ist? Sie waren nichts als Grabmäler der Könige, und ihr ägyptischer Name Puro-ma, woraus Pyramide entstanden ist, bedeutet nur einen königlichen Ort, eine königliche Grabstätte. Die religiösen Gründe, durch welche sich die ägyptischen Könige veranlaßt sehen konnten, dergleichen riesenhafte Bauten als Wohnungen ihres Leibes nach dem Tode aufzuführen, sind bekannt. Denn da die Priester lehrten, daß nach dem Tode die Seele den Körper verlasse, die Leiber verschiedener Thiere durchwandere und erst nach einer Reihe von Jahrtausenden in denselben menschlichen Körper zurückkehre, um denselben von Neuem zu beleben, so lag es in dem Interesse eines Jeden, entweder die Seele in dem Körper zurückzuhalten und so ganz der gefürchteten Wanderung zu entziehen, oder wenigstens den Körper bis zu seiner einstigen Wiederbelebung vor jeder Verwesung, jeder möglichen Verunglimpfung, Beunruhigung und Vernichtung zu bewahren. Deßhalb wurden alle Aegyptier nach ihrem Tode möglichst sorgfältig einbalsamirt und in luftdichten, verschlossenen Katakomben beigesetzt, deßhalb erbauten tyrannische Könige die Pyramiden als die festesten Grabstätten, und konnten zugleich damit den Zweck verbinden, Tausende von müßigen Leuten und unruhigen Köpfen zu beschäftigen und in drückender Knechtschaft zu halten.

Die größte dieser Pyramiden, die des Cheops, ist noch jetzt fast 500 Fuß hoch und enthält in ihrem Innern drei über einander liegende Grabkammern, was Lepsius dadurch zu erklären sucht, daß man die obere im Voraus für den Fall bereit gemacht habe, daß der König starb, ehe man die Felsenkammer unter der Pyramide vollendet hatte. Herodot erzählt, Cheops sei ein ruchloser und tyrannischer Fürst gewesen; er habe alle Tempel verschließen und alle Opfer abstellen lassen, auch befohlen, daß alle Aegyptier nur für ihn arbeiten sollten. Demnächst schildert er die unermeßlichen Menschenkräfte, welche zum Bau verwendet wurden. Die Einen mußten aus den Steinbrüchen im ara-

bischen Gebirge Steine bis an den Nil schleppen, Andere mußten sie auf Fahrzeugen über den Strom schaffen, noch Andere endlich dieselben am jenseitigen Ufer in Empfang nehmen und weiter nach dem sogenannten libyschen Gebirge bringen. Dabei arbeiteten zehnmal zehntausend Menschen, welche einander nach je drei Monaten ablös'ten. In diesem Frohndienste gingen allein zehn Jahre über der Anlegung eines Dammes hin, auf welchem die Pyramide erbaut werden sollte. Weitere zehn Jahre verwendete man darauf, in dem Hügel, auf welchem die Pyramide steht, die Grabkammern zuzurichten, und endlich brachte man noch zwanzig Jahre bei dem Bau der Pyramide selbst zu.

Der Nachfolger des Cheops, welcher die zweite Pyramide, die vierzig Fuß niedriger war und auch keine unterirdischen Gemächer hatte, erbaute, war Chephren. Da auch dieser König, wie seine Vorgänger, das Volk knechtete, den Gottesdienst hinderte und die Tempel verschlossen ließ, so wurde auch er vom Volke verwünscht und verflucht, und Beider Namen waren den Aegyptiern auch in späterer Zeit so verhaßt, daß sie dieselben nur höchst ungern aussprachen.

Erst unter des Chephren Sohn oder Bruder, Mycerinus oder Mencheres, konnte Aegypten nach langem Drucke wieder frei aufathmen. Zwar erbaute auch er eine Pyramide, aber eine viel kleinere als seine Vorgänger, und ohne seine Unterthanen zu quälen und zu harten Frohndiensten zu zwingen; auch erwarb er sich die besondere Liebe und den Dank des Volkes dadurch, daß er selbst die bisher geschlossenen Tempel wieder öffnete und das bis zur äußersten Noth bedrängte Volk zu seinen Opfern, Festen und zu seinen Privatbeschäftigungen und Arbeiten zurückkehren ließ. Aber trotz seiner Milde und Gerechtigkeit, trotz seiner glücklichen und segensreichen Regierung, trotz der Liebe seiner Unterthanen, die er sich erworben, war ihm selbst das Schicksal unhold und er wurde von Unglücksfällen aller Art verfolgt, während seine ungerechten Vorfahren in ungetrübtem Glücke eine lange Regierung geführt hatten.

Während seiner kurzen Regierung kam ihm ein Orakel aus Buto zu, daß er nur noch sechs Jahre zu leben habe und im siebenten sterben werde. Hierüber aufgebracht, sandte er an das Orakel und ließ der Gottheit Vorwürfe darüber machen, daß seine beiden gottlosen Vorgänger, die die Tempel verschlossen und das Volk ins Verderben stürzten, so lange gelebt und geherrscht hätten, während ihm selbst bei aller seiner Frömmigkeit ein so schleuniges Ende bevorstehen solle. Das Orakel antwortete, eben deßhalb werde sein Leben schnell zu Ende geführt, weil er nicht gethan habe, was er hätte thun sollen. Denn es solle nun einmal Aegypten 150 Jahre lang schlimm ergehen. Als Mycerinus nun sah, daß der Beschluß der Gottheit unabänderlich feststand, ließ er bei Nacht ganz Aegypten erleuchten, trank dabei und ließ sich's ohne Unterlaß bei Tag und bei Nacht wohl gehen und hoffte auf diese Weise das Orakel, dem er zürnte, Lügen strafen und aus den ihm noch verheißenen sechs Jahren deren zwölf machen zu können, indem er auch

die Nächte zu Tagen machte. Die von ihm hinterlassene Pyramide, in der auch seine Mumie beigesetzt wurde, war viel kleiner als die seiner Vorgänger. Aber während die meisten Pyramiden schon durch die Neugier und die Habsucht der alten Khalifen vielfach zerstört, während unter Saladin die Bekleidungen derselben als Steinbrüche benutzt und zu anderen Bauten verwendet wurden, ist des gerechten Mycerinus Leiche vom Schicksale erhalten worden. Sie ruht jetzt in der weltbeherrschenden Insel unter den Schätzen aller Reiche der Natur und den erhabensten Resten menschlicher Kunst, während der Sarkophag selbst, welcher aus einem dunkelbraunen, im Bruch blauen Basalt sehr schön gearbeitet gewesen sein soll, leider auf dem Wege nach England an der spanischen Küste untergegangen ist.

Endlich ist noch ein Königsname zu erwähnen, welchen Herodot kurz vor Sesostris nennt, nämlich **Möris**, der Urheber des bekannten und von ihm benannten Mörissees, geeignet, bei der Nilschwelle das überflüssige Wasser in sich aufzunehmen und dasselbe beim Zurücktreten der Flut den Canälen wiederzugeben und dennoch so viel zurückzubehalten, als zur Bewässerung nothwendig ist. Herodot nennt ihn ein noch bewunderungswürdigeres Werk als das an ihm liegende Labyrinth selbst, und behauptet, er sei von Menschenhänden gemacht und gegraben. Mitten im See standen zwei Pyramiden, auf deren jeder sich ein steinernes, auf einem Throne sitzendes Bild befand. Das Wasser war aus dem Nil durch einen Graben in den See hineingeleitet; sechs Monate lief es in den See hinein und die sechs anderen Monate wieder in den Nil heraus. Nach neueren Untersuchungen war der See selbst offenbar ein natürlicher, auch hat man mehrere ansehnliche Quellen in demselben entdeckt, so daß er selbst ohne den Zufluß aus dem Nil niemals völlig austrocknen würde; das staunenerregende Menschenwerk war ohne Zweifel ein doppelt gemündeter Canal, welcher zu demselben führte und dessen beide Mündungen durch eine Schleuse geöffnet oder verschlossen werden konnten.

Liegt auch die bisherige Geschichte Aegyptens nur sehr fragmentarisch vor, so geht doch aus einzelnen Zügen derselben hervor, daß das Volk schon nach und nach seine Kraft zu einer gewissen Blüthe entwickelt hatte; Künste und Wissenschaften waren erfunden und gediehen auf erfreuliche Weise unter dem Schutze kräftiger Regenten; große Bauwerke, Städte, Canäle, Wälle und Denkmäler aller Art waren errichtet, die Verfassungen der einzelnen kleineren Staaten waren geordnet; Aegypten bedurfte nur eines tüchtigen, thatkräftigen, das gesammte Land unter sein Scepter vereinigenden Regenten, um der ganzen Welt Gesetze vorschreiben zu können. Dieser Held wurde ihm in **Sesostris***) geboren.

---

*) Der Verfasser rechnet den Sesostris zum alten Reiche (und zwar zur 12. Dynastie des Manetho), während er nach andern Forschungen identisch ist mit Ramses dem Gr. (aus der 18. Dynastie).

40. Sesostris (Ramses der Große).

(Nach Max Uhlemann, Handbuch der ägyptischen Alterthumskunde.)

Aegypten erreichte den Gipfel seiner Größe und seines Glanzes unter Ramses dem Großen, den die Griechen Sesostris nennen. Um ihn zu künftigen Kriegsthaten tüchtig zu machen, ließ ihn sein Vater gemeinschaftlich mit denjenigen Knaben, welche mit ihm an demselben Tage in ganz Aegypten geboren worden waren, erziehen und schon frühzeitig in den Waffen üben und zu kriegerischen Unternehmungen heranbilden. Auch soll der junge Sesostris schon bei Lebzeiten seines Vaters sein Feldherrntalent an den Tag gelegt und Arabien und einen Theil von Afrika erobert haben. Hierbei ist unter dem eroberten Arabien ohne Zweifel nur das ägyptische Arabien, die östlich vom Delta liegende, sogenannte Grenzprovinz Tiarabia zu verstehen, in welcher auch die Israeliten Wohnsitze angewiesen erhielten. Nachdem er selbst den Thron bestiegen hatte, faßte er den großartigen Entschluß, alle Reiche des Erdbodens zu erobern und zu einer Universal-Monarchie zu vereinigen.

Bevor er jedoch seinen großen Kriegszug antrat, mußte es seine erste Sorge sein, seine Mitstreiter zum Kriege geneigt zu machen, den Zurückbleibenden Ruhe und Frieden zu sichern und Neuerungen vorzubeugen, welche seine Herrschaft im eigenen Lande hätten gefährden können. Er erwarb sich deßhalb zunächst den Dank und die Liebe seines Volkes durch beträchtliche Schulderlasse und Geschenke an Gold und Ländereien. Demnächst theilte er das ganze Land in sechsunddreißig Districte oder Nomen ein und stellte an die Spitze eines jeden derselben einen Statthalter oder Nomarchen, so daß er, über die Verwaltung des Reiches während seiner Abwesenheit beruhigt, nunmehr zur Ausrüstung seines Kriegsheeres schreiten konnte. Obgleich nämlich Aegypten eine nicht unbedeutende Kriegerkaste, die das Land zu schützen verpflichtet war, besaß, so hielt er diese doch nicht für seinem großartigen Zwecke genügend und vermehrte sein Kriegsheer durch Anwerbung der kräftigsten Leute aus den andern Kasten bis auf 600,000 Mann Fußvolk, 24,000 Reiter und 27,000 Streitwagen. Außerdem unterhielt Sesostris eine Flotte von vierhundert Schiffen im rothen Meere, welche die Inseln und Küsten des Festlandes bis nach Indien hin beunruhigen und angreifen sollte, und eine zweite im mittelländischen Meere, welche Cypern, die Seeküste von Phönicien und einige der cykladischen Inseln eroberte.

Mit diesem großen Heere brach Sesostris zunächst gegen Aethiopien auf, welches er ohne Mühe eroberte und tributpflichtig machte. Man sieht also, daß die Eroberungen, welche er noch bei Lebzeiten seines Vaters gemacht haben sollte, sich nicht weit erstreckt haben können, da er erst jetzt das Nachbarland Aethiopien überwand und unterjochte. Von hier aus soll er mit seiner Flotte über das Meer von Afrika nach

Asien geschifft sein und theils die Inseln, theils das feste Land vom Indus bis an den Ganges unterworfen haben; doch ist es wahrscheinlicher, daß wenigstens ein großer Theil des Heeres auf dem Landwege über die Landenge von Suez nach Asien gezogen und dort wieder zu ihm gestoßen sei, da mit den unvollkommenen Schiffen damaliger Zeit unmöglich eine Armee von fast 700,000 Mann mit Rossen und Wagen übergesetzt werden konnte. Weiter vordringend eroberte er Scythien bis an den Don, Kolchis, Kleinasien, und mit einer auf dem Mittelmeere kreuzenden Flotte die Inseln des Archipelagus. Endlich zog er nach Europa hinüber, rückte bis an die Donau vor und machte diesen Fluß zur Grenze seines Siegeslaufes; kurz, er durchzog und besiegte als ein würdiger Vorgänger Alexander des Großen die ganze damals bekannte und bevölkerte Welt, und steckte seinen Kriegszügen da ein Ziel, von wo aus Jener ein Jahrtausend später die seinigen begann. Um aber seinen und seines siegreichen Heeres Ruhm überall zu verherrlichen, errichtete er in allen von ihm unterworfenen Ländern Denksäulen, auf denen Inschriften angebracht waren, in denen angegeben war, ob das besiegte Volk muthigen Widerstand geleistet, oder sich feige und ohne einen Vertheidigungsversuch ergeben habe. Solche Denksäulen, wie sie Sesostris in allen Ländern zurückließ, waren freilich zu Herodot's Zeiten schon sehr selten geworden, zumal da sicherlich die meisten Völker dieselben als Denkmäler ihrer Schande sogleich nach des Sesostris Abzuge wieder vernichtet haben; aber dennoch versichert Herodot, daß er selbst im palästinischen Syrien dergleichen Säulen mit den erwähnten Inschriften gesehen habe. Auch gab es zu ebendesselben Zeit in Jonien noch zwei in Feldsteine eingehauene Abbilder des Sesostris auf dem Wege von Ephesus nach Phokäa und auf dem von Sardes nach Smyrna. An beiden Orten war ein vier Ellen und eine Spanne großer Mann eingegraben, welcher einen Speer in der Rechten und einen Bogen in der Linken trug, auch im Uebrigen mit einer ägyptischen Rüstung angethan war, und auf dessen Brust von einer Schulter zur andern hinlaufend eine Hieroglyphen-Inschrift eingehauen war, welche besagte: „Dieses Land habe ich mit meinen Armen in Besitz genommen". Während jedoch Herodot und Diodor diesen ägyptischen Heldenkönig überall siegen lassen, berichten Andere, er habe vor den Scythen zurückweichen müssen und auch gegen die Kolchier nichts ausgerichtet.

Seine Einrichtungen und Gesetze, Bauwerke und Kunstanlagen zum Heil und Segen für das Volk haben sich bis in die späteste Zeit erhalten und als nützlich und vortheilhaft erwiesen, während seine großen Eroberungen von keinem bedeutenden Einflusse für die Entwicklung des Staates waren und nur kurze Zeit festgehalten werden konnten. Zunächst verdankt ihm das Land einen großen Theil seiner Cultur und Fruchtbarkeit. Denn viele Gegenden desselben waren vor ihm theils wegen übermäßiger Ueberschwemmung, theils vom Nil allzu weit entfernt wegen gänzlichen Wassermangels unbewohnbar gewesen. Diesem Uebelstande suchte er dadurch abzuhelfen, daß er vermittelst der Gefan-

genen, die er mitgebracht hatte, das ganze Land von Canälen durchziehen ließ, welche einerseits eine allzugroße Ueberschwemmung mäßigten, andererseits das segensreiche Nilwasser entfernteren Gegenden zuführten; doch konnte seitdem das Land weder beritten noch befahren werden. Ebenso ließ Sesostris durch das ganze Land eine große Anzahl von Dämmen ziehen, auf denen später ganze Städte erbaut werden konnten, er schützte die Grenze des Landes nach Arabien hin von Pelusium bis nach Heliopolis gegen die Streifzüge der Araber durch eine 1500 Stadien lange Mauer; endlich verdankte auch eine große Anzahl von Tempeln, Obelisken und Götterbildern ihm ihren Ursprung. An allen diesen verschiedenen Denkmälern soll er in unzähligen Inschriften mit besonderem Stolze sich gerühmt haben, daß er nur Kriegsgefangene zu denselben verwendet habe, und daß kein einziger Aegyptier bei ihnen beschäftigt worden sei. Da er der Erste war, welcher ein großes Heer versammelte und einen weiten Eroberungszug unternahm, so wurden ihm nicht mit Unrecht die Kriegsgesetze zugeschrieben. So war Sesostris groß als Kriegsheld, groß durch Beförderung und Begünstigung der Künste und Wissenschaften, groß in den mannichfachsten Werken des Friedens, groß endlich als Gesetzgeber. Was endlich das Lebensende des Sesostris betrifft, so wird erzählt, er sei in hohem Alter erblindet und Verzweiflung über den Verlust seines Gesichtes habe ihn zum Selbstmorde geführt, welchen die ägyptischen Priester als eine hochherzige und muthige That ganz besonders an ihm rühmten.

Ist aber bisher Sesostris als eine vollständig historistische Person betrachtet worden, so ist damit noch keineswegs zugestanden, daß zugleich auch alle über ihn mitgetheilten Nachrichten historisch sein müssen. Sesostris war ein uralter Heldenname, auf den ohne Zweifel Vieles übertragen wurde, was ihm fremd war, und dessen Thaten man gern vergrößerte und mit interessanten Zügen ausschmückte. Nicht nur in Sesostris, sondern, wie die Denkmäler beweisen, auch in vielen andern spätern Königen besaß Aegypten große Eroberer; aber alle späteren Heldenthaten wurden von den Griechen auf Sesostris übertragen, und alle Denkmäler im Auslande, welche ägyptisch waren, wurden ihm beigelegt, weil er der Erste war, von dem alte Ueberlieferungen berichteten, daß er Eroberungszüge unternommen und seinen Namen durch Denksäulen verewigt habe.

41. Aegypten unter den letzten Pharaonen.

(Nach Max Duncker, Geschichte des Alterthums.)

Mit dem Tode des großen Ramses (1328 v. Chr.) hatte Aegypten aufgehört, die erste Großmacht der alten Welt zu sein. Unter seinen nächsten Nachfolgern noch immer kriegerisch, angesehen und bedeutend, kehrt Aegypten zu derselben Zeit, da Assyriens kriegerischer Aufschwung

beginnt, seit der Mitte des 13. Jahrhunderts, von seiner Höhe zu einem friedlichen und stillen Leben innerhalb seiner alten und natürlichen Grenzen, innerhalb des Nilthales, zurück. Es verfließt eine Periode von mehr als fünfhundert Jahren ohne Thaten und Andenken (sogar den Eroberungen der Assyrier in Syrien widersetzen sich die friedlichen Pharaonen nicht), bis Aegypten um das Jahr 745 von einem großen Unfall betroffen wird.

Die Aethiopier vergalten jetzt den Aegyptiern ihre alten Eroberungen, indem sie unter ihrem Fürsten Sabako um die Mitte des achten Jahrhunderts in Aegypten einfielen. Der Pharao Bokchoris, welcher eben seine Residenz nach Sais verlegt hatte, wurde überwältigt und erschlagen. Sabako bestieg den Thron von Aegypten. In den innern Zuständen des Landes wurde durch diese zweite Fremdherrschaft wenig geändert. Sabako wird als ein milder und weiser Herrscher gerühmt, er ließ neue Canäle graben und neue Dämme aufschütten; die zum Tode verurtheilten Verbrecher soll er zu diesen Arbeiten verwendet haben. An Sabako's Nachfolger, den Aethiopier Sevechos, wandte sich König Hosea von Israel um Hülfe von Aegypten gegen die Assyrier zu erlangen. Es war gewiß vom höchsten Interesse für Aegypten, die Festsetzung der assyrischen Macht in so drohender Nähe zu verhindern; aber Sevechos hinderte den Fall Samaria's nicht. Bereitwilliger zeigte sich Tirrhaka, der dritte Aethiopier, welcher Aegypten beherrschte, im Jahr 713 den Aufforderungen des Königs Hiskia von Juda nachzukommen. Im Süden Juda's lagerten sich die Streiter von Nubien und Dongola den Kriegern vom Euphrat und Tigris gegenüber. Wir wissen, daß Jerusalem gerettet wurde und daß Tirrhaka Sculpturen, welche sich auf seinen Zug gegen die Assyrier beziehen, auf dem Thorgebäude des Palastes von Medinet-Habu eingraben ließ.

Mit Tirrhaka endete die äthiopische Herrschaft in Aegypten nach einer Dauer von etwa fünfzig Jahren. Wichtiger als diese Herrschaft selbst war für Aegypten die Art, wie es sich von derselben befreite. Der Widerstand gegen die Aethiopier scheint von der gestürzten Königsfamilie, von den Nachkommen des Bokchoris von Sais ausgegangen zu sein, andere Landschaften folgten unter ihren Vorstehern oder neuen Führern, welche an ihre Spitze traten, diesem Anstoß. Auf diese Weise sollen zwölf Fürsten nach der Vertreibung der Aethiopier zuerst abgesondert über Aegypten geherrscht haben, bis sie zusammentraten und ein Bündniß mit einander abschlossen. Als Zeichen und Denkmal der gemeinsamen Herrschaft und der wiederhergestellten Einheit des Landes unternahmen sie es, den großen Reichspalast des Amenehma, das Labyrinth, wieder herzustellen.

Unter diesen zwölf Fürsten war ein Abkömmling der letzten Königsfamilie, des Bokchoris von Sais, Psammetich, der unter der Herrschaft der Aethiopier, die seinen Vater getödtet hatten, nach Syrien gerettet worden war, bis ihn die Saïten nach dem Sturz der Fremdherrschaft wieder zurückgeführt hatten. Da Psammetich einen legitimen

Anspruch auf die Alleinherrschaft über Aegypten hatte, so mußten ihn die übrigen Fürsten mit Argwohn und Eifersucht betrachten. Diese steigerten sich dadurch, daß der junge Psammetich die Häfen seines Gebietes den Phöniciern und Griechen öffnete und den Handel derselben begünstigte. So beschlossen die anderen Fürsten, ihn zu verderben, überzogen ihn mit Krieg und trieben ihn in die Sümpfe an der Meeresküste.

Herodot erzählt die Vertreibung des Psammetich in seiner Weise. Beim gemeinsamen Opfer der zwölf Fürsten im Tempel des Ptah zu Memphis sei es geschehen, daß der Priester nur elf goldene Opferschalen gebracht habe und Psammetich seinen Helm vom Haupte nahm und aus diesem spendete. Da gedachten die Fürsten einer Weissagung, welche ihnen früher zu Theil geworden war, daß derjenige von ihnen, welcher aus einer ehernen Schale opfere, die Herrschaft über ganz Aegypten gewinnen werde, und verbannten Psammetich in die Sümpfe am Meer. Psammetich aber wollte Rache nehmen an seinen Verfolgern und sendete zum Orakel nach Buto, sich dort Rath zu holen. Er erhielt den Ausspruch: „eherne Männer, die von der See kämen, würden ihn rächen". Bald darauf seien Ionier und Karier, die auf Seeraub ausgelaufen waren, nach Sitte der Griechen in Erz gerüstet, gelandet und hätten die Felder geplündert. Mit diesen schloß Psammetich Freundschaft und bewog sie durch große Versprechungen, ihm zu helfen.

Psammetich siegte endlich nach einem Kampfe von acht Jahren in der entscheidenden Schlacht bei Momemphis, seine fürstlichen Gegner blieben theils auf dem Schlachtfelde, theils entflohen sie nach Libyen. Die Alleinherrschaft war in Aegypten fünfundzwanzig Jahre nach der Vertreibung der Aethiopier wieder hergestellt. Von Sais war Psammetich's Macht ausgegangen, hier blieb sein Herrschersitz und der seines Hauses. In der Stadt erhob sich eine prächtige Königsburg.

So eifrig Psammetich bemüht war, den alten Glanz des Reiches wieder herzustellen, er hatte seine Herrschaft vornehmlich durch Fremde gewonnen und war gezwungen, sie auf Fremde zu stützen. Dadurch erhielt das altägyptische Wesen einen Stoß, welcher der Einheit und Kraft des Landes verderblich werden mußte. Ausländer bekamen bedeutende Stellen im Staate und im Heere, ja, die Söhne des Königs wurden mehr in hellenischer als in ägyptischer Weise unterrichtet. Die Ionier, welche dem Psammetich das Reich erkämpft hatten, wurden zwischen Bubastis und Pelusium an beiden Ufern des östlichen Nilarmes angesiedelt. Phönicische Söldner wurden nach Memphis gelegt und gründeten hier ein besonderes Stadtquartier: „das Lager der Tyrier". Der Verkehr Aegyptens mit den seefahrenden Völkern des Mittelmeeres, den Phöniciern und Ioniern, war bisher in der Weise beschränkt gewesen, wie China und Japan den Handel mit dem Auslande bis auf unsere Tage auf einen oder zwei Häfen confinirt gehalten haben. Jetzt öffnete Psammetich den Phöniciern und Griechen alle Häfen, die Fremden erhielten Erlaubniß, auch das Binnenland zu betreten, sie wurden

freundlich aufgenommen und ihrem Handel völlige Sicherheit verschafft. So geschah es, daß die Griechen in ziemlicher Anzahl in Unter-Aegypten ansässig wurden. Aus ägyptischen Knaben, welche Psammetich den ionischen Söldnern zur Erziehung übergeben hatte, entstand die Kaste der Dolmetscher, welche den Verkehr der Fremden mit den Einheimischen vermittelten und in den folgenden Jahrhunderten die Führer der Reisenden wurden, die Bauwerke der großen Pharaonen zeigten und die Geschichten und Anekdoten von den alten Herrschern erzählten, von denen uns Herodot die zu seiner Zeit gangbarsten aufbehalten hat. Die Zeiten der alten Abgeschlossenheit Aegyptens waren vorüber.

Nachdem Psammetich seine Herrschaft im Innern befestigt, strebte er danach, Aegyptens Ansehen auch nach Außen wieder geltend zu machen. Er gedachte das Sinken der assyrischen Macht zu benutzen, um die Küste Syriens zu erobern. Er traf auf den hartnäckigsten Widerstand Seitens der Philister, und der Einfall der Scythen unterbrach seine Unternehmungen; es vergingen fast dreißig Jahre, ehe Gaza, Askalon und Asdod eingenommen waren. Auch die Zustände im Lande hemmten und verzögerten Psammetich's Erfolge in Syrien. Das Volk mochte den Bruch des alten Lebens schmerzlich empfinden; vor Allem reizte die Bevorzugung der griechischen Söldner die einheimische Kriegerkaste. Wie Diodor berichtet, war es nach einem der Feldzüge gegen die Philister in Syrien, daß eine große Zahl ägyptischer Krieger, mehr als 200,000 Männer, empört, daß die Ionier den Ehrenplatz in der Schlachtordnung erhalten hatten, auszuwandern beschlossen. Sie wendeten sich nilaufwärts nach Nubien und Dongola, sie sollen wesentlich dazu beigetragen haben, die ägyptische Bildung nach Aethiopien zu verpflanzen, welche hier schon lange vor dieser Einwanderung sowohl durch die Herrschaft der Pharaonen über Nubien und Dongola als durch die Herrschaft der Aethiopier über Aegypten Wurzel geschlagen hatte.

Psammetich starb nach einer langen Regierung von 54 Jahren. Sein Sohn Necho (616—600) behielt die Restauration der ägyptischen Macht im Auge und schritt auf den Wegen seines Vaters mit verstärkter Thätigkeit und größerer Kühnheit vorwärts. Wenn Psammetich die Häfen des Delta den Phöniciern und Ioniern geöffnet hatte, so faßte Necho den Plan, den Seehandel des Mittelmeeres mit dem Verkehr auf dem arabischen Meerbusen in directe Verbindung zu setzen. Zu diesem Ende nahm er den bereits von Ramses dem Gr. begonnenen Canal, welcher damals bis in die Gegend der bitteren Seen geführt worden war, wieder auf. Eine Weissagung soll den König veranlaßt haben, von der Vollendung des Canals abzustehen. Es sei dem Necho nämlich, wie Herodot berichtet, ein Göttersspruch verkündet worden, daß er für die Barbaren arbeite. Strabo gibt an, daß der Tod des Königs die Arbeiten unterbrochen habe. Das Richtige ist wohl, daß die Gefahren und Unfälle des syrischen Krieges die Vollendung des großen Baues hinderten. In demselben Interesse der Förderung des Handels und der Seefahrt sandte Necho phönicische Männer auf dem rothen

Meere ab mit dem Auftrage, durch die Säulen des Hercules heimzukehren. Diese Phönicier fuhren nun, so berichtet Herodot, in das Südmeer. Und wenn es Herbst ward, gingen die Schiffer immer an das Land und besäeten das Feld, wo sie jedesmal in Libyen (Afrika) waren und warteten die Ernte ab, und wenn sie geerntet hatten, gingen sie wieder zu Schiffe, also daß sie, nachdem zwei Jahre vorüber waren, im dritten herumbogen um die Säulen des Hercules und in Aegypten ankamen. Und sie erzählten, was mir unglaublich ist, sagt Herodot, vielleicht aber einem Andern nicht, wie sie um Libyen herumgeschifft, hätten sie die Sonne zur rechten Hand gehabt. Gerade mit dieser ihm unglaublichen Angabe der Phönicier beweis't Herodot die Umschiffung Afrika's. Sobald der Aequator durchschnitten war, mußte die Expedition die Sonne im Norden, d. h. zur Rechten erblicken, was dem Herodot nach griechischer Vorstellung von Sonne und Erde allerdings unmöglich erscheinen konnte.

Necho's Sinn war nicht bloß auf die Werke des Friedens gerichtet. Wie er den Canal des Ramses aufgenommen, so sollte Aegypten auch wieder, wie zur Zeit jenes großen Herrschers, eine Kriegsflotte besitzen. In den Häfen des Delta wie auf dem rothen Meere ließ er Kriegsschiffe erbauen; Herodot hat die Werfte, die zu diesem Behufe errichtet waren, noch gesehen. Mit Hülfe dieser Flotte gedachte Necho die Unterwerfung Syriens, welche sein Vater begonnen hatte, zu vollenden. Wie unglücklich diese große Expedition, welche Necho im Jahre 608 begann, nach dem glücklichsten Anfang, nach den Erfolgen in Syrien mit der Niederlage von Karchemis (604) am Euphrat endete, haben wir oben *) bereits gesehen.

Necho's Enkel, Hophra (Apries 594—570), versuchte es, die Befestigung der babylonischen Herrschaft in Syrien zu hindern. Das Reich der Juden, obwohl schon zwei Mal unterworfen von den Babyloniern (600 und 597), war in Gährung und erwartete nur die Verheißung ägyptischer Hülfe, um die Waffen von Neuem zu ergreifen. Hophra versprach, ein Heer zu senden, und die Juden erhoben sich zum dritten Male gegen Nebukadnezar. Aber ehe die Aegyptier herankamen, wurden die Juden in Jerusalem und in die übrigen festen Orte des Landes eingeschlossen. Hophra zwang nun die Babylonier zwar, die Berennung Jerusalem's noch einmal aufzuheben, aber er war nicht im Stande, den Fall der Hauptstadt nach einer erneuerten Einschließung, nach einer Belagerung von achtzehn Monaten zu verhindern (586). Eben so wenig Erfolg hatten die Versuche des Hophra, die Phönicier vor der Herrschaft Nebukadnezar's zu bewahren, oder selbst die Küste Phöniciens zu erwerben.

Thöricht genug wollte Hophra das, was hier im Osten unwiederbringlich verloren schien, durch eine weitaussehende Unternehmung im Westen wieder gewinnen. Libysche Stämme baten um Hülfe gegen die

*) Siehe S. 62.

schnell aufblühende Macht der Stadt Cyrene, welche die Griechen vor etwa sechszig Jahren auf einem äußerst günstigen Gebiet an ihrer Küste gegründet hatten. Hophra sandte ein großes Heer zur Eroberung von Cyrene ab, aber die Cyrenäer schlugen dasselbe auf das Haupt. Auf dem Rückzuge empörten sich die Trümmer des ägyptischen Heeres gegen den Pharao; weil die griechischen Söldner in Aegypten geblieben waren, wähnten sie, der König habe sie absichtlich ins Verderben geschickt, und stellten den Amasis an ihre Spitze. Hophra zog ihnen mit 30,000 Joniern und Kariern entgegen. Die Tapferkeit der Jonier erlag der Ueberzahl, Hophra ward in der Gegend von Momemphis geschlagen und gefangen. Bei demselben Orte, an welchem einst der Urgroßvater die Herrschaft gewonnen hatte, verlor sie der Urenkel. Amasis dachte des gefangenen Königs zu schonen, aber das Volk verlangte, daß er ihm überliefert werde, und erwürgte ihn.

So endete Psammetich's Geschlecht in Aegypten nach einer Herrschaft von hundert Jahren. Amasis, (570—526) ein Mann von niederer Herkunft, der früher ein lockeres, gaunerhaftes Leben geführt hatte, bestieg den Thron der Pharaonen. Seine Regierung war im Ganzen friedlich und, merkwürdig genug, die Begünstigung der Ausländer, insbesondere der Griechen, und des fremden Wesens behielt nicht nur Bestand unter seiner Herrschaft wie unter dem Hause Psammetich's, sondern wurde von Amasis noch weiter ausgedehnt, obwohl er gerade, um den Einfluß der Ausländer zu brechen, von den Aegyptiern emporgehoben worden war, obwohl er sich erst durch Besiegung der fremden Söldner den Weg zum Throne hatte bahnen müssen. Amasis nahm seine Leibwache aus den Joniern, den griechischen Kaufleuten zu Naukratis gestattete der König, daß sie hier unter ihren eigenen Vorstehern und eigener Gerichtsbarkeit lebten; selbst ihren Göttern durften die Griechen in Aegypten Altäre und Tempel errichten, ja, der König gab die dazu nothwendigen Grundstücke her, was die Priester des Landes, alle Aegyptier von alter Gesinnung mit Schauder und Abscheu erfüllen mußte. Amasis ging noch weiter. Er ehrte sogar selbst die griechischen Götter durch Weihgeschenke. Mit den Cyrenäern hatte Amasis Friede und Freundschaft geschlossen, mit dem Tyrannen Polykrates von Samos, der um das Jahr 540 emporkam, trat er in sehr nahen Verkehr.

In einem Bestreben sind sich die Herrscher Aegyptens vom Beginn bis zum Untergange des Reiches gleich geblieben: in dem Eifer, große Bauten zu errichten. In diesem Punkte wetteiferte auch Amasis mit allen seinen Vorgängern. Seine Bauten begannen mit seiner Thronbesteigung und endeten erst mit seinem Tode. Er bewohnte, wie das Geschlecht Psammetich's, welches er gestürzt hatte, die Königsburg zu Sais. In dieser Stadt errichtete er denn auch die schönsten Gebäude: der Göttin von Sais, der Neith, erbaute Amasis eine Halle, welche alle anderen an Höhe und Umfang übertraf. Hier weihte er auch große Kolosse und Sphinxe und ließ aus Elephantine eine aus einem Stein gehauene Capelle herbeischaffen, 33′ lang, 21′ breit und 12′ hoch,

welche vor dem Tempel der Neith aufgestellt wurde. Zweitausend Arbeiter hatten drei Jahre zu thun, diese Capelle von Elephantine nach Sais herunterzuschaffen. Vgl. S. 132.

Aegypten war in Reichthum und Wohlleben unter Amasis' Herrschaft; die neue Handelsfreiheit trug ihre Früchte und brachte eine Menge Geld ins Land. Aegypten zählte damals nach Angabe der Priester 20,000 Flecken und Städte. Aber es waren die letzten Zeiten ägyptischen Glanzes. Bereits erfüllte der Ruf von den Siegen des Cyrus den Orient. Der Reihe nach fielen die Großmächte Medien, Lydien, Babylonien vor seinen Waffen; Amasis versäumte es, den Babyloniern und Lydiern rechtzeitig Hülfe zu bringen. Nun war die vierte Großmacht, Aegypten, allein noch übrig und ausschließlich auf ihre eigene Kraft und die Tapferkeit der griechischen Söldner angewiesen. Schon bereitete Cambyses, des Cyrus Sohn, eine große Rüstung gegen Aegypten, als Amasis starb (526). Er hinterließ seinem Sohn **Psammenit** die schwere Aufgabe, dem Angriff der Perser zu widerstehen. Dessen Untergang s. oben S. 98.

---

42. Die Verfassung Aegyptens.

(Nach **Max Uhlemann**, Handbuch der ägyptischen Alterthumskunde.)

Die Verfassung Aegyptens war von den frühesten Zeiten an bis zum Sturze der Ptolemäer, wenige anarchische Zeiten ausgenommen, die zwischen einzelnen Dynastieen liegen, eine **monarchische**. Das Königthum war **erblich** und die Regierung konnte auch, wie viele Beispiele selbstregierender Königinnen beweisen, auf Frauen und Töchter übergehen. Nur dann, wenn es an einem Leibeserben gebrach oder eine Dynastie durch Reichsumwälzungen gestürzt war, trat die **Königswahl** ein, von welcher Plutarch erzählt. Der neue König wurde aus einer der beiden herrschenden Kasten, aus den Priestern oder Kriegern, gewählt, weil Erstere wegen ihrer Einsicht, Letztere wegen ihrer Tapferkeit in besonderen Ehren standen und sich vornehmlich zur Uebernahme der Würde des Staatsoberhauptes eigneten. Fiel die Wahl auf einen Krieger, so wurde derselbe sogleich in die Priesterkaste aufgenommen und in die Geheimnisse derselben eingeweiht, da das Königthum die priesterliche und die weltliche Macht in sich vereinigen sollte. Hierdurch wird auch die scheinbare Bevormundung des Königthums durch die Priesterkaste bedeutend gemildert, da der König selbst Mitglied derselben war, in die Interessen derselben hineingezogen wurde, und die Priester demselben wohl nicht als lästige Wächter und Beaufsichtiger, sondern vielmehr als treue Rathgeber und Beschützer zur Seite traten. Die Macht der Könige äußerte sich: 1. in einer **gesetzgebenden** Gewalt, indem nach den geschichtlichen Ueberlieferungen die hauptsächlichsten Gesetzgebungen von Königen, wie z. B. Sesostris, Amasis, ausgingen; 2. in

schnell aufblühende Macht der Stadt Cyrene, welche die Griechen vor etwa sechszig Jahren auf einem äußerst günstigen Gebiet an ihrer Küste gegründet hatten. Hophra sandte ein großes Heer zur Eroberung von Cyrene ab, aber die Cyrenäer schlugen dasselbe auf das Haupt. Auf dem Rückzuge empörten sich die Trümmer des ägyptischen Heeres gegen den Pharao; weil die griechischen Söldner in Aegypten geblieben waren, wähnten sie, der König habe sie absichtlich ins Verderben geschickt, und stellten den Amasis an ihre Spitze. Hophra zog ihnen mit 30,000 Joniern und Kariern entgegen. Die Tapferkeit der Jonier erlag der Ueberzahl, Hophra ward in der Gegend von Momemphis geschlagen und gefangen. Bei demselben Orte, an welchem einst der Urgroßvater die Herrschaft gewonnen hatte, verlor sie der Urenkel. Amasis dachte des gefangenen Königs zu schonen, aber das Volk verlangte, daß er ihm überliefert werde, und erwürgte ihn.

So endete Psammetich's Geschlecht in Aegypten nach einer Herrschaft von hundert Jahren. Amasis, (570—526) ein Mann von niederer Herkunft, der früher ein lockeres, gaunerhaftes Leben geführt hatte, bestieg den Thron der Pharaonen. Seine Regierung war im Ganzen friedlich und, merkwürdig genug, die Begünstigung der Ausländer, insbesondere der Griechen, und des fremden Wesens behielt nicht nur Bestand unter seiner Herrschaft wie unter dem Hause Psammetich's, sondern wurde von Amasis noch weiter ausgedehnt, obwohl er gerade, um den Einfluß der Ausländer zu brechen, von den Aegyptiern emporgehoben worden war, obwohl er sich erst durch Besiegung der fremden Söldner den Weg zum Throne hatte bahnen müssen. Amasis nahm seine Leibwache aus den Joniern, den griechischen Kaufleuten zu Naukratis gestattete der König, daß sie hier unter ihren eigenen Vorstehern und eigener Gerichtsbarkeit lebten; selbst ihren Göttern durften die Griechen in Aegypten Altäre und Tempel errichten, ja, der König gab die dazu nothwendigen Grundstücke her, was die Priester des Landes, alle Aegyptier von alter Gesinnung mit Schauder und Abscheu erfüllen mußte. Amasis ging noch weiter. Er ehrte sogar selbst die griechischen Götter durch Weihgeschenke. Mit den Cyrenäern hatte Amasis Friede und Freundschaft geschlossen, mit dem Tyrannen Polykrates von Samos, der um das Jahr 540 emporkam, trat er in sehr nahen Verkehr.

In einem Bestreben sind sich die Herrscher Aegyptens vom Beginn bis zum Untergange des Reiches gleich geblieben: in dem Eifer, große Bauten zu errichten. In diesem Punkte wetteiferte auch Amasis mit allen seinen Vorgängern. Seine Bauten begannen mit seiner Thronbesteigung und endeten erst mit seinem Tode. Er bewohnte, wie das Geschlecht Psammetich's, welches er gestürzt hatte, die Königsburg zu Sais. In dieser Stadt errichtete er denn auch die schönsten Gebäude: der Göttin von Sais, der Neith, erbaute Amasis eine Halle, welche alle anderen an Höhe und Umfang übertraf. Hier weihte er auch große Kolosse und Sphinxe und ließ aus Elephantine eine aus einem Stein gehauene Capelle herbeischaffen, 33′ lang, 21′ breit und 12′ hoch,

welche vor dem Tempel der Neith aufgestellt wurde. Zweitausend Arbeiter hatten drei Jahre zu thun, diese Capelle von Elephantine nach Sais herunterzuschaffen. Vgl. S. 132.

Aegypten war in Reichthum und Wohlleben unter Amasis' Herrschaft; die neue Handelsfreiheit trug ihre Früchte und brachte eine Menge Geld ins Land. Aegypten zählte damals nach Angabe der Priester 20,000 Flecken und Städte. Aber es waren die letzten Zeiten ägyptischen Glanzes. Bereits erfüllte der Ruf von den Siegen des Cyrus den Orient. Der Reihe nach fielen die Großmächte Medien, Lydien, Babylonien vor seinen Waffen; Amasis versäumte es, den Babyloniern und Lydiern rechtzeitig Hülfe zu bringen. Nun war die vierte Großmacht, Aegypten, allein noch übrig und ausschließlich auf ihre eigene Kraft und die Tapferkeit der griechischen Söldner angewiesen. Schon bereitete Cambyses, des Cyrus Sohn, eine große Rüstung gegen Aegypten, als Amasis starb (526). Er hinterließ seinem Sohn Psammenit die schwere Aufgabe, dem Angriff der Perser zu widerstehen. Dessen Untergang s. oben S. 98.

---

42. Die Verfassung Aegyptens.

(Nach Max Uhlemann, Handbuch der ägyptischen Alterthumskunde.)

Die Verfassung Aegyptens war von den frühesten Zeiten an bis zum Sturze der Ptolemäer, wenige anarchische Zeiten ausgenommen, die zwischen einzelnen Dynastieen liegen, eine monarchische. Das Königthum war erblich und die Regierung konnte auch, wie viele Beispiele selbstregierender Königinnen beweisen, auf Frauen und Töchter übergehen. Nur dann, wenn es an einem Leibeserben gebrach oder eine Dynastie durch Reichsumwälzungen gestürzt war, trat die Königswahl ein, von welcher Plutarch erzählt. Der neue König wurde aus einer der beiden herrschenden Kasten, aus den Priestern oder Kriegern, gewählt, weil Erstere wegen ihrer Einsicht, Letztere wegen ihrer Tapferkeit in besonderen Ehren standen und sich vornehmlich zur Uebernahme der Würde des Staatsoberhauptes eigneten. Fiel die Wahl auf einen Krieger, so wurde derselbe sogleich in die Priesterkaste aufgenommen und in die Geheimnisse derselben eingeweiht, da das Königthum die priesterliche und die weltliche Macht in sich vereinigen sollte. Hierdurch wird auch die scheinbare Bevormundung des Königthums durch die Priesterkaste bedeutend gemildert, da der König selbst Mitglied derselben war, in die Interessen derselben hineingezogen wurde, und die Priester demselben wohl nicht als lästige Wächter und Beaufsichtiger, sondern vielmehr als treue Rathgeber und Beschützer zur Seite traten. Die Macht der Könige äußerte sich: 1. in einer gesetzgebenden Gewalt, indem nach den geschichtlichen Ueberlieferungen die hauptsächlichsten Gesetzgebungen von Königen, wie z. B. Sesostris, Amasis, ausgingen; 2. in

einer vollziehenden Gewalt, da im Todtenbuche und in anderen heiligen Schriften alle obrigkeitlichen Personen „Obrigkeiten des Königs" genannt werden und diesem das Recht der Strafvollstreckung oder Begnadigung zustand; 3. in einer priesterlichen Gewalt, da die Könige häufig auf den Denkmälern bei großen Festfeierlichkeiten selbst Opfer darbringend und den Cultus leitend abgebildet sind; 4. in einer militärischen Gewalt, indem auf allen Kriegsgemälden der König dem Heere voran oder mitten im Kampfgewühle als Oberbefehlshaber der Truppen dargestellt ist. Nur die richterliche Gewalt war den Händen des Königs entzogen und einem besonderen Gerichtshofe übertragen, welcher aber gleichfalls nicht eigenmächtig verfahren durfte, sondern nur nach Art unserer Geschworenen über Schuld oder Unschuld des Angeklagten entschied, während die Strafen schon im Voraus in einem aus acht Büchern bestehenden Gesetzcodex genau bestimmt, und die Richter sich streng an diese Bestimmungen zu halten verpflichtet waren.

Der Regierungsantritt wurde zu allen Zeiten festlich begangen, und nach der Vereinigung des Reiches fand in den beiden Hauptstädten des Landes, Theben und Memphis, eine Krönungsfeierlichkeit statt, welche auf einem Denkmal zu Medinet-Habu abgebildet ist.

Die ältesten Könige und Regenten des Landes waren der Sage nach Götter gewesen; auch die späteren menschlichen Könige bis auf die Ptolemäer herab wurden als Söhne, Nachkommen und Nachfolger der Götter betrachtet und daher geradezu vergöttert. Es wurden ihnen sogar schon bei ihren Lebzeiten Tempel und Capellen geweiht, sie hatten ihre besonderen Priester, ihre Bilder wurden angebetet und bei den Processionen feierlich mit den anderen Götterbildsäulen umhergetragen, ja, es wurden ihnen zu Ehren Feste, z. B. dem Ptolemäus Epiphanes jährlich ein fünftägiges Fest gefeiert. Ebenso feierlich wurde ihr Geburtstag begangen, und der Schmerz über ihren Tod durch eine allgemeine Landestrauer, durch Traueraufzüge, durch Zerreißen der Kleider, Schließen der Tempel, Einstellung aller Opfer und Unterlassung aller Festlichkeiten 72 Tage lang bethätigt. Entgingen selbst die Könige nicht dem allgemeinen Todtengerichte und mußten es sich gefallen lassen, daß nach ihrem Tode das Volk über ihr Leben ein Urtheil fällte, so wurden sie doch während ihrer Regierung als unfehlbar und über allen Tadel erhaben angesehen, da täglich die Priester in ihren Gebeten laut und öffentlich die Tugenden des Königs priesen, seine Vergehungen verfluchten, letztere jedoch zugleich auf seine Diener und Rathgeber wälzten und den König selbst von aller Schuld freisprachen.

Das Leben der ägyptischen Könige war durch eine von den urältesten Zeiten her eingeführte und durch die Gewohnheit geheiligte Etiquette genau geregelt. Alle Stunden des Tages sowohl wie der Nacht waren für die Beschäftigung des Königs unabänderlichen Bestimmungen unterworfen. Bei Tagesanbruch erhob er sich von seinem Lager, erhielt dann die von allen Seiten eingelaufenen Briefe, Bittschriften und Regierungsberichte zur Erledigung, wodurch er sich einen beständigen Ueber-

blick über den Zustand seines Reiches verschaffte, wusch sich hierauf, bekleidete sich mit dem königlichen Schmucke und opferte (wahrscheinlich im Beisein der vornehmsten Priester und des gesammten Hofstaates) den Göttern. So konnte der König demnächst aufs Beste vorbereitet an die Regierungsgeschäfte gehen. Aber nicht nur sein öffentliches, sondern auch jedes einzelne Geschäft in seinem Familien- und Privatleben war an bestimmte Zeiten gebunden.

Zum Unterhalte des königlichen Hofstaates, sowie zur Bestreitung der Regierungs- und Kriegskosten war dem Könige der dritte Theil des Bodens als Eigenthum angewiesen, womit jedenfalls auch bedeutende Jagd- und Fischereimonopole verbunden waren, da z. B. der König Möris den Ertrag aus dem Fischfange im gleichbenannten See, welcher täglich ein Talent Silber, also über 1000 Thaler betragen haben soll, seiner Gemahlin zum Nadelgeld bestimmen konnte. Sobald die Könige Eroberungszüge unternahmen und die Nachbarvölker unterwarfen und zinsbar machten, kam zu ihren Einkünften noch die nicht unbedeutende Kriegsbeute und der Tribut der unterjochten Völkerschaften hinzu, dessen Darbringung häufig auf den ägyptischen Wandgemälden abgebildet ist. Nicht unbedeutend war ferner der Ertrag der Gold- und Silberbergwerke. Diese bedeutenden Einkünfte setzten die Könige nicht allein in den Stand, ihre Diener und Beamte zu besolden, kostspielige Kriege zu führen und das Ausland durch die Pracht und den Glanz ihres Hofes zu blenden, sondern gaben ihnen auch Gelegenheit, durch große gemeinnützige Bauwerke und die mannichfaltigsten Kunstdenkmäler, sowie durch Geschenke und Spenden aller Art sich die Liebe der Priesterschaft und ihres Volkes zu erwerben.

Die Unterthanen. Die Gesammtbevölkerung Aegyptens zerfiel zunächst, wie ein Blick auf die Denkmäler lehrt, in zwei verschiedene Stämme, einen hellfarbigeren, herrschenden, welcher in uralten Zeiten das Land erobert und die Ureinwohner sich unterworfen hatte, und einen dunkelfarbigeren, welchen Herodot schwarzhäutig und wollhaarig nennt und welcher als die Urbevölkerung anzusehen ist. Der herrschende Stamm, an dessen bildlichen Darstellungen und erhaltenen Mumien sich die kaukasische Gesichtsbildung und eine rothbraune, sogar gelbliche Gesichtsfarbe nicht verkennen lassen, zerfiel in zwei streng von einander geschiedene Kasten der Priester und der Krieger, während dem unterworfenen Stamme der Ureinwohner Künste, Handwerke, Ackerbau, Viehzucht, Handel u. s. w. als Beschäftigungen angewiesen waren. So bietet die nächste und ursprünglichste Eintheilung des ganzen Volkes drei Stände, den Lehrstand, Wehrstand und Nährstand, von denen der letztere wohl erst in späteren Zeiten in eine größere Anzahl streng von einander gesonderter Kasten geschieden wurde.

Vergleichen und vereinigen wir die verschiedenen Angaben der Schriftsteller, so scheinen die streng von einander geschiedenen Kasten folgende gewesen zu sein: a) Herrschende Kasten: 1. Priester, 2. Krieger; b)

Ureinwohner 1. Künstler, 2. Handwerker, 3. Kaufleute, 4. Schiffer, 5. Ackerbauer, 6. Hirten, 7. Sauhirten.

Diese Kasten waren, wenn auch vor dem Gesetze gleich, dennoch so streng von einander geschieden, daß es keinem Mitgliede der einen gestattet war, durch Veränderung des Lebensberufes oder durch Heirath in eine andere überzugehen. War diese ursprünglich durch Klugheit gebotene Sitte, Kenntnisse und Fertigkeiten innerhalb der Kasten von Vater auf Sohn zu vererben, nach und nach zu einem Gesetze geworden, so hatte dasselbe wohl den Zweck, in allen Beschäftigungen des Lebens tüchtige und mit umfassender Kenntniß ausgerüstete Staatsbürger zu gewinnen, wenn Jeder ohne Zersplitterung seiner geistigen und leiblichen Kräfte nur auf das eine Geschäft seiner Vorfahren angewiesen würde und so Gelegenheit erhielte, die vom Vater ihm mitgetheilten Erfahrungen in demselben zu verwerthen, zu erweitern und zu vervollkommnen. Eine Bevorzugung der einen Kaste vor der andern in ihrer bürgerlichen Stellung scheint auch nicht stattgefunden zu haben; nur die Verwaltung aller Staatsämter und den Grundbesitz hatten die beiden herrschenden Kasten den Unterworfenen versagt und für sich allein in Anspruch genommen, und die Sauhirten allein galten wegen der Berührung mit diesem unreinen Thiere selbst für unrein und durften keinen Tempel betreten, obgleich sie bei gewissen Festen, an denen Schweine geschlachtet und verzehrt wurden, nothwendig und unentbehrlich waren.

---

43. Die bildenden Künste bei den Aegyptiern.

(Nach Max Uhlemann, Handbuch der ägyptischen Alterthumskunde.)

Unter den Künsten, welche innerhalb der Kasten von Vater auf Sohn vererbt wurden, indem Niemanden erlaubt war, eine andere Kunst als die ihm durch seine Geburt angewiesene auszuüben, sind besonders die Baukunst, Bildhauerkunst und Malerei hervorzuheben, durch welche sich die Aegyptier seit den frühesten Zeiten unter allen übrigen Völkern des Alterthums auszeichneten und wegen deren sie von diesen sowohl als auch von neueren Reisenden bewundert wurden.

Mögen auch die Ueberreste ägyptischer Baukunst an Schönheit und Anmuth den griechischen nachstehen, so imponiren sie dagegen um so mehr durch ihre Großartigkeit und Erhabenheit. Wenn man bedenkt, daß Aegypten ein höchst holzarmes Land war, daß zu allen öffentlichen Bauwerken als einziges Material nur die verschiedenen Steinarten benutzt werden konnten, daß diese enormen Granit- und Steinmassen in den oberägyptischen Steinbrüchen ausgehauen und von dort an den Ort ihrer Bestimmung geführt werden mußten, daß endlich die Handhabung der Felsblöcke selbst, aus denen die meisten Tempel und Paläste bestanden, menschliche Kräfte fast zu übersteigen scheint, dann wird man erkennen, eine wie große Anzahl von Arbeitern und wie viel vereinte

Anstrengungen dazu gehörten, um diese großartigen Bauwerke zu errichten, welche Jahrtausenden zum Trotz noch heute den, welcher zum ersten Male ihre Ueberreste erblickt, mit Ehrfurcht und Bewunderung erfüllen. Abgesehen von denjenigen Denkmälern, welche mehr der Bildhauerkunst angehören, ragen am meisten hervor die Tempel, die Pyramiden und das Labyrinth.

Die Mauern der ägyptischen Tempel werden von Reisenden als unverhältnißmäßig dick beschrieben und man will 20—24 Fuß dicke Mauern gefunden haben; auch die Dicke der Säulen ist meistens im Vergleich zu ihrer Höhe sehr beträchtlich; der Durchmesser verhält sich zur Höhe wie 1 : 3 bis 1 : 6. Die Säulen haben oft einen Umfang von 20 und noch mehr Fuß und stehen oft so dicht bei einander, daß der Zwischenraum kaum zwei bis drei Fuß beträgt. Die Gestalt der Säulen war verschieden und je einfacher und schmuckloser sie sind, einer desto früheren Zeit gehören sie an: Verzierungen und mannichfaltige Gestalten derselben weisen auf spätere Kunstepochen hin. Deßhalb sind die ältesten Säulen, z. B. viele unter den Ruinen von Theben, rund und ohne Knäufe und Säulenstühle; viele sind aus einem Stücke gearbeitet, andere aus mehreren auf einander gesetzten Stücken zusammengefügt. Nach und nach kamen auch andere Säulengestalten in Aufnahme, es finden sich acht- bis sechszehnseitige, aber nur wenige viereckige. Die Oberfläche derselben ist bald glatt, bald cannelirt, bald von oben bis unten mit Hieroglyphen oder Basreliefs bedeckt; bei den meisten ist der Durchmesser von oben bis unten derselbe, andere sind im untern Drittel oder in der Mitte bauchig. Die Säulenstühle waren rund oder vieleckig, wenige würfelförmig. Die Gestalt der Säulenknäufe war sehr mannichfaltig. In den ältesten Zeiten bestanden sie nur aus viereckigen Steinen. Ein späteres Urbild für Säulenknäufe war die Lotusblüte, und diese glockenförmige Gestalt derselben scheint die erste Idee zu den korinthischen Säulenknäufen hergegeben zu haben. In späterer Zeit kommen als noch weitere Verzierungen Laubwerk, Isisköpfe und verschiedenartige Basreliefs vor. Oft waren sie bunt bemalt und mit Hieroglyphen verziert. In den meisten altägyptischen Gebäuden war die Decke ganz flach und bestand aus großen massiven Werkstücken, welche querüber von einer Säule zur andern gelegt waren. Auf diesen ruhten dann wieder andere, welche die ersteren rechtwinklig kreuzten, und hieraus erklärt es sich leicht, daß man so vieler und engstehender Säulen bedurfte. Eine allgemeine Beschreibung der Bauart der ägyptischen Tempel hat Strabo hinterlassen. Zum Eingange in den Tempel führte gewöhnlich ein gepflasterter Weg, welcher etwa 100′ breit, 3—400′ lang und auf beiden Seiten mit einer Reihe von Sphinxen besetzt war, welche 30′ von einander entfernt standen. Am Ende dieses Weges gelangte man in einen großen Vorhof, welchem ein zweiter, oft wohl auch noch ein dritter folgte. Aus dem letzten Vorhofe trat man in den Tempel selbst, welcher in einen Vortempel, den innern Tempel und dessen innersten Raum zerfiel. Das Portal des Vortem-

pels hatte auf beiden Seiten Flügel oder Seitenmauern, welche so hoch als der Tempel, aber unten etwas breiter waren und daher über die Breite des Tempels hinausragten. Dieselben neigten sich aufwärts etwas gegen einander. Auf diesen Seitenmauern waren große Figuren eingehauen, welche nach Strabo's Ansicht viel Aehnlichkeit mit denjenigen hatten, welche man auf den Kunstwerken der Etrusker und ältesten Griechen fand. Ziemlich übereinstimmend mit diesen Angaben Strabo's sind die Beschreibungen der Tempelruinen bei neueren Reisenden*). Die Mauern waren auswendig wie inwendig mit Hieroglyphen-Inschriften und Basrelifs bedeckt und außerdem befanden sich beim Haupttempel viele Nebengebäude mit verschiedenen Säulenhallen und Zimmern, welche wohl für die Priester, Tempeldiener und heiligen oder Opferthiere bestimmt waren.

Eine zweite Gattung der ägyptischen Riesenbauwerke sind die Pyramiden, deren äußere Gestalt wohl als bekannt vorausgesetzt werden kann, und deren Aufführung unglaubliche Menschenkräfte erforderte. Die vier Seiten der Pyramiden sind stets genau nach den vier Himmelsgegenden gerichtet. Die größte Pyramide ist nach den neuesten Messungen fast 500′ hoch und ihr nach langem Suchen wieder aufgefundener Eingang liegt wie bei allen andern an der Nordseite, nicht gerade in der Mitte derselben, sondern etwas mehr nach Osten zu. Im Innern enthält dieselbe eine unterirdische Kammer über 100′ unter der Grundlinie, dann eine Grabkammer für die Königin, etwa 100′ über der Grundlinie, und endlich eine dritte, etwa 100′ über der eben genannten, in welcher der Sarkophag des Erbauers, des König Cheops stand. In allen Pyramiden führten zu diesen Räumen aufwärts und abwärts steigende schmale und niedrige Gänge, welche sogleich nach Beisetzung des Verstorbenen mit Steinen ausgefüllt und vermauert wurden.

Für ein Wunder der Baukunst galt endlich in alten Zeiten das ägyptische Labyrinth. Nach Lepsius (Briefe, S. 75) ist aus den noch erhaltenen Ruinen deutlich zu erkennen, daß das Labyrinth ehemals aus drei mächtigen Gebäudemassen bestand, welche in der Breite von 300′ einen viereckigen Platz umschlossen, der gegen 600′ lang, gegen 500′ breit war und dessen vierte Seite, eine der schmälern, durch eine dahinter liegende Pyramide begrenzt wurde, die 300′ im Geviert hatte und also nicht ganz bis an die Seitenflügel jener Gebäudemassen heranreichte. Dieselbe Pyramide wird auch von Herodot erwähnt. Dieser griechische Geschichtschreiber behauptet, daß die berühmten Tempel von Samos und Ephesus, ja, daß auch selbst die größten ägyptischen Pyramiden diesem mächtigen Bauwerke nachständen. Nach seiner und Anderer Schilderung sah man von Außen nur die Hälfte dieses großartigen Gebäudes, während eine zweite der überirdischen ganz entsprechende Hälfte unter der Erde gebaut war. Das Ganze bestand aus zwölf großen palastartigen Tempeln, sechs über der Erde, sechs unter derselben,

*) Vergl. oben die Beschreibung Thebens, S. 133.



und außerdem aus unzähligen Nebengemächern, Galerieen und Irrgängen. Die erwähnten zwölf großen Paläste oder Säle ruhten ringsum auf Säulen, die fast sämmtlich aus weißem Marmor waren; Decken, Mauern und Fußboden, kurz, das ganze Gebäude bestand durchgängig aus Stein, und Säulen und Wände waren über und über mit Hieroglyphen bedeckt. In jedem der zwölf Säle stand die Statue eines der bekannten zwölf großen Götter, ebenso Abbildungen der diesen Göttern geweihten heiligen Thiere. Die Säle waren unter einander durch Nebengemächer, Galerieen und Treppen verbunden, und die Gesammtsumme aller einzelnen Zimmer belief sich nach Herodot auf dreitausend, deren eine Hälfte sich über der Erde, die andere unter der Erde befand. Die Anzahl der Stufen betrug 360, neunzig führten vom Erdboden in die höchsten Gemächer hinauf, neunzig auf der andern Seite wieder zum Erdboden zurück, neunzig in die unterirdischen Räume hinab und endlich wiederum neunzig zum Tageslichte empor. Nach immer zehn Stufen war ein besonderer Absatz. Das in Kreta von Dädalus erbaute Labyrinth soll eine Nachahmung des ägyptischen im Kleinen gewesen sein.

Die Bildhauerkunst hatte in Aegypten schon in sehr frühen Zeiten einen hohen Grad von Bildung erreicht. Wenn auch die meisten ägyptischen Bildsäulen neben ihrer staunenerregenden Größe steif und ausdruckslos erscheinen und stets in derselben Form wiederkehren, so daß man mit einer Königsstatue alle gesehen hat, so läßt doch die ausgezeichnete Glätte an allen ihren Bildwerken vermuthen, daß die Bildhauer im Besitze trefflicher Werkzeuge gewesen sein müssen, deren sie sich bei ihren Arbeiten bedienten. Fast alle Bildsäulen sind aus einem einzigen Stücke gearbeitet, nur die eine der beiden Memnonssäulen bei Theben besteht aus fünf über einander gelegten Steinlagen, wahrscheinlich weil für das Gegenstück kein so großer Stein gefunden werden konnte, als der war, welchen man zum ersten Memnonscoloß verarbeitet hatte. Die Köpfe der Statuen sind meistens kreisrund, die Augen platt und schräg gezogen, Augenbraunen und Augenlieder nur durch eingegrabene Linien angedeutet, die Ohren hoch am Kopfe und verhältnißmäßig groß, die Arme steif herabhängend, bei sitzenden Figuren auf den Füßen liegend. Die Muskeln sind fast nie angedeutet. Dagegen sind die Thierfiguren gewöhnlich besser gelungen, ungezwungen und naturgetreu. Bei größeren, die menschliche Größe überragenden Statuen mußten rings um den zu bearbeitenden Steinblock Gerüste errichtet werden, auf denen die Künstler stehend, sitzend oder auch knieend ihr Werk begannen und zu Ende führten. War eine große Bildsäule vollendet, so wurde sie mit großen Kraftanstrengungen und feierlichem Gepränge an den Ort geschafft, wo sie aufgestellt werden sollte.

Eine Arbeit der Bildhauer waren auch die Obelisken, vierseitige, fein polirte Säulen von oft kolossaler Größe aus einem einzigen Granitblock, welche nach dem Gipfel hin schmäler werden und in eine kleine Pyramide auslaufen. Viele derselben sind auf allen Seiten mit vertieft

ausgearbeiteten Hieroglyphen bedeckt. Sie sind 50—108′ hoch. Bildhauerarbeit waren ferner auch die zahlreichen Basreliefs, welche ohne Zweifel nach den Angaben der Priester in der Fläche des Steins ausgearbeitet wurden und oft eine große Kunstfertigkeit verrathen. Auch hölzerne Bildsäulen, größere wie kleinere, wurden häufig angefertigt; es sind nicht nur viele solcher aus Holz geschnitzter Statuen erhalten, sondern schon Diodor erzählt von hölzernen Bildsäulen, welche im Grabmale des Osymandyas aufgestellt waren. Bewunderungswürdig ist endlich häufig das feine Schnitzwerk an Holzsarkophagen; unter diesen sind besonders zu erwähnen der eine im königl. berliner Museum, welcher die Gestalt einer liegenden weiblichen Figur in langem Gewande mit schönstem Faltenwurfe hat, und zweitens der Sarkophag im akademischen Museum zu Leipzig, welcher gegen 3000 erhabene und mit größter Sorgfalt in Cedernholz geschnittene Figuren enthält, an denen man, obgleich sie nur wenige Linien hoch sind, die kleinsten Gegenstände, die Haare, die Nägel an den Fingern, die Federn der Vögel, die Schuppen der Schlangen u. a. deutlich ausgedrückt findet.

Auch die Malerei war eine Kunst, in welcher die alten Aegyptier nicht wenig geübt waren, da nicht nur Tempelwände und Grabkammern mit großen Gemälden verziert, sondern auch oft Mumienkasten, die Umhüllungen der Mumien, Säulen und Säulenknäufe bemalt und häufig ganze Hieroglyphen-Inschriften farbig gezeichnet wurden, wobei z. B. alle Glieder des menschlichen Körpers eine rothe, eherne Waffen eine blaue Farbe erhielten. Schon die Kenntnisse der Aegyptier in der Farbebereitung müssen erstaunlich gewesen sein, da noch jetzt nach Jahrtausenden ihre Farben an Wandgemälden, Sarkophagen, Gefäßen und Kleiderstoffen unversehrt in schönster Frische erhalten sind. Aber obgleich die Kunst der Malerei in Aegypten eng mit der Hieroglyphik verbunden und vielleicht eben so alt als diese war, so blieb sie doch auf einer höchst niedrigen Stufe der Vollendung stehen und nirgends ist auch nur ein geringer Grad von Fortschritt und Vervollkommnung zu erkennen. Die Farben sind auf allen Wandgemälden sehr hoch und dick aufgetragen, die verschiedenen Schattirungen einer und derselben Farbe sind noch nicht berücksichtigt und hervorgehoben, die menschlichen Figuren und Thiere sind fast ohne Ausnahme stets im Profil, nie en face gezeichnet. Die Perspective war den Aegyptiern gänzlich unbekannt und von Häusern, Fahrzeugen, Gefäßen u. s. w. ist immer nur die dem Beschauer zugewandte Seite angedeutet. Endlich sind auch die Größenverhältnisse bisweilen gänzlich vernachlässigt, und einer höheren Stellung in der menschlichen Gesellschaft scheint man auf den Wandgemälden Ansprüche auf eine größere Körpergestalt eingeräumt zu haben. So ist z. B. der König fast immer wenigstens noch einmal so groß gezeichnet, als alle seine Begleiter, um ihn ganz besonders hervor zu heben und kenntlich zu machen.

---

44. Die Hieroglyphen.

(Nach Carl Schnaase, Geschichte der bildenden Künste.)

Höchst eigenthümlich und für den Charakter der alten Aegyptier bezeichnend sind ihre Schriftzüge. Sie besaßen eine Buchstabenschrift wie die anderen Völker, aber auch außer derselben noch eine andere für heiliger gehaltene Schreibart, eine Bilderschrift, welche unter dem griechischen Namen der Hieroglyphen (wörtlich der heiligen Sculpturen) höchst berühmt geworden ist. Schon die Griechen und Römer beschäftigen sich in ihren Berichten über Aegypten mit dieser ihnen auffallenden Schreibart; allein ihre Bemerkungen sind fragmentarisch und dunkel, und vergeblich waren daher die Versuche, welche die Neuern nach Anleitung derselben zur Deutung dieser Geheimschrift anstellten. Ein vereinzelter Fund führte dagegen zu den bedeutendsten Resultaten. Man entdeckte nämlich bei Gelegenheit der französischen Eroberung in Rosette eine Steintafel mit dreifacher Inschrift, in Hieroglyphen, in ägyptischer Buchstabenschrift und in griechischer Uebersetzung, aus welcher letzten man ersah, daß es sich darin um Verleihung gewisser religiöser Titel und Rechte an den König Ptolemäus Epiphanes handelte. Die dreifache Redaction, offenbar auf größere Verständlichkeit für die gemischte Bevölkerung dieser Küstengegend berechnet, gewährte den unschätzbaren Vortheil der Vergleichung und dadurch einen festen Boden für die Entzifferung, welche alsbald von mehreren Gelehrten versucht wurde.

Schwerlich würden diese Bemühungen indessen zu erheblichen Resultaten geführt haben, wenn die ägyptische Sprache, wie man bisher geglaubt, verloren gewesen wäre. In der That ist das Aegyptische aus der Reihe der lebenden Sprachen völlig verschwunden, die wahrscheinlichen Nachkommen der alten Aegyptier, die heutigen Kopten, sprechen arabisch. Aus den ersten christlichen Jahrhunderten, vor dem Einfall der Araber in Aegypten, sind zwar noch koptische Erbauungsbücher in unsere Bibliotheken gelangt, allein mit griechischen Buchstaben, wie es schien in einer entstellten, unkenntlichen Mischsprache geschrieben. Erst neuerlich wurde nun der Beweis geführt, daß die Sprache dieser Manuscripte ein wenn auch schon entstellter Dialekt der alten ägyptischen Sprache sei.

Mit diesen Hülfsmitteln gelang es denn dem dadurch so berühmt gewordenen französischen Gelehrten Champollion dem Jüngern, in der Entzifferung der Hieroglyphen weiter fortzuschreiten, und wir verdanken seinem Scharfsinne und Fleiße, wenn auch noch nicht die Deutung aller, doch einer großen Zahl hieroglyphischer Inschriften und eine genügende und zuverlässige Uebersicht des ganzen graphischen Systems der alten Aegyptier.

Nach der Auslegung, welche man den griechischen Berichten gab, hielt man bisher alle Zeichen, aus welchen die hieroglyphischen Inschriften zusammengesetzt sind, für unmittelbare oder symbolische Darstellungen

von Begriffen und Vorstellungen. Wir wissen jetzt, daß dem nicht so ist. Nur ein kleiner Theil jener Zeichen gibt ganze Begriffe, der größere besteht aus s. g. phonetischen Hieroglyphen, d. h. aus Zeichen, welche ungeachtet ihrer bildlichen Form dennoch nur einzelne Buchstaben und erst durch deren Verbindung ganze Wörter und Namen ausdrücken. Diese verschiedenartigen Zeichen mischen sich in jeder Inschrift.

Nur ein Theil derselben ist also geradezu darstellend. Die Vorstellungen: Tempel, Haus, Kind, Sphinx, Obelisk, Schiff, gewisse Thiere, namentlich Pferd, Stier, Antilope, Schildkröte, Geräthschaften, wie Wage, Bogen, Pfeil, Streitwagen, einzelne Körpertheile, wie die Hand u. s. w., werden durch die Abbildung des Gegenstandes dargestellt. Ebenso sind die Namen der Götter oft durch die Darstellung ihres Bildes ausgedrückt. An diese unmittelbaren Abbildungen schließt sich eine Zahl von symbolischen Zeichen sehr nahe an, indem ein abgeleiteter Begriff durch einen verwandten körperlichen Gegenstand angedeutet wird. So wird der Monat durch das Bild eines Mondviertels, dessen Hörner nach unten gekehrt, das Gebet oder die Darbringung durch zwei aufgehobene Hände, die Libation durch ein überfließendes Gefäß mit Weihrauch, das Schreiben, die Schrift, der Schreiber durch Pinsel oder Rohr und ein Gefäß angedeutet. Den Priester bezeichnet die Gestalt eines Menschen, über welchen das Wasser der Weihe oder Reinigung ausgegossen wird. Arme mit Bogen und Pfeil bedeuten eine Schlacht, in ähnlicher Abbreviatur wie auf unsern Landkarten zwei Schwerter. In allen diesen Fällen sind also die Hieroglyphen eigentlich nur abgekürzte Abbildungen; in andern findet schon eine künstlichere symbolische Beziehung Statt. So hat jeder Gott auch sein symbolisches Zeichen, welches abwechselnd mit seiner bildlichen Darstellung vorkommt, Osiris das Auge, Ammon einen Obelisken u. s. f. So wird die Ueberschwemmung oder das Wasser des Nils durch drei überströmende Vasen, eine festliche Versammlung durch ein bedecktes und bemanntes Schiff wiedergegeben. Hiezu kommt denn auch eine Reihe von ziemlich willkührlichen Zeichen, so wird das Land oder die Gegend durch einen Kreis mit einem Kreuze darin (wohl zur Unterscheidung von dem offenen Kreise der Sonne), Aegypten durch einen Isiskopf und eine Schale bezeichnet. Wirkliche Allegorieen zur Darstellung von Begriffen sind bisher unter eigentlichen Hieroglyphen äußerst wenige gefunden. Die Biene bezeichnet das arbeitsame, dem Könige gehorsame Volk Aegyptens, der s. g. Nilschlüssel, ein mystisches Instrument der Eingeweihten, das höhere Leben der Unsterblichkeit, der Vordertheil eines Löwen die Stärke; der Geier soll die Mütterlichkeit bezeichnen, weil dieser Vogel, nach der Sage der Aegyptier, nur weibliche Jungen hatte.

Bei Weitem die Mehrzahl der Hieroglyphen sind aber phonetisch, sie haben nicht die Bedeutung eines Begriffes, sondern nur die eines Lautes und zwar nur stets eines Anfangsbuchstabens des Wortes, womit der Gegenstand benannt wird. Wollten wir z. B. im Deutschen

das Wort „Gut“ mit phonetischen Hieroglyphen schreiben, so würden etwa die Zeichen einer Gans, einer Uhr und eines Trichters dazu dienen. Es leuchtet ein, daß sich auf diese Weise jedes Wort durch höchst verschiedene Zeichen geben läßt, und wirklich finden sich unter den Hieroglyphen für jeden Buchstaben mehrere, zum Theil sehr viele Zeichen in Gebrauch. Für den Buchstaben S hat Champollion nicht weniger als 24 Zeichen entdeckt. Diese gleichlautenden Zeichen (hieroglyphes homophones bei Champollion) wechseln oft ganz willkührlich, manchmal aber auch mit einer symbolischen Nebenbezeichnung. So wird in dem Worte Sohn der Buchstabe S entweder durch eine eiförmige Gestalt oder durch das Bild einer Gans ausgedrückt; beides wahrscheinlich nicht ohne Anspielung. Die Beziehung des Eies auf die Geburt liegt nahe, und aus griechischen Berichten wissen wir, daß die ägyptische Gans in dem Rufe stand, vor anderen Thieren ihre Jungen zu lieben, und daß sie als Zeichen der Kindschaft gebraucht wurde. So ist der Buchstabe L im königlichen Namen gewöhnlich durch den Löwen bezeichnet, während er sonst auch auf andere Weise geschrieben wird.

Es ist zu bemerken, daß die Zeichen, welche bildlich oder sinnbildlich für Begriffe gebraucht worden, nicht auch als phonetische Hieroglyphen dienten, so daß wenigstens im Wesentlichen die Bedeutung jeder Hieroglyphe unzweideutig war. Champollion hat die Zahl sämmtlicher von ihm gefundener Hieroglyphen sowohl der phonetischen, als der bild- und sinnbildlichen, auf 860, und wie er bemerkt, eher zu groß als zu klein berechnet, indem davon noch manche Zeichen kleiner Abweichungen ungeachtet identisch sein möchten. Man sieht, es handelt sich um ein zwar ausgedehntes, aber immerhin durch das Gedächtniß wohl zu erlernendes Schriftsystem. Nicht alle phonetischen Hieroglyphen sind Bilder natürlicher Gegenstände, sondern eine ganze Zahl besteht in willkührlichen geometrischen Figuren, wie Quadrat, Oval, Halboval, gebrochene, gebogene oder gerade, doppelte und einfache Linien. Namentlich werden grammatische Formen, Artikel, Pronomina, Präpositionen, Geschlecht und Zeit (im Aegyptischen meist Anhängesilben) durch solche Zeichen ausgedrückt.

Die Hieroglyphen dieser verschiedenen Gattungen laufen in allen Inschriften und Manuscripten ohne Unterbrechung oder Auszeichnung fort. Nach unsern Begriffen würde irgend ein Zeichen, welches den Leser aufmerksam machte, daß jetzt die Bilderschrift aufhöre und Buchstabenschrift anfange, nothwendig sein, und wirklich glaubte man Anfangs, ein solches Hülfsmittel für die Leser gefunden zu haben, indem gewisse Gruppen von phonetischen Hieroglyphen mit einer ovalen Einfassung versehen und dadurch von den übrigen getrennt sind. Allein bei näherer Prüfung hat sich ergeben, daß diese Gruppen nur einen kleinen Theil der phonetischen Hieroglyphen ausmachen. Sie sind nur Ehrenzeichen für den Namen der Regenten.

Auch in anderer Beziehung ist die Hieroglyphenschrift sehr formlos, indem sie bald in horizontalen bald in verticalen Reihen, bald von der

Rechten zur Linken, bald umgekehrt fortschreitet. In den Manuscripten ist die Schrift gewöhnlich in senkrechte Columnen geordnet, welche meistens von der Rechten zur Linken auf einander folgen. An den Gebäuden sind die Hieroglyphen aber auch häufig in horizontaler Folge, friesartig, oder neben den Figuren des Reliefs, vertical oder horizontal, wenn der Raum es gestattet, eingefügt. Ob von der Rechten zur Linken oder umgekehrt zu lesen, erkennt man daran, nach welcher Seite die Köpfe der dargestellten Thiere gerichtet sind. Die Weitläufigkeit der Schrift wurde einigermaßen dadurch gemindert, daß man (wie auch jetzt häufig in den orientalischen Sprachen) die Vocale fortließ, auch wohl sich mit einigen Consonanten begnügte. Die Ausführung der Hieroglyphen auf den Monumenten ist meistens sehr sorgfältig, so daß die Thiere und sonstigen Gegenstände eben so natürlich wie auf den größern plastischen Darstellungen sind. Manchmal indessen sind nur die Umrisse der Gestalten, ohne Ausarbeitung des Innern eingegraben. Noch viel leichter ist die Ausführung in den Inschriften der Särge und in den Manuscripten, welche sich bei den Mumien finden. Hier traten an Stelle des wirklichen Bildes nur wenige Linien, welche auf eine charakteristische Weise der Phantasie das ohnehin schon vielfältig bekannte Bild vorführen.

Neben diesen, bei religiösen, aber doch schon weniger feierlichen Beziehungen angewendeten leichteren Hieroglyphen findet sich eine andere Schrift, die sogenannte hieratische oder priesterliche, von der uns schon die griechischen Schriftsteller erzählen, deren Entstehung und Bedeutung uns aber erst jetzt durch die Vergleichung der Manuscripte klar geworden ist. Auch jene leichtere Hieroglyphenschrift war für längere Aufsätze zu mühsam, man suchte daher aus den Zeichen, unter denen man die Wahl hatte, die einfachsten heraus, nahm auch wohl nur einen Theil des ganzen sonst dargestellten Gegenstandes oder setzte endlich, wenn keines beider Mittel anwendbar oder genügend war, an die Stelle der bildlichen neue mehr willkührliche, vielleicht durch irgend eine Begriffsverbindung aus den bildlichen entstandene Zeichen. So hatte man eine Schrift, welche zwar noch immer einige bildliche oder symbolische Zeichen enthielt, aber dennoch schon ziemlich flüssig fortlief.

Für den Volksgebrauch, für Geschäftsurkunden und Briefe war aber auch diese Schrift zu schwierig. Es bildete sich daher aus ihr eine noch einfachere, currentere Schrift, die demotische oder enchorische, die Volksschrift, in welcher nur die leichtesten Zeichen der hieratischen Schrift und auch diese nur in noch bequemeren Abkürzungen Platz fanden. Die eigentlich darstellenden Zeichen wurden hier nun alle durch Buchstaben ersetzt, nur die Namen der Götter behielten, ohne Zweifel aus einer ehrfurchtsvollen Rücksicht, ihr symbolisches Zeichen aus der hieratischen Schrift bei.

Wir sehen also, daß die phonetischen Hieroglyphen die ursprünglichen, die andern Schriftformen die abgeleiteten sind. Ueber die Entstehung dieses ungewöhnlichen Systems fehlen uns aber alle Nachrichten.

Nur so viel wissen wir, daß es uralt und allgemein verbreitet auf ägyptischem Boden war. Von Meroë an bis zum Ausflusse des Nils hat man Inschriften dieser Art entdeckt, und sowohl die Namen der ältesten Pharaonen, die von den griechischen Schriftstellern uns aufbewahrt sind, als die der Ptolemäer und der römischen Kaiser bis auf Caracalla daraus entziffert. Es war also eine Eigenthümlichkeit, welche so eng mit der Nationalität dieses ausdauernden Volkes verwachsen war, daß auch die anhaltende Berührung mit andern Völkern und mit bequemeren Schriftformen sie nicht verdrängen konnte.

Nach den Nachrichten der Griechen und nach der Natur der Sache ist anzunehmen, daß der Unterricht mit der demotischen, als der einfachsten und zugleich für das bürgerliche Leben nothwendigsten Schrift anfing, und daß der der hieratischen und hieroglyphischen für höhere Studien vorbehalten blieb. In der hieratischen Schrift wurden dann die Bücher und Urkunden, welche einen höheren Werth erhalten sollten, von priesterlichen Schreibern gefertigt, wie man auch im Mittelalter die Manuscripte in den Klöstern in sorgfältigerer und mühsamerer Schrift aufsetzte als die gewöhnlichen Urkunden und Privilegien. Die Hieroglyphen blieben endlich für einen noch größeren kirchlichen Luxus vorbehalten. Die Pietät der Verwandten glaubte den Todten dadurch zu ehren, daß die ihm mitgegebenen Gebete in so kostbaren Schriftzügen gemalt wurden. Die eigentliche Bestimmung der Hieroglyphen aber blieben die Monumente, wo die Mannichfaltigkeit und der Reichthum dieser Bilder zugleich zur feierlichen Zierde diente und die Leerheit des Inhalts bedeckte.

VIII. Die Carthager.

45. Carthago's historische Bedeutsamkeit.

(Nach C. Cleß, über das Nord-Afrika der alten Geschichte, in Jahn's neuen Jahrbüchern für Philologie und Geschichte.)

Carthago's ältester Name war Afrika, das heißt im Phönicischen die Losgetrennte, von der tyrischen Mutterstadt Geschiedene, und dieser Name, gleichsam ein Wahrzeichen von Carthago's nachherigem Einfluß auf seinen Continent, ging sofort auf die im Hintergrund gelegene Landschaft und zuletzt auf den ganzen, sonst Libyen geheißenen Welttheil über. Aus dem Grunde des Golfs von Tunis tritt nämlich eine hohe Halbinsel hervor, durch einen schmalen Isthmus mit dem afrikanischen Festlande verbunden; ihren südlichen Theil bedeckten Carthago's Hafen- und Burgstadt mit ihren großartigen Handelsanlagen, den Göttertempeln, dem Rathhaus der vorherrschenden, auf Adel und Reichthum gestützten Bürgerclasse, dem Marktplatze oder Sammelpunkte des beim Regimente weniger betheiligten Volkes, und den hochragenden Wohnun-

gen von 700,000 Puniern; im Norden aber gegen Sicilien hin setzte sich an diese Häusermassen die Vorstadt der Gärten und die der Todten an, welche Letztere sich jetzt noch durch zahlreiche Gräberspuren verräth. Das war Carthago's Lage; das war die Stadt, nach der Legende ihrer jüngsten Stiftung gegründet von einer Unsterblichen, die erst später, wie die assyrische Semiramis, in eine sterbliche Dido umgedeutet, als Himmelsgöttin, als Schutzgeist auf der Burg, der Wiege und dem Grabe ihrer Pflanzung, verehrt wurde. Mehr denn 1100 Jahre von ihrer ersten Stiftung an gezählt, thronte hier Carthago als Schwester, dann Bundesgenossin und zuletzt als Herrscherin der übrigen phönicischen Pflanzstädte an Spanien's und Afrika's Gestade, innerhalb und außerhalb der Säulen des Hercules, „streitbar im Krieg und gesegnet an Gut", wie Virgil sie feiert. „Streitbar im Kriege" gegen afrikanische Fürsten und Stämme, gegen das Hellenenthum, diesen Träger einer freiern, fortschreitenden Menschheitsbildung, in Cyrene und auf Sicilien, endlich gegen Rom ob der Herrschaft über die damals ums Mittelmeer her concentrirte Welt, bis Carthago mit seinen Parteiungen und Söldnerschaaren besiegt durch die Eintracht der Quiriten und die Bürgersoldaten der Scipionen im Staube lag. „Einst gesegnet an Gut", denn seine Blüthe und Macht ruhte noch auf breiterer Grundlage, als die seiner phönicischen Mutterstadt, das heißt, nicht nur auf Handel, Schifffahrt und ausgedehnter Colonial-Verbindung, sondern auch auf Landgebiet und Ackerbau. Weniger bedeutend war die industrielle Thätigkeit der Carthager, aber doch z. B. in Verfertigung feiner Gewänder auf ihrer Insel Malta, so wie in ihren berühmten Färbereien mit schwärzlichem, violettem, hochrothem Safte der Purpurschnecken des Mittelmeeres und des atlantischen Oceans bedeutend genug, um ihre Unterthanen nach der Art milder und verständiger Regierungen an Arbeit zu gewöhnen, sie hierdurch vor Dürftigkeit zu bewahren, und sie zu lehren, wie das Leben, statt es in thierischem Vegetiren zu vergeuden, durch Aufsuchung und Bearbeitung der Naturschätze von Land und Meer gehoben und bereichert werden könne. — Kunst- und Naturproducte auf eigenem Gebiete gewonnen, bildeten somit die Grundlage des weitverzweigten Handels, zu welchem Carthago, als Vermittlerin des Verkehrs zwischen Europa und Afrika durch seine günstige Lage auf der mittleren Breitenlinie des Mittelmeeres, so natürlich berufen war. Indeß daher seine Handelsbarken vom kunstfertigen ägyptischen Alexandria an bis zu den reichen Gold- und Elfenbeinländern der Aethiopen oder Neger die afrikanischen Küsten befuhren, bewegten sich zwischen der Stadt selbst und den wichtigsten Punkten des afrikanischen Binnenlandes zahlreiche Karawanen, gründete Carthago zahlreiche Niederlassungen und andere Anstalten zur Unterhaltung und Erleichterung dieses Verkehrs, zog es namentlich durch die Culturländer seines Gebiets die gepflasterten Straßen, worin die Römer Schüler ihrer Gegner wurden, brachte so Afrika's verschiedene Bewohner einander näher, milderte durch diesen Völker einigenden Verkehr die abstoßende Einseitigkeit der Barbaren,

und ließ auch sie von dessen Vortheilen und Genüssen ihr Theil dahinnehmen. Uebrigens waren die Hauptgegenstände dieses wichtigsten Landverkehrs dieselben, wie noch jetzt, nämlich vor Allem Sclaven und Salz, Datteln und Goldstaub, sodann auch der kostbare Carfunkelstein aus dem Garamantenlande, der heute noch handelswichtigen Oase Fezzan im Süden der großen Syrte*). Endlich, und dies ist der bleibende geistige Gewinn, bereicherte dieser Verkehr die Länder- und Völkerkunde in ihrem Kindheitsalter mit einer Masse von Notizen.

Aber Carthago hat auch, was die Hauptsache ist, durch Wissenschaft, Kunst und Religion das Leben des ihm untergebenen Volkes, der ihm zugewandten afrikanischen Stämme innerlich bereichert, wahrhaft humanisirt. Nach vorhandenen Spuren ging den höheren Schichten der carthagischen Gesellschaft der Kunstsinn nicht ab, sondern er wurde vielmehr durch den des Handels wegen geduldeten griechischen Göttercultus, dessen stäte Begleiterin ja die Kunst war, so wie durch den lebhaften Verkehr mit dem gräcisirten Sicilien geweckt und gefördert. So gebrach es auch nicht an Kenntnissen in griechischer, namentlich philosophischer Literatur; griechische Weltweise verschiedener Secten traten als Lehrer in Carthago auf; Carthago's größter Sohn, Hannibal, hat selbst in griechischer Sprache mehrere Werke geschrieben, und von den numidischen Nachbarn kam der berühmteste, Masinissa, in früher Jugend nach Carthago, um die dortige Bildung in sich aufzunehmen, und deren Verbreiter bei seiner eigenen Dynastie und seinem wilden Hirten- und Reitervolke zu werden.

Ein Erdwinkel, wie dieser, vom gütigen Schöpfer so reichlich gesegnet, konnte auch mit dem Menschenfluche des Zerstörers Scipio nicht lange behaftet bleiben, noch bedurfte es wiederholter lächerlicher Schatzgräbereien nach Dido's verborgenen Gütern**). Diese lagen vielmehr in Luft, Erde, Meer und menschlicher Thätigkeit, um das römische Carthago der Ausdehnung und dem Reichthum nach dem punischen wenigstens nahe zu bringen, während jenes an geistiger Macht und Bedeutung sich weit über dieses erhob***). Darum will ich hier auch nur auf seine Schulen, namentlich der Beredtsamkeit, der Sprach- und Rechtskunde und der Weltweisheit hindeuten, mit Rücksicht auf welche es der eine seiner zwei gefeiertsten Schüler, Appulejus, die himmlische Muse Afrika's, der andere, Augustinus, neben Rom die Meisterin lateinischer Literatur nennt. Dagegen will ich nichts von der Pracht seiner Straßen, seiner Tempel, seiner Curien, wo Carthago's Senatoren als die ersten Männer Afrika's sich versammelten, nichts vom Glanze seines Forums, das mit dem herrlichen Porticus der Wechsler geschmückt war, reden, und damit zugleich das Gemälde der daran haftenden Laster und Gebrechen verhüllt lassen, mit welchen auch die

*) Plin. XXXVII, 7.
**) Tacit. Ann. XVI, 1. Plutarch Pompej. 11.
***) Salvian de gubern. Dei VII, p. 236 fg.

alten punischen Götter, und ihr blutiger Cultus, am afrikanischen Boden so starr, wie die punische Sprache, haftend, wiederum in Carthago einzogen. — Heilung solcher tiefsitzenden Schäden durch äußerliches Machtgebot römischer Censoren oder Imperatoren konnte hier nicht anschlagen; sie mußte von Innen heraus versucht werden. Und dies geschah auch, als an denselben Küsten der carthagischen Halbinsel, wo bisher oft streitfertige Legionen vom römischen Norden her gelandet waren, zu Anfang des zweiten Jahrhunderts von ebendaher kommend, friedliche Christenboten erschienen, und von der Metropole aus die Saat des neuen Gesetzes und Lebens ausstreuten. Als Repräsentanten dieser neuen Aera Nord-Afrika's will ich hier aus einer zahlreichen Genossenschaft nur vier Männer nennen. Sie sind: Tertullian im 3. Jahrhundert, ein warmer und tiefsinniger Vertheidiger des Christenthums in punischem Latein; nach ihm gebildet Cyprian, zum Herrscher als Bischof von Carthago geboren, aber auch eben so dienstwillig „diejenigen, welche aus Edelsteinen tranken und doch seufzten, und im weichen Grabe ihres üppigen Lagers wachen mußten"*), zu den rechten Quellen der Sättigung und Ruhe hinzuleiten; Arnobius, der als gelehrter Streiter zwischen die zwei feindlichen Religionen trat; Augustinus endlich, im Jahre 354 geboren zu Thagaste in Numidien, Sohn eines heidnischen Vaters und einer christlichen Mutter, ein Geist, eben so reich an Tiefsinn als an scharf zersetzendem Verstande, an schöpferischer Phantasie wie an der stärksten und zugleich zartesten Lebhaftigkeit des Gefühles. Wie seine zahlreichen Schriften, bald über Zahlenlehre und Musik, bald über die Freiheit des menschlichen Willens verhandelnd, jetzt das Sinken des römischen Reiches besprechend, ein ander Mal die verborgensten Falten des menschlichen Herzens vor Gott und Menschen erschließend, das lebhafteste Bild sind von der christlichen Gesellschaft in zwei Hälften des vierten und fünften Jahrhunderts: so haben sich alle Eigenthümlichkeiten des nord-afrikanischen Geistes und Lebens in diesem wunderbaren Genius aufs Gewaltigste concentrirt**).

Durch eine drangsalvolle Zeit vandalischer und dann oströmischer Herrschaft gegangen, war das christliche Nord-Afrika am Ende des 7. Jahrhunderts dem wiederholten Andrang der Muhamedaner erlegen, und unter ihren Streichen auch seine weltlich-geistliche Hauptstadt Carthago zum zweiten Male großen Theils in Trümmer gesunken. Wann wird, fragen wir im Scheideblick auf Nord-Afrika, wann wird ein neuer, gewaltiger Umschwung ein glücklicheres Kreuzheer an diese zu einer schönern Zukunft geschaffenen Gestade herüberführen, um Carthago zum dritten Male aufzurichten, und von diesem Mittelpunkte aus Nord-Afrika europäisch-christlicher Bildung zu untergeben?

---

*) Epist. ad Don. I. — Eine treffliche Charakteristik dieses Bischofs findet sich bei Phil. Chasles, Études sur les premiers temps du Christianisme et sur le moyen âge.

**) Münter, Religion der Carthager S. 113 f. 128.

46. Carthago im Kampfe mit den Griechen auf Sicilien.

(Nach A. H. L. Heeren, Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt, und K. Haltaus, Geschichte Roms vom Anfange des ersten punischen Krieges.)

Erster Krieg auf Sicilien, 480.

Sicilien war der Punkt, wo carthagisches und griechisches Interesse zusammen stieß. Carthager und Griechen besaßen hier Städte, unter denen die erstern bald von den letztern verdunkelt wurden. Diese waren freie Staaten, die im Genuß ihrer Unabhängigkeit, bei der erstaunlichen Fruchtbarkeit ihres Bodens und dem ungehinderten Absatz ihrer Producte, bald zu einem hohen Grade von Macht und Reichthum empor stiegen; die den Carthagern unterworfenen dagegen wurden mit aller der Eifersucht bewacht, die kargen und argwöhnischen Kaufleuten eigen ist. Auch selbst die vornehmsten unter ihnen konnten sich bei Weitem nicht mit Agrigent, viel weniger mit Syrakus, vergleichen. Carthago hat, so viel wir wissen, selbst keine neuen Pflanzstädte auf Sicilien angelegt. Schon die eigentlichen Phönicier aber hatten hier Niederlassungen gestiftet, die bei der Ausbreitung ihrer Macht den Carthagern in die Hände fielen. Diese traten hier wie bei so vielen andern Gelegenheiten in die Fußstapfen ihres Mutterstaates, dessen Herrschaft und Schifffahrt in dem westlichen Theile des Mittelmeeres in gleichem Maaße abnahm, als die ihrige wuchs. Die Ansiedelungen der Phönicier erstreckten sich Anfangs auf alle Küsten der Insel, indem sie die Vorgebirge und die darum liegenden Inselchen besetzten. Allein als die Griechen sich immer weiter ausbreiteten, wurden sie in gleichem Maaße stets mehr verdrängt und mußten sich zuletzt bloß auf den westlichen Theil der Insel beschränken, wo Motya, Panormus und Solus lange Zeit ihre Hauptplätze blieben.

Allein die vielen Streitigkeiten mit den Einwohnern der Insel führten bald zu Kriegen und diese zu Eroberungsentwürfen, die auch bald durch die häufigen Zänkereien der griechischen Städte auf Sicilien unter einander, indem einzelne bei Carthago um Hülfe ansuchten, befördert zu sein scheinen. Nach einigen Berichten kamen auch noch Verbindungen mit den Persern hinzu, theils mit Darius, als dieser die Griechen bekriegen ließ, theils mit Xerxes, als dieser selber den Zug gegen Griechenland machte. Wenigstens war dies der Zeitraum, wo Hamilkar, Mago's Sohn, die carthagischen Waffen, jedoch mit unglücklichem Erfolg, in Sicilien auszubreiten suchte; denn an eben dem Tage (480), wo die Macht von Asien bei Salamis vor den Athenern und ihren Verbündeten sank, ward auch die vereinte Macht von Afrika von ihren westlichen Landsleuten in Sicilien vernichtet, und Hamilkar selber fiel als Opfer seiner Unternehmung. So behielten die Griechen auf der Insel eine Zeitlang Ruhe, indem sich die Carthager nur in ihren alten Besitzungen an der Westseite der Insel behaupteten.

Zweiter Krieg auf Sicilien, 410—339.

Die schwere Niederlage bei Himera scheint den Senat von Carthago bestimmt zu haben, sich in der nächsten Zeit nicht in die Streitigkeiten der griechischen Städte einzumischen. Erst nach siebenzigjähriger Waffenruhe, zur Zeit des peloponnesischen Krieges, erneuerte sich der Krieg mit den Griechen durch abermalige Theilnahme an den Fehden der griechischen Städte. Egesta hatte gegen Selinus und Syrakus die Athener zu Hülfe gerufen, aber deren „Unternehmen gegen Sicilien" unter Nicias, Alcibiades und Lamachus nahm bald eine unglückliche Wendung. Daher wandte sich Egesta jetzt an die Carthager und versprach, sich und sein Gebiet in Carthago's Schutz stellen zu wollen. Da zauderte der Senat von Carthago, in Hoffnung auf Gewinn und Machterweiterung, nicht länger, die Offensive zu ergreifen. Hannibal, ein Enkel des bei Himera gefallenen Hamilkar, erstürmte 409 Selinus und hielt hier ein grausenvolles Mordfest für die bei Himera Gefallenen. Himera selbst wurde zerstört und gegen 3000 Gefangene an der Stelle, wo Hamilkar gefallen war, von Hannibal den Manen seines Großvaters geopfert.

Carthago verfolgte seine Siegeslaufbahn mit Energie. Es beschloß zunächst einen Rachezug gegen das durch Handel reich und mächtig gewordene Agrigent, welches Selinuntier aufgenommen und den Himeräern Beistand geleistet hatte. Hamilkar eroberte 406 die Stadt nach einer hartnäckigen achtmonatlichen Belagerung, machte eine unermeßliche Beute und stürzte somit, was die Hauptsache war, eine der gefährlichsten Nebenbuhlerinen Carthago's. Das Jahr darauf fielen auch Gela und Camarina. Carthago würde sich, gleich einem reißenden Strome, auch der übrigen griechischen Colonieen bemächtigt haben, wenn es nicht einem Nebenbuhler auf der Insel begegnet wäre, der in jeder Hinsicht zu fürchten war, nämlich Syrakus. Indem diese reiche Handelsstadt ebenfalls nach einer Oberherrschaft über die anderen griechischen Colonieen strebte, mußte sich zwischen ihr und dem auf gleichem Wege wandelnden Carthago ein furchtbarer Kampf entspinnen, der den Charakter eines Kampfes auf Leben und Tod im Laufe der Zeit annahm und sicher mit dem Untergange von Syrakus geendet haben würde, wenn der Kampf durch das Einmischen der Römer nicht eine ganz andere Wendung bekommen hätte.

Die vier Kriege zwischen Dionysius I. und Carthago in den Jahren 405, 398—392, 383 und 368 dienen als Beweise eines Theils von der Macht beider Staaten, andern Theils von der beiderseits wohl erkannten Wichtigkeit der zu lösenden Kriegsfrage. In dem ersten Vertrage mußte Dionysius den Carthagern außer ihren alten Besitzungen Motya, Panormus, Eryx und Solus auch die Herrschaft über die unterworfenen Sicaner und über das eroberte Gebiet von Selinus, Agrigent und Himera, so wie die Tributpflichtigkeit Gela's und Camarina's zugestehen. Die Carthager haben somit außer der Ostküste, wo Syrakus, Leontini und Messana, und außer der Mitte, wo freie Si-

culer wohnten, die Herrschaft der Insel bereits an sich gerissen. Der Plan, sich bei einer passenden Gelegenheit zu Herren von Syrakus und der übrigen Griechenstädte zu machen, stand lebhaft vor ihrer Seele.

Den Zeitpunkt, wo Syrakus abermals unter dem Drucke eines Tyrannen, Dionysius' II., schmachtete und die Besten seiner Bürger ihre Zuflucht zum Tyrannen Hiketas von Leontini nahmen, benutzten die Carthager zu einer Landung auf dem feindlichen Gebiete. Syrakus würde damals wohl auch gefallen sein, wenn nicht der aus Korinth zu Hülfe herbeigerufene Timoleon das Werk der Befreiung unternommen hätte. Es erfolgte die gefürchtete allgemeine Erhebung der Griechen auf Sicilien. Carthago sah sich zuletzt nicht bloß vieler Bundesgenossen beraubt, sondern sogar in seinen alten Besitzungen auf der Insel bedroht. Es mußte eine neue, furchtbare Macht zur Selbstwehr ausrüsten. Aber diese erlitt am Flusse Crimissus eine entsetzliche Niederlage. Timoleon's Schaaren plünderten bis in die Nähe von Lilybäum. Carthago zitterte vor einer Landung in Afrika und sah sich genöthigt, im Jahre 340 um Frieden zu bitten. Es mußte alle griechischen Städte freigeben, den Halycus als Grenze seines Gebietes annehmen und das Versprechen ablegen, das Aufstehen von Tyrannen fortan nicht mehr zu unterstützen.

Dritter Krieg auf Sicilien, 317—275.

Als in Syrakus die Oligarchie durch den Abenteurer Agathokles gestürzt worden war, unterwarf dieser eine Reihe von griechischen Städten seinem blutigen Scepter. Die Flüchtigen sammelten sich in Agrigent und traten mit den Carthagern in Bündniß gegen den Tyrannen von Syrakus. Da faßte dieser den scheinbar tollkühnen Entschluß, Carthago in Afrika zu bekämpfen und sich den Besitz Siciliens in Afrika zu erstreiten. Er landet im Jahre 310 in Carthago's Nähe, Hunderte von Städte fallen in Güte und Gewalt ihm zu, Carthago, durch die Verschwörung des Bomilkar auch in seinem Innern bedroht, steht am Rande des Verderbens! Selbst der gleichzeitige Angriff Hamilkar's auf Syrakus, das nun unmittelbar in die Hände der Carthager fallen sollte, lief unglücklich ab. Als er seine Herrschaft in Afrika befestigt glaubte, eilte er nach Syrakus zurück und setzte sich daselbst wieder fest. Aber Dinokrates erhob gegen ihn das Banner der Freiheit und Agrigentum ist ein furchtbarer Rival von Syrakus geworden. Zudem wandte sich das Kriegsglück in Afrika wieder auf die Seite der Carthager, und die Früchte seiner Eroberungen schienen unrettbar verloren. Er eilte abermals nach Afrika, aber nur, um mit eigenen Augen die Trümmer seines Kriegsglückes zu schauen und seine eigenen Söhne in's Verderben zu stürzen. Er landete als ein Flüchtling in Sicilien, nicht belehrt und gebessert durch sein Mißgeschick, wüthete auf's Neue gegen seine Unterthanen und mußte, um sich gegen Dinokrates behaupten zu können, den Carthagern in einem Frieden im Jahre 306 alle ihre früheren Besitzungen wieder zugestehen.

Die alten Pläne einer Occupation von ganz Sicilien tauchten erst nach des Tyrannen grausamem Tode wieder auf und erstarkten bei den unheilvollen Zerwürfnissen, welche auf's Neue über Syrakus kamen. Die Tyrannis wurde der Zankapfel einflußreicher Großen. Nicht bloß Syrakus, fast die ganze Insel sah die Schrecken der Bürgerkriege wiederkehren. Die Carthager benutzten den anarchischen Zustand, unterwarfen mehrere Städte, verwüsteten das Gebiet von Syrakus und schlossen zuletzt die Stadt mit einer Flotte von 100 Schiffen und einem Heere von 50,000 Mann ein.

Die Parteien, welche das Schwert in die Scheide gesteckt hatten, kamen überein, den König Pyrrhus, dessen Name weit und breit erscholl, aus Italien, wo er zu Folge einer Einladung Seitens der Tarentiner den Kampf mit Rom begonnen hatte, zu Hülfe zu rufen.

Nur mit 8000 Mann Fußvolk und einer kleinen Zahl Elephanten folgte Pyrrhus im Sommer 278 seinem vermeintlichen Glücksstern nach Sicilien. Es war ein unverzeihlicher politischer Fehler der Carthager, daß sie mit ihrer Flotte die Ostküste nicht besser bewachten. Auf dem Meere war Pyrrhus besiegbar, nicht so auf dem festen Lande. Es ist bekannt, daß er ungehindert in Syrakus einzog und mit unermeßlichem Jubel begrüßt wurde. Carthago ließ sich Syrakus ohne irgend einen Schwertstreich entgehen. Eine Folge davon war: die allgemeine Erhebung der freiheitstrunkenen Griechen. Die Carthager wurden in raschem Siegeslaufe aus einer Stadt nach der andern geworfen. Der allgemeinen Schilderhebung der Griechen konnte Carthago augenblicklich keinen energischen Widerstand leisten. Es verlor Schlag auf Schlag Alles auf Sicilien bis auf Lilybäum. Fiel auch dieses, welches Carthago's Schlüssel zu Sicilien war, so war seine Herrschaft auf der Insel vielleicht auf lange hin gebrochen.

Carthago bot Frieden unter den lockendsten Bedingungen an. Es wollte auf alle seine Besitzungen auf Sicilien, mit Ausnahme Lilybäums, Verzicht leisten, wollte den Pyrrhus als Herrn von Sicilien anerkennen, versprach die Zahlung einer bedeutenden Summe und stellte sogar seine Flotte zur Verfügung des Helden des Tages.

Pyrrhus erkannte die Wichtigkeit eines Bündnisses mit Carthago und war deßhalb zum Abschlusse eines solchen geneigt. Aber die Abgeordneten der Sikelioten hatten andere Pläne und Wünsche. Ihnen war das Rachegefühl gegen Rom fremd, sie trugen in ihrem Herzen Haß und Rachegefühle nur gegen Carthago, ihren alten furchtbaren Feind. Jetzt schien der günstige Augenblick zur Vertreibung desselben und somit zur völligen Vernichtung der punischen Herrschaft auf der Insel gekommen zu sein. Sie boten daher Alles auf, die Friedenslust des Pyrrhus zu nichte zu machen. Pyrrhus mußte sich fügen. Carthago erhielt den Bescheid, daß man nicht eher mit demselben Frieden und Freundschaft schließen könne, als bis es ganz Sicilien geräumt habe.

Und Carthago kam dem nicht nach. Pyrrhus bot zwei Monate

lang vor den Mauern und Gräben Lilybäums alle seine Belagerungskünste auf. An dieser einen Stadt zerschellte all sein Glück! Da faßte er in seinem Ingrimm den Entschluß, gleich dem Agathokles, den Krieg vor die Thore Carthago's zu versetzen, und hier, wenn auch nicht die Demüthigung und Unterjochung der Meereskönigin, doch wenigstens die Auslieferung des Schlüssels zu Sicilien, die Uebergabe von Lilybäum zu erzwingen, um dadurch auch den letzten Punkt der Insel an sich zu reißen.

Pyrrhus kannte den Geist und Charakter städtischer Demokratieen nicht, sonst hätte er ihn besser zu würdigen gewußt. Die Art und Weise, wie er griechischen Demokratieen Contributionen zur Ausrüstung einer Flotte auferlegte, impfte diesen nicht bloß Lauheit und Unzufriedenheit mit dem übermüthigen Gebieter ein, sondern nährte und steigerte deren alte Abneigung und Haß gegen eine Monarchie. Ihr demokratischer Geist fühlte sich verletzt und äußerte sich bis zum Widerstand. Diese Opposition steigerte des Pyrrhus Erbitterung und Willkühr. Er ward das leibhafte Bild eines Tyrannen, sprach Recht nach Gutdünken, besetzte Statthalterschaften und Ehrenstellen nach Belieben, sogar mit Fremdlingen, legte in die wichtigsten Plätze zuverlässige Truppen und Kriegsoberste, erlaubte sich ungescheut Eingriffe in die demokratischen Rechte und Freiheiten, versicherte sich der vornehmsten und einflußreichsten Männer, ließ sie tödten oder verjagen, so daß die Sikelioten sich ganz und gar von ihm abwandten, haufenweise aus seinem Heere fortliefen und sich nicht scheuten, gegen einen solchen Tyrannen selbst mit Carthagern und Mamertinern in Verbindung zu treten.

Diesen Moment benutzte Carthago, das seine Hoffnung auf Wiedererlangung des Verlornen unterdessen keineswegs aufgegeben hatte. Eine neue Flotte ward ausgerüstet und an die Küsten von Sicilien gesandt, nicht nur um an neue Eroberungen zu gehen, sondern auch um dem am Rande seines Verderbens stehenden Epirotenkönige den Rückzug nach Italien abzuschneiden. Pyrrhus war einem Kampfe mit so vielen Feinden nicht gewachsen. Er stand auf einem vulkanischen Boden; es blieb ihm nichts übrig, als eine schnelle Entweichung oder Kampf auf Leben und Tod. Da bestürmten ihn Abgeordnete der Tarentiner, Lucaner und Samniter zur schleunigen Rückkehr nach Italien. Er nahm ihr Hülfegesuch an, weil er mußte. Es sollte ihm zum Deckmantel eines scheinbar ehrlichen Rückzuges dienen. Die Flotte der Carthager versenkte bei der Ueberfahrt nach Italien 70 seiner Kriegsschiffe und zerstreute oder kaperte die übrigen. Von 110 Galeeren und einer weit stärkeren Anzahl von Last- und Frachtschiffen erreichten nur 12 die Küste von Italien in der Gegend zwischen Rhegium und Lokri.

Die drei Kriege mit Rom (die sogenannten punischen Kriege) s. unten in der römischen Geschichte.

---

47. Schifffahrt und Seehandel Carthago's.

(Nach A. H. L. Heeren, Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt.)

Schon bei dem einzelnen Menschen, der einen vortheilhaften Erwerbszweig entdeckt hat, entsteht das Bestreben, diesen so viel als möglich für sich allein zu behalten. Wie natürlich ist dieses also auch bei Staaten, die dazu so viel größere Mittel in Händen haben? Es wird uns also nicht befremden dürfen, wenn wir bereits bei den alten Staaten viele darauf abzweckende Maßregeln finden, sich das Monopol des Handels, so viel immer möglich, zu sichern. In keinem andern Handelsstaat der alten Welt mußte sich diese Politik aber mehr ausbilden als in Carthago; weil kein anderer eine solche Abhängigkeit in seinen Colonieen zu behaupten wußte, und eben daher auch keine solche Mittel in Händen hatte, den Handelsegoismus so weit zu treiben und so dauernd zu behaupten.

Die Stadt Carthago war das Haupt und die Gebieterin des Staats, und das Volk oder die Bürger von Carthago das herrschende Volk. Die Colonieen dagegen sollten nur als Stapelplätze des Handels an den fremden Küsten dienen. Daraus mußte von selbst der Grundsatz entspringen, die Hauptstadt allein zum Mittelpunkt des Handels zu machen und seine Colonieen so zu beschränken, daß sie nicht weiter als — nur zum Besten der Hauptstadt handelten. Die Hauptstadt öffnete ihre Häfen den Schiffen und Kaufleuten fremder Nationen, zufolge der darüber geschlossenen Verträge; allen übrigen in dem Gebiet der Republik in Afrika und Sardinien blieb dieses entweder gänzlich verboten, oder wurde doch möglichst erschwert. Nur da, wo Concurrenz einmal unvermeidlich war, wie in Sicilien, verstatteten sie Auswärtigen den Zutritt, aber nicht anders als unter den größten Beschränkungen.

Ungeachtet der engen Verbindung, in der Carthago stets mit seiner Mutterstadt blieb, und ungeachtet des Verkehrs, der sowohl mit Griechenland als mit Aegypten, besonders im Ptolemäischen Zeitalter, und mit Cyrene Statt fand, scheint doch Carthago auf den Handel in dem östlichen Theile des Mittelmeeres keine so große Ansprüche gemacht zu haben, theils weil die Concurrenz hier zu groß war, theils weil es hier keine Colonieen hatte. Den Handel des westlichen Mittelmeeres hätte es dagegen gern allein gehabt; und wenn auch die Eifersucht so vieler und so mächtiger Nebenbuhler, in Massilien, Italien und Sicilien, ihm keinen völligen Alleinhandel gestattete, so bot es doch seine ganze Politik auf, sich neben ihnen zu behaupten, und erhielt wahrscheinlich mehr durch diese als durch offenbare Gewalt über sie ein entscheidendes Uebergewicht.

Sicilien und Süd-Italien waren die nächsten Ziele seiner Schifffahrt. In Syrakus, so wie in anderen griechischen Städten, hatten

carthagische Kaufleute sich niedergelassen, und die Häfen derselben lagen voll von ihren Schiffen. Diese fruchtbaren Länder fanden in Carthago den schnellsten Absatz ihrer Producte, besonders ihres Oels und ihres Weins.

Wie lebhaft der Verkehr mit den Völkern des übrigen Italiens, mit den Etruskern und Römern gewesen sein muß, zeigen die vielen Handelstractate, die zwischen ihnen geschlossen wurden. Die Gegenstände des Handels waren von carthagischer Seite schwarze Sclaven, aus dem innern Afrika, die in Italien und Griechenland schon von frühen Zeiten her einen besondern Werth hatten, Edelsteine, Gold und carthagische Manufacturwaaren. Die Bewohner Italiens setzten dagegen sowohl die Hauptproducte ihres Landes, wie ihres Kunstfleißes, um.

Malta war, schon zu den Zeiten des Skylax, so wie die benachbarten Inselchen Gaulos und Lampedusa, von den Carthagern bewohnt, und schon früh durch seine Manufacturen und seinen Handel emporgekommen. Es war im Alterthum durch die schönen Gewänder berühmt, die hier verfertigt wurden, und die sich durch ihre Feine nicht weniger als durch ihre Weiche auszeichneten. Da auf Malta die Baumwolle einheimisch ist, so ist wohl nicht zu zweifeln, daß dies der Stoff war, aus dem sie gemacht wurden. Sie waren eine wichtige Waare für den Handel mit den afrikanischen Völkerschaften.

Corsica erzeugte in Ueberfluß Wachs und Honig, und die Sclaven von dorther wurden vor andern geschätzt.

Die kleine Insel Aethalia, das jetzige Elba, war bereits im Alterthum wegen ihres unerschöpflichen Vorraths an Eisenerz merkwürdig; woher die Sage entstand, daß es wieder wachse. Es ward auf der Insel in großen Schmelzöfen geläutert und so von den Kaufleuten weiter verführt und zu vielerlei kleinen Geräthschaften verarbeitet.

Die Balearischen Inseln, Majorca und Minorca, wenn ihre Einwohner auch vielleicht nicht gänzlich von Carthago abhängig waren, wurden doch wichtig für den Handel. Die rohen Bewohner derselben, wahrscheinlich gewitzigt durch die Beispiele benachbarter Länder, litten zwar unter sich kein Gold und Silber; allein dies hinderte nicht, einen vortheilhaften Tauschhandel mit ihnen zu führen. Ihr Hang zum Trunk und zu Weibern sicherte den Absatz von Wein und von Sclavinnen; so daß selbst ihre Miethtruppen, welche in den carthagischen Heeren dienten, ihren Sold sogleich gegen diese Artikel umsetzten. Früchte und Lastthiere, besonders Maulesel, die hier von ausgezeichneter Schönheit fielen, waren die einheimischen Producte, gegen welche die Carthager die ihrigen vertauschten; und die Nähe von Spanien, das man in Einer Tagschifffahrt erreichte, gab ihnen, als der besten Station für den Handel dahin, noch einen höhern Werth.

Dies letzte, so äußerst productenreiche Land, Spanien, war immer ein Hauptziel ihrer Schifffahrt, die dortigen Bergwerke eine der ergiebigsten Quellen für die carthagische Schatzkammer, so wie überhaupt der Verkehr mit den dortigen Völkern, sowohl phönicischen als einhei-

mischen, einer der wichtigsten für Carthago. Die Völker dieses Landes standen gerade auf einer solchen Stufe der Cultur, daß sie fremde Waaren zu schätzen wußten, aber noch nicht Kenntnisse genug besaßen, sie selber zu verfertigen. Wie groß und reich mußte der Markt also sein, den die Carthager hier für die Erzeugnisse ihres Kunstfleißes fanden, da ihre Verbindungen, wie die vielen spanischen Miethtruppen in ihren Heeren zeigen, sich über das ganze Land erstreckten? Ich füge noch hinzu, daß wahrscheinlich über Spanien Carthago auch mit dem — freilich noch viel rohern — Gallien handelte, da es keine eigene Colonieen an dessen Küsten hatte, und die Massilier seinen Schiffen schwerlich ihre Häfen öffneten, oder doch nur unter großen Beschränkungen. Den frühen Verkehr mit Gallien beweisen aber gleichfalls die zahlreichen gallischen Miethvölker, die schon von den ältesten Zeiten her in den carthagischen Heeren fochten, und jene Eifersucht gegen Massilia, das die Carthager so gerne vernichtet hätten.

Außerhalb der Säulen des Hercules hatten ihnen schon ihre Stammväter, die Phönicier, den Weg gebahnt. Sie nahmen bald Theil an dem dortigen Handel, und ihre Schifffahrt dorthin ist eine Fortsetzung der phönicischen.

Die Republik hatte eine Menge Colonieen an dem westlichen spanischen Ufer, und stand in der genauesten Verbindung mit Gades. Dieser Umstand allein würde schon beweisen, daß ihre Schiffe die Westküste Europa's nicht unbesucht ließen, wenn auch nicht der Zinn- und Bernsteinhandel, an dem sie Antheil nahm, dies unwidersprechlich zeigte.

Wie lebhaft aber der Handel an den britannischen Küsten gewesen sein muß, erhellt aus der Bemerkung des Strabo, daß die einheimischen Völkerschaften daselbst durch den langen und vielen Umgang mit den Fremden mildere Sitten angenommen hätten. Eine Nachricht, die es allerdings wahrscheinlich macht, daß die Carthager auch Niederlassungen an den britannischen Küsten gehabt haben, ohne welche ein langer Aufenthalt daselbst kaum möglich sein konnte.

Carthago's Schifffahrt an der Westküste von Afrika ist schon durch seine dortigen Colonieen erwiesen. Es fragt sich nur, wie der Gang dieser Schifffahrt war, und wie sie ihre dortigen Niederlassungen nutzten? Die Geschichte läßt uns darüber nicht in Ungewißheit.

Die uns bekannten Pflanzstädte der Carthager, bis zu der Insel Cerne hinunter, fanden sich sämmtlich an den Küsten von Marokko und Fez. Die Bestimmung von allen war der Verkehr mit den benachbarten afrikanischen Völkerschaften; allein der Hauptmarkt dieses Handels war die Insel Cerne. Dort ankerten die carthagischen Kauffahrteischiffe, um auszuladen; man schlug Gezelte auf der Insel auf und brachte die Waaren auf kleinen Fahrzeugen ans feste Land. Es wohnte dort ein dunkles Hirtenvolk, mit langem Haar und von außerordentlich schönem Wuchs, das den größten unter sich zum Könige zu machen pflegte und sehr den Putz liebte. Alle waren geübte Reiter und Bo-

genschätzen. Der Handel bestand in Tausch. Die Carthager brachten allerhand Putzsachen für Weiber und Geschirr für Pferde, künstliche Becher, größere irdene Gefäße, Wein und ägyptisches Linnen. Sie tauschten dagegen Elephantenzähne und Häute ein, so wohl von wilden als zahmen Thieren.

Weiterhin, sagten die Carthager, könne man nicht schiffen. Die See sei voller Untiefen und doch so dicht mit schwimmenden Kräutern bedeckt, daß die Schifffahrt dadurch gehindert werde. Wären also die Carthager wirklich an diesen dürftigen Küsten stehen geblieben? Hätten sie nicht den Weg zu den reichen Goldländern gefunden, die erst in der Nähe des Senegal ihren Anfang nehmen? — Man würde es ihnen nicht verdenken können, wenn sie auch ein Geheimniß daraus gemacht hätten; aber — es ist kein Geheimniß geblieben, es ist verrathen worden.

Schon Hanno's Entdeckungsreise ging bis jenseit des Senegal und Gambia. Allein sie war bloße Entdeckungsreise. Die Wildheit der Einwohner erlaubte ihm nicht, dort Handel anzufangen. Ausgespäht aber hat wiederum jenes Geheimniß des Goldhandels eben der tiefe Forscher, dessen Wißbegierde so Vieles zu erfahren wußte, — Herodot. „Die Carthager haben mir erzählt", sagt er (IV, 106), „daß sie außerhalb den Säulen des Hercules nach einem Volk an der libyschen Küste zu schiffen pflegten. Wenn sie dort angelangt wären, brächten sie ihre Waaren ans Ufer, legten sie dort hin, und gingen wiederum zu Schiffe, nachdem sie einen Rauch hätten aufsteigen lassen. Auf dieses Zeichen kämen die Einwohner ans Meer, legten neben den Waaren Gold hin, und entfernten sich wieder. Die Carthager stiegen dann wieder aus, und sähen zu, ob es genug sei. In diesem Falle nähmen sie es, und gingen davon. Wäre es aber nicht genug für die Waaren, so stiegen sie wiederum zu Schiffe, und warteten; jene aber kämen wieder herbei und legten noch mehr Gold hinzu, bis sie die anderen befriedigten. Keiner aber thäte dem andern Unrecht, denn die einen berührten weder das Gold, bis es dem Werth der Waaren gleich käme, noch die anderen die Waaren, bis jene das Gold genommen hätten."

Herodot ist so oft der Leichtgläubigkeit beschuldigt worden, bis die Folge später Jahrhunderte seine Zuverlässigkeit bewährte, und so ist es auch hier der Fall. Wir wissen nicht nur jetzt gewiß, daß es mit diesem stummen Handel seine völlige Richtigkeit hat, sondern auch bestimmt, daß er in den Goldländern am Niger geführt wird.

---

48. Natur und Charakter der Carthager.

(Nach Georg Weber, allgemeine Weltgeschichte.)

Fassen wir die einzelnen Züge des äußern und innern Lebens der Carthager zusammen, so werden wir die Geistesrichtungen und Naturbeschaffenheiten des semitischen Stammes und insbesondere des phöni-

cischen Zweiges desselben bei den Carthagern zur höchsten Entwicklung geführt sehen. Durch die ganze semitische Völkerfamilie zieht sich ein scharf ausgeprägter Egoismus, der sich sowohl in der Gewinn- und Erwerbsucht durch Handel und Industrie, als in der Spaltung und Abschließung zu kleinen Gemeinwesen, in der Gliederung und Sonderstellung der Geschlechter und Familien kund gibt. Führte dies einerseits zur regen Kraftentfaltung, zur Energie des Charakters und Willens und hinderte die Entstehung und Ausbildung eines orientalischen Despotismus, worin die Individualität in der allgemeinen Knechtschaft untergegangen wäre, so wurde allerdings dadurch der Geist ausschließlich auf das reale Leben gewiesen und von allen idealen und humanen Bestrebungen fern gehalten und der Staat und die Wohlfahrt des Ganzen häufig Parteizwecken und Sonderinteressen nachgestellt. Die Carthager besaßen manche bewunderungswürdige Eigenschaften; ihr kühner Unternehmungsgeist führte sie zu großartigen Entdeckungen; ihr strebsamer Sinn fand Handelswege nach fernen unbekannten Ländern; ihr praktischer Verstand befähigte sie, die Erfindungen und Kunstfertigkeiten des Mutterlandes zu vervollkommnen und dadurch die Cultur im Allgemeinen zu fördern; ihre Vaterlandsliebe war so tief begründet, daß sie dem öffentlichen Wohl jedes Opfer bereitwillig darbrachten; ihr Kriegswesen war in trefflichem Stande, ihre Flotten beherrschten die westlichen Meere, ihre Schiffe ragten an Größe und Segelfertigkeit über alle andern hervor; ihr Staatsleben übertraf an Ordnung und Festigkeit die meisten republikanischen Gemeinwesen des Alterthums; Stadt und Land waren reich und blühend. Aber mit diesen Tugenden waren große Laster und Verbrechen verbunden. Engherzig und neidisch suchten die Carthager andere Nationen auf alle Weise, durch Gewalt und List, von jeder Handelsgemeinschaft fern zu halten und mißbrauchten ihre Seeherrschaft nicht selten zu unwürdigem Corsarenwesen; gegen ihre Unterthanen und Schutzgenossen waren sie hart und unbarmherzig, gönnten ihnen keinen Antheil an den Früchten der Siege und suchten sie nicht durch billige Rechtsverhältnisse an ihr Staatswesen zu knüpfen; gegen ihre Sclaven, deren sie eine zahllose Menge auf ihren Schiffen, in ihren Bergwerken, bei ihren Handels- und Industriegeschäften verwendeten, waren sie grausam, gegen ihre Miethtruppen strenge und unerkenntlich. Ihr Staatswesen litt an aristokratischem Nepotismus, an Stellenhäufung in einer Hand, an Käuflichkeit und Bestechung, an Parteisucht und Factionsgeist. Der Reichthum und der angeborne Hang zur Sinnlichkeit erzeugte eine Ueppigkeit und Sittenlosigkeit, die im ganzen Alterthum verrufen war und durch die Religion gefördert wurde. Mit großen Geistesgaben und scharfem Verstande ausgerüstet, gebrauchten sie ihre Talente mehr zur Uebervortheilung der Schwächeren, mehr zur Auffindung von Listen und Schlichen, um sich mit Vortheil durch die verschlungenen Pfade des Lebens durchzuwinden, als zur Erforschung der höheren Zwecke des Daseins, als zur Mehrung der menschlichen Weisheit und Erkenntniß, als zur Erzeugung literarischer

oder künstlerischer Werke. Während sie den angebornen Scharfsinn und das schnelle Fassungsvermögen, das allen semitischen Völkern eigen war, im Verkehr mit Anderen in so selbstsüchtiger Weise in Anwendung brachten, daß „punische Treue" die sprüchwörtliche lästernde Nebenbedeutung von verschlagener Treulosigkeit und perfider Verdrehungskunst erhielt, blieben die edleren Bestrebungen und die höheren Güter ohne Pflege und Anerkennung. Die Carthager erschufen keine Cultur, wie die Griechen, keinen Rechtsstaat, wie die Römer, keine mit dem Religionsleben in Zusammenhang gesetzte Sternkunde, wie die Babylonier und Aegyptier; und selbst in der Technik und Kunst scheinen sie das tyrische Mutterland nicht eingeholt, viel weniger übertroffen zu haben. Mag auch das Feld der Literatur nicht ganz so öde gewesen sein, als es der Nachwelt bei dem gänzlichen Mangel aller Schriftwerke vorkommen muß, mögen auch einzelne Geistesproducte unter den furchtbaren Kriegsstürmen, die über das Land hereingebrochen sind, ein Raub der Zerstörung geworden sein — der gänzliche Verlust kann als Beweis gelten, daß nichts von großem innern Werthe vorhanden war, sonst würde es nicht spurlos untergegangen sein in einer Zeit, die für geistige Güter keineswegs unempfänglich war, sonst würde sich mehr erhalten haben, als Hanno's Reisebericht in griechischer Uebersetzung und einzelne vage Notizen von carthagischen Geschichtsbüchern und Literaturwerken, welche die Römer den mit ihnen verbündeten einheimischen Fürsten überlassen haben sollen. Das Reich der Dichtkunst blieb den Carthagern verschlossen; die Philosophie und alle ideale Weisheit waren für sie verborgene Schätze, die Kunst diente bloß dem Luxus und der Pracht. Den Blick nur auf das irdische Dasein, auf das reale Leben geheftet, blieben sie unbekannt mit den hohen ewigen Gütern, unbekannt mit dem innern Glück und dem heitern Seelenfrieden, den nur das Streben nach dem Unvergänglichen und Dauernden zu gewähren vermag, unbekannt mit der ewig jungen Welt der Phantasie, welche durch keine Widerwärtigkeiten, durch keine Schicksalsschläge zertrümmert wird.

Zweites Buch.

Die Culturvölker Europa's*).

IX. Die Griechen**).

49. Die welthistorische Bedeutung des griechischen Volkes.

(Nach Friedrich Jacobs' Hellas.)

Die Kenntniß der Geschichte des alten Griechenlands, im weitesten Umfange des Wortes, in welchem sie nicht bloß die Kenntniß der politischen Veränderungen, sondern auch der Cultur in ihren mannichfaltigen Zweigen, der Sitten und des ganzen Lebens, so weit wir es erforschen können, in sich begreift, verschlingt sich auf die innigste Weise mit allen Wissenschaften und der ganzen Cultur der neuern Welt.

Die Geschichte von Griechenland und seinen Einwohnern hat einmal eine absolute historische Wichtigkeit. Obgleich ursprünglich nur auf den engen Raum von etwa 1800 deutschen Meilen beschränkt, hat sich dieses thätige Volk früh über seine engen Grenzen ausgebreitet, und eine große, oft eine wohlthätige Rolle in der Geschichte gespielt. Griechische Schiffe befuhren alle Küsten des mittelländischen und schwarzen Meeres; griechische Pflanzvölker waren über alle Länder in Osten und Westen verbreitet; griechische Heere drangen siegreich durch

*) Ueber Europa's Lage und Weltstellung s. meine Charakteristiken zur vergleichenden Erd- und Völkerkunde 1. Bd. Nr. 14, dann: Europa's Ueberlegenheit über die andern Erdtheile daselbst Nr. 15.

**) Ueber die Geographie Griechenlands s. meine Charakteristiken zur vergleichenden Erd- und Völkerkunde 1. Bd. Nr. 19 (Landbildung der griechischen Halbinsel), Nr. 23 (Griechenlands Lage und natürliche Beschaffenheit im Verhältniß zu seiner Geschichte), Nr. 24 (Griechenland sonst und jetzt), Nr. 25 (Himmel und Luft in Griechenland), Nr. 26 (Der physische, geistige und sittliche Charakter der alten Hellenen), Nr. 28—30 (Nord-Griechenland, die eigentliche Hellas, der Peloponnes), Nr. 31 (Olympia), Nr. 32 (die griechischen Inseln), namentlich die Artikel 28—30 enthalten eine specielle Charakteristik der einzelnen Landschaften des alten Griechenlands.

weite Länderstrecken vor und waren überall gefürchtet; aus der Mitte der Griechen erhoben sich Geister, die als Eroberer auf dem Gebiete der Länder und Wissenschaften auf Jahrhunderte hin die Gestalt der irdischen und geistigen Welt verändert haben. Kein anderes Volk hat in dieser doppelten Eigenschaft eine gleiche Würde behauptet.

Daß sich nun die Geschichte der hellenischen Nation so ganz anders, als die Geschichte anderer berühmter Nationen vor unsern Augen ausbreitet, ist nicht bloß eine Wirkung des Zufalls, sondern ihrer Ueberlegenheit.

Diese bestand zunächst darin, daß die Griechen alle andern Völker der alten Welt an Bildung übertroffen haben. Schon von Natur ein regsames Volk, waren sie in ein Land gesetzt, welches in dem Schooße seiner Gebirge fruchtbare Thäler hegte, die aber dem Fleiße seiner Bewohner noch hinreichende Beschäftigung gaben, um die Trägheit zu verbannen; in ein Land, das, von zahlreichen Flüssen durchschnitten, die sich zum Theil in tiefe Meerbusen ergossen, zu einem regen Verkehr mit den Menschen einlud; in ein Land, in welchem die verschiedenen Völker und Stämme durch natürliche Grenzen getrennt und doch nicht von einander abgeschlossen waren; in ein Land endlich, wo ein reiner und heiterer Himmel, eine warme, aber elastische und nicht erschlaffende Luft die Erde umfing, und in welchem die Einwohner jene Spannung und Lebendigkeit erhielten, die ein charakteristisches Abzeichen der Hellenen war. Mögen sich die Aegyptier ihrer unter dem Geheimniß räthselhafter Hieroglyphen versteckten Weisheit rühmen; diese Weisheit ist doch immer nur das Eigenthum einer beschränkten Priesterkaste gewesen, und hat nie dem fleißigen, gedrückten Volke gefrommt oder andere Völker erleuchtet. Die astronomischen Kenntnisse der Chaldäer, wie tief wir sie uns immer denken mögen, waren ebenfalls nur auf Wenige beschränkt, und konnten, ihrer Natur nach, wohl die Ungereimtheiten der Astrologie, aber keine Bildung des Geistes hervorbringen; und die anderen Kunstfertigkeiten der Babylonier haben nur ihre Kaufleute bereichert und den Staat endlich in die Ueppigkeit versenkt, in welcher er zum Raub eines fremden Eroberers ward. Fast gleiche Bewandtniß hat es mit den Wissenschaften der Phönicier gehabt, die sich wohl größtentheils auf Gegenstände des Handels beschränkten und daher mit kaufmännischer Eifersucht Andern verhehlt wurden; die Kenntniß der Buchstabenschrift ausgenommen, durch deren Erfindung oder Verbreitung sie sich um die Menschheit hoch verdient gemacht haben. Wie unbedeutend sind diese Bruchstücke gegen die Masse der Wissenschaft, die in Griechenland als ein Gemeingut der Menschheit aufgehäuft war, von wo es durch tausend Canäle zu andern Völkern nach Osten und Westen geleitet wurde?

Es zeigt sich aber die höhere Cultur der Griechen, die ihnen jene Ueberlegenheit gab, fast in allen Gegenständen ihrer Wirksamkeit: so zunächst in ihrer politischen Verfassung und Gesetzgebung. Griechenlands Grenzen hegten die Monarchie, den Aristokratismus und die Demokratie; und in verschiedenen Epochen der Bildung gingen

die Hellenen von der patriarchalisch=hausväterlichen zu der monarchischen, und von dieser zur republicanischen über. Die letztere war, bei vielen unverkennbaren Nachtheilen, den kleinen, abgesonderten, unendlich regsamen Völkerschaften der Hellenen die heilsamste und angemessenste und ganz gewiß eine der Hauptquellen, aus denen ihre Cultur geflossen ist. Denn hier bildete fast jede Stadt einen eigenen Staat mit eigenthümlichen Einrichtungen; und die größern Verbindungen, in welche sich einige Eidgenossenschaften vereinigten, waren meist ohne Zwang und Einfluß auf die innere Verfassung. Der regste Wetteifer entstand in dieser Inselwelt republicanischer Städte; wer Kraft in sich fühlte, und Einsicht und starken Willen, der trat in die Laufbahn; und wenn auch nicht immer die Besten obsiegten, so stärkte doch schon der Kampf die Kraft eines Jeden. Daher ist auch in dieser Republikenwelt die Kunst der Gesetzgebung auf den höchsten Gipfel gebracht worden. Hier fand Lykurgus das Geheimniß, die höchste Weisheit mit dem schmerzlichsten Gehorsam zu vereinen; hier gab Solon seinem Volke in den mildesten Gesetzen ein treffliches Mittel, sich weiter zu bilden; hier bildete Pythagoras in seiner Schule weise Lenker der Staaten; hier stellte Plato die Idee des vollkommensten Staates zur Bewunderung der Welt und Nachwelt auf.

Nicht minder aber zeigte sich jene hohe Ueberlegenheit des griechischen Geistes in der Denkungsart und in den Sitten der Hellenen. In den Freistaaten Griechenlands galt nur der Bürger, aber er behauptete als Herr des Landes, als Gesetzgeber, als Richter, als Vertheidiger seines Eigenthums den Rang eines Souverains. Ihn beschäftigten die wichtigsten Angelegenheiten des Staates, und sein Antheil daran war um so lebendiger, je näher sie ihm bei der engen Umgrenzung seines Gebietes lagen. Auch die Uebel des alten Lebens trugen zur Erhebung der Staatsbürger bei. Alle drückenden Geschäfte des Broderwerbs lagen auf dem Rücken der Sclaven; der Bürger selbst genoß der vollkommensten Muße, um nur den liberalen Beschäftigungen, die Körper und Geist bilden, obzuliegen; und da seine Bedürfnisse gering waren, so war auch der größte Theil seines Lebens frei von irdischen Bestrebungen. Nun war es aber unmöglich, daß ein Leben, welches der Lenkung des Staates, der Handhabung der Gerechtigkeit, der Vertheidigung der Freiheit und der Rechte des Vaterlandes, und, wenn diese Geschäfte rasteten, der väterlichen Verwaltung des Hauswesens gewidmet war, gänzlich unedel sei; und die größere Anzahl erhob sich gewiß in würdiger Denkungsart weit über die Masse der Völker neuerer Zeit, die zu gleicher Entwickelung ihrer edelsten Kräfte weder Muße noch Gelegenheit haben. Nun ging aber mit der Würde die Mäßigung, und, bei einigen Stämmen, wie bei den Athenern, mit beiden die Anmuth Hand in Hand. In einem solchen Leben war die Allgemeinheit des Enthusiasmus für Ideen möglich, aus welchem die großen Thaten entsprangen, die noch jetzt die Welt mit einem freudigen Erstaunen erfüllen; jene schöne Liebe zum Leben mit Verach=

tung des Lebens gepaart, wenn es ein höheres Gut galt; und der zarte Schönheitssinn, dem alles Schöne auch göttlich und heilig schien und der daher seine Götter durch Spiele ehrte, und seine höchsten Feste mit den Gaben der Musen schmückte.

Ferner zeigt sich auch in der Religion die Eigenthümlichkeit der hellenischen Bildung. Wenn auch die griechische Religion ein sonderbares Chaos war, so hat sie doch vor allen andern Religionen des Alterthums den poetischen Charakter voraus. Sie ist oft kindisch einfältig, aber auch kindisch fröhlich, und in ihren muthwilligsten Dichtungen anmuthig, zart und schalkhaft. Was nur immer eine Religion leisten kann, die sich auf Ceremonien beschränkt und die Gottheit in den Bezirk der sichtbaren Natur herabzieht, das hat sie geleistet; und sie hat sich schon dadurch über andere ihrer Art emporgeschwungen, daß ihre Bekenner die Fetische, die ersten rohen Gegenstände der Anbetung, zu menschlichen Gestalten veredelten, und indem sie die Götter zu Menschen machten, sich selbst zu Göttern erhoben. Weit waren sie also auch schon hierdurch vor dem Aegyptier, dem Phönicier, dem Inder voraus, welche nie aufhörten, die Thiergestalt oder irgend ein gemischtes Ungeheuer auf ihren Altären zu ehren und ihren Anhängern keinen Weg ließen, als entweder dem alten Unsinn zu huldigen oder in höhnenden Unglauben überzugehen, während die hellenische Religion einer fortschreitenden Veredelung fähig war; und die Sitten des Olympus besserten, die Götter veredelten sich, so wie die ihnen verwandten Menschen größer und edler wurden.

Es übertreffen weiter die Griechen alle andern Völker der alten Welt auch durch ihre geistigen Productionen. Kein Volk der alten und neuen Zeit hat eine so lange Reihe von Jahrhunderten hindurch die Gärten der Musen mit einem so glücklichen Erfolge angebaut und in allen Gattungen, aus eigener Kraft und ohne alle fremde Einwirkung, eine so große Menge musterhafter Werke erzeugt. Wäre auch nur ein einziger Dichter, wie Sophocles, ein Geschichtschreiber, wie Thucydides, ein Philosoph, wie Plato, auf uns gekommen, welche Vorstellung müßten wir uns auch dann schon von der Bildung der Hellenen machen! Aber nun zieht sich ein langer Kranz solcher Heroen von Homer (ungefähr 950 Jahre vor Chr.) bis zum Longinus (starb im Jahre nach Chr. 273) herab; und obgleich in der spätern Zeit die Flamme der griechischen Genialität ermattet, so erlischt sie doch nie ganz, und der feine Kunstsinn dieser Nation erhält sich fast bis zu ihrem Erlöschen.

Endlich erkennen wir den hohen Standpunkt der hellenischen Bildung auch in den Kunstwerken dieser Nation. Ganz Hellas und alle hellenischen Städte waren mit Kunstwerken angefüllt, welche theils die Religion, theils das gemeine Wesen, theils die Pietät der Familien forderte. Noch sind die Trümmer ihrer Tempel und öffentlichen Gebäude das Wunder der Welt, und selbst die Bruchstücke ihrer Statuen das Studium sinniger Künstler. Kein anderes Volk ist fruchtbarer

gewesen an Werken der Kunst, an hohen und großen Gestalten jedes Charakters. Um einen Steinhaufen zu ägyptischen Pyramiden aufzuthürmen oder die Hieroglyphen eines Obeliskenkegels auszuschleifen, oder die kolossale Gestalt einer Sphinx aufzumauern, ist der geistlose Handwerksfleiß eines emsigen Sclavenvolks vollkommen genug, aber damit die leichte und würdige Gestalt eines Apollo in Marmor aufstrebe, damit der homerische Kronide, der mit dem Bewegen seines Hauptes den Olymp erschüttert, menschlichen Augen erscheine; damit sich die Blüthe der Schönheit und süßer Anmuth in einer Aphrodite entfalte, mußte die Kunst zum Himmel emporsteigen und ihm Gestalten entwenden, wie sie auf der Erde nicht erwachsen.

Wenn wir so nachgewiesen haben, daß das hellenische Volk alle andern Völker der alten Welt an Bildung übertroffen hat, so müssen wir ihm auch das hohe Verdienst einräumen, daß es seine Bildung allgemein mitgetheilt hat, und dadurch ist der Einfluß von Griechenland auf die Bildung des Menschengeschlechtes von universal-historischer Wichtigkeit geworden.

Wie die Blicke des gläubigen Muselmannes bei seiner Andacht nach dem Grabe des Propheten, so sind die Blicke aller Freunde der Kunst und Humanität nach dem heiligen Lande der hellenischen Cultur gewendet. In einem weit andern und höhern Sinne als Perser, Tartaren und Araber sind die Hellenen ein weltbeherrschendes Volk gewesen; nicht auf der Oberfläche der Erde, sondern in dem Gebiete der Geisterwelt. Kein anderes Volk hat hier so weit um sich gegriffen, oder seine Eroberungen so lange behauptet. Die Bewunderung seiner Thaten entzündete auch die Barbaren zur Nacheiferung; seine Sprache ging über die ganze bekannte Erde; seine Werke wurden gelesen, wo man sich nur einigermaßen um Bildung bewarb. Und als die politischen Kräfte des Volkes erschöpft waren und es einem Mächtigern erlag, unterjochte es auch seinen Sieger durch die Ueberlegenheit seiner Cultur, befreundete ihn mit seiner Sprache, und nöthigte ihm eine Bewunderung seiner Kunstwerke ab, die endlich in eifrige Nachahmung ausschlug; so zeigt sich wahr, was der römische Dichter (Horat. Epist. 2, 1, 156) singt, daß

> Hellas, bezwungen, bezwang den verwilderten Krieger, die Künste
> Uebersiedelnd in Latiums Gauen.

Viele Völker sind mächtiger gewesen, aber wenn ihre politische Macht scheiterte, lebten sie nur noch in den Denkmälern der Geschichte fort, ohne Einfluß und meist ohne Achtung. Nur die Griechen und die Zöglinge der Griechen, die Römer, machen eine Ausnahme hiervon. Nie ist die geistige Macht von Hellas erloschen; es gibt eine Graecia, wie eine Roma aeterna. Aus den Trümmern und der Asche der Staaten steigt es immer in neuer Glorie empor; und wie die Tugend auf Ajas' Grab, so sitzt der Genius der hellenischen Nation in unvergänglicher Schönheit und Jugend auf den Ruinen des verödeten Landes. Die feurige Vaterlandsliebe, die stolze Verachtung der Gefahr, die heilige

Verehrung auch der strengsten Gesetze, die in den Seelen spartanischer Bürger herrschte; die Aufklärung und sittliche Bildung, deren Wohnplatz Athen war; die innigste Verschlingung des Kunstsinnes mit der kräftigsten Sinnlichkeit, der Würde mit der Anmuth, der Strenge mit der Milde, der Tiefe mit der Leichtigkeit — dieser durchaus einzige Verein der schönsten Eigenthümlichkeiten der Menschheit wird nie aufhören die Blicke zu fesseln, so lange noch ein Rest ihrer Geschichte in dem Meere der Zeiten schwimmt. Bei den Namen eines Lykurgus und Solon, eines Miltiades und Leonidas, eines Themistokles und Aristides, eines Epaminondas und Pelopidas, eines Phocion, eines Timoleon, eines Demosthenes und Kleomenes erhebt sich jedes edle Gemüth und sieht staunend zu den Zeiten hinauf, in denen diese Kolosse patriotischer Tugenden auftreten konnten. In dem Glanze, den sie verbreiten, schwinden die Flecken, welche jeder irdischen Erscheinung anhängen, und die Uebel der alten Staaten werden vergessen, wenn wir uns der köstlichen Erzeugnisse jenes Bodens erfreuen.

Noch glänzender und zuverlässiger aber erscheint der Einfluß der hellenischen Cultur in der literarischen Welt. So gewaltig wirkte hier der Genius der hellenischen Bildung, daß überall, wo er seine Schritte hinlenkte, eine kräftigere Regsamkeit gespürt, ein neues Licht verbreitet und eine schönere Thätigkeit in edeln Gemüthern erregt wurde. Denn das ist eben das Wundervolle der geistigen Cultur und der Genialität, daß sie sich durch Berührung erneuert und fortpflanzt, und überall Wurzeln treibt, wo sich nur ein offener Sinn und reine Liebe bietet. Daher ist Griechenland noch nicht untergegangen; es lebt in jedem empfänglichen Gemüthe, und die Werke seiner genialen Kinder senden, wie die ewigen Lichter des Himmels, reine Strahlen aus, die in empfänglichen Seelen ein schimmernd Licht hervorrufen und den Samen des Schönen und Edeln entwickeln.

So geschah es in Rom. Als die römische Gewalt das mürbe Gebäude der hellenischen Staaten darniederschlug, war dem rohen Sieger die Kunst und Wissenschaft der Griechen fremd, oder der Gedanke daran war mit der allgemeinen Verachtung verwebt, mit der er die entarteten Sitten des besiegten Volkes betrachtete. Doch erschien Einigen der Genius des alten Landes in seiner göttlichen Herrlichkeit über den rauchenden Trümmern schwebend und ergriff die Gemüther der Besten mit einer vorher unbekannten Sehnsucht und Lust. Die Scipionen, die Laelier, die Aemilier, die Catonen huldigten ihm. Ein geistreicheres Leben begann in der krieggewohnten Stadt, und wo bisher nur Waffen geklirrt und die trocknen Formeln des Rechtes auf dem Forum ertönt hatten, klangen jetzt die melodischen Weisen der griechischen Musen. Was in der fremden Sprache eine bewundernde Freude erregt hatte, wurde in der Muttersprache nachgeahmt, und die rauhen Töne von Latium milderten sich in dem Wettstreit mit der ältern Schwester. So erstrebte auch Rom auf den Flügeln der griechischen Muse einen dauerndern Ruhm, als der war, den ihm seine Welteroberung zusicherte.

Denn vielleicht würde auch die Geschichte von Rom, wie die von Persien, nur in den Compendien der Weltgeschichte leben, wenn nicht der starke Geist der römischen Poesie und Beredtsamkeit, ihre Gesetzgebung und die praktische Weisheit, die das römische Volk beiden Künsten zu vermählen wußte, die Sprache der Weltbeherrscherin durch eine Reihe düsterer Jahrhunderte bis auf unsere Zeiten empfohlen hätten.

Seit der Wiedererweckung des Studiums der classischen Literatur ist die Einwirkung der griechischen Bildung auf die Cultur der Neueren fast ununterbrochen gewesen. Fast zu allen unsern Wissenschaften hat sie den Grund gelegt, und die wissenschaftliche Methode, die sie bei einigen Zweigen derselben, wie bei der Philosophie und Mathematik, beobachtet hat, ist noch nicht übertroffen worden. Vor Allem aber haben die Werke der redenden und bildenden Kunst nie aufgehört, den Kunstsinn zu wecken und den Geschmack auszubilden. An dem Ruhme der alten Classiker ist der Ruhm der neueren emporgestiegen.

50. Das vordorische (heroische) Zeitalter und seine Cultur.

(Nach M. W. Heffter, das vordorische Zeitalter in W. A. Schmidt's Zeitschrift für allgemeine Geschichte, VI. B.)

Das griechische Volk ist zuverlässig kein autochthonisches (wozu der Vaterlandsstolz der alten Griechen es wenigstens in mehreren Theilen hat machen wollen), sondern ein eingewandertes gewesen, eingewandert nicht über's Meer her, von Osten oder Süden, sondern von Norden, vom angrenzenden, oberhalb desselben liegenden europäischen Festlande. Denn, den sichersten historischen Anzeichen und Nachrichten zufolge, sind alle Wanderungen der griechischen Stämme immer in dieser Richtung geschehen, nicht umgekehrt. Die hellenische Nation wird auch theils an sich schon eine Neigung gehabt haben, immer weiter nach den wärmern Gegenden mit schönern Producten vorzudringen, theils von barbarischen Nationen gedrängt worden sein. In historischer Zeit wenigstens hausen oberhalb Griechenlands barbarische Völkerstämme genug, die immer auch den Zug und Drang haben nach Süden in Epirus, Illyrien, Macedonien, und allem Anscheine nach erfolgten die Wanderungen oder das Vorrücken der hellenischen Stämme stoß- oder ruckweise, d. h. so oft ein barbarisches Volk oberwärts sich stark genug fühlte, die Grenzen zu überschreiten und die griechischen Stämme zu drängen.

Durch solches Nachdrängen fremder Völkerschaften ist es gekommen, daß die Griechen, so weit die nähere historische Kenntniß derselben uns vorliegt, bereits lange Zeit schon und weit getrennt erscheinen von dem Völkerstamm, zu welchem sie ursprünglich, ihrer Sprache und ihrer Abkunft nach, gehört haben müssen, nämlich vom indo-germanischen.

Freilich, eine noch ungleich ältere und großartigere Versprengung

oder Trennung muß die des griechisch-germanischen Volksstammes vom dazu ursprünglich gehörigen indischen gewesen sein, dem zufolge ein uranfängliches Wohnen der Griechen in Asien und eine Auswanderung daher nach Europa in fernliegender vorhistorischer Zeit anzunehmen ist.

Dieser Herkunft zufolge gehören die Griechen zur weißen Menschenrace, d. h. zu jenem Menschenstamme, der von der Gottheit bestimmt gewesen und bestimmt zu sein scheint, das ganze Menschengeschlecht auf Erden einer höheren Bildungsstufe entgegenzuführen. Die Griechen aber haben die schöne Aufgabe gehabt — sie haben sie nämlich im Alterthume verfolgt und erreicht —, allen Völkern der Erde in dieser Beziehung vorauf zu gehen und ihnen den Weg zur wahren, echten Humanität anzubahnen. Die Befähigung hierzu, besonders hohe Naturanlagen müssen sie bereits von Asien mitgebracht haben. Denn wenn auch die tellurischen u. a. Verhältnisse Griechenlands ebenfalls günstig dazu waren, so sind sie doch mehr nur anregend, herausfordernd gewesen.

Die Hellenen können bei ihrer Einwanderung in Hellas gar nicht mehr so roh gewesen sein, als vielleicht Mancher denkt. Der sicherste Beweis hierfür ist die Sprache, die sich, nach den Resultaten der vergleichenden Sprachwissenschaft, in Griechenland nicht erst kann gebildet sondern nur ausgebildet haben. Daß nämlich der Reichthum an grammatischen Formen, den wir im Griechischen wahrnehmen, gleich aus der frühesten Periode der Sprache herzuleiten ist, muß man unbedenklich zugestehen, wenn man die Spuren fast aller dieser Formen in den verwandten Sprachen wiederfindet, was nicht der Fall sein könnte, wofern nicht diese Sprachen offenbar vor ihrer Absonderung diese Formen gemeinschaftlich besessen hätten.

Aber Sprache selbst und an sich ist schon ein Zeichen von Cultur, und noch dazu eine solche, wie die griechische, die in ihrem Schooße von Anfang an alle die Anlagen und Vorzüge barg, die späterhin bei ihr in so reichem Maaße hervorgetreten sind. Mit ihr sind die Griechen in Hellas eingezogen.

Das Zweite, was sie ebenfalls mitbrachten, aber wohl nur als Embryo, als einen Kreis von dunkeln Gefühlen, die sich noch zu keinen festen Vorstellungen fixirt und gestaltet hatten, war die Religion. Allem Anscheine nach hat sich selbige erst im Lande selbst gebildet, unter und in dem Volke selbst zu einem bestimmten, vereinzelten Typus ausgeprägt. Gerade dieses erste Zeitalter war recht productiv in Bezug auf die Schöpfung von Götternamen und Gottheiten. In allen auffallenden, nützlichen, großartigen Erscheinungen und Dingen in der Welt sahen die Griechen etwas Göttliches, das sie von einer besondern Gottheit herleiteten. Anfangs indessen huldigten sie gewiß nur dem Glauben an einen Gott, und später erst sind hauptsächlich wohl die Wanderungen und Züge und in Folge derselben die mannigfache Mischung der einzelnen Stämme die Ursache des Polytheismus geworden. Es ist sehr wahrscheinlich, daß auch bereits die Mysterien, namentlich die eleusinisch[illegible] ihren Ursprung genommen haben. Schon bildeten sich, mindesten

Ende der Periode, Amphiktyonieen Behufs religiöser Gemeinculte, z. B. zur Verehrung der Demeter bei den Thermopylen. Auch waren wohl bereits mit manchen solcher Festversammlungen Kampfspiele verknüpft, z. B. bei Delphi die pythischen; selbige reichen jedenfalls ins vordorische Zeitalter hinüber. Zugleich griff hier, wenn mit den religiösen Festlichkeiten Kampfspiele verbunden waren, die Religion über in das politische Leben und unterstützte die militärische Verfassung, die eine Ausbildung des Körpers Behufs des Kriegsdienstes bedingte. So wie denn überhaupt, als sich Städte und Staaten bildeten, die Religion eine Dienerin und Magd des Staates wurde. So wie sie früherhin Sache der Familien gewesen war, so ging sie, nebst der Familien-Verfassung, gegenwärtig ins Staatsleben über.

Aus der Religion zumeist, die den Ursprung von so Vielem auf höhere Wesen zurückführen lehrte, die mithin das Combiniren von Ursache und Wirkung, von Grund und Folge, von Handlung und Effect unterstützte und nährte, verbunden mit Lebendigkeit des Geistes und der Phantasie, die sich in damaliger Zeit, in der Kindheit des griechischen Volkes, vornehmlich in Erzählungen auszusprechen beliebte, ging hervor die Mythendichtung, schon in diesem Zeitalter, ja! vor Allem jetzt lebendig und recht originel-productiv. Zuerst waren es kosmogonische Mythen oder Versuche, sich die Entstehung der Welt und der Körper und Erscheinungen in der Welt zu erklären. Sodann war man bemüht, sich die früheren religiösen Gebilde der Phantasie, die Götter und das, was sie betraf, ihre Eigenschaften, Symbole u. dgl. auf ähnliche Weise, gleichsam historisch, abzuleiten und auf ihren Urgrund zurückzuführen: der Ursprung der theologischen und der Götter-Mythen überhaupt. Nebenbei bildeten sich historische Mythen von Heroen und ihren Schicksalen und Thaten, wozu das an feindlichen Conflicten der Volksstämme so reichhaltige Zeitalter reichen Stoff lieferte, ingleichen die Ereignisse in manchen Königsfamilien, manche für die damalige Zeit großartige, weite Handels-Unternehmungen. Da waren es denn manche Oerter, die vornehmlich fruchtbar wurden an solchen Sagen, in welchen und um welche sich ganze Sagenkreise bildeten; so um Iolkus und von da aus der Mythus vom Argonautenzuge, in Theben der Mythus von den Labdaciden, vom Zuge der Sieben gegen Theben und der Epigonen. In Athen entwickelte sich, in Folge der dortigen tellurischen Verhältnisse, die reiche Mythologie von der Pallas, als Pallas Athene (der attischen P.), d. h. als Göttin des Oliven- und des Getreidebaues, von Erechtheus und, nicht unwahrscheinlich im Gegensatze zu dem Poseidonsdienste bei den Ioniern in Aegialea, der Mythus vom Streite beider Gottheiten um Attika, in Argolis der von den Pelopiden und Atriden und von dem trojanischen Kriege. Nicht minder wird die eigentliche Heroen-Sage von übermenschlichen aber doch nicht ganz göttlichen Wesen, mindestens zu Ende des Zeitalters aufgekommen sein, z. B. von einem Hercules unter den Doriern, von einem Chiron, der personificirten Handfertigkeit und darum der Geschicklichkeit, der

Klugheit überhaupt, in Thessalien. Es ist mithin die Aeußerung Otfr. Müller's völlig begründet, „daß die mythische Auffassungs- und Darstellungsweise besonders jenem frühern Zeitalter eigen war, welches die nachfolgende Zeit das heroische nannte, und daß in ihm schon alle die Mythenkreise entstanden, welche nachmals durch die Sänger weiter verbreitet wurden". Aus solcher Mythenpoesie ging hervor die epische Poesie, die nur weiter auszuführen gesucht hat, was jene begründete. Sie wird in dieser Periode schon manches Werk zu Tage gefördert haben. Denn Homer und Hesiodus in der folgenden, zweiten, sind offenbar nicht die ersten Dichter der Art gewesen; sie stehen auf den Schultern von Vorgängern, deren Leben in unsere vordorische Zeit herüberreicht.

Nächstdem wird die Liebe zur Poesie und zum Gesange, welche den Griechen von Natur eigen war, verbunden mit dem Natur- und religiösen Leben, das sie geführt, nicht minder die lyrische Dichtkunst hervorgerufen haben, und zwar in mehrfacher Gestalt: zu Hymnen, Gebeten, Päanen, zu Trauer- und Freudengesängen beim Ersterben und Erwachen der Natur, bei frohen oder traurigen Familien-Ereignissen, bei Erntefesten u. dgl. Auch wird es nicht an besondern Sängern gefehlt haben, die ihre Kunst vor Allen übten. Und da der Vortrag der Lieder in jener frühen Zeit immer begleitet zu sein pflegte mit Gesang und Spiel, so werden auch diese beiden Künste bei den Griechen schon damals gang und gäbe gewesen sein. Selbige müssen sie schon so entzückt haben, daß sie ihnen bereits für Gaben von Gottheiten galten; daß man die Musen für die Spenderinnen des Gesanges, Apollo für den Urheber des Saitenspieles erkannte.

Was die materiellen Beschäftigungen anlangt, so fanden die Griechen im Lande selbst reiche Gelegenheit zur Jagd und zum Fischfang, nächstdem zur Zucht von Schafen, Rindern, Pferden, denn das Land ist an sehr vielen Stellen zu Weiden geeignet. Sie werden diese Zuchtthiere mitgebracht haben aus ihrer Urheimat, aus Asien. Eben so wird ihnen eben daher die Kunde der Getreidearten gewesen sein; sie werden den Ackerbau gekannt haben. Zu demselben fanden sie gleichfalls mehrere Theile des Landes höchst geeignet. Der Gebrauch des Pfluges, die Zähmung der Stiere und der Rosse zum Ziehen desselben und des Wagens wird ihnen gewöhnlich gewesen sein, schon von Anfang an. In Hellas selbst aber lernten sie wohl erst die Olive und den Weinstock kennen und den Bau derselben üben. Und alle diese Beschäftigungen und die desfallsigen Producte daher erkannten sie ebenfalls als göttliche Geschenke an und stellten sie unter die Obhut besonderer Götter, und die betreffenden Mythen, welche sie darüber schufen, gewiß ebenfalls, wenigstens zum großen Theile, schon in dieser Periode, tragen nicht selten den Charakter der feinsten Beobachtung, der religiösesten Gesinnung, des artigsten Kunstsinnes. Man denke nur an den Dienst der Demeter, des Dionysos!

Als die Griechen anfingen, ihre Wohnsitze zu fixiren und Städte

anzulegen, bedurften sie der Baukunst, wobei doch auch in Erinnerung zu bringen ist, daß die Hellenen niemals Höhlenbewohner gewesen sind, deßgleichen, daß die Massen der griechischen Gebirge frühzeitig zu Steinbauten werden geführt haben. Daher ist es wahrscheinlich, daß die Herstellung von Wohnungen aus Stein schon sehr früh erfolgt ist. Und die meist feindselige Gesinnung der Volksstämme gegen einander, die Seeräubereien anderer, fremder Völker, z. B. der Phönicier, zwangen die Griechen sehr bald, ihre Städte zu bewehren und sogar Burgen (ἀκροπόλεις) anzulegen. Man erinnere sich an die Burgen bei Orchomenus, Theben, Athen, Argos (Larissa), Mycenä. Und diese Bauten muß man sich nicht als ganz roh denken.

Außer Gebäuden bürgerlicher Wohnungen, in welchen sich die Kunst in höherem Grade als zum gewöhnlichen Bedürfnisse versuchte, gab es Königspaläste, Schatzhäuser, Begräbnißstätten, Tempel. Bei den ersteren brauchte sich der ursprüngliche alte Burgbau nur fortzusetzen, und er setzte sich fort wohl selbst mit Anbringung von Verzierungen und unter gesteigerter Größe, Geräumigkeit, Bequemlichkeit. Die Schatzhäuser, deren außer bei Orchomenus und Mycenä sich auch bei Amyklä und bei Pharsalus gefunden haben, domartige, meist unterirdische Gebäude, zur Aufbewahrung kostbarer Waffen, Becher und anderer Kostbarkeiten, die man durch Erbschaft oder Schenkung erhalten hatte, bestimmt, von denen es noch hin und wieder in Griechenland so merkwürdige Ueberbleibsel gibt, sind hinreichende Zeugnisse von dem mächtigen Aufschwunge und von der großartigen Handhabung der Baukunst schon in dieser frühen Zeit. Das mycenäische, das am besten erhaltene Muster dieser so weit verbreiteten und so oft angewandten Gattung von Bauwerken, ist aus horizontalen, allmählich nach oben zusammentretenden, in einen Schlußstein sich vereinigenden Steinlagen errichtet und mit einer pyramidalen, kunstreich überdeckten Pforte versehen gewesen. An seinen Ueberresten erblickt man Zierrathen der Steinmetzkunst, zum sichern Zeugnisse, daß man damals wirklich auch schon für Bildnerei Geschmack hatte. Nicht minder gibt hiervon das dasige sogenannte Löwenthor ein Beispiel. Aber, nach den Trümmern zu urtheilen, muß das orchomenische Schatzhaus an Größe und Schönheit das der Atriden zu Mycenä weit übertroffen haben.

Zu Tempeln dienten Anfangs zwar natürliche Höhlen und Grotten (z. B. die der Here auf dem Berge Cithäron); wo aber dergleichen nicht vorhanden waren, mußten welche errichtet werden. Diese mochten Anfangs freilich nur höchst einfach und sehr eng sein, denn das Heiligthum sollte damals bloß zur Wohnung des Gottes, nicht zur Aufnahme der Verehrenden dienen.

Bei einem Lande, welches fast ringsum vom Meere umgeben ist, was so viele Einschnitte, Meerbusen, Buchten hat, was überall umkränzt ist von Inseln in der Nähe und in der Ferne, was mithin gleichsam herausfordert zur Schifffahrt und außerdem in der ältesten Zeit gewiß reich an Waldungen mag gewesen sein, läßt sich unbedenklich

annehmen, daß Schiffbau schon ganz frühzeitig wird betrieben worden sein, und selbst im Großen. Dafür zeugt z. B. der Name einer Stadt wie Naupaktus (Schiffswerfte), die gewiß nicht ihren Ursprung erst nach der dorischen Wanderung gewonnen hat. Und daß man festgebauter, großer Schiffe benöthigt gewesen sein muß, ersieht man zur Genüge aus den Sagen von einem Argonautenzuge, vom trojanischen Kriege, denen sicherlich doch etwas Historisches zum Grunde liegt. Wie hätte man denn auch in der folgenden Periode so viele und so entfernte Colonieen anlegen können, wenn man nicht längst mit dem Meere vertraut gewesen wäre? Man kann unbedenklich selbst in der vordorischen Zeit mehr als bloß ängstliche Küsten- und Buchtenschifffahrt und Reisen nach den bloß zunächst gelegenen Inseln annehmen. Die epirotischen Pelasger werden sicherlich Italien schon gekannt, die Ionier am korinthischen Meerbusen die nach ihnen benannten Inseln besucht, wahrscheinlich ebenfalls Italien erreicht, die Minyer von Iolkus mindestens den Hellespont, wenn nicht schon das schwarze Meer gesehen haben.

Natürlich mußte bei solchen weiten Fahrten Gewinnsucht, Handel mit im Spiele sein. Mercantilischer Drang war gewiß die Veranlassung zum sogenannten Argonautenzuge. Korinth, das schon bei Homer das reiche heißt, wird zu diesem Reichthume den Grund bereits in vordorischer Zeit gelegt haben. An ferne Colonieen dachte man indessen in diesem Zeitraume noch nicht.

Indem aber die meisten der griechischen Volksstämme gegen Ende dieser Periode sich zu städtischen und staatlichen Gemeinden bildeten, mußten besondere Einrichtungen getroffen werden, wobei sich das Einzelne dem Ganzen anschloß und anbequemte, daß eine gewisse Ordnung und Uebereinstimmung ins Ganze kam. Bei den einzelnen Volksstämmen ordnete sich das Staatswesen natürlich nach dem Charakter und der Lebensart desselben. Im Allgemeinen aber behielt man gewiß, so viel als möglich, die alte patriarchalische Familien-Verfassung bei, nach der nun das Staats-Oberhaupt, der König, an die Stelle des Familien-Oberhauptes trat, das Uebrige aber sich gliederte nach gewissen Beschäftigungen (Zünften), oder nach Geschlechtern, oder nach tellurischen Verhältnissen. Solche Staaten, wie z. B. der athenische, haben selbst in ihren spätern Einrichtungen noch die deutlichsten Spuren jener Grundverfassung.

Indem sich so die Verhältnisse der Griechen nach überaus mannichfachen Seiten hin gestalteten, erweiterte sich natürlich auch ihr Ideenkreis, und damit mußte sich nicht weniger das Mittel erweitern, dessen sich der Mensch hauptsächlich zur Darlegung seines Inneren bedient, die Sprache. Von Hause aus ausgestattet mit der Anlage, sich fortzubilden, war sie geschmeidig genug, um für die neuen Begriffe und Anschauungen aus sich selbst die geeigneten und nothwendigen Worte zu schaffen. Die sich damals Bahn brechende Dichtkunst und der Gesang gab ihr Mannichfaltigkeit, Rhythmus, Wohllaut, lehrte sie, metrisch, d. h. nach bestimmten, geregelt wiederkehrenden Füßen und Zeilen sich bewegen. Da ward unter Andern der Hexameter erfunden, eine

in ihrer Art einzige Erfindung, zuverlässig hervorgegangen aus dem feinsten Gefühle des Passendsten in der Art, des Zweckmäßigsten. Wir können mit Aristoteles sagen, der Hexameter sei der würdevollste und zugleich auch der gelassenste Vers; er vermag sich eben so leicht durch den höchsten Pathos wie durch die ruhigste Stimmung hindurch zu bewegen, Beides treffend wieder zu geben. Homer hat ihn nicht etwa erst geschaffen oder ausgebildet, er hat ihn bereits vorgefunden, vorgefunden als epischen Vers, und darum ihn auch zu seinen poetischen Darstellungen benutzt. Durch diesen Vers aber hat die griechische Sprache außerordentlich gewonnen, gewonnen besonders den Reichthum an daktylischen und spondeischen Füßen und Wörtern und damit jenen Rhythmus, der selbst in der Prosa so leicht und dabei doch so kräftig und hehr einhergeht.

Der griechischen Sprache kam zu ihrer vielseitigen Ausbildung auch noch das zu Gute, daß sie sich, bei der Getrenntheit der Nation, in verschiedene Dialekte spaltete, deren jeder seine besondern Vorzüge gehabt hat*).

Bei dem Umfange dieser materiellen und intellectuellen Bildung, die wir im Obigen dargestellt, ist es nicht zu verwundern, daß auch die moralische nicht wird zurückgeblieben sein. Die Principien einer gesunden, höhern Humanität blicken in Vielem hindurch, was wir nicht ohne Grund schon in dieses vordorische Zeitalter zurückversetzen können. Das Schließen und die Heilighaltung der Ehe zwischen einem Manne und einem Weibe — daher der Cultus des Zeus als Ehegott und vornehmlich der Here als Ehegöttin und der ihr angedichtete Charakter als eifersüchtige Ehefrau —, die Bildung von städtischen und staatlichen Gemeinden, die Achtung des Gesetzes und des Eides, die Sühnung des Mörders, besonders des unvorsätzlichen, das Gastrecht, die fromme Scheu vor den Schutzflehenden, die Unverletzlichkeit der Herolde, die Abschaffung der Menschenopfer, die ehrenhafte Bestattung der Todten und die Klage um sie, die Heilighaltung alles dessen, was die Götter betraf, dieses und unzählig Anderes der Art begegnet uns nicht etwa erst bloß im historischen Zeitalter, auch in vielen der ältesten Mythen, die tief ins vordorische Zeitalter zurückreichen, thut sich uns dergleichen kund, so daß wir demselben auch in dieser Beziehung seine volle Ehre zollen müssen.

Und diese ganze, so vielseitige Bildung hat das griechische Volk gewonnen durch sich selbst und aus sich selbst, was ihm zu desto größerem Ruhme gereicht. Es läßt sich nämlich durchaus nicht nachweisen, daß es eine Einwirkung von außen, wenigstens eine recht durchgreifende und nachhaltige, in diesem Zeitraume erfahren habe. Bekanntlich hat man in späteren Zeiten des Hellenismus aus Mangel an Kriticismus und aus übergroßer Xenomanie vier Haupt-Einwanderungen aus der Fremde angenommen: die des Aegyptiers Cecrops, die des Aegyptiers Danaus, die des Phöniciers Kadmus und die des Pelops aus Klein-

*) Vgl. Nr. 52.

Asien*). Schon die unhistorische Reihenfolge erweckt Verdacht. Auch sind die Gewährsmänner über die Zahl dieser Einwanderer selbst nicht einig. Aber die sonstigen Umstände zeugen gleichfalls für reine Erdichtung. Kadmus ist aus dem Namen der Burg Kadmea gebildet und nur schwierig nachzuweisen, aus welchem Grunde man ihn zum Phönicier gestempelt. Und wie sollten Phönicier grade nach dem binnenländischen Theben gekommen sein? Cecrops ist der erdichtete Heros Eponymos der cecropischen Phyle und aus späterer Aegyptomanie zum Aegyptier geworden. Danaus ist der Repräsentant eines tellurischen Verhältnisses des Landes Argolis und wahrscheinlich ebenfalls aus Aegyptomanie zum Aegyptier gestempelt. Pelops verdankt seine Entstehung einer falschen Ableitung des Namens Peloponnesus und ist sicherlich in Folge des Mythus von der thebanischen Niobe — eine Niobe sollte auch aus Argos sein — zu einem Lydier gedichtet worden. Damit sind alle Einwirkungen von außen her auf die Griechen beseitigt, sofern sie auf literarischen Nachrichten beruhen.

Wenn ja, so könnten die Phönicier den Griechen Manches mitgetheilt haben, aber doch gewiß erst in nachdorischer Zeit, als die letzteren mit jenen in nähern Verkehr traten. Früher dürfte das nie etwas Wichtiges, Allgemeines gewesen sein. Und Einzelnes haben die Hellenen gewiß alsbald nationalisirt.

So hätten wir denn eine ungefähre Anschauung von den Verhältnissen in Griechenland in vordorischer Zeit und damit nicht bloß einen Grund zur Erörterung und Beurtheilung der nachmaligen Ereignisse und Verhältnisse, sondern auch an sich ein nicht uninteressantes Bild in bestimmten Rahmen gefaßt.

---

51. Die älteste Bevölkerung Griechenlands.

(Nach Joh. Wilh. Loebell, die Weltgeschichte in Umrissen und Ausführungen.)

Die Hellenen, mit deren Namen wir später das Gesammtvolk der Griechen bezeichnet sehen, erscheinen in den ältesten Zeiten nur in einem kleinen Theile Griechenlands herrschend; sie hatten andere Stämme neben sich, besonders den großen, weitverbreiteten Stamm der Pelasger, welchem gegenüber sie erst allmählich zu höherer Bedeutung und zur Herrschaft gelangten.

Nach den Berichten der griechischen Schriftsteller wohnten die Pelasger vor Alters in einem großen Theile des Peloponnes und des

*) Auch B. G. Niebuhr (kl. histor. und philol. Schriften I. Bd. S. 370) sagt: Pelops' Wanderung nach der Halbinsel seines Namens ist nur Bezeichnung der Verwandtschaft der Völker an beiden Ufern des ägäischen Meeres. Vgl. noch J. W. Loebell, Weltgeschichte in Umrissen und Ausführungen I. S. 457—463 und G. F. Schoemann, griechische Alterthümer I. S. 12 ff.



mittlern Hellas, in Thessalien und Epirus, so wie auf mehrern nahen Inseln, aber auch außerhalb der griechischen Lande nach Morgen und Abend hin, im westlichen Kleinasien und in Italien.

Die schon früh begonnene Verschmelzung der Pelasger mit den eigentlichen Hellenen ging um so leichter von Statten, da beide Nationen nahe verwandte Zweige eines und desselben Völkerastes, eines uralten griechischen Gesammtvolkes, waren und Sprachen redeten, die unter einander nicht viel mehr als mundartlich verschieden waren.

Wir haben entschiedene Gründe, uns die Pelasger als ein in Cultur und Civilisation freilich noch wenig fortgeschrittenes, aber doch innerhalb der Anfänge derselben lebendes Volk vorzustellen. Dahin deutet, daß uralte Städte und Staatsgründungen auf sie zurückgeführt werden, dahin deuten Mythen, welche Pelasger als Erfinder von allerlei zum Landbau gehörigen Dingen nennen. Auch die Sage, daß sie zuerst von den durch die Phönicier nach Griechenland gebrachten Buchstaben Gebrauch gemacht, zeigt wenigstens, daß man ihren Bildungszustand mit einiger Kenntniß der Schrift verträglich fand. Und bis auf unsere Tage haben sich in Griechenland Zeugnisse ihrer Civilisation erhalten in großen Mauerresten uralter Königsburgen und Städte.

Die Religion der Pelasger war ohne Zweifel im Wesentlichen Naturdienst. Sie verehrten in ihren Göttern vor Allem die Kräfte der Natur, dann auch andere sich daran knüpfende übermenschliche Eigenschaften. Ihr Hauptgott war Zeus; als einem Naturgotte war ihm die Eiche heilig, deren eßbare Früchte für die älteste Nahrung der Menschen galten. Ein uralter Cultus desselben war zu Dodona in Epirus; Zeus erscheint hier vorzugsweise als Weissager; Dodona war der älteste Orakelort in Griechenland, und blieb als solcher lange in hohem Ansehen, obschon es später, als Epirus nicht mehr so mit Hellas in Verbindung stand, wie in der mythischen Zeit, hinter Delphi zurücktrat. Die Weissagungen geschahen hier nicht durch Worte, sondern durch Zeichen. Diese wurden aus dem Rauschen des Windes in der Krone heiliger Eichen und aus dem Rieseln und Plätschern einer Quelle, die an ihrem Fuße entsprang, entnommen. Später sah man im Tempel eine eherne Menschenfigur, die sich über einen Kessel bog. Sie hielt eine Kette, an der Klöppel hingen; wenn diese, vom Winde bewegt, an den Kessel schlugen, entstanden lang anhaltende Töne, aus deren Klang ebenfalls geweissagt worden sein soll. Doch melden dies nur einige sehr späte Schriftsteller. Ganz eigenthümlich und gegen spätere Götterdienste fremdartig erscheint der nach den bestimmtesten Zeugnissen auf die Pelasger zurückzuführende Cult der Kabiren. Auf den im nördlichsten Theile des ägäischen Meeres zwischen Thracien und Kleinasien gelegenen Inseln Samothrake, Imbros und Lemnos, wo Pelasger wohnten, war er besonders heimisch; in Samothrake gab es sehr alte und berühmte Mysterien dieses Cultus, in welche sich viele Fremde aufnehmen ließen, doch findet er sich auch an anderen Orten. Die Nachrichten der Alten über die Kabiren sind voller Widersprüche und Räthsel.

Darin stimmen jedoch die meisten Ansichten überein, daß in ihnen auch wieder die erzeugenden, befruchtenden und fruchtbringenden Kräfte in der Natur verehrt worden sind, aber dieser Grundgedanke ist durch eine große Mannichfaltigkeit von Combinationen so verschieden ausgebildet worden, daß die Kabiren Einigen als die höchsten, überweltlichen und weltschöpferischen Kräfte, Anderen als untergeordnete Dämonen der Fruchtbarkeit erscheinen. So erblicken wir Alles, was die Pelasger betrifft und von ihnen ausgeht, in einem ungewissen Dämmerlichte. Sie haben unzweifelhafte Spuren ihres Daseins und ihrer Wirksamkeit hinterlassen, aber wegen des hohen Alterthums, aus dem sie stammen, fast unkenntlich gewordene und schwer zu deutende.

Wir übergehen die Leleger und einige andere nicht bedeutende Stämme, die neben den Pelasgern als Urbewohner Griechenlands genannt werden, haben aber die Thracier zu beachten, da sich an sie ein eigenthümliches Culturelement knüpft. Diese Thracier, der mythischen Zeit, die in der macedonischen Landschaft Pierien am Nordabhange des Olympus ihre Heimat hatten, von wo aus sie nach verschiedenen Gegenden von Hellas zogen, haben höchst wahrscheinlich mit den barbarischen Thraciern in dem Lande dieses Namens nichts gemein. Thracien scheint den ältesten Griechen das unbestimmt gedachte Land im Norden des ihrigen gewesen zu sein. Pierien wurde damals noch darunter begriffen, bei späterer genauerer Kunde wurden die thracischen Grenzen weiter nach Mitternacht gerückt, und so der Name auf ganz andere Völker übertragen. Die pierischen Thracier waren gewiß ein den Hellenen nahe verwandter Volksstamm, wie die Pelasger, und wurden, wie diese, später zu Hellenen, daher es auch zu erklären ist, daß sie nur in der mythischen Zeit vorkommen. Wie die Pelasger als Gründer der Civilisation zu betrachten sind, welche den Menschen an den Boden fesselt und die Bedürfnisse des Lebens befriedigt, so diese Thracier als Urheber der musischen Künste, als Väter der griechischen Poesie. Wir finden sie am Helikon und Parnaß, den Musenbergen, deren Natur, deren Wälder und Quellen zum Gesange begeistern, wo gleichsam der Gesang der Natur den menschlichen hervorrief. Die ältesten, noch dazu dem Mythus angehörenden Dichter, Sänger, Tonkünstler werden Thracier genannt. Hieher gehört vor Allen Orpheus, der entweder ein Sohn des Apollo und der Muse Kalliope heißt, oder, wenn ihm ein anderer Vater gegeben wird, doch von Apollo die von Hermes erfundene Laute erhalten hat. Was von den Wirkungen erzählt wird, die er durch die wunderbare Macht ihrer Töne und seiner Stimme hervorbrachte, gehört zu den bekanntesten griechischen Fabeln. Er entzückt die Menschen und zähmt die wilden Thiere, Bäume und Felsen, ihrer Stelle entrückt, folgen ihm, ja, selbst die unerbittlichen Götter der Unterwelt werden von diesem unwiderstehlichen Zauber so ergriffen, daß sie ihm gestatten, seine schon gestorbene Gattin Eurydice aus dem Schattenreiche in die Oberwelt zurückzuführen. Orpheus ist der rein mythische Ausdruck für die von den Göttern stammenden und sich in dank-

barer, preisender Verehrung zu ihnen zurückwendenden Anfänge der Musenkünste, für die erste Auffassung und Verbreitung derselben durch die pierischen Thracier, und für die zauberische, zähmende, entwildernde Macht, die sie auf rohe Gemüther üben.

Auch einen andern Sänger, der in die Urzeit versetzt ward, den Linus, kann man einen Pierier nennen, in so fern er, wie Orpheus, ein Sohn des Apollo und einer der Musen genannt wird. Entschiedener als Linus heißen thracisch die mythischen Sänger Musäus, Thamyris und Eumolpus. Die Geschichte des letztern, der zugleich als Priester und als Krieger erscheint, ist gleichfalls von der Sage sehr verschieden berichtet und ausgebildet worden. Es heißt von ihm, er sei nach Attika gekommen, und habe dort zu Eleusis die berühmten Mysterien gestiftet, in welchen der Cult der Demeter, der Göttin der erzeugenden, fruchttragenden, nährenden Erde, und der des Dionysos, des Gottes der erzeugenden, in der überströmenden Fülle und Stärke ihrer Gaben berauschenden Naturkraft, sich vereinigten. Ueberall also sehen wir in der thracisch-pierischen Cultur eine musische, von der Natur angeregte Begeisterung in steter Anwendung auf die Verherrlichung der Religion und des Götterdienstes.

Die griechische Bildung trat in ein neues Stadium der Entwicklung, nachdem die im engern Sinne hellenisch genannten Stämme sich über das mittlere und südliche Griechenland verbreitet hatten. Die Anfänge dieser Stämme wurden von der am meisten angenommenen und bekanntesten Sage an die fabelhafte Urzeit folgendermaßen geknüpft. Des Titanensprößlings Prometheus, des Bildners der Menschen und ihres Wohlthäters, Sohn war Deukalion, König von Phthia in Thessalien, in dessen Tagen Zeus das frevelnde Menschengeschlecht zu vertilgen beschloß, und deßhalb eine große Flut über Hellas sandte. Aus diesem Untergange retteten sich nur Deukalion und sein Weib Pyrrha; nachdem die Flut abgelaufen war, warfen sie, um die Erde wieder zu bevölkern, einem erhaltenem Götterrathe zufolge, Steine hinter sich, die zu Menschen wurden. Indeß ließ der Mythus, wie es scheint, von diesen Steinmenschen nur die Leleger abstammen, die Hellenen aber waren natürliche Abkömmlinge des Deukalion, durch Hellen, den er mit Pyrrha zeugte. Hellen hatte drei Söhne, Dorus, Xuthus und Aeolus; diese und ihre Nachkommen zogen aus, und nahmen den größten Theil von Griechenland und der dazu gehörigen Inseln ein. Xuthus kam nach Attika, stand dem dortigen Könige Erechtheus in einem Kriege bei, und erhielt zum Ehrenlohn die Hand seiner Tochter Kreüsa, mit der er zwei Söhne zeugte, Ion und Achäus. Der erstere wurde als Enkel des Erechtheus in der Folge Herrscher in Attika. Er erscheint aber auch im Peloponnes, wo er die Landschaft Aegialea einnimmt, die nach ihm nun Ionia genannt wird.

So leitete die mythische Erzählung die vier Stämme, in welche die hellenische Nation zerfiel, die Dorier, Ionier, Achäer und Aeolier, von den Söhnen und Enkeln des Hellen ab, und so theilte sie ihnen den

größten Theil von Griechenland als Erbe zu. Diesen Ahnherren fehlt außer der historischen Wahrheit auch die poetische der Charakteristik und Individualisirung, vermöge deren Helden, die in der Wirklichkeit nie gelebt haben, in der Dichtkunst ein Leben höchster Anschaulichkeit und unvergänglichen Ruhmes führen. Hellen, seine Söhne und Enkel sind nur ethnische Symbole, buchstäblich und ohne Kunst gemachte Personificationen, jener des Gesammtvolkes, diese der einzelnen Stämme.

Wenn aber diese Entstehungsart des Stammbaumes der Hellenen deutlich zeigt, daß wir daraus nicht auf die Existenz eines Volkes schließen dürfen, aus dem die vier Stämme als einzelne Zweige hervorgegangen sind, so ist darum der Mythus, der sie verknüpft, doch nicht ohne alle Wahrheit, wenn man diese nämlich nicht in der Einerleiheit der Wurzel, sondern in einer gewissen Uebereinstimmung der Lebensweise, der kriegerischen Neigung, der Thaten und Schicksale der vier Stämme sucht. Nach aller Wahrscheinlichkeit sind ihre Vorfahren mehrere Jahrhunderte vor dem trojanischen Kriege aus ihren Ursitzen, den Gebirgsstrichen, die Thessalien und Macedonien scheiden, vielleicht von benachbarten Barbaren gedrängt, ausgezogen, haben sich allmählich über Griechenland verbreitet, und durch das Uebergewicht ihrer Waffen die unkriegerischen, fest angesiedelten Stämme, die sie vorfanden, namentlich die Pelasger, bezwungen. Den angeführten Sagen von den Zügen der Hellenssöhne und Enkel scheint eine schwache, dunkle Kunde von der ersten Völkerwanderung in Griechenland, die sich aus der Erinnerung der Menschen nicht ganz verlor, zu Grunde zu liegen. Nehmen wir das, was sich außer jenen Sagen aus Andeutungen und Berichten schöpfen läßt, zusammen, so finden wir in den nächsten Menschenaltern vor Troja's Zerstörung die Aeolier in einem Theile Thessaliens, in derselben Landschaft die zu ihnen gehörigen Böotier und Minyer, die letztern auch am kopaischen See; gleichfalls in Thessalien die achäischen Myrmidonen oder Hellenen, und andere Achäer im östlichen Peloponnes. Beide Stämme, Aeolier und Achäer, sind in der Zeit der Sage die berühmtesten und mächtigsten, in der historischen werden sie von den beiden anderen, den Doriern und Ioniern, ganz überflügelt, wogegen diese in der heroischen noch im Hintergrunde stehen. Die Dorier waren nach mehreren Wanderungen in dem Ländchen zwischen dem Oeta und dem Parnaß, welches von ihnen den Namen behielt, geblieben; weiter ausgebreitet waren die Ionier, sie saßen außer in Attika auch auf Euböa und in Aegialea.

52. Charakteristischer Unterschied zwischen den Doriern und Ioniern.

(Nach G. F. Schoemann, griechische Alterthümer.)

Der charakteristische Unterschied der beiden Hauptstämme tritt für uns am sichtbarsten zunächst in den Mundarten hervor. Die ionische

zeichnet sich der dorischen gegenüber durch größere Weiche und Biegsamkeit, eine vielfachere Vocalisation, eine größere Fülle und Mannichfaltigkeit der Formen aus. Nicht weniger sichtbar ist der Unterschied in dem Gebiete des geistigen Lebens, in welchem der eigenthümliche Geist eines Volkes sich am meisten zu offenbaren pflegt, in dem Gebiete der Kunst, zunächst der Architektur und der Musik. Der dorische Baustil wird einstimmig als ein solcher bezeichnet, der einerseits in Zweckmäßigkeit, Festigkeit und Solidität, andererseits in edler Einfachheit und Harmonie seinen unterscheidenden Charakter habe, und ihm gegenüber der ionische als durch heitere Anmuth, Zierlichkeit und größere Mannichfaltigkeit verschönernden Beiwerkes charakterisirt. In der Musik, gleichsam einer Architektur in Tönen, wie jene eine Musik in körperlichen Formen, wird der dorischen Gattung ein ernster und würdiger Charakter beigelegt, die Fähigkeit, erregte Leidenschaft zu beruhigen und feste, männliche Stimmung der Seele zu bewirken, was sowohl von der Harmonie, über die wir nur von Hörensagen urtheilen können, als von den Rhythmen gilt; der ionischen dagegen wird der Charakter der Weichheit und ein aufgelös'tes Wesen zugeschrieben, wodurch sie einerseits für den Ton fröhlicher Geselligkeit, andererseits aber auch für den der Wehmuth und Klage geeignet gewesen sei. Auch in der Poesie läßt sich der Unterschied beider Stämme wohl bemerken. Die älteste Gattung derselben, — in so fern wir uns an dasjenige halten, worüber wir entweder aus vorhandenen Ueberresten oder aus bestimmten Ueberlieferungen urtheilen können, — das Epos reicht mit seinen Anfängen ohne Zweifel in eine Zeit hinein, welche der Ausbreitung des dorischen Stammes voraufgeht und in welcher der den Ioniern näher stehende achäische Stamm vorherrschte; darum trug es, auch nachdem es Gemeingut aller Stämme geworden war und von allen gepflegt wurde, doch immer ein ionisch zu nennendes Gepräge, nicht nur in der Sprache, sondern auch in der ganzen Weise der Darstellung. Bei dem dorischen Stamme herrscht auch in der Poesie eine gewisse praktische und den naheliegenden Interessen des Lebens zugewandte Richtung vor, indem der Dichter theils Belehrung ertheilt, theils Stimmungen und Zustände ausspricht, wogegen jene andere Gattung, welche in den Gestalten, die sie darstellt, höhere allgemeinere Ideen veranschaulicht, ihre Blüthe unter dem ionischen Stamme entfaltete. — Auch in den mehr vom allgemeinen Volksleben und allgemeiner Theilnahme entfernten Gebieten des geistigen Lebens kann ein Unterschied zwischen beiden Stämmen verfolgt werden. Die philosophische Speculation begann unter den Ioniern, und beschäftigte sich hier vorzugsweise mit den naturphilosophischen Problemen von der Welt und den weltschaffenden und regierenden Kräften, verrieth also ein regeres Interesse des Geistes für die Natur und die uns umgebenden Dinge, wogegen die Speculation der italischen Philosophen, die, außer dem ersten in dieser Reihe, dem Pythagoras, der wenigstens seinem Geburtsort nach ein Ionier war, meist dem dorischen Stamme angehörten, vorzüglich den

Geist und die geistigen Verhältnisse zum Gegenstand nahm, auch die Natur von dieser Seite betrachtete, daneben sich aber auch auf das menschliche Leben richtete und die Ethik oder die praktische Philosophie anzubauen begann, welche bei den Joniern ganz im Hintergrunde geblieben war. — Ferner die Kunde der Vorzeit und die merkwürdigen Dinge und Ereignisse in der Nähe und Ferne zu erforschen und zu berichten waren die Jonier mehr als die Dorier beflissen, und unter den Logographen, die vor Herodot Geschichte schrieben, sind, mit Ausnahme des Hellanicus aus Mitylene und des Akusilaus aus Argos, die übrigen Jonier, und selbst die Nichtionier, wie Herodot aus dem dorischen Halikarnaß, bedienten sich, so viel wir urtheilen können, der ionischen Mundart. Endlich die kunstmäßige Form des prosaischen Vortrages ist alleiniges Eigenthum des ionischen Stammes geblieben, und von den Doriern, die sich nur auf das Nothwendige beschränkten und nichts weiter als Bestimmtheit und Deutlichkeit, Präcision und Kürze des Ausdrucks erstrebten, niemals ausgebildet worden.

Ist nun in solchen Zügen ein allgemeiner Unterschied des ionischen und dorischen Wesens gewiß und unverkennbar, so ist auf der andern Seite nicht weniger zuzugeben, daß bei der nähern Betrachtung der einzelnen dem einen oder dem andern Stamme zugehörigen Völker der Stammescharakter in Folge natürlicher und geschichtlicher Bedingungen und Verhältnisse gar vielfältig modificirt und alterirt erscheint. Als diejenigen aber, welche das dorische Wesen am reinsten bewahrt haben, werden allgemein die Spartaner bezeichnet, und bei diesen erscheint es in einer Gestalt, der man eine achtende Anerkennung nicht versagen kann, wenn auch freilich einestheils der Gegensatz gegen die dem spartanischen Staatsprincip Gefahr drohenden freieren Regungen des Auslandes eine einseitige Abschließung herbeiführte, anderntheils der Gegensatz zwischen einer herrschenden und einer unterjochten Bevölkerung einen inhumanen Egoismus nährte, der späterhin, als die Spartaner, um das Principat in Griechenland zu behaupten, sich auf Unternehmungen und Eroberungen in der Ferne einließen, noch greller hervortritt, während zugleich die Tugenden altdorischer Sinnesart durch die immer häufiger werdende ansteckende Berührung des Fremden untergraben und vernichtet wurden. Der ionische Charakter auf der andern Seite entfaltete sich am frühesten in den asiatischen Colonieen, wo die vielfältigen Berührungen mit andern zum Theil in der Bildung bedeutend vorgeschrittenen Völkern die geistigen Anlagen des reich begabten Volkes und vielfältige Entwicklung förderten, während im Mutterlande, wo solche Einflüsse weniger wirksam waren, die Keime länger schlummerten, aber nur um sich dann, als ihre Zeit gekommen war, zu desto reicherer und schönerer Blüthe zu entfalten. Den Athenern war es vorbehalten, alles was von höherer und edlerer Bildung unter den Griechen beider Stämme vorhanden war, nicht nur bei sich aufzunehmen, zu hegen und zu pflegen, sondern auch weiter zu führen und zum höchsten

Gipfel zu erheben, den zu erreichen überhaupt dem griechischen Volke beschieden war.

---

53. Die Sage von Hercules*).

(Nach Philipp Buttmann, Mythologus, bearbeitet vom Herausgeber.)

Das Leben des Hercules ist ein schöner, uralter Mythus, darstellend das Ideal menschlicher Vollkommenheit, d. h. im Sinne des heroischen Zeitalters die höchste Körperkraft gepaart mit allen Vorzügen des Geistes und des Gemüthes, die jenes Zeitalter anerkennt, geweiht dem Heile der Menschen und zunächst dem Heile seiner eigenen Nation.

Ein solcher Held ist ein Mensch, aber jenes Große und Herrliche in ihm ist göttlichen Ursprungs; Hercules bestand also aus zwei Naturen, einer göttlichen und einer menschlichen, daher ist er Sohn des Zeus und der Alkmene (einer Enkelin des Perseus). Um die Vollkommenheit des Göttersohnes anschaulicher zu machen, stellt sie der Dichter in einen einfach erfundenen Contrast: auch von dem sterblichen Gemahl Amphitryon, einem Enkel des Perseus, Könige von Tiryns, gebiert Alkmene einen Sohn, den Iphikles, den Zwillingsbruder des Hercules, an Kraft weit geringer. Die kolossale Stärke und der hohe Muth des Hercules ist eine von Gott her innewohnende Kraft, sie äußert sich also schon im Kinde. Dem Lager der beiden Säuglinge nahen zwei furchtbare Schlangen; der bloß menschliche Iphikles entflieht mit Angstgeschrei, aber Hercules, dessen Wiege ein Schild war, richtet sich auf, ergreift und erdrosselt mit jeder Hand eines der gewaltigen Thiere. Die verschiedenen einem Helden ziemenden Künste lernte er jede von dem, welchen die Mythologie als den größten Meister darin nennt: Amphitryon lehrt ihn die Wagenkunst, Eumolpus die Musik, Linus die Wissenschaften, Castor die Handhabung der Waffen. Nun folgt die Epoche, wo Hercules als vollendeter Jüngling in die Welt tritt; diese ist bezeichnet durch die schöne Dichtung (bei Xenophon Mem. II, 1, 21) von Hercules auf dem Scheidewege zwischen Tugend und Weichlichkeit: er entscheidet sich für die Tugend. Sollte seine angeborne und durch Erziehung gepflegte Tugend Werth erhalten, so mußte sie eine Wahl seines freien Willens werden; er mußte versucht werden und die Versuchung bestehen.

Große, vollendete Tugend kann nur durch großen fortdauernden Widerstand sich bewähren, diesen muß also Hercules in seiner ganzen Laufbahn finden. Widerstand aber, den eine göttliche Kraft bekämpft, muß auch von einer Gottheit herrühren. Dazu wählte die Dichtung am schicklichsten die eifersüchtige Here (Juno), welche ihren heftigen

---

*) Vgl. J. W. Loebell, die Weltgeschichte in Umrissen und Ausführungen I. S. 472 ff., und ausführlicher L. Preller, griech. Mythologie II. 103—189.

Zorn über die Nebenliebe ihres Gemahls an der Frucht derselben ausläßt. Sie war es, die den Thron der Perseiden, der ihm gebührte, dem Eurystheus, Könige von Mycenä und Tiryns, zuwandte, indem sie Alkmenen's Niederkunft verzögerte (Hom. Il. XIX, 98.); sie war es, die jene Schlangen sandte, kurz, die alles das Unglück schickte, was den Helden in seinem ganzen Leben betraf; sie gebrauchte dazu als Werkzeug unter den Sterblichen den Eurystheus, welchem Hercules, dem Willen der Götter gehorsam, diente. Dem höhern Wesen feindlicher Natur muß aber auch ein schützendes gegenüberstehen, dies erfordert eine sehr natürliche poetische Gerechtigkeit. Sein Vater Zeus kann dies selbst nicht sein, denn er ist die oberste, unparteiisch waltende Gottheit. Der Here gegenüber steht in diesem Mythus Pallas, die den Helden nie aus den Augen verliert und hülfreich erscheint, wo es nöthig ist, ohne doch ihm sein eigenes Verdienst zu schmälern (Hom. Il. VIII, 362 ff.). Daß gerade diese seine Schützgöttin ist, zeigt, daß er nicht bloß das Ideal ungebildeter Körperkraft ist, sondern zugleich das menschliche Ideal aller der Geistesvorzüge, deren göttliches Ideal Pallas ist.

Zwölf Abenteuer bestand Hercules auf Eurystheus' Befehl. Zeus hatte nämlich die dem Eurystheus von der Here erschlichene Oberherrherrschaft dahin gemildert, daß Hercules von derselben völlig frei sein sollte, sobald er zwölf Arbeiten, die ihm Eurystheus auflege, verrichtet habe. Die Mythologie erwähnt außer diesen noch eine große Menge einzelner, die wahrscheinlich ein Zusatz späterer Sänger sind; denn da die Griechen gewohnt waren, ihre Götter und Heroen in den ähnlichen Gebilden anderer Nationen immer wieder zu finden, so erkannten sie auch in einer Menge ausländischer Sagen ihren Hercules. Was die Natur dieser Abenteuer betrifft, so bringt es Zweck und Sinn des Mythus mit sich, daß sie in Vertilgung schadender und gewaltthätiger Wesen, sowohl menschlicher als thierischer Art, bestehen. Auch läßt es sich erwarten, daß nützliche Unternehmungen, deren Ausführung große Kraft oder Muth und Ausdauer erforderte, mit zu seinem Beruf gehörten. Aber der alterthümliche Mythus hat sein Helden-Ideal auf kindliche Art ins Ungeheure und Uebernatürliche gespielt: es ist also nothwendig, daß die Gegenstände seiner Großthaten ebenfalls lauter Geschöpfe einer hyperbolisirenden und abenteuerlichen Einbildungskraft sind. Die bekanntesten Hercules-Arbeiten sind alle dieser Art. Ungeheuer werden vertilgt, Riesen erlegt, der herrliche Besitz entfernter Länder — die goldnen Aepfel der Hesperiden — dem Vaterlande zugeführt u. dgl. Zu den ältesten Allegorieen vielleicht aller Völker gehört die Darstellung gewisser schädlicher Kräfte und Erscheinungen in der Natur und der Gesellschaft unter dem Gleichnisse von Ungeheuern, die gewisse Theile ihres Leibes in ungewöhnlicher Zahl, Größe oder Verbindung hatten. Oft gesellte sich zu diesem Bilde ein Mythus, die Lehre in sich schließend, wie solchem Ungethüme zu begegnen sei. Sehr natürlich kamen also auch solche Gebilde in die Thatenreihe eines Hercules. So ist zuverlässig die Lernäische Hydra wirklich ursprünglich das Gleichniß, wozu sie

immer gebraucht wird. Die im Pfuhl liegende Schlange mit vielen Köpfen ist eine unthätige, doch des Bösen viel in sich hegende Volksmenge mit ihren Häuptern, gegen welche aber der Einzelne mit blindem Angriff nicht verfahren darf. Statt eines, den er darnieder wirft, erheben sich andere zehn, die sonst sorglos und unschädlich geblieben wären. Aber ein bedächtig angelegtes Bündniß auch nur von zweien, die stets in Uebereinstimmung handeln, wird Herr über das blinde Gewühl. Dies lehrt Hercules, der dies Ungeheuer mit Hülfe des Jolaus bekämpft, welcher die Rümpfe sogleich mit einem Feuerbrande senget.

Hercules beschloß die Reihe seiner Arbeiten damit, daß er in die Unterwelt hinabstieg und auch von dort als Sieger zurückkehrte. Tod und Unterwelt sind in der ältesten Zeit die furchtbarsten Begriffe, und ein Sterblicher setzt sich die Krone des Heldenmuthes auf, wenn er die Schrecknisse des Todes unerschüttert besteht, wenn er den Hades besiegt; dies ward bildlich durch ein siegreiches Hinabsteigen des Lebenden in die Unterwelt vorgestellt; den Cerberus schleppte Hercules nur herauf, um sich vor dem Eurystheus über die Vollendung seines Auftrages auszuweisen.

Bisher sehen wir den Hercules nur in seiner Größe, aber der Dichter muß seinen Helden auch fehlen lassen, damit der gewöhnliche Mensch erkenne, daß auch der Vortrefflichste fehle, aber jedes Mal aus seinem Fehler sich wieder herausreiße; nur ein solches Vorbild ist fruchtbar. Daher wird erzählt, in einem Anfalle von Raserei habe er seine und seines Bruders Iphikles Kinder ins Feuer geworfen, später habe er seinen Freund Iphitus von einem Thurme herabgestürzt, darauf habe ihn eine furchtbare Krankheit befallen, und der delphische Apollo ihm, auf sein Befragen, als Buße auferlegt, sich der Lydier-Königin Omphale als Sclave zu verkaufen, nach Ephorus aber soll er f r e i w i l l i g bei der Königin Omphale zurückgeblieben sein und deswegen den Argonautenzug nicht mitgemacht haben. Diese Omphale wird als eine Buhlerin dargestellt, und der Sinn dieser Dichtung ist also: Hercules gibt sich den Reizungen der Wollust hin; die Gefahr, welche daraus entsteht, konnte nicht anschaulicher dargestellt werden, als wenn man das Ideal männlicher Kraft so in einer sträflichen aber doch menschlichen Verirrung sah. Es versteht sich, daß der Held sich wieder ermannte und in seiner Laufbahn fortfuhr.

Der Mythus schließt erhaben mit der Aufnahme des Helden in den Olymp, herbeigeführt durch seinen physischen Tod, welchen ebenfalls die Here veranlaßte. Ein übernatürliches, brennendes Gift, das ihm den ganzen Körper schmerzhaft durchwühlte, dient nur, seine Seelengröße bis ans Ende seines Lebens zu bewähren. Ueberzeugt von der Unheilbarkeit seiner Krankheit, baut er sich selbst seinen Scheiterhaufen, besteigt ihn, macht seinen Freund Philoktetes, der ihn anzündet, zum Erben seines Geschosses, und endet sein heilbringendes Leben mit dem Feuertode. Allein das Göttliche, was von seinem Vater her in ihm wohnte, konnte nicht verderben; nur was er Sterbliches von der Mutter

an sich hatte, wurde verzehrt; als der Scheiterhaufen noch brannte, senkte sich eine Wolke mit Donner herab und nahm den von allen sterblichen Stoffen befreiten Körper in den Himmel auf, wo er, versöhnt mit Here, sich mit deren Tochter Hebe, der Göttin der Jugend, vermählt, und selbst nun ein unsterblicher Gott ist.

Eine so vollendete, runde Schilderung, die eins ist von Anfang bis zu Ende, durch und durch von moralischer Tendenz und allegorischer Einkleidung, kann von keinem Vorurtheilsfreien für eine bloß durch die Sage und durch die Dichter vergrößerte, mythisch gewordene Geschichte gehalten werden: es ist ein reines Dichterproduct, das — wie zuverlässig viele andere noch — unter die geschichtlichen Sagen verwebt, selbst allmählich viel Geschichtliches an sich gezogen hat.

Zu diesem Geschichtlichen gehört es besonders, daß gleich nach Hercules' Abscheiden dessen Söhne, dann dessen Enkel und Nachkommen auftreten, und daß endlich die zuverlässigere Geschichte Griechenlands damit beginnt, daß ein siegreicher Völkerstamm, die Dorier, mit Hercules' Abkömmlingen, als ihren Fürsten, an der Spitze in den Peloponnes kommen, die Ansprüche dieser auf die Herrschaft der Perseiden geltend machen, und mehrere Dynastieen, sämmtlich von Herakliden, stiften, wovon die beiden Könige Lacedämons die berühmtesten waren, und in ununterbrochener Folge bis auf ziemlich späte Zeiten herab sich behaupteten. Allein wenn dies ein Beweis für die geschichtliche Existenz des Hercules sein soll, so sieht man leicht, daß man dann auch jede vortrefflich genealogisch durchgeführte und belegte Abstammung so vieler anderen berühmten Familien in Griechenland und Rom von den erlauchtesten Namen der griechischen und trojanischen Heldengeschichte für eben so viel historische Facta anerkennen muß.

---

54. Die Sage von Theseus*).

(Nach Joh. Wilh. Loebell, die Weltgeschichte in Umrissen und Ausführungen.)

Die mythische Geschichte liebt es, hervorragende Helden und ihre Großthaten mit einander in Verbindung zu bringen, daher die Zeit, in welche die irdische Laufbahn des Hercules verlegt wurde, zusammenfällt mit dem Leben vieler anderer Heroen. Zu den berühmtesten derselben gehört Theseus, „ein anderer Hercules", welchen sein Vater, der athenische König Aegeus, ein Urenkel des Erechtheus, auf der Rückreise vom delphischen Orakel, welches er als Kinderloser um Nachkommenschaft befragt hatte, erzeugte mit der Aethra, der Tochter des trözenischen Königs Pittheus. Da er bei seiner Heimkehr nach Athen die Aethra zurückließ, hieß er sie, ihm den Sohn, wenn sie ihm einen gebären sollte, nicht eher nachzusenden, als bis er sein Schwert und seine

*) Vgl. L. Preller, griechische Mythologie II. 189—202.

Schuhe, die er unter einen gewaltigen Felsblock legte, hervorzunehmen im Stande sei. Der zum Jüngling herangewachsene Theseus legte diese Probe großer Stärke ab, und trat nun die Reise über die Landenge von Korinth nach Athen an, ein gefährlicher Weg, da er von Räubern unsicher gemacht wurde, welche die Wanderer, die in ihre Hände fielen, grausam tödteten oder verstümmelten. Theseus überwand sie Alle, und ließ Jeden auf dieselbe Art, wie er zuvor Andere getödtet hatte, sterben. So kam er nach Athen, wo ihn sein Vater am mitgebrachten Schwerte erkannte. Als kräftiger Schützer des Landes, das er beherrschen sollte, bewährte er sich, indem er einen wilden Stier, der seine Fluren verwüstete, fing und tödtete, bald auch, indem er es von einem schrecklichen Tribut befreite, den das Orakel den Athenern als Sühne für einen bei ihnen ermordeten Sohn des Königs Minos von Kreta auferlegt hatte. Sieben Jünglinge nämlich und eben so viele Jungfrauen, schön und von edler Geburt, mußten sie alle neun Jahre nach jener Insel liefern, wo sie einen schrecklichen Tod erduldeten. Minos, ein Sohn des Zeus und der Europa, hatte eine Gemahlin, Pasiphae, Tochter des Sonnengottes, die, von unnatürlicher Liebe zu einem schönen Stier entflammt, von diesem den Minotaurus gebar, der auf einem menschlichen Leibe ein Stierhaupt hatte. Die Schande zu verbergen, schloß Minos das Ungeheuer in das Labyrinth ein, welches ihm Dädalus, der mythische Urheber vieler Kunstfertigkeiten und Kunstwerke, erbaute. In dies Irrgebäude wurden die unglücklichen Opfer gesperrt, und mußten darin, da sie den Ausgang nicht finden konnten, entweder verschmachten, oder dem Minotaurus zur Beute werden, der sie würgte und verzehrte. Als nun zum dritten Mal die zur Todessendung durch das Loos bestimmten Knaben und Mädchen in Athen eingeschifft wurden, begleitete sie freiwillig Theseus, in der Hoffnung, das Unglück und die Schmach für immer zu enden. Mit seiner Heldenkraft überwand und erlegte er den Minotaurus, aus dem Labyrinth rettete ihn die Liebe, welche des Minos Tochter Ariadne zu ihm gefaßt und sie bewogen hatte, ihm den sprüchwörtlich gewordenen Faden zu geben, der ihn aus den gefährlichen Irrgängen hinausleitete.

Bei der Rückkehr nach Athen hatte der Steuermann die Verabredung vergessen, als Zeichen der glücklich vollbrachten Rettung statt des schwarzen Segels, das das Unglücksschiff sonst führte, ein weißes aufzuziehen. Da Aegeus vom Ufer aus jenes erblickte, stürzte er sich verzweifelnd in das Meer, welches von nun an seinen Namen trug. Nachdem Theseus den so erledigten Thron bestiegen hatte, zog er das seit den Zeiten des Cekrops in zwölf Ortschaften zerstreute Volk mit Aufhebung der besondern Obrigkeiten in die eine, am Fuße der alten cekropischen Burg gelegene Stadt Athen zusammen, und stiftete zur Feier dieser Vereinigung die Feste der Gesammt-Athenäen (Panathenäen) und der Zusammenwohnung (Synoikien). Die Bürger des so vereinigten Volkes theilte er in die drei Classen der Edeln (Eupatriden), der Landbauern und der Gewerbtreibenden. Den ersten übertrug er die obrig-

keitlichen Aemter und die Auslegung der göttlichen und menschlichen Gesetze, doch gab er ihnen keinen weitern politischen Vorzug, so daß mit ihm die Gleichheit der Bürgerrechte in Athen beginnt. Ferner dehnte er das attische Gebiet bis an die Grenzen des Peloponnes aus, und weihte die dort mitten auf der Landenge gefeierten isthmischen Spiele dem Poseidon. Nach diesen Anordnungen zog er mit dem Hercules gegen die Amazonen, später auf andere Abenteuer mit seinem Busenfreunde, dem Lapithenkönige Pirithous. Dieser half ihm die Helena rauben, wogegen Theseus ihm Beistand leistete bei einem Unternehmen, dem an Keckheit und Gefahr kaum ein anderes gleichkommen konnte, die Schattenfürstin Kore oder Persephone aus der Unterwelt zu entführen. Pluto ließ beide für ihre Vermessenheit an einen Felsen festwachsen, bis Hercules kam und ihre Befreiung (nach einer andern Erzählung nur die des Theseus) erlangte. Als Theseus von diesen Zügen nach Athen zurückkam, wollte das Volk, durch seine Feinde aufgeregt, ihm nicht mehr gehorchen; Schmerz und Zorn über diese Undankbarkeit ergriffen ihn so, daß er den Fluch über Athen aussprach und nach der Insel Skyros ging, wo er durch den Verrath des dortigen Königs Lykomedes den Tod fand.

Ob es je einen athenischen Fürsten und Helden Theseus gegeben, dessen Begebenheiten die Dichtung zum Ausgangspunkte genommen hat, oder ob auch er ganz als freies Geschöpf des Mythus zu betrachten ist, läßt sich schwer ausmachen. Als gewiß aber ist anzunehmen, daß in der Idee dieses Mythus nicht die Einheit, die den des Hercules auszeichnet, herrscht, sondern daß Theseus symbolischer Träger verschiedener Verhältnisse ist. Daß er vom Vater und der Mutter her sterblichen Ursprungs war, scheint ihm einen niedern Rang unter den Heroen anzuweisen; es bestand aber außer der oben angeführten gewöhnlichen Sage eine andere, welche den Poseidon zu seinem Vater machte, und diese ist ohne Zweifel die ältere und echtere, ja, Aegeus ist wahrscheinlich ursprünglich von diesem Gotte gar nicht verschieden gewesen. Poseidon aber wurde besonders von den Ioniern als Vorsteher des ihnen befreundeten Elements des Meeres verehrt; Theseus scheint also der ursprünglichen Idee nach der die alten Eroberer Attika's in Bezug auf den Meeresgott und seinen Cultus darstellende Heros gewesen zu sein. Aber diese Bedeutung tritt durch die vielen Ausschmückungen, welche seine Sage erfuhr, in den Hintergrund, eine reiche Zuthat, welche einen Hauptgrund hat in der Eitelkeit der Athener, dem böotischen und peloponnesischen Hercules einen Nationalheros von ähnlicher, vielfach erprobter Kraft entgegenzustellen, daher er denn auch als dessen Genosse erscheint, ja, wie dieser eine Höllenfahrt unternehmen muß. Daraus ist auch zu erklären, daß ihm viele mit Attika in gar keiner Beziehung stehende Thaten angedichtet werden.

55. Die kretische Meerherrschaft.

(Nach Ernst Curtius, griechische Geschichte.)

Auf dem Meere beginnt die Geschichte der Hellenen; der eröffnete Verkehr zwischen Inseln und Küsten ist ihr Anfang, aber ein Anfang voll wüster Verwirrung. Denn so wie die erste ängstliche Scheu überwunden war, so wurde dasselbe Meer, an dessen Ufern bis dahin nur Fischer ihr friedliches Gewerbe getrieben hatten, ein Schauplatz wildester Fehden, wozu die kaum erlernte Kunst der Seefahrt und die neue Macht, welche sie dem Menschen gab, verlockte. In diesem Meere, wo es keiner Sternkunde bedarf, um mit leichter Barke sein Ziel zu erreichen, wo Schutzhäfen, Lauerplätze und Schlupfwinkel in versteckten Felsbuchten aller Orten sich darbieten, wo plötzliche Ueberfälle leicht gelingen und kurze Beutezüge reichlichen Gewinn gewähren, da gewöhnten sich die anwohnenden Stämme, den Seeraub als einen natürlichen Lebensberuf anzusehen. Die friedlicher gesinnten Küstenbewohner zogen sich angstvoll vom Meere zurück; immer weiter verbreitete sich das Piratenhandwerk und frecher Menschenraub über alle Gestade; es entbrannte ein Krieg gegen Alle. Sollten also die kaum geweckten Volkskräfte sich nicht in verzehrenden Kämpfen wieder aufreiben, so mußten sich in diesem Chaos entfesselter Willkühr Mittelpunkte bilden, von denen eine neue Ordnung der Dinge ausgehen konnte. Die Phönicier konnten das Amt der Zuchtmeister und Gesetzgeber nicht übernehmen. Tyrus und Sidon waren zu entlegen und haben es auch nie verstanden, wirkliche Hauptstädte für ihre Handelsgebiete zu werden. Es bedurfte eines näheren, eines schon der griechischen Welt angehörigen Mittelpunktes, und dies war Kreta.

Wie ein breiter Querriegel liegt diese Insel vor dem südlichen Zugange des Archipelagus, eine hohe Meerburg mit seinen bis Karien einerseits und andererseits bis Taenarum sichtbaren Schneegipfeln, das bunte, unruhige Inselmeer ernst und ruhig begrenzend. Es ist ein kleines Festland für sich, wohl ausgestattet und selbstgenügsam; es hat die wilden Schönheiten eines Alpenlandes, heimlich abgeschlossene Bergthäler zwischen staunenerregenden Felszacken und dann wieder jene weitgestreckten Küsten, welche nach Asien, nach Libyen und Hellas hingekehrt sind. Aber hafenreich sind Kreta's Küsten nur an der Nordseite; hier reiht sich Bucht an Bucht, hieher wurden die Schiffe, wie das des Ulysses, von den Nordstürmen des Archipelagus getrieben, um daselbst ihre letzte Zuflucht zu finden. Kreta war durch seine Lage und die Beschaffenheit seiner Nordküste zu deutlich auf den Zusammenhang mit dem Archipelagus hingewiesen, als daß seine Geschichte sich nach einer anderen Richtung hin hätte entwickeln können.

Die erste Kunde, die von Kreta auf uns gekommen ist, meldet von einem hundertstädtigen Lande und von der Hauptstadt Knosus, dem Herrschersitze des Minos. Die erste Reichsmacht des hellenischen Al-

terthums war ein Insel- und Küstenstaat, sein erster König ein Seekönig. Die Inselgruppen des Archipelagus, welche die Alten als ein großes Trümmerfeld ansahen, gleichsam als die übrig gebliebenen Pfeiler einer von den Fluten zerrissenen Brücke zwischen Asien und Europa, liegen zu zerstreut im Meere, als daß sie aus sich selbst und unter sich eine staatliche Ordnung hätten begründen können. Es hat hier immer einer auswärtigen Macht bedurft, um die schwächeren Insulaner zu schützen, die übermächtigen zu züchtigen, um Recht und Gesetz zu begründen. Diese erste große That hellenischer Geschichte ist an den Namen des Minos geknüpft. Ihm haben es alle folgenden Geschlechter gedankt, daß er zuerst eine Seemacht gegründet hat, welche einen anderen Zweck hatte, als Plünderung der Küsten; er hat die mit Phöniciern gemengten Griechen der asiatischen Küste, welche unter dem Namen der Karier das Inselmeer als einen ihnen überlassenen Tummelplatz gegenseitiger Befeindung ansahen, zu geordneten Niederlassungen und friedlichem Erwerbe gezwungen, die sich aber dieser Ordnung nicht fügen wollten, mit ihren Piratennachen aus dem Archipelagus vertrieben.

Bis zum Hellesponte, der nördlichen Pforte des Meers, reichen die Niederlassungen derselben Insulaner, welche im Süden die Thorwächter waren und gegen phönicische Kaperschiffe den Eingang hüteten. Unter weitreichendem Schutze seines Königs zieht der kretische Schiffer seine Straße; er eröffnet neue Bahnen jenseits Malea in dem pfadloseren Meere des Westens, er landet in Pylos, am Fuße des Parnassus, von Apollon Delphinios wunderbar geleitet. Die westlichen Uferländer werden entdeckt, dem Golfe von Tarent gibt ein Enkel des Minos seinen Namen; in Sicilien wird das phönicische Makara zur Griechenstadt Minoa — so erscheint schon alles Land, das an griechischem Küstenklima und griechischer Vegetation Theil hat und nun auch an griechischer Bildung Theil zu nehmen vorzugsweise berufen war, zu einem großen Ganzen vereinigt.

Man erkennt leicht, daß sich an das minoische Kreta die Vorstellung einer durchgreifenden Culturepoche anschließt; Alles, was nach dem Bewußtsein der Griechen damit zusammen hing, haben sie um das Haupt des Minos vereinigt, so daß es unmöglich ist, durch den Nebelduft der Sage die festen Umrisse einer geschichtlichen Persönlichkeit zu erkennen. Wie alle Heroengestalten, reicht die Gestalt des Minos durch verschiedene Perioden menschlicher Entwicklung hindurch; denn Alles, was die Griechen ihrem Minos zuschreiben, der Kern aller Sagen, an welchem der besonnene Thucydides festhält, hat ja keinen anderen Inhalt, als daß Ordnung und Recht, Staatengründung und mannichfaltige Gottesdienste von seiner Insel ausgegangen sind. Sie ist der mütterliche Schooß jener Gesittung, durch welche sich auf das Bestimmteste die Hellenen von allen Nicht-Hellenen unterscheiden.

56. Die Sage vom Argonautenzuge.

(Nach Joh. Wilh. Loebell, die Weltgeschichte in Umrissen und Ausführungen.)

Wenn die kretische Meerherrschaft sich als nackte Thatsache im Andenken der späteren Geschlechter erhalten zu haben scheint, so ist dagegen eine von dem Festlande Griechenlands ausgegangene Seeunternehmung, der Argonautenzug, eine ganz in Mythen gehüllte und mit vielen Wundern geschmückte Sage. Die Hauptrolle in derselben spielen die Aeoliden. Pelias, durch seine Mutter Thyro von dem Aeolussohne Salmoneus stammend, hatte seinem Halbbruder Aeson die Herrschaft über das Reich von Jolcus in Thessalien geraubt. Als nun dessen Sohn Jason herangewachsen und ein herrlicher, kühner Held geworden war, erschien er vor dem Oheim, die Herrschaft zurückzufordern. Aeson stellte die Bedingung, daß er zuvor das goldne Vließ aus weiter Ferne hole und damit zugleich einen Fluch löse, der von Phrixus, einem Sohne ihres gemeinsamen Großoheims, her auf dem Geschlechte der Aeoliden laste. Es hatten nämlich Phrixus und Helle, Kinder des Aeolussohnes Athamas und der Wolkengöttin Nephele, von den Ränken ihrer bösen Stiefmutter Ino viel zu dulden. Vermöge eines falschen, von Ino untergeschobenen Orakelspruchs sollte Phrixus, um den Fluch einer Unfruchtbarkeit der Felder abzuwenden, geopfert werden, Nephele aber entrückte ihre Kinder auf einem wunderbaren Widder, der über das Meer und durch die Luft zu wandeln vermochte; Helle fiel auf dem Wege herab, und die Meerenge, in die sie sank, wurde nach ihr Hellespont genannt, Phrixus aber kam über das schwarze Meer nach Aea (d. h. Land), einer Gegend im äußersten Osten der Erde, wo König Aeetes, ein Sohn des Sonnengottes, herrschte. Auf Götterbefehl wurde der Widder hier geopfert, sein goldenes Fell, an einen Baum im Haine des Ares gehängt, blieb unter der Hut eines nie schlummernden Drachen.

Die Argo, ein zu dem Zuge eigens gezimmertes Schiff, welches im Hafen von Jolcus Jason und seine Begleiter aufnahm, gab ihnen den Namen der Argoschiffer. Zu diesen Begleitern und Gefährten gehörten die glänzendsten Heroen; denn „alleinnehmende, süße Begierde nach dem Schiffe Argo entzündete Here in den Halbgöttern, daß Keiner zurückblieb“, wie Pindar sagt. Daher denn auch Hercules, Theseus, selbst Orpheus unter ihnen aufgeführt sind, und besonders die Väter der berühmtesten Helden des trojanischen Krieges, denn der Argonautenzug wird etwa ein Menschenalter vor diesem gedacht; doch bleibt Jason, der eigentliche Vollbringer des kühnen Unternehmens, ganz im Mittelpunkte. Nach vielen Gefahren und Abenteuern auf dem Wege gelangte man endlich nach Aea. Hier versprach König Aeetes dem Jason die Auslieferung des goldenen Vließes, wenn er zuvor zwei feuerschnaubende, erzfüßige Stiere in das Joch spanne, mit ihnen ein Stück Land pflüge, in die Furchen den Rest der Drachenzähne des Kadmus, die in des Aeetes Besitz gekommen waren, säe, und die aus der Saat aufgehenden

Geharnischten erlege. Wie auf Kreta die für den Theseus in Liebe entbrannte Königstochter dem Helden das Mittel gab, die Gefahr zu besiegen, geschah es hier — so spielt auch in das poetische Ritterthum der Griechen die Liebe hinein. Medea, des Aeetes Tochter, Meisterin übernatürlicher Künste, versah den Jason mit Zaubermitteln, durch welche er Alles, was ihm auferlegt war, vollbrachte, und als der König sich dennoch weigerte, den Schatz auszuliefern, schläferte sie in der Nacht den Drachen ein, nahm das Vließ und schiffte sich mit ihrem geliebten Jason und seinen Gefährten auf der Argo ein. Nach langem und vielfachem Umherirren erreichten sie Jolcus, wo sie den Aeson nicht mehr am Leben fanden, er hatte sich auf des Pelias Gebot durch getrunkenes Stierblut selbst den Tod gegeben. Jason und Medea wandten sich nach Korinth. Das tragische Ende ihrer Liebe und Ehe in dieser Stadt, indem Jason, einer neuen Neigung zu der dortigen Königstochter wegen, Medea verstieß, diese sich durch Vergiftung der Braut und Ermordung ihrer eigenen Kinder furchtbar rächte, steht mit dem Argonautenzuge nur noch in entfernter Beziehung.

Die Heldenfahrt selbst haben Sage und Poesie, wie wohl keine andere, umgebildet; in allen Perioden der griechischen Literatur und von Dichtern jeder Gattung ist sie behandelt worden. Schon vor Homer war sie ein vorzüglich anziehender Stoff von Gesängen*), denn nichts regte Neugier und Phantasie des Griechen so an, als Erzählungen von Helden, die durch Götterverhängnisse bis an die äußersten Enden der Erde geführt waren. Lange Zeit hindurch kannte das Volk der Griechen außerhalb seines fast meerumgebenen Landes nur etwa noch die Küsten der nahe gelegenen mit einiger Genauigkeit, von allen entfernteren hatte es, da weite Meerfahrten sehr gescheut wurden und für ein großes Wagniß galten, nur eine höchst unvollkommene Kunde, so daß die Phantasie allen Spielraum hatte, sie mit Wundern und Schrecknissen zu erfüllen. Als sich dieser enge Gesichtskreis langsam und allmählich erweiterte, gewannen auch die Erzählungen von der Argonautenfahrt eine andere Gestalt. Denn in den Zeiten, wo die Sage noch lebendig ist und gläubige Hörer findet, schildert sie die äußeren Verhältnisse nach den Zuständen der sie umgebenden Gegenwart. Das zuerst ganz unbestimmt gedachte Aea wurde zu dem bestimmten Lande Kolchis, nachdem griechische Schiffer aus Milet bis dahin gedrungen waren, und dort das äußerste Ende des schwarzen Meeres gefunden hatten. Besonders aber hatte die wachsende Länderkenntniß auf die Vorstellung von dem Wege, den die Argofahrer bei der Heimkehr nahmen, den größten Einfluß. Denn die Gestalt der Sage, welche sie denselben Weg, den sie gekommen waren, zurückführte, fand wenig Beifall; man liebte es, sie recht große und gefahrvolle Umwege nehmen zu

*) Πασιμέλουσα, die bei Allen Theilnahme erweckende, nennt Circe, Odyssee XII, 70., die Argo, d. h. die, von der Jeder gern singen hört, was Voß in die Uebersetzung „Argo, die allbesungene" gleich hineinlegt.



lassen. Griechische Städte an fernen Gestaden wollten mit dem berühmten Zuge in Verbindung sein, spätere Dichter verknüpften willkührlich die mythischen Vorstellungen der früheren Zeiten mit den gelehrten der ihrigen; so wurde die Rückfahrt fast über den ganzen Umkreis der bekannt gewordenen Erde ausgedehnt.

Da von der Urgestalt der Sage sich keine Darstellung erhalten hat, so haben wir auch keine Ueberlieferung von der Art der Heimkehr in derselben, können aber schließen, daß man die Argonauten in der homerischen Zeit vom Osten erst nach dem fernen unbekannten Westen, und von da wieder nach Griechenland führte. Von den nachhomerischen Gestaltungen der Heimfahrt sind besonders drei verschiedene auf uns gekommen. Die älteste unter diesen läßt die Helden aus dem berühmten Flusse von Kolchis, dem Phasis, da dessen Mündung in das pontische Meer von Kolchiern bewacht war, von der entgegengesetzten Seite in den Ocean gelangen, welchen die Griechen der frühern Zeit als einen die flache Erdscheibe rings umkreisenden Strom dachten. Aus dem Ocean kamen sie nach Libyen, trugen das Schiff bis an den See Triton, und gelangten durch diesen und einen gleichnamigen Fluß in das Mittelmeer. Als man später in Erfahrung gebracht hatte, daß der Phasis nicht in den Ocean münde, das östliche Meer überhaupt bekannter wurde, das westliche aber noch mit Wundern erfüllt erschien, kehrte man zur westlichen Heimfahrt zurück, bildete sie aber anders aus. Man ließ die Argonauten erst nordwärts in den Tanais fahren, von dessen Quellen das Schiff wieder tragen bis an den Ocean, auf diesem von Norden nach Westen bis zu den Herculessäulen und durch diese in das Mittelmeer gelangen. Die dritte Vorstellung, durch das auf uns gekommene Epos eines alexandrinischen Dichters, des Apollonius von Rhodus, die gangbarste geworden, ist die zusammengesetzteste und an Abenteuern reichste. Sie führt die Argonauten aus dem Pontus in den Ister, dann in den Eridanus und aus diesem in das Mittelmeer; nach vielem Mühsal werden sie nach Libyen verschlagen, wo sich denn aus der ersten Vorstellung das Tragen der Argo bis an den tritonischen See und Fluß und die Fahrt aus diesem in das Meer wiederholt.

Handelsreisen gaben zur Erweiterung der Erdkunde zu allen Zeiten Anlaß, und für eine in Fabeln gehüllte Handelsreise nach Kolchis ist der Argonautenzug von Alten und Neueren häufig gehalten worden. Das goldne Vließ ist auf die Goldgruben von Kolchis, oder, mit bestimmterer Beziehung, auf das Gold, welches in den dortigen Flüssen von den Einwohnern durch wollige Felle aufgefangen wird, oder auf Pelzhandel gedeutet worden. Wenn man aber den Mythus vom Phrixus, von dem die ganze folgende Entwicklung der Sage abhängt, näher betrachtet, sieht man, daß der Widder vielmehr in Beziehung zum Cultus steht. Die Stiefmutter, welche dem Phrixus Verderben bringen will, ist ein später in die Fabel hineingedichteter Zug, nach ursprünglicher Form derselben soll Phrixus dem Zeus Laphystios (dem Gefrä-

ßigen) geopfert werden, vermöge eines alten auf den Athamantiden lastenden Fluches, nach welchem immer der älteste Sprößling dieses Geschlechts entweder sterben oder flüchtig werden mußte. Aber diesmal senden die Götter einen Widder, der statt des Phrixus dargebracht wird, ein Mythus, der die Abschaffung dieser furchtbaren Menschenopfer andeutet. Eine andere Sage ließ den Phrixus dem angedrohten Schicksale durch die Flucht entgehen, und beide verschmolzen nun zur Flucht auf dem (dort in einem ganz andern Sinne rettenden) Widder. Weil nun aber dessen Fell im fremden Lande bleibt, ist der alte Fluch noch nicht gehoben; ihn zu lösen, muß das Vließ durch einen Sprößling des Geschlechts, auf welchem er lastet, herbeigeholt werden. Dieser Sprößling ist Jason, ursprünglich, eben so gut wie Medea, ein symbolisches, göttliches Wesen, aber zum menschlichen Heros umgedeutet.

---

57. Die Sage vom Kriege gegen Theben.

(Nach Georg Weber, allgemeine Weltgeschichte.)

Nicht minder berühmt als die Argonautenfahrt war die thebanische Heldensage von König Oedipus und seinem fluchbeladenen Geschlechte. Laius, ein Nachkomme des Cadmus im dritten Geschlecht, wünscht sich Kinder, erhält aber vom pythischen Apollon den Spruch, wenn er einen Sohn zeuge, so würde dieser den Vater tödten, die Mutter heirathen und das ganze Haus in Blutschuld und Verderben stürzen. Als dennoch Jocaste dem „weichlichen" Laius einen Knaben gebiert, will dieser den Schicksalsspruch dadurch umgehen, daß er den Neugebornen mit gebundenen Füßen einem Hirten zum Aussetzen auf dem Cithäron übergibt. Durch das Mitleid des Hirten gerettet, kommt der Knabe, von dem unvertilgbaren Merkmal der geschwollenen Füße Oedipus genannt, in das Haus des Polybus, des heerdenreichen Königs von Korinth, der ihn als seinen Sohn erzieht. Als er herangewachsen ist und über seine Herkunft Zweifel empfindet, wendet er sich um Auskunft an das Orakel in Delphi. Dieses warnt ihn vor der Rückkehr in seine Heimat, sonst würde er Vatermord und Blutschande begehen. So meidet er denn den bisherigen Aufenthaltsort, seine vermeintliche Heimat, und wendet sich nach Theben. Da begegnet er auf einem Kreuzweg dem Laius, der ihn übermüthig behandelt und daher nebst dem Diener von dem Sohn unerkannt erschlagen wird. Es war aber Laius nach Delphi gezogen, um sich Raths zu erholen wegen der großen Noth, die durch die Sphinx über das Land gekommen. Dieser „Würgengel" stellte allen Vorübergehenden die Frage, was für ein Geschöpf des Morgens auf vier, des Mittags auf zwei und des Abends auf drei Beinen einhergehe. Viele Jünglinge, welche nicht errathen konnten, daß darunter der Mensch in drei Lebensstufen gemeint sei, hatten schon das Leben verloren, zuletzt auch noch der Sohn von Jokaste's Bruder Kreon. Darum

bietet jetzt Kreon demjenigen, der das Räthsel lösen und das Land von der Noth befreien würde, die Königswürde in Theben und die Wittwe des erschlagenen Laius zur Gemahlin. Oedipus bringt die gewünschte Rettung und vermählt sich mit Jocaste, seiner königlichen Mutter. Nach der ältern Sage kommt die Blutschuld bald zu Tage, worauf sich Jocaste das Leben nimmt, Oedipus aber mit der zweiten Gattin, Euryganeia, zwei Söhne, Eteocles und Polynices, und zwei Töchter, Antigone und Ismene, zeugt. Nach den Tragikern gebiert Jocaste selbst dem Oedipus in längerer Ehe diese Kinder. Endlich kommt eine Pest über das schuldbefleckte Land. Man forscht bei dem Seher Tiresias nach der Ursache und nach dem Mittel der Sühnung, worauf der ganze schreckliche Zusammenhang an Tag kommt. Jocaste tödtet sich mit dem Strick. Oedipus sticht sich die Augen aus und wird dann von den Thebanern aus dem Lande getrieben, eine edle Natur, aber aus Schmerz gegen seine Leiden voll Bitterkeit gegen die Menschen und das Schicksal. Geleitet von seinen Töchtern, Antigone und Ismene, wandert der blinde Greis nach dem attischen Flecken Colonus, nachdem er den Fluch über die Söhne, die ihn verrathen, ausgesprochen. Im Hain der Erinnyen, wo die „eherne Schwelle“ in die Unterwelt führte, findet der greise Dulder endlich Sühnung und Lösung seines harten unverschuldeten Schicksals.

Der Fluch des Oedipus über seine Söhne erfüllte sich bald. Eteocles und Polynices geriethen über das Erbe in Streit, und der letztere mußte aus Theben fliehen. Die Veranlassung seiner Flucht wird in der Dichtung und Sage verschieden angegeben. Nach der geläufigsten Darstellung hatten beide Brüder die Verabredung getroffen, daß sie abwechselnd die Stadt ein Jahr regieren und ein Jahr meiden wollten, aber Eteocles sei der Uebereinkunft nicht nachgekommen, worauf Polynices Hülfe suchend sich zu Adrastus, dem Herrscher von Argos und Sicyon, begeben habe. Mit ihm trifft zugleich ein anderer Flüchtling bei Adrast ein, Tydeus, des ätolischen Oeneus Sohn, der seine Vettern im feindlichen Streit erschlagen und darum die Heimat meiden mußte. Adrastus nimmt die Flüchtlinge, die in einer stürmischen Nacht auf seinem Gehöfte erscheinen, gastfreundlich auf, vermählt ihnen seine beiden Töchter und verspricht ihnen, sie mit gewaffneter Hand in die Heimat zurückzuführen.

Mit dem Kriegszug nach Theben sollte der Anfang gemacht werden. Zu dem Zwecke werden alle Vettern und Verwandten von Adrastus zur Versammlung und zum Mahle in die Königsburg berufen. Amphiaraus, dem vermöge seiner Seherkunst der unglückliche Ausgang des Unternehmens bekannt war, widerrieth den Zug; aber Eriphyle, seine Gemahlin, Adrastus' Schwester, hatte von Polynices das prächtige Halsband erhalten, das einst Cadmus der Harmonia verehrt, und sprach zu Gunsten des Unternehmens, das daher auch beschlossen ward.

Sieben argivische Helden, voran Adrastus und Amphiaraus, zogen aus gegen Theben, aber unter ungünstigen Zeichen, denn Zeus mißbil-

ligte das Vorhaben. Durch das Loos werden die sieben Thore der Stadt den sieben argivischen Helden zugetheilt; aber Eteokles stellte jedem der Führer einen auserwählten thebanischen Krieger entgegen. Im ersten Treffen werden die Kadmeer besiegt und in die Thore zurückgetrieben, worauf die Argiver den Sturm beginnen. Der riesige Kapaneus vermißt sich, die Stadt auch gegen den Willen der Götter zu erobern; schon hat er auf einer Sturmleiter die Mauer erstiegen, als Zeus mit dem Blitzstrahl den Uebermüthigen niederschmettert, so daß die Leiche mit der Leiter zusammenbricht, „ein warnendes Beispiel des frevelnden Uebermuths". Auch der schöne, blondgelockte Jugendheld Parthenopäus, in strahlender Waffenrüstung, fiel, von einem gewaltigen Felsblocke aus der Hand des Periklymenus getroffen, in den Staub hin. Nun wird der Sturm aufgegeben und beschlossen, den Krieg durch den Zweikampf der beiden Urheber zu entscheiden. Ein schrecklicher Kampf erhebt sich zwischen dem fluchbeladenen Bruderpaar und endigt mit Beider Tod, indem einer von der Hand des andern fällt. Dem Untergang der Brüder folgt eine zweite furchtbare Schlacht, worin die besten der Argiver von den Kadmeern erschlagen werden.

Krieg der Epigonen. Der Untergang der argivischen Helden sollte nicht ungerächt bleiben. Unter günstigen Zeichen zogen die Nachkommen der Gefallenen, die Epigonen, abermals wider Theben, um Rache zu nehmen für den Tod ihrer Väter. Alkmäon, der Sohn des Amphiaraus, war der Anführer. In der Ilias rühmt sich Sthenelus, „daß die Söhne stärker gewesen als die Väter; denn obwohl mit geringerer Macht ausziehend, hätten sie doch das siebenthorige Theben eingenommen, den Zeichen der Götter und dem Ausspruch des Zeus gehorchend, jene aber seien durch ihren Frevelsinn zu Grunde gegangen". Durch ein günstiges Orakel des Amphiaraus ermuthigt, belagern die Nachgebornen die Stadt, verheeren die Felder und besiegen dann bei Glisas die thebanischen Streiter, die Laodamas, des Eteokles wilder Sohn, in die Schlacht führte. Die Kadmeer verlassen hierauf mit Weib und Kind die Stadt, nordwärts ziehend. Thersander erlangt die Herrschaft in Theben.

---

58. Die Sage vom Kriege gegen Troja (Ilium).

(Nach Max Duncker, Geschichte des Alterthums.)

Die nordwestliche Ecke Kleinasiens vom Hellespont im Norden bis gegen das Vorgebirge Lekton und die Bucht von Adramyttium hinab war von den Troern und Dardanern bewohnt. Ihr Gebiet erstreckte sich über die hohen und waldigen Gipfel des Ida hinweg in das innere Land etwa bis zum Granicus und Aesepus, welche in die Propontis münden. Dardania und Ilium mit der Burg Pergamus waren die Hauptstädte dieser Stämme.

Dardanus, welchen Zeus von allen Kindern, die ihm von sterblichen Weibern entsprossen, am meisten liebte, hatte Dardania gegründet, als die Troer noch auf dem Abhange des quellenreichen Ida wohnten. Sein Urenkel Ilus gründete Ilium „in der Ebene". Dessen Urenkel war Priamus, ein gottgesegneter Herrscher, seine Schatzkammern waren voll von Gold und Erz und kostbaren Gewändern. Sein und der Hekuba ältester Sohn war Hektor, der zweite Paris. Diesen schmückte Aphrodite mit schönem Antlitz und Haar. Einst fuhr er über das Meer und gelangte zum blonden Menelaus, dem Sohne des Atreus, der zu Sparta saß; dessen Haus von Silber und Gold leuchtete, „wie der Glanz der Sonne oder des Mondes strahlt". Paris wurde gastlich empfangen, aber während Menelaus nicht daheim war, entführte er ihm sein Weib, die schöne Helena, die Schwester der Dioskuren, welche Aphrodite bethörte, ihm zu folgen.

Den Schimpf zu rächen, Helena und die Schätze zurückzuholen, erhoben sich die beiden Söhne des Atreus, Agamemnon, der ältere Bruder, der mächtige Völkergebieter von Mycene, und Menelaus von Sparta, von hohem Wuchs und mächtigen Schultern und wenig Worten, aber milden und verständigen Sinnes; mit ihnen die edelsten Fürsten, die besten Helden aller griechischen Gauen. Von Argos kam, schon im Kampfe gegen Theben versucht, des Tydeus Sohn Diomedes, von Tiryns Sthenelus, der Sohn des Kapaneus, von Pylus Nestor, der einzige von den zwölf Söhnen des Neleus, welcher der Gewalt des Hercules entgangen war, ein ehrwürdiger Greis, der drei Menschenalter gesehen hatte, mit seinem raschen Sohne Antilochus. Von den Inseln im westlichen Meer kam, von Agamemnon selbst herbeigeholt, Odysseus, des Laertes Sohn, der Herrscher von Ithaka. Von der Insel Salamis kam Ajax, Telamon's Sohn, ein gewaltiger Held, höher als alles Volk an Haupt und Schultern, der Thurm der Achäer, mit seinem Stiefbruder Teukros, einem trefflichen Bogenschützen; der Lokrer Schaaren führte Ajax, des Oïleus Sohn, die Athener Menestheus. Von der Insel Kreta schloß sich Idomeneus, ein Enkel des Minos, vieler Männer Beherrscher auf diesem weiten Eiland, dem Zuge an. Der beste von allen Helden der Achäer, welche gegen Ilium aufbrachen, war Achilles, der Sohn des Peleus, des Herrschers des heerdenreichen Phthia in Thessalien; er führte fünfzig Schiffe mit 2500 Streitern bemannt gegen Ilium. Die Götter liebten den Peleus und Here hatte ihm die Nereide Thetis, welche sie selbst aufgezogen, zum Weibe gegeben. Alle Götter kamen die Hochzeit des Peleus und der Thetis zu feiern, auch Apollo war mit dem Saitenspiel beim Hochzeitsmahle, und die Götter schenkten dem Peleus eine schöne Rüstung und zwei unsterbliche Rosse; der Centaur Chiron aber gab ihm eine gewaltige Lanze, deren Schaft er aus einer Esche auf dem Pelion gehauen. Der Ehe des Peleus und der Thetis war Achilles entsprungen, Chiron hatte ihn in den Künsten des Krieges und der Rede und in der Kunde, Wunden zu heilen, unterwiesen. Als Nestor

und Odysseus nach Phthia kamen, den Achilles zum Zuge gegen Ilium aufzurufen, wurden sie gastlich empfangen, und obwohl dem Achilles seine göttliche Mutter verkündete, er werde nach seiner Wahl entweder daheim in Phthia in hohem Alter sterben, oder großen Ruhm erwerbend ein Jüngling vor Ilium fallen, war dieser eifrig zum Kampfe bereit.

Stark und zahlreich waren die griechischen Helden, welche in Aulis zur Ueberfahrt nach Ilium die „schwarzen Schiffe" bestiegen, aber auch den Troern fehlte es an eigenen Kämpfern und Bundesgenossen unter ihren Stammverwandten und Landsleuten auf der Küste Asiens nicht. Sarpedon, ein Sohn des Zeus und der Laodamia, der Tochter des Bellerophontes, führte mit dem Helden Glaukus die Lycier herbei, dazu kamen Mysier, Mäoner (Lyder), Paphlagonier und Phrygier; auch Thracier vom andern Ufer der Meerenge zogen den Troern zu Hülfe, sogar Päoner aus den fernen thracischen Gauen am Axius kamen unter Asteropäus. An der Küste von Ilium zogen die Achäer ihre Schiffe auf den Strand. Menelaus und Odysseus wurden in die Stadt gesendet, die Zurückgabe der Helena und der Schätze zu fordern; die Troer wiesen beide Forderungen ab. Dreimal versuchten es die Achäer, die Stadt am Feigengebüsch, wo die Mauer am leichtesten zu erklimmen war, zu erstürmen — aber vergeblich. Nun verwüsteten sie die Umgegend von Ilium, trieben die Heerden vom Ida weg und zerstörten die Orte der Umgegend, da die Troer, von Hektor geführt, den schnellen Achilles fürchtend, sich nicht weiter aus dem skäischen Thore wagten, als bis zur Eiche. Darüber vergingen neun Jahre, schon moderte das Holz an den Schiffen und noch war die Stadt unbezwungen. Achilles hatte unterdeß zwölf Städte an der Küste und elf im Binnenlande verbrannt, die Bewohner niedergemacht oder als Sklaven behalten oder in die Ferne verkauft. Agamemnon erhielt bei der Theilung der Beute die Tochter des Priesters des Apollo zu Chryse, die Chryseïs, als Ehrenantheil. Der Vater kam zu den Schiffen und bot dem Agamemnon reiche Gaben zur Lösung der Tochter. Agamemnon's trotzige Weigerung erregte den Zorn des Gottes, er sandte mit der Artemis Todesgeschosse in das Lager der Achäer. Den Gott zu versöhnen, mußte Agamemnon die Jungfrau dem Vater heimsenden, aber sich selbst schadlos zu halten, entriß er dafür dem Achilles die Briseïs, die dieser aus der Beute des zerstörten Lyrnessus als seinen Antheil gewählt. Achilles fügte sich dem Willen des Mannes, der ihm an Würde und Macht voranstand, aber ergrimmt im Herzen, blieb er einsam am Strande des wogenden Meeres bei seinen Schiffen und ging nicht mehr in die Schlacht. Wohl zogen die Haufen der Achäer ohne den Achilles zum Kampfe gegen die Troer, und der Boden hallte dumpf unter den Tritten der Rosse und Männer, aber die Troer begegneten ihnen nun im offenen Gefilde mit lärmendem Ruf, wie Geschrei von Kranichen unter dem Himmel tönt. Zeus gewährte den Troern Sieg und donnerte vom Ida herab, warf den zuckenden Blitz in die Reihen der

Achäer, daß der Strahl blendend vor Diomedes' Gespann in den Boden fuhr und die Rosse angstvoll zurückbebten.

Seit Achilles nicht mehr kämpfte, hatten die Achäer auf Nestor's Rath ihr Lager und die Schiffe mit Wall und Graben umzogen. Sie wurden in die Verschanzung getrieben und die Troer kehrten nicht in die Stadt zurück, sondern lagerten draußen am Grabhügel des Ilus um helle Feuer. Am folgenden Tage wird die Schlacht erneuert, Agamemnon treibt die Troer bis zur Stadt, aber er selbst, Diomedes und Odysseus werden verwundet und die Achäer werden von Neuem hinter den Wall gedrängt. Am Graben lassen die Helden der Troer ihre Gespanne dahinten und ordnen sich unter Hektor, Paris, Aeneas, Sarpedon in fünf Schaaren zum Sturm. Die Achäer schleudern Steine auf die Stürmenden, wie Schneegestöber zur Erde fällt; aber der Wind vom Ida wehte ihnen den Staub der Ebene ins Gesicht, und es gelang dem Fürsten der Lycier, Sarpedon, den Wall an der Stelle zu ersteigen, wo dem Menestheus mit den Athenern die Vertheidigung oblag, und die Brustwehr mit gewaltiger Hand herabzureißen. Innerhalb des Walles schwankte die Schlacht rückwärts und vorwärts, aber die Troer kamen den Schiffen näher und näher, die Griechen stiegen auf die Hinterdecke (die Schiffe waren den Spiegel voran auf den Strand gezogen) und versuchten den Sturm mit Bogen und Ruderstangen abzuwehren.

Dem Flehen und den hellen Thränen des Patroclus, des lieben Freundes, mit dem er aufgewachsen war, wich Achilles endlich. Er gewährte ihm, die Phthioten den schwer bedrängten Achäern zu Hülfe zu führen, aber er legte ihm ans Herz, sogleich zurückzukehren, wenn er die Troer von den Schiffen getrieben und die anderen dann im Gefilde sich morden zu lassen. Patroclus legte die Rüstung des Achilles an — die Troer sollten ihn für den gefürchteten Helden halten — jagte die Feinde über den Graben hinaus und trieb sie, fortgerissen von seinem Erfolg und seinem Muthe, bis an das skäische Thor. Da zerbrach Apollo dem Patroclus die Lanze und riß ihm den Schild von der Schulter, daß Hektor ihm seine Lanze in die Weiche stoßen konnte. Rasch wendete sich mit Patroclus' Fall die Schlacht, so heftig verfolgte Hektor mit den Troern bis an den Graben. Grimmiger Schmerz zerriß den Achilles um den geliebtesten Freund, den Patroclus. Er hatte keinen anderen Gedanken, als den Fall des Freundes durch Hektor's Tod zu rächen, wenn ihm auch seine göttliche Mutter verkündete, daß gleich nach Hektor's Fall sein Ende bestimmt sei. Auf dem Hügel des Feldes begegneten den Achäern die Troer, welche im Freien übernachtet hatten. Mit furchtbarem Ruf drang Achilles ein. Priamus stieg von der Mauer herab und gebot den Wächtern, den staubbedeckten und durstigen Schaaren der Fliehenden das Thor zu öffnen, aber die Flügel in der Hand zu halten, daß Achilles nicht in die Stadt dringe. Hektor allein blieb vor dem Thor, den Schild an den Thurm gelehnt.

Doch entsank ihm der Muth, als Achilles nahte, er floh längs der Mauer; ein Starker voran, ein Stärkerer folgte. So rannten die beiden dreimal um Priamus' Stadt. Endlich stand Hektor, er vermied den Lanzenwurf des Achilles, indem er sich bückte, daß die Esche über ihn weg tief in die Erde fuhr. Aber seine eigene Lanze prallte vom Schilde des Achilles zurück. Hektor zog das Schwert und sprang auf Achilles ein; doch diesem hatte Athene selbst seine Lanze zurückgereicht, er stieß sie dem Hektor in die Kehle, daß sie am Nacken herausdrang, durchbohrte ihm die Füße zwischen Ferse und Knöchel, zog einen Riemen hindurch, band diesen an den Sessel des Wagens, daß das Haupt im Staube nachschleppte und sich das dunkle Haar zerrüttet im Sande zog. Nachdem Achilles vier Rosse und zwölf gefangene Troer auf dem Scheiterhaufen des Patroclus geschlachtet, den Freund bestattet und ihm Leichenspiele gehalten, wagte sich Priamus, nur von einem alten Herold begleitet, der die Maulthiere lenkte, in der Nacht, mit reicher Lösung auf dem Wagen, in das Lager der Achäer, in das Zelt des Achilles und küßte die Hand, die seinen Sohn erschlagen. Achilles lud ihn zum Mahle und versagte ihm den Leichnam des Hektor nicht, wie sehr er auch zürnte, — er selbst legte ihm den Sohn gereinigt auf den Wagen und gewährte den Troern elf Tage Waffenruhe zur Bestattung des Todten.

Doch nun war auch des Achilles Stunde gekommen. Am skäischen Thor traf ihn ein Pfeil, welchen Paris, von Apollo geleitet, entsendete, zum Tode. Groß, weithin gestreckt, lag der Held, des riesigen Kampfes vergessend, in den Wirbeln des Staubes. Um den Leichnam wurde den ganzen Tag hindurch gekämpft, Odysseus empfing an jenem Tage die meisten Geschosse der Troer; endlich trugen ihn die Achäer glücklich zu den Schiffen und vergossen viele Thränen um den gefallenen Helden.

Danach kundschaftete Odysseus die Stadt aus. Er hüllte sich in Lumpen, zerfleischte sich selbst mit der Geißel und schlich sich als Bettler in die Mauern. Niemand erkannte ihn, als Helena, aber ihr Herz war nun wieder zur Heimat gewendet, und sie schwur ihm einen feierlichen Eid, den Troern nichts zu verrathen, bis er zurückgekehrt sei zu den Schiffen. Endlich zimmerte Epëus ein gewaltig großes Roß von Holz; die Achäer warfen Feuer in ihre Zelte und steuerten heimwärts. Das Roß, in welchem die besten Helden Diomedes, Menelaus, Odysseus mit vielen andern verborgen waren, blieb am Ufer zurück, Tod und Verderben nach Ilium zu bringen. Die Troer zogen das Roß hinauf in ihre Stadt, um es als ein Weihgeschenk für die Götter aufzubewahren. Als die Nacht herangekommen war, stürmten die Helden dann aus dem hohlen Pferde und verheerten die Stadt.

59. Die Verfassung im homerischen Griechenland.

(Nach G. F. Schoemann, griechische Alterthümer.)

Was wir aus den homerischen Gedichten gewinnen können, ist ein Bild der alten Heroenzeit, wie es sich im Geiste der Dichter spiegelte; aber da wir uns ohne Mittel finden, ein anderes Bild mit mehr Anspruch auf Wahrheit zu entwerfen, so müssen wir uns an diesem genügen lassen.

Wir finden nun zuvörderst das griechische Volk damals so wenig als in irgend einer späteren Zeit zu einem staatlichen Ganzen vereinigt. Zwar ist eine gemeinsame Unternehmung, ein Rachekrieg gegen Troja, zu Stande gekommen, und Agamemnon, der König von Mycene, steht als allgemein anerkannter Oberanführer an der Spitze des aus den verschiedensten Theilen Griechenlands gesammelten Heeres; er beherrscht aber doch nur einen großen Theil der Halbinsel, die späterhin nach seinem Ahnen Pelops ihren Namen trug*), und viele Inseln, und die Fürsten des übrigen Griechenlandes sind, jeder in seinem Gebiete, unabhängige Könige, nicht durch irgend ein Abhängigkeitsverhältniß zur Heeresfolge verpflichtet, sondern nur in Folge eines besondern Vertrages und eidlichen Gelöbnisses gerade zu diesem Rachekriege verbunden.

Als die allgemeine Regierungsform aller einzelnen Staaten erscheint in den homerischen Gedichten das Königthum. Das Königthum gilt als göttliche Stiftung, Zeus hat die Könige ursprünglich eingesetzt, sie stammen selbst von ihm oder von andern Göttern ab, weswegen sie διοτρεφέες, διογενέες heißen, und ihre Würde geht regelmäßig vom Vater auf den Sohn über. Aber es gibt neben dem Könige in jedem Staat auch eine Anzahl anderer Häuptlinge, denen selbst der Name βασιλῆες ebenfalls zukommt, und deren Stellung über der Masse des Volkes gleichermaßen als eine von den Göttern verliehene und beschirmte Auszeichnung betrachtet, und durch dieselben Beiwörter bezeichnet wird. Die Absonderung des Adelstandes vom Stande der Gemeinen oder des δῆμος erscheint uns in den homerischen Gedichten nicht so schroff und verletzend, als sie späterhin in manchen Staaten wurde. Schon allein die Bemerkung, daß ähnliche ehrende Beiwörter wie jenem nicht selten auch Leuten niedern Standes beigelegt, daß der Name ἥρως, wenn auch vorzugsweise den Fürsten und Edlen, doch daneben auch jedem Ehrenmanne aus dem Volke gegeben, daß selbst persönlich Unfreie, wie der Sauhirt Eumäus δῖοι oder θεῖοι, d. h. mit gottbegabter Trefflichkeit versehene, genannt werden, kann zum Beweise dienen, daß die persönliche Tüchtigkeit auch in dem Geringeren der Anerkennung und Ehre werth geachtet worden sei.

*) Bei Homer kommt dieser Name noch nicht vor, aber in dem homerischen Hymnus auf den pythischen Apollon. Er deutet übrigens wohl auf einen Volksnamen Pelopes, als andere Form für Pelasger.

Die Häupter der edlen Häuser bilden des Königs Rath, seine βουλή, und heißen deswegen βουληφόροι oder βουλευταί. Auch γέροντες werden sie genannt, welcher Name keineswegs nur die Bejahrten, sondern allgemein auch die Geehrten und Angesehenen bedeutet. Mit dem Rath der Geronten werden alle wichtigeren Angelegenheiten verhandelt. Die gewöhnliche Form der Berathung scheint diese zu sein, daß die Angelegenheiten beim gemeinschaftlichen Mahle an des Königs Tisch verhandelt werden. „Lade die Geronten zum Mahle", sagt Nestor zum Agamemnon, als er ihm empfiehlt, einen Rath der Edlen zu berufen, um zu berathen, was in der dringenden Gefahr zu thun sei.

Auch **Versammlungen des gesammten Volkes** kommen öfters vor, doch nicht sowohl um dasselbe über eine Angelegenheit zu befragen und einen Volksbeschluß durch Abstimmung fassen zu lassen, als vielmehr um ihm den von den Geronten gefaßten Beschluß bekannt zu machen, oder es wird das Volk berufen, damit in seinem Beisein über eine wichtige Angelegenheit, z. B. über Abwehr eines feindlichen Einfalls, oder über ein Abhülfe forderndes Unheil Rath gepflogen werde, wie in der von Achilles im ersten Gesange der Ilias wegen der Seuche berufenen Heeres-Versammlung. Die Berufung des Volkes zur Versammlung geht natürlich in der Regel vom Könige aus, nach vorheriger Berathung mit den Geronten. Die Berufung geschieht durch umhergesandte Herolde. Der Versammlungsplatz ist entweder in der Nähe der Königswohnung, wie zu Ilium auf der Burg, oder sonst an einer schicklichen Stelle, wie zu Scheria am Hafen; und er ist auch wohl mit Plätzen zum Sitzen versehen, weswegen auch Sitzung (θόωκος) für die Versammlung gesagt wird. Wer vor dem Volke reden will, steht auf und läßt sich vom Herolde den Stab, das Scepter, in die Hand geben, wohl als Zeichen, daß er als Redner eine Art von amtlicher Function ausübe. Eine Rednerbühne findet sich nicht; der Redende tritt hin, wo er meint, am besten von Allen gehört zu werden. Es ist nicht wahrscheinlich, daß das Recht das Scepter zu empfangen und zum Volke zu reden Andern als den Edlen zukomme: wenigstens gibt es kein Beispiel dafür bei Homer. Von förmlicher Abstimmung des Volkes ist nirgends die Rede; nur durch lautes Geschrei gibt die Versammlung ihren Beifall oder ihr Mißfallen über das Vorgetragene zu erkennen, und wenn es sich um eine Sache handelt, zu deren Ausführung die Mitwirkung des Volkes erforderlich ist, so verräth uns Homer kein Mittel, wie dasselbe gegen seinen Willen dazu gezwungen werden könne.

Die zweite Function der Könige ist die **richterliche**, und wie sie wegen des Rathpflegens βουληφόροι heißen, so werden sie wegen der Rechtspflege δικασπόλοι genannt. Auch hier aber sind die Geronten Theilnehmer an dem königlichen Amte, und die Frage, welche Rechtshändel etwa der König für sich allein, welche in Gemeinschaft mit den Geronten zu entscheiden habe, ist aus Homer eben so wenig zu beantworten, als die andere, ob nicht aus der Zahl der Geronten Einzel-

richter entweder vom Könige bestellt, oder von den Parteien gewählt werden können. Wie sehr aber gerade die Rechtspflege als dasjenige Amt des Fürsten betrachtet werde, wodurch er sich am meisten um das Volk verdient machen könne, beweisen viele Stellen. Odysseus weiß keinen höheren Ruhm zu nennen, als den eines untadeligen Königs, welcher gottesfürchtig unter den Seinen waltend das gute Recht erhält und sichert: da bringt die Erde reichen Ertrag, die Bäume sind voll von Früchten, die Heerden gedeihen und das Meer wimmelt von Fischen. Denn der gerecht regierende König ist den Göttern wohlgefällig, weil er das Amt, welches er von ihnen überkommen, nach ihrem Willen verwaltet.

Eine dritte Function des Königthums ist die Anführung des Heeres. In der Ilias sehen wir überall an der Spitze der Krieger die Könige als Anführer, jeden über die Mannschaft seines Volkes; nur wo ein König durch Krankheit oder ein hohes Alter zurückgehalten ist, ersetzt ihn ein Anderer. Daß übrigens solche Stellvertreter oder Unterbefehlshaber immer nur aus der Zahl der Häuptlinge oder der Edeln, die ja selbst auch βασιλῆες heißen, zu denken sind, versteht sich von selbst.

Zu den Functionen des Königthums müssen wir auch noch die Verrichtung von Staatsopfern hinzufügen, so viele derselben nicht priesterliche sind. Wenn aber der König für das Volk opfert, so ist dies nicht so anzusehen, als ob mit dem Königthum auch ein Priesterthum verbunden wäre, sondern er thut das, weil er als Haupt der Staatsgenossenschaft in dem gleichen Verhältniß zu dieser steht, wie der Hausherr zu den Hausgenossen, und ein priesterliches Königthum ist in der Staatsform wenigstens, die die homerischen Gedichte uns darstellen, durchaus nicht anzuerkennen. Erscheint nichts desto weniger die königliche Würde auch bei Homer als eine geheiligte, so beruht diese Heiligkeit lediglich auf der Anerkennung, wie auch der Staat eine göttliche Ordnung sei, und die ihm vorstehen durch den Willen der Götter dazu erwählt und berufen seien. Daher kommt auch die Erblichkeit der königlichen Würde, die dem Hause, welches die Götter einmal erkoren haben, nicht entzogen werden darf. Daß der Sohn dem Vater in der Regierung folgen müsse, wird als allgemein anerkannter Grundsatz ausgesprochen; sind mehrere Söhne, so folgt natürlich der Erstgeborne; doch kommen in alten Sagen auch Theilungen unter mehrere Brüder vor, von denen dann aber wohl einer als Oberkönig den übrigen vorgeht; denn mehrere gleichberechtigte neben einander sah man gewiß immer als einen Uebelstand an, wie es auch Homer ausspricht: οὐκ ἀγαθὸν πολυκοιρανίη. Sind keine Söhne vorhanden, so geht das Reich auch wohl durch eine Tochter auf den Eidam über, wie Menelaus durch die Vermählung mit der Helena Nachfolger des Tyndareus in Lacedämon geworden ist. Persönliche Tüchtigkeit ist ihm freilich unentbehrlich, und wem diese abgeht, der thut wohl, dem Thron zu entsagen, wie es der

altersschwache König Laertes auf Ithaka gethan und seinem Sohne die Regierung überlassen hat.

Wie sich die Häuptlinge überhaupt nicht ohne bedeutenden Reichthum in ihrer vorragenden Stellung über dem Volke erhalten können, so bedarf auch das Königthum einer beträchtlichen Ausstattung mit Besitz und Einkünften, um seine Würde zu behaupten und den Anforderungen seines Amtes zu genügen. Dazu gewährten ihm aber, neben seinem Privatvermögen, auch das Krongut, dessen Ertrag ihm zukam, und mancherlei Abgaben und Darbringungen des Volkes die nöthigen Mittel. Die Abgaben, welche das Volk dem Könige entrichtet, heißen Gaben und Gebühren, und es läßt sich annehmen, daß der letztere Name bestimmte und festgesetzte, der andere mehr freiwillige und gelegentliche bedeute. Noch mag erwähnt werden, daß im Kriege dem Könige ein vorzüglicher Theil der gemachten Beute als sein Ehrentheil (γέρας) zukommt, und daß bei gemeinsamen Mahlzeiten ihm außer dem Ehrenplatze auch größere Portionen und vollere Becher gebühren.

Aeußerliche Abzeichen der königlichen Würde in Kleidung oder Schmuck werden nirgends erwähnt. Zwar ist häufig genug von purpurnen Zeugen, Teppichen und Geräthen die Rede, aber aus allem diesem ist nichts weiter zu entnehmen, als daß die Purpurfarbe für die schönste und köstlichste, und darum den Fürsten wie den Göttern vorzugsweise geziemend angesehen werde; als eine besondere Auszeichnung der Könige aber, deren nur sie, und nicht auch Andere, denen ihre Mittel es erlaubten, sich hätten bedienen dürfen, finden wir sie nirgends bezeichnet. Noch weniger kommen Diademe, Kronen oder ähnlicher Kopfschmuck vor, und es ist auch hinlänglich bekannt, daß in der historischen Zeit vor Alexander dem Großen und seinen Diadochen griechische Fürsten dergleichen nicht getragen haben. Nur allein das Scepter läßt sich als ein der königlichen Würde besonders zugehöriges Zeichen erkennen, schon aus dem ihnen davon gewöhnlich gegebenen Beiworte σκηπτοῦχοι, sceptertragende, oder aus Ausdrücken, in welchen Scepter als gleichbedeutend für Herrschaft des Königs gesetzt wird: „die Völker sind seinem Scepter unterworfen, zollen unter seinem Scepter ihre Steuer."

---

60. Die Wanderung der Dorier und ihre Folgen.

(Nach K. Fr. Hermann, Lehrbuch der griechischen Staatsalterthümer.)

Bald nach dem trojanischen Kriege*) begannen die Bewegungen, durch welche die Völkerverhältnisse des griechischen Mutterlandes eine ganz veränderte Gestalt erhielten. Daß überhaupt der griechische, d. h. zunächst der pelasgische Stamm, der früher viel weiter nach Norden ver-

*) Nach neueren Ansichten fällt der trojanische Krieg nach der Wanderung der Dorier. Vgl. Jahn's Jahrbuch 51, S. 205, und E. Curtius' griech. Geschichte I. S. 109 (1. Auflage).

breitet war, hier nach und nach barbarischen Völkerschaften weichen oder sich mit ihnen vermischen mußte, geht aus vielen Spuren hervor; die Macedonier, die das alte Emathien einnahmen, sind aller Wahrscheinlichkeit nach Illyrier; die Völker von Epirus, die Chaonen, Thesproter, Athamanen, Molosser, werden von den Griechen der geschichtlichen Zeit nicht mehr als Stammverwandte betrachtet; und die Auswanderungen, die von der Gegend von Dodona aus theils nach den gegenüberliegenden Küsten Italiens, theils in östlicher Richtung stattfanden, können wohl kaum einen andern Grund gehabt haben. Zu diesen gehört denn auch insbesondere noch zuletzt der Zug der Thessaler, eines Zweiges der Thesproter, die unter Fürsten, welche die Sage gleichfalls zu Herakliden macht, kurz nach Troja's Falle die Ebenen einnahmen, die später ihren Namen trugen, und die Aeoler, die dieselben damals im Besitze hatten, theils unterjochten, theils verdrängten. Ein Hauptstamm von diesen, die Böoter, wandte sich südlich nach der Gegend, die die Geschichte als seine Sitze kennt; die ehemaligen Einwohner derselben, die Minyer in Orchomenus, die Kadmeonen in Theben, die Thracier u. A. zerstreuten sich über die Nachbarstaaten und in mancherlei Colonieen und verschwanden von dieser Zeit an aus der Geschichte; die tyrrhenischen Pelasger, welchen die Kadmeonen vorher hatten weichen müssen, fanden einen Zufluchtsort in Attika, dessen Widerstand den Fortschritten der Böotier ein Ziel gesetzt zu haben scheint.

Ob und was für ein Zusammenhang übrigens zwischen diesen Begebenheiten und dem bald darauf erfolgten Zuge der Dorier Statt fand, läßt sich um so schwerer ausmitteln, da nach den gewöhnlichen Rechnungen der erste Versuch dieser Art unter Hercules' Sohn Hyllus bereits vor oder in die Zeit des trojanischen Krieges fallen würde. Ueberhaupt bieten die Nachrichten über dieses Volk kein klares Bild über seine ältere Geschichte: Phthiotis, das älteste Hellas, wird als sein Ursitz unter dem mythischen Stammvater Deukalion bezeichnet. Später haben sie das dryopische Land zwischen Parnaß und Oeta erobert, von wo aus wir sie dann im Gefolge der Herakliden ihren Zug nach Süden fortsetzen sehen. Hier scheint es übrigens, daß ihnen der Isthmus lange einen unüberwindlichen Damm in den Weg stellte, bis sie endlich im Jahre 1104 v. Chr. eine andere Straße einschlugen, und mit Aetolern unter Oxylus verbündet über die Meerenge von Rhium in den Peloponnes eindrangen.

Von den Pelasgern, welche der Sage nach in der Urzeit den größten Theil des Peloponnes in zwei oder drei großen Reichen besessen hatten, fanden die Dorier nur die Arkadier noch übrig, die, obschon durch Trennung in viele kleinere Staaten geschwächt, ihre Unabhängigkeit auch ferner glücklich bewahrten. Ueber Argolika und Lacedämon herrschte das achäische Königshaus der Atriden in Mycenä, dessen Besitzungen Agamemnon's Sohn Orestes durch Verheirathung mit Menelaus' Tochter Hermione vereinigt hatte. Auch Messenien gehorchte diesen; das Reich der Neliden in Pylus an der Küste umfaßte hauptsächlich

Triphylien und das südliche Elis oder Pisa; das nördliche oder hohle Elis bewohnte ein eigener mit den Aetolern verwandter Stamm, die Eper, welche sich leicht mit den Begleitern des Oxylus verschmolzen. Von hier aus scheint sich dann der Zug der Dorier an der Küste herum bewegt zu haben; sechszig Jahre, nachdem Melanthus aus Pylus vor ihnen entflohen ist, sehen wir sie an den Grenzen von Attika ankommen, wo sein Sohn Kodrus gegen sie fällt. Die Achäer, welche sie verdrängen, entreißen ihrerseits wieder den Joniern die Nordküste, die seit dieser Zeit Achaja heißt, die Jonier ziehen über Attika nach Kleinasien.

Die drei Länder der Atriden wurden darauf unter die Söhne des Königs Aristomachus getheilt; Temenus, als der Aelteste, bekam Argos als alten Herrscherſitz; Kresphontes soll sich durch List in den Besitz des besten Theils, Messeniens, gesetzt haben; die unmündigen Söhne des Aristodemus, Eurysthenes und Procles, mußten sich mit dem schlechtesten Loose, Lakonika, begnügen. Von Argos aus wurden dann in Epidaurus, in Sicyon, in Korinth eigene dorische Reiche gestiftet; Attika verlor wenigstens Megaris, das seitdem zuerst in Abhängigkeit von Korinth, wie Aegina von Epidaurus, später selbständig in die Reihe der dorischen Staaten eintritt. Inzwischen dürfen alle diese Eroberungen nicht als so plötzlich vollendet betrachtet werden; es scheint vielmehr, daß nicht geringe Reste der Achäer noch lange theils in den festen Burgen des Landes den Einwanderern Widerstand leisteten, theils in friedlichen und freundschaftlichen Verhältnissen neben ihnen fortlebten. Sicher ist, daß Amyklä und andere Städte von den Spartanern erst Jahrhunderte später eingenommen wurden, und noch bis ins achte und siebente Jahrhundert v. Chr. gingen achäische Colonieen von Lacedämon aus.

Rücksichtlich der besiegten Landesbewohner aber ist ein doppeltes Verhältniß wohl zu unterscheiden. Ein Theil derselben behielt seine persönliche Freiheit und das Eigenthumsrecht an Grund und Boden, mußte jedoch den Siegern Tribut entrichten, und theilte überhaupt mit diesen die staatsbürgerlichen Lasten, nicht die Rechte. Ihr gemeinschaftlicher Name war περίοικοι als Landbewohner im Gegensatze der Hauptstadt; in Lakonika blieb ihnen der allgemeine Landesname Lacedämonier, während die Dorier von der Stadt Spartiaten genannt werden. Andere dagegen, die auch ihre Feldmark an die Sieger verloren hatten, traten zu diesen in ein Verhältniß, das sich von der Sclaverei anderer Länder nur darin unterschied, daß es ihren Herren nicht freistand, sie zu tödten oder außer Landes zu verkaufen; sie bestellten die Ländereien ihrer Herren, entrichteten diesen einen bestimmten Theil des jährlichen Ertrages, und begleiteten sie im Kriege als Waffenknechte, leisteten aber zugleich die Dienste von Leichtbewaffneten, woher sie in Sicyon κορυνηφόροι, in Argos auch γυμνῆτες oder γυμνήσιοι hießen; in Lacedämon war ihr Name Heloten.

61. Die delphische Amphictyonie.

(Nach G. F. Schoemann, griechische Alterthümer.)

Der Name Ἀμφικτύονες, richtiger Ἀμφικτίονες, bezeichnet eigentlich die Umwohner, also Benachbarte ganz allgemein, wie περικτίονες, wird jedoch speciel von solchen Völkerschaften gebraucht, die bei einem ihnen nahe belegenen Heiligthume dieser oder jener Gottheit zu bestimmten Zeiten zusammenkommen, um eine gemeinschaftliche Festfeier zu begehen, wobei denn aber auch anderweitige Angelegenheiten zur Sprache gebracht, Streitigkeiten geschlichtet, Bündnisse geschlossen, Unternehmungen zum Angriff oder zur Vertheidigung verabredet werden können.

Die berühmteste unter allen Amphictyonieen war die delphische oder pythische. So nennen wir sie, weil ihr gemeinschaftliches Heiligthum der Tempel des pythischen Apollo zu Delphi war. Sie hatte indessen noch ein anderes gemeinschaftliches Heiligthum in der Nähe von Pylä oder Thermopylä, den Tempel der Demeter, die deswegen auch die amphictyonische (Ἀμφικτυονίς) hieß, zu Anthela oder Anthena im Gebiete der Malier. Nichts ist wahrscheinlicher, als daß hier der ursprüngliche Vereinigungspunkt einer Amphictyonie anzunehmen sei, der sich nachher andere entfernter wohnende Stämme anschlossen, was denn zur Folge hatte, daß auch das Hauptheiligthum dieser angeschlossenen, weil es ein hochgeehrtes und angesehenes war, ebenfalls zum Bundesheiligthume für alle wurde, gegen welches das andere in die zweite Stelle zurücktrat. So weit es sich historisch nachweisen läßt, gehörten folgende zwölf Ortschaften der Amphictyonie an: die Malier, die phthiotischen Achäer, die Aenianen oder Oetäer, die Doloper, die Magneten, die Perrhäber, die Thessaler, die Lokrer, die Dorier, die Phocier, die Böoter, die Jonier. Man sieht also, daß keineswegs sämmtliche griechische Völkerschaften in dem Vereine waren. Alle diese zwölf Völkerschaften nun waren in der Amphictyonie formel gleichberechtigte Glieder, so ungleich an Ausbreitung und Macht sie auch in der späteren Zeit erscheinen, wo einige von ihnen ganz unbedeutend, zum Theil nicht einmal politisch unabhängig waren, andere dagegen mächtige Staaten und zahlreiche Colonieen gegründet hatten, welchen das Recht der Amphictyonie ebenfalls zukam. Diese Gleichberechtigung darf als Beweis gelten, daß bei der Stiftung des Vereins die Machtverhältnisse der zusammentretenden Völker noch im Ganzen gleich waren. Der Zweck aber, zu welchem sie zusammentraten, war schwerlich wohl Befriedigung eines religiösen Dranges zur gemeinschaftlichen Verehrung der Demeter oder des Apollo, sondern eine völkerrechtliche Einigung, theils um sich gegen gemeinschaftliche Feinde zu verstärken, theils um gegenseitige Entzweiungen entweder friedlich zu schlichten, oder wenigstens allzu feindselige und vernichtende Kämpfe zu hindern. Hierauf deutet, was uns von den amphictyonischen Satzungen bekannt ist, zu deren Befolgung sich die Bundesglieder durch feierliche Eide verpflichteten. Eine derselben —

die einzige dieser Art, die uns überliefert ist — gebietet, keine amphictyonische Stadt zu zerstören, keiner das Trinkwasser abzuschneiden, im Kriege so wenig als im Frieden; so ein Staat dawider handelt, sollen die übrigen gegen ihn zu Felde ziehen und ihn vertilgen. — In der Folgezeit, als die Verhältnisse sich so gestaltet hatten, daß eine politische Wirksamkeit der Amphictyonen kaum noch möglich war, tritt uns vorzugsweise ihre religiöse Bedeutung entgegen, besonders in Beziehung auf das delphische Heiligthum. Der hierauf bezügliche Theil ihres Eides enthielt das Gelöbniß: so Jemand das Eigenthum des Gottes beraube, oder Mitwisser und Mitberather zu einer Unternehmung gegen das Heiligthum sei, solchen zu strafen mit Hand und Fuß, mit Wort und aller Macht. Und was uns von Beschlüssen und Maßregeln der Amphictyonen, von Klagen, die bei ihnen angebracht, von Entscheidungen, die sie gefällt haben, berichtet ist, bezieht sich denn auch zum großen Theil auf den delphischen Tempel. Nach altem Rechte sollten die nach Delphi wallfahrtenden Pilger von Abgaben und Zöllen frei sein; diesem Rechte zuwider hatten die Krissäer von denen, die durch ihr Gebiet zogen, schwere Zölle erhoben, und den Abmahnungen der Amphictyonen nicht nur kein Gehör gegeben, sondern sich selbst noch Unbilden gegen sie und gegen das Eigenthum des Gottes zu Schulden kommen lassen. Deswegen wurde Krieg gegen sie beschlossen — der erste sogenannteh eilige Krieg —, der um 586, nach zehnjähriger Dauer, mit Zerstörung ihrer Stadt und Weihung ihres Gebietes zum Eigenthum des Tempels endigte. Als der delphische Tempel im Jahre 548 abgebrannt war, sorgten die Amphictyonen für den Wiederaufbau und schlossen den Contract darüber mit den Unternehmern ab. Als die Phocier von den Delphern beschuldigt wurden, das Gebiet des Tempels verletzt zu haben, wurde ihnen dafür eine Buße zu zahlen auferlegt, und da sie diese nicht zahlten, ward dies Veranlassung zu einem zweiten heiligen Kriege, 355 bis 346; und einen dritten veranlaßte im Jahre 340 ein ähnliches den amphissäischen Lokrern Schuld gegebenes Vergehen.

In specieller Beziehung zum delphischen Heiligthum steht ferner die Anordnung und Leitung der pythischen Spiele, die von den Amphictyonen nach dem ersten heiligen Kriege übernommen wurde.

Die Versammlungen der Amphictyonen fanden regelmäßig zweimal jährlich Statt, im Herbste und im Frühling. Die Versammlungsorte waren Delphi und Thermopylä, oder vielmehr das nahbelegene Anthela; doch scheint es nicht, daß einer dieser beiden Orte ausschließlich für die herbstliche, der andere für die Frühlings-Versammlung bestimmt gewesen, sondern vielmehr daß die Abgeordneten sich jedesmal zuerst nach Anthela und dann nach Delphi begeben haben. Es kamen aber auch außerordentliche Versammlungen vor. Jede der zwölf Völkerschaften beschickte die Versammlung durch zwei Gesandte, welche den Namen Hieromnemones führten, d. h. Besorger der heiligen Angelegenheiten. Es versteht sich übrigens von selbst, daß jedem amphi-

ctyonischen Staate, auch wenn er nicht an der Reihe war, einen Hieromnemon abzuordnen, doch frei stand, Gesandte zu schicken, um den Gang der Verhandlungen zu beobachten und möglicher Weise im Interesse des Staates Einfluß darauf zu üben, wozu es ja immer genug Mittel und Wege gab, wenn sie auch nicht berechtigt waren, an den Sitzungen selbst Theil zu nehmen. Auch außer solchen Gesandten aber war an den Versammlungsorten der Amphictyonen, namentlich zu Delphi, eine nicht geringe Anzahl von Leuten aus Theilen Griechenlands anwesend; wir wissen, daß auch Märkte dort gehalten wurden. Mitunter geschah es nun, daß der vorsitzende Hieromnemon eine allgemeine Versammlung aller aus den amphictyonischen Völkerschaften Anwesenden berief, nicht freilich um mit ihnen zu berathen, sondern um die Beschlüsse ihnen kund zu thun, wobei es denn aber nicht fehlen konnte, daß die Versammlung ihre Stimmung und Gesinnung zu erkennen gab und dadurch einen Einfluß auf die Maßregeln ausübte.

62. Die Umgestaltung der Verfassungen; die Tyrannis.

(Nach Zeiß, Lehrbuch der allgemeinen Geschichte vom Standpunkte der Cultur.)

Der Entwicklungsgang der griechischen Verfassungen war im Allgemeinen folgender: die älteste Regierungsform war die Monarchie; den Königen standen Edle berathend zur Seite. Als die königlichen Familien ausstarben, theils entarteten, ging die oberste Staatsgewalt auf die Edlen über. Die ersten Spuren dieses Uebergangs finden sich schon bei Homer. Oft führten die Könige durch Mißbrauch der Gewalt ihren Sturz herbei oder erkauften bei Thronstreitigkeiten durch Verzichtleistung auf ihre Rechte den Schutz der edeln Geschlechter, in welchem letzteren Falle sie sich mit der Stellung eines obersten Beamten der Aristokratie begnügen mußten. Die oberste Staatsgewalt ging an den begüterten und kriegsgeübten Theil der Nation über, und die Verfassung wurde eine erbliche Aristokratie. Die thätige Theilnahme an der höchsten Staatsgewalt beschränkte sich auf den engen Kreis der aristokratischen Familien, die sich, im Gegensatze zu dem gemeinen Volke, als die allein guten und wahren Bürger bezeichneten. Die Aristokratie ging in Oligarchie über, wenn die Geschlechter aufhörten, Gesetz und Herkommen zu achten, wenn sie nur ihr Interesse, nicht das gemeine Wohl im Auge hatten, und wenn sie sich nur unter sich, nicht aber mit ihren plebejischen Mitbürgern verschwägerten. Der Staat trennte sich dann in zwei feindlich gesinnte Theile oder in ein abgeschlossenes Gemeinwesen von Unterdrückern und einen rechtslosen Haufen von Unterdrückten. Ein solcher Zustand mußte ein Ende nehmen, sobald das Volk, der Demos, zum Bewußtsein seiner Stärke gelangte. Zur Stütze gereichte den Oligarchen die dem Volke innewohnende Achtung vor angeerbten Rechten und Thatenruhm, ihr Reichthum, der ausschließliche

Besitz der Waffen und Burgen, die höhere Einsicht und der Besitz aller der Kenntnisse, welche sich auf die Geschichte, das Recht und die Religion des Landes bezogen, endlich ihre Verbindungen mit anderen Staaten und ihr festes Zusammenhalten. Der Oligarchie waren vorzugsweise diejenigen Gegenden günstig, in welchen Ackerbau die Hauptbeschäftigung war, und dieser den gemeinen Mann an seine Hufe fesselte und in einzelnen Gehöften über das Land zerstreute. Dagegen entstanden da bald Kämpfe zwischen dem Volke und den Oligarchen, wo die Unfruchtbarkeit des Bodens oder die vortheilhafte Lage des Landes zur Gewerbsthätigkeit, zum Handel und zur Schifffahrt reizte, wo sich ein Markt und eine Stadt als Mittelpunkt des Verkehrs bildete, in welcher der brodlose Haufe zusammenströmte.

Verschieden waren die Ursachen, welche den Sturz der Oligarchieen herbeiführten. Bisweilen schwächte ein gefährlicher Krieg die herrschenden Geschlechter und nöthigte sie, das Volk zu bewaffnen und dessen Beistand durch Zugeständnisse zu erkaufen. Verderblicher wurde den Oligarchen eigener sittlicher Verfall, welcher sich häufig auch in übermäßigem Drucke des Volkes kundgab. Gewöhnlich trat ein Mann aus den herrschenden Familien, welcher verarmt war, oder von Ehrgeiz getrieben wurde, an die Spitze des zur Verzweiflung getriebenen Volkes; seltener erstand dem Volke aus seiner eigenen Mitte ein Führer, welcher hinlänglichen Einfluß und Talent zur Leitung besaß. Das Volk pflegte zunächst Ackervertheilung, Schuldenerlaß, das Recht zu rechtsgültigen Ehen mit den Gliedern der herrschenden Familien und Rechtsgleichheit zu erzwingen und überließ die Regierungsgewalt gewöhnlich dem Manne, welcher sich an seine Spitze gestellt und ihm zum Siege über die Oligarchen verholfen hatte. Der frühere Volksführer wurde nun der T y r a n n des Staates. Tyrann hieß bei den Griechen der gegen die bestehenden Gesetze und ohne Wahl der Bürger zur Regierung gelangte Herrscher, ohne daß man mit dem Worte den Begriff der Gewaltthätigkeit und Grausamkeit verband. Der Tyrann befestigte seine unumschränkte Herrschaft, indem er sich der Burg und des öffentlichen Schatzes bemächtigte, und sich eine ihm ergebene Leibwache hielt. Der Druck des Tyrannen richtete sich zunächst nur gegen die reichen und angesehenen Familien. Im siebenten und sechsten Jahrhundert v. Chr. hatten sich in den meisten griechischen Staaten Tyrannen aufgeworfen, sie suchten ihre angemaßte Herrschaft durch gegenseitige Bündnisse, Verschwägerung und Gastfreundschaft zu stützen. Auch mit auswärtigen Königen suchten sie sich zu befreunden und waren selbst der Einführung orientalischer Sitten nicht abgeneigt. Sie wetteiferten in Glanz und Prunk mit den Barbaren, besonders in Bauten, Weihgeschenken und Kunstwerken. Auf diese Weise schwächten sie theils durch Steuern und Erpressungen das Volk, theils beschäftigten und nährten sie den müßigen Haufen. Ihre Prachtliebe, verbunden mit der erzwungenen Ruhe, war eine treffliche Pflegerin der Wissenschaft und Kunst; Dichter, Künstler, Gelehrte waren die Zierden ihres Hofstaates. Die Zeit der

Tyrannen war für Griechenland in Bezug auf Geistesbildung, Landescultur und Verkehr eine Zeit des Fortschritts; der starre Sinn und die alte Sitte wurde hier gebeugt, und eine freiere Weltansicht begann sich zu verbreiten. Dennoch dauerte die Herrschaft der von Tyrannen gegründeten Dynastieen außer in Sicyon und Korinth*) nicht lange.

63. Korinth unter der Bakchiaden**).

(Nach Ernst Curtius, griechische Geschichte.)

Im 9. Jahrhundert kam in Korinth das Königthum an einen Zweig der Herakliden, welcher sich von Bakchis herleitete; durch die außerordentliche Begabung dieses Regentenhauses ist die Größe der Stadt begründet worden. Die Bakchiaden öffneten die Stadt dem Zuzuge betriebsamer Ansiedler, welche hier an dem Kreuzpunkte aller griechischen Handelswege schneller als an anderen ihr Glück zu machen hofften. Sie hegten und förderten jede wichtige Erfindung; sie erkannten, je mehr die Bevölkerung anwuchs, daß Korinth nicht auf der Landseite, sondern auf dem Meere seine Gebietserweiterung zu suchen habe, daß es nicht, wie hundert andere Küstenplätze, zu einem lebhaften Fährorte bestimmt und zu einem gewinnreichen Transitgeschäfte berufen sei, sondern zur Seeherrschaft. Unter den Bakchiaden traten die Korinthier als selbständiges Handelsvolk auf. Sie nahmen den Verkehr in eigene Hand und richteten die Fahrbahn auf dem Isthmus ein, wo auf Rollgestellen die Schiffe von einem Golfe zum andern geschafft wurden. Diese Einrichtungen führten zu technischen Erfindungen mancher Art; die Korinthier fingen an, für fremde Rechnung solche Schiffe zu bauen, welche für die Isthmusfahrt eingerichtet waren, und der Transport selbst sicherte dem Staatsschatze bedeutende Einnahmen, welche der Ausbildung der städtischen Marine zu Gute kamen. Sie machten den Golf, welcher bis dahin von Krissa seinen Namen geführt hatte, zum korinthischen.

Das war die Heldenzeit Korinth's, als seine Trieren jährlich mit dem Aufgange der Plejaden zu neuen Waguissen und neuem Ruhme die junge Mannschaft in die Westsee führten. Korinth hatte seine Bahn gefunden und die Bakchiaden thaten Alles, die Stadt auf derselben vorwärts zu leiten. Sie förderten die einheimische Industrie, um den Seehandel immer mehr zum Hebel eines allgemeinen Wohlstandes zu machen. Die Töpferscheibe war eine Erfindung Korinth's; die Plastik der Thongefäße, ihre malerische Ausstattung war hier zu Hause. Die Bakchiaden selbst traten an die Spitze der Flotte, wie die venetianischen

*) Siehe den folgenden Aufsatz.
**) Vgl. Duncker, Geschichte des Alterthums III. S. 437 ff.

Nobili, und suchten jenseits des Meeres Befriedigung ihres Ehrgeizes, für welchen die enge Heimat keinen Raum hatte.

Schon die Könige Korinth's hatten diese Unternehmungen begünstigt, um die Mitglieder der reichen Geschlechter, welche mit steigenden Ansprüchen den Thron umdrängten, auswärts zu beschäftigen. Als nun in der Mitte des 8. Jahrhunderts das Königthum dem Ehrgeize der Geschlechter unterlag und zweihundert Familien, die sich alle von Bakchis herleiteten und als ebenbürtig unter einander anerkannten, eine neue Regierungsform einrichteten, nach welcher jährlich Einer aus ihrer Mitte als Prytane die königliche Machtvollkommenheit verwalten sollte, da mußten neue Gährungen und Parteikämpfe in Folge dieser Staatsveränderung eintreten; jüngere Linien, die sich von den regierungsfähigen Familien ausgeschlossen sahen, bekämpften die neu gestiftete Oligarchie, und von Neuem mußte die Flotte dazu dienen, die drohenden Gährungsstoffe aus der Stadt zu entfernen. Darum entstand bald nachher an den jenseitigen Seegestaden eine Reihe wichtiger Pflanzstädte unter der Führung junger Bakchiaden.

Die wichtigste von allen war Corcyra, der Knotenpunkt aller Seefahrten im ionischen Meere. Hier lernten sie eine Reihe neuer Handelswege kennen. Sie verdrängten die Eretrier aus Corcyra und eröffneten von hier aus ihre weiteren Fahrten, theils nordwärts zu den illyrischen Häfen, theils westlich nach Italien und Sicilien. Sie leiteten und schützten mit ihren Trieren die Colonisation, welche aus dem krisäischen Golfe nach Westen ging, und legten selbst an dem schönsten Hafen Siciliens, auf der Insel Ortygia, den Grundstein zu Syrakus.

Die Zahl der Bakchiaden schmolz immer mehr zusammen, und je weniger ihrer waren, desto eifersüchtiger wachten sie über ihren Privilegien, desto argwöhnischer und despotischer wurden sie, desto ungerechter erschien ihre Macht dem Volke, ihre Ueppigkeit machte sie dem Volke verächtlich, und endlich trug äußeres Unglück, namentlich der Verlust von Corcyra, dazu bei, die allgemeine Gährung zu steigern.

Es waren Zwistigkeiten innerhalb der Geschlechter, welche in Korinth den Umsturz der Regierung herbeiführten, denn die Bakchiaden hatten alte Familien, deren Stammbaum auf Gründer des Staates zurückgeführt werden konnte, von allen Regierungsrechten ausgeschlossen und jede nähere Gemeinschaft mit ihnen abgebrochen.

Neunzig Mal hatten die jährlichen Prytanen aus dem Hause der Bakchiaden gewechselt, als Cypselus diese Ordnung der Dinge umstürzte und, auf des Volkes Gunst gestützt, sich zum unumschränkten Herrn von Stadt und Land, von Heer und Flotte machte. Dreißig Jahre lang wußte er sich inmitten der vielbewegten Seestadt auf dieser Machthöhe zu erhalten. Als Verwandter der Bakchiaden war er mit der früheren Politik des Staates vertraut und wußte sich daraus anzueignen, was ihm frommte. An dem kunstsinnigen Hofe des Machthabers von Korinth, in der Mitte weitreichender Handelsverbindungen, welche einen Ueberblick über die Städte der Hellenen in Asien und

Afrika, Italien und Sicilien eröffneten, in dem durch Vorbild und Lehre erziehenden Umgange mit Weisen und Künstlern wuchs des Cypselus Sohn Periander auf. Er benutzte die Gunst seiner Stellung, um sich eine Bildung von ungewöhnlichem Umfange anzueignen, und wußte derselben so sehr das Gepräge seiner Persönlichkeit zu geben, daß er selbst unter den Weisen seiner Zeit als Weiser galt. Andererseits vermochte er nicht, die Gefahren einer fürstlichen Jugend zu vermeiden. Er hatte zu wenig gelernt, fremde Rechte zu achten.

Als Periander die durch dreißig Regierungsjahre befestigte Herrschaft seines Vaters wie ein rechtmäßiges Erbe antrat, glaubte er sich berufen, den Thron der Cypseliden auf dem Boden der neuerungssüchtigen Seestadt mit allen Mitteln äußerer Gewalt und argwöhnischer Klugheit dauerhaft zu befestigen. Er trennte sich vom Volke, damit der Ursprung seiner Macht vergessen werde; auf seiner hohen Burg, wo er ungesehen den ganzen Verkehr der Golfe und des Isthmus überwachen konnte, saß er von einer starken Leibwache und einem Hofpersonale umgeben, das eine Mauer um ihn bildete. Niemand außer ihm sollte Macht besitzen; auch keinen Reichthum wollte er dulden, welcher einzelne Bürger mit Selbstvertrauen erfüllen könnte, und scheute sich nicht, ihr Vermögen zu außerordentlichen Leistungen in Anspruch zu nehmen, um es auf das gewünschte Mittelmaaß zurückzuführen. Das Gehässige eines solchen Verfahrens wurde dadurch gemildert, daß Periander das Geld nicht für sich behielt, sondern es zu außerordentlichen Geschenken für die Götter verwandte. Auf fremde Kosten freigebig, machte er sich so bei den Göttern und ihren einflußreichen Priesterschaften beliebt, mehrte den Ruhm der Stadt, beschäftigte eine Menge von Künstlern und Handwerkern und gewann an Popularität, indem er das Geld der Capitalisten unter die kleinen Leute brachte.

Vierzig Jahre lang hat Periander in Korinth geboten, als ein Muster fürstlicher Klugheit weithin anerkannt und in auswärtigen Händeln zur Vermittelung mehrfach angerufen. Aber der alte Periander war ein ganz anderer Mann als der, welcher unter so großen Hoffnungen den Thron der Cypseliden bestiegen hatte. Man schrieb die Veränderung dem Einflusse zu, welchen der Verkehr mit anderen Tyrannen und ihr ansteckendes Beispiel auf ihn gehabt hatte. Auch mögen Empörungsversuche und auswärtige Drohungen dazu beigetragen haben, ihn immer mehr zu einem argwöhnischen Despoten zu machen. Endlich war es häusliches Unheil, welches mit den schwärzesten Wolken das Haupt des alternden Periander umzog und seinen Sinn verfinsterte.

Sein unmündiger Neffe Psammetichus vermochte nur wenige Jahre das Regiment zu behaupten. Unter spartanischem Einflusse wurde eine dorische Verfassung wieder hergestellt; die vertriebenen Familien kehrten zurück. Die ganze Regierung der Cypseliden erschien nun wie eine gewaltsame und frevelhafte Unterbrechung der gesetzlichen Verfassung, und die jüngeren Geschlechter lernten Periander's Namen wie den eines fluchwürdigen Despoten verabscheuen.

64. Die Gesetzgebung des Lykurgus.

(Nach G. F. Schoemann, griechische Alterthümer.)

Ueberwiegende Gründe sprechen für die Ansicht, daß Lykurgus keineswegs eine nur fingirte Person sei, sondern daß wirklich ein alter Gesetzgeber dieses Namens einst in Sparta gelebt und sich um die Ordnung des Gemeinwesens so ausgezeichnete Verdienste erworben habe, daß man späterhin auf ihn Alles oder das Meiste der Einrichtungen übertrug, die zu verschiedenen Zeiten, theils vor ihm, theils nach ihm, aufgekommen waren, und von denen manche vielmehr alter Sitte als ausdrücklicher Gesetzgebung ihren Ursprung verdankten. Seine Lebenszeit fiel wahrscheinlich in die erste Hälfte des neunten Jahrhunderts v. Chr. Damals soll, nach der am meisten gangbaren Erzählung, Lykurgus aus herakleidischem Geschlechte, jüngerer Sohn eines Königs aus dem Prokliden oder- Eurypontidenhause, als Vormund seines unmündigen Brudersohnes Charilaus, die Regierung geführt, dann, nachdem sein Mündel selbst den Thron bestiegen hatte, längere Zeit im Auslande auf Reisen zugebracht haben, die Einige ihn selbst bis nach Aegypten, ja, bis nach Indien hin ausdehnen ließen, endlich aber auf den Wunsch des Volkes zurückgekehrt sein, um die Verfassung des damals an Uneinigkeit und Verwirrung krankenden Gemeinwesens zu ordnen. Als Ursachen dieser Verwirrung werden angegeben theils die Unzufriedenheit mit dem Charilaus, der tyrannisch, d. h. mit Ueberschreitung der herkömmlichen Schranken der königlichen Gewalt, regiert habe, theils die Ungleichheit der Besitzthümer, da der größte Theil des Volkes arm war, die Minderzahl der Reichen aber durch Uebermuth und Unterdrückung Neid und Mißvergnügen erregte. Zu seinem Geschäfte als Gesetzgeber und Ordner des Staates ward Lykurgus ausdrücklich durch den Spruch des delphischen Orakels autorisirt und damit seinen Satzungen eine göttliche Sanction gegeben, wie denn auch von Manchen dieselben geradezu als vom Apollo selbst herrührend betrachtet, dem Lykurgus aber, als einem Vertrauten der Gottheit, von den Nachkommen heroische Ehren erwiesen wurden. Die lykurgischen Satzungen werden Rhetren (ῥῆτραι, ϝράτραι) genannt, wohl nicht, wie Einige gemeint haben, um sie als Götteraussprüche zu bezeichnen, sondern weil dieser Name ganz allgemein von jeder in bestimmter Form ausgesprochenen Festsetzung, wie das lateinische lex, gebraucht wurde. Seine Rhetren waren übrigens nur mündlich ausgesprochene, nicht schriftlich aufgezeichnete Anordnungen, und wurden also auch nur im Gedächtniß, nicht in Archiven aufbewahrt.

Die Anordnungen, die dem Lykurgus zugeschrieben werden, lassen sich auf fünf Hauptpuncte zurückführen. Sie betreffen nämlich 1) die Eintheilung des Volkes in Phylen und Oben, 2) die Landvertheilung unter die Bürger und Periöken, 3) die Einsetzung der Gerusia, 4) die regelmäßigen Volksversammlungen, 5) die öffentliche Zucht. Ist die Vermuthung richtig, daß vom Lykurgus neue

Phylen und Oben gestiftet worden, und daß der Zweck dabei gewesen sei, die von den Doriern im Laufe der Zeit aufgenommenen Fremden auf angemessene Weise in den auf Phylen- und Obeneintheilung beruhenden Organismus des Staates einzuordnen, so läßt sich auch ein Zusammenhang dieser Eintheilung mit der Agrargesetzgebung vermuthen. Die Angabe, daß jetzt schon 9000 Landloose gemacht seien, ist offenbar weit weniger glaublich, als die andere, nach welcher von Lykurgus nicht mehr als 4500 oder 6000 gemacht, die Zahl von 9000 aber erst nach der Besiegung Messeniens, etwa anderthalb Jahrhunderte nach Lykurgus, erreicht wurde. Damals soll auch das Periökenland in 30,000 Loose getheilt worden sein, ob gleiche oder nicht, bleibt ungewiß.

Was nun aber die specielleren Anordnungen hinsichtlich der Verfassung des Staates betrifft, so ließ die lykurgische Gesetzgebung das Königthum, wie sie es vorfand, bestehen, regelte aber seine Macht durch den ihm zur Seite gesetzten Rath der Alten oder die Gerusia und die der Volksversammlung zugestandenen, freilich sehr beschränkten Befugnisse.

a. Die Könige. Das Königthum war in Sparta an zwei Fürsten vertheilt, beide heraklidischen Geschlechtes, aber aus verschiedenen Häusern, die ihren Ursprung von den Zwillingssöhnen des Aristodemus, Eurysthenes und Prokles, ableiteten, aber nicht nach diesen, sondern das eine nach dem Agis, Sohn des Eurysthenes, Agiaden oder Agiden, das andere nach dem Eurypon, Enkel des Prokles, Eurypontiden genannt wurden. In allen wesentlichen Stücken standen jedoch die Könige aus beiden Häusern einander gleich; aber es fand gewöhnlich wenig Einigkeit unter ihnen statt, und, was besonders auffallend ist, sie scheinen sich nie unter einander verschwägert zu haben, hatten auch nicht, wie es sonst bei Geschlechtsgenossen zu sein pflegte, einen gemeinsamen, sondern getrennte Begräbnißplätze in zwei verschiedenen Stadttheilen.

Das Königthum ging durch Erbfolge nicht unbedingt auf den erstgebornen, sondern auf denjenigen Sohn über, der zuerst während der Regierung des Vaters geboren war, und zwar von einer echt spartanischen Mutter, denn nur mit einer solchen durfte der König sich vermählen; Ehen mit Fremden waren ihm untersagt. Waren keine Söhne vorhanden, oder die vorhandenen aus irgend einem Grunde unfähig zur königlichen Würde, wohin z. B. schwere körperliche Gebrechen gehörten, so folgte der nächste Agnat. Eben derselbe führte auch als Vormund (πρόδικος) die Regierung während der Minderjährigkeit des Thronfolgers.

Seiner politischen Bedeutung nach war das Königthum in Sparta am meisten dem der Heroenzeit ähnlich, wie dies uns von Homer geschildert wird*). Die Könige waren berathende und richtende Häupter des Volkes im Frieden, Anführer des Heeres im Kriege und Vertreter des Staates den Göttern gegenüber. Als solche hatten sie alle Staatsopfer entweder selbst zu verrichten, oder doch zu beaufsichtigen. Als

*) S. oben Nr. 59.

Oberpriester bekamen sie von allen öffentlichen Opfern, auch die sie nicht selbst verrichteten, eine Gebühr, nämlich die Felle der geschlachteten Opferthiere, und im Kriege auch die Rückenstücke; ferner wurde von allen Würfen der Säue im Lande ein Ferkel für die Könige abgegeben, damit es ihnen nie an Opferthieren fehlen möchte. Mit dem priesterlichen Charakter des Königthums hängt es auch zusammen, daß körperliche Gebrechen dazu unfähig machten; denn die Priester mußten überall vollkommenen und makellosen Leibes sein.

Als Kriegsherren hatten die Könige in früherer Zeit die Macht, das Heer zu führen, gegen wen sie wollten, und sie darin zu hindern, war mit einem Fluche belegt. Doch ist anzunehmen, daß nicht jedem einzelnen Könige, sondern nur beiden gemeinschaftlich eine solche Macht zugestanden habe, wie denn auch vormals beide gemeinschaftlich das Heer zu führen pflegten, wogegen man es späterhin zweckmäßig fand, die Anführung jedesmal nur Einem zu überlassen. Den Unterhalt des Königs und seiner Umgebung im Felde gewährte der Staat; von der Kriegsbeute gebührte ihm ein Antheil, und zwar, wie es scheint, ein Drittel.

Die richterliche Function konnten natürlich die Könige nicht allein ausüben, sondern mußten Gehülfen dazu haben, als welche die Ephoren und andere Beamte anzusehen sind. Einnahmen von der Rechtspflege bezogen die spartanischen Könige eben so wenig als die homerischen; dagegen aber genossen sie reiche Einkünfte anderer Art, außer den schon oben erwähnten, die ihnen als Oberpriester oder als Feldherren zuflossen. Im Periökenlande waren ihnen beträchtliche Bezirke angewiesen, von denen die Periöken steuern mußten; in der Stadt wohnten sie in einem auf öffentliche Kosten unterhaltenen, freilich nur einfachen und bescheidenen Hause, gewiß aber jeder in einem besondern, nicht beide in demselben; ihr Tisch wurde auf Staatskosten versorgt, und zwar mit doppelten Portionen. Daß ihr Privatvermögen nicht gering gewesen sein müsse, läßt sich namentlich aus der Größe der Geldbußen schließen, die einigen auferlegt wurden.

b. Die Gerusia. In Ausübung der berathenden und beschließenden Gewalt waren die Könige an die Mitwirkung eines Rathes von Geronten gebunden, dessen Anordnung der lykurgischen Gesetzgebung zugeschrieben wird. Etwas Aehnliches indessen ist ohne Zweifel auch früher schon herkömmlich gewesen. Wie die Könige des heroischen Zeitalters mit den Angesehensten des Herrenstandes, die ebenfalls Geronten hießen, Rath pflogen, so werden es auch die spartanischen Könige gethan haben, nur mit dem Unterschiede, daß, da es keinen bevorrechteten Herrenstand unter den Spartanern gab, die Auswahl derer, die sie in ihren Rath berufen wollten, mehr von persönlichem Vertrauen oder von andern durch die Verhältnisse bedingten Rücksichten abhing, und eine feststehende Regel hierüber, sowie über das ganze Verhältniß zwischen den Königen und ihren Rathgebern und Gehülfen, nicht vorhanden war. Eine solche gab erst Lykurg, welcher die Zahl der Geronten auf 28 be-

stimmte, die Wahl der Volksversammlung anheimgab, zur Wählbarkeit ein Alter von mindestens 60 Jahren forderte, und dem einmal Gewählten die Würde auf Lebenslang gewährte.

Den Hergang bei der Wahl eines Geronten beschreibt uns Plutarch folgender Maßen: Wenn das Volk, d. h. die sämmtlichen stimmberechtigten Spartaner, versammelt war, so begaben sich einige auserlesene Männer in ein nahegelegenes Gebäude, von wo aus sie den Versammlungsplatz nicht übersehen, wohl aber die Stimmen der Versammelten hören konnten. Dann schritten die Bewerber um die erledigte Gerontenstelle in einer durch das Loos bestimmten Folge einzeln schweigend durch die Versammlung, welche dann, je nachdem sie dem Einen oder dem Andern mehr oder weniger günstig gestimmt war, ihre Stimmung durch stärkeren oder schwächeren Zuruf zu erkennen gab. Die Eingeschlossenen aber, denen die durchs Loos bestimmte Aufeinanderfolge der Bewerber nicht bekannt war, merkten an, welches Mal der Zuruf am stärksten gewesen sei, und derjenige, dem dieser Zuruf gegolten hatte, ward als der Erwählte des Volkes angesehen. Ihr Geschäft war erstens die Berathung aller wichtigen Staatsangelegenheiten, von denen sie über diejenigen, welche auch der Volksversammlung vorzutragen waren, einen Vorbeschluß abfaßten, den das Volk entweder anzunehmen oder zu verwerfen hatte. Zweitens hatten sie die Gerichtsbarkeit über Capitalverbrechen, d. h. solche, die mit dem Tode oder mit Atimie zu bestrafen waren, sowie über die Vergehungen der Könige. — Ueber die Form der Verhandlungen ist uns nichts Näheres bekannt. Den Vorsitz mochten die Könige abwechselnd haben, wie die Consuln in Rom.

c. Volksversammlungen gab es sicher auch vor der lykurgischen Gesetzgebung in Sparta ebenso, wie dergleichen in der Heroenzeit vorkommen. Lykurg ordnete sie nicht zuerst an, sondern gab nur genauere Bestimmungen über sie. Dahin gehört namentlich, daß das Volk regelmäßig zu gewissen Zeiten berufen werden sollte, und zwar, wie es scheint, monatlich ein Mal, zur Vollmondszeit. Berechtigt zum Besuch der Versammlungen waren alle Spartaner, in so fern sie nicht ihrer bürgerlichen Ehre verlustig erklärt worden waren, vom 30. Lebensjahre ab. Die Berufung zu den Volksversammlungen ging von den Königen, später auch von den Ephoren aus, wenigstens zu den außerordentlichen. Die Gegenstände der Verhandlungen bezeichnete der Vorbeschluß der Gerusia, welcher entweder schon selbst eine Beschlußnahme darüber enthielt, die nun dem Volke nur zur Annahme oder zur Verwerfung vorgelegt wurde, oder auch dem Volke die Entscheidung zwischen den in der Versammlung zu machenden Vorschlägen anheimgab. Als Gegenstände, die in der Volksversammlung verhandelt wurden, finden wir bei den Geschichtschreibern Wahlen von Beamten und Geronten, Entscheidungen über Successionsstreit unter verschiedenen Kronprätendenten, Beschlüsse über Krieg, Frieden und Verträge mit auswärtigen Staaten, endlich Gesetzgebungsmaßregeln. Was die Gesetzgebung betrifft, so war diese im spartanischen Staate so entschieden stabil, daß

die Volksversammlung damit viel weniger als irgendwo anders zu thun hatte. — Die Abstimmung des Volkes erfolgte weder durch Täfelchen oder Stimmsteine, noch, wie anderswo gewöhnlich, durch Handaufheben (Cheirotonie), sondern mündlich durch Zuruf; nur wenn sich auf diese Weise die Mehrheit nicht deutlich genug herausstellte, ließ man die Versammelten nach verschiedenen Seiten auseinander treten. Nach Lykurg's Anordnung stand über die Vorschläge, die von der Gerusia an das Volk gebracht wurden, diesem kein anderes Recht zu, als sie einfach anzunehmen oder zu verwerfen, Aenderungen (oder Amendements) waren nicht zulässig.

d. Die bürgerliche Zucht. Die spartanische Agoge oder die Lebensordnung und Zucht, welcher Sparta seine Bürger unterwarf, beruht zwar ohne Zweifel ursprünglich auf einer vorhandenen Grundlage des Nationalcharakters und volksthümlicher Sitte, ist dann aber auf dieser Grundlage absichtlich und planmäßig ausgebildet und zu einem wohldurchdachten und den besonderen Verhältnissen des spartanischen Staates angepaßten System von Verhaltungsmaßregeln gestaltet, welche das gesammte Leben des Bürgers von der frühesten Jugend bis in das späteste Alter umfaßten, und ihm keine andere Richtung, keine andere Bildung zu gewinnen erlaubten, als nur eine solche, wie sie das allgemeine Beste, d. h. das Bestehen des Gemeinwesens, zu fordern schien. Manche haben Sparta idealisirend als den Staat gepriesen, in welchem mehr als in irgend einem andern die Idee der Aristokratie, d. h. einer Herrschaft der Besten verwirklicht worden sei. Denn zu den Besten bildete allerdings Sparta's Zucht seine Bürger, wenn man den Begriff der Besten in einseitiger Beschränkung auf die Tüchtigkeit zur Behauptung der Herrschaft und zur Bekämpfung der Gegner findet, aber freilich nicht mehr, wenn man ihn in freie Entwicklung aller edlen menschlichen Anlagen und Kräfte, in allseitige und harmonische sittliche und geistige Ausbildung setzt. Dann wird man vielmehr geneigt sein, dem nüchternen Urtheil des unbestochenen Aristoteles beizupflichten und zu gestehen, daß die spartanische Zucht die Menschen, statt sie zu veredeln, nur einseitig und roh gemacht habe.

Gleich beim ersten Eintritt in das Dasein verfiel das Kind der Verfügung des Staates. Ob es am Leben erhalten oder aus dem Wege geschafft werden sollte, ward nicht, wie anderswo, der väterlichen Entscheidung überlassen, sondern es bestimmte darüber der Ausspruch einer aus den Aeltesten der Phyle niedergesetzten Commission, welcher der Neugeborne vorgezeigt werden mußte. Befanden sie es schwach, gebrechlich, fehlerhaft gebildet, so befahlen sie es auszusetzen, zu welchem Zweck ein Platz am Taygetus bestimmt war, der deswegen der Aussetzungsplatz (ἀποθέται) hieß. Das gesunde und fehlerlose Kind befahlen sie aufzuziehen. Der Knabe ward bis zum siebenten Jahre dem elterlichen Hause und weiblicher Fürsorge überlassen. Mit dem siebenten Jahre ward er dem elterlichen Hause entnommen und dem Pädonomen, dem Vorsteher der gesammten Jugenderziehung, zugeführt, der

ihn dann einer bestimmten Abtheilung von Altersgenossen zuwies. Die körperlichen Uebungen waren nach den verschiedenen Altersstufen zweckmäßig vertheilt, worüber sich indessen nichts Genaueres sagen läßt. Gänzlich ausgeschlossen aber war der Faustkampf und das Pankration, als nur für Athleten, nicht für künftige Krieger passend; dagegen Laufen, Springen, Ringen, Discus- und Speerwerfen wurden fleißig getrieben, und daß auch Uebungen im Waffenkampfe nicht fehlen konnten, versteht sich von selbst. Dazu kamen dann ferner mancherlei Tänze, unter denen namentlich ein rascher Tanz in Waffen beliebt war, zu dem selbst schon fünfjährige Kinder angeleitet sein sollen. Die ganze Lebensordnung der Jungen aber war auf Kräftigung und Abhärtung des Körpers berechnet. Sie gingen unbeschuht, ohne Kopfbedeckung, leicht und knapp bekleidet, vom 12. Jahre an selbst im Winter im bloßen einfachen Oberkleide, ohne Untergewand, und mußten mit einem Kleide das ganze Jahr hindurch ausreichen. Sie lagen in ihren Schlafstellen ohne Teppiche und Decken nur auf Heu oder Stroh, und vom fünfzehnten Jahre an auf Schilf oder Rohr. Ihre Kost war nicht bloß einfach im höchsten Grade, sondern auch so knapp zugemessen, daß sie zur vollen Sättigung nicht hinreichte, und die Knaben, wenn sie nicht hungern wollten, genöthigt waren, sich Lebensmittel zu stehlen, was denn, wenn sie es geschickt ausführten, als Beweis von Klugheit und Gewandtheit belobt, wenn sie sich aber ertappen ließen, bestraft wurde. Endlich, um sie auch gegen körperliche Schmerzen abzuhärten, diente, außer andern täglich dargebotenen Mitteln, besonders die jährlich angestellte Diamastigosis oder Geißelprobe am Altare der Artemis, wo die Jungen bis aufs Blut gepeitscht wurden, und es für schimpflich galt, Schmerz zu äußern oder um Nachlaß zu bitten, derjenige aber, der am längsten standhaft aushielt, als Bomonikas, Sieger am Altar, gepriesen wurde. Es kam aber auch vor, daß Knaben unter der Geißel den Geist aufgaben. Eingesetzt übrigens soll der Brauch ursprünglich sein, um der Artemis, welche nach alter Satzung mit Menschenblut gesühnt werden mußte, auf diese Weise einen Ersatz für die vormals gebräuchlichen Menschenopfer zu gewähren.

So angelegentlich und übermäßig nun die allseitige Entwicklung und höchste Steigerung der körperlichen Tüchtigkeit erstrebt wurde, so eng begrenzt war auf der andern Seite der Kreis der geistigen Bildung. Von wissenschaftlichem Unterricht war freilich zu der Zeit, als die Regeln der spartanischen Agoge festgestellt wurden, auch im übrigen Griechenland noch nirgends etwas vorhanden; aber auch späterhin, als wenigstens die Elementarkenntnisse des Lesens und Schreibens überall einen Gegenstand des Jugendunterrichts bildeten, wurden diese in Sparta nicht in die vorschriftsmäßige Disciplin aufgenommen. Dagegen gehörte die Musik zu den Gegenständen der vorschriftsmäßigen Unterweisung und galt als ein vorzügliches Mittel nicht bloß angenehmer Unterhaltung, sondern auch sittlicher Bildung, in so fern sie nämlich dem Charakter getreu blieb, welcher vorzugsweise der dorischen Weise eigen-

thümlich war. Die Knaben und Jünglinge lernten aber nicht allein die Tonwerkzeuge, Flöte und Kithara, zu gebrauchen, sondern sie wurden auch zum Singen von Liedern angehalten, deren Inhalt dem Geiste des Staates entsprechend war.

Von der Verstandesbildung meinten die Spartaner, daß sie durch das Leben selbst und die im täglichen Verkehr sich darbietenden Gelegenheiten zur Einwirkung auf die Knaben in hinreichendem Maße gewonnen werden könne, ohne daß es dazu eigentlichen Unterrichts bedürfte. Deßwegen gab es keine Schulen; aber es wurden die Knaben häufig zu den gemeinschaftlichen Mahlzeiten der Männer mitgenommen, damit sie deren Unterhaltungen anhörten, in denen Gegenstände der mannichfaltigsten Art zur Sprache kamen, bald öffentliche Angelegenheiten, löbliche oder tadelnswürdige Thaten im Kriege oder im Frieden, bald heiterer Scherz und witzige Neckereien der Tischgenossen, wozu die Spartaner sehr aufgelegt waren. In diese Unterhaltungen wurden denn auch die Jungen selbst hineingezogen, sie mußten ihre Meinung sagen und wurden dafür gelobt oder zurechtgewiesen, sie mußten auf verfängliche Fragen oder Neckreden rasch und treffend mit Witz und Geistesgegenwart zu antworten und dabei sich allen unnützen Geredes zu enthalten, möglichst viel in möglichst wenig Worten zu sagen lernen.

Die Erziehung der Jünglinge dehnte sich bis zum 30. Jahre aus, indem sie bis dahin in ihren bestimmten Abtheilungen zu vorschriftsmäßigen Uebungen angehalten wurden. Die Verpflichtung zum Dienst in der Linie begann aber mit dem vollendeten 20. Jahre. Vom 30. Jahre an zählten sie zu den Männern, und konnten nun erst einen eigenen Hausstand begründen, obgleich es gar nicht unmöglich war, daß sie auch schon vor diesem Alter heiratheten. Aber dies entband nicht von der Pflicht, sich in der Abtheilung von Altersgenossen, der sie angehörten, regelmäßig zum Speisen und zu den vorschriftsmäßigen Uebungen einzufinden.

In Sparta war der Staat das erste, das Haus das zweite, und hatte nur in sofern Werth und Bedeutung, als es auch dem Staate diente. Dieser Sinn lag auch dem Institute der Syssitien oder der gemeinschaftlichen Männermahle zu Grunde, wodurch das häusliche Leben mit Frau und Kindern allerdings beeinträchtigt, dafür aber die Bürger gewöhnt wurden, wie Plutarch sich ausdrückt, gleich den Bienen mit einander verbunden, sich nur als Glieder und Theile der Gesammtheit zu fühlen, und nicht für sich, sondern nur für das Ganze leben zu wollen. Die Theilnahme an diesen Syssitien war unerläßliche Pflicht eines jeden Spartaners, sobald er das 20. Jahr zurückgelegt hatte. Auch die Könige durften sich von den Syssitien nicht ausschließen. Ihr Vorzug vor jedem andern Bürger bestand nur darin, daß sie doppelte Portion bekamen, um davon denjenigen mittheilen zu können, welchen sie eine Ehre erweisen wollten. Die Kosten des königlichen Tisches gewährte der Staat; alle Uebrigen aber mußten zu den Syssitien einen

bestimmten Beitrag entrichten an Gerstengraupe oder Mehl, Wein, Käse, Feigen und außerdem eine Kleinigkeit an Geld.

Die Kost war, wie sich denken läßt, im höchsten Grade einfach: das alltägliche Hauptgericht bestand in der berühmten schwarzen Blutsuppe, das Fleisch in dem Blute gekocht und mit nichts als mit Essig und Salz gewürzt. Hiervon wurde Jedem seine bestimmte Portion besonders vorgesetzt, Gerstenbrod dagegen konnte einer essen nach Belieben, und auch Wein ward in hinreichender Menge verabreicht, um selbst ziemlich starkem Durste zu genügen. Sich zu betrinken aber galt für schimpflich. Zum Nachtisch gab es dann Käse, Oliven, Feigen. Doch war es den Tischgenossen nicht verwehrt, auch ein Extragericht zum Besten zu geben, ein Stück Wildpret z. B. oder ein Geflügel oder einen Fisch oder ein Weizenbrod. Dergleichen zu geben, ward bisweilen als Buße für leichtere Vergehen auferlegt, Reichere aber, oder solche, die auf der Jagd etwas Gutes erbeutet hatten, thaten es oft freiwillig. Die Kleidung war vorschriftsmäßig dieselbe für den Reichsten wie für den Aermsten, und die schäbigen Tribonen der Spartaner dienten oft genug den übrigen Griechen zum Gegenstand ihrer Spöttereien. Sie selbst aber thaten sich wohl diesen gegenüber etwas darauf zu Gute und prunkten mit ihren schlechten Kitteln. Knaben und Jünglinge mußten barfuß gehen; dasselbe thaten aber auch die Männer oft und beschuhten sich nur bei festlichen Gelegenheiten oder wenn sie ins Feld zogen.

Wie die Tracht, so war auch die Wohnung des Spartaners höchst einfach und schmucklos. Es wird eine Rhetra Lykurg's angeführt, nach welcher zur Decke und zur Thür keine andern Werkzeuge als Beil und Säge angewandt werden, also alles Holzwerk nur aus roh bearbeiteten Balken und Brettern bestehen sollte. Dieser Einfachheit entsprechend war denn natürlich auch das Hausgeräth. Ja, edle Metalle zu besitzen, untersagte dem Bürger das Gesetz, und als späterhin im übrigen Griechenland Gold- und Silbergeld allgemein geworden, war den Spartanern verboten, dergleichen zu haben, und als Hülfsmittel des inländischen Handelsverkehrs nur Eisengeld üblich, Anfangs in Barren, später in rundlichen Stücken, πέλανοι oder Fladen genannt. Daß für solches Geld keine Gegenstände von Werth aus dem Auslande bezogen werden konnten, ist klar; es konnte nur im Lande selbst als Scheidemünze dienen, und auch das nur zur Ausgleichung geringer Differenzen, indem der Handel vorzugsweise im Austausch von Waaren bestand. Der Grund des Verbotes ist leicht zu erkennen: es sollte dienen, mit den Waaren des Auslandes auch den verführerischen Reiz fremder Sitte fern zu halten, und die altspartanische Einfachheit und Genügsamkeit in unverfälschter Reinheit zu bewahren. Dieselbe Absicht liegt auch dem Gesetz zu Grunde, welches jedem Spartaner, wenigstens jedem, der noch im kriegspflichtigen Alter stand, Reisen ins Ausland ohne specielle Erlaubniß der Ephoren untersagte. Auswanderung war unbedingt verboten; wer dieses Verbot übertrat, den traf, wenn er zurückkehrte, To-

desstrafe. Ausländern ward Ansiedelung in Sparta, als Metöken, nicht gestattet; zeitweiliger Aufenthalt ward ihnen nicht verwehrt, aber sie wurden sorgfältig beaufsichtigt und ausgewiesen, sobald ihre Anwesenheit den Ephoren unräthlich schien.

65. Die beiden ersten messenischen Kriege.

(Nach Friedr. v. Raumer, Vorlesungen über die alte Geschichte, mit einer Einleitung nach E. Curtius, griechische Geschichte.)

Ursprünglich war der spartanische Staat auf nichts weniger angelegt, als auf Erweiterung nach außen, sondern gerade auf Beschränkung innerhalb seiner natürlichen Grenzen, auf Absonderung gegen außen; jede fremdartige Berührung galt für gefährlich. Das Heer war die Schutzwache des Thrones, es sollte nur das Gegründete erhalten. Indessen ist es unmöglich, die ganze Bürgerschaft eines Staats auf Krieg zu erziehen, mit absichtlicher Verabsäumung aller anderen Geistesrichtungen nur nach dieser Seite hin den Ehrgeiz in aller Stärke beim Jünglinge aufzuregen und beim Manne wach zu halten, ohne daß zugleich das Verlangen nach kriegerischer Thätigkeit sich einstellen sollte. Die Periöken Lakoniens kehrten, wie die Bürger aller andern Staaten, nach beendetem Feldzuge zu ihren Beschäftigungen zurück. Die Spartaner blieben stets in Waffen; sie hatten nur zu wählen zwischen der Einförmigkeit des Soldatenlebens im Frieden, das nicht einmal den Reiz der Bequemlichkeit hatte, und dem freieren Leben des Feldlagers. Wen hatten sie zu fürchten, sie, die Krieger waren, wie sonst keine in Hellas, die mit Verachtung auf die von den Feldern und aus den Werkstuben zusammen gerufenen Milizen der anderen Staaten blickten! Dazu kam die Beengung der Spartanergemeinde auf ihrem Grund und Boden. Hier und dort mußten mehrere Brüder von einem Ackerloose leben. Da war kein Ausweg als Eroberung, als neue Landtheilung. Der wohlberechtigte Siegesmuth steigerte den Wunsch nach Krieg, und so wurde die Stadt der Spartaner unwillkührlich in die Bahn eines erobernden Staats hinein gedrängt, auf welcher sie immer mehr verlernten Frieden zu halten.

Messenien war in der achäischen Zeit, deren ruhmreiche Erinnerungen man nicht preisgeben wollte, ein Stück von Lacedämon gewesen und während das Eurotasthal noch immer die Spuren der langen Bürgerkriege trug, welche es seiner ganzen Ausdehnung nach verheert hatten, hatte Messenien, nachdem die ersten Erschütterungen der dorischen Invasion überwunden waren, unter einer Reihe friedlicher Regierungen sich im Stillen zu einem ungemeinen Wohlstande gehoben. Die verschiedenen Stämme der Bevölkerung hatten sich mit einander verschmolzen; das dicht bewohnte Pamisusthal war ein Bild des blühendsten Landbaues, der Golf voll von Schiffen, Methone der belebte Hafenplatz

des Landes. Es konnte nicht anders sein, als daß die Spartaner von ihren kahlen Felsjochen mit Neid herunterblickten in das gesegnete Nachbarland und auf die nahen Terrassen, welche mit wohlgepflegten Oel- und Weinpflanzungen sich zum Flusse niedersenkten. Nun kam dazu, daß das drüben eingewanderte Doriervolk unter den Einflüssen der älteren Bevölkerung und des behaglichen Wohllebens seinen ursprünglichen Charakter gänzlich eingebüßt hatte. Kurz, vielerlei Gründe wirkten zusammen, um gerade nach dieser Seite hin zuerst ein eroberndes Ausschreiten spartanischer Kriegsmacht zu veranlassen, und die Streitigkeiten der Festgenossen im gemeinsamen Artemisheiligthume auf dem Taygetus waren nur die zufällige Veranlassung, den lange glimmenden Nachbarhader zur Kriegsflamme zu entfachen. Es fehlte auch nicht an Spaltung im messenischen Lande, die den Erfolg zu erleichtern versprach. Schon bei dem ersten Nachbarzwiste war eine ansehnliche Partei dafür, den Spartanern die verlangte Genugthuung nicht zu verweigern, und die Uneinigkeit war so groß, daß die Anhänger dieser Partei auswanderten und nach Elis übersiedelten.

Unter der Regierung des messenischen Königes Phintas erhob sich der erste Zwist mit den Lacedämoniern. Nach der Erzählung der letztern übten Messenier in dem auf der Grenze belegenen, zur gemeinsamen Verehrung der Diana Limnatis bestimmten Tempel, gegen lacedämonische Jungfrauen Gewalt, worauf mehrere von diesen sich das Leben nahmen und der spartanische König Teleklus in dem gegen die Uebelthäter erhobenen Streit erschlagen ward. Dem Allem widersprechend behaupteten die Messenier: Teleklus habe unbärtige Spartaner als Jungfrauen verkleidet und in den Tempel geführt, um messenische Edle zu ermorden und sich des Landes zu bemächtigen; der Betrug sei entdeckt, Teleklus getödtet und die übrigen Spartaner besiegt worden. Im Gefühle ihres Unrechts hätten diese auch keine Genugthuung verlangt, sondern ein Menschenalter hindurch sei die Ruhe ungestört geblieben.

Jetzt fand sich eine neue Veranlassung zum Streite. Polychares, ein Messenier, der zu Olympia in der Rennbahn gesiegt hatte, gab seine Heerden gegen einen Antheil an der Nutzung auf die Weide des Spartaners Euäphnus, welcher sie aber heimlich verkaufte und vorgab, sie wären von Seeräubern genommen worden. Der Hirte entfloh jedoch und entdeckte den Betrug an Polychares, welchen Euäphnus hierauf um Verzeihung bat, und ihm die Rückgabe des erhaltenen Geldes versprach. Statt dessen tödtete er wortbrüchig mit größerm Frevel den Sohn des Polychares, welcher zu ihm kam, um jenes Geld abzuholen. Vergeblich erhob Polychares deßhalb Klage in Sparta, er erhielt keine Genugthuung und erschlug nun aus Rache entweder den Sohn des Euäphnus, oder andere Spartaner, welche ihm in die Hände fielen.

Jetzt erklärten die Lacedämonier den Krieg aus drei Ursachen: 1) weil sie von Kresphontes bei Verloosung des Landes betrogen worden; 2) wegen der Ermordung des Teleklus; 3) wegen der Frevelthaten des Polychares.

Die Messenier lieferten Polychares nicht an Sparta aus, weil ihnen Euäphnus nicht ausgeliefert ward; doch wollten sie sich gern der Entscheidung der argivischen Amphictyonen oder der Areopagiten unterwerfen. Diesen friedlichen Ausweg wiesen die Lacedämonier zurück, denn der Ehrgeiz ihrer Könige und der Charakter des Volks selbst überwog jede andere Rücksicht, Alle verbanden sich eidlich, den Krieg nicht eher zu endigen, als bis Messenien in ihrer Gewalt sei.

Vier Jahre lang verwüsteten beide Völker gegenseitig ihr Gebiet, eine große Schlacht im fünften blieb unentscheidend; endlich, bei einer noch heftigern im sechsten Jahre, siegte der Flügel, welchen Euphaes, der Enkel und zweite Nachfolger des Phintas, führte, der entgegengesetzte wich, die Mitte hielt sich unbeweglich: da schlossen beide Theile einen Vergleich, wonach sie ihre Todten begruben und in ihre Heimat zurückkehrten. Den Messeniern fehlte es an Geld zur weitern Fortsetzung des Krieges, manche ihrer Knechte gingen zu den Lacedämoniern über, und ansteckende Krankheiten rafften ihre Mannschaft dahin; deßhalb beschlossen sie, nicht mehr alle einzelnen Orte des Landes zu besetzen, sondern die Bergstadt Ithome aufs Höchste zu befestigen, zu erweitern und zu vertheidigen. Hier erhielten sie ein Orakel des delphischen Apollo, dem Staate Rettung verkündigend, wenn eine Jungfrau aus dem königlichen Stamme der Aepytiden den unterirdischen Göttern geopfert werde. Da trat **Aristodemus** aus dem Geschlechte der Aepytiden, ein Mann von unvergleichlichem Kriegsruhme, hervor, und bot seine Tochter zur Rettung des Vaterlandes dar. Schnell aber drängte sich ein Messenier durch die Menge, laut rufend: der Vater habe kein Recht, über die Jungfrau zu schalten, da sie ihm verlobt sei. Dieser Einwand ward verworfen, und verzweifelnd behauptete jetzt der Jüngling, das Mädchen sei keine Jungfrau. Hierüber in Wuth, ergriff Aristodemus seine Tochter und tödtete sie.

Fünf Jahre lang wagten die Lacedämonier aus Besorgniß vor der Wirkung des Orakels keinen Angriff, erst im sechsten unternahmen sie einen Zug gegen **Ithome**, und eine neue Schlacht ward mit äußerster Tapferkeit, jedoch wiederum unentscheidend, gefochten; nur verloren die Messenier ihren König Euphaes. Aristodemus, weit ausgezeichnet vor allen Messeniern, ward zum Nachfolger erwählt, obgleich einzelne Edle und die Wahrsager wegen der auf ihm haftenden Blutschuld widersprachen. Er regierte klug und gerecht, beide Theile waren des Krieges überdrüssig, und fünf Jahre hindurch ereigneten sich nur ganz unbedeutende Vorfälle, bis endlich eine große, an einem bestimmten Tage zu fechtende Schlacht vollständige Entscheidung herbeiführen sollte. Mit den Lacedämoniern waren die Korinthier und Heloten, mit den Messeniern die Arkader und ein Theil der Argiver und Sicyonier. Die Lacedämonier wichen auf allen Punkten. Ein Orakel rieth diesen, statt der Gewalt nunmehr List anzuwenden. Den Messeniern hatte nämlich ein Orakel die Herrschaft verkündet, wenn sie hundert Dreifüße um den Altar des Zeus zu Ithome stellen würden; während sie aber noch

an Fertigung der hölzernen arbeiteten, brachte der Spartaner Oebalus, dem das Geheimniß verrathen worden, dieselben schneller aus Thon zu Stande und an den bestimmten Ort.

Um diese Zeit träumte dem Aristodemus: er sei gewaffnet zur Schlacht, und bereit zum Opfer. Die Opfertheile lagen schon auf dem Altar; da nahete ihm langsam seine Tochter in schwarzer Tracht, und zeigte die aufgeschnittene blutige Brust und den Leib. Sie warf die Opfertheile vom Altar, zog ihrem Vater die Waffen aus, setzte ihm nach Art messenischer Todtengebräuche die Krone auf und legte ihm weiße Kleider an. Aristodemus sah hieraus, daß die Götter den Untergang seines Vaterlandes beschlossen hatten, ihn jammerte das fruchtlose Unglück seiner Familie, er tödtete sich selbst. Da verloren die Messenier den Muth und zerstreuten sich in die Städte und bei den Bundesgenossen; die Lacedämonier aber besetzten Ithome und ließen die Messenier schwören, nie von Sparta abzufallen oder Aufstand zu erregen, die Hälfte ihrer Früchte den Siegern abzuliefern; und bei den Begräbnissen der lacedämonischen Könige und obrigkeitlichen Personen in Trauer zu erscheinen.

So endigte der erste messenische Krieg 724 Jahre vor Christus, zwanzig Jahre nach dem Ausbruche der Feindseligkeiten. Obgleich die neue Herrschaft der Spartaner drückend erschien, so ertrugen sie dennoch die ältern, kriegsmüden Messenier; sobald aber ein neues Geschlecht herangewachsen war, überwog die Sehnsucht nach der Freiheit; und 685 Jahre vor Christus, vierzig Jahre nach der Eroberung von Ithome, um die Zeit der Einführung jähriger Archonten in Athen, brach die Empörung gegen Sparta aus. Unentscheidend war das erste Treffen, obgleich Aristomenes, ein Aepytide, mit solchem Heldenmuth focht, daß ihm das Volk die königliche Würde antrug; bescheiden nahm er nur die Stelle eines Feldherrn an. Bald darauf schlich er verkleidet heimlich nach Sparta, und hing in dem Tempel der Athene seinen Schild mit der Inschrift auf: „Aristomenes, zum Denkmal des Sieges über die Lacedämonier." Wegen solcher Kühnheit und so gefährlicher Andeutung erschreckt, befragten die Letztern das Orakel, und erhielten die Antwort: sie sollten von den Athenern einen Feldherrn erbitten. Diese, in Verlegenheit, wie sie den Befehl des Orakels erfüllen, und dennoch nicht dazu beitragen möchten, daß die Lacedämonier Herren des Peloponnesus würden, erwählten nach langer Berathung einen lahmen Dichter Tyrtäus zum Feldherrn, den die Spartaner, weil sie die athenische List wohl erkannten, Anfangs zwar nicht feindlich, jedoch gleichgültig behandelten; dann aber, als er durch Heldenlieder und Kriegsgesänge anfeuerte und wunderbar begeisterte, für ein heiliges Geschenk des Gottes hielten.

Deßungeachtet wurden die Lacedämonier bei Stenykleros, am Grabmal des Ebers, durch des Aristomenes unbezwinglichen Muth nochmals geschlagen und nur Tyrtäus brachte sie dahin, die Waffen nicht nieder zu legen.

Im Vertrauen auf den erneuten Bund mit den Arkadern hoffte Aristomenes jetzt entscheidend zu siegen, aber deren König Aristokrates hatte sich heimlich von den Lacedämoniern bestechen lassen, forderte in der Schlacht am Graben seine Mannschaft zur Flucht auf und brachte dadurch die Messenier in solche Verwirrung, daß ungeachtet aller Tapferkeit ihre Niederlage nicht zu vermeiden war. Als Aristomenes sah, daß nunmehr das offene Land nicht mehr behauptet werden könne, so führte er die Messenier nach dem Berge Ira, ließ diesen auf alle Weise befestigen und von hier aus so viele und so bedeutende Raubzüge unternehmen, daß, nach mannichfaltiger, abschreckender Zerstörung, die Lacedämonier vorzogen, alles benachbarte Land unbebaut liegen zu lassen. Doch vergaßen sie nicht der Vorsicht gegen größere Unternehmungen, sondern stellten deßhalb hin und wieder versteckte Posten aus. In einen solchen Hinterhalt fiel endlich der zu kühn gewordene Aristomenes, ward verwundet, mit seinen Begleitern gefangen, und von den Lacedämoniern verurtheilt, in die Keaden oder tiefen Höhlen bei Sparta hinabgestürzt zu werden. Alle Anderen fanden durch den Fall ihren Tod, nur Aristomenes kam unversehrt hinab, hüllte sich in seinen Mantel und erwartete sein Ende drei Tage lang. Da hörte er endlich ein Geräusch, ungewiß woher, und entdeckte mit Mühe in der Finsterniß, daß ein Fuchs durch irgend eine Oeffnung hineingekommen war und an den Leichnamen nagte. Leise schlich Aristomenes hinzu, ergriff den Fuchs mit einer Hand, deckte sich mit der in den Mantel gehüllten zweiten gegen Bisse und folgte dem Thiere so bis zu dem Orte, wo es in die Höhle eingedrungen war. Die Oeffnung erschien zwar zu klein, um hindurch zu kriechen, allein Aristomenes erweiterte sie mit großer Anstrengung, entkam nach Ira und erzählte das Geschehene den Messeniern, welche über seine Gefangennehmung, mehr noch aber über seine Rettung erstaunten. Als die Lacedämonier durch Ueberläufer hievon Nachricht bekamen, spotteten sie des Mährchens, bis Aristomenes die nachlässig gegen Ira anrückenden Korinthier in der Nacht überfiel, gänzlich schlug und ihr Lager eroberte. Bald nachher brachte er dem Zeus zum zweiten Male das Opfer der Hekatomphonia, weil er mit eigener Hand nun zweihundert Feinde getödtet; er soll das Glück oder Unglück gehabt haben, dies Opfer auch zum dritten Male darzubieten.

Durch ein Weib bereiteten die Götter den Untergang von Ira, wie von Troja. Ein lacedämonischer Ueberläufer, der dicht vor Ira wohnte, hatte die Frau eines Messeniers gewonnen und besuchte sie, wenn ihr Mann auf dem Posten war; aber unerwartet kehrte dieser einst in einer stürmisch regnerischen Nacht heim und erzählte, daß Aristomenes verwundet sei und die mehresten Wachen des argen Wetters halber nach Hause gegangen wären. Dies alles hatte der versteckte Laconier mit angehört, eilte, sobald er entwischt war, in das lacedämonische Lager, erzählte und führte die Feinde nach Ira. Unbemerkt erstiegen sie die Mauern, und erst das anhaltende Bellen der Hunde machte die Messenier aufmerksam. Zwar sammelten sie sich jetzt ohne Verzug, allein die

Dunkelheit der Nacht (denn der Regen löschte alle Fackeln aus) erlaubte keine entscheidenden Thaten. Erst mit dem Anbruche des Tages begann der Kampf, Weiber und Kinder fochten wie Männer; Regengüsse, Donner und Blitz erschienen als göttliche Zeichen bald ermunternd, bald schreckend; drei Tage und drei Nächte widerstanden die Messenier. Da ermatteten ihre Kräfte, weil sie sich nicht, wie die weit zahlreichern Lacedämonier, ablösen konnten, und Theokles der Wahrsager trat zu Aristomenes und sprach: was machst du dir so große Arbeit, weißt du nicht, daß die Götter den Untergang Messeniens beschlossen haben? Ich will mein Ende erreichen mit dem Vaterlande, du aber erhalte die Messenier, erhalte dich ihnen! Mit diesen Worten stürzte er in die Feinde und fand seinen Tod. Aristomenes rief hierauf die Messenier von dem Kampfe zurück, nahm die Weiber und Kinder in die Mitte, stellte sich an ihre Spitze und neigte Haupt und Lanze gegen die Spartaner zum Zeichen, daß er den Durchzug verlange. Diese öffneten den stumm Verzweifelnden ihre Reihen und ließen sie ungestört ziehen. Sie kamen zu den Arkadern, und Aristomenes beschloß, mit fünfhundert auserlesenen Messeniern Sparta in der Abwesenheit des Heeres zu überfallen, dreihundert Arkader gesellten sich zu ihnen. Aristokrates aber verrieth den Lacedämoniern dies Unternehmen; nicht ungestraft, denn seine Boten wurden auf dem Rückwege gefangen und seine Treulosigkeit entdeckt, worauf ihn die Arkader im höchsten Zorn steinigten und verlangten, daß auch die Messenier an dieser Rache Theil nehmen sollten. Diese erwarteten ihres Feldherrn Weisung, allein Aristomenes schwieg im Uebermaße seines Schmerzes und sah weinend zur Erde.

Gorgus und Mantiklus führten einen großen Theil der Messenier, auf die Einladung des Beherrschers von Rhegium, Anaxilas, nach Sicilien gegen die Zankläer. Diese wurden besiegt und Anaxilas wollte sie vertilgen; Gorgus und Mantiklus aber, in Erinnerung gleicher Leiden, söhnten sich mit ihnen aus und wohnten seitdem gemeinsam in der neuen Stadt Messana. Aristomenes ging nach Rhodus zu dem Könige Damagetus, welchem ein Orakel befohlen, die Tochter des trefflichsten Mannes in Hellas zu heirathen; dafür hatte er den Feldherrn der Messenier gehalten. Im Begriff an Ardys, dem Könige von Lydien, und Phraortes, dem Könige von Medien, den Spartanern Feinde zu erwecken, starb Aristomenes, ward ehrenvoll begraben und als ein Held verehrt. So endete Messenien 668 Jahre vor Christus, nach rühmlichem Kampfe für eine wahrscheinlich gerechte Sache.*) Die Sparta-

*) Wie unsicher der historische Gehalt der Sage von Aristomenes sei, beweis't am stärksten der Umstand, daß die Ueberlieferung ihn bald zum Helden des ersten, bald zu dem des zweiten Krieges macht. Diodor läßt die Frage unentschieden, und Pausanias, der uns einen Auszug aus der Aristomeneïs des Rhianus, eines Dichters im 3. Jahrh. v. Chr., aufbewahrt hat, welcher der obigen Erzählung zu Grunde liegt, begnügt sich zu sagen, daß Aristomenes „seiner Meinung nach dem spätern Kriege angehöre", in welchen ihn auch das Gedicht des Rhianus setzt. Die Messenier häuften auf den Heros ihres Landes die größten Thaten in der Schlacht, die kühnsten und



ner vertheilten jetzt das durch seine Größe und Fruchtbarkeit für sie höchst wichtige Gebiet, und machten die Bewohner, ursprünglich Brüder und Stammgenossen, zu leibeigenen Unterthanen.

---

66. Reform der spartanischen Verfassung; die Ephoren.

(Nach Max Duncker, Geschichte des Alterthums, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

Der Herrschaft des spartanischen Adels (der eigentlichen Spartiaten) drohte eine doppelte Gefahr, einmal von ihren Unterthanen, den Perioeken, wenn sich aus ihnen durch Aufblühen des Handels in den Hafenplätzen Messeniens und Lakoniens ein wohlhabender Bürgerstand bildete, wie es im Norden des Peloponneses (Korinth, Sicyon) bereits geschehen war; nähere und schlimmere Gefahren aber hatte der Adel von seinen Oberhäuptern, den Königen, zu erwarten, wenn diese der ihnen durch Lykurg auferlegten Beschränkungen, der Souverainetät des Adels, müde, die Wege der Tyrannen von Korinth und Sicyon einschlugen, wenn einer derselben sich an die Spitze der Perioeken und Heloten stellte und, um die Adelsherrschaft zu stürzen, diesen gleiche Rechte mit ihren bisherigen Herren verhieß. Einer solchen Coalition des Königthums mit den Perioeken und Heloten konnte die Macht der Adelsgeschlechter, zumal bei der demokratischen Richtung der Zeit, welche der Herrschaft der Spartaner widerstrebte, unmöglich gewachsen sein, um so weniger als die kriegerische Tüchtigkeit des Adels, die einzige Säule des Staates, immer mehr der Verweichlichung und dem bürgerlichen Treiben weichen mußte, seitdem Streben nach Geld und Gut auch bei den Edelleuten am Eurotas Eingang gefunden hatte.

Um daher die Adelsherrschaft zu sichern, erfand Chilon, den die Griechen unter die Zahl ihrer weisen Männer rechnen, als er 580 in die Gerusia gewählt worden war, eine neue Beschränkung der königlichen Gewalt. Die legislative Befugniß der Könige war hinreichend durch die Gerusia und die große Versammlung des Adels beschränkt; die Gefahren lagen in der Executivgewalt, welche den Königen geblieben war. Um diese zu beaufsichtigen und unschädlich zu machen, durfte man sich nicht mit einer nachträglichen Controle begnügen. Der Adel mußte in der Lage sein, selbständig in die Regierung einzugreifen, über

verwegensten Anschläge, die schlaueste List, und nicht der Uebermacht oder der Tapferkeit der Spartaner unterliegt Messenien, sondern dem doppelten Verrath, nämlich dem des arkadischen Königes und dem eines ehebrecherischen Sclaven. Historisch scheint die Unterstützung, welche die Arkader den Messeniern leisteten, weil die Spartaner versuchten, ihre Grenze gegen Arkadien hin vorzurücken. Vergl. Max Duncker, Geschichte des Alterthums, III. S. 428 ff. Zur Kritik der Sage vergleiche auch K. O. Müller's Dorier I. 141—152.

die Machtmittel des Staates unmittelbar zu verfügen, er mußte eine Regierung neben und gegen die Staatsverwaltung der Könige gründen. Dazu schien eine neue Behörde, beweglicher als die Gerusia, als die große Adelsversammlung, erforderlich, abgesehen davon, daß diese beiden Körperschaften seit Alters unter dem Vorsitze der Könige standen. Aber man blieb dem Geiste der Stabilität treuer, wenn man eine bereits bestehende Behörde zur Beaufsichtigung des Königthums, zu dieser Gegenregierung benutzen, wenn man eine solche in diesem Sinne umwandeln konnte. Für diesen Zweck bot sich das Ephorat dar, welches die Könige Theopomp und Polydor während des ersten messenischen Krieges eingeführt hatten. Damals hatten jene beiden Könige für jeden der fünf Bezirke der Stadt einen Aufseher (Ephoros) ernannt, die während ihrer langen Abwesenheiten im Felde ihre Stelle im täglichen Gericht, in den Processen über Mein und Dein vertreten sollten. Das Amt war stehend geworden; die Könige ernannten die Ephoren, so wie die übrigen Beamten des Staates, und wechselten mit den Personen, so oft es ihnen gut schien. Da die Klagen des Marktes die Thätigkeit der Ephoren vorzugsweise in Anspruch nahmen, da sie neben der richterlichen auch die Function einer städtischen Policeibehörde übten, hatten sie ein Amtshaus am Markte, in welchem sie stets bei einander waren und mit einander speis'ten. Nun hatte Asteropus bereits die wichtige Neuerung durchgesetzt, den Königen die Ernennung der Ephoren zu entziehen; ihre Wahl wurde seitdem alljährlich von dem gesammten Adel vollzogen. Es war dies eine bedeutende Erwerbung für den Adel. Einmal war damit den Königen der Weg versperrt, ihre Anhänger zum Ephorat zu ernennen, durch diese die Perioeken im Marktverkehr und im Gericht begünstigen zu lassen und dadurch die Anhänglichkeit derselben zu gewinnen; andererseits waren die Rechte der Edelleute dadurch erheblich erweitert worden. Das Recht, die Geronten zu wählen, hatte geringen Werth. Die achtundzwanzig Sitze der Gerusia wurden nur durch den Tod der Inhaber erledigt; die selten vorkommenden Neuwahlen wurden innerhalb der einzelnen Obe, deren Vertreter gerade mit Tode abgegangen war, vollzogen; die Wählbarkeit war auf wenige Familienhäupter beschränkt und an ein Alter von sechszig Jahren gebunden. Für das Ephorat wurde alljährlich gewählt, das Ephorat war jedem Edelmanne zugänglich, der das dreißigste Jahr überschritten hatte, gleichviel ob er dem hohen oder niedern Adel angehörte, ob er arm oder reich war. Diese Behörde versuchte Chilon den Königen nicht bloß gleichzustellen, sondern über das Königthum hinauszuheben.

Chilon ließ den Epimenides von Knossus nach Sparta holen, um das Königthum zu einer dem Adel verantwortlichen Behörde herab zu setzen. Er hatte gesehen, welche Wirkungen die Anwesenheit des Epimenides zu Athen gehabt, er hatte das Beispiel Solon's vor Augen. Epimenides gab dem Ephorat die religiöse Stellung, welche ihm fehlte. Er verordnete, daß die Ephoren von Zeit zu Zeit in einem Tempel, welchen er in der Nähe der Stadt gründete und der Pasiphae, d. h.

der Allscheinenden, der Gattin des kretischen Minos-Melkarth weihte, schlafen sollten; sie würden hier im Traum die Weisungen der Götter empfangen, wie solche dem Epimenides selbst in der Grotte von Knossus zu Theil wurden. Von acht zu acht Jahren hatte Zeus dem Minos Offenbarungen ertheilt, so sollten nun auch die Ephoren in jedem neunten Jahre gemeinsam in einer stillen und mondlosen Nacht schweigend den Himmel beobachten. Wenn sich eine Sternschnuppe zeige, so hätten die Könige gegen die Götter gefehlt. In diesem Falle sollten die Ephoren die Könige so lange suspendiren, bis ein von Delphi oder Olympia eingeholtes Orakel den Weg angezeigt habe, wie der Fehler wieder gut gemacht werden könne.

Die Ephoren waren damit nicht nur gleich, sondern höher berechtigt als die Könige. Die Götter selbst gaben ihnen das Recht, die Könige zur Verantwortung zu ziehen, ihre Gewalt zu suspendiren. Die Aufseher des Marktes waren die Aufseher der Könige geworden.

Die Könige wurden verpflichtet, zu Anfang jedes Monats, wo sie dem Apollo das Opfer für das Gemeinwesen darbrachten, den Ephoren zu schwören, daß sie die Regierung den bestehenden Gesetzen gemäß führen wollten, worauf die Ephoren ihnen wiederum das Gelübde ablegten, in diesem Falle ihre Herrschaft nicht anzutasten. Es war die erste Pflicht der Ephoren, darüber zu wachen, daß die Könige ihrem Eide treu blieben. Sie dazu in den Stand zu setzen, wurden sämmtliche Spartaner angewiesen, alles Verdächtige und Auffällige in dem Benehmen der Könige bei den Ephoren zur Anzeige zu bringen. Die Ephoren hatten diese Anzeigen zu untersuchen. Fanden sie dieselben gegründet, entdeckten sie einen Fehltritt, eine Gesetzüberschreitung des Königs, so waren sie befugt, den König selbst in ihr Amtshaus zu laden. Auf die dritte Ladung mußte er erscheinen. Sie hatten das Recht, den Königen Verweise zu ertheilen und Geldbußen aufzuerlegen. Bei schwereren Vergehen, welche die Sicherheit des Staates, d. h. den bestehenden Zustand bedrohten, erhoben die Ephoren die Anklagen bei dem höchsten Gericht. Für dringendere Fälle wurde es den Ephoren sogar gestattet, den König verhaften zu lassen.

Um so weitgreifende Befugnisse gegen die Nachkommen des Hercules wirksam auszuüben, um die Executivgewalt der Könige zu überwachen, zu suspendiren und zu dirigiren, um ihren Verfügungen Nachachtung zu sichern, mußte den Ephoren selbst eine ausgedehnte Executivgewalt übertragen werden. Diese erhielten das Recht, jeden Beamten zu suspendiren, zu verhaften und vor der Gerusia sogar auf den Tod anzuklagen. Sie wurden befugt, für besondere Zwecke im Kriege und im Frieden Commissare auszusenden und Beamte zu ernennen. Die Beute des Krieges sollte an die Ephoren abgeliefert werden. Sie hatten demnach den Schatz des Staates in den Händen. Das Siegel der Ephoren (es trug das Bild des Königs Polydorus) wurde das Siegel des Staates. Alle öffentlichen Urkunden mußten durch Beidrückung desselben von ihnen beglaubigt werden. Hierdurch erhielten die Ephoren das

Recht, alle wichtigen Beschlüsse der Könige und der Gerusia zu bestätigen oder zu verwerfen. Wenn den Königen das Recht blieb, den Staat nach Außen zu vertreten und mit den fremden Gesandten zu verhandeln, so waren die Ephoren trotzdem nicht ohne Einfluß auf die auswärtigen Verhältnisse. Wie über die innern, stand es den Ephoren zu, auch über die auswärtigen Verhältnisse des Staates Anträge an die Gerusia und die Adelsversammlung zu richten und dieselben in dieser zu vertreten. Die Aufbietung des Heeres wurde in ihre Hand gelegt. Ueber Krieg und Frieden hatten die Könige auch bisher nur in Gemeinschaft mit der Gerusia und der Adelsversammlung entscheiden können. Wenn die Aufbietung, die Zahl und Ausrüstung der Armee nun den Ephoren überlassen wurde, so hatten diese dadurch mittelbar in letzter Stelle auch über Krieg und Frieden zu entscheiden. Die Perioeken wurden der Aufsicht der Könige entzogen und unter die Policei der Ephoren gestellt. Diese policeiliche Gewalt war unbeschränkt; sie konnten die Todesstrafe gegen jeden Perioeken verfügen, sie konnten jeden Heloten aus dem Wege räumen lassen. Ueber die Spartaner blieb den Ephoren die Civilgerichtsbarkeit, wie sie dieselbe seit den Zeiten Theopomp's geführt.

Es war eine fundamentale Veränderung der Verfassung, welche Chilon durchgeführt hatte. Die Spartaner liebten es, alle ihre Institutionen auf den Lykurgus zurückzuführen und alle ihre Einrichtungen mit dem Nimbus des unvordenklichen Alters zu umgeben. Sie haben auch diese eingreifende Veränderung nach Kräften verdeckt. So sehr die Spartaner die Stabilität verehrten, so sehr sie den Schein jeder Veränderung mieden, weil nichts der Adelsherrschaft besser dienen konnte; die Errichtung dieser neuen Regierung machte sich dennoch bemerklich genug. Es war nicht bloß, daß die Ephoren vor den Königen sitzen blieben, während alle übrigen, die Geronten nicht ausgenommen, aufzustehen hatten; die öffentlichen Urkunden wurden seit dieser Zeit nicht mehr nach den Regierungsjahren der Könige datirt, sondern mit dem Namen des ersten Ephoren des Jahres bezeichnet. Chilon, der öfter zum Ephoren gewählt wurde, war im Jahre 560 oder 566 erster Ephor.

Nachdem das Compromiß, welches Lykurgus einst zwischen den streitenden Königsfamilien geschlossen, zu der wunderlichen Einrichtung des Doppelkönigthums geführt, bot die Verfassung Sparta's jetzt das noch sonderbarere Schauspiel einer erblichen Monarchie, welche fünf jährlich wechselnden Beamten gehorchen muß, welche diesen verantwortlich ist und von ihnen suspendirt und bestraft werden kann. Und doch standen dieser Monarchie noch immer die vollen Ehrenrechte, doch stand ihr noch immer der Oberbefehl über das Heer, das Recht über Leben und Tod im Felde zu. Doch führten die beiden Könige noch immer den Vorsitz im höchsten Rathe und im höchsten Gerichte des Landes, doch bekleideten sie noch immer die höchsten Priesterthümer, doch vertraten sie den Staat noch immer den Göttern gegenüber im Frieden wie im

Kriege. Trotz alledem war die factische Gewalt, die Regierung des Landes an den Sicherheitsausschuß des Adels, an die Ephoren übergegangen, und man verlangte nachmals von den Königen, daß sie den Ephoren, wie Kinder den Vätern, gehorchten. Während ringsum die Adelsherrschaften zusammenbrachen, während der Adel in Sicyon der Tyrannis erlag, während das Bürgerthum in den ionischen und aeolischen Städten siegte, hatte der Adel von Sparta den entschiedensten Sieg erfochten, hatte er, in wohlbegründeter Besorgniß vor dem demokratischen Königthum, die Monarchie vollständig zu Boden geworfen und die Regierung einer jährlich aus seiner Mitte hervorgehenden Behörde übertragen. Sparta war seitdem eine reine Aristokratie mit dem Namen der Monarchie.

67. Die Olympischen Spiele*).

(Nach E. Curtius, „Olympia".)

Als Xerxes die Heere des Morgenlandes über den Hellespont geführt, Thessalien eingenommen und das feste Thor des inneren Griechenlandes, den Seepaß der Thermopylen, sich durch Verrath geöffnet hatte, konnte er nicht anders glauben, als daß nun jeder ernstliche Widerstand beseitigt wäre und daß die Hellenen der südlichen Landschaften in Zittern und Angst des über sie hereinbrechenden Schicksals warteten. Da kamen Ueberläufer aus Arkadien in das Lager, unstete Leute, die des Lebens Noth hintrieb, wo es zu verdienen gab. Man brachte sie vor den König, um sie auszufragen, was die Hellenen machten. „Sie feiern das Fest der Olympien", war die unerwartete Antwort; „sie schauen den Wettkämpfen und Wagenspielen zu"; und als man sie weiter fragte, um welchen Preis jene Kämpfe gehalten würden, erwiderten sie: „Um den Kranz vom Oelbaum". Da sprach einer der persischen Großen ein Wort aus voll edler Weisheit, wenn es ihm auch als Feigheit ausgelegt wurde: „Wehe, Mardonius, gegen was für Männer hast du uns geführt, die nicht um Gold und Silber Wettkämpfe halten, sondern um Männertugend!"

Die Griechen erkannten in dem Baue des Leibes und der hohen Bildungsfähigkeit seiner Glieder eine wichtige und unabweisliche Forderung der Götter, die Kräfte des Körpers mit nicht minderer Sorgfalt zu stärken und zu veredeln, als die des Geistes. Die Frische leiblicher Gesundheit, Schönheit der Gestalt, ein fester und leichter Schritt, rüstige Gewandtheit und Schwungkraft der Glieder, Ausdauer im Lauf und Kampf, ein helles, muthiges Auge und jene Besonnenheit und Geistesgegenwart, welche nur in täglicher Gewohnheit der Gefahr erworben wird, diese Vorzüge galten bei den Griechen nicht geringer als

*) Vgl. Schoemann, griechische Alterthümer II. S. 45 ff.

Geistesbildung, Schärfe des Urtheils, Uebung in den Künsten der Musen. Darum stand neben der Musik die Gymnastik, um von Geschlecht zu Geschlecht eine an Leib und Seele gesunde Jugend zu erziehen, und deßhalb wurde überall die von den Vätern überlieferte Sitte gymnastischer Uebungen vom Staate geordnet und gefördert. Oeffentliche Gymnasien mit großen, sonnigen Uebungsplätzen, von Hallen und Baumreihen eingeschlossen, meistens vor den Thoren in ländlicher Umgebung angelegt, durften in keiner hellenischen Stadt fehlen. Wer nach Ansehen und Einfluß unter seinen Mitbürgern strebte, mußte bis zur Vollendung männlicher Reife den größten Theil seiner Zeit in den Gymnasien zugebracht haben, und in manchen Städten war es ausdrücklich Gesetz, daß Niemand in die Bürgerschaft aufgenommen werden durfte, der nicht die ganze Reihe gymnastischer Uebungen vollendet hatte. Den Eifer für diese Uebungen erhöhte der Ehrgeiz. Die Gymnasien boten den Knaben und Jünglingen tägliche Gelegenheit, die wachsenden Kräfte an einander zu messen; der Wetteifer steigerte sich, wenn bei festlichen Anlässen das Volk sich versammelte, den Wettkämpfen männlicher Tüchtigkeit und Jugendkraft zuzuschauen. Wohl gab es keine Auszeichnung, welche so mühselige Ausdauer vieler Jahre, so viel Aufwand an Kraft und Zeit, so viel Entbehrung und Schmerzen forderte. Aber die Hellenen haben nie die Freude des Lebens in träger Behaglichkeit gesucht; sie fühlten lebendig, daß eine freie, alle Muskeln anspannende Bewewegung des Körpers in Luft und Sonnenlicht jeden gesunden Menschen freudig belebt, mit innerer Heiterkeit erfüllt. Darum waren die Festspiele für die Hellenen die höchste Lust des Lebens. Es gab keine größeren Götterfeste ohne Festspiele; aber die olympischen übertrafen nach Pindar's Worten alle anderen so, wie das Quellwasser die Schätze des Erdbodens und wie das Gold die Güter des Reichthums.

Gleichzeitig mit der Wanderung der Dorier, welche achtzig Jahre nach dem Falle Troja's in den Peloponnes eindrangen, kamen aeolische Stämme über den Meerbusen von Korinth, und während jene im Süden und Osten auf dem Boden von Agamemnon's Herrschaft neue Staaten einrichteten, besetzten diese das westliche Uferland der Halbinsel und gründeten unter ihrem Führer Oxylus den Staat Elis. Da aber die Eleer sich immer enger an die dorischen Spartaner anschlossen und diese in sich den Beruf fühlten, die in viele Stamm- und Stadtgebiete zerrissene peloponnesische Halbinsel zu einigen, ward Olympia als ein gemeinsames Bundesheiligthum eingesetzt. Zunächst schlossen die beiden Vertreter von Sparta und Elis, Lykurgus und Iphitus, ein heiliges Bündniß mit einander, indem sie sich für die Sicherheit des Heiligthums und für freies Geleit der zu den Festen Wallfahrenden verbürgten. In der ganzen Halbinsel wurde Waffenruhe angesagt, wenn die Zeit der Festspiele herankam. Den Eleern wurde die Verwaltung des Heiligthums übertragen und dafür ihrer Landschaft eine ewige Waffenruhe verliehen; keine bewaffnete Schaar durfte ihre Grenzen überschreiten, ganz Elis war ein dem olympischen Zeus geweihtes

Land. Nach und nach stieg das Ansehen des Heiligthums, und es wurde aus einem peloponnesischen ein hellenisches. Die Hellenen zählten nach Olympiaden, maßen nach olympischen Stadien und schlossen sich den heiligen Gebräuchen Olympia's an.

Olympia war ursprünglich ein Tempelbezirk vor den Thoren Pisa's. Nach der Zerstörung dieser Stadt war die Landschaft weit und breit umher nur noch in Dörfern bewohnt, die wohlhabendste und gepflegteste Gegend Griechenlands, voll von Ackerfluren, Wäldern und Gärten, die das Heiligthum einhegten. Olympia selbst bestand aus zwei scharf gesonderten Theilen, aus dem nicht geheiligten Raume und aus der Altis, dem Tempelhofe des Zeus, welcher alles Eigenthum der Götter enthielt. Nur durch ein Eingangsthor mit schimmernder Säulenhalle durften die Festzüge den Boden der Altis betreten. Trat man hinein, so hatte man gleich zur Rechten den heiligen Oelbaum, von dessen Zweigen ein Knabe mit goldenem Messer die Siegeskränze abschnitt; darum hieß er der Baum der schönen Kränze. Es war ein wilder Oelbaum, dessen Blätter sich durch ein tieferes Grün von dem zahmen Oelbaume unterscheiden. Jenseits des Kranzbaums erhob sich auf mächtigem Unterbaue der Tempel des Zeus, die wichtigste Stelle innerhalb der Altis. Der Tempelort war eine uralte Stätte des Zeusdienstes. Schon frühe stand hier ein Tempel; als aber Athens Denkmäler auf der Akropolis alle früheren Kunstschöpfungen verdunkelten, beschlossen die elischen Behörden einen Umbau und wandten sich nach Athen, der hohen Schule griechischer Kunst. Auf ihren Ruf eilte Phidias herbei, von seinen namhaftesten Schülern und einer ganzen Schaar attischer Werkmeister begleitet. Im Einverständnisse mit ihm ordnete Panänus den malerischen Schmuck und die Gewandung des Tempelbildes, füllten Alkamenes und Päonius die Giebelfelder mit Gestalten der Götter und Heroen; er selbst, der König der Kunst, widmete seine ganze Kraft und Erfahrung der höchsten Aufgabe seines Lebens, den Nationalgott der Griechen an seiner würdigsten Stelle zu verherrlichen. Nach der Mitte des Hofes vorliegend, erhob sich der große Zeusaltar auf einem mächtigen Unterbau zu einer Höhe von 22 Fuß, so daß der Opferrauch frei über die Häupter der Festversammlung fortziehen konnte. Auf einer aufgemauerten Terrasse an der nördlichen Seite standen in einer Reihe die Schatzhäuser zur Aufbewahrung der Weihgeschenke, deren letztes an das Stadium grenzte. Dieses stieß mit dem Hippodrom im rechten Winkel zusammen. Letzterer bestand aus zwei Theilen, der breit geebneten Rennbahn und der künstlichen Anlage der Wagenstände. Die dicht gedrängte Masse von Gebäuden, Altären, Statuengruppen, von Viergespannen und Standbildern der Sieger, von Götterbildern, Dreifüßen und Weihgeschenken aller Art wurde durch die Bäume zu einem landschaftlichen Ganzen verbunden.

Die gewöhnliche Einwohnerschaft Olympia's bestand aus den in der Altis waltenden Priestern aus erlauchten peloponnesischen Geschlechtern; ihnen standen Opferschlächter, Flötenbläser, Holzverwalter und andere

Diener zur Seite. Olympia blieb ein ländlich stiller Ort, und die Waldeinsamkeit des Alpheusthales wurde nur durch die Schritte der Wanderer unterbrochen, die des Weges zogen und am Zeusaltare ihr Gebet sprachen. Aber wie veränderte sich Alles, wenn das vierte Jahr, das Jahr der großen Olympien, herankam und wenn die heiligen Gesandten, „des Zeus, des Kroniden, Friedensboten, der Jahreszeiten Herolde", von der Pforte der Altis auszogen und allen Hellenen die ersehnte Kunde brachten: „Das Fest des Zeus ist wiederum nahe, aller Streit soll ruhen, jeder Waffenlärm schweige! Frei mögen auf allen Land- und Wasserstraßen die Pilger heranziehen zu der gastlichen Schwelle des Zeus!" Alle Hellenen wurden eingeladen und ausgeschlossen nur die Schuldbeladenen oder die dem olympischen Zeus Ehrfurcht versagt oder die sich an der gemeinsamen Sache der Hellenen versündigt hatten, wie einst auf des Themistokles Antrag der Syrakuser Hiero ausgeschlossen wurde, weil er von dem Kampfe gegen Xerxes zurückgeblieben war. Die eingeladenen Städte schickten ihre angesehensten Männer als Gesandtschaften nach Olympia, die auf stattlichen Wagen, in Prachtgewänder gekleidet, mit zahlreichem Gefolge zum Zeusfeste wallfahrteten und im Namen ihrer Städte herrliche Opfer darbrachten. Die Städte der Colonieen benutzten dies Fest, um sich mit dem Mutterlande in lebendigem Zusammenhange zu erhalten. Ihre Bürger eilten in den von Stürmen selten beunruhigten Sommermonaten herbei, und das ionische Meer so wie die breite Alpheusmündung füllte sich mit den bekränzten Festschiffen der auf den Küsten von Asien und Afrika, von Italien, Sicilien und Gallien wohnenden Hellenen. Bewundernd musterte das am Gestade versammelte Volk die auf fernen Weiden gezogenen Rosse und Maulthiere, welche durch fremdländische, dunkelfarbige Sclaven auf den Boden von Elis geführt wurden. Die Kampflustigen unter den versammelten Hellenen mußten sich bei den Kampfrichtern melden; sie wurden in Hinsicht ihres Ursprunges, ihres Rufes, ihrer körperlichen Tüchtigkeit geprüft; sie mußten nachweisen, daß sie zehn Monate lang in einem hellenischen Gymnasium die Reihe hergebrachter Uebungen gewissenhaft vollendet hatten, und wurden dann mit den Kämpfern gleicher Gattung und Altersstufe zusammengeordnet. Zum Schlusse mußten sie vor einer Bildsäule des schwurhütenden Zeus, der in jeder Hand den Blitzstrahl führte, einen Eid darauf leisten, daß sie im heiligen Kampfe sich keine Unredlichkeit und keinen Frevel zu Schulden kommen lassen wollten. Die Spiele wurden im Laufe der Zeiten vergrößert, und aus einem Festtage ward allmählich eine Reihe von fünf Tagen, welche in die Zeit des Vollmonds um die sommerliche Sonnenwende fielen.

Den behendsten Läufer zu sehen, füllten sich zuerst die Stufensitze des Stadiums mit Zuschauern, und wenn die Volksmenge beisammen war, dann traten durch einen verdeckten Gang auf der Westseite die Kämpfergruppen herein, von den Kampfrichtern geführt, welche, durch Purpurgewänder ausgezeichnet, auf ihrem Ehrensitze Platz nahmen. Der

Herold rief die Kämpfer vor die Schranken; sie wurden mit Namensaufruf dem Volke vorgestellt; wer einen derselben seiner Sitten oder seiner Herkunft wegen für unwürdig hielt, um den Kranz des Zeus zu kämpfen, der konnte sich zur Anklage erheben, die von den Richtern sofort erledigt wurde. Dann traten die Kämpfer an die silberne, dem Zeus heilige Loosurne heran, und einer nach dem andern nahm, nachdem er ein kurzes Gebet gesprochen hatte, eines der Loose hervor, welche nach gleichen Buchstaben die Paare oder Gruppen bestimmten. So viele der Gruppen da waren — denn es liefen immer Vier mit einander — so oft wurde der Kampf erneuert, und da Einer Sieger bleiben mußte, so traten, die in den verschiedenen Gruppen gesiegt hatten, zuletzt zum entscheidenden Preiskampfe zusammen.

Nach Art des Wettlaufs wurden auch die anderen Wettkämpfe des Stadiums eingeleitet und ausgeführt; der Sprung, in welchem Schwungkraft der Glieder und Entschlossenheit sich bewährte, der Ringkampf, durch welchen Männer, wie Milo, der reiche Schüler des Pythagoras, ihren Ruhm durch alle Länder verbreiteten, ferner der rohere Faustkampf, der Wurf des Discus und des Speers. In allen den genannten Gattungen der gymnastischen Uebungen bewährte sich des Mannes eigene Kraft und Gewandtheit. Ihnen gegenüber standen die ritterlichen Spiele, wo man der Rosse Tüchtigkeit den Sieg verdankte. Wenn dieser Kampf dennoch alle andren überstrahlte, so war es nicht sowohl die Kunst des Wagenlenkers, als vielmehr der Glanz des Reichthums, die Pracht des Aufzugs, welche zu Gunsten dieser Kampfart entschieden. Hier zeigten sich nur die größeren Staaten, und überall galt es für eine Stufe hohen Erdenglücks, wenn es Jemand vergönnt war, für den Wettkampf Viergespanne aufziehen zu können. Nur die Reichsten traten hier in die Schranken; die Könige von Syrakus und Cyrene sandten ihre Wagenlenker; hochfahrenden Jünglingen, wie dem Alcibiades, erschien nur der Sieg im Hippodrom als ein begehrungswürdiges Ziel. Zu diesem herrlichsten der Schauspiele füllten sich am vierten Festtage die langen Stufenreihen zu den Seiten der Rennbahn. Die Wagenstände wurden verloos't; vor jedem Wagenstande war ein Seil gezogen, hinter welchem die Renner ungeduldig den Boden stampften. In der Nähe saß auf einem Altare ein eherner Adler, welcher, in die Luft steigend, den ersehnten Anfang des Spieles verkündete. Gleichzeitig senkte sich ein Delphin, der auf einem Querbalken lag, ein Sinnbild des reisigen Meergottes. Dies war das Zeichen für die Reiter und Wagenlenker, denn unmittelbar darauf wurden die Seile vor den Wagenständen fortgezogen. Nun tauchten die Gespanne paarweise vom Hintergrunde her vor den Augen des Volkes hervor und bildeten beim Beginne der Bahn eine prächtige, unaufhaltsam stürmende Wagenreihe. Es kam auf der breiten Bahn, welche ein Viergespann mit ausgewachsenen Rossen zwölfmal durchmessen mußte, Alles darauf an, einerseits die kürzesten Fahrten zu machen und möglichst nahe an der Zielsäule mit dem linkslaufenden Pferde herumzulenken, andererseits aber dem

auf dieser Linie sich zusammenschiebenden Wagengedränge vorsichtig auszuweichen. Oft siegte der mit Bedacht von dem Zielschafte abwärts haltende Wagenlenker; in einem Rennspiele scheiterten vierzig Wagen an dieser Klippe, und ließen dem allein übrig bleibenden einen leichten Sieg. Die Zuschauer verfolgten mit Angst und Jubel die rasch sich vollendenden Ereignisse des ergreifenden Schauspiels, bis sie mit lautem Beifallssturme den Glücklichen begrüßen konnten, den des Herolds Stimme ausrief. Angst und Qual war vergessen, und wie die Glut des Julitages sich endlich in ersehnte Abendkühle verwandelte, so begann die Siegesfeier. Der Sieger wurde von seinen Angehörigen und Landsleuten umringt, von den anwesenden Hellenen begleitet; der festliche Zug bewegte sich vom Hippodrom und Stadium nach dem Eingangsthore und zum Tempel des Zeus, denn hier zu den Füßen des Gottes standen die Sessel der Kampfrichter; hier stand der heilige Tisch, auf welchem die frisch geschnittenen Kränze des Oelbaums lagen; vor den Augen des Zeus wurde des Siegers Haupt geschmückt, wurde die Palme in seine Hand gegeben, während die Versammlung in den Hallen und auf den Galerieen heilige Lieder anstimmte. Dann brachte der Sieger sein Dankopfer am Altare des Zeus dar und wurde mit seinen Siegesgenossen als Gast des olympischen Gottes am Heerde des Heiligthums bewirthet. Die Masse des Volkes aber lagerte sich vor der Altis zwischen wohlversorgten Meßbuden im Freien oder unter Zelten, und beim Lichte des Mondes erschallte die ganze Flur von Siegesgesängen. Hier schlossen sich neue Freundschaften, hier begegneten sich alte Gastfreunde; hier erzählte Jeder von den Wundern seines Landes und seiner Stadt, alle griechischen Mundarten tönten durch einander; es war das bunteste Treiben eines südlichen Jahrmarkts. Damit die Gestalt der Sieger nicht nach flüchtigem Eindrucke aus dem Gedächtnisse der Hellenen wieder verschwinden möchte, wurden sie im Erzgusse dargestellt, kommenden Geschlechtern zur Erinnerung und zur Nacheiferung; wer dreimal gesiegt hatte, durfte in ganzer Größe dargestellt werden. Diese Bildsäulen wurden wohl häufig vervielfältigt, um auch in des Siegers Vaterstadt aufgestellt zu werden, so wie sich auch an die Festfreude Olympia's noch eine Nachfeier bei des Siegers Heimkehr anschloß. Man riß die Stadtmauern ein, um seinem Wagen Bahn zu machen; ein unabsehlicher Zug schloß sich an, indem der Sieger im Purpurgewande voranfuhr und die Festgenossen durch die Hauptstraßen zu dem Tempel der stadthütenden Gottheit führte; ihr wurde das Opfer des Dankes dargebracht, und der schönste Schmuck dieses Tages war das Lied eines gefeierten Sängers, welches den Zug begleitete oder beim Mahle gesungen wurde.

Das war den Griechen Olympia. Darum saßen sie hier in heiterer Feststimmung, während Leonidas den Opfertod starb, denn sie fühlten beim Anblicke ihrer olympischen Sieger die freudigste Siegeshoffnung; von Olympia zogen sie nach Salamis und Platää.

68. Athen vom Tode des Kodrus bis auf die Gesetzgebung Solon's.

(Nach E. Curtius, griechische Geschichte.)

Das Ende des attischen Königthums wurde von der patriotischen Sage, welche von keinem Verfassungsbruche und keinem gewaltsamen Parteisiege wissen wollte, so dargestellt, daß nach dem Opfertode des Kodrus sich Keiner würdig gefühlt habe, der Nachfolger zu sein. In der That war es aber die Eifersucht der jüngeren Zweige des königlichen Geschlechts und der andern Adelsfamilien, welche den Uebergang vom Königthume zur Aristokratie bewirkte. Nirgends aber ist dieser Uebergang so allmählich und stufenweise verwirklicht worden, wie in Athen. Es folgten lebenslängliche Oberhäupter aus dem Stamme der Kodriden; sie folgten nach dem Rechte der Erstgeburt; es war scheinbar kein anderer Unterschied, als daß sie nicht mehr Könige, sondern Archonten genannt wurden. Dies kann aber nicht bloß ein müßiger Wechsel des Titels gewesen sein, sondern es wurde das, was in Attika immer vorzugsweise als das eigentliche Wesen der Basileia angesehen wurde, das Oberpriesterthum und die Aufsicht über das Religionswesen, abgetrennt. Die Eupatriden, welche schon den Königen zur Seite eine verfassungsmäßige Geltung hatten, traten mit ausgedehnteren Rechten vor und beaufsichtigten die Verwaltung des königlichen Richter- und Regierungsamtes.

Dreizehn Regenten waren auf einander gefolgt, als ein neuer Angriff der Aristokratie auf die Erben des Königthums gelang. Die Lebenslänglichkeit wurde aufgehoben und ein zehnjähriger Cyclus eingeführt. Noch blieb das Vorrecht des königlichen Stammes durch vier Herrschaften, bis endlich der vom höchsten Amte ausgeschlossene Adel die Schranke durchbrach und freien Zutritt erkämpfte. Bald darauf wurde auch das Amt selbst ein wesentlich anderes. Seine Dauer wurde einjährig, seine Macht unter neun Amtsgenossen vertheilt, welche nach Ablauf ihres Jahres rechenschaftpflichtig waren.

Der erste Archon hatte eine Art Oberaufsichtsrecht über das Gemeinwesen; er sorgte für die, welche des wirksamen und persönlichen Schutzes am meisten bedurften, die Unmündigen und Waisen; er hatte das Ehrenrecht, daß nach ihm in allen öffentlichen Urkunden das Jahr benannt wurde. Der zweite trug den Titel und Schmuck des Königs; er hatte, wie dieser, über die öffentlichen Heiligthümer und Opferdienste zu wachen, damit Alles zur Befriedigung der Götter in hergebrachter Ordnung erfolge. Auf den dritten ging das Heerführeramt über, wie sein Amtsname Polemarchos, Kriegsoberster, beweis't. Es ist also unverkennbar, daß die drei wesentlichsten Attribute des Königthums unter die drei Archonten vertheilt waren; für die anderen sechs blieben keine besonderen Hoheitsrechte übrig; sie hatten auch keine Amtsnamen,

als den gemeinsamen der Thesmotheten oder Gesetzgeber. Sie bildeten also neben den Trägern der königlichen Macht ein besonderes Collegium unter sich; ihre Aufgabe war die Hut der Gesetze.

Wenn in den äußeren Einrichtungen der Landesverwaltung Alles möglichst beim Alten gelassen wurde, so änderte sich desto mehr im innern Gange derselben. Alle Vortheile der Staatsveränderung kamen den Eupatriden zu gut; der Demos verlor hier, wie überall, beim Aufhören des Königthums. Die jährlichen Regenten konnten nichts Anderes sein, als Organe ihrer Partei; sie konnten und durften nicht anders handeln, als im Sinne ihrer Wähler und Standesgenossen. Die Kluft der Stände wurde immer größer; die Eupatriden hatten kein anderes Augenmerk, als ihre Vorrechte zu sichern und die Leute der Gemeine niederzuhalten. Sie hatten alle Staatsgeschäfte, Regierung und Gericht, in Händen, und je mehr sie selbst zur Partei im Staate wurden, um so weniger konnten sie geeignet sein, unparteiische Rechtspflege zu gewähren. Dies war der erste Uebelstand, welcher sich fühlbar machte. Denn das attische Volk hatte von Anfang an einen besonders feinen Sinn für die Idee des Rechts, welche sich im Staate verwirklichen soll, und war in keinem Punkte empfindlicher.

Das wichtigste Vorrecht des Adels war die ausschließliche Kenntniß des Rechts, die Ausübung der heiligen Gebräuche, welche durch mündliche Ueberlieferung in den Geschlechtern vererbt wurden; seine Macht beruhte also auf dem ungeschriebenen Rechte.

Es war daher ein großer Fortschritt in der Entwicklung des bürgerlichen Lebens, als durch Drako das Recht öffentlich wurde. Nun waren die Archonten an einen festen Rechtsgang, an bestimmtes Strafmaß gebunden. Wenn aber von seinen Gesetzen gesagt wurde, sie seien mit Blut geschrieben, sie hätten für alle Vergehen als einzige Strafe den Tod, so ist das gewiß nicht einer persönlichen Härte des Gesetzgebers zuzuschreiben, der weit entfernt war, ein neues System des Strafrechts aufstellen zu wollen, sondern es erschienen die drakonischen Bestimmungen im Vergleiche mit späteren Gesetzgebungen ungemein strenge und einfach, weil sie aus einfach und strenge geordneten Lebensverhältnissen erwachsen waren.

Durch solche Zugeständnisse suchten sich die Eupatriden zu stützen, denn sie konnten die Gefahren der Zeit nicht verkennen. An der Land- und Seeseite war Attika von Staaten umgeben, in welchen die Volksbewegungen mit siegreicher Kraft die alten Ordnungen des Lebens durchbrochen hatten. In Megara, das ursprünglich nur ein Stück von Attika war, jetzt aber seemächtiger und glänzender war als Athen, in Korinth, in Sicyon, in Epidaurus bestanden Fürstenherrschaften, welche im Gegensatze zum Adel von Führern der Volkspartei errichtet worden waren, und es wurden Versuche gemacht, in Athen gleiche Bewegungen hervorzurufen. Hervorragende Adelsfamilien benutzten die Lage der Dinge, um sich im Umkreise ihrer Besitzungen einen Anhang zu bilden

und eine Macht zu verschaffen, welche mit der Verfassung des Landes in offenem Widerspruche stand.

Einem dieser Häuser gehörte Kylon an, ein junger Mann, der im Stadium von Olympia gesiegt hatte und sich dadurch zu höheren Ansprüchen berufen fühlte, als ihm die hergebrachte Ordnung der Dinge gestattete. Er hatte eine Tochter des Tyrannen Theagenes von Megara zur Frau, er hatte in Megara die Reize der Tyrannis kennen gelernt, so daß er auf den Gedanken kam, die schon mehrfach erschütterte Regierung in seiner Vaterstadt zu stürzen und sich zum Herrn von Stadt und Land zu machen. Indem er Erleichterung der Schuldverhältnisse und Ackervertheilung in Aussicht stellte, gelang es ihm, eine entschlossene Schaar Parteigänger um sich zu sammeln. Theagenes stellte ihm Mannschaft zur Verfügung, und so glaubte er nach Vorgang der peloponnesischen Tyrannen nur den entscheidenden Schritt wagen zu müssen, um am Ziele zu sein. Es war griechische Sitte, die wiederkehrenden Jahrestage der Wettsiege zu feiern; dann zog der Sieger, begleitet von seinen Genossen und Angehörigen, geschmückt mit dem Kranze, der seinem Hause wie seiner Vaterstadt unvergängliche Ehre machte, in der Stadt umher zu den Tempeln der Götter, und allem Volke trat dabei die außerordentliche Stellung ihres Mitbürgers entgegen. Deßhalb erkor Kylon diesen Tag, an welchem er ohne Argwohn zu erregen eine ansehnliche Schaar seiner Freunde um sich haben konnte, zur Ausführung seiner That. Die Burg war leicht überrumpelt und das Thor besetzt, aber weiter wurde nichts erreicht. Kylon erkannte bald, daß er sich verrechnet hatte. Trotz aller Verstimmung und Unzufriedenheit, welche in der Bevölkerung gährte, war dennoch eine zu große Eintracht vorhanden, als daß nicht das Gefühl der Entrüstung über den gewaltthätigen Bruch der gottesdienstlichen Feier das bei Weitem vorwiegende gewesen wäre. Dies Gefühl wandte sich mit voller Entschiedenheit gegen den Bürger, welcher das Fest zu verrätherischen Plänen benutzen wollte, und einmüthig strömte das Volk herbei, um die Burg wieder zu gewinnen. Als Kylon seine Hoffnung vereitelt sah, entfloh er mit seinem Bruder auf heimlichem Pfade; die Uebrigen hielten sich noch kurze Zeit und wurden dann durch Hunger zur Uebergabe gezwungen. Erbittert, daß ihnen der Anstifter entgangen sei, rückten die Archonten in das offene Burgthor ein und fanden die hungerbleichen Männer an den Stufen der Altäre sitzend. Unter dem Versprechen der Lebenserhaltung führte man sie fort; aber kaum waren die zitternden Hände vom Altare los, so stürzten Bewaffnete über sie her und machten sie nieder.

In kurzen Augenblicken blinder Leidenschaft war Unheilbares geschehen. Der Ruhm der gottesfürchtigen Athener war auf immer befleckt, die heiligsten Räume waren entweiht, die Götter mußten von ihren Lieblingsplätzen sich mit Abscheu abwenden.

Am meisten wandte sich der allgemeine Zorn gegen das Geschlecht der Alkmäoniden. Denn der Alkmäonide Megakles stand als Archon

an der Spitze der Regierungspartei; sein Geschlecht und seine Clienten hatten sich bei dem Burgfrevel am meisten betheiligt; darum verlangte das Volk, von dem kylonischen Anhange unterstützt, ihre Bestrafung, auf daß ihre Schuld nicht auf der Stadtgemeinde laste.

Die Eupatriden schwankten hin und her zwischen der Erkenntniß der Schuld und dem Gefühle der Standesgenossenschaft, welches um so lebhafter war, je stürmischer aller Orten die Angriffe der Gegenpartei waren, je heftiger der revolutionäre Zeitgeist die Privilegien des Adels bekämpfte. Um hier auszuhelfen, bedurfte es eines Mannes, welcher unter den Eupatriden Rang und Ansehen hatte, aber zugleich einen politischen Blick, der über die Standesinteressen hinausging, und eine den ganzen Staat umfassende Liebe hatte. Ein solcher war Athen zum Heile inmitten der Parteikämpfe unbemerkt herangewachsen, dem edelsten Blute entsprossen, das in Attika zu finden war, vom Geschlechte des Neleus und vom Stamme des Kodrus.

Mit eindringender Beredtsamkeit überzeugte Solon seine Standesgenossen von der Gefahr des Augenblicks; er erklärte offen, daß die Gemeinde alles Recht habe, einem Adel, der seine Hände von Blutschuld zu reinigen weigere, Vertrauen und Ehrerbietung zu versagen, und daß es von Seiten der Geschlechter eine Thorheit wäre, wenn sie um der Verschuldung einzelner ihrer Mitglieder willen ihre ganze Stellung und die Ruhe des Staates preis geben wollten. Es gelang ihm, die Seinigen zu überzeugen. Die Alkmäoniden waren bereit, sich einem Gerichte zu unterwerfen, welches aus 300 Männern ihres Standes zusammengesetzt war; sie wurden hier des Frevels gegen die Götter schuldig befunden und in den Bann gethan. Scheu, von Allen gemieden, zogen sie in langem Zuge zur Unglückspforte der Stadt hinaus und selbst die Gebeine der inzwischen verstorbenen Familienglieder ließ man nicht in attischem Boden ruhen.

Zu der inneren Verstimmung kam äußeres Mißgeschick. Die Unterdrückung des kylonischen Aufstandes hatte Athen mit Megara in neue Feindschaft gebracht. Vielleicht war Kylon selbst beim Theagenes und reizte gegen Athen. Gewiß ist, daß Megara den saronischen Golf beherrschte und Salamis besetzt hielt. Nach einer Reihe mißlungener Unternehmungen ergaben sich die Athener in ihr Schicksal und verboten jede neue Anregung zum Kampfe. Waren aber politische Reden, die das Volk aufregten, in jener schwülen Zeit verboten, die Muse fand sich freie Bahn. In heiliger Begeisterung, die Niemand zu stören wagte, drängte sich Solon unter das Volk; eine Elegie von hundert Versen, welche unter dem Namen „Salamis" lange im Munde der attischen Jugend gelebt hat, stellte der horchenden Menge die schmachvolle Erniedrigung dar. Die Athener zeigten sich ihres Solon würdig, und kaum hatten sie die letzten Reihen vernommen:

Auf! Nach Salamis hin! Laßt uns um das liebliche Eiland
Kämpfen! Das Joch der Schmach werfen wir zornig hinab!

so stürzten sie, von Beschämung und Begeisterung ergriffen, vom Markte

in die Schiffe und eroberten Salamis. Das war ein entscheidender Wendepunkt im Leben der Athener. Sie waren wieder Herren in den eigenen Gewässern, sie konnten wieder ohne Scham ihre Augen aufheben.

Wie tief aber Solon seine Aufgabe faßte, beweisen seine nächsten Schritte. Denn es kam ihm nicht auf einige äußerliche Erfolge an, sondern auf die sittliche Hebung der Volksgemeinde. Er erklärte eine allgemeine Demüthigung vor den Göttern und eine Sühnung der ganzen Stadt für nothwendig. Um dieser ernsten Feier eine durchgreifende Bedeutung zu geben, veranlaßte er die Berufung des Epimenides aus Kreta, eines Mannes, welcher ein hohes priesterliches Ansehen bei allen Hellenen genoß und von Haus- und Staatsgenossenschaften gerufen zu werden pflegte, um durch Zuspruch, Unterweisung und Sühngebräuche das gestörte Verhältniß zu den unsichtbaren Mächten wiederherzustellen. Epimenides weihte, nachdem durch umwandelnde Opferzüge die alte Schuld gesühnt war, die ganze Stadt und den ganzen Staat dem Gotte der ionischen Geschlechter. Mit heiligem Lorberreis wurden alle Häuser und Höfe, alle Altäre und Heerde geweiht.

Nachdem so die Bürgerschaft gleichsam neu geboren war, kam Alles darauf an, sie von den innern Angelegenheiten abzulenken und auf die Bahn kühner Unternehmungen zu leiten, wo durch gemeinsames Kämpfen und Siegen die neu begründete Harmonie der Stände sich befestigen könnte. Welche günstigere Gelegenheit konnte sich aber zu diesem Zwecke darbieten, als die Bedrängniß des delphischen Tempelsitzes? Hier war der Kampf ein Gottesdienst, eine That zu Ehren des Apollo.

Solon war die Seele der ganzen Unternehmung. Ihm gelang es im Anschlusse an Sicyon, den Bund zu Stande zu bringen, mit welchem ionische Thatkraft zuerst in die allgemeinen Angelegenheiten der Hellenen eingriff, das Bundesheer zu sammeln, den Kampf zu leiten, und als derselbe vor den Mauern von Cirrha hartnäckigeren Widerstand fand, die Gemüther bis zum endlichen Siege in ausdauernder Spannkraft zu erhalten. Solon verbrachte die zehn Kriegsjahre nicht im Heerlager der Verbündeten. Er überließ die Ausführung des Unternehmens und was damit an Waffenehre und Gewinn verbunden war, seinen ehrgeizigeren Bundesgenossen, weil er selbst höhere Gedanken in seinem Haupte trug und während der Kriegsjahre sich noch berufen fühlte, ein Werk zu beginnen, von welchem die ganze Zukunft seiner Vaterstadt abhangen mußte.

---

69. Die Solonische Verfassung.

(Nach Friedr. v. Raumer, Vorlesungen über die alte Geschichte.)

In dem Jahre, wo Astyages den medischen Thron bestieg, 594 vor Christus, ward Solon zum Archon und Gesetzgeber ernannt. Nicht ohne reifliche Ueberlegung entschloß er sich zur Annahme dieser

schweren Würde, denn die Habsucht der einen und der Trotz der andern Partei standen jeder wahren Besserung gleichmäßig entgegen. Deßhalb riethen ihm seine Freunde und nicht minder viele Bürger, er möge, unbekümmert um alle Vorurtheile, lieber die Alleinherrschaft antreten. Solon aber verglich die Tyrannei einer schönen Gegend, die keinen Ausgang habe, und blieb, ohne Rücksicht auf die Vorwürfe der Unempfindlichkeit und Furchtsamkeit, ohne Rücksicht auf Wünsche und Hoffnungen Einzelner, bei seinem Plane, nämlich: die drückende Herrschaft Weniger zwar abzuschaffen, aber keine unbedingte Volksherrschaft einzuführen.

Zwei große Maßregeln schufen dem Solon erst reine Bahn zu einer neuen Gesetzgebung: 1) das Aufheben der Gesetze des Drakon, mit Ausnahme derer, welche den Mord betrafen; 2) die Seisachtheia oder die Erleichterung der Lasten. Sie bestand in einer Erhöhung des Nennwerths der Münzen, welches eine theilweise Herabsetzung der Schulden in sich schloß. Gleichzeitig ward es für die Zukunft untersagt, sich wegen Geldforderungen an den Leib des Schuldners halten zu dürfen. Mit diesen Maßregeln waren nun anfänglich weder die Reichen noch die Armen zufrieden, jene, weil sie ungeachtet der innern Zahlungsunfähigkeit der Schuldner durchaus keinen Verlust leiden wollten, diese, weil sie eine neue, gleiche Vertheilung des Grundvermögens auf spartanische Weise erwartet hatten. Endlich beruhigten sich aber beide Theile und Solon rechtfertigte seine Uneigennützigkeit, indem er selbst bedeutende Schuldforderungen erließ oder ermäßigte.

Bei Betrachtung der solonisch-athenischen Verfassung verdienen vorzügliche Aufmerksamkeit: 1) die neue Eintheilung der Bürger in Classen, 2) die Volksversammlungen, 3) der große Rath und 4) der Areopagus.

Zum Verständniß zuvörderst der neuen Classeneintheilung dient Folgendes: Es gab damals in Attika erstlich Sclaven; zweitens Freigelassene (welche aber den etwa übernommenen Verpflichtungen nicht untreu werden oder eigenmächtig ihren Schutzherrn wechseln durften); drittens Metöken oder steuerpflichtige Schutzverwandte, die sich in Attika niedergelassen hatten, aber an den vollen Rechten der Bürger keinen Antheil nahmen, sondern unter diesen stets einen Beschützer hatten, welcher auch ihre Steuern an die Staatscasse ablieferte; viertens Isoteleis, Gleichbesteuerte, welche den Bürgern in sehr vielen Dingen gleich standen, schwerlich aber Stimmrecht hatten oder zu öffentlichen Aemtern gelangen konnten; endlich fünftens von athenischen Eltern geborne volle Bürger.

Diese wurden seither eingetheilt nach Phylen und nach Demen oder Ortschaften. Wie nun aber auch diese Eintheilungen zu einander oder über einander gepaßt haben mögen, so bleibt gewiß, daß der wichtigste staatsrechtliche Unterschied auf den Ständen beruhte; daß die Eupatriden, der Adel, auf Aemter und Herrschaft wohl nicht ausschließlichen, doch überwiegenden Einfluß hatten, daß politische Erbrechte eingeführt waren und streng behauptet wurden. Diese Verhältnisse erschienen dem

Solon mangelhaft, und indem seine neue Eintheilung in Klassen auf einer ganz andern Grundlage, auf dem Vermögen, beruhte, mußte Vieles eine ganz andere Gestalt gewinnen. Die Mitglieder der ersten Klasse hatten eine jährliche reine Einnahme von wenigstens 500 Medimnen Früchte (ein Medimnus hielt etwa 15 Berliner Metzen, und die reine jährliche Einnahme betrug damals etwa ein Zwölftel vom Werthe des Grundvermögens). Zur zweiten Klasse berechtigte eine Einnahme von 300, zur dritten eine Einnahme von 200 Medimnen; geringere Einnahmen verwiesen in die letzte Klasse. Die beiden ersten Klassen leisteten die kostspieligeren Reiterdienste, die dritte gab die Schwerbewaffneten, die vierte stellte Leichtbewaffnete und später größtentheils auch das Schiffsvolk.

Nur Mitglieder der drei ersten Klassen gelangten zu den unbesoldeten Staatsämtern, Alle hatten dagegen Antheil an den Gerichten und Volksversammlungen. Bei der Volksversammlung war eigentlich die höchste Gewalt, sie gab die Gesetze, sie entschied über wichtige Verwaltungsangelegenheiten, sie übernahm oft das Richteramt in bedeutenden Streitigkeiten; Krieg, Friede, Bündnisse, Steuern, öffentliche Anlagen, Belohnungen, Feste, Ertheilung des Bürgerrechts u. s. w. hingen von den versammelten Bürgern ab. Diese überschwengliche Gewalt wurde zunächst dadurch ermäßigt und geregelt, daß nichts an die Versammlung gebracht, nichts in ihr verhandelt werden sollte, ehe der große Rath darüber vorberathen hatte.

So wenig als Solon zuerst Volksversammlungen einführte, so wenig ist er der erste Urheber eines engern Rathes; wohl aber mußten seine Gesetze auch auf diesen Einfluß haben. Jede der vier zu Solon's Zeit bestehenden Phylen oder Hauptabtheilungen gab 100 Glieder zum Rathe der Vierhundert. Sie wurden jährlich aus den drei ersten Klassen genommen. Später als Klisthenes die Zahl der Phylen auf zehn erhöhte, losete man aus jeder derselben 50, mindestens 30 Jahre alte Männer zu dem nunmehrigen Rathe der Fünfhundert. Diese Zahl blieb bis gegen die Zeit des Verfalles von Athen, wo die Zahl bis auf 600 stieg. Außer den 500 Mitgliedern, von welchen jeder täglich eine Drachme aus öffentlichen Cassen bekam, ernannte man für den Fall des Abgangs eine gleiche Zahl von Stellvertretern. Vor dem Eintritt in den Rath mußten sich die Erwählten einer strengen Prüfung unterwerfen*); man durfte jeden aus erheblichen Gründen zurückweisen, ja, sogar im Laufe der jährlichen Verwaltung durch die Mehrheit der

---

*) Die Prüfung war keine wissenschaftliche, sondern hauptsächlich eine moralische. Die durchs Loos Gewählten mußten sich nämlich darüber ausweisen, a) daß sie von Vater und Mutter her bis zum dritten Gliede aufsteigender Linie echt atheniensischer Abkunft wären; b) daß sie den vaterländischen Apollo und den Zeus Herkeios (die alten National- und Hausgottheiten) verehrten; c) daß sie ihre Eltern geziemend behandelten; d) daß sie Kriegsdienste für das Vaterland gethan; e) daß sie ihren sonstigen Verpflichtungen gegen den Staat Genüge leisteten.

Stimmen entfernen. War das Volk am Schlusse des Jahrs mit dem gesammten Rath zufrieden, so erhielten die Glieder einen Kranz zur Belohnung.

Der Rath hatte die Aufsicht und die Vorberathung über Einkünfte, Krieg, Frieden, über die Angelegenheiten der Bundesgenossen, die Polizei u. s. w. Außerdem aber hatte der Rath wohl auch seinen eigenthümlichen Wirkungskreis, innerhalb dessen seine Verfügungen fortgalten, sofern sie nicht vom Volke aufgehoben wurden. Reichten Angelegenheiten über seine verwaltende Befugniß hinaus, so mußte die Entscheidung des Volkes eingeholt werden.

Der Rath der Fünfhundert theilte sich nach den Stämmen (Phylen) in 10 Prytanieen zu 50 Gliedern, von denen jede, nach der durch das Loos bestimmten Reihenfolge, den Geschäften 35 Tage lang vorstand. Dies gab 350 Tage; die 4 oder 5 noch übrig bleibenden Tage, so wie der Monat, welchen man der Uebereinstimmung mit dem Sonnenjahre halber einschaltete, wurden nach Regeln vertheilt, die wir nicht genau kennen, oder die nicht unbedingt feststanden.

Aus den Prytanen ernannte man für jeden Tag einen Vorsteher (Epistates), welcher den Geschäftsgang im Rathe und auch (mit bedeutendem Einflusse) in der Volksversammlung leitete, so lange überhaupt diese Geschäftsstellung den Prytanen verblieb. Jenem Vorsteher übergab man die Schlüssel der Burg und zum Schatze; doch hatte er mit Auszahlungen und Cassengeschäften nichts zu thun. Einige heilige und die Festtage ausgenommen, war täglich Sitzung des Rathes. Vor dem Anfange der Geschäfte opferte man im Versammlungshause dem Zeus und der Athene. Die 50 regierenden Prytanen aßen zusammen im Tholos.

Der Areopagus, bisher wohl nur ein Werkzeug der Adelsherrschaft, sollte jetzt eine Hauptstütze der Verfassung werden. In denselben traten die abgegangenen Archonten auf Lebenszeit, doch mußten sie vorher Rechenschaft über ihre Amtsführung ablegen. Der Areopagus war zuvörderst der höchste Gerichtshof für alle Hauptverbrechen; er bekam ferner die Aufsicht über die Gesetze, die Jugend, die Sitten und die Religion. Die Sitzungen wurden gewöhnlich an den 3 letzten Tagen jedes Monates, aber keineswegs in der Nacht gehalten, und eben so wenig konnte bei der Einleitung so wichtiger Prozesse die Kraft und Einwirkung des lebendigen Wortes ganz zurückgewiesen werden.

Der Wirkungskreis der neun jährlich ernannten Archonten ward im Laufe der Zeit in mehrfacher Hinsicht beschränkt, und nur selten traten sie zu einer gemeinsam wirkenden Behörde zusammen; doch blieben sie noch immer die angesehensten Beamten. Nach dem ersten, Eponymos, benannte man das Jahr. Er sprach über Klagen, welche unter Bürgern aus Personenrechten entstanden; so insbesondere über Erbschaften, Heirathsgut, Heirathsstreitigkeiten, Vormundschaften u. s. w. — Der zweite, Basileus, hatte die Aufsicht über reli-

religiöse Angelegenheiten*) (namentlich die eleusinischen Mysterien) und die Rechtspflege in allen auf Religion und heiliges Recht bezüglichen Dingen. Er war ferner Vorsteher des Areopagus bei Einleitung der Prozesse über Mord, Todschlag, vorsätzliche Verwundung und Brandstiftung. — Der Polemarch urtheilte über Streitigkeiten unter Fremden und leitete in älteren Zeiten zugleich mit dem Feldherrn die Kriegsangelegenheiten. — Sechs Thesmotheten hatten den Vorsitz in Gerichtshöfen über alles das, was nicht dem Wirkungskreise anderer Beamten zugewiesen war.

Aus dem Allem ergibt sich, daß die Geschäftsbezirke der Archonten keineswegs nach einem streng wissenschaftlichen Systeme abgegrenzt waren, wohl aber finden sich geschichtliche Gründe und Veranlassungen, aus welchen die bezeichneten Einrichtungen auf natürliche Weise hervorgingen.

Die Zahl der Gerichte war groß, und ihr Wirkungskreis mehr durch das Herkommen, als durch feste wissenschaftliche Grundsätze bestimmt. Man könnte sie als kleinere Ausschüsse der größeren Volksversammlungen betrachten, in welchen Beamte eine Art von Vorsitz führten und die Sachen zu- oder abwiesen. Es wurden für jene Gerichte jährlich 6000, mindestens 30 Jahre alte Bürger durchs Loos ernannt, welche nach dem ursprünglichen Orte der Gerichtssitzungen Heliasten hießen. Aus jenen wurden 5000 in 10 Abtheilungen von je 500 für die einzelnen Rechtsfälle ausgesondert, während die übrigen 1000 als Stellvertreter dienten. Nach Maßgabe besonderer Bestimmungen und der Wichtigkeit der Gegenstände stieg die Zahl der wirklich in Thätigkeit gesetzten Richter von 201 zu 501, 1001 u. s. w. bis 6000.

Die Heliasten schwuren beim Zeus, Poseidon und der Demeter einen furchtbaren Eid: „sie wollten nach den Gesetzen des Volkes und den Beschlüssen des Rathes richten, Tyrannei und die Herrschaft Weniger behindern, jedem Vorschlage wegen einer Erlassung der Schulden oder einer Vertheilung des Grundvermögens widersprechen, Niemanden gegen die Gesetze verweisen oder zurückberufen, Keinem gleichzeitig mehrere Aemter oder ein neues anvertrauen lassen, der noch für ein anderes rechnungspflichtig sei, keine Geschenke nehmen, sondern Kläger und Beklagte ohne Vorurtheil anhören."

70. Die Pisistratiden.

(Nach Ernst Curtius, griechische Geschichte.)

Während Solon's Ruhm sich über alle Küsten des griechischen Meeres ausbreitete, erwarteten ihn in der eigenen Heimat die schwersten

*) Es weiset dies hin auf die Verknüpfung des adeligen und bürgerlichen Elementes im früheren Volksleben. Vgl. K. Fr. Hermann, gottesdienstliche Alterthümer, 2.

Erfahrungen. Er mußte sich überzeugen, daß sein Friedenswerk nur ein Waffenstillstand gewesen sei.

In Attika waren nicht so einfache Gegensätze wie in den dorischen Staaten, wo sich das Einheimische deutlich gegenüberstand. Es waren mehr Parteien da als anderswo, und die Parteien in sich weniger geschlossen. Sie wechselten an Stärke, Einfluß und Richtung; der Führer Talent und Persönlichkeit war das Entscheidende.

Unter streitenden Parteien hat aber diejenige immer einen großen Vortheil, welche am weitesten gehen will und sich auf den Theil der Bevölkerung stützt, in welcher sich am meisten Unzufriedenheit angesammelt hat. Das waren die armen Leute, die Hirten, Kohlenbrenner und Winzer im Gebirge. Sie glaubten sich durch Solon in ihren Erwartungen getäuscht; sie hatten auf reellere Vortheile, auf Güterverth eilung, auf eine Ausgleichung des Grundbesitzes gerechnet. Hier waren alle Leidenschaften am leichtesten in Bewegung zu setzen; hier waren lauter Leute, die wenig zu verlieren und Alles zu gewinnen hatten, hier fand die aufregende Rede den günstigsten Boden. Die Rede aber war nirgends mehr eine Macht, als unter dem hörlustigen und erregbaren Volke der Athener. Deßhalb hatte sich die Bildung der attischen Eupatriden seit lange vorzugsweise der Redekunst zugewendet, und dieselbe Macht, welche Solon zum Heile des Vaterlandes angewendet hatte, mußte nun auch den selbstsüchtigen Zwecken der Parteiführer dienen.

Homer preis't den gerenischen Nestor und stellt die Honigreden der Weisheit, welche von seinen Lippen fließen, neben die Heldenthaten eines Achill und Agamemnon. Aus dem Stamme des Nestor leitete sich das Haus der Pisistratiden ab, und sie konnten, um diesen Ahnenruhm zu bestätigen, die Gabe der Rede als Erbgut ihres Geschlechtes aufweisen. Es war ein vornehmes Haus von weitreichenden Verbindungen; es besaß ansehnlichen Grundbesitz und ließ an den Gebirgen bei Marathon seine Rosse weiden, um durch sie am Alpheus Kränze zu gewinnen.

Hippokrates war das Haupt der Familie, von dem erzählt wird, daß er in Olympia den Gott wegen seiner Nachkommenschaft befragt und die Verheißung eines großen Sohnes empfangen habe. Der Sohn empfing den im Neleidenhause herkömmlichen Namen Pisistratus und rechtfertigte durch seine glänzenden Eigenschaften frühzeitig die großen Erwartungen des Vaters. Bei den ersten Thaten, mit welchen die Athener die neue Bahn ihrer Geschichte eröffneten, betheiligte sich der feurige Jüngling; er war der erste auf den Zinnen der Hafenburg von Megara, und so weit es zu Auszeichnungen und Thatenglanz Gelegenheit gab, ging er Hand in Hand mit Solon, seinem älteren Verwandten. So wie aber dieser zu seinem Friedenswerke überging und von den Großen des Landes selbstverläugnende Vaterlandsliebe in Anspruch nahm, ging Pisistratus seine eigenen Wege; er war zu sehr vom Glück verzogen, zu sehr in Plänen des Ehrgeizes groß geworden, als

daß er sich hätte entschließen können, ein Bürger unter Bürgern zu sein. Er spendete Geld, er öffnete seine Häuser, er ließ seine Gärten ohne Wächter; er wurde nicht müde, dem Volke seine kümmerliche Lage, seine getäuschten Hoffnungen vorzuhalten und ihm eine glänzende Zukunft vorzuspiegeln. Er wußte allen Adelstolz in Liebenswürdigkeit und Leutseligkeit umzuwandeln und als der uneigennützigste Freund der Bedrückten zu erscheinen; der Zauber seiner Person und seiner Rede war für die Menge unwiderstehlich; in ihm stellt sich zum ersten Male das Bild eines vollendeten attischen Demagogen dar.

Er hatte seinen Gegnern gegenüber Alles für sich. Er war der persönlich begabteste Führer, rücksichtslos zum Aeußersten entschlossen, sein Anhang der am besten organisirte, ein derbes, handfestes Bergvolk. Die Paralier, die dem Alkmäoniden Megakles anhingen, konnten schon ihrer weitzerstreuten Wohnsitze wegen schwerer zu einer geschlossenen Parteibildung gelangen; auch lebten sie bei ihren Seegewerben im Ganzen zu harmlos und zufrieden dahin, als daß sie an eine Veränderung der öffentlichen Zustände viel hätten wagen sollen. Die Partei der Pedieer endlich, welche Lykurgus führte, wollte mehr rückwärts gehen, als vorwärts; sie hatte kein Ziel vor sich, das zu gemeinsamem Streben begeistern konnte.

So wurde Pisistratus der mächtigste der Parteiführer, der bewundertste und der verhaßteste Mann in Athen. Wie er Alles vorbereitet sah, begann er das Spiel, das schon vor ihm so manchem Herrschsüchtigen zum Ziele verholfen hatte. Verwundet, mit blutigem Gespanne, jagte er eines Tages auf den gefüllten Markt und berichtete der ihn umdrängenden Menge, wie er mit genauer Noth den mörderischen Nachstellungen seiner Feinde entkommen sei, die nicht ruheten, bis sie ihn zu Grunde gerichtet und damit alle seine Anschläge zum Heile des Volks zerstört hätten. Wie die Menge durch den Anblick und die vernommene Rede entzündet ist, springt unter den Anhängern des Pisistratus Ariston auf, um den günstigen Augenblick zu benutzen, und beantragt bei dem versammelten Volke, Pisistratus, dem Märtyrer der Volkssache, eine Sicherheitswache zu geben, um seine Person gegen die Tücke der Gegenpartei zu schützen.

Damit war der entscheidende Schritt gethan. Die Zahl seiner Leibwächter wurde von 50 auf 300, 400 vergrößert; am Ende war es eine beliebige Schaar von Söldnern, die ihm zur Verfügung stand und ihm eine Stellung gab, welche die Grundbedingung republicanischer Verfassung, die Gleichheit vor dem Gesetze, aufhob.

Es war indessen dem neuen Gewaltherrn unmöglich, durch seinen ersten Sieg einen dauerhaften Zustand der Dinge herbeizuführen; es war nur der Anfang neuer Bürgerkämpfe. Denn die Stellung der Parteien in Attika war der Art, daß die gerade herrschende in der Regel die beiden andern gegen sich hatte und durch ihre vereinte Macht bedroht wurde. Namentlich war es die Mittelpartei der Paralier, welche sich je nach den Umständen bald der einen, bald der anderen

an der Spitze der Regierungspartei; sein Geschlecht und seine Clienten hatten sich bei dem Burgfrevel am meisten betheiligt; darum verlangte das Volk, von dem kylonischen Anhange unterstützt, ihre Bestrafung, auf daß ihre Schuld nicht auf der Stadtgemeinde laste.

Die Eupatriden schwankten hin und her zwischen der Erkenntniß der Schuld und dem Gefühle der Standesgenossenschaft, welches um so lebhafter war, je stürmischer aller Orten die Angriffe der Gegenpartei waren, je heftiger der revolutionäre Zeitgeist die Privilegien des Adels bekämpfte. Um hier auszuhelfen, bedurfte es eines Mannes, welcher unter den Eupatriden Rang und Ansehen hatte, aber zugleich einen politischen Blick, der über die Standesinteressen hinausging, und eine den ganzen Staat umfassende Liebe hatte. Ein solcher war Athen zum Heile inmitten der Parteikämpfe unbemerkt herangewachsen, dem edelsten Blute entsprossen, das in Attika zu finden war, vom Geschlechte des Neleus und vom Stamme des Kodrus.

Mit eindringender Beredtsamkeit überzeugte Solon seine Standesgenossen von der Gefahr des Augenblicks; er erklärte offen, daß die Gemeinde alles Recht habe, einem Adel, der seine Hände von Blutschuld zu reinigen weigere, Vertrauen und Ehrerbietung zu versagen, und daß es von Seiten der Geschlechter eine Thorheit wäre, wenn sie um der Verschuldung einzelner ihrer Mitglieder willen ihre ganze Stellung und die Ruhe des Staates preis geben wollten. Es gelang ihm, die Seinigen zu überzeugen. Die Alkmäoniden waren bereit, sich einem Gerichte zu unterwerfen, welches aus 300 Männern ihres Standes zusammengesetzt war; sie wurden hier des Frevels gegen die Götter schuldig befunden und in den Bann gethan. Scheu, von Allen gemieden, zogen sie in langem Zuge zur Unglückspforte der Stadt hinaus und selbst die Gebeine der inzwischen verstorbenen Familienglieder ließ man nicht in attischem Boden ruhen.

Zu der inneren Verstimmung kam äußeres Mißgeschick. Die Unterdrückung des kylonischen Aufstandes hatte Athen mit Megara in neue Feindschaft gebracht. Vielleicht war Kylon selbst beim Theagenes und reizte gegen Athen. Gewiß ist, daß Megara den saronischen Golf beherrschte und Salamis besetzt hielt. Nach einer Reihe mißlungener Unternehmungen ergaben sich die Athener in ihr Schicksal und verboten jede neue Anregung zum Kampfe. Waren aber politische Reden, die das Volk aufregten, in jener schwülen Zeit verboten, die Muse fand sich freie Bahn. In heiliger Begeisterung, die Niemand zu stören wagte, drängte sich Solon unter das Volk; eine Elegie von hundert Versen, welche unter dem Namen „Salamis" lange im Munde der attischen Jugend gelebt hat, stellte der horchenden Menge die schmachvolle Erniedrigung dar. Die Athener zeigten sich ihres Solon würdig, und kaum hatten sie die letzten Reihen vernommen:

> Auf! Nach Salamis hin! Laßt uns um das liebliche Eiland
> Kämpfen! Das Joch der Schmach werfen wir zornig hinab!

so stürzten sie, von Beschämung und Begeisterung ergriffen, vom Markte

in die Schiffe und eroberten Salamis. Das war ein entscheidender Wendepunkt im Leben der Athener. Sie waren wieder Herren in den eigenen Gewässern, sie konnten wieder ohne Scham ihre Augen aufheben.

Wie tief aber Solon seine Aufgabe faßte, beweisen seine nächsten Schritte. Denn es kam ihm nicht auf einige äußerliche Erfolge an, sondern auf die sittliche Hebung der Volksgemeinde. Er erklärte eine allgemeine Demüthigung vor den Göttern und eine Sühnung der ganzen Stadt für nothwendig. Um dieser ernsten Feier eine durchgreifende Bedeutung zu geben, veranlaßte er die Berufung des Epimenides aus Kreta, eines Mannes, welcher ein hohes priesterliches Ansehen bei allen Hellenen genoß und von Haus- und Staatsgenossenschaften gerufen zu werden pflegte, um durch Zuspruch, Unterweisung und Sühngebräuche das gestörte Verhältniß zu den unsichtbaren Mächten wiederherzustellen. Epimenides weihte, nachdem durch umwandelnde Opferzüge die alte Schuld gesühnt war, die ganze Stadt und den ganzen Staat dem Gotte der ionischen Geschlechter. Mit heiligem Lorberreis wurden alle Häuser und Höfe, alle Altäre und Heerde geweiht.

Nachdem so die Bürgerschaft gleichsam neu geboren war, kam Alles darauf an, sie von den innern Angelegenheiten abzulenken und auf die Bahn kühner Unternehmungen zu leiten, wo durch gemeinsames Kämpfen und Siegen die neu begründete Harmonie der Stände sich befestigen könnte. Welche günstigere Gelegenheit konnte sich aber zu diesem Zwecke darbieten, als die Bedrängniß des delphischen Tempelsitzes? Hier war der Kampf ein Gottesdienst, eine That zu Ehren des Apollo.

Solon war die Seele der ganzen Unternehmung. Ihm gelang es im Anschlusse an Sicyon, den Bund zu Stande zu bringen, mit welchem ionische Thatkraft zuerst in die allgemeinen Angelegenheiten der Hellenen eingriff, das Bundesheer zu sammeln, den Kampf zu leiten, und als derselbe vor den Mauern von Cirrha hartnäckigeren Widerstand fand, die Gemüther bis zum endlichen Siege in ausdauernder Spannkraft zu erhalten. Solon verbrachte die zehn Kriegsjahre nicht im Heerlager der Verbündeten. Er überließ die Ausführung des Unternehmens und was damit an Waffenehre und Gewinn verbunden war, seinen ehrgeizigeren Bundesgenossen, weil er selbst höhere Gedanken in seinem Haupte trug und während der Kriegsjahre sich noch berufen fühlte, ein Werk zu beginnen, von welchem die ganze Zukunft seiner Vaterstadt abhangen mußte.

---

69. Die Solonische Verfassung.

(Nach Friedr. v. Raumer, Vorlesungen über die alte Geschichte.)

In dem Jahre, wo Astyages den medischen Thron bestieg, 594 vor Christus, ward Solon zum Archon und Gesetzgeber ernannt. Nicht ohne reifliche Ueberlegung entschloß er sich zur Annahme dieser

schweren Würde, denn die Habsucht der einen und der Trotz der andern Partei standen jeder wahren Besserung gleichmäßig entgegen. Deßhalb riethen ihm seine Freunde und nicht minder viele Bürger, er möge, unbekümmert um alle Vorurtheile, lieber die Alleinherrschaft antreten. Solon aber verglich die Tyrannei einer schönen Gegend, die keinen Ausgang habe, und blieb, ohne Rücksicht auf die Vorwürfe der Unempfindlichkeit und Furchtsamkeit, ohne Rücksicht auf Wünsche und Hoffnungen Einzelner, bei seinem Plane, nämlich: die drückende Herrschaft Weniger zwar abzuschaffen, aber keine unbedingte Volksherrschaft einzuführen.

Zwei große Maßregeln schufen dem Solon erst reine Bahn zu einer neuen Gesetzgebung: 1) das Aufheben der Gesetze des Drakon, mit Ausnahme derer, welche den Mord betrafen; 2) die Seisachtheia oder die Erleichterung der Lasten. Sie bestand in einer Erhöhung des Nennwerths der Münzen, welches eine theilweise Herabsetzung der Schulden in sich schloß. Gleichzeitig ward es für die Zukunft untersagt, sich wegen Geldforderungen an den Leib des Schuldners halten zu dürfen. Mit diesen Maßregeln waren nun anfänglich weder die Reichen noch die Armen zufrieden, jene, weil sie ungeachtet der innern Zahlungsunfähigkeit der Schuldner durchaus keinen Verlust leiden wollten, diese, weil sie eine neue, gleiche Vertheilung des Grundvermögens auf spartanische Weise erwartet hatten. Endlich beruhigten sich aber beide Theile und Solon rechtfertigte seine Uneigennützigkeit, indem er selbst bedeutende Schuldforderungen erließ oder ermäßigte.

Bei Betrachtung der solonisch-athenischen Verfassung verdienen vorzügliche Aufmerksamkeit: 1) die neue Eintheilung der Bürger in Classen, 2) die Volksversammlungen, 3) der große Rath und 4) der Areopagus.

Zum Verständniß zuvörderst der neuen Classeneintheilung dient Folgendes: Es gab damals in Attika erstlich Sclaven; zweitens Freigelassene (welche aber den etwa übernommenen Verpflichtungen nicht untreu werden oder eigenmächtig ihren Schutzherrn wechseln durften); drittens Metöken oder steuerpflichtige Schutzverwandte, die sich in Attika niedergelassen hatten, aber an den vollen Rechten der Bürger keinen Antheil nahmen, sondern unter diesen stets einen Beschützer hatten, welcher auch ihre Steuern an die Staatscasse ablieferte; viertens Isoteleis, Gleichbesteuerte, welche den Bürgern in sehr vielen Dingen gleich standen, schwerlich aber Stimmrecht hatten oder zu öffentlichen Aemtern gelangen konnten; endlich fünftens von athenischen Eltern geborne volle Bürger.

Diese wurden seither eingetheilt nach Phylen und nach Demen oder Ortschaften. Wie nun aber auch diese Eintheilungen zu einander oder über einander gepaßt haben mögen, so bleibt gewiß, daß der wichtigste staatsrechtliche Unterschied auf den Ständen beruhte; daß die Eupatriden, der Adel, auf Aemter und Herrschaft wohl nicht ausschließlichen, doch überwiegenden Einfluß hatten, daß politische Erbrechte eingeführt waren und streng behauptet wurden. Diese Verhältnisse erschienen dem

Solon mangelhaft, und indem seine neue Eintheilung in Klassen auf einer ganz andern Grundlage, auf dem Vermögen, beruhte, mußte Vieles eine ganz andere Gestalt gewinnen. Die Mitglieder der ersten Klasse hatten eine jährliche reine Einnahme von wenigstens 500 Medimnen Früchte (ein Medimnus hielt etwa 15 Berliner Metzen, und die reine jährliche Einnahme betrug damals etwa ein Zwölftel vom Werthe des Grundvermögens). Zur zweiten Klasse berechtigte eine Einnahme von 300, zur dritten eine Einnahme von 200 Medimnen; geringere Einnahmen verwiesen in die letzte Klasse. Die beiden ersten Klassen leisteten die kostspieligeren Reiterdienste, die dritte gab die Schwerbewaffneten, die vierte stellte Leichtbewaffnete und später größtentheils auch das Schiffsvolk.

Nur Mitglieder der drei ersten Klassen gelangten zu den unbesoldeten Staatsämtern, Alle hatten dagegen Antheil an den Gerichten und Volksversammlungen. Bei der Volksversammlung war eigentlich die höchste Gewalt, sie gab die Gesetze, sie entschied über wichtige Verwaltungsangelegenheiten, sie übernahm oft das Richteramt in bedeutenden Streitigkeiten; Krieg, Friede, Bündnisse, Steuern, öffentliche Anlagen, Belohnungen, Feste, Ertheilung des Bürgerrechts u. s. w. hingen von den versammelten Bürgern ab. Diese überschwengliche Gewalt wurde zunächst dadurch ermäßigt und geregelt, daß nichts an die Versammlung gebracht, nichts in ihr verhandelt werden sollte, ehe der große Rath darüber vorberathen hatte.

So wenig als Solon zuerst Volksversammlungen einführte, so wenig ist er der erste Urheber eines engern Rathes; wohl aber mußten seine Gesetze auch auf diesen Einfluß haben. Jede der vier zu Solon's Zeit bestehenden Phylen oder Hauptabtheilungen gab 100 Glieder zum Rathe der Vierhundert. Sie wurden jährlich aus den drei ersten Klassen genommen. Später als Klisthenes die Zahl der Phylen auf zehn erhöhte, losete man aus jeder derselben 50, mindestens 30 Jahre alte Männer zu dem nunmehrigen Rathe der Fünfhundert. Diese Zahl blieb bis gegen die Zeit des Verfalles von Athen, wo die Zahl bis auf 600 stieg. Außer den 500 Mitgliedern, von welchen jeder täglich eine Drachme aus öffentlichen Cassen bekam, ernannte man für den Fall des Abgangs eine gleiche Zahl von Stellvertretern. Vor dem Eintritt in den Rath mußten sich die Erwählten einer strengen Prüfung unterwerfen*); man durfte jeden aus erheblichen Gründen zurückweisen, ja, sogar im Laufe der jährlichen Verwaltung durch die Mehrheit der

*) Die Prüfung war keine wissenschaftliche, sondern hauptsächlich eine moralische. Die durchs Loos Gewählten mußten sich nämlich darüber ausweisen, a) daß sie von Vater und Mutter her bis zum dritten Gliede aufsteigender Linie echt atheniſcher Abkunft wären; b) daß sie den vaterländischen Apollo und den Zeus Herkeios (die alten National- und Hausgottheiten) verehrten; c) daß sie ihre Eltern geziemend behandelten; d) daß sie Kriegsdienste für das Vaterland gethan; e) daß sie ihren sonstigen Verpflichtungen gegen den Staat Genüge leisteten.

Stimmen entfernen. War das Volk am Schlusse des Jahrs mit dem gesammten Rath zufrieden, so erhielten die Glieder einen Kranz zur Belohnung.

Der Rath hatte die Aufsicht und die Vorberathung über Einkünfte, Krieg, Frieden, über die Angelegenheiten der Bundesgenossen, die Polizei u. s. w. Außerdem aber hatte der Rath wohl auch seinen eigenthümlichen Wirkungskreis, innerhalb dessen seine Verfügungen fortgalten, sofern sie nicht vom Volke aufgehoben wurden. Reichten Angelegenheiten über seine verwaltende Befugniß hinaus, so mußte die Entscheidung des Volkes eingeholt werden.

Der Rath der Fünfhundert theilte sich nach den Stämmen (Phylen) in 10 Prytanieen zu 50 Gliedern, von denen jede, nach der durch das Loos bestimmten Reihenfolge, den Geschäften 35 Tage lang vorstand. Dies gab 350 Tage; die 4 oder 5 noch übrig bleibenden Tage, so wie der Monat, welchen man der Uebereinstimmung mit dem Sonnenjahre halber einschaltete, wurden nach Regeln vertheilt, die wir nicht genau kennen, oder die nicht unbedingt feststanden.

Aus den Prytanen ernannte man für jeden Tag einen Vorsteher (Epistates), welcher den Geschäftsgang im Rathe und auch (mit bedeutendem Einflusse) in der Volksversammlung leitete, so lange überhaupt diese Geschäftsstellung den Prytanen verblieb. Jenem Vorsteher übergab man die Schlüssel der Burg und zum Schatze; doch hatte er mit Auszahlungen und Cassengeschäften nichts zu thun. Einige heilige und die Festtage ausgenommen, war täglich Sitzung des Rathes. Vor dem Anfange der Geschäfte opferte man im Versammlungshause dem Zeus und der Athene. Die 50 regierenden Prytanen aßen zusammen im Tholos.

Der Areopagus, bisher wohl nur ein Werkzeug der Adelsherrschaft, sollte jetzt eine Hauptstütze der Verfassung werden. In denselben traten die abgegangenen Archonten auf Lebenszeit, doch mußten sie vorher Rechenschaft über ihre Amtsführung ablegen. Der Areopagus war zuvörderst der höchste Gerichtshof für alle Hauptverbrechen; er bekam ferner die Aufsicht über die Gesetze, die Jugend, die Sitten und die Religion. Die Sitzungen wurden gewöhnlich an den 3 letzten Tagen jedes Monates, aber keineswegs in der Nacht gehalten, und eben so wenig konnte bei der Einleitung so wichtiger Prozesse die Kraft und Einwirkung des lebendigen Wortes ganz zurückgewiesen werden.

Der Wirkungskreis der neun jährlich ernannten Archonten ward im Laufe der Zeit in mehrfacher Hinsicht beschränkt, und nur selten traten sie zu einer gemeinsam wirkenden Behörde zusammen; doch blieben sie noch immer die angesehensten Beamten. Nach dem ersten, Eponymos, benannte man das Jahr. Er sprach über Klagen, welche unter Bürgern aus Personenrechten entstanden; so insbesondere über Erbschaften, Heirathsgut, Heirathsstreitigkeiten, Vormundschaften u. s. w. — Der zweite, Basileus, hatte die Aufsicht über reli-

religiöse Angelegenheiten*) (namentlich die eleusinischen Mysterien) und die Rechtspflege in allen auf Religion und heiliges Recht bezüglichen Dingen. Er war ferner Vorsteher des Areopagus bei Einleitung der Prozesse über Mord, Todschlag, vorsätzliche Verwundung und Brandstiftung. — Der Polemarch urtheilte über Streitigkeiten unter Fremden und leitete in älteren Zeiten zugleich mit dem Feldherrn die Kriegsangelegenheiten. — Sechs Thesmotheten hatten den Vorsitz in Gerichtshöfen über alles das, was nicht dem Wirkungskreise anderer Beamten zugewiesen war.

Aus dem Allem ergibt sich, daß die Geschäftsbezirke der Archonten keineswegs nach einem streng wissenschaftlichen Systeme abgegrenzt waren, wohl aber finden sich geschichtliche Gründe und Veranlassungen, aus welchen die bezeichneten Einrichtungen auf natürliche Weise hervorgingen.

Die Zahl der Gerichte war groß, und ihr Wirkungskreis mehr durch das Herkommen, als durch feste wissenschaftliche Grundsätze bestimmt. Man könnte sie als kleinere Ausschüsse der größeren Volksversammlungen betrachten, in welchen Beamte eine Art von Vorsitz führten und die Sachen zu- oder abwiesen. Es wurden für jene Gerichte jährlich 6000, mindestens 30 Jahre alte Bürger durchs Loos ernannt, welche nach dem ursprünglichen Orte der Gerichtssitzungen Heliasten hießen. Aus jenen wurden 5000 in 10 Abtheilungen von je 500 für die einzelnen Rechtsfälle ausgesondert, während die übrigen 1000 als Stellvertreter dienten. Nach Maßgabe besonderer Bestimmungen und der Wichtigkeit der Gegenstände stieg die Zahl der wirklich in Thätigkeit gesetzten Richter von 201 zu 501, 1001 u. s. w. bis 6000.

Die Heliasten schwuren beim Zeus, Poseidon und der Demeter einen furchtbaren Eid: „sie wollten nach den Gesetzen des Volkes und den Beschlüssen des Rathes richten, Tyrannei und die Herrschaft Weniger behindern, jedem Vorschlage wegen einer Erlassung der Schulden oder einer Vertheilung des Grundvermögens widersprechen, Niemanden gegen die Gesetze verweisen oder zurückberufen, Keinem gleichzeitig mehrere Aemter oder ein neues anvertrauen lassen, der noch für ein anderes rechnungspflichtig sei, keine Geschenke nehmen, sondern Kläger und Beklagte ohne Vorurtheil anhören."

70. Die Pisistratiden.

(Nach Ernst Curtius, griechische Geschichte.)

Während Solon's Ruhm sich über alle Küsten des griechischen Meeres ausbreitete, erwarteten ihn in der eigenen Heimat die schwersten

*) Es weiset dies hin auf die Verknüpfung des adeligen und bürgerlichen Elementes im früheren Volksleben. Vgl. K. Fr. Hermann, gottesdienstliche Alterthümer, 2.

Erfahrungen. Er mußte sich überzeugen, daß sein Friedenswerk nur ein Waffenstillstand gewesen sei.

In Attika waren nicht so einfache Gegensätze wie in den dorischen Staaten, wo sich das Einheimische deutlich gegenüberstand. Es waren mehr Parteien da als anderswo, und die Parteien in sich weniger geschlossen. Sie wechselten an Stärke, Einfluß und Richtung; der Führer Talent und Persönlichkeit war das Entscheidende.

Unter streitenden Parteien hat aber diejenige immer einen großen Vortheil, welche am weitesten gehen will und sich auf den Theil der Bevölkerung stützt, in welcher sich am meisten Unzufriedenheit angesammelt hat. Das waren die armen Leute, die Hirten, Kohlenbrenner und Winzer im Gebirge. Sie glaubten sich durch Solon in ihren Erwartungen getäuscht; sie hatten auf reellere Vortheile, auf Gütervertheilung, auf eine Ausgleichung des Grundbesitzes gerechnet. Hier waren alle Leidenschaften am leichtesten in Bewegung zu setzen; hier waren lauter Leute, die wenig zu verlieren und Alles zu gewinnen hatten, hier fand die aufregende Rede den günstigsten Boden. Die Rede aber war nirgends mehr eine Macht, als unter dem hörlustigen und erregbaren Volke der Athener. Deßhalb hatte sich die Bildung der attischen Eupatriden seit lange vorzugsweise der Redekunst zugewendet, und dieselbe Macht, welche Solon zum Heile des Vaterlandes angewendet hatte, mußte nun auch den selbstsüchtigen Zwecken der Parteiführer dienen.

Homer preis't den gerenischen Nestor und stellt die Honigreden der Weisheit, welche von seinen Lippen fließen, neben die Heldenthaten eines Achill und Agamemnon. Aus dem Stamme des Nestor leitete sich das Haus der Pisistratiden ab, und sie konnten, um diesen Ahnenruhm zu bestätigen, die Gabe der Rede als Erbgut ihres Geschlechtes aufweisen. Es war ein vornehmes Haus von weitreichenden Verbindungen; es besaß ansehnlichen Grundbesitz und ließ an den Gebirgen bei Marathon seine Rosse weiden, um durch sie am Alpheus Kränze zu gewinnen.

Hippokrates war das Haupt der Familie, von dem erzählt wird, daß er in Olympia den Gott wegen seiner Nachkommenschaft befragt und die Verheißung eines großen Sohnes empfangen habe. Der Sohn empfing den im Neleidenhause herkömmlichen Namen Pisistratus und rechtfertigte durch seine glänzenden Eigenschaften frühzeitig die großen Erwartungen des Vaters. Bei den ersten Thaten, mit welchen die Athener die neue Bahn ihrer Geschichte eröffneten, betheiligte sich der feurige Jüngling; er war der erste auf den Zinnen der Hafenburg von Megara, und so weit es zu Auszeichnungen und Thatenglanz Gelegenheit gab, ging er Hand in Hand mit Solon, seinem älteren Verwandten. So wie aber dieser zu seinem Friedenswerke überging und von den Großen des Landes selbstverläugnende Vaterlandsliebe in Anspruch nahm, ging Pisistratus seine eigenen Wege; er war zu sehr vom Glück verzogen, zu sehr in Plänen des Ehrgeizes groß geworden, als

daß er sich hätte entschließen können, ein Bürger unter Bürgern zu sein. Er spendete Geld, er öffnete seine Häuser, er ließ seine Gärten ohne Wächter; er wurde nicht müde, dem Volke seine kümmerliche Lage, seine getäuschten Hoffnungen vorzuhalten und ihm eine glänzende Zukunft vorzuspiegeln. Er wußte allen Adelstolz in Liebenswürdigkeit und Leutseligkeit umzuwandeln und als der uneigennützigste Freund der Bedrückten zu erscheinen; der Zauber seiner Person und seiner Rede war für die Menge unwiderstehlich; in ihm stellt sich zum ersten Male das Bild eines vollendeten attischen Demagogen dar.

Er hatte seinen Gegnern gegenüber Alles für sich. Er war der persönlich begabteste Führer, rücksichtslos zum Aeußersten entschlossen, sein Anhang der am besten organisirte, ein derbes, handfestes Bergvolk. Die Paralier, die dem Alkmäoniden Megakles anhingen, konnten schon ihrer weitzerstreuten Wohnsitze wegen schwerer zu einer geschlossenen Parteibildung gelangen; auch lebten sie bei ihren Seegewerben im Ganzen zu harmlos und zufrieden dahin, als daß sie an eine Veränderung der öffentlichen Zustände viel hätten wagen sollen. Die Partei der Pedieer endlich, welche Lykurgus führte, wollte mehr rückwärts gehen, als vorwärts; sie hatte kein Ziel vor sich, das zu gemeinsamem Streben begeistern konnte.

So wurde Pisistratus der mächtigste der Parteiführer, der bewundertste und der verhaßteste Mann in Athen. Wie er Alles vorbereitet sah, begann er das Spiel, das schon vor ihm so manchem Herrschsüchtigen zum Ziele verholfen hatte. Verwundet, mit blutigem Gespanne, jagte er eines Tages auf den gefüllten Markt und berichtete der ihn umdrängenden Menge, wie er mit genauer Noth den mörderischen Nachstellungen seiner Feinde entkommen sei, die nicht ruheten, bis sie ihn zu Grunde gerichtet und damit alle seine Anschläge zum Heile des Volks zerstört hätten. Wie die Menge durch den Anblick und die vernommene Rede entzündet ist, springt unter den Anhängern des Pisistratus Ariston auf, um den günstigen Augenblick zu benutzen, und beantragt bei dem versammelten Volke, Pisistratus, dem Märtyrer der Volkssache, eine Sicherheitswache zu geben, um seine Person gegen die Tücke der Gegenpartei zu schützen.

Damit war der entscheidende Schritt gethan. Die Zahl seiner Leibwächter wurde von 50 auf 300, 400 vergrößert; am Ende war es eine beliebige Schaar von Söldnern, die ihm zur Verfügung stand und ihm eine Stellung gab, welche die Grundbedingung republicanischer Verfassung, die Gleichheit vor dem Gesetze, aufhob.

Es war indessen dem neuen Gewaltherrn unmöglich, durch seinen ersten Sieg einen dauerhaften Zustand der Dinge herbeizuführen; es war nur der Anfang neuer Bürgerkämpfe. Denn die Stellung der Parteien in Attika war der Art, daß die gerade herrschende in der Regel die beiden andern gegen sich hatte und durch ihre vereinte Macht bedroht wurde. Namentlich war es die Mittelpartei der Paralier, welche sich je nach den Umständen bald der einen, bald der anderen

Seite anschloß. So gelang es auch jetzt dem Lykurgus und Megakles zusammen, Pisistratus zu verdrängen, ehe er sich in seiner Macht befestigen konnte. Er mußte Athen räumen, doch verließ er nicht das Land, sondern hielt sich in den Bergen der Diakria als unabhängiger Häuptling. Die nächsten Jahre war in Attika offene Fehde; die Straßen waren unsicher, das öffentliche Vertrauen zerstört; Niemand wußte, wer Herr im Lande sei.

Pisistratus bemerkte bald, wie durch das engere Zusammenhalten der Pedieer die Alkmäoniden mit ihrem Anhange bei Seite geschoben wurden, und knüpfte sofort mit diesen heimliche Unterhandlungen an. Megakles entschloß sich, ihm den Preis der Tyrannis zu überlassen; er verlobte ihm sogar seine Tochter, um die Verbindung dauernd zu befestigen, und zur Rückführung des verbannten Häuptlings wurde eine List angewendet, welche gewiß in dem Kopfe des an seltsamen Einfällen unerschöpflichen Pisistrqtus ihren Ursprung hatte.

Ein Athenefest stand bevor, an welchem vom Lande eine feierliche Procession in die Stadt geleitet wurde und die Göttin selbst hoch zu Wagen durch eine an Wuchs und Würde ausgezeichnete Jungfrau dem Volke leibhaftig vor Augen gestellt zu werden pflegte. In diesem Zuge, den Niemand zu stören wagte, gleichsam von der Göttin geleitet, die ihm zur Seite stand, kehrte Pisistratus in die Stadt zurück und herrschte dort auf seinen und der Alkmäoniden Anhang gestützt.

Auch diese Verbindung war eine unnatürliche. Megakles' Tochter fühlte sich gekränkt im Hause des eignen Gatten, welcher keine Nachkommenschaft aus dieser Ehe haben wollte; der Vater sah sich von Neuem nur als Mittel benutzt für die listigen Pläne seines alten Gegners. Ehe Pisistratus stark genug war, das Geld und den Anhang der Alkmäoniden entbehren zu können, riß Megakles sich von ihm los, bekämpfte ihn mit offener Gewalt und vermochte in Kurzem einen solchen Umschwung der Verhältnisse hervorzubringen, daß der Tyrann mit den Seinigen nicht nur Burg und Stadt, sondern auch das Land der Athener meiden mußte. Er wurde geächtet und sein Grundbesitz von Staatswegen versteigert.

Diesmal war man vorsichtiger. Alles, was den Tyrannen haßte, vereinigte sich fester; es bildete sich eine starke Partei verfassungstreuer Republikaner. Indessen ist es für ein Haus, das den Reiz unbedingter Herrschaft gekostet hat, eine schwere Aufgabe, sich in die Weise des bürgerlichen Lebens zurückzugewöhnen. Am Wenigsten waren die im Vollgefühle ihrer Kraft stehenden Söhne bereit, den Hoffnungen, in denen sie groß geworden waren, zu entsagen. Darum machte sich im Familienrathe vor Allem die Stimme des Hippias geltend, der von keinem Verzicht wissen wollte. Das letzte Mißlingen sei einer Unbesonnenheit zuzuschreiben. Die göttlichen Sprüche, welche ihres Hauses Größe verbürgten, könnten nicht täuschen. Sie dürften keine andere Politik befolgen, als das zwei Mal gewonnene Kleinod der Herrschaft

nun zum dritten Male und zwar mit umfassenderen Mitteln ausgerüstet, zu erwerben. Des Hippias Beredtsamkeit begegnete keinem ernsten Widerstande. Schon die Wahl des Aufenthalts in Eretria zeigt, daß die Pisistratiden nur gingen, um wieder zu kommen.

Trotz reicher Geldmittel und vielfacher auswärtiger Verbindungen gingen Jahre hin, ehe die vorsichtigen Pisistratiden Ernst machten. Erst im zehnten Jahre setzten sie mit Fußvolk und Reiterei über den euböischen Sund, um in Marathon ein festes Lager aufzuschlagen, und von hier rückten sie mit anwachsender Heeresmacht langsam gegen Athen vor. Bei Pallene kam es zur entscheidenden Begegnung, an der Höhe eines hochheiligen Athenetempels. Wahrscheinlich benutzte Pisistratus auch hier ein Fest derselben Göttin, die ihn schon einmal heimgeführt hatte. Er überraschte die Athener, wie sie beim Mahle sorglos gelagert waren; an Widerstand war nicht zu denken, der Sieg war sein und es stand ihm frei, an seinen Gegnern Rache zu nehmen. Indessen kam ihm Alles darauf an, daß der Sieg unblutig sei, und daß an den Tag seiner neuen Machterhebung keine trüben Erinnerungen sich anknüpften. Auf raschen Pferden eilten seine Söhne den zur Stadt fliehenden Gruppen nach und redeten ihnen freundlich zu, furchtlos zu den Geschäften ihres bürgerlichen Lebens zurückzukehren.

So zog Pisistratus zum dritten Male in Athen ein, mit zahlreichem Gefolge und viel fremdem Kriegsvolke, das er in Stadt und Burg vertheilte. Die Eupatridenfamilien, welche den Kern der Gegenpartei bildeten, entflohen aus Attika; von den Zurückbleibenden ließ er sich, wie ein erobernder Kriegsfürst, die heranwachsenden Söhne als Geißeln ausliefern.

Die Verfassung Athens umzustürzen war er weit entfernt; vielmehr blieben Solon's Gesetze in Kraft und er ehrte das Andenken seines Verwandten und alten Freundes, mit dessen Gedanken er durch frühen Umgang wohl vertraut war, indem er seine Einrichtungen förderte und pflegte, so weit sie irgend mit seiner Herrschaft vereinbar waren. Er stellte sich selbst unter die Gesetze, so daß seine Regierung im Ganzen viel dazu beigetragen hat, die Athener in die Gesetze hinein zu gewöhnen.

Das öffentliche Leben der Athener wurde nach allen Seiten hin angeregt und umgestaltet. Athen wurde eine neue Stadt, innerlich und äußerlich. Mit ihren neuen Heerwegen und Straßen, ihren Tempeln und Tempelfesten trat die Stadt aus der großen Masse der griechischen Städte glänzend hervor und die Pisistratiden versäumten nichts, um ihr durch nahe Verbindung mit den Inseln und Küsten des ägäischen Meeres eine steigende Bedeutung zu verleihen. Zu diesem Zwecke mußte sich die Stadt auch die geistigen Schätze der jenseitigen Gestade aneignen, wo sich die ernste Forschung sowohl wie die heitere Kunst des Gesanges so glücklich entfaltet hatte. Darum schloß sich Pisistratus den Bestrebungen Solon's an, den ionischen Homer in Athen einzubürgern zur Erziehung der Jugend und zum Schmucke der öffentlichen

Feste. Athen sollte den Ruhm haben, daß hier die alten Dichtungen zuerst in ihrem Zusammenhange gewürdigt und zu fester Ueberlieferung gelangt wären. Darum versammelte Pisistratus an seinem Hofe einen Kreis gelehrter Männer, welche die Aufgabe hatten, Abschriften zu sammeln, die Texte zu vergleichen, die richtigen Lesarten zu bestimmen, das Ungehörige auszuscheiden, das Vereinzelte zusammen zu reihen und das Epos, als ein großes Ganzes, als eine hellenische Nationalurkunde, in allgemein gültiger Form festzustellen. Sein Hauptzweck wurde vollständig erreicht. Seine Stadt erhielt ein gesetzgeberisches Ansehen im Gebiete der nationalen Dichtung; durch ihn gab es erst einen Homer und Hesiod, der gleichmäßig an allen Enden der griechischen Welt gelesen wurde, und wer einen Ueberblick gewinnen wollte über Alles, was der Erinnerung würdig, in hellenischer Sprache gedichtet worden war, der mußte nach Athen wandern, um auf der Burg des Pisistratus in stattlichen Räumen den ganzen Schatz der Literatur gesammelt zu sehen, welche der Gesammtbesitz der Nation war, die Werke aller Weisen und Dichter, in sorgfältig geschriebenen Exemplaren aufbewahrt.

Aber sie wollten nicht nur aufspeichern, was in alten Zeiten geschaffen war, sondern auch die lebende Kunst fördern und ihre Meister bei sich sehen. Darum schickten sie ihr Staatsschiff nach Teos, um Anakreon zu holen; Simonides aus Keos, Lasos aus Hermione lebten am Musenhofe der Pisistratiden. Alles Glänzende jener vielbewegten Zeit sammelte sich in Athen.

Der alternde Pisistratus hatte die Genugthuung, seine Stadt als einen glänzenden Mittelpunkt hellenischer Bildung immer mehr anerkannt und die eigene Herrschaft von Jahr zu Jahr fester zu sehen. Er konnte hoffen, daß seine mit Herrschertalent begabten und unter ihm in die Regierung eingeführten Söhne und Enkel, seiner Politik treu, die Dynastie erhalten würden, welcher Athen so viel verdankte. In dieser Hoffnung starb er hochbetagt im Kreise der Seinigen 527. **Hippias** folgte nach des Vaters Willen in der Macht der Tyrannis und die Brüder hielten, wie sie dem Vater versprochen hatten, treu zusammen. Dem milderen und feineren **Hipparchus** wurde es nicht schwer, der zweite zu sein; er benutzte seine Stellung für die friedlichen Seiten der Verwaltung.

Und dennoch war ein Wechsel im öffentlichen Zustande nicht zu verkennen. Denn während der Vater, welcher sich erst durch eigene List und Klugheit aus der Bürgerschaft hervorgearbeitet hatte, sein geschmeidiges Wesen sich bis zu Ende bewahrt hatte, war den Söhnen jede Erinnerung eines bürgerlichen Lebens fremd. Sie hatten sich immer als Fürstensöhne gefühlt und der Wechsel ihres Schicksals hatte bei Hippias nur ein Gefühl der Bitterkeit zurückgelassen. Bald traten Zeichen von Willkühr, Ungesetzlichkeit und Hoffahrt ein. Und wenn an solchen Gewaltsamkeiten der ältere die Hauptschuld trug, so war doch auch Hipparch nicht frei von üppiger Schwelgerei und Lüsternheit. Dar-

um wies er als Festordner der Panathenäen ein attisches Mädchen von der Ehre des Korbtragens zurück und zwar, wie man sagte, aus keinem andern Grunde, als weil ihr Bruder Harmodius seine unreinen Gunstbezeugungen verschmäht hatte. Dieser konnte den Schimpf seines Hauses nicht vergessen. Mit Aristogiton und anderen Genossen stiftete er eine Verschwörung zum Sturze der Tyrannen, welche bei dem Aufzuge der großen Panathenäen zur Ausführung kommen sollte; war die That geschehen, so konnte man der öffentlichen Billigung gewiß sein. Anfangs ging Alles nach Wunsch. Das Volk drängte sich harmlos der Hauptstraße zu und beide Brüder waren mitten darunter, Hippias draußen im Kerameikos den Zug ordnend, Hipparch am Markte, als die Verschwornen, die ihren Plan verrathen glaubten, in übereilter Wuth über Hipparchus herstürzten; blutiges Handgemenge unterbrach das friedliche Stiftungsfest, ohne daß der Zweck erreicht wurde. Denn der überlebende Bruder handelte fest und entschlossen. Ehe der nachrückende Zug wußte, was geschehen sei, ließ er alle mit Schwertern heimlich Bewaffneten ergreifen. Schuldige und Unschuldige wurden gefoltert und getödtet; die bedrohte Herrschaft war von Neuem gesichert.

Das vergossene Bürgerblut brachte nur Unsegen; denn Hippias glaubte sich nun zu einer anderen Regierungsweise berechtigt und genöthigt. Er benutzte die Gelegenheit, sich verhaßter Bürger zu entledigen und die Güter der Verbannten einzuziehen. Mürrisch und argwöhnisch zog er sich auf die Burg zurück, knüpfte mit asiatischen Tyrannen engere Verbindungen und suchte auf alle Weise Geld zu erpressen. Er gestattete einzelnen Bürgern, sich von den öffentlichen Lasten, namentlich von den Ausgaben für die Festchöre loszukaufen, so daß die anderen um so mehr gedrückt wurden.

So wurde aus der volksfreundlichen Regierung der Pisistratiden eine unerträgliche Zwingherrschaft; die ganze Regierungsweise wurde immer verächtlicher, da sich nur unwürdige Personen zum Staatsdienste hergaben. Die Alkmäoniden, welche sich bei der Wiederherstellung des damals abgebrannten Tempels zu Delphi durch freigebige Förderung des Baues die delphischen Behörden in hohem Grade verpflichtet hatten, bestimmten diese, gegen die Pisistratiden offene Partei zu nehmen. Dadurch sahen sich endlich auch die Spartaner bewogen, erst zu Wasser ein Heer nach Athen zu senden und, nachdem dieses von der thessalischen Reiterei der Pisistratiden geschlagen und zum großen Theile aufgerieben war, ihren König Kleomenes mit einem zweiten Heere zu Lande in Attika einrücken zu lassen. Hippias ward in seiner Burg eingeschlossen, und als seine Kinder, die heimlich außer Landes gebracht werden sollten, den Belagerern in die Hände fielen, capitulirte er, um dieselben zu retten, auf freien Abzug, nachdem er mit seinem Bruder 14, für sich allein 3½ Jahre regiert hatte.

71. Die Reform des Klisthenes.

(Nach Heinr. Leo, Lehrbuch der Universalgeschichte.)

An der Spitze der nach der Vertreibung der Pisistratiden heimkehrenden Alkmäoniden stand Klisthenes, derselbe Mann, welcher die Spartaner veranlaßt hatte, ein Heer nach Attika zu senden. Sein Ahnherr war jener Megakles, der die Kyloniden auf der Burg tödten ließ und an der Spitze der Aristokratie stand. Sein Vater war Megakles, der Führer der Paraler. Klisthenes selbst war durchaus demagogischer Volksfreund. Ihm trat, natürlich in aristokratischer Richtung, entgegen Isagoras, des Tisandros Sohn. Da der Adel (d. h. die großen Grundbesitzer aus altangesehenen Familien) noch besonders seine Kraft hatte in der alten Einrichtung der Phylen, weil an sie und ihre Unterabtheilungen sich historische Erinnerungen, Pietätsbeziehungen, Opfer u. s. w., am Ende fast die ganze politische Gesinnung (wie im Mittelalter an Zünfte), anlehnte, so hob Klisthenes die alten vier Phylen auf, und theilte das Volk in zehn Phylen, denen er ganz neue Namen gab und in denen er Geschlechter vereinigte, die bis dahin zum Theil in gar keiner näheren Beziehung gestanden hatten, während er wieder solche, die bisher in einer Phyle zusammengewesen waren, in ganz verschiedene Phylen aus einander warf. Am durchgreifendsten wirkte die neue Eintheilung sofort auf die Zusammensetzung des Rathes, der βουλή. Dieser bestand sonst aus 400 Mitgliedern; aus jeder Phyle 100. Nun ward er auf 500 vermehrt, aus jeder Phyle 50. Jede der 10 Phylen im Rathe, also je 50 Rathsglieder, stand während 35 oder 36 Tagen an der Spitze der öffentlichen Geschäfte, und führte den Namen Prytanen. Die Zeit ihres Vorsitzes ward eine Prytanie genannt.

Nachdem Klisthenes diese Einrichtung durchgesetzt hatte, waren natürlich die Eupatriden und alle, welche an den alten Einrichtungen hingen, höchst unzufrieden. Sie, und an ihrer Spitze Isagoras, wandten sich an die Spartaner, die Schützer aristokratischer Verfassungen. In Athen erhob sich natürlich, durch diese Unterstützung von Seiten Spartas ermuthigt, die aristokratische Partei, und Klisthenes, welcher sah, daß er sich im Augenblicke nicht werde halten können, verließ freiwillig die Stadt. Der spartanische König Kleomenes kam hierauf selbst nach Athen, und alle, die man von der Volkspartei für die kräftigsten hielt, wurden vertrieben, zusammen 700 Familien, alle wie sie Isagoras genannt hatte. Auch den neuen Rath wollten hierauf Isagoras und Kleomenes auflösen und eine Aristokratie gründen, an welcher 300 Männer Theil haben und an deren Spitze Isagoras stehen sollte. Als man aber in Athen sah, daß alles bisher Bestehende von Isagoras und seiner Partei gestürzt werden sollte, erhob sich das Volk, und Isagoras und Kleomenes wurden auf der Akropolis belagert. Am dritten Tage erhielten die Spartaner durch eine Capitulation freien Abzug, und

unter ihrem Schutze entkam auch Isagoras. Die anderen aristokratisch gesinnten Athener aber, welche mit Isagoras auf der Burg gewesen waren, wurden hingerichtet, und Klisthenes und die 700 Familien kehrten zurück. Kaum war Kleomenes in den Peloponnes zurückgekehrt, als er ein großes Heer sammelte, um seine Schmach zu rächen, und seinen Freund Isagoras den Athenern als Tyrannen aufzuzwingen. Mit dem Kleomenes und dem Isagoras waren auch die Böoter und die Einwohner von Chalcis, beiderseits Feinde der Volksherrschaft, verbündet. Das peloponnesische Heer kam bis nach Eleusis; Böoter und Chalcidier griffen die Nord- und Ostseite von Attika an. Die Athener zogen den Peloponnesiern entgegen, unter denen aber Uneinigkeit entstand. Zuerst trennten sich die Korinthier, die es für Unrecht hielten, einen Tyrannen über eine freie Stadt setzen zu helfen. Dann zog auch der andere König von Sparta, Demaratus, vom Heere ab. Die übrigen Bundesgenossen der Spartaner, als sie die Uneinigkeit der Könige sahen, wandten ebenfalls um. Kleomenes war nicht mehr im Stande, den Athenern die Spitze zu bieten; und als auch er sich zurückzog, schlugen die Athener die Böoter und Chalcidier.

In dem von allen Feinden ringsum und von der Tyrannenherrschaft befreiten Staate hoben sich die Gewerbe. Schon die Pisistratiden hatten bei allem Uebermuthe das Gewerbe des Volkes, namentlich den Handel auf alle Weise begünstigt. Herrliche Bauwerke waren aufgeführt, Wohlhäbigkeit und Bildung allgemein geworden. Nun that es der athenische Handel bald dem jeder anderen griechischen Stadt gleich, und im athenischen Staatsleben herrschte eine große Regsamkeit einzelner Männer.

---

72. Die griechischen Colonieen.

(Nach Alex. v. Humboldt, Kosmos, und E. Curtius, griechische Geschichte.)

Die große, alles umgestaltende Begebenheit der dorischen Wanderung und der Rückkehr der Herakliden in den Peloponnes hat gleichzeitig mit der Gründung neuer Staaten und neuer Verfassungen den ersten Anlaß zu dem System der Anlegung von Pflanzstädten gegeben, einem Colonial-System, das eine wichtige Lebensperiode des hellenischen Volkes bezeichnet und am einflußreichsten für die auf intellectuelle Cultur gegründete Erweiterung der Weltansicht geworden ist. Die engere Verkettung von Europa und Asien ist recht eigentlich durch Ausführung von Colonieen begründet worden. Es bildeten dieselben eine Kette von Sinope, Dioskurias und dem taurischen Pantikapäum an bis Saguntum und Cyrene.

Kein Volk der alten Welt hat zahlreichere und in der Mehrzahl mächtigere Pflanzstädte dargeboten als die Hellenen. Von der Ausführung der ältesten äolischen Colonieen, unter denen Mitylene und

Smyrna glänzten, bis zu der Gründung von Syrakus, Kroton und Cyrene sind aber auch vier bis fünf Jahrhunderte verflossen. Bei den Phöniciern hat sich zwar ein sehr ausgebildetes Colonial-System auf noch größere Räume als das griechische ausgedehnt, indem dasselbe, doch mit sehr großer Unterbrechung der Stationen, sich vom persischen Meerbusen bis Cerne an der Westküste von Afrika erstreckte. Kein Mutterland hat je eine Colonie geschaffen, welche in dem Grade mächtig erobernd und handelnd zugleich gewesen ist, als es Carthago war. Aber Carthago stand, trotz seiner Größe, in geistiger Cultur und artistischer Bildsamkeit tief unter dem, was in den griechischen Pflanzstädten so herrlich und dauernd unter den edelsten Kunstformen erblühte.

Vergessen wir nicht, daß gleichzeitig viele volkreiche griechische Städte in Kleinasien, im ägäischen Meere, in Unter-Italien und Sicilien glänzten; daß, wie Carthago, so auch die Pflanzstädte Miletus und Massilia andere Pflanzstädte gründeten, daß Syrakus auf dem Gipfel seiner Macht gegen Athen und die Heere von Hannibal und Hamilkar kämpfte; daß Milet nach Tyrus und Carthago lange Zeit die erste Handelsstadt der Welt war. Indem sich durch die Thatkraft eines, in seinem Innern oft erschütterten Volkes ein so reich bewegtes Leben nach Außen entfaltete, wurden, bei zunehmendem Wohlstande, durch die Verpflanzung einheimischer Cultur überall neue Keime der geistigen National-Entwicklung hervorgerufen. Das Band gemeinsamer Sprache und Heiligthümer umfaßte die fernsten Glieder. Durch diese trat das kleine hellenische Mutterland in die weiten Lebenskreise anderer Völker. Fremde Elemente wurden aufgenommen, ohne dem Griechenthum etwas von seinem großen und selbständigen Charakter zu entziehen. Der Einfluß eines Contacts mit dem Orient und, über hundert Jahre vor dem Einfall des Cambyses, mit dem noch nicht persisch gewordenen Aegypten war ohnedies seiner Natur nach dauernder als der Einfluß so viel bestrittener, in tiefes Dunkel gehüllter Niederlassungen des Cecrops aus Sais, des Kadmus aus Phönicien und des Danaus aus Chemmis.

Was die griechischen Colonieen von allen anderen, besonders von den starren phöniciscchen, unterschied und in den ganzen Organismus ihres Gemeinwesens eingriff, entsprang aus der Individualität und uralten Verschiedenheit der Stämme, in welche die Nation sich theilte. Es war in den Colonieen wie in dem ganzen Hellenismus ein Gemisch von bindenden und trennenden Kräften. Diese Gegensätze erzeugten Mannichfaltigkeit in der Ideenrichtung und den Gefühlen, Verschiedenheiten in Dichtungsweise und melischer Kunst; sie erzeugten überall die reiche Lebensfülle, in welcher sich das scheinbar Feindliche, nach höherer Weltordnung, zu mildernder Eintracht lös'te.

Waren auch Milet, Ephesus und Kolophon ionisch, Kos, Rhodus und Halikarnaß dorisch, Kroton und Sybaris achäisch, so übte doch mitten in dieser Vielseitigkeit der Cultur, ja da, wo in Unter-Italien Pflanzstädte verschiedener Volksstämme neben einander lagen, die Macht der homerischen Gesänge, die Macht des begeisterten, tiefempfundenen

Wortes, ihren allvermittelnden Zauber aus. Bei fest gewurzelten Contrasten in den Sitten und in den Staatsverfassungen, bei dem wechselnden Schwanken der letzteren erhielt sich das Griechenthum ungetheilt. Ein weites durch die einzelnen Stämme errungenes Reich der Ideen und Kunsttypen wurde als das Eigenthum der gesammten Nation betrachtet.

Die griechische Nation hat sich in allen ihren Stämmen an dem großen Werke der Colonisation betheiligt; am meisten freilich die Ionier, die eigentlichen Zug- oder Wandergriechen, die von ihren beiden Mittelpunkten, von Chalcis und Milet, aus die Colonisation im größten Maßstabe betrieben haben. Sie haben ihr angebornes Talent, sich überall zurecht zu finden und überall zu Hause zu sein, zu glänzender Meisterschaft entwickelt und durch außerordentliche Erfolge bewährt. Sie haben auch bei den von achäischen und dorischen Geschlechtern geleiteten Colonieen in der Regel den Kern der Bevölkerung gebildet, und daraus erklärt sich die unverkennbare Uebereinstimmung in Verfassung und Lebenssitte zwischen achäischen, dorischen und ionischen Colonieen. Denn diese Namen bezeichnen nur die Herkunft der die Ansiedelung leitenden Geschlechter, nicht aber die der Masse der Ansiedler. Die Vereinigung verschiedener Stämme zu einer Gründung trug aber wesentlich zum Gedeihen derselben bei, und die Geschichte von Sybaris und Kroton, von Syrakus und Akragas beweis't, welch einen Erfolg es hatte, wenn achäischer Heldensinn und dorische Energie sich mit dem beweglichen Charakter einer ionischen Menge vereinigte.

Die Colonieen haben das übervölkerte Griechenland gerettet. Denn bei der außerordentlichen Produktivität, welche das griechische Volk namentlich vom achten bis sechsten Jahrhunderte zeigt, würden die Staaten gleichsam an Menschenfülle erstickt, sie würden in inneren Unruhen und gegenseitigen Fehden zu Grunde gegangen sein, wenn nicht die Colonisation die überschüssige Kraft ausgeführt und in wohlthätiger Weise verwendet hätte, indem sie zugleich der Mutterstadt Zuwachs an Macht und Handelsverbindungen verschaffte. Nicht selten sind daher die Colonieen in bewußter Absicht als politische Heilmittel angewendet worden, um bei fieberhafter Aufregung gleichsam als Aderlaß zu dienen.

Die Ausbreitung der Hellenen an den Küsten des Mittelmeeres war ein Kampf gegen die Barbaren; ein Kampf zunächst gegen die Phönicier, von denen sie die Seefahrt erlernt hatten. Denn im Großen wie im Kleinen ist dies der Gang der Dinge, daß ein Volk, ein Staat von andern die Seekunde erlernt und dann im Besitze derselben sich losreißt und alsbald die selbständig gewordene Kraft an dem erprobt, von dem dieselbe erworben ist. So hat die Colonisation der Griechen die Phönicier immer weiter nach Westen fortgeschoben, und im westlichen Meere ist der Kampf, der im Osten so früh zu Gunsten der Hellenen entschieden war, ununterbrochen fortgekämpft worden. Außerdem war auch in den von den Phöniciern früher verlassenen Meergebieten, im

Pontus, namentlich bei den taurischen und kaukasischen Völkern, die feste Ansiedelung nicht ohne Kampf durchzusetzen und zu erhalten.

Im Allgemeinen aber kann Handelsvölkern nur mit friedlichen Verhältnissen gedient sein. So kamen auch die ionischen Griechen zu den Barbaren; sie suchten sich ihnen dienstfertig und nützlich zu erweisen, sie verschmähten es nicht, die nächsten Verbindungen mit ihnen einzugehen. Die Ionier hielten nicht auf Reinheit des Bluts; sie fanden ihre Weiber, wo sie sich ansiedelten, zwischen Celten, Scythen und Libyern. Die Massalioten bezeichneten ein Hochzeitsfest als den Anfang ihrer Macht in Gallien, und es ist nicht ohne Grund, daß die Sage den Gewinn eines Coloniallandes unter dem Bilde einer Vermählung zwischen dem Einwanderer und der eingeborenen Fürstentochter darzustellen liebt.

Aber ganz anders war es doch in den Ländern, die von Anfang an einen den Griechen verwandten Grundstamm der Bevölkerung gehabt und dann massenhaften Zuzug aus Griechenland empfangen hatten, ehe die neueren Städte gegründet wurden, wie Unter-Italien und Sicilien. Hier waren die den Pelasgern verwandten Siculer, durch die kretischen, kleinasiatischen und westgriechischen Zuwanderungen zur Aufnahme hellenischer Bildung vorbereitet, so daß nun durch die Gründungen der Ionier, Achäer und Dorier eine griechische Nationalität sich bilden konnte, welche, wenn auch neu und eigenthümlich, doch der des Mutterlandes durchaus ebenbürtig war. Die Sikelioten, wie man zum Unterschiede von den Siculern die hellenisirten Einwohner nannte, galten auch unter den Griechen für besonders feine Köpfe, und die großgriechischen Städte waren nicht bloß im Stande, Schritt zu halten mit dem Mutterlande, sondern gingen ihm in der Entwicklung griechischer Bildung selbständig voran.

Es bestand ein sehr nahes und wichtiges Verhältniß zwischen Mutter- und Tochterstadt. Die Pflanzstädte hatten das Bedürfniß, den Lebensgewohnheiten und Gottesdiensten der Heimat unverändert treu zu bleiben; sie suchten zu Priestern und Leitern des Gemeinwesens Männer derselben Familien zu gewinnen, welche zu Hause gleiche Aemter verwaltet hatten.

In bürgerlichen Angelegenheiten aber konnte das frühere Abhängigkeitsverhältniß in der Regel nicht lange fortbestehen. Die Entfernungen waren zu groß, die Interessen zu verschieden; auch war man zu sehr gewöhnt, jedes hellenische Gemeinwesen als ein auf sich beruhendes zu betrachten. In der Regel waren also auch die Mutterstädte zufrieden, die Handelsvortheile für sich auszubeuten, ohne Herrschaft zu beanspruchen. Die Pflanzstädte aber nahmen, je rascher sie aufblühten, um so mehr volle Unabhängigkeit in Anspruch. Unter diesen Umständen kamen keine Colonialherrschaften zu Stande, und wo Herrschaftsansprüche erhoben wurden, wie namentlich von Korinth, das zuerst eine hellenische Kriegsflotte besaß, führte dies zu Colonialkriegen, welche, wie der zwischen Korinth und Corcyra, nur dazu beitrugen, die alten Bande der Pietät völlig zu zerreißen.

In der Regel aber haben die Colonieen rasch die Mutterstädte eingeholt und eine ungleich schnellere Entwicklung durchlebt, als diese. Viel Gährungsstoff traf zusammen, und die Mitglieder alter Geschlechter, welche in der Mutterstadt zu regieren gewohnt waren, konnten in den Pflanzstädten mit geringerem Erfolge ihre Ansprüche geltend machen. Hier wuchs die buntgemischte Bürgerschaft zu schnell an Menge, Wohlstand und Selbstbewußtsein; die Standesunterschiede glichen sich aus, das Leben war rascher, bewegter; was aus den Mutterstädten mit herübergekommen war an alten Traditionen, wurde rücksichtsloser beseitigt, wenn es in den neuen Verhältnissen keine Begründung hatte, und alles Neue und Zeitgemäße kräftiger gefördert.

Die Kühnheit der Unternehmung, die Freude am Gelingen, die anregende Neuheit der Orts- und Lebensverhältnisse, der Austausch zwischen Menschen der verschiedensten Herkunft: dies Alles trug dazu bei, den ausgewanderten Bürgern einen besondern Schwung, eine gesteigerte Thatkraft zu verleihen und ihren Niederlassungen einen Glanz zu geben, welcher die Städte des Mutterlandes überstrahlte. Die Colonieen waren ja auf lauter ausgewählten Plätzen angelegt; daher waren ihre Produkte vorzüglich. So kam es allmählich, daß alles Beste außerhalb des eigentlichen Hellas zu finden war, das beste Korn und Vieh, die besten Fische, der beste Käse u. s. w. Ferner gab der reichliche Raum, welcher den Ansiedlern zu Gebote stand, Gelegenheit, von Anfang die Städte in größerem Maßstabe und planmäßig anzulegen; hier wurde zur Kunst ausgebildet, was in den Mutterstädten dem Gerathewohl überlassen geblieben war. In den schönen Neustädten entfaltete sich ein glänzenderes Leben, als es das Mutterland kannte*).

73. Die beiden ersten Perserkriege (gegen Darius I.).

(Nach K. Köhnhorn, Geschichte der Griechen, mit einer Einleitung aus Fr. Jacobs' Hellas.)

Die Perserkriege, in denen das größte Volk dem kleinsten, das mächtigste dem schwächsten im ungleichsten Kampfe unterlag, machen nicht nur in der Geschichte von Griechenland und Persien, sondern in der Weltgeschichte überhaupt Epoche. Sie lehren, wie unendlich weit die moralischen Kräfte eines Volkes dem physischen und numerischen Uebergewichte eines andern überlegen sind, und wie thöricht es sei, nur Zahlen gegen Zahlen zu setzen, nur zu messen und nicht zu wägen. Sie lehren, daß die Armuth über den Reichthum obsiegt und daß die Vermehrung der Reichthümer ein gefährliches Geschenk sei, das nur zu oft den Verlust der Freiheit nach sich zieht. Kurz vor dem Anfang

*) Ueber die Stiftung der einzelnen Colonieen s. K. Fr. Hermann, griechische Staatsalterthümer, und E. Curtius, griechische Geschichte.



dieser Periode hatten die Perser, ein armes Bergvolk, unter der Führung eines klugen und kühnen Eroberers, die Herrschaft der reichen Meder niedergeworfen; mit einem Schwertstreich die Lydier, die Herren von Kleinasien, unterworfen; Babylon und Assyrien hatten dasselbe Schicksal, und an den südlichen Küsten des Mittelmeeres ergab sich ihnen das reichste Handelsvolk der alten Welt, die Phönicier. Selbst reich geworden, verließ sie der Sieg. Ein armes und beschränktes Volk stieß ihre zahllosen Heere mit Schmach zurück und erniedrigte in Kurzem den persischen Stolz so sehr, daß er Gesetze von ihnen annehmen, das Mittelmeer auf ihren Befehl gänzlich verlassen mußte und selbst nicht mehr die Küsten Kleinasiens mit seinen Heeren betreten durfte.

Aber das nämliche Schicksal erwartete auch Griechenland. Nachdem es reich, mächtig und gebieterisch war, wurde es die Beute eines ärmeren Bergvolks, der Macedonier, die auch ihrerseits dem nämlichen Schicksal unterlagen.

Aufstand der ionischen Griechen. Die kleinasiatischen Griechen waren mit Ausnahme der Insulaner nach und nach von den lydischen Königen unterworfen. Crösus hatte diesen langwierigen Kampf beendigt. Indessen behielten die griechischen Colonieen ihre innere Verfassung und zahlten nur einen leichten Tribut. Als aber Cyrus das lydische Reich auflös'te, wurden nur die Milesier unter denselben Bedingungen, welche Crösus ihnen ehedem zugestanden hatte, dem großen persischen Reiche einverleibt, die übrigen ionischen Städte dagegen der Reihe nach unterworfen.

Die Lage der Ionier war jetzt allerdings drückend, da sie durch die Perser Zwingherren (Tyrannen) erhielten, welche, im persischen Solde stehend, die Unterwürfigkeit der ihnen anvertrauten Staaten überwachten. Der Wohlstand war sehr gesunken, und die Mittel zur Wiederherstellung desselben theils durch die Kriegsverheerungen, theils durch das Auswandern der Begüterten sehr vermindert. Mit dem Sinken der Kräfte hatten die Leistungen in gleichem Grade zugenommen. Denn außer dem regelmäßig zu entrichtenden Tribute mußten sie die glanzvolle Hofhaltung der kleinen Herrscher bestreiten und Heeresfolge leisten. Die Heeresfolge war um so drückender, da die Last, Flotten auszurüsten, statt der Phönicier jetzt den Ioniern aufgebürdet wurde, so namentlich auf dem Zuge des Darius I. gegen die Scythen.

Histiäus, Tyrann von Milet, welcher bei dieser Gelegenheit den Darius durch Erhaltung der Brücke über die Donau gerettet hatte (s. S. 114 ff.), war für seine Ergebenheit vom Könige mit einer Landschaft am Flusse Strymon belohnt worden. Hier gründete er eine neue Herrschaft, die wegen ihres schnellen Emporblühens den Argwohn und den Neid des Satrapen Megabazus erregte. Er stellte den Histiäus beim Könige als einen klugen und unternehmenden Mann dar, der bei der Vergrößerung seiner Macht gefährlich erscheinen dürfte. Darius berief nun den Histiäus nach Hofe, unter dem Vorwande, einen so verdienstvollen Mann in seiner Nähe zu haben, in der That aber,

um ihn in einem glänzenden Gefängnisse zu halten. Um jedoch die eigentliche Absicht zu verdecken, setzte man den Aristagoras, einen Schwiegersohn des Histiäus, an seine Stelle und machte ihn zum Machthaber von Milet. Aber auch diesem brachte das neue Amt kein Glück. Eine auf der Insel Naxos bedrängte Partei bat den Aristagoras um Hülfe. Aristagoras verwendete sich für sie bei Artaphernes, dem sein Bruder, der Großherr, die Statthalterschaft von Vorder-Asien übertragen hatte. Das Unternehmen wurde vom Hofe gebilligt und die Ausführung desselben dem Aristagoras, welchem der Perser Megabates mit zweihundert Schiffen beigegeben wurde, übertragen. Unterwegs entzweiten sich beide Anführer. Megabates verrieth den Naxiern, die überrumpelt werden sollten, die drohende Gefahr. Hier rüstete man sich in aller Eile und traf solche Vertheidigungsanstalten, daß die feindliche Flotte nach einer kurzen Belagerung der Stadt unverrichteter Dinge wieder abziehen mußte. Aristagoras gerieth dadurch in große Verlegenheit. Er sollte nicht allein die Kosten des mißlungenen Unternehmens tragen, sondern war auch sogar für sein Leben besorgt, da er glaubte, sowohl bei seinem Schwiegervater, als auch bei dem Großherrn selbst in Ungnade gefallen zu sein. In dieser Noth entschloß er sich, um wenigstens sein Leben so theuer als möglich zu erkaufen, das Aeußerste zu wagen. Als er daher mit dem Gedanken, eine allgemeine Empörung gegen die Perser anzuspinnen, umging, wurde er heimlich von Histiäus, der am Hofe schmerzlich die verlorne Freiheit vermißte, in seinem Vorhaben bestärkt. Die Lust zur Empörung war in einem eben so beweglichen, als des fremden Joches ungewohnten Volke bald angefacht. Denn kaum hatte sich Aristagoras des Mitwirkens seiner Freunde und der Zustimmung des von Naxos zurückgekehrten griechischen Heeres versichert, als er selbst seine Zwingherrschaft niederlegte und in Milet die republikanische Freiheit wieder einführte. Indessen reichte die Stärke, der Muth und die Begeisterung der kleinasiatischen Griechen nicht hin, um sich von der Macht des persischen Reiches los zu reißen; es war ihnen der Schutz und die Mitwirkung ihrer europäischen Brüder nothwendig. Daher begab sich Aristagoras zuerst nach Sparta. Hier waren gerade die Bürger mit ihren beiden Königen auf dem Markte versammelt, als Aristagoras sein Gesuch mit vieler Beredtsamkeit vortrug. „Wie weit", unterbrachen ihn die Spartaner, „ist doch vom Meere nach Susa?" „Drei Monate Weges", war die Antwort. „O, Freund von Milet", riefen sie ihm zu, „mach', daß du noch vor Sonnenuntergang aus unserer Stadt kommst!" Indessen wollte Aristagoras noch einen Versuch machen. Er folgte dem Könige Kleomenes in's Haus und suchte ihn für seine Sache zu gewinnen, aber vergebens. Da zog er auf einmal einen Beutel mit Gold hervor, um den, welchen er mit seiner Ueberredungskunst nicht gewinnen konnte, mit Geld zu bestechen. Als dies die kleine Königstochter Gorgo sah, rief sie dem Könige zu: „Vater! geh weg, sonst besticht dich noch der Fremde". Sogleich mußte Aristagoras Sparta verlassen und nahm seinen Weg nach Athen. Die Athener

waren gerade damals in einer gereizten Stimmung gegen die Perser; denn noch vor Kurzem hatten sie die sonderbare Zumuthung des persischen Satrapen Artaphernes, daß sie den Hippias wieder aufnehmen sollten, mit muthiger Entschlossenheit zurückgewiesen. Diese Stimmung kam dem Aristagoras sehr zu Statten; es ward dem beredten Milesier leicht, die Ehrsucht der ohnehin leicht beweglichen Athener so rege zu machen, daß auf der Stelle zwanzig Schiffe ausgerüstet wurden, welche, durch fünf Schiffe von Eretria verstärkt, in den Hafen von Milet einliefen. Sobald die athenisch-eretrische Flotte an Jonien's Küste angekommen war, standen die Jonier in Masse auf, vereinigten sich mit dieser Flotte und segelten nach Ephesus, wo die Kriegsmannschaften ausgeschifft wurden. Sie setzten über das Gebirge Tmolus und erschienen ganz unerwartet vor den Mauern von Sardes. Die Stadt wurde ohne Widerstand genommen, und Artaphernes mußte sich begnügen, die Burg zu vertheidigen, die Stadt selbst aber den Flammen Preis geben, denn durch die Unvorsichtigkeit eines Kriegers war ein Haus in Brand gerathen. Da die Häuser nur leicht gebaut und mit Rohr gedeckt waren, verbreitete sich die Flamme rasch weiter, so daß die ganze Stadt in Flammen aufging. Inzwischen war auch die persische Macht, die am Halys lag, auf diese Nachricht herangerückt, holte die Aufrührer auf ihrer Rückkehr nach Ephesus ein und schlug sie gänzlich. Die Athener zogen gleich nach Hause. Aristagoras zweifelte jetzt selbst an einem glücklichen Ausgang des Kampfes. Mit feiger und unwürdiger Gesinnung entzog er sich dem Unternehmen, dessen Urheber er gewesen war, und unter dem Vorwande, den Milesiern, wenn sie im Kampfe unterliegen sollten, eine Zuflucht zu eröffnen, war er mit einigen Getreuen nach Thracien entflohen, wurde aber dort bald von den Eingebornen erschlagen.

Die ganze persische Macht zu Lande und zu Wasser hatte sich um Milet zusammengezogen. Eine entscheidende Schlacht in den Gewässern zwischen Samos und Milet machte dem Kriege vollends ein Ende. Die Samier ergriffen in der Hitze des Gefechts zuerst die Flucht; ihnen folgten die Lesbier und diesen bald andere. Nur die Chier leisteten den hartnäckigsten Widerstand und wichen erst, von allen verlassen, vor der überlegenen persischen Macht. Hierauf wurde Milet zu Wasser und zu Lande angegriffen und mit Sturm genommen. Wenige der Bewohner retteten ihr Leben, die meisten wurden niedergehauen, Weiber und Kinder aber gefangen nach Susa geschleppt. Die Gefangenen wurden an die Mündung des Tigris verpflanzt, die Stadt selbst dem Erdboden gleich gemacht. Obschon Milet später wieder aufgebaut wurde, so hat diese Stadt doch nie wieder ihre frühere Größe erlangt. Im nächsten Frühjahre wurden die Inseln Lesbos, Tenedos und Chios genommen. Chios wollte sich noch unter der Anführung des Histiäus zur Gegenwehr stellen. Allein Histiäus wurde von den Persern gefangen genommen und zum Artaphernes gebracht. Dieser ließ ihn ans Kreuz schlagen, den Kopf einsalzen und nach Susa bringen. So war

nun die Empörung gedämpft und die Ruhe sowohl in Aeolis, als Jonien wiederhergestellt.

Erster Zug der Perser gegen die Griechen, 493 v. Chr. Der große Kampf, welcher jetzt zwischen Persien und Griechenland begann, ist an sich selbst und in seinen Folgen vom höchsten welthistorischen Interesse, weil er nicht allein für die Entwicklung des griechischen Volkes einen unendlichen Einfluß gehabt, sondern auch den Untergang des persischen Reiches herbeigeführt hat. (Vgl. S. 120.)

Als Darius die erste Nachricht von der Einäscherung der Stadt Sardes bekam, schoß er einen Pfeil in die Luft, bat den Himmel, daß er ihn an den Athenern Rache nehmen lassen möchte, und befahl, daß ein Diener ihm täglich bei der Mahlzeit die Worte zurufen sollte: „Herr, gedenke der Athener!" Auch unterließ Hippias, der jetzt am persischen Hofe lebte, nichts, was den Zorn des Königs gegen Athen noch mehr zu entflammen vermochte. Mardonius, der Schwiegersohn des Königs, erhielt demnach den Auftrag, den kühnen Hochmuth der Republik zu bestrafen und ganz Griechenland zu Wasser und zu Lande anzugreifen. Im zweiten Jahre nach Milet's Zerstörung rückte derselbe an der Spitze eines Heeres aus Ober-Asien heran. In Cilicien trennte er sich von seinen Völkern, indem diese zu Lande nach dem Hellespont zogen, er selber aber zu Schiffe längs der Küste hinfuhr. Am Hellespont vereinigte sich die Land- und Seemacht. Das Landheer setzte auf Schiffen ans europäische Gestade, wo Thracien schon die Oberherrschaft Persiens anerkannte. Die Flotte segelte nach Thasus. Diese Insel wurde ohne Widerstand genommen; auch die Macedonier wurden durch die heranrückende persische Macht so in Schrecken gesetzt, daß sie ungesäumt ihre Unterwürfigkeit antrugen. Als aber die persische Flotte die mit gefährlichen Vorgebirgen umzackte Landzunge Athos umfahren wollte, da erhob sich ein fürchterlicher Sturm und warf die Fahrzeuge gegen die schroffen Klippen. An 300 Schiffe sollen an den Felsen gänzlich zertrümmert und an 20,000 Menschen dabei ums Leben gekommen sein. Zugleich wurde auch das Landheer von den Brigern, einer thracischen Völkerschaft, überfallen und litt dabei einen so empfindlichen Verlust, daß Mardonius mit dem Reste seiner Mannschaft und Schiffe nicht weiter vorzudringen wagte, sondern mit Schimpf und Schande nach Asien zurückkehrte. Dieser unglückliche Ausgang führte indessen nur zu neuen und größern Rüstungen.

Der zweite Zug der Perser, 490. Der persische König, der den verfehlten Ausgang dieses Zuges der Ungeschicklichkeit des Mardonius beimaß, berief seine beiden Feldherren, Datis, einen Meder, der sich eben so sehr durch Erfahrung als durch Klugheit auszeichnete, und seinen Neffen Artaphernes, den Sohn des Statthalters von Sardes, zu sich und beauftragte sie, ein neues Heer zu rüsten und ganz Griechenland zu unterwerfen. Um aber zu erfahren, wie viele unter den hellenischen Staaten wohl geneigt wären, ernstlichen Widerstand zu lei-

sten, wurden Herolde nach Griechenland geschickt, um Erde und Wasser für den König zu fordern. Fast alle Staaten Griechenlands huldigten furchtsam und kleinmüthig dem Großherrn; nur die Spartaner und Athener wiesen diese Aufforderung muthig und höhnend zurück. In Sparta hatte man sogar die Herolde in Brunnen geworfen, mit dem Bedeuten, dort Erde und Wasser nach Belieben zu nehmen. Indessen setzte sich das persische Heer unter der Oberanführung des Datis und Artaphernes, denen Hippias beigegeben war, in Bewegung. Zur Vermeidung der gefährlichen Vorgebirge im Norden und wegen des eben so lästigen als langsamen Marsches durch Thracien ward das ganze Heer auf die 600 Schiffe starke Flotte gesetzt, die von Samos aus quer durch die Inselgruppe nach Hellas hinübersteuerte. Bei Naxos, welches noch für eine alte Schuld büßen sollte, warfen die Perser zuerst Anker. Die Bewohner der Stadt wagten es nicht, sich hinter den Mauern zu vertheidigen; sie flüchteten in die Schlupfwinkel ihrer Berge und gaben die Stadt der Zerstörung und Verwüstung Preis. Darauf wandten sich die Perser zu anderen kleinen Inseln, welche sich alle unterwarfen, Geißel stellten und Heeresfolge leisteten. Endlich geschah die Landung auf Euböa; die Perser verheerten alles mit Feuer und Schwert; Eretria, welches sich widersetzte, wurde erobert und von Grund aus zerstört, die Einwohner aber theils niedergehauen, theils in Ketten geworfen und später nach Susa geschleppt. Jetzt erst, als die Nachricht von Eretria's Falle in Athen eingelaufen war, traf man hier, während die Feinde auf den Trümmern Eretria's im Taumel der Freude die kostbare Zeit verstreichen ließen, ernstliche Anstalten und schickte einen Eilboten nach Sparta, der die traurige Nachricht von Eretria's Untergange überbrachte und dringendst um Hülfe bat. Die Spartaner erklärten sich auch dazu bereit, konnten aber diese Hülfe nicht sogleich senden, weil es bei ihnen ein durch die Religion geheiligtes Gesetz war, vor dem Vollmonde nicht auszuziehen. Zugleich erging auch an Platää, welches erst seit Kurzem eng mit Athen verbündet war, eine Aufforderung. Diese Stadt brachte eine Schaar von 1000 Kriegern zusammen, die zeitig genug eintrafen. Athen bot in der Eile alles auf, was in seinen Kräften stand; jede der zehn Phylen stellte ihre Mannschaft mit einem Anführer, so daß sich außer den Platäern die ganze Kriegsmannschaft auf 10,000 Mann belief. Diese kleine Schaar rückte, sobald man in Athen die Landung des Feindes auf Attika's Gebiet vernahm, sicher mit schwerem Herzen, doch muthig dem Feinde, der sich auf den Rath des Hippias mit seinen unabsehbaren Schaaren auf der marathonischen Ebene gelagert hatte, entgegen. Unter den zehn Feldherren befand sich auch Miltiades, ein Mann von Muth und Entschlossenheit, der während seiner Herrschaft auf dem thracischen Chersones, wo er dem Bruder seines Vaters in der Tyrannis gefolgt war, die innere Schwäche des persischen Reiches kennen gelernt hatte und wohl voraussah, daß Entschlossenheit, Tapferkeit und richtige Taktik der Hellenen über die Unwissenheit und den Uebermuth der Perser,

daß der Geist über die Masse einen glänzenden Sieg feiern werde. Nach dem Falle von Milet hatte er den Chersones verlassen und sich nach Athen begeben, wo er in dem größten Ansehen stand und seinen Einfluß darauf verwendete, daß jetzt alles zu den Waffen griff. Ihm zur Seite standen zwei jüngere Männer, Aristides und Themistokles, beide an Jahren fast gleich, an Charakter aber verschieden, jedoch gleich stark ergriffen von der Liebe zu ihrem Vaterlande. Diesen Männern gaben ihre Amtsgenossen wenigstens so viel nach, daß man bei Marathon dem Feinde gegenüber eine feste Stellung einnahm. Allein eine so überlegene Macht anzugreifen, worauf Miltiades zuerst antrug, fand man sehr bedenklich, zumal da die spartanische Hülfe ausgeblieben war. Weil nun die Meinungen gleich getheilt waren, so mußte dem Gesetze gemäß der Polemarch Kallimachus den entscheidenden Ausschlag geben. Ihn wußte Miltiades für seine Ansicht zu gewinnen, und so ward beschlossen, dem Feinde eine Schlacht zu liefern. Einen bestimmten Oberanführer hatte man nicht, sondern der Feldherr einer Phyle übernahm allemal auf einen Tag die Oberanführung und wechselte so mit seinen übrigen Collegen. Aristides trat nun mit rühmlicher Bescheidenheit an seinem Tage den Oberbefehl an Miltiades ab, und seinem Beispiele folgten auch die anderen Feldherren. Doch erst an dem Tage, an welchem die höchste Leitung dem Miltiades der Ordnung nach zukam, gab er das Zeichen zur Schlacht. Die Perser durchbrachen die von Miltiades absichtlich schwächer eingerichtete Mitte der griechischen Schlachtordnung, wo Aristides und Themistokles mit ihren Phylen stritten; auf beiden Flügeln aber wichen die Perser bald und stürzten in wilder Flucht zu ihren Schiffen. Sogleich wandten sich die griechischen Schwerter nach der Mitte gegen den Kern des feindlichen Heeres, und unter ergrimmten Schlägen erlag hier, was bisher noch gestanden hatte. Der muthige Haufe der Athener und Platäer verfolgte den fliehenden Feind bis zum Meeresstrande und plünderte das ganze Lager, welches die Perser mit allen darin aufbewahrten Schätzen im Stiche lassen mußten. Die Freude über den errungenen Sieg war bei den Athenern so groß, daß ein Krieger, der vom Heere abgeschickt war, um diese frohe Botschaft der Stadt zu verkünden, nur die Worte auf dem Markte ausrief: „Χαίρετε, χαίρομεν!“ und todt zur Erde stürzte. Indessen hatten die Perser noch nicht alle Hoffnung aufgegeben. Sie umsegelten schnell das Vorgebirge Sunium und dachten Athen zu überrumpeln, ehe dessen Krieger dahin zurückkehren könnten. Diese Absicht hatten die Athener zeitig genug wahrgenommen, waren nach der Stadt geeilt und erwarteten schlagfertig die Perser im Hafen von Piräus. Sobald die Perser dies merkten, nahmen sie, ohne einen weitern Versuch zu machen, den Rückzug nach der kleinasiatischen Küste und eilten beschämt in ihre Heimat zurück. So war auch der zweite Versuch, Griechenlands Freiheit und Unabhängigkeit zu untergraben, den Persern völlig mißlungen. Der Name Miltiades aber war Kindern und Greisen eine Losung der Freude; das Volk empfing den Sieger mit Jubelliedern als seinen

Retter, und noch lange nachher feierten die Athener diesen glanzvollen Tag durch Opfer und feierliche Umzüge.

Das Vertrauen seiner Mitbürger gegen ihn war so groß, daß sie ihm auf sein Verlangen 70 wohlbemannte Kriegsschiffe zur Disposition stellten, um Contributionen von denjenigen Insulanern beizutreiben, welche es heimlich mit den Persern gehalten hatten. Zunächst nahm er die Richtung mit seiner Flotte nach Paros, weil diese Insel, wie er vorgab, namentlich den Persern beim letzten Angriffe behülflich gewesen wäre, in der That aber, weil Miltiades von früheren Zeiten her einen persönlichen Groll auf diese Insulaner hatte. Allein das Glück war dem Unternehmen nicht günstig. Die starken Mauern der Hauptstadt Paros trotzten den Athenern, und die tapfern Einwohner wiesen den Herold, der 100 Talente Contribution forderte, mit Verachtung zurück. Miltiades selber zerschellte sich durch einen unglücklichen Fall das Bein und sah sich genöthigt, nachdem er die Stadt 26 Tage vergebens belagert hatte, Befehl zum Abzuge zu geben, und kam so, ohne die den Athenern verheißenen Schätze mitgebracht zu haben, nach Athen zurück. Schon längst hatte hier das Ansehen und der Einfluß des Miltiades die republikanische Eifersucht erweckt. Das gescheiterte Unternehmen auf Paros war der Vorwand einer entehrenden Anklage und Verurtheilung desselben. Xanthippus, der Vater des berühmten Perikles, trat als Ankläger gegen Miltiades auf. Unfähig, selbst vor Gericht zu erscheinen, weil seine Krankheit sich verschlimmert hatte, mußte er seinen Freunden die Vertheidigung überlassen. Vergebens erinnerten diese an den großen Tag von Marathon. Sie konnten nichts Anderes damit erwirken, als Erlassung der Todesstrafe. Das Treiben der mächtigen Gegenpartei war zu stark und die Furcht vor einem Manne, der früher Zwingherr gewesen und dem eine gebieterische Denkweise eigen war, zu groß, als daß seine Freunde ihn ganz retten konnten. Daher wurde Miltiades zu einer Geldstrafe von fünfzig Talenten verurtheilt. Da er aber diese zu bezahlen nicht im Stande war, so wurde er ins Gefängniß geworfen, in welchem er bald an den Folgen seiner Wunden starb.

---

74. Aristides und Themistokles.

(Nach Gustav Pfizer, Geschichte der Griechen.)

Unter allen griechischen Staaten war Athen der für die Geschichte der Menschheit und der Bildung wichtigste; seine schönste Blüthezeit fällt von dem ersten Perserkriege bis gegen Anfang des peloponnesischen Krieges, und zwei Männer vor Allen waren es, die, zu Anfang dieser Periode an der Spitze dieses kleinen aber merkwürdigen Staates stehend und durch ihre großen Eigenschaften und die Gunst und den Willen des Volkes ihn lenkend, die ausgezeichnetsten Vorzüge des griechischen Geistes und Charakters in sich darstellten und veranschaulichten, — Ari-



stides und Themistokles. In ihren Grundsätzen und Ansichten von der Verfassung und Verwaltung des Staates Gegner, und in ihren Bestrebungen, in ihrer öffentlichen Laufbahn, vielleicht schon von ihrer frühen Jugend her, Feinde, trugen doch Beide zur Größe und zum Wachsthum ihres Staates mit unermüdetem Eifer wesentlich bei; nach ihrem sittlichen Werthe sehr ungleich, zeichneten sich doch Beide durch die glühendste Vaterlandsliebe aus, und wenn Themistokles mit all seinen guten und schlimmen Eigenschaften den hellenischen oder den athenischen Charakter am treuesten und vollständigsten abspiegelt, so zeigt dagegen der minder glänzende aber reinere Aristides, welcher sittlichen Veredlung und Höhe dieser Charakter wenigstens in Einzelnen fähig war; und das spätere Zusammenwirken, die gegenseitige Anerkennung dieser beiden so verschiedenen Männer ist eines der schönsten und erhebendsten Schauspiele in der Geschichte.

Aristides stammte aus einer edlen und angesehenen Familie, soll aber nur ein sehr geringes Vermögen besessen haben. Mit Klisthenes, welcher nach dem Sturze der Pisistratiden den athenischen Staat neu ordnete, stand er in freundschaftlichen Verhältnissen, aber während er die Tyrannei haßte, war ihm auch die Volksherrschaft zuwider; er verehrte und bewunderte vor allen Staatsmännern und Gesetzgebern den Lykurg, und hing aristokratischen Grundsätzen an, da er dem Urtheil und der Einsicht der Menge mißtraute, und sah, daß ihre Gunst oft von Unwürdigen, oft auch von den Würdigen durch unwürdige Künste und Mittel, durch Täuschung und Schmeichelei gewonnen wurde. Zu diesen Mitteln bequemte er sich nicht, denn edler Stolz, Geradsinn, Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit waren das Innerste seines Wesens. Er hielt sich gern von Parteiungen fern und ging als Staatsmann so viel als möglich seine eigene gerade Bahn. Doch trat er manchen Vorschlägen, die er an sich nicht für unnützlich hielt, entgegen, zumal solchen, welche von ehrgeizigen Männern, namentlich von Themistokles, gemacht wurden, nur damit diese ehrsüchtigen, um die Gunst des Volkes buhlenden Männer nicht eine unbeschränkte, am Ende dem Staate selbst gefährliche Macht erlangten.

Zum Vorsteher der öffentlichen Einkünfte erwählt — eine Wahl, die von großem Vertrauen zeugte —, wies er den damaligen und den früheren Beamten große Veruntreuungen nach; dafür wurde er selbst von der Gegenpartei bei Ablegung der Rechenschaft wegen schlechter Amtsführung angeklagt und sogar verurtheilt; aber da die Angesehensten und Besten in der Stadt laut ihren Unwillen aussprachen, wurde ihm die Geldstrafe erlassen und ihm zum zweiten Male dasselbe Amt übertragen. Als im Theater die Verse des Aeschylus gesprochen wurden:

„Denn nicht gerecht nur scheinen will er, sondern sein,“

wandten sich die Blicke aller Anwesenden auf Aristides, weil Alle überzeugt waren, daß ihm vor Allen das Lob dieser Tugend gebühre. Und durch diese Jedermann ins Auge fallende Eigenschaft erwarb er sich

den, wie Plutarch sagt, königlichen, ja, göttlichen Beinamen: der Gerechte. Auch ehrte das Volk seine Verdienste und Tugenden durch Uebertragung wichtiger und angesehener Aemter; bei der Schlacht von Marathon war er einer der zehn Feldherren und bewies als solcher eben so viel edle und kluge Bescheidenheit gegenüber von Miltiades, als glänzende Tapferkeit, und im darauffolgenden Jahre wurde er zum ersten Archon gewählt, nach welchem bei den Athenern das Jahr den Namen führte.

Etwa zehn Jahre jünger als Aristides war Themistokles, geboren 514 vor Chr., von nicht sehr edler Abkunft vom Vater her, und nach den strengen atheniſchen Begriffen der frühern Zeit nicht einmal ein vollbürtiger Bürger, da seine Mutter eine Fremde, eine Thracierin war. Doch scheint er wohlhabend gewesen zu sein, und genoß eine gute und sorgfältige Erziehung; erregte auch frühe schon bei seinen Lehrern große Erwartungen, obgleich er den Musenkünsten und der Bildung zu feinen Sitten weniger Aufmerksamkeit widmete, sondern als Knabe schon Beredtsamkeit, Staatsverwaltung und kriegerischen Ruhm im Sinne hatte. Zur Zeit der Schlacht von Marathon war er etwa 24 Jahre alt und ohne Zweifel focht er selbst auch mit; aber der Ruhm des Miltiades weckte seinen ganzen Ehrgeiz, und er sagte: die Tropäen des Miltiades ließen ihn nicht schlafen. Sein Ehrgeiz verzehrte sich nicht in müßigen Träumen, sondern schlug bald in Thaten aus. Durch gerichtliche Beredtsamkeit geübt, wußte er sich bald auch in der Volksversammlung Gunst und Ansehen zu verschaffen und einen wichtigen Einfluß auf die Staatsverwaltung zu gewinnen. Nicht an die Vornehmen und Edeln schloß sich der unternehmende junge Mann an, sondern auf die Seite des Volkes schlug er sich, um durch dessen Unterstützung zu herrschen. Die Größe des Vaterlandes und sein eigener Ruhm waren für ihn aufs engste verbunden und verschmolzen; er wußte vielleicht zwischen beidem selbst kaum zu unterscheiden; und wenn er in der Wahl der Mittel zur Befriedigung seines persönlichen Ehrgeizes schon nicht sehr bedenklich und ängstlich war, so machte ihn der Vortheil und das Wohl des Vaterlandes noch gleichgültiger gegen die strengen Gesetze der Rechtlichkeit. Es kostete ihn nichts, gegen das Volk leutselig zu sein und ihm gelegentlich zu schmeicheln, wogegen sich der Stolz des Aristides sträubte; und parteiisch zu sein, schien ihm so wenig ein Unrecht, vielmehr so natürlich und nothwendig, daß er sagte: Nimmermehr möchte er auf einem Amtsstuhl sitzen, wo der Freund keinen Vorzug vor dem Fremden hätte! Genußsüchtig in jüngeren Jahren und sein ganzes Leben hindurch ein Freund von Glanz, Pracht und Aufwand, warf er das Geld wie ein Verschwender weg und war genöthigt, zur Befriedigung seiner Bedürfnisse und Erreichung seiner Zwecke es sich wie ein Habgieriger zu verschaffen, so wenig er auf dessen Besitz an und für sich Werth legen mochte. So war er in vielen Stücken das Gegentheil von Aristides; aber wie dieser strebte er darnach, seine Vaterstadt groß zu machen; für diesen Zweck bot er alle seine Geistes-

gaben und seine ganze Kraft auf, und begabt mit einem großen, vorausschauenden Scharfblick, so daß er die Menschen und die Dinge richtig beurtheilte, richtete er Großes aus, weil seine Thätigkeit unermüdet ihre Zwecke verfolgte und sein kecker und rücksichtsloser Geist die Hindernisse nicht nur durch löbliche, sondern auch durch gefährliche und unerlaubte Mittel zu überwinden strebte. Er besaß, nach des Thucydides Urtheil, in hohem Grade den Vorzug, durch die Kraft der Natur und durch kurzes Nachdenken das Rechte augenblicklich herauszufinden.

Bald nach der Schlacht von Marathon scheint der noch junge Mann, während der aristokratisch gesinnte Aristides des höchsten Ansehens genoß, im Jahre nach der Schlacht Archon wurde und als solcher durch seine Amtsführung sich allgemeine Bewunderung erwarb, — zu dieser Zeit scheint Themistokles schon zum Führer der demokratischen Partei sich aufgeschwungen zu haben. Einen rühmlichen Beweis von seiner tiefen staatsmännischen Einsicht und Voraussicht, so wie auch der patriotischen Benutzung seines Einflusses auf das Volk, legte er in den ersten Zeiten seiner Geltung und seines Ansehens ab. Die Athener besaßen in ihrem Gebiete die sehr ergiebigen und seit langen Zeiten bearbeiteten Silberbergwerke von Laurium, welche alljährlich einen großen Ertrag lieferten. Das öffentliche Einkommen aus denselben war jährlich unter die sämmtlichen freien Bürger vertheilt worden und hatte für jeden eine nicht ganz unbedeutende Summe betragen; Themistokles wagte, den Bürgern das Opfer dieses jährlichen Einkommens vorzuschlagen und traute sich den Einfluß zu, diesen Antrag durchzusetzen. Er erkannte nämlich, daß Athen, um seine Macht und Größe zu steigern, weit mehr als bisher auf seine Schiffe verwenden, daß es die unbestreitbar erste Seemacht Griechenlands werden, das Meer beherrschen und sich neue Wege des Handels und der Erwerbung von Reichthum öffnen müsse. Denn bisher hatte Athen nicht einmal die kleine Insel Aegina, welche vermöge ihres Reichthums eine bedeutende Seemacht hatte, ganz zu überwältigen vermocht. Die noch immer fortdauernde Feindschaft und Fehde mit dieser Insel war für Themistokles auch der Vorwand, womit er zunächst seinen Antrag begründete: die Geldaustheilung einzustellen und von dem Gelde die Flotte bis auf 200 Kriegsschiffe zu vermehren, um desto erfolgreicher die Aegineten bekämpfen zu können. Ohne Zweifel aber hatte er dabei nicht nur den Krieg mit dieser kleinen Insel, sondern einen neuen Perserkrieg und große Unternehmungen für die Zukunft im Auge. Der Antrag ging durch, und es ist ebenso ehrenvoll für die athenischen Bürger, daß sie der Wohlfahrt und Größe des Staates freiwillig ein nicht geringes Opfer brachten, als für Themistokles, daß er seine Volksgunst durch einen so bedenklichen Vorschlag aufs Spiel zu setzen sich getraute. Er hatte in seinem Vertrauen zu der patriotischen Großmuth seiner Mitbürger sich nicht getäuscht, und statt in ihrer Gunst zu sinken, stieg er gerade noch dadurch bei ihnen, daß er sie in ihrer eigenen Achtung gehoben hatte.

Nunmehr an der Spitze der Volkspartei, gerieth der kühne Neuerer Themistokles mit Aristides, dem Führer der aristokratischen, auf Erhaltung des bisherigen Zustandes bedachten Partei, in vielfache Reibungen. Aristides selbst soll, die Gefahr eines solchen Kampfes erkennend, gesagt haben: es wäre für Athen das Beste, wenn sie beide in den Abgrund gestürzt würden, in welchen man die todeswürdigen Verbrecher warf, obgleich er sich der vollkommenen Reinheit seiner Absicht bewußt und darum nicht gemeint war, seinem Gegner das Feld zu räumen. Der ehrgeizige und wenig bedenkliche Themistokles aber that ernstliche Schritte, um sich seines Gegners zu entledigen, und er wählte zur Erreichung seines Zweckes das eigenthümliche Mittel, welches die athenische Verfassung darbot: den Ostracismus oder das Scherbengericht, dazu angeordnet, um Bürger, welche durch überwiegenden Einfluß, Ansehen und Reichthum der Freiheit gefährlich waren oder schienen, durch eine ehrenvolle Verbannung auf zehn Jahre ungefährlich für den Staat zu machen. Gegen Aristides nun, den Gerechten, welcher als aristokratisch gesinnt dem Volke und dessen demokratischen Häuptern anstößig, wenn schon hochgeachtet war, wurde, besonders durch Themistokles, wie es heißt, das Gerede verbreitet, er habe dadurch, daß er bei allen Streitigkeiten den Richter und Schiedsmann mache, die ordentlichen Gerichtshöfe aufgehoben und unvermerkt eine Gewaltherrschaft ohne Leibwache errichtet. Diese Anschuldigungen fanden bei dem auf seine Freiheit eifersüchtigen und deßhalb mißtrauischen Volke Glauben. Die Verbannung wurde gegen den Aristides ausgesprochen, 483 vor Chr., und so unerschütterlich war der Gleichmuth und so edel, von aller Rachsucht fern die Gesinnung dieses Mannes, daß er beim Abschiede von seiner Vaterstadt den Wunsch aussprach: es möchte die Athener kein Schicksal treffen, wodurch das Volk des Aristides zu gedenken gezwungen würde. — Themistokles aber befestigte sein Ansehen, nachdem er seinen Nebenbuhler aus dem Wege geschafft, auf jede Weise, theils durch glückliche Kriegszüge, theils auch durch die Anlegung des für Athen so wichtigen Seehafens Piräus, und übte namentlich, wie es scheint, die Flotte für einen künftigen großen Krieg ein.

Den Ausgang beider Feldherren und Staatsmänner siehe Nro. 76.

75. Der Feldzug des Xerxes gegen Griechenland.

(Nach K. Köhnhorn, Geschichte der Griechen.)

Darius hatte die zwiefache Schmach seiner Heere in Griechenland nicht ruhig verschmerzen können. Er wollte zum dritten Male mit verstärkter Macht eine sichere und nachdrücklichere Rache an den Athenern und an ganz Griechenland nehmen und ließ deßhalb aufs Neue durch alle Provinzen seines weiten Reiches Werbungen anstellen, Flotten bauen und Vorräthe zusammenbringen. Doch auf einmal brachen, im vierten

Jahre nach der Schlacht bei Marathon, Unruhen in Aegypten aus, die seinem Zorn vorerst eine andere Richtung gaben. Die Dämpfung dieser Unruhen, so wie die Beilegung des Streites, der sich zu gleicher Zeit zwischen seinen beiden Söhnen Artabazenes, dem Erstgebornen, und Xerxes, dem Sohne der einflußreichen Atossa, der Tochter des Cyrus, über die Nachfolge in der Herrscherwürde erhoben hatte, schoben die Ausführung seiner Absichten auf Griechenland immer weiter hinaus. Als aber endlich alle Schwierigkeiten überwunden waren, und Darius sich schon anschickte, seinen Rachezug nach Griechenland anzutreten, da machte der Tod allen seinen Entwürfen ein Ende und sicherte Griechenland die sechs nächsten Jahre vor einem neuen Einfalle der Perser. — Erst nach langem Hin- und Herschwanken begann Xerxes, der nach dem Tode seines Vaters den persischen Thron bestiegen hatte, die bereits von seinem Vater angefangenen Rüstungen gegen Griechenland fortzusetzen. Mehr als eine Million Menschen wurden aufgeboten, drei Jahre hindurch dauerte diese gewaltige Rüstung. Dann schickte man Leute ab, welche die schmale Landzunge beim Vorgebirge Athos durchgraben und einen Kanal anlegen sollten, den zwei Trieren neben einander passiren könnten. Von Sardes aus, wohin sich die Schaaren allmählich zusammengezogen hatten, sandte Xerxes Herolde nach Griechenland, um Unterwerfung zu fordern; in Sparta und Athen als Friedensboten einzukehren, war ihnen untersagt.

Im Frühjahre setzte nun der König seine Myriaden in Bewegung und schritt dem Hellespont zu. Dort hatten in der Gegend von Abydus ägyptische und phönicische Kriegsbaumeister eine Brücke über den Hellespont geschlagen. Als indessen diese bei der Ankunft des Xerxes vom Sturme bereits zerstört worden war, ließ der asiatische Despot in seinem vermessenen Uebermuthe die Baumeister hinrichten, dem Meere aber 300 Peitschenhiebe geben und befahl, die Brücke ohne Verzug wieder herzustellen. Um aber die streitbare Macht und den Troß gesondert über den Hellespont ziehen lassen zu können, brachte man schnell eine doppelte Brücke dadurch zu Stande, daß man starke Stricke über die Meerenge spannte, denen festgeankerte Schiffe als Stützen dienten. Ueber die Stricke hatte man Bohlen, und darüber Bretter und Erde gelegt. Der Zug selbst dauerte ohne Unterlaß sieben Tage und sieben Nächte. In Thracien, auf einer hohen Ebene bei Doriskus, hielt Xerxes große Heerschau. Herodot beschreibt uns 56 Völkerschaften, die alle nach Landessitte eigens bewaffnet waren, und sagt, man habe einen Raum abgesteckt, der zehntausend Mann fassen konnte; dieser sei vom Fußvolke 170 Mal gefüllt, ohne 80,000 Reiter. Das würde ohne die Reiterei eine Heeresmacht von 1,700,000 Mann geben. Die Flotte bestand aus 1207 Trieren, jede mit 200 Mann besetzt und 3000 Lastschiffen. Von Doriskus ging der Zug ohne weitere Hindernisse durch Thracien und Macedonien, wo sich Alles dem ungeheuren Heere anschließen mußte. Als man in Griechenland das Heranrücken des unermeßlichen persischen Heeres vernahm, gerieth man bei der ersten Nachricht in die größte

Bestürzung. Nur Sparta und Athen verloren den Muth nicht. Sie suchten und hofften durch ein allgemeines Nationalbündniß die Rettung des vaterländischen Herdes zu erwirken. Noch im Winter kamen die Abgeordneten der vorzüglichsten Staaten auf dem Isthmus zusammen, um über die Angelegenheiten des gesammten Griechenlands sich zu berathen. Allgemein ward beschlossen, daß man sich mit ganzer Macht zu vertheidigen habe, und daß alle Feindseligkeiten, die zwischen den einzelnen Staaten und namentlich zwischen Athen und Aegina obwalteten, einstweilen eingestellt werden sollten. Indessen konnten sich die Abgeordneten nicht darüber einigen, wie der Krieg zu führen sei. Erst die drohenden Forderungen der Thessaler brachten die Versammlung auf dem Isthmus dahin, daß man, ohne allen wirklichen Plan, eine Schaar von zehntausend Kriegern zu ihnen sandte. Diese führte der Spartaner Euänetus und der Athener Themistokles. Beide stellten ihr Heer zwischen dem Ossa und dem Olympus, in dem Thal Tempe, auf, um diesen Eingang von Macedonien in Thessalien zu vertheidigen. Indessen gaben sie nach eingegangener Nachricht von der ungeheuren heranziehenden feindlichen Macht ihren Plan auf und zogen sich, zumal da sie vernahmen, daß noch ein zweiter Weg von Macedonien über's Gebirge nach Thessalien führte, wieder nach dem Isthmus zurück. Einstimmig wurde nun hier beschlossen, ein Landheer von 6000 Mann unter der Oberanführung des spartanischen Königs Leonidas nach den Thermopylen zu schicken, um den Barbaren den Eintritt in Hellas zu wehren und eine Flotte von 271 Segeln, zu denen Athen allein 127 Schiffe gestellt hatte, durch den Euripus nach dem Vorgebirge Artemisium auslaufen zu lassen, um dort der persischen Flotte den Eingang zu versperren. Xerxes stutzte nicht wenig, als er auf einmal den Engpaß bei Thermopylä von feindlichen Truppen besetzt fand. Doch kam es ihm lächerlich vor, daß eine Handvoll verzweifelter Leute entschlossen sei, ihm den Durchgang zu verwehren. Er ließ sie auffordern, ihre Waffen auszuliefern. „Komm und hole sie", war die trotzige Antwort. Xerxes gab darauf Befehl, die verwegenen Feinde anzugreifen und den Hohlweg zu stürmen. Die kleine Heldenschaar warf aber mit kühner Todesverachtung in dreitägigem Kampfe die andringenden Feinde, ja sogar die „unsterbliche Schaar" des stolzen Perserkönigs, zurück. Schon hatte Leonidas mit seiner Heldenschaar Wunder der Tapferkeit verrichtet und die Perser beinahe zur Verzweiflung gebracht, als ein Verräther, Ephialtes, in das Lager der Perser kam und ihnen einen Fußsteig übers Gebirge zeigte. Leonidas, um den Griechen ein großes Beispiel zur Nacheiferung, den Barbaren einen furchtbaren Beweis hellenischen Heldenmuths zu geben, zog den ruhmvollen Tod der schimpflichen Flucht vor. Denn nachdem er sich feierlich dem Tode geweihet und alle, welche wollten, entlassen hatte, rückte er mit 300 Spartanern und 700 Thespiern, welche ihren Anführer nicht hatten verlassen wollen, dem Feinde über die Enge des Passes hinaus muthig entgegen und bahnte sich in die Reihen der Feinde einen blutigen Weg.

Mit Peitschenhieben mußte bald der König seine Knechte auf die Hellenen treiben lassen. Eine Wolke von Pfeilen flog gegen diese kleine Heldenschaar. Dennoch drangen die Griechen immer weiter über die Leichen vor und verbreiteten rings um sich her Tod und Verderben. Endlich fiel Leonidas, und nun entspann sich ein mörderischer Kampf um seine Leiche. Viermal wurde die wogende Masse der Perser zurückgedrängt, und noch war die tapfere Schaar unbesiegt. Als aber der Feind im Rücken heranzog, wurde die kleine Heldenschaar von der Menge der Feinde auf einem Hügel, auf den sie sich zurückgezogen hatte, umzingelt, und zum Vordringen zu erschöpft, erwartete sie unter dem dichtesten Pfeilregen den Tod, um den vaterländischen Gesetzen zu gehorchen und um in späteren Zeiten durch ihr gegebenes Beispiel zu großen Thaten zu begeistern.

Zu eben derselben Zeit, als Xerxes mit seinem ungeheuern Landheere gegen die Thermopylen vorgerückt war, hatte auch die persische Flotte an der hafenlosen Küste Magnesia's beim Vorgebirge Sepias Anker geworfen. Wegen der großen Menge der Schiffe wurden dieselben allemal acht hinter einander tief in die hohe See aufgereiht. Der persischen Flotte gegenüber lag die griechische Flotte bei Artemisium in sicherer Bucht vor Anker. Als daher ein fürchterlicher Sturm sich erhob, der drei Tage lang mit heftigem Brausen anhielt, und die persischen Schiffe nicht zeitig genug ans Land gezogen werden konnten, so wurden 400 persische Schiffe von den Ankern losgerissen und an den Felsen zertrümmert. Die Griechen frohlockten, beteten zum Retter Poseidon und opferten ihm. Trotz dieses Verlustes erschien den Griechen die persische Flotte noch immer groß und gewaltig; daher wollten die meisten, besonders die Peloponnesier, die nur auf ihre eigene Sicherheit bedacht waren, sich lieber von Artemisium in das Innere von Griechenland zurückziehen. Die Perser dagegen schickten 200 Schiffe um Euböa herum, um den Griechen den Rückweg abzuschneiden. Sobald dies die Griechen durch Ueberläufer erfuhren, faßten sie den Entschluß, jenen 200 Schiffen rasch entgegen zu gehen. Sie erbeuteten 30 feindliche Segel und zogen sich darauf wohlbehalten mit einbrechender Nacht nach Artemisium zurück. In eben dieser Nacht erhob sich wieder ein furchtbarer Sturm, welcher 200 persische Schiffe an der hafenlosen aber klippenreichen Ostküste Euböa's zerschmetterte. Am folgenden Tage erhielten die Griechen zugleich mit dieser Kunde eine Verstärkung von 53 neu angelangten attischen Schiffen. Dies ermuthigte sie, einen neuen Angriff zu versuchen. Sie thaten einen Ausfall und nahmen vor den Augen der feindlichen Hauptflotte eine Abtheilung cilicischer Schiffe weg. Sowohl diese Verwegenheit der Griechen, als auch die Furcht vor dem Zorne des Königs veranlaßte endlich am dritten Tage die Anführer der feindlichen Flotte zu einem Hauptangriffe. Es war derselbe Tag, an welchem Leonidas sich mit seiner Heldenschaar in den Tod stürzte. Der Kampf war auch hier äußerst hartnäckig; die hereinbrechende Nacht trennte erst beide Parteien, ohne daß ein völliger Sieg

auf der einen oder auf der andern Seite errungen war. Sobald indessen die Griechen Nachricht von dem Untergange ihrer Brüder bei den Thermopylen erhielten, verließ die Flotte Artemisium und zog sich nach Salamis zurück. Themistokles, der nichts unterließ, dem Feinde zu schaden, setzte überall an dem Wege, den die Perser vorbeisegeln mußten, Steine mit Inschriften, um die jonischen Griechen, die im persischen Heere dienten, zum Abfalle zu bewegen, oder doch wenigstens die Perser gegen ihre eigenen Bundesgenossen mißtrauisch zu machen. Unterdessen wälzte sich auch das persische Landheer in einer unaufhaltsamen Flut über das Gebirge nach Delphi, verwüstete ganz Phocis und Lokris und zerstörte in Böotien die Städte Platää und Thespiä. Nur der Tempel zu Delphi blieb von den Barbaren, die bei einem großen Gewitter durch die zuckenden Blitze und fürchterlichen Donnerschläge in Schrecken geriethen, verschont. So nahte sich der alles mit Feuer und Schwert versengende und verheerende Feind dem attischen Gebiete. Wiederholt, aber vergebens, forderten die Athener ihre Bundesgenossen, insbesondere die Spartaner auf, mit gesammter Streitmacht dem Feinde nach Böotien entgegen zu rücken und hier eine zweite marathonische Schlacht zu liefern. Die Peloponnesier gedachten sich in ihrer Thorheit auf dem Isthmus zu verschanzen. Selbst das Orakel gab den Athenern wenig Hoffnung und rieth: „Athen solle hinter hölzernen Mauern Schutz suchen." Themistokles veranlaßte in Folge dieses Orakelspruches die Athener, alle Verbannten, unter andern auch den Aristides, zurückzurufen, die Stadt Athen mit Hab und Gut zu verlassen und sich auf die Schiffe nach Salamis zu begeben. Dieses geschah. Weiber, Kinder und Greise wurden theils nach Aegina, theils nach Trözen eingeschifft, wo sie eine bereitwillige Aufnahme fanden. Nur wenige, welche aus Liebe zum Sitze ihrer Väter oder aus religiöser Bedenklichkeit Athen nicht verlassen wollten, blieben auf der Burg zurück und verrammten den Zugang mit Holz, indem sie so den Orakelspruch deuteten, den Themistokles sinnreich und kühn auf die Schiffe angewandt hatte.

Erst zu Anfange des Septembers 480 vor Chr. rückte Xerxes in Athen ein, wo er zu seinem Erstaunen alles leer und die Burg besetzt fand. Diese wurde mit Sturm genommen und die ganze Stadt bis auf wenige Häuser verwüstet. Inzwischen hatte die griechische Flotte in der Bucht bei Salamis Anker geworfen. Themistokles bot alle seine Beredtsamkeit auf, um die Griechen zu überzeugen, daß gerade in den engen Gewässern bei Salamis, wo der Feind seine ungeheure Macht nicht entfalten könnte, eine Schlacht geliefert werden müßte. Allein die kurzsichtigen Peloponnesier bestanden darauf, die Flotte von Salamis zurückzuziehen und sie am Isthmus, in der Nähe der Landmacht, aufzustellen. Um indessen die Furchtsamen wider ihren Willen zum Kampfe zu bringen, schickte Themistokles einen seiner getreuesten Sclaven zum Könige und ließ ihm melden, er selbst sei ihm völlig ergeben und rathe eben deßhalb, die uneinigen Griechen, die schon morgen ihre Station

verlassen würden, jetzt gleich anzugreifen, damit er nicht nöthig habe, sie einzeln zu verfolgen. Der König ging in die ihm gelegte Schlinge. Xerxes ließ gleich die Griechen umzingeln und frühzeitig am Morgen angreifen. Die persische Seemacht hatte sich in einem großen Halbkreise um Salamis aufgestellt und kämpfte muthig unter den Augen ihres Königs, der sich auf einer Anhöhe am Strande des Meeres einen Thronsessel hatte aufschlagen lassen, um dem Kampfe zuzusehen und das Verhalten Aller durch dienende Schreiber anzumerken; selbst die Ionier zeigten sich tapfer. Aber sehr bald entschied sich der Kampf zum Nachtheile der Perser. Ihre eigene Menge war ihnen in den engen Gewässern hinderlich, und die Schiffe drängten sich so zusammen, daß sie sich weder vor- noch rückwärts bewegen konnten. Die Griechen drangen mit ihren Schiffen ein, sprangen auf die feindlichen Verdecke, hieben Löcher in die Schiffe, metzelten die Mannschaft nieder und richteten ein solches Blutbad an, daß eine allgemeine Verwirrung unter dem Feinde sich verbreitete und ihre Schiffe ebenso sehr von ihnen selbst als von den Griechen zertrümmert wurden. So erlitten die Perser eine gänzliche Niederlage, zu der die Athener und Aegineten das Meiste beigetragen hatten.

Themistokles schickte abermals dem Xerxes einen Boten, durch welchen er ihm anscheinend als Freund anzeigen ließ, daß er die Griechen von der Zerstörung der Brücke über den Hellespont nur mit Mühe hätte abhalten können und dem Könige deßhalb rathe, schleunigst den Rückzug anzutreten. Als Xerxes dies hörte, floh er dem Hellespont zu; und da er hier die Brücke vom Sturme zerstört fand, setzte der Herrscher Asiens mit Lebensgefahr in einem elenden Fischerkahne nach Asien über. Themistokles hatte durch diese doppelte List nicht nur den Griechen bei Salamis den Sieg über die Perser verschafft und die Flucht des Xerxes bewirkt, sondern sich selbst, wie wir später sehen werden, bei den Persern für die Zukunft eine bleibende Stätte gesichert.

Aber noch war die Gefahr für Griechenland nicht völlig vorüber. Denn Mardonius war mit 300,000 auserlesenen Kriegern zur Vollendung der Eroberung Griechenlands zurückgeblieben und hatte in Thessalien sein Winter-Quartier genommen. Noch während des Winters versuchte Mardonius, seiner Waffengewalt nicht recht trauend, die Verbündeten unter sich zu entzweien und einzelne Staaten auf seine Seite zu ziehen. Besonders wandte er sich durch den damaligen macedonischen König Alexander, der den Persern unterworfen war und mit mehreren Familien Athen's von früheren Zeiten her in gastfreundlicher Verbindung stand, an die Athener. Alexander trat zu Athen in einer Versammlung auf und schilderte mit den lebhaftesten Farben die Vortheile, welche die Athener durch eine Verbindung mit den Persern erwarten dürften. Nicht nur die Wiederaufbauung ihrer Stadt verhieß ihnen Mardonius, sondern sicherte ihnen auch noch die Herrschaft über die übrigen Hellenen zu. Dem Alexander erklärte Aristides, der jetzt wieder den größten Einfluß übte, im Namen des Staates, daß die Athe-

ner so lange gegen die Perser kämpfen würden, als die Sonne ihren gewöhnlichen Lauf vollende; den Alexander selbst als ihren Gast und Freund ermahnte er, nie wieder mit einem so entehrenden Auftrage in Athen zu erscheinen. Nachdem also dieser Plan des Mardonius gescheitert war, rückte er im Frühjahre 479 v. Chr. nach Böotien vor. Das unbeschützte Attika sah einer neuen Verheerung entgegen. Den hochherzigen Bürgern dieser Stadt blieb nichts übrig, als ihre väterliche Stätte abermals zu verlassen und nach Salamis zu flüchten. Mardonius nahm die leere Stadt und ließ den Athenern bei Salamis noch einmal die vorigen Friedensbedingungen antragen. Aber auch jetzt wurden sie mit solcher Entschlossenheit verworfen, daß einer aus dem Rathe, der sie anzunehmen und dem Volke mitzutheilen vorschlug, dafür zu Tode gesteinigt wurde. Als aber Mardonius von dem Anzuge der Spartaner Kunde erhalten hatte, verwüstete er ganz Attika und verschanzte sich in der Ebene bei Platää an der Nordseite des Flusses Asopus. Dahin rückten auch die Griechen mit ihrer vereinten Macht vor, die etwa 100,000 Mann betragen mochte. Den Oberbefehl über das gesammte griechische Heer führte Pausanias, Vormund des Pleistarchus, eines Sohnes des gefallenen Leonidas; an der Spitze der Athener, die gleich anderen Seestaaten eine bedeutende Macht auf den Schiffen zurückbehielten, stand Aristides. Die Griechen hatten sich dem Feinde, der mehr als 300,000 Mann stark und vorzüglich durch die Reiterei mächtig war, gegenüber südlich vom Asopus gelagert, im Rücken durch die Höhen des Cithäron gedeckt. Die persische Reiterei kam nahe an das Lager der Griechen und trübte ihnen die Quelle, aus denen die Griechen Wasser schöpfen mußten. Dadurch sahen sich die Griechen genöthigt, ihre Stelle zu verändern. Sie zogen näher an Platää heran, blieben aber immer noch am Abhange des Cithäron. Diese rückgängige Bewegung der Griechen gab dem Mardonius Muth; er ließ jetzt die Perser zum wirklichen Angriffe vorrücken. Seine dichtgeschlossenen Schaaren trafen zuerst auf die Spartaner und Tegeaten, welche sie mit einem unendlichen Pfeilregen überschütteten. Doch unerschütterlich standen diese, obwohl mancher Tapfere fiel und noch mehrere verwundet wurden. Endlich fiel Mardonius. Loser und loser wurden die Glieder der Perser, bis sich endlich alles in wilde Flucht auflös'te und ins Lager zurückstürzte. Inzwischen hatten auch die Athener die mit den Persern verbündeten Böotier geschlagen, so daß diese geraden Weges nach Theben eilten. Kaum hatte Artabazus, der die persische Reserve führte, die unaufhaltsame Flucht des Hauptheeres wahrgenommen, als er sich, um wenigstens die Seinigen zu retten, seitwärts zu den phocischen Bergen wandte und eiligst die Flucht ergriff. 200,000 Asiaten sollen ums Leben gekommen sein. Der Verlust der Griechen wird dagegen nur auf 1360 Mann angegeben.

Die persische Flotte war unmittelbar nach der Schlacht bei Salamis nach der klein-asiatischen Küste gesegelt, um gleich, da Xerxes den Abfall der jonischen Griechen befürchtete, alle Regungen im Entstehen

zu unterdrücken. Sie hatte in Kyme überwintert und betrug bereits wieder 300 Segel. Sobald aber mit nächstem Jahre die griechische Flotte heranrückte, zog sie sich nach der der Insel Samos gegenüber liegenden Küste zurück, wo beim Vorgebirge Mykale die Phönicier entlassen, die übrigen Schiffe auf den Strand gezogen und um das Lager ein Wall aufgeworfen wurde; 60,000 Mann, welche Xerxes zur Beschirmung der Küste aufgestellt hatte, vertheidigten das Lager. Die griechische Seemacht steuerte unter Anführung des spartanischen Königs Leotychides und des Atheners Xanthippus nach Samos. Je mehr die Perser ein offenes Seetreffen scheuten, desto kühner drangen die Griechen vor, landeten an der ionischen Küste und forderten die Joner, wie ehedem Themistokles, auf mancherlei Weise zum Abfalle auf. Die Perser entwaffneten auch wirklich aus Besorgniß die Samier und entfernten die Milesier. Noch mehr begeisterte die Griechen ein, wie oft geschieht, zu früh verbreitetes Gerücht von dem Siege ihrer Brüder bei Platää, der nun zufällig mit diesem auf einen Tag zusammentraf. Die Griechen griffen muthig in zwei Abtheilungen das verschanzte Lager der Perser an, erstürmten dasselbe nach blutigem Gefechte als Sieger, verbrannten die Schiffe und jagten die Ueberbleibsel der Armee aus dem befreiten Jonien hinaus.

Diese so glücklich bestandenen Kämpfe der Griechen gegen die Perser hatten auf den allgemeinen Charakter des griechischen Volkes einen unendlichen Einfluß. Denn Griechenland war nicht allein von der drohenden Gefahr befreit, unter persischem Despotismus seufzen zu müssen, sondern es waren auch die Kräfte der Nation auf eine bewunderungswürdige Weise in Anregung und Thätigkeit gebracht und der Durst nach Waffenruhm bis zum höchsten Grade gesteigert. Die unermeßliche Beute an Geld und anderen Kostbarkeiten, welche den Siegern in die Hände gefallen war, veränderte schnell den Besitzstand der Griechen, sowie die im Vaterlande angerichteten Verheerungen nöthigten, alles neu zu bauen und zu schaffen. Auch die politische Lage der Dinge in Griechenland gestaltete sich jetzt anders. Das Beispiel war gegeben, wie in Kriegszeiten und Bedrängnissen des Vaterlandes talentvolle Männer sich geltend machen, Ruhm und Ehre einernten und selbst in Freistaaten durch ihre Unentbehrlichkeit Lenker der Dinge werden konnten. Daher junge Männer, welche sich fühlten, absichtlich ähnliche Lagen herbeizuführen suchten, um eine ähnliche Bahn zu durchlaufen. Und von der Ehr- und Herrschsucht einzelner ausgezeichneter Männer hing bald wesentlich der politische Gang der Dinge ab.

---

76. Uebergang der Hegemonie an Athen.

(Nach Wilhelm Vischer, Kimon, und Friedr. Jacobs, Hellas.)

In Folge des Vertheidigungskrieges gegen Persien gewinnt die Geschichte Griechenlands und namentlich Athens bald eine neue Richtung.

Nachdem die nächste Gefahr beseitigt war, kam es darauf an, durch Vereinigung der Kräfte eine entschiedene Fortsetzung des Kampfes möglich zu machen, die Macht Persiens in ihrem eigenen Lande anzugreifen und Griechenland gegen künftige Angriffe zu sichern. Zuerst hatte Sparta die Leitung dieser Aufgabe übernommen; in der ersten Begeisterung nach dem Siege bei Platää war der Versuch gemacht worden, auf der Grundlage der bestehenden Verhältnisse eine allgemein griechische Bundesgenossenschaft zur Fortführung des Krieges zu organisiren. Allein die Verhältnisse hatten sich zu sehr verändert, als daß das schwerbewegliche, dem Seekriege nicht gewachsene Sparta an der Spitze des gesammten Griechenlands hätte bleiben können, und eine erfolgreiche Kriegführung ohne kräftige, mächtige Oberleitung war eine Unmöglichkeit. Diese fand sich bald in Athen, das durch seine Verdienste im Perserkriege jetzt auf die erste Stelle kühn Anspruch machen konnte. Die Unabhängigkeit von der spartanischen Hegemonie und die Bildung eines Bundes der Seestaaten unter seiner Leitung, um zunächst den Kampf gegen Persien fortzusetzen, waren das Ziel, welches das athenische Volk, von seinen großen Männern geleitet, jetzt mit Beharrlichkeit und Erfolg anstrebte. Den Oberbefehl führten aber noch die Spartaner. Denn obgleich sie nach der Schlacht bei Mykale zuerst in die Heimat zurückgekehrt waren, und den Athenern nebst den von den Persern abgefallenen Bundesgenossen die Eroberung der festen Stadt Sestus überlassen hatten, trat bald darauf wieder der Sieger von Platää, Pausanias, an die Spitze der Bundesflotte, vertrieb die Perser aus einem großen Theile der Insel Cypern und wandte sich dann nach dem Hellespont, um Europa gänzlich zu befreien. Denn noch hatten die Perser nebst anderen Punkten das wichtige Byzanz und das feste Eion am Strymon inne. Byzanz wurde glücklich erobert, aber anstatt den Sieg mit Nachdruck zu verfolgen, setzte Pausanias sich dort fest, behandelte die vom persischen Joche befreiten Byzantier wie Knechte und spielte die Rolle eines persischen Satrapen. Zugleich trat er schon jetzt in verrätherische Verbindung mit dem Feinde. Die von dem Perserjoche befreiten Griechen, welche nicht gesonnen waren, nur den Herrn zu wechseln, ertrugen diese Behandlung nur unwillig, und wandten sich daher mit Klagen an die Athener, die überdies den meisten von ihnen als Ionier näher standen und weit mehr Schiffe als die sämmtlichen Peloponnesier bei der Flotte hatten. Die Befehlshaber der Athener, Aristides und Cimon, wiesen die Klagen nicht ab, versprachen vielmehr, denselben abzuhelfen und berichteten nach Sparta. Die Spartaner beriefen den Pausanias zur Untersuchung nach Hause. Allein bereits war es zu spät geworden. Da selbst des Aristides Vorstellungen schnöde von dem Oberfeldherrn aufgenommen wurden, brach der allgemeine Unwille in die That aus. Die Bundesgenossen kündigten ihm sämmtlich den Gehorsam auf und stellten sich unter den Befehl Athens. Der an Pausanias' Stelle von Sparta ausgesandte Dorkis wurde abgewiesen, und Sparta verzichtete halb freiwillig, halb gezwungen auf die Ober-

anführung. Den persönlichen Eigenschaften des Aristides und Cimon verdankte Athen, nebst dem frevelhaften Benehmen des Pausanias, das schnelle und friedliche Erringen der Oberleitung. Denn neben ihrer anerkannten Feldherrntüchtigkeit hatten sie durch Gerechtigkeit und billiges, entgegenkommendes Wesen die Bundesgenossen gewonnen. Die strenge Ordnung und unermüdliche Dienstbereitwilligkeit, welche bei den athenischen Truppen herrschten, bildeten einen wohlthätigen, schroffen Gegensatz zu dem hochmüthigen Benehmen der Spartaner, die überall von Pausanias bevorzugt wurden. Die Organisation der Bundesgenossenschaft, die Festsetzung der Contingente an Schiffen, an Mannschaft und Geld, die Einrichtung eines Bundesschatzes und die Niedersetzung einer Schatzbehörde, größtentheils durch Aristides, befestigten das in Byzanz Gewonnene.

Indem so Athen den ausgedehntesten Einfluß gewann und seine Macht zur See täglich wachsen sah, blieb Aristides stets der Armuth getreu, und seine Verwaltung war weniger glänzend als tugendhaft. Er starb in einem hohen Alter und so arm, daß ihn der Staat mußte beerdigen lassen. Minder glücklich endete Themistokles, welcher das erste Opfer von Sparta's Eifersucht wurde. Seine List, Athens Macht zu vergrößern, war den Spartanern unvergessen, mancher geheime Plan zu Sparta's Demüthigung war dort nicht unbekannt geblieben, und die Anhänger Sparta's beförderten in Athen die Mißgunst der Bürger, die nicht nur durch ihr Glück übermüthig, sondern auch durch manche neue Einrichtung — vornehmlich durch die Abschaffung des Gesetzes, welches die ärmern Bürger von Staatsämtern ausschloß — demokratischer geworden. Sie waren es überdrüssig, von demselben Manne öfters Wohlthaten zu empfangen und seine Vertheidigung und die Erwähnung alles des Guten zu hören, was er ihnen gethan habe. Er ward endlich ostracisirt. Und das war Sparta's erster Triumph.

Da er sich nun während seiner Verbannung zu Argos aufhielt, fiel zu Sparta die Verurtheilung des Pausanias vor, und man fand oder gab vor, Schriften des Themistokles gefunden zu haben, die eine Mitwissenschaft der Verrätherei anzeigten. Er wurde hierauf in Athen angeklagt, und Männer wurden abgeschickt, um ihn nach Athen zu führen, damit seine Sache durch einen Ausspruch von Richtern aus den verbündeten Stämmen entschieden werde. Bei Zeiten unterrichtet, floh er zuerst nach Corcyra, welchem Staate er einige Dienste geleistet hatte, und da ihn die Athener und Spartaner auch hier unablässig verfolgten, warf er sich dem Admetus, Könige der Molosser, in die Arme, den er zur Zeit seines größten Ansehens schwer beleidigt hatte, setzte sich auf den Rath seiner Gemahlin mit des Admetus Knaben auf den Heerd und sprach die Großmuth des Königs an, der es nicht gezieme, einen aus der Heimat Vertriebenen zu strafen oder eine kleinere Beleidigung durch den Tod zu rächen. Da gebot ihm Admet aufzustehen und nahm ihn in seinen Schutz; den Gesandten schlug er die Auslieferung ab, ihn selbst aber schickte er nach Pydna. Von hier beabsichtigte der hart Be-

drängte nach Ionien zu gehen; aber ein Sturm trieb ihn gegen Naxos, das gerade damals von den Athenern belagert wurde. In dieser Gefahr gab er sich dem Herrn des Schiffes, welches ihn an Bord hatte, zu erkennen, bedrohte ihn, wenn er ihn verriethe, und zwang ihn, bis zu Ende des Sturms See zu halten. So kam er nach Ephesus und reis'te dann weiter hinauf, indem er an Artaxerxes schrieb, ihn an das Gute erinnernd, was er seinem Vater erzeigt habe; „jetzt", setzte er hinzu, „sei er wegen seiner Freundschaft zu den Persern vertrieben; er bitte um Aufnahme und bedinge sich ein Jahr Frist aus, um die Landessprache zu lernen, nach dessen Ablauf er dem König seine Plane mittheilen wolle". Artaxerxes bewunderte seine Entschlossenheit und befahl ihm also zu thun. Binnen der angegebenen Zeit eignete sich Themistokles persische Sprache und Sitten an und kam zu dem Könige, der ihn wegen seiner Verheißungen und als einen klugen Mann in Ehren hielt. Nach Verlauf mehrerer Jahre, die er zu Magnesia im größten Ueberflusse zubrachte, endete er sein Leben, indem er seine Vaterlandsliebe durch einen freiwilligen Tod bekräftigte. Denn da jetzt Aegypten durch Unterstützung der Hellenen von Persien abfiel, die atheinischen Triremen bis an die Küsten von Syrien streiften, und da Cimon die Meeresherrschaft Athen's immer mehr befestigte, beschloß der König, diese Unternehmungen zu hemmen und erinnerte den Themistokles an seine Versprechungen. Aber dieser fühlte jetzt keine Erbitterung mehr gegen seine Landsleute und es schien ihm unwürdig, seine Tropäen mit einem Angriff auf sein Vaterland zu beschimpfen. So beschloß er, sein Leben auf eine würdige Weise zu enden. Er brachte den Göttern ein Opfer, nahm Abschied von den eingeladenen Freunden und trank Gift. Der König soll, als er die Ursache und die Art seines Todes erfuhr, ihn noch mehr bewundert haben. Auf dem Markte zu Magnesia ward ihm ein prächtiges Grabmal errichtet, welches noch zu Plutarchus' Zeiten den Fremden gezeigt wurde.

---

77. Cimon.

(Nach Wilh. Vischer, Cimon.)

Cimon gehörte einem der edelsten Eupatridengeschlechter von Athen an, den Philaiden, so genannt nach Philäus, dem Sohn oder Enkel des Telamonischen Aiax; durch ihn führte also auch diese Familie, gleich der des Alcibiades, ihren Ursprung auf Zeus zurück. In die Geschichte tritt dieses Geschlecht aber, trotz der langen Ahnenreihe, erst im 6. Jahrhundert. Durch Pferdezucht und einen olympischen Sieg bereits hochberühmt, wurde Miltiades, der Zeitgenosse des Pisistratus, besonders dadurch der Begründer der hohen Stellung seiner Familie, daß er in Folge eines Orakelspruches das Fürstenthum über den thracischen Chersones auf friedlichem Wege gewann. In diesem folgten ihm

die Söhne seines von den Pisistratiden gemordeten Halbbruders Cimon, zuerst der ältere Stesagoras und dann Miltiades. Dieser durch Thatkraft, Feldherrngabe und kühne, oft rücksichtslose Entschlossenheit ausgezeichnete Mann herrschte im Chersones bis zum Abfall der Ionier von den Persern. Bei ihrer Wiederunterwerfung mußte er, der bereits früher zur Abschüttelung des persischen Joches gerathen hatte, ihn verlassen. Die Schlacht bei Marathon gab ihm Gelegenheit, glänzende Rache zu nehmen und seinen Namen durch die schönste Waffenthat mit dem Ruhme Athens zu verbinden. So war er der erste Mann seiner Vaterstadt. Aber sein Glück war nicht von Dauer. Die mißlungene Unternehmung gegen Paros, bei der er von Unbesonnenheit und Willkühr schwerlich wird ganz freigesprochen werden können, zog ihm Verurtheilung zu einer unerschwinglichen Geldbuße und als Folge eines Beinbruches baldigen Tod im Gefängniß zu. Sein Hauptgegner, der auf Todesstrafe angetragen hatte, war Xanthippus gewesen, der später die Athener bei Mykale zum Siege führte, der Vater des großen Perikles.

Der Ruhm des Hauses sollte aber nicht untergehen. Durch die Entfernung des Themistokles (etwa 474) war Cimon, der zweite Sohn des Siegers von Marathon, zur höchsten Macht, zur Leitung von Athens Angelegenheiten emporgestiegen, und entwickelte jetzt in vollem Maße seine äußere Politik: freundschaftliches Vernehmen zu Sparta, Kräftigung der attischen Bundesgenossenschaft mit möglichster Schonung der Bundesstaaten und Krieg gegen Persien. Den Einfluß Athens auf die Bundesstaaten vermehrte er hauptsächlich dadurch, daß, während andere Feldherren streng auf Erfüllung der Bundesleistungen gehalten hatten, er ihnen gestattete, sich davon loszukaufen. Vielen kleineren Staaten nämlich wurde die nach Aristides' Anordnung übernommene Kriegspflicht jetzt, da sie vor persischem Drucke sich sicher glaubten, lästig, aus Bequemlichkeit stellten sie ihre Contingente zur Bundesflotte nur lässig. Cimon erlaubte ihnen, statt der Schiffe einen entsprechenden Geldbeitrag zu geben. Dadurch wurde Athen in den Stand gesetzt, selber mehr Schiffe zu bauen und die Bundesflotte mehr und mehr zu einer athenischen umzuwandeln, die Bundesgenossen selbst kamen unvermerkt in das Verhältniß tributpflichtiger Unterthanen und sahen sich zu spät der Mittel beraubt, ihre Freiheit gegen Uebergriffe Athens zu vertheidigen.

Cimon benutzte nun die Macht, die Athen zu Gebote stand, gegen die Perser. Diese hatten sich von den in Griechenland erlittenen Niederlagen allmählich wieder erholt. Die Schicksale des Pausanias und die Flucht des Themistokles nach Asien schienen die Hellenen ihrer besten Feldherren beraubt zu haben, Persien hatte die Schwächen der Gegner kennen gelernt: so gut als Pausanias waren andere hochstehende Männer zu gewinnen, die Bundesgenossen Athens bereits nicht mehr für den neuen Zustand begeistert, sondern schwierig und zum Abfall geneigt. Alle diese Umstände erklären uns, daß damals Persien noch einmal den Gedanken faßte, den Krieg gegen Griechenland zu unternehmen, wenig-

stens die verlorenen griechischen Staaten in Asien wieder zu erobern, die noch schwankenden entschieden zu behaupten. Starke Heeresmassen zu Wasser und Lande sammelten sich unter mehreren Feldherren an der Südküste Kleinasiens. Diesmal ließen die Athener es aber nicht mehr darauf ankommen, erst im eigenen Lande eine Entscheidungsschlacht zu liefern. Cimon kam einem Angriffe zuvor, mit einer Flotte von 200 trefflichen Schiffen segelte er (469) nach Kleinasien, reinigte die Küste von den Feinden, eroberte mehrere Städte und ging der an der Mündung des Flusses Eurymedon in Pamphylien sich sammelnden feindlichen Macht entgegen. Noch war diese nicht ganz concentrirt, doch an Zahl der athenischen Flotte weit überlegen, indem die Angaben zwischen 350 und 600 Schiffen schwanken. Der Feldherr Tithraustes wollte der Schlacht ausweichen, bis er noch 80 phönizische Schiffe, die von Cypern heransegelten, an sich gezogen hätte, und zog sich daher ungeschickter Weise in die Mündung des Eurymedon, wo ihm die überlegene Zahl nichts nutzen konnte. Cimon griff ihn hier an und siegte nach kurzem Kampfe so entschieden, daß er gegen 200 Trieren zerstörte oder eroberte. Der größte Theil der geschlagenen Mannschaft warf sich ans Land und vereinigte sich mit dem hier aufgestellten Heere. Cimon aber ließ trotz der Ermüdung seiner Leute dem Feinde keine Zeit, sich vom Schrecken zu erholen; er schiffte seine Krieger aus, griff die Perser auch auf dem Lande an, und errang auch hier nach langem und hartnäckigem Widerstande einen vollständigen Sieg. Das ganze persische Lager mit unermeßlicher Beute fiel in die Hände des Siegers. So war Griechenland für lange Zeit von dieser Seite gesichert, mit Beute beladen zog Cimon nach Athen zurück, wo er, der gefeiertste Held, von allen Seiten mit Wohlwollen und Bewunderung empfangen wurde. Der Schrecken, der ganz Asien erfüllte, die Sicherheit, welche in der nächsten Zeit die griechischen Staaten in Kleinasien genossen, wurden Veranlassung, daß spätere Geschlechter glaubten, es sei damals ein für Persien schmählicher Friede abgeschlossen worden, der unter dem Namen des Cimonischen in die Geschichtsbücher übergegangen ist.

Nicht minder als durch seine Siege machte Cimon sich auch im Innern um seine Vaterstadt verdient, weckte aber vielleicht unbewußt den demokratischen Geist mehr, als seine Absicht war. Die Reichthümer, die er selber gewonnen, ließ er seine Mitbürger aufs freigebigste mitgenießen. Seine großartige Freigebigkeit und Gastlichkeit wurden sprüchwörtlich, und treffend sagte von ihm der Rhetor Gorgias, er habe nur Geld erworben, um es zu gebrauchen, gebraucht, um geehrt zu werden. Und in nicht weniger zweckmäßiger und großartiger Weise wurde die reiche Beute, welche die Siege in die Staatskasse gebracht hatten, auf seine Veranstaltung, zur Befestigung und Verschönerung der Stadt verwendet. Er soll den Grund zu jenem staunenswerthen Bau der langen Mauern gelegt haben, welche Athen zu einer Seestadt machten. Den Plan zu diesem Werke hatte allerdings, nachdem seine Absicht, die ganze Stadt an die Küste zu verlegen, gescheitert war, The-

mistokles gefaßt. Durch den Anfang der Ausführung hat aber Cimon auch hier wieder bewiesen, daß er aufrichtig auf den von seinem großen Gegner gelegten Grundlagen der Größe von Athen fortbaue.

Bei allen diesen Verdiensten blieb aber Cimon's Stellung nicht fortwährend unangefochten. Es lag in der Natur der athenischen Verhältnisse, daß sich eine Gegenpartei wider ihn erheben mußte, welche bald um so mehr Boden gewann, als er auf seinen Feldzügen viel von Hause abwesend war. Das Streben dieser Partei ging darauf hin, im Innern die demokratische Entwicklung auf jegliche Weise zu fördern, den sämmtlichen Bürgern nicht allein die Berechtigung zu geben, an allen Aemtern des Staates Theil zu nehmen, sondern auch die Möglichkeit, dieses Recht im weitesten Umfange auszuüben durch Entschädigung aus dem öffentlichen Schatze für jeglichen Zeitverlust bei Ausübung desselben, endlich jede Schranke, die der Aeußerung des neuen Geistes noch in der Verfassung entgegenstand, zu brechen. Nach außen dringt diese Partei auf unbedingtes Geltendmachen der Macht Athens sowohl gegen die Bundesgenossen als gegen die übrigen Hellenen. Es stellt sich das dar in immer schärferer Ausbildung der Herrschaft über die Bundesgenossen, deren Beiträge man zu den Bedürfnissen des athenischen Staates, ohne Rücksicht auf ihre ursprüngliche Bestimmung, verwandte, und in Unterstützung der demokratischen Partei in den einzelnen verbündeten und nicht verbündeten Staaten. Daraus ging von selbst ein entschiedener Gegensatz zu Sparta hervor, das die altaristokratischen Zustände schützte. Es tritt also diese Partei so ziemlich in die Fußstapfen des Themistokles. Den Mittelpunkt bildete die Genossenschaft (Hetärie) des **Perikles**, des Sohns des Xanthippus. Neben ihm stand **Ephialtes**, ein Mann, dem auch von seinen Gegnern das Lob der reinsten Unbestechlichkeit und des redlichen Willens nicht versagt wurde, der aber durch den leidenschaftlichen Eifer, mit dem er die demokratischen Pläne seiner Partei betrieb, ganz besonders den Haß der andern auf sich zog.

Cimon stemmte sich mit aller Entschiedenheit den Forderungen der Perikleischen Partei entgegen, und sofern diese immer weitere Entwicklung der Demokratie wollte, ward seine Richtung jetzt viel mehr als früher aristokratisch, sofern sie gegen Sparta immer feindlicher auftrat, gestaltete sich sein Bestreben, die Freundschaft mit diesem Staate zu erhalten, als Lakonismus. Zunächst entbrannte der Kampf bei Anlaß der äußern Politik. Bald nämlich nach dem Abfalle von Thasus, welches Cimon erst nach 3 Jahren wieder unterwarf, war Sparta durch ein furchtbares Erdbeben verwüstet worden (465), und seine Unterthanen, die Heloten, hatten die Gelegenheit zu einem Aufstande benutzt. In dem ebenen Lande bald besiegt, warfen sie sich in die messenische Bergveste Ithome. Die Spartaner, denen die Eroberung nicht gelang, riefen die Athener, weil sie mehr Erfahrung in der Belagerungskunst besaßen, zu Hülfe. Da traten sich in der Volksversammlung die beiden Parteien entgegen. Ephialtes beantragte, das Gesuch der Spartaner rein abzuschlagen, er beschwor die Athener, der gedemüthigten Stadt nicht

zu helfen, sondern die sonst so stolze Nebenbuhlerin ihrem Geschicke Preis zu geben. Cimon dagegen, eingedenk der seit den Mederzeiten her bestehenden Bundesgenossenschaft, sprach für Gewährung, denn man dürfe nicht zugeben, daß Hellas hinkend werde. Noch war sein Einfluß so groß, noch das Bewußtsein einer hellenischen Volksgemeinschaft so lebendig, daß das athenische Volk ihm beistimmte. Cimon führte 4000 Schwerbewaffnete über den Isthmus durch das korinthische Gebiet vor Ithome. Hier aber erregte der demokratische, neuerungslustige Sinn der Athener bald den Argwohn der Spartaner. Da die Belagerung überdies nicht so schnell zu einem Ziele führte, als sie erwartet hatten, entließen sie die Athener wieder nach Hause, unter dem Vorwande, ihrer weiter nicht mehr zu bedürfen. Der ganze Unwille des Volkes traf den Cimon, dessen besonnene hellenische Politik jetzt den Leidenschaften des athenischen Volkes erlegen war. Indessen scheint er unmittelbar nach der Rückkehr aus Lakonien noch einen gewissen Einfluß behauptet und bald darauf noch eine Flotte in die See geführt zu haben. Deutet doch selbst die Absendung einer großen Macht nach Aegypten zur Unterstützung des gegen Persien aufgestandenen Inarus auf Befolgung seiner Politik. Allein während seiner Abwesenheit richtete nun die demokratische Partei unter ihrem damaligen Stimmführer Ephialtes ihre Angriffe auf den ehrwürdigen Areopag und brach dessen Macht, die allein noch der unumschränkten Leitung des Volkes durch Demagogen im Wege stand. Diese Neuerung verletzte den Cimon in seinem Innersten; die Würde des Staates schien ihm und der ganzen Partei der ältern Generation beschimpft. Der Parteikampf wurde so heftig, daß eine Entscheidung für Athen nothwendig wurde und Cimon's Anwesenheit der Gegenpartei nicht mehr erträglich schien. Da sie jetzt die Mehrheit besaß, wandte sie den Ostracismus an, er mußte Athen verlassen, das nun auf einmal eine ganz entgegengesetzte Politik verfolgte. Denn jetzt bricht die lang verhaltene Eifersucht gegen Sparta und die aristokratischen Staaten des Festlandes in helle Flammen aus. Ein blutiger Krieg, in dem Sparta seine Hegemonie auf dem griechischen Festlande neu zu befestigen, Athen seine Herrschaft auch hier zu begründen trachtete, begann. Ein starkes athenisches Heer rückte dem Feinde entgegen. Da stellte sich unerwartet Cimon bei dem Heerhaufen seines Stammes ein, um in dieser Noth der Vaterstadt auch gegen Sparta seine Hülfe zu bringen. Es wurde ihm, dem Verbannten, die Gunst nicht gewährt, er mußte sich entfernen; seine treuesten Genossen aber, von ihm zu heldenmüthiger Aufopferung ermahnt, nahmen seine Waffenrüstung in die Mitte und fielen alle, hundert an der Zahl, den Heldentod in der blutigen Schlacht bei Tanagra (457), indem sie sich so aufs schönste von dem Verdachte verrätherischer Verbindung mit dem Feinde reinigten. Dies edle Benehmen und die Erinnerung an Cimon's kriegerische Tüchtigkeit, auch an seinen Einfluß in Sparta machte, daß er nach fünfjähriger Entfernung aus der Heimat schon zurückberufen wurde, Perikles selbst brachte den Antrag vor das Volk. So kehrte

er allgemein geehrt wieder nach Athen zurück. Er hat aber fortan nicht mehr in die innere Politik seiner Vaterstadt eingegriffen, dagegen nach außen ihr die glänzendsten Dienste geleistet, seinen früheren Bestrebungen getreu. Noch einmal wandte Cimon die hellenischen Streitkräfte gegen Persien. Wie oben erwähnt, war bereits früher eine große Flotte gegen diese nach Aegypten abgegangen, um dieses Land in seinem Aufstande gegen Persien zu unterstützen. Diese ganze athenische Flotte war von den Persern vernichtet worden, Aegypten wieder unterworfen, Cypern wieder unter persische Herrschaft gebracht. Cimon führte 449 200 Schiffe der Athener und Bundesgenossen nach Cypern, entsandte von da 60 zur Unterstützung des Amyrtäus, eines ägyptischen Fürsten, der sich noch immer in den Niederungen des Delta gegen die Perser behauptete, und belagerte, nach glücklichen Gefechten mit dem Feinde, mit den übrigen die Stadt Citium. Allein schon vor der Abfahrt aus Athen hatten bedeutungsvolle Zeichen auf sein herannahendes Ende gewiesen, eine Gesandtschaft, die er zu Ammon schickte, erhielt die Antwort, sie möge nur wieder gehen, denn schon sei Cimon selbst bei dem Gotte. In der That war er an demselben Tage an einer Krankheit oder den Folgen einer Wunde gestorben. Aber noch im Tode führte er das Heer zum Siege, durch den Glanz seines Namens. Nach seinem eigenen Rathe nämlich verheimlichten die Athener, daß er gestorben sei, und verließen ihre Stellung vor Citium, wo sie Mangel an Lebensmitteln zu fühlen begannen. Auf der Höhe der Stadt Salamis trafen sie auf die phönicisch-cilicische Flotte, schlugen sie und griffen den Feind mit eben so viel Erfolg auf dem Lande an. Des Feldherrn aber beraubt, der allein die Unternehmung zu leiten verstand, verfolgten sie die Siege nicht weiter, sondern kehrten vom Feinde nicht beunruhigt, nach der Heimat zurück. Es war der letzte Kampf, den Athen gegen Persien führte; die Versuche, das persische Reich zu erschüttern, ruhen hinfort, ohne Zweifel nicht in Folge eines geschlossenen Friedens, sondern weil die näheren hellenischen Angelegenheiten bald die Kräfte vollauf in Anspruch nahmen und Perikles allen weiteren Unternehmungen von zweifelhaftem Erfolge abgeneigt war.

So also endigte Cimon sein Leben im Dienste für das Vaterland, dem er es von früh an gewidmet hatte. Als kühner, kluger und unternehmender Feldherr steht er den ersten Männern jener Zeit in nichts nach, keiner hat so glänzende Kriegsthaten verrichtet, keiner so oft griechische Heere zum Siege gegen Barbaren geführt und dadurch das Vaterland gesichert.

Mit dieser äußern Wirksamkeit stimmt seine innere im Ganzen wesentlich überein. Ein einfaches biederes Wesen, das sich aber in aristokratischem Glanze gefiel, Vorliebe für die herkömmliche Ordnung der Dinge, Widerstand gegen Neuerungen, die ihm schädlich schienen, zeichnen ihn aus, an Unbestechlichkeit steht er neben Aristides und Perikles, zwischen denen er in mancher Beziehung ein vermittelndes Glied bildet. Was aber den schönsten Ruhm seines Lebens bildet, das ist die bei

kräftigen und ganzen Naturen, wie er war, so seltene Fähigkeit, seine eigenen Neigungen zu überwinden und erlittene Unbilden zu vergessen. Obgleich schon in früher Jugend durch des Vaters Verurtheilung von schwerem Unglücke betroffen, hat er doch zuerst sich den heilsamen Rathschlägen des Themistokles, des Führers der Gegenpartei, angeschlossen; durch den Sturz des Areopags und den Bruch mit Sparta tief verletzt, durch den Ostracismus verbannt, hat er nicht nur keine feindliche Handlung gegen die Vaterstadt unternommen, keine Verbindung mit deren Feinden eingegangen, sondern bei der ersten Gefahr sein Leben ihr darbringen wollen und seine Parteigenossen zur edelsten Hingebung begeistert; endlich zurückberufen, hat er dem ehemaligen Gegner die Hand der Versöhnung gereicht und gemeinsam mit ihm zum Heil der Vaterstadt gewirkt. Stellen wir also auch an genialer Geisteskraft seine Gegner, Themistokles und Perikles, höher als ihn, so werden wir, was Feldherrntalent, Tüchtigkeit der Gesinnung, redliches Wollen und aufopfernde Vaterlandsliebe betrifft, dem Cimon die Hochachtung und Bewunderung nicht versagen und eine Zeit glücklich preisen, wo solche Männer, wenn auch sonst entzweit, im Augenblick der Gefahr für das Gemeinwohl Hand in Hand gingen.

78. Athens und Griechenlands Blütezeit.

(Nach Joh. Wilh. Zinkeisen, Geschichte Griechenlands.)

Von der Schlacht bei Marathon bis zum sog. Cimonischen Frieden waren 40 Jahre vergangen; seit zwanzig Jahren galt Athen als der erste Staat in Hellas, und noch zwanzig Jahre schritt es mit gleichem Streben fort in der Entwicklung des Geistes und der Kraft. Dann aber, als es die Höhe seines Ruhmes und seiner Macht erlangt hatte, kam der Geist der Zerstörung über Hellas, welcher nach und nach das schaffende Element im Volke der Athener vernichtete, die schönsten Blüten des attischen Lebens abstreifte, und zuletzt nur noch die Rückerinnerung an die alte Herrlichkeit ließ.

Jene vierzig Jahre, von der Zeit, da Athen's Herrschaft zur See entschieden war, bis zum Anfange des peloponnesischen Krieges und Perikles' Ausgange, nennt man Athens und Griechenlands Blütezeit. Es war natürlich, daß Ereignisse, wie sie von der Schlacht bei Marathon bis zu Cimon's Tode schnell auf einander folgten, den Sinn eines an sich lebhaften und kräftigen Volkes ungemein stärken und heben mußten. Was je die geistige Kraft der Menschheit erhöhet, was Völker und Staaten groß gemacht hat, Heldenmuth im Unglücke, freies Opfer zur Rettung des Höchsten in der Stunde der Verzweiflung, und dann der stets neubelebende Ruhm des Sieges, das hat Athen in dieser Zeit erfahren. Die großen Erscheinungen im äußeren Leben des Volkes wirkten mächtig auf die innere Entwicklung des le-

bendig erfassenden Geistes, dessen schönste und edelste Schöpfungen jetzt ins Leben traten.

Kunst und wahrhaft geistige Wissenschaft, wo sie wirklich aus dem Volke hervorgingen, und sich durch ein dauerndes Bedürfniß und Interesse desselben erhielten, haben immer dann geblüht und ihre Vollendung erreicht, wenn eine gewaltige Anregung des Geistes den Aeußerungen menschlicher Thätigkeit eine vielseitige Richtung gab. So in Griechenland und Athen, wo selbst noch der Kampf der Vernichtung dazu beitrug, die ausgezeichneten Talente der Nation zu wecken, und die erhabensten Werke des Geistes ins Leben zu rufen.

Der letzte Grund von Athens Blüte in dieser Zeit war seine politische Erhebung durch die Siege über die Perser und die darauf erfolgte Anerkennung seiner Vorherrschaft in Hellas von Seiten der übrigen Staaten. Die Beweglichkeit des ionischen Geistes bekam in einer Menge neuer Verhältnisse und Beziehungen einen neuen Aufschwung und Gelegenheit, sich nach verschiedenen Richtungen auszubilden. Befördert ward diese Ausbildung vorzüglich durch den in gemeinsamer Gefahr gestärkten und immer mehr hervortretenden Gemeinsinn, welcher jedes Privatinteresse und die freie Thätigkeit des Einzelnen an den Glanz und die Schönheit des öffentlichen Lebens knüpfen hieß. Staat und Familie strebten in dauernder Harmonie nach dem einen Ziele der Verherrlichung des öffentlichen Lebens, welchem jedes ausgezeichnete Talent seine Kraft widmete. Von Athen ausgegangen, regte dieser Geist in anderen Staaten, zumal denen gleichen Stammes, ähnliche Bestrebungen an, und so wurden theils durch einen lebendigen Trieb der Nachahmung, theils durch jenen herrlichen Wetteifer im Ringen nach Vollendung, für jeden Zweig menschlicher Bildung eine so große Menge ausgezeichneter Geister in Thätigkeit gesetzt, daß Hellas in dem, was es einmal kräftig erfaßt und begonnen hatte, wohl erreichen mußte, was dem Verstande und der Kraft des Menschen in so kurzer Zeit erreichbar sein konnte.

Ein dem Volke der Hellenen eigenthümlicher Naturtrieb, dem Gedachten durch bildliche Darstellung Bestimmtheit und Dauer zu geben, hatte die bildenden Künste frühzeitig ins Leben gerufen, und als wesentliches Bedürfniß hellenischer Eigenthümlichkeit gediehen sie, unter günstigen äußeren Verhältnissen, mit der schnell fortschreitenden Entwicklung des schaffenden Geistes zu zeitiger Vollendung. Anfangs fast ausschließlich der Versinnlichung des höchsten geistigen Bedürfnisses gewidmet, gab die Kunst den Idealen des Göttlichen und Heiligen bestimmtere Gestaltung. Dann aber, als man zu tieferer Erkenntniß des menschlichen Wesens gelangt war, und in ihm selbst göttliche Vollkommenheit für möglich hielt, da wurden auch des Menschen Tugend und Vortrefflichkeit durch die Darstellungen der Kunst geehrt, und den nachkommenden Geschlechtern die Thaten der Ausgezeichneten als erhebendes Vorbild der Nachahmung vergegenwärtigt. Vor allen galt die lebendige Aeußerung einer kräftigen Natur, die man nur im Einklange mit

einem starken und gesunden Geiste denken mochte, göttlicher Belohnung werth, und so waren die Sieger zu Olympia und in anderen Kampfspielen die ersten, deren Andenken der Nachwelt durch die Kunst erhalten wurde. Diese Anerkennung menschlicher Vortrefflichkeit trug wesentlich dazu bei, der Kunst jene vielleicht nur dem altgriechischen Volke eigenthümliche Anwendung auf das Leben zu geben, welche beide in gegenseitiger Wechselwirkung so ungemein hob; mit dem Wetteifer um den Sieg zu Olympia mußte auch das Streben derer, welche ihn verherrlichen sollten, gesteigert werden, und schon hatten die bildenden Künste eine sehr vollendete Ausbildung erreicht, als die Heldenthaten des griechischen Volkes in den Perserkriegen ihnen jene nationale Bedeutung gaben, welche vielleicht am meisten zu ihrer letzten Vollendung beigetragen hat. Sehr ausgezeichnete Werke waren bereits aus den Kunstschulen zu Korinth, Sicyon und auf der Insel Aegina hervorgegangen, als Athen, vorzüglich nach der Vertreibung der Pisistratiden, anfing, die Pflegerin der Künste und Wissenschaften zu werden. Denn gilt auch der Ruhm, große Künstler hervorgebracht zu haben, Athen keineswegs allein, so wurden sie doch meistens hier gebildet und bekamen hier, vorzüglich nach den ersten Siegen der Athener über die Perser, Gelegenheit, ihre Talente zu entwickeln.

Die Malerkunst, welche bei den Griechen nicht, wie die Bildhauerei, im Dienste der Religion erscheint, und deßhalb auch in ihrer Entwicklung hinter jener zurückstand, erhielt jetzt ihre schönste Anwendung, indem sie Mittel wurde, die Thaten des Volkes durch bildliche Darstellung der Nachwelt unvergeßlich zu machen. Panänus, der Bruder, oder nach Anderer Meinung, der Schwestersohn des Phidias, übertraf in einem Gemälde, welches die erste Großthat der Athener aus den Perserkriegen, die Schlacht bei Marathon darstellte, und sich in der Pöcile zu Athen befand, alle seine Vorgänger. Auf beiden Seiten der Streitenden sah man hier gleiche Heftigkeit im Kampfe; dann die Flucht der Barbaren nach den phönicischen Schiffen und ihre Niederlage bei denselben. Kallimachus und Miltiades, die Führer der Athener, glänzten am meisten hervor unter den Gestalten der Sieger, unter den Fliehenden aber die persischen Feldherren Datis und Artaphernes. Doch bald wurde diese Kunst von Polygnotus aus Thasus, dessen vorzüglichstes Werk der Kreis von Gemälden in der Sprachhalle zu Delphi, die sich auf den trojanischen Krieg bezogen, gewesen zu sein scheint, dann von Apollodorus aus Athen, Zeuxis aus Heraklea, welche zuerst durch bestimmtere Vertheilung von Licht und Schatten ihren Darstellungen mehr Lebendigkeit zu geben suchten, und endlich von Parrhasius aus Ephesus, dessen Gemälde sich durch eine glückliche Verknüpfung technischer Genauigkeit mit freier Anmuth vor denen seiner Vorgänger auszeichneten, auf eine Weise vervollkommnet, welche sie schon der Vollendung sehr nahe brachte, die sie, ungefähr ein halbes Jahrhundert später, durch Apelles aus Kos erreichte.

Auch die Bildhauerei erreichte in diesem Zeitraume ihre voll-

endetste Ausbildung; sie war die eigentlich den Olympischen geweihte Götterkunst, und als solche erhielt sie eine frühere Entwicklung und schnellere Vollendung als jene. Das Unerreichbare der Götterwelt und das Höchste und Erhabenste aus der Geschichte und dem Leben ward durch sie einander näher gebracht und in dauernder Harmonie erhalten. Kurz nach dem cimonischen Frieden blühte Phidias, und neben und nach den seinigen haben die Werke des Polykletus, Skopas, Alkamenes, Myron am meisten dazu beigetragen, den vorzüglichsten Städten in Hellas, und Athen vor allen, einen freilich vergänglichen Glanz, aber doch einen unsterblichen Ruhm zu bereiten. Während aber die Bildhauer- und Malerkunst in dieser Zeit den Gipfel ihrer Vollendung erreichten, bekam auch die ihnen verwandte Baukunst, welche früher mehr nur der Befriedigung des äußeren Bedürfnisses gedient hatte, bei der Wiederherstellung des durch die Perser zerstörten Athen, einen ganz eigenthümlichen Schwung und jene höhere Richtung, welche sie bald in ein geeignetes Verhältniß zu den bildenden Künsten setzte, indem sie von jetzt an im schönsten Vereine sich gegenseitig dienten und hoben.

Der einmal angeregte Geist sprach sich aber nicht allein in der Vervollkommnung der bildenden Künste aus; neben ihnen erhielten auch die verschiedenen Zweige der lebendig sich äußernden Rede eine künstlerische Vollendung, wie sie fast in keiner Sprache wieder erreicht worden ist. Denn wenn auch die Ideen und die Denkweise, wie sie sich in den Schulen der Sophisten, eines Gorgias, Protagoras, Parmenides, gestalteten, an sich für die höhere Entwicklung des geistigen Lebens weniger Bedeutung hatten, so trugen sie doch sehr viel dazu bei, den Formen des Denkens eine bestimmtere Gestalt und den Aeußerungen des Gedachten mehr Klarheit zu geben; durch sie wurde ja der Geist eines Sokrates geweckt, der wohl am meisten dazu beigetragen hat, in dem Feuergeiste des Plato jene unvergängliche Frische der Jugend mit der herrlichen Schärfe des Verstandes zu paaren, durch welche uns in seinen Werken Ideal und Wahrheit, Göttliches und Menschliches in so schönem Vereine erscheinen. Während Aeschylus, Sophokles, dann Euripides und Aristophanes in der dramatischen Kunst und durch sie in der poetischen Schreibart das Höchste erreichten, vervollkommnete Herodot die prosaische Schriftsprache; schon im Werke des Thucydides erscheint die Prosa in ihrer edelsten und vollendetsten Gestalt. Die Kunst der freien Rede, im engern Sinne des Wortes, ward in den Schulen der Philosophen auf bestimmte Regeln zurückgeführt, und machte sich bald als fast ausschließliches Eigenthum der Athener in ihrer Anwendung auf das öffentliche Leben, als vorzüglichstes Mittel, Einfluß auf die Angelegenheiten des Staates zu gewinnen, geltend. Antiphon, Andocides und Lysias zeichneten sich zuerst in den verschiedenen Gattungen der öffentlichen Beredtsamkeit aus, welche ihre Vollendung dann erreichte, als, bei zunehmendem äußeren Verfalle des Staates, die ausgezeichnetsten Männer durch die Kraft

ihres Geistes und die Gewalt ihrer Rede den gänzlichen Untergang der Freiheit und Selbständigkeit abzuwenden sich bemühten.

War das Zusammentreffen dieser Erscheinungen zunächst die Folge einer glücklichen Geistesstimmung, welche durch günstige Verhältnisse gerade jetzt im Volke der Hellenen geweckt wurde, so wirkten jedoch nicht minder äußere Umstände auf die Vervollkommnung der einzelnen Zweige der Bildung. Die bildenden Künste wurden durch ihre Anwendung auf die Verschönerung öffentlicher Gebäude und die Verherrlichung großer Feste, bei welchen man vorzüglich nach den Perserkriegen auf äußere Pracht sah, am meisten befördert; zu gleicher Zeit gaben die häufigen Siege der Nation und die Thaten großer Feldherren der schöpferischen Phantasie ausgezeichneter Künstler Stoff zu neuen Werken, zu deren freier und glücklicher Ausführung die Vermehrung des Nationalreichthums durch die persische Beute die erwünschten Mittel bot. Neben den Wettkämpfern um den Preis der Waffen und körperlichen Vortrefflichkeit, bemühten sich bald an mehreren Orten, wie zu Delphi und Korinth, Künstler um den Ruhm, das Trefflichste geleistet zu haben. Dergleichen Wettkämpfe in der Kunst sollen zu Phidias' Zeit zuerst Statt gefunden haben; einer sicheren Nachricht zufolge trat sein eigener Bruder, Panänus, zum ersten Male mit Timagoras von Chalcis zu Delphi in die Schranken, und mußte diesem den Preis in der Malerei zuerkannt sehen. Dies wirkte aber nicht bloß allein auf die Ausbildung der Künstler höchst vortheilhaft, sondern trug auch namentlich dazu bei, im Volke selbst den Kunstsinn zu regeln und nach und nach jenes richtige Gefühl für wahre Schönheit und Erhabenheit bei Kunstdarstellungen herrschend zu machen, was nur den Griechen, als Volk, eigen gewesen ist. Aehnliche Verhältnisse gelten auch für das Wachsthum und die Entartung der redenden Künste, die vielleicht noch mehr, als die bildenden, im innigen Zusammenhange mit dem hellenischen Leben so gedeihen konnten. Denn bei ihnen vermochte selbst die glücklichste Nachahmung der Form nicht über den Mangel des Geistes, der sie beleben sollte, zu täuschen. Sehr glückliche Nachahmer der Werke der ausgezeichnetsten Künstler aus Athens Blütezeit hat es noch in später Zeit gegeben; etwas den Schöpfungen des Aeschylus oder Sophokles Aehnliches ist nie wieder hervorgebracht worden.

Während sich jedoch diese geistige Schönheit und Größe in ihren verschiedenen Richtungen auf das Herrlichste entwickelte, waren es vielleicht die Athener selbst, welche über das Wesen und den Gang der Zeit am meisten getäuscht werden mochten. Das schnelle Glück des Sieges machte das Selbstvertrauen zur Kühnheit, welcher auch Anfangs die bis zur Ueberspannung gesteigerte Kraft genügen konnte. Allein bald trat an die Stelle der Begeisterung für die Freiheit des Vaterlandes der Wunsch, durch Eroberungen zu herrschen und durch Herrschaft zu glänzen. Das untergrub zuerst den edleren Sinn und die wahre Tapferkeit, da bald nicht mehr die überlegene Kraft des Geistes, sondern die physische Gewalt der Masse die Entscheidung sichern mußte.

Der freie Kampf in offener Schlacht hatte den Geist am meisten gehoben; die Herrschaft zur See trug nicht wenig dazu bei, ihn wieder nieder zu drücken; in der Flotte verschwand die persönliche Tapferkeit des Einzelnen, da sie weit weniger Bedürfniß war, als die vereinte Kraft Aller, deren freie Aeußerung theils von der im Wesen der Sache selbst liegenden Nothwendigkeit, theils von dem Willen Eines abhängig wurde. Hierzu kam, daß die von dem Seeleben unzertrennliche Sittenverderbniß der niederen Klassen nach und nach einen Theil der besten Kraft im Staate vernichtete, und dagegen jene Zügellosigkeit des Volkes beförderte, welche, wenn sie sich einmal des großen Haufens bemächtigt hat, am meisten zum Verfall und Untergang kleiner Freistaaten beiträgt.

Während daher Sparta, mit den seiner Art und Weise huldigenden Staaten, der fortschreitenden Bildung keinen Eingang gestattete, glänzte Athen durch geistige und politische Vorherrschaft. Jenes stärkte seine Kraft zum Kampf der Entscheidung, aus dem es endlich siegreich hervorging, dieses erschöpfte sich in unaufhaltsamem Streben und erlag, als es kaum den Gipfel seines Ruhmes erlangt hatte, einem unglückseligen Geschicke. Dies ward ihm in der kurzen Zeit bereitet, da Perikles in Athen die Angelegenheiten des Staates leitete, und im peloponnesischen Kriege um die Vorherrschaft in Hellas gekämpft wurde. Dieser hat nicht ganz dreißig Jahre gedauert, aber den aufstrebenden Geist der Hellenen hat er zuerst und auf alle Zeiten am meisten gebrochen.

---

79. Perikles *).

(Nach Joh. Wilh. Zinkeisen, Geschichte Griechenlands.)

Wenn es schon als etwas Großes gelten kann, daß in einem Vereine stammverwandter Staaten, welchen unter gleicher Gunst der Verhältnisse eine freie, selbständige Entwicklung gestattet war, sich einer vor allen, in der Zeit des Glückes und des Mißgeschickes, auf eine Höhe der Bildung und Kraft zu schwingen vermochte, die ihm die anerkannte Vorherrschaft im geistigen und politischen Leben zum Eigenthum machte, so ist es wohl der Bewunderung würdig, daß in diesem Staate, und zwar in seiner größten Zeit, ein Mann als der Erste von Mit- und Nachwelt genannt wird. Athen ward unter Noth, Bedrängniß, Kampf und Sieg der erste Staat Griechenlands; den höchsten Glanz aber erhielt es durch den ersten seiner Bürger, den mächtigsten in That und Rede, Perikles, den Sohn des Siegers bei Mykale, Xanthippus.

Zwei Männer werden genannt, welche auf Perikles' Bildung den größten Einfluß gehabt haben: der Sophist Damon, welcher unter dem

*) Vgl. K. Fr. Hermann, Culturgeschichte der Griechen und Römer, I. S. 150 ff., und K. O. Müller, Geschichte der griechischen Literatur, II. S. 11 ff.



Scheine eines Lehrers der Musik seinen Ansichten Eingang zu verschaffen suchte, und Anaxagoras von Klazomenä, welcher vorzüglich dazu beitrug, Perikles die Erhabenheit der Gesinnung und die Würde im Leben zu geben, welche ihn zur Führung des Volkes tüchtig machte; außer diesen hörte er noch Zeno den Eleaten. Edler Stolz zeigte sich nicht allein in seiner Denkungsart; auch seine Rede und sein äußerer Anstand waren voll Ernst und hatten jene sichere Haltung, welche gleich weit entfernt von beleidigender Strenge und verächtlicher Gemeinheit, auf die Gemüther der Menge den bleibendsten Eindruck macht. Selbst im Bewußtsein seiner geistigen Kraft und im Besitze der reichsten äußeren Mittel, sich den Willen des Volkes geneigt zu machen, konnte er lange Zeit die Furcht vor der Launenhaftigkeit der Menge nicht überwinden. Das Schicksal des Tyrannen Pisistratus, welchem er in Gestalt und Ansehen geglichen haben soll, schreckte ihn ab von der Einmischung in die innern Angelegenheiten des Staates. Zuerst zeichnete er sich bloß aus durch kriegerische Tapferkeit und unerschrockenen Muth. Dann aber, als Aristides gestorben war, Themistokles in der Verbannung lebte, und Cimon die meiste Zeit in auswärtigem Kriege zubrachte, überwand er die durch Geburt und Reichthum begründete Hinneigung zu aristokratischer Gesinnung, und trat öffentlich auf als Leiter und Beschützer der Volkspartei. Auf dieser beruhete seine Macht und Größe für die Zukunft.

Den Unterschied der Perikleischen und der späteren Demagogie gibt Thucydides (II, 65) in wenigen Zügen also an: „Perikles, mächtig durch Würde und Gesinnung, und offenbar unbestechlich, wußte die Menge mit Freimüthigkeit in Schranken zu halten; auch wurde er nicht sowohl von dieser geleitet, als er sie leitete; denn da er nicht auf ungeziemende Weise zur Macht gelangt war, so brauchte er nicht nach ihrem Wohlgefallen zu reden, sondern konnte, bei seinem Ansehen, ihr selbst mit Heftigkeit widersprechen. Wenn er merkte, daß die Athener etwas im Uebermuthe zur Unzeit wagen wollten, so stimmte er sie durch seine Rede zur Furcht herab; wenn sie dagegen ohne Grund in Furcht geriethen, so richtete er sie auf zu kräftigem Wagen; so war es dem Namen nach eine Volksherrschaft, in der That die Herrschaft des ersten Mannes.“

Vierzig Jahre leitete Perikles als Haupt der demokratischen Partei die öffentlichen Angelegenheiten seiner Vaterstadt, und wußte sich gegen seine Gegner von der aristokratischen Partei so zu halten, daß nach dem Falle des heftigsten, des älteren Thucydides, Keiner mehr es wagte, ihm entgegen zu treten; daher blieb ihm noch 15 Jahre eine unumschränkte Gewalt. Es bedarf wohl nicht des Beweises, daß Perikles' Macht auf tieferem und festerem Grunde beruhte, als auf der Bethörung und Leidenschaft der Menge. Er hatte seine Zeit, die Bedürfnisse seines Volkes und seine Stellung zu diesem richtig erkannt und gewürdigt; das stellt ihn den Größten aller Zeiten gleich, die sich den Zweck ihres Lebens zu klarem Bewußtsein zu bringen vermochten.

Bestimmtheit in That und Rede, Festigkeit der Grundsätze und Beharrlichkeit bei deren Anwendung waren Perikles, wie wenig Staatsmännern, eigen. Ein Ziel, seinem Volke eine verdiente Unsterblichkeit zu sichern, stand als das Höchste in vollendeter Klarheit vor seiner Seele; und je mehr es ihm darum zu thun war, dies zu erreichen, mit desto größerer Vorsicht betrat er seine ruhmvolle Bahn; er hat nie vergessen, daß er über ein freies Volk herrschen solle. Er hatte nie von jenen niedern Künsten, welche auf die leicht zu erlangende Gunst des großen Haufens berechnet waren, und vorzüglich dazu beitrugen, der Demagogie später den gehässigen Charakter zu geben, Gebrauch gemacht. Anfangs suchte er zwar das Volk durch Nachgiebigkeit und ungewöhnliche Begünstigungen zu gewinnen, sobald er aber dessen Zuneigung erlangt hatte, gab er, seines Berufes eingedenk, den Launen desselben nicht mehr nach, sondern führte selbst mit Gewalt die Widerspänstigen zu dem, was er als das Beste erkannt hatte. Selten sprach er zum Volke, aber wenn er in den wichtigsten Momenten die Rednerbühne betrat, da gab sein Wort die Entscheidung. Denn die überzeugende Gewalt seiner Rede war so groß, daß, wenn er, selbst gegen den Willen der Athener, etwas zu streng zum Wohl des Vaterlandes sprach, doch Allen, was er gesagt hatte, das Beste und der Gesinnung des Volkes angemessen erschien. Weit entfernt, durch äußern Prunk der Rede die leicht bestechlichen Gemüther bethören zu wollen, bemühte er sich, bei seinen Vorträgen die Kraft der Gedanken durch treffenden Ausdruck und einnehmende Darstellung zu heben; so oft er vor der Volksversammlung sprechen wollte, erbat er zuvor den Beistand der Götter, damit ihm nicht wider seinen Willen ein unpassendes Wort entfallen möchte.

Zwar hatte er im Anfange seiner politischen Wirksamkeit von Seiten der aristokratischen Partei die Feldherren Tolmides und Myronides, so wie den in Staatsgeschäften erfahrenen älteren Thucydides, zu Gegnern; aber dennoch zeigte sich sein Einfluß bald in dem von dem früheren gänzlich verschiedenen Geiste der innern und äußern Staatsverwaltung. Zunächst gilt dieses von der Verwendung der öffentlichen Gelder. Hatte Aristides durch eine sehr sparsame Staatshaushaltung das Staatsvermögen vermehrt, so hielt es dagegen Perikles für zweckmäßiger, durch eine passende Anwendung des vorhandenen Reichthums den Glanz der Stadt und den Ruhm des Staates zu heben. Der öffentliche Schatz, welcher schon früher durch die Erhöhung der Beiträge der Bundesgenossen sehr bereichert worden war, wurde im Jahre 461 v. Chr. von Delos nach Athen gebracht, wodurch seine Verwendung natürlich noch mehr von der Willkühr seiner Verwalter, der Athener, und namentlich derer, welche zu Athen an der Spitze des Staates standen, abhängig gemacht wurde. Es war Griechenlands Glück, daß jetzt gerade Perikles in dem reichsten und mächtigsten Staate den Willen des Volkes zu leiten wußte. Seine Feinde warfen es ihm freilich als einen schmählichen Gewaltstreich vor, daß er die gemeinschaftlichen Gelder der Hellenen ohne Zustimmung Aller nach Athen habe bringen

lassen. Denn der größte Theil des Schatzes war durch die Beiträge der Bundesgenossen gewonnen worden, welche, ihrem ursprünglichen Zwecke zufolge, zur Fortsetzung des Krieges gegen die Perser und zum Schutze bedrängter Bundesglieder verwendet werden sollten. Er aber bewies dem Volke, daß es den Bundesgenossen keine Rechenschaft schuldig sei, so lange die Athener für sie Krieg führten und die Barbaren von ihnen abhielten; die Bundesgenossen gäben weder Schiffe noch Rosse und Mannschaft, sondern bloß Geld, welches nicht den Gebern, sondern den Empfängern gehöre, wenn diese nur das leisteten, wofür sie die Zahlung erhielten. Da aber der Staat genugsam mit Kriegsbedürfnissen versehen sei, so müsse man den Ueberschuß zu Dingen anwenden, welche ihm nach ihrer Vollendung bleibenden Ruhm, und bei ihrem Entstehen Wohlstand verschafften; überall zeige sich dann Thätigkeit, die Menge der Bedürfnisse hebe die Künste, alle Hände kämen in Bewegung, und der ganzen Stadt werde Verdienst gegeben, indem sie sich selbst schmücke und nähre.

So hatte Perikles schon richtig erkannt, daß der Reichthum des Volkes nicht auf dem Besitze zwecklos aufgehäufter Geldmassen beruhe, sondern durch die Vermehrung in vielseitiger Thätigkeit gewonnener Güter erzielt werde, welche dem einzelnen Bürger Wohlstand, und mittels dieses dem Staate Kraft und eine dauernde Ueberlegenheit in Geist und Besitz sichere. Neben der Tüchtigkeit im Kriege zeichnete sich in kurzer Zeit Athen in allen Künsten des Friedens am meisten aus. Perikles ward von Zeitgenossen und den kommenden Geschlechtern, gleichsam den Göttern verwandt, der Olympische genannt, und neben dem seinigen glänzten die Namen der ausgezeichnetsten Männer, welche den Ruhm Griechenlands auf alle Zeiten durch unsterbliche Werke befestigt haben. In einem Menschenalter ward zu Athen in redenden und bildenden Künsten mehr Herrliches und Vollendetes hervorgebracht, als je wieder ein Volk in Jahrhunderten schaffen konnte.

Perikles hatte kurz vor seinem Ende erreicht, was ihm als das schönste Ziel seines Lebens erschienen war, und mochte wohl nur mit finsterer Ahnung in das kommende Zeitalter der Zerstörung blicken, welches dem kräftig aufblühenden Leben seines Volkes die Vernichtung bringen sollte.

---

80. Die Parteikämpfe vor dem peloponnesischen Kriege.

(Nach J. J. Rospatt, die politischen Parteien Griechenlands.)

Während die Spartaner mit den Messeniern und die Athener zum Theil in Aegypten beschäftigt waren, fing die Parteistellung in Griechenland an, sich stärker und feindseliger zu entwickeln. Athen war Sparta gegenüber zu bedeutender Macht herangewachsen; zu ihm gehörten, als halbgezwungene Bundesgenossen, alle griechischen Städte an

der Küste von Macedonien, Thracien, der West- und Südküste von Kleinasien bis nach Pamphylien hin, nebst den Inseln im Archipelagus. Seine ganze Macht beruhte auf diesen demokratischen Seestädten, auf deren Beiträgen, seinen eigenen Handelseinkünften und zuletzt auf seiner Flotte, durch welche letztere dies Alles erst sicherer Besitz wurde. Gegen diese immer mehr zunehmende Macht war Sparta bis heran selbst noch nicht aufgetreten, obgleich seine Verbündeten schon seit einigen Jahren dieses immer stärkere Anwachsen der Demokratie zu bekämpfen gesucht hatten. Diese feindlichen Absichten nnd die von daher drohende Gefahr war den Athenern längst bekannt; und als sich jetzt eine schickliche Gelegenheit zeigte, warteten sie den Angriff Sparta's und seiner Verbündeten nicht ab, sondern wagten es, diesem zuvorzukommen. Als nämlich die Phocier die dorischen Städte am Parnaß im Jahre 457 gewaltsam besetzen wollten, zogen die Lacedämonier denselben zu Hülfe, bewogen die Phocier, Doris zu verlassen, und wollten darauf nach Hause ziehen. Da vertraten ihnen die Athener den Rückweg und zogen ihnen, als sie sich bei Tanagra gelagert hatten, entgegen; die Lacedämonier siegten aber durch den Verrath der mit Athen verbündeten Thessalier, welche die Reihen der Athener verließen, und setzten ihren Rückzug fort. Hier nun, bei einer Gelegenheit, wonach die versteckt lauernde Optimatenpartei in Athen sich schon lange gesehnt haben mochte, wurden die Lacedämonier, als sie noch bei Tanagra lagerten, von den athenischen Optimaten aufgefordert, die Herrschaft des Demos zu stürzen; dieses kam nun zwar nicht zur Ausführung, aber die Optimaten in Theben gewannen bei dieser Gelegenheit wirklich die Oberherrschaft über Böotien, wofür sie den Lacedämoniern, die ihnen dazu verholfen, versprachen, gegen Athen zu kämpfen und sie von dieser Seite sicher zu stellen. Um diese Gefahr abzuwenden, zogen die Athener, als die Spartaner zu Hause waren, 62 Tage nach der Schlacht bei Tanagra, ganz im Anfange des Jahres 456, unter Myronides von Neuem nach Böotien, siegten bei Oenophyta, führten die von den Spartanern kurz vorher vertriebenen Häupter der Demokraten zurück und wurden nun Herren von ganz Böotien außer Theben, Orchomenus, Chäronea und einigen anderen Orten, ferner von Phocis und den opuntischen Lokrern, vertrieben aus allen in ihre Gewalt gefallenen Städten die Häupter der Optimaten und nahmen hundert derselben von den Lokrern als Geißeln. Auf diese Weise, indem sie überall, so weit ihre Macht reichte, dem Demos die Herrschaft verschafft hatten, die dieser ja nur durch Festhalten an Athen behaupten konnte, glaubten sie, ihren Einfluß auf dem Festlande, Sparta gegenüber, hinlänglich gesichert zu haben.

Während eines durch den zurückberufenen Cimon auf 5 Jahre vermittelten Friedens hatten sich die aus den böotischen Städten vertriebenen Optimaten zu Orchomenus, Chäronea und an einigen anderen Orten gesammelt und gerüstet, und trafen Anstalten, ihre alte Herrschaft wieder zu gewinnen; um dieses zu hindern, zogen die Athener im Jahre 447, unter Tolmides, der auch Naupaktus erobert und die

von den Spartanern vertriebenen Messenier dahin versetzt hatte, ihnen entgegen und eroberten Chäronea, wurden aber auf dem Rückmarsche von den böotischen Optimaten, mit denen sich die aus Lokris und Euböa vereinigt hatten, bei Koronea überfallen und erlitten eine so bedeutende Niederlage, daß sie genöthigt waren, Böotien, Phocis und Lokris wieder frei zu lassen, wo nun die Optimaten wieder herrschend wurden. Bei diesem so bedeutenden Verluste der Athener erhoben sich nun die Optimaten, wie es scheint nach Verabredung, überall. In Euböa zuerst bewirkte die Optimatenpartei im Jahre 446 einen Abfall von Athen; und als Perikles dahin gezogen war, um es wieder zu unterwerfen, kam gleichzeitig die Nachricht von dem Abfalle von Megara und, daß die Peloponnesier im Begriff seien, in Attika einzubrechen. Megara hatte die Korinthier, Epidaurier und Sicyonier zu Hülfe an sich gezogen; und da die Gefahr drohend wurde, zog Perikles rasch von Euböa heran, als die Peloponnesier, unter dem Spartanerkönige Plistonax, nachdem der fünfjährige Waffenstillstand seit 450 abgelaufen, schon bis Eleusis gekommen waren. Dieser Macht sah sich Perikles nicht gewachsen; auch mochte er es auf den ungewissen Ausgang einer Schlacht nach dem großen Verluste bei Koronea nicht ankommen lassen wollen, und bewog deßhalb den beim spartanischen Heere anwesenden Kleandrides, ohne Wissen des Königs Plistonax, zum Rückzuge. Hierauf unterwarf er Euböa, vertrieb die Optimaten aus Chalcis und schloß dann im Frühlinge 445, wohl nicht ohne Hülfe von Bestechungen, mit den Spartanern einen neuen Waffenstillstand auf 30 Jahre, gemäß welchem es jeder hellenischen Stadt, die weder auf spartanischer noch athenischer Seite stehe, gestattet sei, sich einer Partei, welcher sie wolle, anzuschließen. Diese letzte Bedingung zeigt schon klar das Bestreben der beiden Hauptstaaten, ihre Parteien gegenseitig zu vermehren und aus ganz Hellas zwei einander gegenüberstehende politische Körper zu bilden.

Fassen wir die Hauptpunkte in der Entwicklung dieser Parteistellung seit den Perserkriegen kurz zusammen, so zeigt sich, daß sowohl die Lacedämonier jede Gelegenheit zu benutzen suchten, um dem wachsenden Einflusse Athens und der Demokratie entgegen zu arbeiten, als auch in Athen selbst die Optimaten nie ruhten, sondern ebenfalls sich nach jeder Gelegenheit umsahen, um mit Sparta's Hülfe die Oberhand wieder zu gewinnen.

---

81. Die Gegensätze im peloponnesischen Kriege.

(Nach Karl Ottfr. Müller, 2. Ausgabe von F. W. Schneidewin.)

Da uns hier nicht erlaubt ist, die geschichtliche Bedeutung dieses Krieges für das bürgerliche und sittliche Leben Griechenlands in voller Breite zu entwickeln, so müssen wir uns begnügen, auf sie durch folgende leicht aufgefaßte Gegensätze hinzudeuten. Es stehen gegenüber

Dorier gegen Ionier, daher das Orakel den Krieg auch den dorischen nannte. Die einzelnen Ausnahmen sind fast nur scheinbar; auch als die Athener Sicilien angriffen, standen hier alle dorischen Städte gegen sie. Bei Athen sind alle Ionier Europa's, der Inseln Asiens, zwar nicht eben freiwillig, aber auch nicht widerspenstig. — Die Uebereinstimmung der freien Griechen gegen den kecken Willen einer Stadt. Beim Anfange des Krieges hatte Sparta die allgemeine Stimme für sich, deren Mund auch der delphische Gott war, als er ihm seinen Beistand verhieß, auch zwang es keine Stadt zur Theilnahme. Athens Bundesgenossen, vormals sämmtlich persische Unterthanen, waren an Folgeleistung gewöhnt und jetzt dazu gezwungen; die Volksversammlung der Pnyx war der einzige Wille in einer so umfassenden Verbindung. — Die Landmacht gegen die Seemacht. Denn im Hoplitenkampf mochte der Peloponnes nach Perikles' Rede das ganze übrige Griechenland bestehen, und Athen wich ihm darin mit ungemeiner Vorsicht aus. Die Flotte der Peloponnesier dagegen war im Anfange des Krieges sehr unbedeutend. So dauerte es lange, ehe die Schläge der Parteien nur auf einander fielen. Das Land war der Zusammenhang der einen, die See die Straße der andern, daher die Freunde Athens auch sogleich Hafenmauern bauen mußten, um die Hauptstadt mit der See zu verbinden und vom Lande abzuschneiden. — Reichthum an kampfgeübten Männern gegen Geldreichthum. Denn der Peloponnes führte den Krieg nur mit eignem Blute, Athen dagegen schlug seine Ruder — die Hebel seiner Macht — großentheils mit geworbenem Volke, so daß der Korinthier nicht mit Unrecht sagen konnte: Athens Macht ist mehr gekauft als einheimisch. Das war auch Perikles' Grundsatz, und Thucydides bekennt sich in der sinnreichen Einleitung zu seinem Geschichtswerke ebenfalls dazu, nämlich, daß nicht Land und Leute, sondern die bewegliche Habe die Staaten groß und mächtig mache. — Langsame und zaudernde Ueberlegung gegen entschlossene Verwegenheit. Dieser Gegensatz ergibt sich theils aus der verschiedenen Einrichtung der Symmachieen, zugleich aber auch aus dem Stammcharakter beider Parteien. Wohl mit Grund fordert das Orakel Sparta zu entschiedener, nachdrücklicher Kriegsführung auf, denn es war stets vor dem Kriege besorgt und zum Frieden überall bereit. — Anhänglichkeit an das Alte dem Streben zum Neuen gegenüber. Jene ist Hauptzug des dorischen Sinnes, dieses des ionischen Neoterismus. Jene wollten alte Ehre und Macht, wie Sitte und religiöses Herkommen bewahren, diese meistentheils etwas Neues, oft, wie in der sicilischen Expedition, nur dunkel Gedachtes erjagen. — National-Stamm-Geschlechterverbindung gegen willkührlich geschlossene. Dieser Widerspruch gab den Anlaß des Krieges, auch im Verlauf desselben erkannte Athen selten eine Verpflichtung zur Pietät unter Verwandten an. So galten auch im Innern der Staaten den Athenern politische Vereine mehr, den Spartanern Verwandtschaft. — Aristokratie gegen Demokratie. Dieser Gegensatz äußert sich indeß in der ersten Hälfte des Krieges nur so, daß Athen umschuf, Sparta

herstellte, denn eigentlich blieb es auch hier wieder auf eine erhaltende Thätigkeit beschränkt, da ein Adel sich zwar ausrotten, aber nicht eben augenblicklich bilden läßt.

Wir bleiben bei diesen freilich mehr äußerlich als innerlich gefaßten Bezeichnungen des Gegensatzes stehen, da sie das Resultat abzuleiten genügen, auf das wir hinaus wollen. Es ist nämlich sehr klar, daß bei den Verhältnissen, der Richtung, dem Geiste der Zeit in diesem Gegensatze das zweite Moment überall das erste äußerlich überwinden mußte. Der schwerfällige, ungeschickte, langsame Körper der spartanischen Symmachie mußte unter den Schlägen der gewandten, vordringenden, raschen Kriegsgymnastik des Gegners das Doppelte leiden. Die nach Thucydides damals herrschenden Maximen, wonach Verwegenheit Muth in der Sache der Freunde, vorsichtiges Zaudern eine verstellte Feigheit, Mäßigung Vorwand der Unmännlichkeit hieß, und Alles zu überlegen dem Nichtsthun gleich galt u. s. w. — mußten die gute Wirkung der Handlungen der ersten Partei lähmen und schwächen. Jenes „Aufrichtige und Edelgeartete" der dorischen Natur, jene schöne Einfalt der altgriechischen Zeit mußte in diesem Kriegsdrange verschwinden. Wir sehen daher Sparta und die Peloponnesier wie umgewandelt aus dem Kampfe hervorgehen, und schon zur Beendigung desselben eine Handlungsweise und einen Charakter entwickeln, von dem vorher vermuthlich nur der Keim in ihnen gelegen hatte.

Wie in der zweiten Hälfte dieses Krieges die Spartaner die großen Heereszüge zu Lande aufgeben, und dagegen Flotten mit gedungenem Volke auszurüsten sich angelegen sein lassen; wie sie nun das Geld als den Nerv der Kriegsführung kennen lernen und es vor den Thüren der Perser suchen; wie sie minder ihre Stamm- und Bundesgenossen zu schützen als Athens Symmachie aufzulösen suchen; wie sie auch ihrerseits überwundene Städte durch aufgedrungene Oligarchen und eigene Harmosten sich zu sichern lernen, und geheime Leitung der Hetärieen zweckdienlicher finden als offene Verhandlung mit den Städten: entwickelt sich einerseits eine große Thatkraft und Gewandtheit, die bei ihnen zuerst in den Unternehmungen des großen Brasidas hervortrat, auf der andern eine Weltklugheit, wie sie schon Gylippus und dann besonders Lysander darstellen.

---

82. Der peloponnesische Krieg bis zum Frieden des Nicias.

(Nach Joh. Wilh. Zinkeisen, Geschichte Griechenlands.)

Der peloponnesische Krieg begann 431 Jahre vor unserer Zeitrechnung. Thucydides hält die Vergrößerung der Macht der Athener, welche die Lacedämonier für ihre Selbsterhaltung besorgt machte und zu entscheidenden Schritten trieb, für den inneren Grund der Spaltung. Die Veranlassung aber zum Ausbruche der Feindseligkeiten gaben folgende

Ereignisse, welche in den nächst vorhergehenden Jahren eingetreten waren.

Fünf Jahre vor dem ersten Einfalle der Peloponnesier in Attika wurden bei einem Aufstande zu **Epidamnus**, welches, von Corcyra am Eingange des ionischen Meerbusens gegründet, auch Korinth als Mutterstadt betrachtete, die Machthaber von der Volkspartei vertrieben. Als darauf die Verbannten mit den Taulantiern, einem benachbarten Volke illyrischer Abkunft, in Verbindung traten, und ihre Vaterstadt durch Räuberei zu Land und zur See bedrängten, da schickten die Demokraten zuerst Hülfe flehende Gesandten nach **Corcyra**, dann aber, als dieses sie von sich wies, in Folge eines Ausspruches des delphischen Orakels nach **Korinth**, und übergaben diesem, als alleiniger Mutterstadt, Epidamnus zum Schutze. Haß gegen Corcyra, welches, auf seine Seemacht vertrauend, Korinth längst schon gering geachtet und ihm die als Stammort zustehende Ehre verkümmert hatte, bewog dieses, den Epidamniern Gehör zu geben. Der offene Kampf zwischen Korinth und Corcyra war unvermeidlich, zumal da jenes eine von diesem vorgeschlagene Entscheidung durch Rechtsspruch gemeinsam gewählter peloponnesischer Städte oder den Willen des delphischen Orakels von sich wies.

Die Korinthier mußten zuerst ihren Uebermuth büßen; denn kurz darauf wurden sie von den Corcyräern in einem Treffen völlig geschlagen, verloren 15 Schiffe und mußten Epidamnus seinem Schicksale überlassen, was sogleich von den Siegern besetzt wurde. Beide rüsteten zu neuem Angriff und sprachen zu gleicher Zeit die Hülfe des mächtigen Athen an, da es beiden gleich darum zu thun war, sich die Ueberlegenheit zur See zu sichern. Gesandte beider Theile suchten durch feurige Reden das Volk der Athener für ihre Sache zu gewinnen. Die Korinthier hatten den Schein größeren Rechtes auf ihrer Seite, und deßhalb entschied man sich in Athen zuerst für sie; als man aber bei reiferer Ueberlegung den eigenen Vortheil bedachte, da schien es unrathsam, dem mächtigsten Seestaat am Isthmus über Corcyra, welches durch seine Lage noch mehr als durch seine Macht von höchster Bedeutung war, die Herrschaft zu gestatten, welche Athen bei einem Bruche mit den Peloponnesiern, den man als unvermeidlich voraussah, die größte Gefahr bringen mußte. Also schloß Athen mit Corcyra ein Bündniß zu gegenseitigem Schutze gegen feindlichen Angriff und schickte ihm ein Geschwader von zehn Schiffen zu Hülfe.

Mit 150 Schiffen zog nun Korinth gegen die Corcyräer aus, welche außer der athenischen Hülfe 110 Segel zum Kampfe stellten. Die größte Seeschlacht an Zahl der Schiffe, die je Hellenen gegen Hellenen geschlagen, ward hierauf am Vorgebirge Chimerium in Thesprotien geliefert; beide Theile hielten sich für Sieger und richteten Siegeszeichen am Festlande auf. So behauptete sich Corcyra mit Hülfe der Athener gegen das mächtige Korinth; dieses aber betrachtete Athen seitdem als eine feindliche Macht, weil es, dem Vertrage zuwider, gegen Pelopon-

-nesier gekämpft hatte. Kurz darauf gab der **Abfall Potidäa's** Veranlassung zu neuer Erbitterung.

Potidäa nämlich, eine korinthische Pflanzstadt an der macedonischen Küste, war Athen als unfreiwilliger Bundesgenosse zinspflichtig. Als nun Athen, überhaupt für seine Bundesgenossen in jener Gegend wegen korinthischen Einflusses besorgt, kurz nach den Vorfällen bei Corcyra, von Potidäa verlangte, daß es einen Theil seiner Mauern niederreißen, keinen korinthischen Beamten mehr aufnehmen und zu fernerer Sicherheit Geißeln stellen solle, da sagte sich dieses, von dem Könige der Macedonier Perdikkas, welcher mit den Athenern in Feindschaft lebte, gereizt, im Vertrauen auf die verheißene Hülfe der Peloponnesier, von seinen Verpflichtungen gegen Athen offen los. Schon 40 Tage nach dem Abfalle kamen 2000 Mann Hülfsvölker von Korinth, welche, mit Potidäern und Macedoniern vereint, einer weit überlegenen Macht der Athener auf der Landenge bei Olynth entgegentraten. Nach hartem Kampfe siegten die letztern, schlugen die Feinde nach Potidäa zurück und schlossen, noch durch 1600 Mann Schwerbewaffnete verstärkt, die Stadt von der Seite des Festlandes und des Meeres ein.

Mehr glaubten die Korinthier nicht dulden zu dürfen, ohne die gemeinsame Sache der Peloponnesier dem Uebermuthe der Athener Preis zu geben. Deßhalb beriefen sie eine Versammlung der Bundesgenossen nach Lacedämon zu gemeinsamer Berathung. Es waren aber zu derselben Zeit, in anderen Angelegenheiten, athenische Gesandte gegenwärtig, welche, als sie erfuhren, wie die Korinthier Sparta zu offener Feindschaft gegen Athen gereizt haben, ebenfalls auftraten, und in lebendiger Rede zuerst die Größe ihres Staates und was er für Hellas gethan, rühmten, dann aber die Lacedämonier ermahnten, wegen leichten Anlasses die bestehenden Verträge nicht zu brechen und den Krieg zu beginnen, sondern durch vertragsmäßigen Rechtsspruch die Beschwerden der Bundesgenossen zu erledigen. König Archidamus sprach, als sich die Menge für den Krieg mit Athen erklärte, im Sinne der athenischen Gesandten, und widerrieth, indem er auf die Gefahr, die Sparta der ungleiche Kampf bringen müsse, aufmerksam machte, die Entscheidung durch die Waffen. Doch seine Klugheit mußte der wilden Ueberredungskunst des Ephoren Sthenelaidas weichen. Denn einstimmig beschlossen die Lacedämonier, „der Waffenstillstand sei gebrochen und der Krieg müsse begonnen werden".

Also rüstete man auf beiden Seiten zum Kriege, der sofort begann. Seine lange Dauer ist vorzüglich daraus erklärlich, daß entscheidende Schläge, bei ungleichen Waffen der Kämpfenden, Anfangs nicht geschehen konnten. Athen wollte durch seine Dreiruderer siegen, während Sparta mit Schwerbewaffneten in Feindes Land eindrang. Vielleicht hätten eine oder zwei entscheidende Schlachten Hellas damals noch viel von der alten Kraft gerettet. Das gerade hat den Hellenen den Untergang gebracht, daß man jetzt 27 Jahre kämpfte, und die Kraft, wo sie sich

noch erhalten hatte, nach und nach im Einzelnen so vernichtet wurde, daß zuletzt nichts blieb als allgemeine Erschöpfung.

Die ersten Jahre wurden fast mit Einfällen und Verheerungszügen auf feindlichem Gebiete nutzlos hingebracht. Schon im zweiten Jahre des Krieges ward es offenbar, daß das Volk der Athener mehr an große Thaten als an Unfälle gewöhnt sei. Denn als die Peloponnesier zu Anfange des Sommers zum zweiten Male in Attika einfielen und 40 Tage lang das Land bis zum Vorgebirge Laurium verwüsteten, und zu gleicher Zeit jene verheerende Pest in Athen Eingang fand, welche bei der Ueberfüllung der Stadt mit Landbewohnern nicht allein hier bald am fürchterlichsten wüthete, sondern auch durch Truppensendung in andere Theile von Hellas, so wie zu den Belagerern von Potidäa gebracht wurde, da verlor das Volk in Athen alle Haltung, bestürmte Perikles als den Urheber des Unheils mit Vorwürfen und verlangte im ohnmächtigen Unwillen Frieden mit Lacedämon. Perikles wußte aber durch seine Rede die Gemüther der ungestümen Menge so zu beherrschen, daß er sowohl ihren Unwillen von sich abwandte, als auch sie dazu brachte, von dem Verlangen nach einem schimpflichen Frieden mit den Lacedämoniern abzustehen. Ueberdem waren auch dieses Jahr die Unternehmungen der Flotte, welche nach dem Peloponnes geschickt worden, nicht ohne erwünschten Erfolg. Auch ergab sich Potidäa noch vor dem Ausgange des Winters, nach fast dreijähriger Belagerung. Perikles aber starb in der Mitte des dritten Jahres des peloponnesischen Krieges, vielleicht mehr von dem Schmerze über den Untergang seines Hauses und die Erniedrigung seines Vaterlandes, die er mit ahnendem Geiste am tiefsten fühlen mochte, überwältigt, als von jener Pest dahingerafft, welche die Seinigen vernichtet hatte. Sein Tod war von allen Unfällen, die Athen in dieser Zeit trafen, der größte.

An die Stelle eines bestimmten Planes für die innere Verwaltung des Staates und die Führung des Krieges, welchen Perikles mit unerschütterlicher Festigkeit durchzuführen vermocht hatte, trat ein unbestimmtes Streben der Parteien gegen einander, unter verschiedenen Häuptern. Weder der unverschämte Kleon, welcher als Haupt der Volkspartei mit der Kühnheit seiner Rede den Launen des ohnmächtigen Haufens einige Zeit Genüge that und dann verlacht wurde, noch der zaghafte Nicias, welcher durch Geschlecht und Reichthum die Gunst der Vornehmen gewann, und von diesen dem Kleon entgegengestellt ward, konnten den Verlust des Perikles ersetzen. Der Krieg ging, wie er begonnen hatte, ohne bedeutende Ereignisse fort; nirgends gab entscheidender Sieg einem Theile bleibende Ueberlegenheit. Einzelne Vorfälle zeugen eben so sehr für die Erbitterung, mit welcher in offener Schlacht die Krieger, im Innern der Städte die Parteien kämpften, als für den Mangel eines bestimmten, klar aufgefaßten Planes der Kriegs-Operationen von beiden Seiten.

Wie sehr die Erbitterung in den folgenden Jahren zu Gewaltthat

trieb, zeigt das Schicksal von Mitylene auf Lesbos. Während nämlich die Peloponnesier abermals verheerend in Attika einfielen, erhielten die Athener Nachricht, die Mitylenäer gingen, mit Lacedämoniern und Böotiern in Verbindung, damit um, von Athen abzufallen. Als hierauf die Athener mit 40 Schiffen vor Mitylene zogen, dieses aber weder ihrem Verlangen, die Schiffe auszuliefern und die Mauern nieder zu reißen, willfahrte, noch die Athener durch Versprechungen zum Abzuge bewegen konnte, da begannen die Feindseligkeiten und Mitylene ward von den Athenern von der Seite des Meeres eingeschlossen. Obgleich nun die Peloponnesier zu Anfange des folgenden Jahres wieder in Attika einfielen und 42 Schiffe nach Lesbos schickten, so sahen sich doch die Mitylenäer, als auch im Innern der Stadt das gemeine Volk gegen die Mächtigen Gewalt übte, genöthigt, noch vor der Ankunft der lacedämonischen Hülfe, sich den Belagerern durch einen Vertrag zu übergeben, dem zufolge die athenischen Schwerbewaffneten in die Stadt einziehen, sich aber jeder feindlichen Handlung gegen die Schuldigen enthalten sollten, bis man von Athen die Entscheidung über Mitylene's endliches Schicksal eingeholt habe.

Hier war die Erbitterung gegen Mitylene, als man erfahren hatte, daß lacedämonische Schiffe ihm zu Hülfe gekommen waren, aufs Höchste gestiegen. In der ersten Hitze des Zornes beschloß das Volk, nicht allein die Mitylenäer, welche in Athen waren, sondern alle Männer, welche in Mitylene zurückgeblieben, umzubringen, und ihre Weiber und Kinder als Sclaven zu verkaufen. Auch in einer zweiten Volksversammlung, welche die Gemäßigteren zur Abwendung des Unmenschlichen veranstaltet hatten, sprach der ungestüme Kleon mit Heftigkeit für die Ausführung des furchtbaren Beschlusses. Doch gewann dieses Mal noch die Menschlichkeit den Sieg. Aber die Urheber des Abfalls konnten der Rache der Volkspartei nicht entgehen. Auf Kleon's Vorschlag wurden mehr als 1000 Mitylenäer jetzt in Athen gewaltsam ermordet. Nur ein Zufall rettete die übrigen Einwohner von Mitylene. Doch verlor dieses, wie alle abtrünnigen Bundesgenossen der Athener, Mauern und Schiffe. Später wurden athenische Colonisten nach Lesbos geschickt, und auch die Plätze, welche die Mitylenäer am Festlande besaßen, von den Athenern besetzt. So ward durch Hellenen die Kraft und Freiheit von Mitylene vernichtet.

Im sechsten Jahre des Krieges wurden von Seiten der Athener die gewöhnlichen Angriffe auf den Peloponnes mit Glück, aber ohne bleibende Folgen wiederholt. Entscheidender hätte im folgenden Jahre der Unfall werden können, welcher die Lacedämonier bei der Insel Sphakteria traf, wenn nicht Athens Uebermuth im Glücke jede friedliche Ausgleichung verhindert hätte. Nachdem es nämlich dem Demosthenes gelungen war, das alte messenische Pylus zu befestigen, und auf diese Weise einen höchst vortheilhaften Stützpunkt für die Unternehmungen der Athener im Peloponnes selbst zu gewinnen, zogen die Lacedämonier ihre Gesammtmacht zu Land und zur See an jenem Punkte zusammen und

griffen nicht nur den Ort von der Seite des Festlandes an, sondern besetzten auch die gegenüber liegende Insel Sphakteria mit Schwerbewaffneten, damit sie nicht von feindlicher Seite zum Angriffspunkte benutzt werden möchte. Schon hatte die kleine athenische Besatzung, fast von allen Mitteln zu einer kräftigen Vertheidigung entblößt, einen mörderischen Angriff der Feinde abgeschlagen, als 40 Schiffe der Athener von Zakynthus ankamen und, nach einem heftigen Gefechte mit der lacedämonischen Schiffsmannschaft, die auf der Insel befindlichen Truppen einschlossen und ihnen jede Zufuhr abschnitten. In dieser Noth verstanden sich die Lacedämonier schnell zu einem höchst entehrenden Waffenstillstande, dem zufolge sie alle Schiffe den Athenern so lange übergeben mußten, bis man den Erfolg der Unterhandlungen wegen eines Friedens zu Athen erfahren haben würde.

Hierauf erschienen lacedämonische Gesandte zu Athen, nicht stolz, wie sie sonst gepflegt, sondern als demüthig Bittende, Frieden und Bündniß bietend. Allein da man hier, auf Kleon's Antrieb, bevor man auf einen Friedensschluß eingehen wollte, die vorläufigen Bedingungen machte, daß zuvörderst die auf der Insel befindlichen Truppen nach Athen gebracht, und dann Pegä, Nisäa, Trözen und Achaia den Athenern übergeben werden sollten, so kehrten die Gesandten unverrichteter Sache zurück. Der Waffenstillstand ward aufgehoben und der Kampf begann von Neuem. Kurz darauf aber brachte Mangel an Lebensmitteln die Athener in große Bedrängniß; selbst in Athen fing man an zu bereuen, daß man den gebotenen Frieden nicht angenommen; und als man nun am meisten gegen Kleon, den Urheber des Beschlusses, unwillig wurde, da erbot er sich, mehr durch Nicias' Klugheit dazu gezwungen, als aus freiem Antriebe, selbst den Bedrängten Hülfe zu bringen und mit geringer Macht in 20 Tagen den Kampf zu beendigen. Mit Demosthenes' Hülfe gelang es ihm in der That, sein Versprechen zu lösen. Ein entschlossener Angriff auf die Insel nöthigte die 420 lacedämonischen Schwerbewaffneten, sich nach einer verzweifelten Gegenwehr zu ergeben; 292 wurden nach Athen gebracht, die kleinere Anzahl hatte kämpfend den Tod gefunden. Hierauf zogen auch die Lacedämonier von Pylus ab, das ferner von den Athenern besetzt blieb.

Je mehr die Lacedämonier einsahen, daß die Ueberlegenheit zur See den Athenern zuletzt den Sieg sichern werde, desto mehr verloren sie, bei dem Mangel an Mitteln zur nachdrücklichen Führung eines Seekrieges, den Muth zu kräftiger Fortsetzung des Kampfes überhaupt, während die Athener, vom Glücke begünstigt, selbst mit geringen Mitteln, Alles erreichen zu können meinten, was Bedürfniß oder Zufall ihnen als zweckdienlich erscheinen ließ. Daher war auch die Einnahme der Insel Cythera, welche, von lacedämonischen Periöken bewohnt, wegen ihrer günstigen Lage namentlich für die Bildung einer Seemacht im Peloponnes wichtig erscheinen mußte, durch die Athener, jetzt weit weniger an sich, als wegen ihrer Wirkung auf die Stimmung der Gemüther bei beiden Theilen, von Bedeutung. Denn als von hier aus

die Athener auf mehreren Punkten des Festlandes glückliche Einfälle machten, wagten die Lacedämonier kaum einigen Widerstand zu leisten.

Um diese Zeit zeigten sich auch in mehreren böotischen Städten Bewegungen zu Gunsten der Demokratie und Hinneigung zu Athen. Durch Verbannte traten die demokratisch Gesinnten mit den athenischen Feldherren Demosthenes und Hippokrates in Unterhandlungen und versprachen ihnen, Chäronea und Delium an einem Tage zu übergeben. Wäre der Plan gelungen, so hätte Athen leicht auch in diesem Theile von Hellas ein für den Ausgang des Krieges entscheidendes Uebergewicht gewinnen können. Allein kaum war Delium durch Hippokrates besetzt und nothdürftig befestigt worden, als das Hauptheer der Athener auf dem Heimwege von einem weit überlegenen Heere der Böotier angegriffen und völlig geschlagen wurde; siebenzehn Tage später fiel auch Delium, das noch von Athenern besetzt war, wieder in die Hände der Böotier.

Endlich schien der Krieg eine ernstere und entscheidendere Richtung zu nehmen, als Brasidas an der Spitze des lacedämonischen Heeres nach einem bestimmten Plane die Macht der Athener durch den Verlust ihrer unterworfenen und abhängigen Pflanzstädte zu schwächen suchte und in dieser Absicht den Kriegsschauplatz an die Küsten von Thracien und Macedonien versetzte (422). Schon seit der Belagerung von Potidäa hatten beide Theile die Wichtigkeit der hellenischen Niederlassungen in jenen Gegenden erkannt und sich um Verbindungen mit den benachbarten barbarischen Völkerstämmen, die ihnen dort die Ueberlegenheit sichern sollten, bemüht. Den Athenern war es sogleich im ersten Jahre des Krieges gelungen, Sitalkes, König der Odrysen, und Perdikkas, König von Macedonien, durch Bundesgenossenschaft an ihr Interesse zu knüpfen.

Gegen das Ende des Sommers zog Brasidas ohne Fährlichkeiten durch Thessalien, fand sowohl bei den Chalcidiern als auch bei Perdikkas von Macedonien bereitwillige Aufnahme und machte durch Mäßigung und Gerechtigkeitsliebe die athenischen unfreiwilligen Bundesgenossen bald den Lacedämoniern geneigt. Eion, der Hafenplatz von Amphipolis, wurde durch Thucydides, den Geschichtschreiber des peloponnesischen Krieges, der damals in der Gegend von Thasus ein athenisches Geschwader befehligte, gerettet; die übrigen Städte, welche zum Abfall geneigt schienen, erhielten stärkere Besatzungen. Doch fielen kurz darauf die meisten Plätze auf der Halbinsel des Athos zu Brasidas ab. Da unternahmen die Athener, auf Kleon's Vorschlag, einen Vernichtungskrieg gegen diese Städte. Kleon eroberte Torone, ward aber bei Amphipolis, als er schon auf dem Rückzuge nach Eion sich befand, von Brasidas völlig geschlagen, wobei beide Feldherrn, dieser siegend, jener als schmachvoll Fliehender, das Leben verloren. Gerade dieser letztere Umstand war unter den bestehenden Verhältnissen entscheidend. Der Friede kam jetzt durch Nicias' und des spartanischen Königs Plistonax Bemühen zu schnellem Abschluß. Zurückgabe der gegenseitig gemachten Eroberungen, Freiheit und Unhängigkeit der thracischen Städte, Auswechs-

lung der Gefangenen und Entscheidung fernerer Streitigkeiten durch Rechtsspruch waren die Hauptbedingungen des Friedens, welcher gegen das Ende des zehnten Kriegsjahres auf 50 Jahre zwischen Athen und Lacedämon abgeschlossen wurde, und den man zum Andenken des Urhebers den des Nicias genannt hat.

---

83. Alcibiades *).

(Nach Wilh. Vischer, Alkibiades und Lysandros.)

Diesem ersten zehnjährigen Abschnitte des Krieges, der auch der Archidamische Krieg heißt, folgt nun eine sechsjährige Periode angeblichen Friedens, in dem die sonderbarsten Combinationen eintreten, im Ganzen aber die Parteien einander bald mehr, bald weniger verborgen bekämpfen, bis Athen im kecken Uebermuth es unternimmt, Sicilien zu erobern. Dieser Zug führt den offenen Wiederausbruch des Krieges herbei, der nach dem tragischen Ausgang jenes Unternehmens, trotz des heldenmüthigsten Widerstandes, mit Athens Demüthigung endet.

Dieser zweite Theil des Krieges trägt einen ganz andern Charakter als der erste. Wenn in jenem noch gewissermaßen in Folge der alten Besonnenheit und der verständigen Politik des Perikles und Archidamus eine gewisse Mäßigung, ein vorsichtiges Beschränken der Unternehmungen sich kund gibt, nirgends die ganze Existenz aufs Spiel gesetzt wird, darum der Krieg auch noch mehr zwischen den Staaten als den Völkern geführt wird, mehr um Behauptung oder Verlust der atheniſchen Hegemonie als um Unterwerfung des einen Staates unter den andern, so wird jetzt auf einmal die Art des Kampfes wie sein Ziel ein anderes. Athens junge Generation, nicht zufrieden mit dem Vorhandenen, mühsam Behaupteten, will eine Herrschaft des mittelländischen Meeres begründen, der natürlich auch der Peloponnes verfallen sollte; es setzt Alles aufs Spiel, der Wurf mißlingt, und nun kämpft es zwar heldenmüthig und oft erfolgreich, aber unstät und im Innern zerrissen, bald mehr um sein Dasein als um die Herrschaft. Sparta, dies Mal weit mehr im Rechte als im archidamischen Kriege, greift, durch die früheren Erfahrungen belehrt, nun den Feind in ganz anderer Weise an; je mehr Athen an Haltung und Besonnenheit verliert, desto consequenter, aber auch rücksichtsloser und unbekümmert um alle Mittel verfolgt es sein Ziel. Durch persische Subsidien unterstützt, stellt es Athen gewaltige Flotten entgegen, entreißt ihm die Bundesgenossen, woher es seine Kräfte zog, blokirt die Stadt zu Lande, und, was das Gefährlichste, umgarnt Athen durch verrätherische Verbindungen. Fast überall treten oligarchische Clubs als wesentliche Elemente im Kriege auf; der Krieg

---

*) Ueber den Contrast zwischen Nicias und Alcibiades vgl. K. H. Lachmann, Geschichte Griechenlands vom Ende des peloponnesischen Krieges, I. 16 ff.



wird mehr und mehr ein Krieg zwischen Oligarchie und Demokratie, wühlt sich so tief in das Volk ein und erzeugt furchtbare Erbitterung. Zugleich ist er durch die Verbindung mit Persien an geographischer Ausdehnung und Massenhaftigkeit der Streitkräfte ungemein gewachsen; am Ende wird er ein Verzweiflungskampf von Seiten Athens. Fragen wir nun, welche Ursachen besonders für eine solche Gestaltung wirkten, so finden wir sie zum Theil natürlich in der ganzen Lage der Dinge, dem Charakter der Völker und in ihrer Entwicklung, zum großen Theil aber auch in zwei hervorragenden Persönlichkeiten, welche uns den Charakter ihrer beiden Vaterstädte in ihrem Verfalle abspiegeln, und auf ihre Schicksale den mächtigsten Einfluß übten. Es sind Alcibiades und Lysander, von denen der erste bereits in früher Jugend den Blick auf sich gezogen hatte, der letztere erst in den letzten Jahren des Krieges den Schauplatz betritt.

Alcibiades entstammte den edelsten und reichsten Geschlechtern Athens. Sein Vater Klinias führte den Stammbaum auf Eurysaces, den Sohn des Aiax und somit auf Zeus zurück; die Mutter Deinomache, eine Tochter des Megakles, gehörte den Alkmäoniden an, dem ersten Geschlechte Athens. Große Entschlossenheit, eine an Unverschämtheit grenzende Keckheit und ein unbändiges Streben, überall der Erste zu sein, traten schon in den Knabenspielen hervor, wovon seine Biographen manche Beispiele erzählen. Sie machten ihn bereits unter seinen Jugendgenossen zum ersten, gewöhnten ihn, keinen Widerspruch zu ertragen, und verursachten seinen Vormündern vielen Verdruß. Dabei aber erfaßte und betrieb er, an Geist und Körper gleichmäßig begabt, alle Gegenstände der hellenischen Erziehung mit außerordentlicher Leichtigkeit, zeigte aber auch hier seinen Eigenwillen in vollem Lichte. Es war nämlich damals der Unterricht im Flötenblasen in Athen gewöhnlich geworden. Alcibiades wies ihn als unedel zurück, weil der Spielende entstellt werde. Sein Beispiel wirkte so, daß die Flöte in Athen aus der Mode kam. Er gewöhnte sich, allen seinen Leidenschaften unbedingt zu fröhnen, und so schien bald der gewaltigsten derselben, dem Ehrgeiz, kein Ziel zu hoch. Sokrates wollte den herrlichen Geist desselben aus dem wilden Taumel sinnlicher Genüsse und dem unklaren Treiben des Alltagslebens zum klaren Bewußtsein seiner Bestimmung und Pflichten emporheben und auf diesem Wege auch einen Bürger bilden, der den Staat dem gegenwärtigen Verderben entreißen und dem Ideale näher führen sollte, welches Sokrates vor Augen hatte. Es schien das Ziel nicht unerreichbar, denn bald entwickelte sich das schönste Verhältniß zwischen beiden, ähnlich dem zwischen Vater und Sohn, und doch mit aller Freiheit der Freundschaft. Es ist gar nicht zu zweifeln, daß Alcibiades sich mit reiner Anhänglichkeit und Liebe dem ältern Freunde anschloß. Beweis dafür ist das gegenseitige Verhältniß der Männer in den Schlachten bei Potidäa und Delium, wo sie mannhaft, mit Hintansetzung des eigenen Lebens, einander schützten. So rein aber des Sokrates Bestreben, so schön des Alcibiades Anhänglichkeit in den

ersten Jahren war, so war der Erfolg doch kein erfreulicher, wenigstens nicht nachhaltig. Einerseits war des Sokrates Umgang an und für sich nicht geeignet, tüchtige und praktische Staatsmänner zu bilden. Seine freilich wohlbegründete Unzufriedenheit mit der bestehenden Demokratie, und seine Art, Alles dem grübelnden Verstande und einer zersetzenden Kritik zu unterwerfen, hat unmittelbar weit mehr die Folge gehabt, die Jugend mit den Gebrechen des Staates bekannt zu machen, und sie diesen und seine Vorsteher gering schätzen zu lehren, als seine Lehre von Tugend überhaupt und der Gerechtigkeit insbesondere zu einer positiven Wiedergeburt zu führen vermochte. Und so hat denn auch Alcibiades mehr das skeptische, Alles anzweifelnde, dialektische Element sich angeeignet. Sein Reichthum, sein Ansehen, die von Hohen und Niedern, von Männern und Frauen ihm dargebrachten Huldigungen und Schmeicheleien mußten des Sokrates Lehren vielfach neutralisiren, namentlich wo diese dem Alcibiades unbequem fielen. Sein für Alles empfänglicher, aber veränderlicher Sinn vergaß die guten Vorsätze so schnell, als er sie gefaßt hatte. Das engere Verhältniß der beiden Männer scheint gedauert zu haben, bis Alcibiades einen vorwiegenden Antheil an der Leitung der Staatsgeschäfte zu nehmen begann, was nicht vor Kleon's Tod 422 geschah.

Kleon's Tod eröffnete dem jungen Manne günstige politische Aussichten. Kein Staatsmann ersten Ranges, wie Perikles, lenkte das Gemeinwesen, kein frecher Demagoge von der Bedeutung des Kleon beherrschte mehr die Versammlung; der ängstliche Nicias ist die hervorragendste politische Persönlichkeit. Da tritt rasch Alcibiades in den Vordergrund, ausgerüstet mit allen Eigenschaften, die ihm überall, wie vielmehr bei dem empfänglichen athenischen Volke, eine glänzende Laufbahn sichern mußten. Der schönste Mann in Athen, von hohem Wuchse und unverwüstlicher Körperkraft, ein eben so tapferer Krieger als einsichtsvoller Feldherr, von unwiderstehlicher persönlicher Liebenswürdigkeit, wo er gewinnen wollte, an Beredtsamkeit den meisten Zeitgenossen überlegen (selbst daß er gewisse Buchstaben nicht aussprechen konnte, erschien bei ihm nur als ein gewisser Vorzug), in diplomatischen Verhandlungen fein und gewandt, prachtliebend und freigebig bis zur äußersten Verschwendung, hochfahrend und trotzig gegen Gleiche und Höherstehende, gegen Niedere, wo sie ihm nicht in den Weg traten, wohlwollend und freundlich, so mußte Alcibiades bald der Liebling des athenischen Volkes werden, und die höchste Stellung konnte ihm, so schien es, so wenig entgehen als einst dem Perikles. Aber eines fehlte ihm, die Besonnenheit, jene ächthellenische Tugend, welche in Perikles in ihrem vollem Glanze uns entgegenstrahlt, sie fehlt dem Alcibiades wie seiner Zeit. Er hatte nicht gelernt sich selbst zu beherrschen. Ein unwiderstehlicher, man möchte sagen dämonischer Drang zum Herrschen, genährt durch die Schmeicheleien des Volkes und mancher Vornehmen, durch keine wohlthätigen Schranken gehemmt, nur gereizt durch die Intriguen von Gegnern, denen er sich weit überlegen fühlte, reißt ihn un-

aufhaltsam fort, und artet zu einer unerhörten Willkühr und Eigenmächtigkeit aus. Alcibiades wurde ein für einen Freistaat unerträglicher Bürger. Einen Gleichen duldete er nicht neben sich. Er wollte der Erste sein, wollte herrschen in Athen, in Griechenland, in der damals bekannten Welt; darum sollte auch Athen zu hoher Macht erhoben werden. Und diese hohe Stellung erstrebte er nicht in ruhiger, consequenter Anwendung seiner Mittel, er wollte sie gleichsam im Sturm erobern, und daneben seinen Launen und Leidenschaften keinen Zwang anthun. Unter welcher Form das Ziel erreicht werde, galt ihm gleich. Darum gehört er im Grunde weder der demokratischen, noch der sich allmählich erhebenden oligarchischen Partei an; nach Bedürfniß sucht er die eine wie die andere zu benutzen, steht aber, da die Demokratie weit mehr Vortheile darbot, meist auf ihrer Seite. Gerade dadurch aber, daß er keiner Partei aufrichtig angehört, bereitet er sich hauptsächlich seinen Sturz, um so mehr, als er durch sein rücksichtsloses Verfahren sich zahlreiche persönliche Feinde machte. Keine Partei traute ihm, es fehlte ihm an einer festen Basis, die Beleidigten warfen einen unversöhnlichen Haß auf ihn, Oligarchen wie Demokraten arbeiteten vereint ihm entgegen, und zwei Mal sehen wir ihn stürzen, wo er gerade dem Ziele seiner Wünsche am nächsten zu stehen scheint. Man traute ihm selbst da nicht, wo er es redlich meint; denn als er durch Erfahrung belehrt, durch Unglück geläutert, jenen Ehrgeiz bändigte, als Besonnenheit an die Stelle der Leidenschaften trat, da war es bereits zu spät, um bleibendes Zutrauen zu gewinnen.

---

84. Das Unternehmen der Athener gegen Sicilien.

(Nach Friedr. v. Raumer, Vorlesungen über die alte Geschichte.)

Nachdem der Versuch des Alcibiades, Athens Herrschaft im Peloponnes durch ein Bündniß mit Argos, Mantinea und Elis zu begründen, vereitelt worden war, indem die Lacedämonier, von den ihnen treuen Peloponnesiern unterstützt, bei Mantinea (418) einen vollkommenen Sieg über die Argiver gewonnen hatten, wodurch Sparta von Neuem als die erste Macht in der Halbinsel anerkannt wurde, da eröffneten dem aufstrebenden Geiste des ruhmsüchtigen Alcibiades die Verhältnisse Siciliens eine Aussicht auf weitere Ausdehnung der Herrschaft Athens. Es kamen nämlich um diese Zeit Bevollmächtigte aus Egesta in Sicilien nach Athen und suchten Hülfe gegen Selinus, welches mit Syrakus verbündet war. Die Athener kannten die Lage, die Macht und die Verhältnisse Siciliens nicht hinreichend, sie schickten deßhalb Gesandte zur Untersuchung dahin ab. Diese brachten nun zwar sechszig Talente als den monatlichen Lohn für sechszig Schiffe mit zurück, waren aber von den Egestanern über die Größe ihrer Schätze durch List hintergangen worden, und hatten sich auch von den Machtverhältnissen der

Staaten keineswegs hinreichend unterrichtet. Nicias erklärte sich hierauf gegen, Alcibiades für einen Feldzug nach Sicilien. Jener äußerte: „der Friede sei unsicher, die Macht der alten Feinde groß und die der neuen keineswegs geringer, das entlegene Land könne nicht gewonnen, viel weniger behauptet werden; es sei nothwendig und heilsam, die Kräfte zu sammeln, unverantwortlich dagegen, wenn man sie durch neue Unternehmungen, bloß um der ehrgeizigen Wünsche Einzelner willen, zersplittere und Ohnmacht herbeiführe." Alcibiades rechtfertigte hierauf zunächst seinen Ehrgeiz, seine Prachtliebe und seinen Aufwand, denn dies Alles bringe auch der Stadt Ehre; dann behauptete er, „die Peloponnesier wären nicht furchtbar, und die entbehrliche Seemacht reiche vollkommen hin zur Vertheidigung und Behauptung Siciliens. Es sei Pflicht, den Bundesgenossen beizustehen, staatsklug, die Zwistigkeiten der Sicilianer zu benutzen, und zu verhindern, daß der dorische Stamm und Syrakus nicht ein gefährliches Uebergewicht erhalte. Ruhe und Abspannung würden selbst die vorhandene Macht zerstören, Thätigkeit und Anstrengung dagegen zu dem größten Ziele führen."

Der Krieg ward hauptsächlich auf Alcibiades Betreiben 415 Jahre vor Christus beschlossen; wiederholt bemerkte indessen Nicias: „wenn man einmal den Frieden nicht wolle, so möge man doch die Nothwendigkeit der größten Vorbereitungen an Gelde, Schiffen, Mannschaften und Lebensmitteln bedenken, und sich über die Macht der Feinde nicht vorsätzlich täuschen und ins Unglück stürzen." Anstatt aber, daß diese Darlegung der Schwierigkeiten abschrecken sollte, erhöhte sie nur die Wünsche und die Begierden bis zu einer fast beispiellosen allgemeinen Begeisterung. Die Jünglinge in den Ringschulen, die Greise in ihren Versammlungen, die Arbeiter in den Werkstätten sprachen nur von Sicilien; sie entwarfen Pläne, zeichneten die Häfen, segelten schon bis Carthago, und wer etwa noch an dem glücklichen Ausgange zweifelte, schwieg, um nicht für böswillig zu gelten. Nicias ward wider Willen dem Alcibiades und Lamachus als Feldherr zugesellt, damit keine Schwierigkeit übersehen werde. Das Volk gab ihnen unbeschränkte Vollmacht zur Rüstung, zur Berufung der Bundesgenossen und zu Ausgaben aus dem öffentlichen, jetzt wieder gefüllten Schatze. Hundert dreirudrige Schiffe, dreißig Frachtschiffe, 1300 Schleuderer und Leichtbewaffnete, 5100 Geharnischte gab Athen; eine ungeheure Macht bei der Kleinheit des Staates! Die Bundesgenossen, die Argiver, Kreter, Mantineer u. s. w. stellten Hülfe ihren Kräften gemäß.

Der Wetteifer der Rüstenden war überaus groß und führte bis zur Pracht; schneller, als man glaubte, wurden die mannichfachen Vorbereitungen beendigt. Im Piräus versammelten sich alle Einwohner Athens, keine Furcht, nur Hoffnung bewegte die Gemüther. Welch' ein wichtiger Augenblick, auf welcher Höhe stand Athen, dieser Lichtpunkt der Welt, wohin mußte ein Unfall führen! Der Herold gebot Stille mit der Posaune, er betete, Trankopfer wurden ins Meer gegossen und Alle erhoben heilige Gesänge. Man lichtete die Anker, winkte scheidend

sich Glück und Heimkehr zu, und die Flotte verschwand am fernen Gesichtskreise.

Als die Athener Corcyra erreicht hatten, sandten sie Schiffe nach Italien voraus, um eine gute Aufnahme vorzubereiten; allein ihre Hoffnungen schlugen fehl, denn Lokri und Tarent verweigerten sogar das Wasser, Rhegium verschloß die Thore, und in Egesta fand man nur dreißig Talente, weil man früher den athenischen Gesandten hier trüglich die aus dem Tempel der Venus auf dem Berge Eryx und aus anderen Städten geliehenen Schätze und kostbaren Geräthe als Eigenthum vorgezeigt hatte. Solcher Verhältnisse halber ward das Heer unwillig, Alcibiades verdrießlich; nur dem Nicias kam dies Alles nicht unerwartet. Natürlich stimmten aber die Meinungen der drei so verschieden gesinnten Feldherren über den Plan des Feldzugs nicht überein; Nicias wollte Selinus angreifen, und wenn Egesta nicht Sold und Hülfe schaffe, zurückkehren. Auf diese Weise zeige man die Macht Athens, den Eifer für die Bundesgenossen, und könne Vortheile erlangen, ohne sich der äußersten Gefahr Preis zu geben. Lamachus, feurig und tapfer, aber seiner Armuth halber nicht sehr angesehen, wollte sogleich gegen Syrakus segeln und die Unvorbereiteten überraschen; nur dadurch könne man bei den Sicilianern Ansehen gewinnen. Alcibiades endlich behauptete: „man müsse außer Syrakus und Selinus alle sicilischen Städte, besonders aber das durch seine Lage so wichtige Messana zu gewinnen suchen und dann die Feinde angreifen, wenn sie anders, aus Furcht vor der Uebermacht, nicht freiwillig den athenischen Forderungen genügten." Zuletzt stimmte Lamachus der Meinung des Alcibiades bei, und sie kam zur Ausführung.

Um diese Zeit ward Alcibiades folgender Veranlassung halber nach Athen zurückberufen. Kurz vor dem Aufbruche des Heeres gegen Sicilien fanden sich eines Morgens in Athen die Hermessäulen verstümmelt und manche andere Bildsäulen beschädigt. Einige glaubten, die Korinthier hätten dies, als ein den Athenern ungünstiges, den Syrakusanern erfreuliches Götterzeichen, heimlich veranstaltet; Andere hielten es für unbedeutenden Uebermuth trunkener Jünglinge; noch Andere sahen darin Entweihung der Mysterien; die Feinde des Alcibiades endlich bezeichneten ihn als den Urheber des Geschehenen, und behaupteten, ein Plan zum Umsturz der Volksherrschaft stehe damit in nothwendiger Verbindung. Vergeblich erbot sich Alcibiades zur Rechtfertigung, denn seine Feinde fürchteten, daß er, bei der Liebe des Heeres, und weil Argiver und Mantineer nur seinetwillen mitzogen, würde freigesprochen werden; deshalb sollte erst nach seiner Rückkunft die Untersuchung Statt finden. Hauptsächlich auf den Betrieb von Cimon's Sohn, Thessalus, sandte man das salaminische Schiff nach Sicilien, um jenen, weil man Aufruhr befürchtete, mit Güte zur Rückkehr zu bewegen. Allein Alcibiades entfloh und erreichte auf seinem eigenen Schiffe Thurii, dann den Peloponnes; er begab sich Anfangs nach Argos, hierauf aber, weil die Athener seine Auslieferung verlangten, nach Sparta. Auf die Frage:

„ob er seinem Vaterlande nicht traue?" antwortete er: „ja, nur nicht in Absicht des Lebens, wo die eigene Mutter leicht ein schwarzes statt eines weißen Steinchens ergreifen könnte." Wirklich ward er in Athen zum Tode verurtheilt, und seine Güter eingezogen; er aber rief: „Zeigen werde ich ihnen, daß ich lebe!" und er hielt Wort.

In einer Rede vertheidigte sich Alcibiades öffentlich wegen seiner früheren Feindschaft gegen die Lacedämonier, bewies, daß er jetzt nicht gegen sein Vaterland, sondern nur gegen seine Feinde in Athen wirke, zeigte die gefährlichsten Absichten dieser Stadt auf Sicilien, Carthago, den Peloponnes, kurz, auf allgemeine Herrschaft, und trug zuletzt dahin an, Decelia im athenischen Gebiete zu befestigen und Hülfe nach Sicilien zu senden. Beides ward von den Lacedämoniern beschlossen.

Die Athener erhielten indessen in Sicilien mehrere kleine Vortheile und vertrieben die Syrakusaner von Epipolä, einem hohen, der Stadt gegenüberliegenden Berge, welcher eine gefährliche Aussicht in dieselbe gewährte. Deshalb wagten diese jetzt selten Ausfälle, sondern erbauten mit großer Anstrengung, wider die von den Athenern angelegten Einschließungsmauern, ein ähnliches Schutzwerk; als sie aber, demselben zu sehr vertrauend, nachlässiger in der Bewachung wurden, zerstörten ihnen die Athener in unvermuthetem Anfalle Mauern und Pfahlwerk. Gleich erfolgreich endete für diese ein zweiter Versuch an einer andern Stelle; nur tödteten sich wechselseitig im Gefechte Lamachus, welcher die Reiterei befehligte, und Kallikratidas, der Anführer der Syrakusaner. Nicias blieb dadurch alleiniger Feldherr. Nunmehr hatten die Athener in acht verschiedenen Gefechten die Syrakusaner besiegt, den großen Hafen durch ihre Flotte gesperrt, endlich von mehreren Städten Siciliens und Italiens Hülfe erhalten. Ihre Hoffnungen wuchsen in dem Maße, als die Niedergeschlagenheit in Syrakus überhand nahm; Nicias verhandelte erst heimlich, dann sogar öffentlich wegen Uebergabe dieser Stadt.

Um diese Zeit landete der Spartaner Gylippus mit wenigen vom Sturm beschädigten Schiffen in Italien, einem Freibeuter gleich und von Nicias wenig beachtet. Nicht sowohl in der Mannschaft, als vielmehr darin lag der Gewinn für die Syrakusaner, daß sie nunmehr einen Feldherrn, und einen des Krieges kundigen Feldherrn erhielten. Dennoch bewiesen die nächsten Ereignisse, daß die Macht beider Theile fast noch immer gleich, mithin keine baldige Entscheidung zu hoffen war. Gylippus bat deshalb in Sparta, Nicias in Athen um Hülfe. Dieser berichtete, die Schiffe seien schadhaft, das Schiffsvolk zum Theil todt, zum Theil unbrauchbar, und die Gefahr wegen Mangels an Lebensmitteln täglich anwachsend. Man möge also, so fern man nicht sehr bedeutende Unterstützung senden könne, die ganze Unternehmung aufgeben, ihm selbst aber, da er krank sei, auf jeden Fall einen Nachfolger ernennen. Trotz dieser abschreckenden Darstellung beschlossen die Athener, den Krieg in Sicilien fortzusetzen und Nicias nicht abzurufen. Eurymedon ward vorläufig mit zehn athenischen Schiffen und 60 Talenten abgesandt, und zum Frühjahre mehr Hülfe versprochen.

Endlich langte Demosthenes mit so großer Hülfsmacht an, daß man sah, wie viel den Athenern an dem Gelingen der Unternehmung liege. Prachtvoll geschmückt, mit feierlichem Gesange, in schönster Ordnung, segelten 73 Schiffe in den Hafen; es landeten 5000 Schwerbewaffnete, nebst einer verhältnißmäßigen Anzahl leichter Mannschaft, Schleuderer und Bogenschützen. Demosthenes wollte sogleich entscheidend kämpfen und siegen, oder schnell zurückkehren; Nicias dagegen rieth fehlerhaft zur Zögerung, weil die Syrakusaner an Gelde Mangel litten und ihre Bundesgenossen bereits ungeduldig würden. Nach einigem Zeitverlust beschloß man dennoch, Epipolä in der Nacht anzugreifen. Nur im Anfange waren die Athener glücklich, dann zeigte sich aber der Mißgriff, daß Fremde die Einheimischen, auf ihrem Boden, in der Nacht besiegen wollten! Bei gleicher Sprache und gleichem Kriegsgeschrei trafen Freunde gegen Freunde, es entstand Verwirrung, die athenische Losung war den Syrakusanern bekannt geworden, und ein schwacher Mondschein, welcher diese ins Gesicht traf, ließ sie ihren Gegnern noch furchtbarer erscheinen. So wurden die Athener zuletzt völlig geschlagen, zerstreut und zwischen die Berge hinabgestürzt; sie zählten 2000 Todte.

Nunmehr erklärten Demosthenes und Eurymedon, bei der Schwäche des durch Krankheiten außerdem noch ermatteten Heeres könne Syrakus nicht erobert werden, aber die Rückkehr stehe noch offen. Nochmals siegten die Syrakusaner zur See, sie schlugen einen Landangriff der Athener zurück, und mit Beiseitsetzung aller innern Zwistigkeiten, dachten sie nicht mehr bloß an die eigene Rettung, sondern schon an den Ruhm, die feindliche Macht zu vernichten; sie sperrten den Hafen, damit den Athenern der Rückzug unmöglich werde. Diese verließen ihre Einschließungsmauern und befestigten bloß einen engen Bezirk bei den Schiffen; allein hier nahm die Noth jeder Art und insbesondere der Mangel an Lebensmitteln so schnell überhand, daß sie beschlossen, die letzte Seeschlacht zu wagen, für den Fall der Niederlage aber die Schiffe zu verbrennen und zu Lande abzuziehen. Heftig war die Schlacht, unbeschreiblich groß sowohl die körperlichen Anstrengungen, als die Bewegung der Gemüther. Ringsum standen auf dem Ufer die zahlreichen Zuschauer von beiden Parteien, und nachdem der Sieg sich so oder anders zu wenden schien, erhob sich gleichzeitig Jubel oder Klagegeschrei. Endlich wichen die Athener. Nicias und Demosthenes wollten zwar wiederholt angreifen, da die Zahl ihrer Schiffe der Zahl der feindlichen noch gleich kam, allein das Schiffsvolk weigerte sich, ihnen zu gehorsamen.

Nicht allein der Verlust der Schiffe traf die Athener, auch ihre Todten blieben unbegraben, auch die Kranken und Verwundeten ließ man hülflos zurück. Vergeblich flehten diese um Mitleid, vergeblich riefen sie die Forteilenden einzeln bei Namen; ermattet sanken sie am Wege nieder und kamen um. Vier Tage lang zogen die Athener erst über den Anapus gegen Katana, dann gegen Kamarina, unter steten

Gefechten und mit Mangel jeder Art kämpfend. Am fünften ward die in der Nacht schon in Unordnung gerathene Abtheilung des Demosthenes gänzlich von der überlegenen feindlichen Macht eingeschlossen; sie mußte sich unter der Bedingung ergeben, daß Keiner gewaltsam getödtet, Keinem die Nahrung entzogen werde. Lange wollte Nicias dies Unglück nicht glauben, als er aber endlich nicht mehr zweifeln konnte, bot er den Syrakusanern gegen freien Abzug mehrere Geißeln und den Ersatz der Kriegskosten; dieser Antrag ward jedoch verworfen. Beim Uebergang der Athener über den Assinarus, erhob sich der letzte unglückliche Kampf, sie wurden theils getödtet, theils ohne alle Vergleichsbedingungen gefangen. In den engen, heißen Steingruben, wohin sie zu harter Arbeit gebracht wurden, fanden die Meisten ihren Tod; Einzelne nur bereiteten sich ein milderes Loos, weil sie Stellen aus den Trauerspielen des Euripides im Gedächtniß hielten und zur Ergötzung und Bewunderung ihren neuen Herrn mittheilten.

Die Syrakusaner verurtheilten Demosthenes und Nicias zum Tode. Jener war den Lacedämoniern wegen der Besitznahme von Pylus verhaßt, von diesem, dem Reichen, besorgte man Loskauf und Erhebung neuer Fehden. Einige fürchteten auch wohl, daß die Verbindungen kund würden, in welchen sie mit ihm gestanden hatten. Hermokrates und Gylippus suchten vergeblich das Leben beider zu retten und die Syrakusaner zu edlerem Gebrauche ihres Sieges zu bewegen; doch sollen sich, laut einer Nachricht, beide Feldherrn selbst den Tod gegeben haben, ehe jener Volksschluß zur Vollziehung gebracht wurde.

Vollständiger war fast nie ein Sieg, wenige Trauerspiele der Geschichte sind größer als dieses, und wenn auf der einen Seite das Gemüth sich zu Syrakus wendet, welches ohne rechtlich zureichenden Grund angegriffen, für die Freiheit kämpfte, so muß man auf der andern Seite die Kühnheit und Ausdauer der Athener bewundern und tiefe Wehmuth über das grenzenlose Unglück empfinden, welches ihr schönstes Heer auf dem Gipfel ihrer Macht und ihrer Bildung zerstörte, ein Heer, wo in jedem Einzelnen mehr Geist und Leben zu Grunde ging, als in anderer Zeit und an anderen Orten in vielen Tausenden.

Ein Fremder brachte die erste Nachricht von dem gänzlichen Untergange des Heeres und der Flotte nach Athen; aber so unglaublich erschien die Angabe, daß man Jenen ergriff und folterte, um die Ursachen seiner Lügen und um die Wahrheit zu erfahren. Bald traf indessen die Bestätigung von allen Seiten ein, und grenzenloses Wehklagen erfüllte die ganze Stadt über den Verlust so vieler Söhne, Brüder, Verwandten, Freunde, Mitbürger; dann folgte Zorn und Tadel aller Rathgeber, Priester und Wahrsager; obgleich die Begeisterung jeden Einzelnen ergriffen, jeder für die Unternehmung, so wie dann für die Entfernung des Mannes gestimmt hatte, welcher wohl allein fähig gewesen wäre, das kühn Begonnene durch Mittel aller Art auszuführen.

---

85. Oligarchie in Athen und Rückkehr des Alcibiades.

(Nach Wilh. Vischer, Alkibiades und Lysandros.)

Seit dem sicilischen Mißgeschicke war in Athen ein bedeutendes Hinneigen zu einer Modificirung der Demokratie sichtbar, besonders wünschte im Heere in Samos ein großer Theil der Führer eine Oligarchie. Alcibiades, der sein früheres Unglück zum großen Theil der Demokratie zuschrieb und durch eine Verfassungsveränderung namentlich einen seiner Hauptgegner, den Demagogen Androkles, zu entfernen hoffte, sprach nun seine Bereitwilligkeit aus, wieder zurückzukehren, und versprach, den persischen Satrapen Tissaphernes auf die Seite von Athen zu bringen, wenn eine Oligarchie eingeführt werde. Die oligarchisch gesinnten Männer gingen gerne darauf ein, die sehr triftigen Einwendungen des Feldherrn Phrynichus wurden nicht beachtet, die Masse ließ sich durch Hoffnung auf eine glückliche Wendung des Kriegs bethören, und alle Einleitungen zu einer Umwälzung wurden getroffen. Als aber die Versprechungen der persischen Hülfe durch des Tissaphernes veränderte Stimmung sich bald als nichtig zeigten und ein Zerwürfniß zwischen Alcibiades und den Oligarchen eintrat, da gaben diese, die bereits zu weit gegangen waren, um sicher zurücktreten zu können, ihre Pläne doch nicht auf, sondern machten eine Revolution, ohne dadurch für Athen irgend einen äußeren Vortheil zu gewinnen. Aber das Heer in Samos erklärte sich für die Demokratie, constituirte sich selbst als souveränes Volk, rief den Alcibiades zurück und ernannte ihn zum Feldherrn. Er benutzte seine neue Stellung sofort aufs löblichste, hielt das Heer ab, wie es im ersten Ingrimme beabsichtigte, gegen Athen zu ziehen, und rettete dadurch den Staat von unvermeidlichem Untergang; er forderte auch von den Oligarchen keineswegs vollständige Herstellung der unumschränkten Demokratie, sondern nur Abschaffung des verhaßten neuen Rathes, und mahnte dringend beide Theile, dem äußeren Feinde sich unverzagt entgegen zu stellen; sei man einmal gegen den gesichert, so werde sich wohl die Eintracht im Innern wieder geben. Mit einem Worte, er bewies jetzt solche Besonnenheit und so kluge Fürsorge für das Wohl des Staates, daß man darüber fast vergißt, wie er zumeist das Unglück herbeigeführt hatte, aus dem er ihn jetzt zu retten bestrebt ist. Ueberhaupt beginnt jetzt der schönste Theil seiner Laufbahn, so schön, daß, wenn er nichts Anderes gethan hätte, wir ihn zu den trefflichsten Bürgern rechnen müßten. Die Schule des Unglücks hatte ihn geläutert.

In Athen hatte, wie er es wünschte, die Oligarchie nach kaum viermonatlicher Dauer einer gemäßigten Demokratie Platz gemacht. Eine der ersten Handlungen dieser war die Zurückberufung des Alcibiades, der nun, an der Spitze der atheniſchen Streitkräfte, Talente entwickelt, die ihm einen Platz unter den Feldherren des ersten Ranges anweisen. Die Liebe und das Zutrauen seiner Leute gewinnt er im

vollsten Maße, ebensowohl durch eifrige Sorgfalt für ihr Wohl und durch reichliche Beute, als durch seine Siege; sie halten sich bald unter seiner Führung für unüberwindlich. Mit großer Umsicht und Klugheit verbindet er eine Kühnheit und Schnelligkeit in seinen Unternehmungen, wie sie sonst im peloponnesischen Kriege nicht vorkommt, nöthigenfalls auch eine an Tollkühnheit grenzende persönliche Tapferkeit.

Als nämlich Tissaphernes den Peloponnesiern gegenüber immer zaudernder und unzuverlässiger wurde, wandte sich (im Sommer 411) der spartanische Admiral Mindarus nach dem Hellespont, um mit Hülfe des zuverlässigern Satrapen Pharnabazus die dortigen mächtigen und reichen Bundesstädte Athens diesem gänzlich zu entreißen und seine Verbindung mit dem Pontus zu unterbrechen. Die Athener folgten ihm, und gewannen zuerst durch das glückliche Gefecht bei Kynossema ihr altes Vertrauen auf die Ueberlegenheit zur See wieder. Entschieden aber wurde ihr Uebergewicht, nachdem bald darauf Alcibiades selbst, der bei jener Schlacht nicht zugegen gewesen war, in den Hellespont einlief. Seiner Ankunft verdankte man zuerst den Sieg bei Abydus. Bald aber führte er Größeres aus. Von trefflichen Unterbefehlshabern, namentlich Thrasyllus, Thrasybulus und Theramenes, unterstützt, griff er nach einem wohlangelegten Plane die vereinigten Streitkräfte der Peloponnesier und des Pharnabazus bei Cyzicus an, eroberte oder vernichtete die ganze feindliche Flotte, schlug das Landheer und nahm die mächtige Stadt Cyzicus. Es war das der schönste Sieg, den die Athener im ganzen Kriege davon getragen hatten. Die Spartaner, welche sich die Früchte ihrer bisherigen Anstrengungen entrissen sahen und sich überzeugten, daß Athen noch nicht erschöpft sei, boten ehrenvollen Frieden, dessen Annahme zu Athens Unheil der Demagoge Kleophon hintertrieb. Der Krieg wurde fortgesetzt. Alcibiades gewann eine abgefallene Stadt nach der andern wieder und wußte, theils durch Errichtung einer Zollstätte bei Chrysopolis, theils durch Contributionen und Streifzüge im Lande des Pharnabazus, sich die Mittel zur Erhaltung seiner Streitkräfte zu verschaffen. Dann schlug er den Pharnabazus und die Peloponnesier bei Abydus, machte durch Vertrag Chalcedon wieder tributpflichtig und eroberte das feste Byzanz. Milde gegen die Bezwungenen und gewissenhafte Beobachtung der Verträge gewannen die Herzen der Bundesgenossen. Am Ende des Jahres 409 war der ganze Hellespont, die Propontis und der Bosporus, mit Ausnahme der Stadt Abydus, in den Händen der Athener, ihre Herrschaft in jenen Gegenden hergestellt und die Seestraße in den Pontus ihrem Handel geöffnet.

In Alcibiades aber regte sich die Sehnsucht nach der Vaterstadt, die er seit sieben Jahren nicht mehr gesehen hatte. Nachdem er alle Vorkehrungen getroffen hatte, die Eroberungen zu behaupten und andere abgefallene Bundesgenossen zum Gehorsam zurückzuführen, wandte er sich im Frühling 408 endlich der Heimat zu, wo seine Siege ihm einen günstigen Empfang sichern mußten. Sein Einlaufen in den Piräus war ein wahrer Triumph, seine Trieren prangten mit Tropäen aller

Art, waren belastet mit großen Geldsummen, mit mannichfaltiger Beute und vielen Gefangenen. Ihr schönster Schmuck aber waren die Insignien von nahe an 200 eroberten oder zerstörten feindlichen Schiffen. Zahllose Volksmassen bedeckten das Ufer, wie einst, da er als Feldherr die Stadt verließ, um Sicilien zu erobern. Jedermann wollte den Retter sehen. In einer Volksversammlung rechtfertigte er sich gegen alle früheren Beschuldigungen, beklagte sein Mißgeschick und schob in versöhnlicher Weise die Schuld mehr auf einen neidischen Dämon als auf das Volk. Dann zeigte er, daß bei besonnenem Betragen Hoffnung zu siegreicher Beendigung des Kriegs da sei, und mahnte zu Zuversicht und Ausdauer. Ungeheuer war die Wirkung der Worte des siegreichen Feldherrn, um so größer, als das Volk fühlte, ihm Unrecht gethan zu haben und nur durch ihn allein gerettet zu sein. Was er gefehlt, war in diesem Augenblick vergessen. Mit goldenen Kränzen wurde er geschmückt und zum unumschränkten Feldherrn zu Wasser und zu Land ernannt. Es wurde beschlossen, ihm sein confiscirtes Vermögen wieder zurückzugeben, und die Priester aufgefordert, die über ihn ausgesprochenen Flüche zurückzunehmen. Kurz, Alcibiades stand auf dem Gipfel der Macht, die Gunst, die er beim Volke genoß, schien fester als je, sein Wille war dem eines unumschränkten Herrschers gleich, und Manche meinten, er werde die Tyrannis ergreifen. Er aber that keinen ungesetzlichen Schritt. Mit Eifer rüstete er eine zahlreiche Kriegsmacht aus und blieb mit Absicht bis in den September in Athen, um seinen Landsleuten ein lang entbehrtes Fest zu bereiten. Seit der Befestigung von Decelea war die Feier der eleusinischen Mysterien nur mangelhaft möglich gewesen. Die Anwesenheit eines peloponnesischen Heeres hatte die große Procession, die sonst auf der heiligen Straße zu Lande von Athen nach Eleusis zog, unmöglich gemacht, und man pflegte zu Schiffe sich dorthin zu begeben. Jetzt stellte Alcibiades die nöthigen Posten aus, und begleitete mit glänzend ausgerüstetem Heere die Procession nach Eleusis und zurück. König Agis wagte nicht, sie zu beunruhigen. Die kriegerische Begleitung in feierlicher Stille erhöhte den Glanz; die Göttinnen, an welchen einst Alcibiades sich versündigt haben sollte, schienen versöhnt, das athenische Heer unter seiner Führung auch zu Lande, gegenüber einem spartanischen Könige, unangreifbar. Die Rückkehr von Eleusis mag wohl der schönste Moment im Leben des Alcibiades gewesen sein.

Unter solchen Eindrücken verließ er im Herbst, vielleicht später als gut, mit einer Flotte von 100 Schiffen die Stadt. Er sollte sie nie mehr sehen. Sein Glück, und mit ihm das von Athen, sank in raschem Wechsel dahin. Sein gefährlichster Feind wurde sein großer Ruhm. Ihm, meinte das leicht bewegliche athenische Volk, sei Alles möglich, und wo der Erfolg nicht den ungemessensten Hoffnungen entsprach, suchte man die Schuld bei ihm. Als nun aber in Alcibiades' Abwesenheit und gegen seinen bestimmten Befehl sein Steuermann Antiochus sich in ein Gefecht mit Lysander einließ und eine Schlappe erlitt, war der

Sturz des erstern entschieden. Der Verlust an und für sich war ganz unbedeutend, die Athener blieben zur See fortwährend überlegen; denn umsonst bot Alcibiades dem Lysander vor Ephesus eine Schlacht an; dieser hütete sich wohl, sich durch falsches Ehrgefühl hinreißen zu lassen, er hielt sich still im sichern Hafen. Die Athener aber gaben den Aufhetzungen der Feinde des Alcibiades nur zu leicht Gehör, sie setzten ihn ab und wählten an seine Stelle neue Feldherren.

Hatte in dem Hermokopiden-Prozeß das Verfahren der Athener sich wenigstens einigermaßen entschuldigeu lassen, so war es diesmal so verkehrt als ungerecht und ohne alle Entschuldigung. Der Unfall war, wie gesagt, ganz unbedeutend und Alcibiades trug keine Schuld daran. Das Schwerste, was man ihm vorwerfen konnte, war, einem eiteln, unbedeutenden Mann, wie Antiochus, den Oberbefehl während seiner Abwesenheit anvertraut zu haben, bei seinen bestimmt und klar ausgesprochenen Instructionen mußte er das aber für gefahrlos halten. Jedenfalls war er fähig, den erlittenen Nachtheil bald wieder gut zu machen und allein dem furchtbaren Gegner Lysander gewachsen.

Ruhig verließ Alcibiades die Flotte und zog sich nach seinem Schlosse auf dem thracischen Chersonese zurück. Ohne Rachegefühl gegen seine bethörten Mitbürger lebte er hier fern von dem politischen Treiben der Heimat.

---

86. Ausgang des peloponnesischen Krieges.

(Nach F. C. Schlosser's Weltgeschichte für das deutsche Volk, bearbeitet von G. L. Kriegk.)

An die Stelle des Alcibiades wurden zehn Strategen oder Anführer ernannt, unter welchen Konon und Thrasyllus die fähigsten waren. Zum Glück für Athen war damals auch für Lysander die Zeit des Oberbefehls abgelaufen, und der Nachfolger desselben, Kallikratidas, seinem Vorgänger sehr unähnlich. Kallikratidas war ein Mann von rauhen spartanischen Sitten, der sich nicht dazu verstehen konnte, in den Vorzimmern persischer Satrapen zu erscheinen und durch unwürdige Schmeicheleien dasjenige durchzusetzen, was auf geradem Wege nicht zu erlangen war. Als er bald nach seiner Ankunft auf der Flotte sich an das Hoflager des Cyrus in Sardes begeben hatte und dort einige Tage hindurch die verlangte Audienz nicht erhalten konnte, reis'te er, ohne den Prinzen gesehen zu haben, mit der Erklärung ab, daß es eine Schande für die Griechen sei, sich um des Geldes willen vor Barbaren zu demüthigen. Wegen dieses Benehmens wurde er von den Persern nur sehr lau unterstützt. Nichts desto weniger führte er den Krieg mit Glück. Er eroberte zuerst die Stadt Methymna auf Lesbos. Hierauf schnitt er Konon von der übrigen Flotte der Athener ab, nahm ihm 30 Schiffe weg und schloß ihn in dem Hafen von Mitylene ein

(406 v. Chr.). Der athenische Admiral Diomedon, welcher mit 12 Schiffen Konon entsetzen wollte, wurde von Kallikratidas ebenfalls geschlagen und verlor 10 seiner Schiffe.

Auf die Nachricht von Konon's sehr bedenklicher Lage machte man zu Athen die größten Anstrengungen, um ihn zu retten. Eine neue Flotte von 110 Schiffen wurde in nicht weniger als 30 Tagen ausgerüstet, und man bot alle waffenfähigen Bewohner der Stadt, Sclaven wie Freie, zur Bemannung derselben auf. Diese Flotte vereinigte sich mit den Schiffen der Samier und anderer Bundesgenossen, und bot hierauf, 150 Segel stark, zwischen Lesbos und dem festen Lande von Kleinasien, bei den arginusischen Inseln, dem Feinde eine Schlacht an. Kallikratidas nahm, ungeachtet der geringeren Zahl seiner Schiffe, die Schlacht an. Die athenische Flotte, auf welcher sich acht von den zehn Strategen befanden, wurde trefflich angeführt und trug einen glänzenden Sieg davon. Die Spartaner verloren 70 Schiffe und Kallikratidas selbst fiel im Kampfe; er hatte in der Schlacht die Aufforderung seines Steuermannes zur Flucht mit den Worten zurückgewiesen, Sparta werde durch seinen Tod wenig verlieren, sich durch die Flucht zu retten aber sei eine Schande (Juli 405 v. Chr.).

Bei den arginusischen Inseln hatte das Glück den Athenern zum letzten Male gelächelt. Der verschlagene Lysander erschien jetzt wieder auf der Bühne, und das athenische Volk beraubte sich selbst der siegekrönten Generale, die das Vertrauen der Flotte besaßen. Diese hatten gleich nach der Schlacht eine Berathung darüber gepflogen, ob man den Sieg benutzen und sogleich gegen die mit der Besiegung Konon's beschäftigten Feinde nach Mitylene segeln oder dies unterlassen sollte, um die vielen auf Wracken im Meere umhertreibenden Mitbürger von den gescheiterten Schiffen zu retten, und die Leichen der Gebliebenen zum Behuf der Beerdigung aufzufischen. Man war zuletzt übereingekommen, das erstere zu thun und 46 Schiffe unter dem Commando der Unteranführer Thrasybul und Theramenes zurückzulassen, um die Schiffbrüchigen zu retten und die Todten aufzusammeln. Als man aber jenen Beschluß ausführen wollte, entstand ein starker Sturm, welcher sowohl die Fahrt nach Mitylene, als auch die Rettung der Gescheiterten und die Auffischung der Todten unmöglich machte. In Athen machte man aus dem Untergang der vielen schiffbrüchigen Bürger und aus der Nichterfüllung der den Todten schuldigen Pflicht den Anführern ein Verbrechen. Theramenes und Thrasybul, auf welche die Strategen in ihrem schriftlichen Berichte die Schuld der versäumten Pflicht gegen die Unglücklichen geschoben hatten, traten als Ankläger auf, und die acht Anführer, welche in der Schlacht den Oberbefehl gehabt hatten, wurden sogleich ihrer Stellen entsetzt. Als hierauf die Letzteren, mit Ausnahme von zweien, welche der drohenden Gefahr gleich von der Flotte aus durch die Flucht ausgewichen waren, nach Athen zurückkamen, wurden sie unmittelbar nach ihrer Ankunft in der Stadt verhaftet und vor der Volksversammlung angeklagt. Zum Unglück für sie ward gerade ein

allgemeines Volksfest gefeiert, bei welchem alle Anverwandten der in der Schlacht Umgekommenen in Trauerkleidern erschienen und durch ihr Aussehen und ihre Zahl einen tiefen Eindruck auf die Gemüther des Volkes machten. Alle acht Anführer wurden zum Tode verurtheilt und die sechs anwesenden sogleich hingerichtet (im October 405 v. Chr.).

Die Bundesgenossen der Spartaner hielten bald nach der erlittenen Niederlage in Ephesus eine Versammlung, in welcher sie den Beschluß faßten, die Spartaner aufzufordern, daß sie dem Lysander von Neuem den Oberbefehl übertrügen. Auch in Sparta erkannte man die Nothwendigkeit, Lysander wieder an die Spitze der Flotte zu stellen; da jedoch die Gesetze des Staats nicht erlaubten, einem und demselben Manne zwei Mal das Obercommando der Flotte zu geben, so half man sich mit einer Umgehung derselben, durch welche der Form nach das Gesetz aufrecht erhalten wurde. Man ernannte Aracus, einen unbedeutenden Mann, der wohl wußte, daß er nur zum Schein gebraucht werde, zum Admiral, Lysander aber zu dessen Epistoleus oder Unter-Admiral. Der Letztere eilte sogleich nach Sardes zu dem Prinzen Cyrus, brachte große Summen Geldes von da zurück, stellte die peloponnesische Flotte wieder her, und suchte dann die reichen Seestädte am Hellespont, aus welchen die Athener einen großen Theil ihrer Staatseinkünfte zogen, zu erobern. In diese Gegend segelte deshalb auch die atheniſche Flotte, welche von Konon und fünf anderen Strategen befehligt wurde. Sie ging der von Lysander kurz zuvor eroberten Stadt Lampsacus gegenüber, an der Mündung des Flüßchens Aegospotamos (d. i. Ziegenfluß), vor Anker. Diese Stellung war sehr schlecht gewählt, weil der nächste Ort, aus dem man die Lebensmittel beziehen konnte, zu weit entfernt lag, und weil die Flotte dort weder in einem eigentlichen Hafen sich befand, noch auch selbst, wie die Spartaner im Hafen von Lampsacus, an einer festen Stadt einen Rückhalt hatte. Alcibiades, welcher nicht weit von diesem Orte auf einem seiner Güter lebte, begab sich zur Flotte und warnte die Anführer; allein er wurde schnöde zurückgewiesen. Lysander hatte sogleich beschlossen, die Unvorsichtigkeit der Athener zu benutzen, und einige Tage lang durch schlaues Benehmen dieselben noch sorgloser gemacht. Am fünften Tage endlich, als ein großer Theil der athenischen Mannschaft die Schiffe verlassen und sich am Ufer zerstreut hatte, überfiel er die feindliche Flotte und bemächtigte sich derselben fast ohne Schwertstreich. Von den athenischen Schiffen entkamen nur neun, welche unter Konon's Befehl standen und bei Lysander's Angriff allein vollständig bemannt waren; alle anderen, 170 an der Zahl, wurden eine Beute des Siegers (December 405 v. Chr.). Auch der größte Theil des Heeres gerieth nebst einigen Strategen in die Gewalt desselben. Die Gefangenen wurden in einem Kriegsrath, welchen Lysander mit seinen verbündeten Führern hielt, insgesammt zum Tode verurtheilt, weil, wie es hieß, auch die athenischen Admirale beschlossen hatten, allen Gefangenen die rechte Hand abzuhauen, und weil kurz zuvor die gesammte Mannschaft zweier peloponnesischen Schiffe von ihnen getödtet worden

war. Alle athenischen Gefangenen, deren Zahl auf 3000 angegeben wird, wurden hierauf wirklich hingerichtet, mit alleiniger Ausnahme des Strategen Adimantus, der in dem Kriegsrath der Athener jenem grausamen Beschlusse sich widersetzt hatte.

Jetzt war die Macht Athens vernichtet, und die Stadt selbst so wenig zu retten, daß auch Konon daran verzweifelte, und mit seinem kleinen Geschwader nicht nach Athen floh, sondern nach der Stadt Salamis auf Cypern, deren Beherrscher Euagoras ihm befreundet war. Lysander wandte sich nach dem Siege zuerst gegen die den Athenern unterworfenen Seeplätze und Inseln; er nahm fast alle athenischen Städte am Hellespont und in Thracien, so wie alle Inseln der Athener mit Ausnahme von Samos, welches allein sich ihm nicht unterwarf. Von der Insel Aegina aus, die er dem kleinen Reste der vertriebenen früheren Einwohner zurückgab, segelte er nach Salamis und von da endlich nach der Stadt Athen, welche er sogleich, in Verbindung mit den Königen Agis und Pausanias II., zu Wasser und zu Land enge einschloß. Die Athener waren durch die Nachricht von dem Untergange ihrer Flotte in die größte Bestürzung gebracht worden, und hatten jetzt eine Belagerung zu bestehen, welche um so schwerer auszuhalten war, da Lysander die Besatzungen der eroberten Städte absichtlich nach Athen entlassen hatte, damit dort möglichst viele Menschen zusammengedrängt würden. Die Spartaner schnitten der Stadt alle Zufuhr ab, und da die Athener ihrer Flotte und aller ihrer Bundesgenossen beraubt waren, so mußten sie sich bald ergeben. Doch suchten sie, erst als sie auf das Aeußerste gebracht und viele Bewohner der Stadt Hungers gestorben waren, um eine Capitulation nach. Ihre Gesandten boten die Aufgebung aller athenischen Besitzungen außerhalb Attika's und eine Bundesgenossenschaft mit Sparta an. Die Spartaner wiesen dieses Anerbieten zurück und verlangten als Hauptbedingung des Friedens die Schleifung der langen Mauern; lieber duldete man aber noch eine Zeitlang die Qualen des Hungers, als daß man sich hierzu verstand. Endlich, als wieder Viele aus Mangel an Lebensmitteln gestorben waren, erbot sich Theramenes, als Abgesandter zu Lysander zu gehen, um, wie er sagte, die eigentlichen Absichten der Spartaner zu erforschen, der Wahrheit nach aber, um die Sache so lange hinzuhalten, bis man sich unter jeder Bedingung unterwerfen mußte, und dann die oligarchische Partei mit Hülfe der Spartaner die Herrschaft erlangen konnte. Theramenes, dessen Vorschlag angenommen wurde, blieb länger als drei Monate bei Lysander, schob nach seiner Rückkehr die Schuld seiner langen Abwesenheit auf diesen und brachte die Erklärung mit, daß man zur Unterhandlung sich an die spartanischen Ephoren wenden müsse. Nun wurde eine Gesandtschaft, an deren Spitze der Verräther Theramenes selbst stand, mit unbeschränkter Vollmacht nach Sparta geschickt und hier unter den härtesten Bedingungen ein Vertrag abgeschlossen, welchen das athenische Volk alsbald bestätigte. Zu Ende April des Jahres 404 v. Chr. wurde die Stadt den Feinden übergeben. Die Friedensbedingungen waren:

die Schleifung der langen Mauern und der übrigen Festungswerke, die Auslieferung aller Schiffe bis auf zwölf, die Wiederaufnahme aller Flüchtigen und Verbannten, die Herstellung eines engen Bundes mit Sparta oder mit anderen Worten, die Unterwerfung unter Sparta, und, was das Allerhärteste war, die Aufhebung der seitherigen Verfassung des Staats und ihre Ersetzung durch eine Oligarchie von dreißig Männern.

87. Charakteristik des Lysander*).

(Nach Wilhelm Vischer, Alkibiades und Lysandros.)

Einen schroffen Gegensatz bildet, trotz vieler Aehnlichkeiten zu seinem glücklichen Gegner, Alcibiades, Lysander. Konnten wir des Alcibiades Entwicklung von der Wiege an verfolgen, so tritt er dagegen aus dem Dunkel auf einmal als gereifter Mann, als spartanischer Flottenbefehlshaber auf. So viel steht fest, er befand sich in seiner Jugend in einer niedrigen Stellung, genoß aber die lykurgische Erziehung. Beides war von wichtigen Folgen. Er gewöhnte sich, wenn irgend einer, an eine strenge Lebensart und lernte alle Leidenschaften bemeistern, bis auf eine einzige, welche die lykurgische Erziehung nicht unterdrückte, vielmehr pflegte und entwickelte. Ein unbändiger Ehrgeiz bemächtigte sich früh seiner, der um so gefährlicher wurde, je weniger die äußeren Verhältnisse ihm günstig schienen. Zugleich lernte er, wie wenige Spartaner, sich den Mächtigen gefällig erzeigen, auch wenn er sie haßte und verachtete, weil sie ihm zu seinen Zwecken nothwendig waren. Auf der andern Seite aber erzeugte seine Stellung bei ihm einen tiefen Haß gegen das Bestehende, er fühlte in sich Kraft und Verdienste, die er bei Höherstehenden, bei den Königen selbst vermißte, daher seine revolutionäre Tendenz.

Als nun nach den glänzenden Siegen des Alcibiades die Spartaner eines tüchtigen Feldherrn mehr als je bedurften, da erhoben sie den bisher nie genannten Lysander zum Nauarchen, welche Würde, abgesehen von der bloß einjährigen Dauer, an Macht fast über der königlichen stand. Und da tritt er uns gleich mit vollkommen ausgebildetem Charakter entgegen, scharf ausgeprägt wie wenige und doch mit einer merkwürdigen Doppelseitigkeit. Für seine Person war er der altspartanischen Sitte treu, das zeigte schon äußerlich das herabwallende Haupthaar und der lange Bart. Er war sehr arbeitsam, wachsam, mäßig und keinen Lüsten ergeben, und selbst, als er wie ein König über ganz Griechenland gebot, allen Schwelgereien Feind, zu denen sich in den eroberten Städten Gelegenheit genug darbot. Was ihm aber zu noch größerem Ruhme gereicht, er war zu jener Zeit, wo Könige und Feldherren in

*) Vergl. Lachmann, Geschichte Griechenlands von dem Ende des peloponnesischen Krieges I S. 30 f.

Sparta den Lockungen des Goldes nicht zu widerstehen vermochten, über das Laster der Habsucht vollständig erhaben. Nicht allein war er keiner Bestechung zugänglich, sondern während er Millionen nach Sparta brachte, blieb er arm, wie sich nach seinem Tode zeigte. Mit eiserner Festigkeit und unerschütterlicher Charakterstärke verfolgte Lysander, was er einmal begonnen, und nichts vermochte ihn in seinem Gange irre zu machen. Zu diesen Eigenschaften, wie sie einen Spartaner der schönsten Zeit geziert hätten, treten nun aber andere, in denen wir das Kind seiner Zeit in ihrer ganzen Zerrissenheit erkennen. Gewandt, schlau, ja, hinterlistig und treulos, je nach Bedürfniß schmiegsam und stolz, geleistete Dienste wie Beleidigungen nie vergessend und rachsüchtig bis aufs äußerste, wußte er alle Mittel anzuwenden, jede Gelegenheit wahrzunehmen. Wie Wenige verstand er es, mit den Menschen umzugehen, durch Dienstleistungen und freundliches Wesen Privatleute und Fürsten zu gewinnen, und was schwerer, ihr Wohlwollen und ihre Gunst zu bewahren und im rechten Momente zu benutzen. Wie er aber Freunde und Genossen auf jede Weise zu fesseln wußte, so bekämpfte er rücksichtslos seine Feinde. Da galt ihm jedes Mittel gleich. Treue, Glaube, Gottesfurcht und Religiosität waren ihm nur leere Worte, die ein guter Politiker schlau benutzen müsse; darum meinte er, wie Knaben mit Würfeln, so müsse man Männer mit falschen Eidschwüren betrügen, und das hat er nach Kräften gethan. Mit kaltem Blute opferte er Tausende hin, ein Hang zur Grausamkeit tritt offenbar bei ihm hervor und treibt ihn weiter, als seine politischen oder strategischen Zwecke forderten. Nach dem Siege bei Aegospotamos fallen seiner Rachsucht 3000 gefangene Athener. — Mußte ihn ein solcher Charakter zum Politiker in einer wild bewegten Zeit vor vielen Bessern befähigen, so verband er damit ungewöhnliche Feldherrntalente. Lysander gehört nicht zu den glänzenden Feldherrngenien, er hat nie einen ausgezeichneten Gegner besiegt, kaum eine Schlacht in offenem Kampfe gewonnen, aber dennoch hat er den peloponnesischen Krieg zu einem siegreichen Schlusse für Sparta geführt und diesen Erfolg nicht dem Zufall verdankt. Zwei Mal hat er mächtige Flotten geschaffen, ausgerüstet und trefflich bemannt. Er hat die Mannschaft derselben durch gute Verpflegung und Besoldung stets willig und schlagfertig gehalten und eine Mannszucht behauptet, die leider den demokratischen Athenern unbekannt war. Sein Talent bestand nicht sowohl darin, ungefähr gleiche Streitkräfte durch überlegene Taktik zu überwinden, als darin, stets gerüstet und wachsam zu sein, jedes Gefecht zu vermeiden, wo der Erfolg unsicher war, rasch den Moment zu erlauschen, wo der Feind schwächer oder unvorbereitet war, da über ihn herzufallen und ihn zu überraschen. Darum hat er weislich jedes Zusammentreffen mit Alcibiades vermieden, darum, als er den Flottenbefehl an Kallikratidas übergab, sich durch dessen Spott zu keiner unbesonnenen That hinreißen lassen, bei Aegospotamos die angebotene offene Schlacht nicht angenommen, um gleich nachher den sorglosen Feind um so sicherer zu vernichten.

Bei solchen Eigenschaften sehen wir nun den Lysander von seinem ersten Auftreten an einen Lebenszweck verfolgen, der klar vor ihm lag, und den er mit eiserner Consequenz festhielt: die Herrschaft Sparta's über Griechenland und seine eigene Herrschaft in Sparta. Dieses unverrückte Verfolgen eines Lebenszieles hat ihn besonders so bedeutend gemacht und ihn über den ebenso ehrgeizigen, aber viel unbeständigeren Alcibiades gehoben. Zunächst kam es also darauf an, Athen zu demüthigen, als das geschehen war, keinen anderen Staat neben Sparta aufkommen zu lassen, daher sein fast leidenschaftliches Losbrechen gegen Theben, das ihm die Früchte langer Bemühungen zu entreißen drohte. Zwei Mittel hat er nun besonders angewandt, um sein Ziel, zunächst die Unterjochung Athens, zu erreichen. Einmal nämlich hat er die Nothwendigkeit erkannt, über große Geldmittel zu gebieten, um der athenischen Flotte mit Erfolg entgegentreten zu können. Diese waren aber kaum anderswo zu erhalten, als bei Persien; darum ist er in die engste Verbindung mit dem neuen Statthalter Vorderasiens, mit dem jungen Cyrus getreten, und hat durch dessen Subsidien Sparta's Seemacht gegründet und befestigt. Das zweite Mittel waren die oligarchischen Clubs. Schon vor seinem Auftreten bestanden nicht nur in Athen, sondern in den meisten Bundesstädten solche Clubs oder Hetairien, welche den von Athen unterstützten demokratischen Verfassungen entgegenarbeiteten und Verbindungen mit Sparta hatten. Sie hatten meist den Abfall der Städte von Athen betrieben, wie ja in Athen selbst damals diese Hetairien entschlossen waren, im äußersten Falle die Stadt an Sparta zu überliefern. Doch waren diese Clubs bis auf Lysander meist isolirt gewesen. Er führt nun den großartigen Gedanken durch, sich an die Spitze Aller zu stellen, da wo noch keine waren, solche zu stiften, und ganz Hellas mit einem gewaltigen oligarchischen Netz zu umgarnen, dessen Fäden nicht die spartanischen Behörden, sondern er in den Händen hatte. Von Athen bis zum kleinsten Bundesstaate, überall verschafft er sich solche Genossen, welche seinen Winken gehorchen, deren oligarchisches Wirken er leitet. Diese Genossen hegt und pflegt er nun auf alle Weise, sie können bei allen Gewaltthaten und Verbrechen auf seine Unterstützung rechnen, ihnen gestattet er, ihrer Privatrachsucht und allen Begierden ungestraft Genüge zu thun, er kettet sie an sich nicht nur durch die Hoffnung, durch ihn Macht und Reichthum zu gewinnen und zu behaupten, sondern auch durch das Bewußtsein gemeinsamer Verbrechen. Und als Athen gefallen war, da übergab Lysander den Mitgliedern dieser Verbindung und nur ihnen die Herrschaft in ihren Staaten als Zehnmännern, Dekadarchen, und ein lakonischer Befehlshaber, Harmoste, unterstützte sie mit bewaffneter Macht. Auf ihnen beruhte seine Macht, welche eine Zeitlang der eines unumschränkten Königs glich. Darum ist auch Lysander immerfort ein consequenter Oligarch gewesen.

88. Die Herrschaft der Dreißig (sog. Tyrannen) in Athen.

(Nach Friedr. v. Raumer, Vorlesungen über alte Geschichte.)

Der peloponnesische Krieg war das größte Unglück für Hellas und keine Partei kann ganz von der Schuld freigesprochen werden, ihn herbeigeführt und mit Unrecht verlängert zu haben. Der Sieg wäre den Athenern zu Theil geworden, hätten sie des Perikles weisen Rath befolgt. Er sagte ihnen: „ich habe Hoffnung auf glücklichen Erfolg; vorausgesetzt, daß ihr während des Krieges nicht auf neue Eroberungen und Unternehmungen denkt, und nicht euch selbst neue Gefahren bereitet. Denn ich fürchte mehr unsere eigenen Fehlgriffe, als die Beschlüsse der Feinde."

Auf erstaunenswerthe Weise erholten sie sich jedoch von der schrecklichsten Pest und den Niederlagen in Sicilien; und die endlich entscheidende Seeschlacht bei Aegospotamos war nicht Folge geistiger Erschlaffung oder sachlicher Erschöpfung, sondern Folge bloßer Lässigkeit, oder Verrath einzelner Personen. Die Weltgeschichte zeigt aber mehrere und ähnliche Beispiele, daß die Würfel des Zufalls oder Schicksals oft alle Wünsche, Berechnungen und Wahrscheinlichkeiten zu Schanden machen.

Unter dem Schutze Lysander's, der spartanischen Flotte und spartanischer Landsoldaten, berief Theramenes eine Volksversammlung und schlug in befehlenden Ausdrücken vor: „dreißig Männern in Athen die Regierung in Athen anzuvertrauen, von denen das gegenwärtige Volk zehn, die damaligen Ephoren zehn, und er, Theramenes, (im Einverständnisse mit Lacedämon) zehn erwählen sollte." Als gegen diesen Antrag heftige Widersprüche entstanden, erhob sich Lysander und versicherte drohend: „nur durch das von Theramenes Vorgeschlagene sei Rettung möglich." Bedenken erregte es, daß die Dreißig und der neue Rath, ohne Rücksicht auf andere Behörden, ausschließlich die Gerichtsbarkeit übten und mit Entwerfung zweckmäßiger Gesetze zögerten; doch beruhigte man sich, als sie Anfangs nur anerkannt untaugliche Personen verbannten. Sobald sie aber auf ihr Verlangen von Lysander eine lakonische Besatzung erhalten und sich durch diese gesichert hatten, entwaffneten sie, alle Scham bei Seite setzend, zuvörderst die Bürger bis auf 3000 ihrer Anhänger, dann wählte jeder der Tyrannen, unter irgend einem edel klingenden Vorwande, angesehene Bürger oder reiche Schutzverwandte, um sie seiner Rache oder seiner Habsucht zu opfern. Sie urtheilten jetzt ohne Verhör, ohne irgend eine rechtliche Form; nur gesellte man zu mehreren Reichen in der Regel gleich unschuldige Arme, und ließ sie mit jenen hinrichten, um den Schein zu vermeiden, als gelte Wohlhabenheit allein für ein Verbrechen. Zu spät widersprach Theramenes laut diesen Freveln und bewies gegen Kritias, den heftigsten Staatsumwälzer, daß eine solche Herrschaft weniger Häupter, welche ärger sei als jede Volkstyrannei, durchaus nicht bestehen könne. In der nächsten Versammlung stellte dieser Jünglinge, mit Dolchen bewaff-

net, vor den Thüren auf und äußerte: „jede Veränderung einer Verfassung mache ein gewaltsames, blutiges Verfahren nothwendig, am meisten in einer stark bevölkerten, uneinig gesinnten Stadt. Theramenes, der eigentliche Urheber der lakonischen Freundschaft und der neuen Regierungsform, erscheine jetzt unerwartet als Verräther, und ein Verräther sei schlimmer, als ein offenbarer Feind. So ungetreuen Sinnes habe er schon früher die Herrschaft der Vierhundert eingeführt, und diese, zum Volke übertretend, nächstdem gestürzt. Er müsse gestraft werden zu ihrer eigenen Sicherheit, und damit Keinem die Hoffnung bleibe, durch ihn nochmals eine Regierungsveränderung hervorzubringen". Theramenes erwiderte: „Ich habe die Herrschaft der Vierhundert gefördert, weil davon der Friede abzuhängen schien; ich habe mich gegen sie erklärt, als die erwarteten Vortheile ausblieben und nur Nachtheile eintraten. Man kann mir nicht beweisen, daß ich je einem rechtlichen Bürger zu nahe trat, und ich bin nicht, wie Kritias, sowohl dem Volke als auch den Edeln verhaßt. Nur den Gewaltthaten der fremden Besatzung, der Entwaffnung und Verweisung guter und angesehener Bürger habe ich mich widersetzt und die Behauptung aufgestellt, daß weder durch Zuziehung der bestechbaren Aermsten eine tüchtige Volksherrschaft, noch durch die willkührliche Gewalt Weniger eine nützliche Adelsherrschaft entstehen könne."

Als Kritias sah, daß der Rath geneigt war, den Angeklagten los zu sprechen, eilte er hinaus, stellte die Bewaffneten zum Angriff, strich kühn den Namen des Theramenes von der Liste derjenigen aus, welche die Dreißig nicht ohne Untersuchung tödten sollten, und rief die Schergen herzu. Vergeblich trat Theramenes zum Altar, flehte Götter und Menschen um Hülfe an, bewies, daß Allen die gleiche Gefahr drohe, — der Rath blieb stumm in schändlicher Furcht! Da nahm Theramenes den Giftbecher, trank ihn weissagend dem Kritias zu und starb.

Nunmehr waren alle Schranken der Ungerechtigkeit aufgehoben und die Hinrichtungen nahmen furchtbar überhand; aber sehr Viele flohen nach Argos, Megara und Theben, und wurden ungeachtet des von den Spartanern ertheilten verwerflichen Gegenbefehls freundschaftlich aufgenommen. Es fehlte aber diesen Vertriebenen an einem Mittelpunkt, an einem Führer, und da hoffte Mancher in zu später Reue über die Behandlung des Alcibiades, von diesem Rettung des Vaterlandes. Nach der Schlacht bei Aegospotamos hatte sich Alcibiades aus Furcht vor den Lacedämoniern mit großen Reichthümern nach Bithynien gerettet, die Freundschaft des Pharnabazus gewonnen und von ihm sicheres Geleit zum Könige Artaxerxes verlangt, um bei diesem vielleicht, nach Offenbarung der Pläne des jüngeren Cyrus, eine neue wichtige Rolle zu übernehmen. Als ihm diese Bitte nicht gewährt ward, wollte er in Hoffnung bessern Erfolges nach Paphlagonien entfliehen; aber Pharnabazus (von Lysander, der den talentvollen Nebenbuhler haßte, und von den Lacedämoniern nachdrücklich aufgefordert) ließ seine Wohnung in einem phrygischen Dorfe umringen, um ihn gefangen zu nehmen. Keiner

wagte sich jedoch hinein, und erst die Flammen des angezündeten Gebäudes trieben den Alkibiades, in seinen Mantel gehüllt und mit dem Degen bewaffnet, heraus. Furchtsam flohen jene Söldner, aber aus der Ferne trafen ihre Pfeile.

Thrasybulus stellte sich jetzt an die Spitze von siebenzig Vertriebenen und eroberte Phylä, an der Grenze von Attika und Böotien. Die Tyrannen, welche ihn hier mit unzureichender Macht angriffen, wurden geschlagen. Nunmehr glaubte Thrasybulus, er dürfe selbst gegen eine scheinbar überlegene Macht den Kampf nicht länger vermeiden. Deshalb besetzte er eiligst Munychia, ordnete die Seinen den tiefer gestellten Feinden gegenüber, geschickt am Abhange eines Berges, und sagte ihnen: „Vaterland, Freiheit, Ehre, Güter, Weiber und Kinder, ständen jetzt auf dem Spiele und wären der Preis des Sieges. So müsse Jeder kämpfen, als wenn die Entscheidung ganz allein auf ihm beruhe, und bedenken, daß in solchen Verhältnissen selbst der Tod ein Glück sei. Auf ihrer Seite wären ja aber die Götter und das Recht, denen könne Niemand widerstehen." Durch diese Worte noch mehr befeuert, siegten die Verbündeten über ihre angreifenden Gegner, Kritias ward getödtet und der Piräus genommen. Die Dreißig wurden verlassen und flohen nach Eleusis, in Athen ging jetzt die Wahl von zehn, den Dreißig früher feindlich gesinnten Männern durch, und man vertraute ihnen in der natürlichen Hoffnung den Oberbefehl an, daß sie den Vertriebenen günstig sein und eine Aussöhnung bewirken würden. Allein es ergab sich unerwartet, daß nicht innere Tugend, sondern übertriebene Herrschsucht jene zu Widersachern der Dreißig gemacht hatte, denn sie verfuhren gleich feindlich gegen die Letztern und gegen die Vertriebenen, sie wollten, ohne Rücksicht auf Recht oder Unrecht, ohne Scham über den Widerspruch in ihrem Betragen, die Herrschaft für sich gewinnen; — ja, Phidon, einer von ihnen, eilte sogar nach Sparta und bat dringend um Unterstützung, damit, wie er sagte, die Böotier Athen nicht in ihre Gewalt bekämen. Die Spartaner entschlossen sich, am Feldzuge Theil zu nehmen und ernannten, dem ausdrücklichen Verlangen der athenischen Häupter gemäß, Lysander zum Anführer. Dieser sperrte den Piräus mit der spartanischen Flotte, wodurch unter den Vertriebenen drückender Mangel an Lebensmitteln entstand. Ihre Gegner in Athen und Eleusis erhielten dadurch neuen Muth, und die Unternehmung Thrasybulus' schien wirklich zu scheitern, als auf einmal, gegen Lysander's Erwartung, auch König Pausanias mit Heeresmacht und zwei ihm günstig gesinnten Ephoren anlangte und gegen die Vertriebenen auf eine solche Weise focht, daß man wohl sah, er wolle ihren Untergang nicht. Lysander's Stolz hatte die Könige beleidigt, sie sahen ein, daß er ihre Macht vernichte, und durch seine Verbindungen ganz Hellas willkührlich beherrsche. Deshalb nahm Pausanias die Gesandten der Bürger und der Vertriebenen günstig auf, überzeugte sich von den Freveln der Dreißig und vermittelte den Frieden dahin: die Regierung der Dreißig und der zehn Männer wird abgeschafft und die Volksherrschaft wieder ein-

geführt, die Vertriebenen dürfen zurückkehren, alle mit den neuen Verhältnissen Unzufriedene aber freiwillig auswandern. Ferner ward eine allgemeine Verzeihung und Vergessenheit alles Geschehenen ausgesprochen, selbst den Dreißig und den Zehn ward Verzeihung angeboten, wenn sie von ihrer Verwaltung Rechenschaft abzulegen bereit wären. Alle schwoven, einen neuen Versuch, die Volksherrschaft aufzulösen, mit dem Tode zu bestrafen.

89. Sokrates und die Sophisten.

(Nach Franz Dorotheus Gerlach, historische Studien.)

Das wahre Wesen der Sophistik und die tiefe Entwürdigung der Menschennatur durch ihre Lehre erkannte in Athen nur ein einziger Mann, Sokrates, des Sophroniskus Sohn. In diesem Manne war ein tiefes Gemüth, eine kindliche Scheu und Achtung des Heiligen vereinigt mit einer seltenen Klarheit des Geistes und einer durch Wissenschaft gewonnenen Kraft des Verstandes. Des Glaubens voll, daß er von der Gottheit berufen sei, der Macht des Irrthums zu wehren und den Wahnglauben zu vernichten, hat er sein ganzes Leben der Erforschung der Wahrheit und deren Verbreitung geweiht. Arm, von geringer Abkunft und lebend von seiner Hände Werk, trat er kühn dem herrschenden Verderben entgegen, und hat noch im Tode für seine Ueberzeugung gekämpft. Daher sein ganzes Leben wie seine Lehre nur zu begreifen sind aus diesem Kampfe gegen das Böse, als dessen Quelle er die sophistische Denkweise erkannte. In seiner ganzen Erscheinung, in all seinem Wissen und Thun bildet er den vollkommensten Gegensatz zu der Handlungsweise seiner Gegner.

Zogen jene prunkend und hoffährtig einher, Reichthum und Ueppigkeit achtend als des Lebens höchstes Gut, so trat Sokrates auf, unscheinbar und demuthsvoll, aber gerüstet mit dem Freimuth, den ein edles Bewußtsein verleiht. Wenn jene von schnöder Habsucht getrieben nur für beträchtliche Summen lehrten und Aermere von sich hinweg wiesen, pflegte Sokrates ohne alle Belohnung mit jedem Wißbegierigen zu verkehren, denn die Erforschung der Wahrheit war seines Lebens Freude und Lust und die Wissenschaft sein Gewinn. Die Sophisten, nur aufs Aeußere hingewandt, mochten Fertigkeiten und Kenntnisse lehren, der Lehrlinge inneres geistiges Leben blieb entweder ungebildet oder ward durch Unsittlichkeit befleckt. Sokrates hingegen, nach eigener Aussage aller eigentlichen Gelehrsamkeit fremd, aber um so fester haltend an der Idee des Wissens und der Wissenschaft, trachtete in der Seele der Jünglinge jene Empfänglichkeit für Wahrheit und jenes Streben nach Selbsterkenntniß zu wecken, welches in Leben und That wirksam hervortritt und die feste Grundlage der Sittlichkeit wie der Wissenschaft ist. Sprachen die Sophisten Hohn den heiligsten Gefühlen der

Menschheit, zerstörten sie den Glauben an ein ewiges Recht, an das Sittengesetz und an die Gottheit, so ward dagegen Sokrates' Leben recht eigentlich geleitet durch kindliche Ergebung in den göttlichen Willen, durch den frommen Glauben an eine höhere Schickung, durch die unerschütterliche Ueberzeugung von einer Gerechtigkeit, die waltet im Leben wie im Tode. Durch diese Kraft und Tiefe des Geistes, durch diese Erhebung der Seele, durch diese göttliche Schwärmerei hat Sokrates die edelsten Jünglinge und Männer um sich versammelt und in ihrem Geiste sich ein Denkmal gegründet, das nimmer vergeht. Und damit die Wahrheit der Lehre, so er verkündete, beurkundet würde für alle Zeiten, hat er für dieselbe freudig sein Leben geopfert. Denn, wie der geistvollste seiner Schüler gelehrt: „Tod ist die Lösung der Seele, und nach solcher trachten am meisten, welche lieben die Wissenschaft."

Unbedingt darf man behaupten, daß das religiöse Element recht eigentlich die Grundader von Sokrates' ganzem Wesen bildet. Nicht umsonst haben Gottesgelehrte in unsern Tagen und früherhin die große Bedeutung des Sokrates in der Entwicklung des religiösen Glaubens anerkannt. Es war eben in diesem einfachen Gemüthe die Tiefe und Unmittelbarkeit der Ueberzeugung mit einer Klarheit des Bewußtseins hervorgetreten, die von höherm Seelenadel zeugt. Also nicht nur, daß sein Glaube auf all den Stützen ruhte, welche das unbefangene Gemüth so leicht ergreift, daß er die Weisheit des Schöpfers in seinen Werken zu erkennen sich bemühte, daß er in dem Verhältniß von Seele und Leib ein höheres Gesetz des Weltalls wiederfand, daß die Einheit Gottes seinem Bewußtsein mit Macht sich aufgedrungen, daß die Allmacht, die Allgegenwart, die reine Geistigkeit der Gottheit von ihm behauptet und bewiesen ward, so hat er vorzüglich dadurch seine höhere Richtung dargethan, daß er das sittliche Verhältniß des Menschen zur Gottheit rein aufgefaßt. Denn wie er das Geistige überhaupt als von der Gottheit stammend dargestellt, so hat er alles Höhere auf dieselbe Quelle zurückgeführt und die Liebe Gottes zu den Menschen mit einer Kraft der Ueberzeugung ausgesprochen, welche unverkennbar die höhere Lebensrichtung zeigt. Daher denn auch die Gottesverehrung im reinern Lichte als Pflicht der Dankbarkeit erscheint, nicht bloß als nothwendige Bedingung, um die göttliche Gnade zu erkaufen; denn dafür genügt allein ein tugendhaftes, würdiges Leben. Während die Sophisten mit frechem Hohne das heiligste Gefühl der Menschen verläugneten, während die Reichern und Angesehenern ihnen hierin nachzuahmen als einen Fortschritt höherer Bildung achteten, die Masse des Volkes dagegen, von Gefahr, Noth und Hoffnungslosigkeit immer mehr herabgedrückt, durch Wahrsager, Zeichendeuter und Betrüger aller Art immer mehr einem finstern Aberglauben überliefert wurde, hat sich Sokrates im edlen Bewußtsein seiner selbst erhoben, und ist mit frommem, gläubigem Gemüth, mit dem sittlichen Ernste des frommen Bürgers dem frechen Hohne, mit der Klarheit eines überlegenen Geistes der Verkehrtheit und

dem Wahnglauben entgegengetreten, und indem er die Nothwendigkeit der Gottesverehrung in dem menschlichen Geiste nachwies und die sittliche Bedeutung desselben als leitenden Gesichtspunkt hervorhob, hatte er statt starren Festhaltens an äußeren Gebräuchen die innere Reinheit und Heiligkeit der Gesinnung gefordert, und dadurch freilich nicht minder den Haß der Priester als der Demagogen sich zugezogen. Vorzüglich aber mußte finstern Argwohn nähren seine öftere Berufung auf die Stimme im Innern, worin er eine Offenbarung der Gottheit erkannte. Eine wunderbare Ahnungskraft hatte sich in seiner Seele mit einer Bestimmtheit und Sicherheit ausgebildet, daß er sich zu unbedingtem Gehorsam gegen dieselbe, als einen höhern Ruf, verpflichtet fühlte. So erkannte er also in all seinem Thun und Denken das unmittelbare Einwirken der Gottheit, wie er denn sogar sein Streben nach Erkenntniß als ein Gebot der Gottheit anerkennt. Wie er nun im Dienst des Gottes und der Wissenschaft diesen Pfad verfolgte, überall den Dünkel und den Schein zerstörend und auf die gemeinsame Quelle aller Weisheit zurückgehend, ward es ihm zur Gewißheit, daß die Weisheit allein bei Gott sei, unter den Menschen aber derjenige des Namens des Weisen am meisten würdig sei, welcher im klaren Bewußtsein der eigenen Unvollkommenheit unablässig auf der Bahn des Wissens und der Erkenntniß weiter schreite. Auf diese Weise hat er nicht nur das Verhältniß menschlicher Einsicht zur ewigen Wahrheit klar bestimmt und seiner Grundanschauung der ganzen Schöpfung angemessen ausgesprochen, sondern es ist auch das Streben nach Erkenntniß auf dieselbe Grundlage zurückgeführt und mit der sittlichen Aufgabe des Menschen überhaupt in die innigste Beziehung gesetzt worden. Gott, dessen Geist die Welt durchdringt, der sie nach seinem ewigen Rathschlusse regiert und lenkt, die gemeinsame Quelle des Guten, der Wahrheit und des Lichtes, als dessen Ebenbild der Mensch geschaffen ist, hat selber den Trieb nach Weisheit ihm eingepflanzt, daß er durch Erkenntniß der ewigen Wahrheit Gott ähnlich werde.

So erschien ihm das Streben nach Erkenntniß nicht minder als eine Aufgabe des sittlichen Lebens, als die äußere Handlung. Und indem er in seinem reinen, Gott ergebenen Sinne zum Bewußtsein der eigenen Unvollkommenheit gelangt, die Idee des Wissens in ihrer Würde und Höhe aufgefaßt, so war ihm dadurch zugleich der Prüfstein der prunkenden Scheinweisheit der Sophisten dargeboten, so daß das gleiche Grundgefühl, welches ihn zur Quelle des Wissens hinzog, ihn in schroffen Widerspruch mit allen denen setzte, welche dem tiefer Blickenden als die Feinde der Wissenschaft nicht minder als jedes höhern Strebens erscheinen mußten.

Wenn jede tiefere, geistige Entwicklung im Volksleben ein Verbrechen ist, so ist auch Sokrates mit Recht verurtheilt worden; wenn aber die religiöse und sittliche Belebung einer ganz in äußern Zwecken erstarrten Zeit der schönste Ruhm der Edelsten und Besten ist, so hat

Sokrates das Richtige gesagt, wenn er für sein Wirken in Athen von seinem Volke die Speisung im Prytaneum fordert.

90. Sparta's (zweite) Hegemonie*).

(Nach K. Köhnhorn, Geschichte der Griechen.)

Sparta trat jetzt als der mächtigste Staat an die Spitze aller Staaten Griechenlands, übte aber als roher Soldatenstaat, in welchem sich die durch Lykurg's Gesetze gewaltsam unterdrückten Leidenschaften nun einmal Luft gemacht hatten, weit größere Bedrückungen und Gewaltthätigkeiten aus, als Athen während seiner Hegemonie, von 477 bis 404 v. Chr., sich hatte jemals zu Schulden kommen lassen. Athen hatte vielmehr während dieser Zeit viel Großes vollbracht; nicht nur die Macht Persiens gebrochen und Griechenland von fremder Herrschaft befreit, sondern auch das Reich des Geschmacks und der Weisheit und somit den Ruhm der Hellenen auf ewig begründet. Sparta, das bisher seine Rohheit und seinen soldatischen Uebermuth durch ehrwürdige Tugenden der Selbstbeherrschung, der Mäßigung und der Vaterlandsliebe wieder ausgeglichen hatte, fing seine Herrschaft damit an, daß es in den meisten Staaten, die mit Sparta wider Athen gefochten hatten, um sich ihre eigene Unabhängigkeit und Selbständigkeit zu sichern, eine Schreckensregierung, wie jene der Dreißig in Athen, mit Gewalt einführte und einen Commissar oder Vogt (Ἁρμοστής) ernannte, der die Oberaufsicht führen mußte. Selbst Sparta's Waffengefährten wurden zu Widersetzlichkeiten gereizt durch die gebieterische Strenge, mit der Lysander und seine Creaturen überall zu Werke gingen und durch geheime Verbindungen (ἑταιρεῖαι) und Besatzungen jedes Aufstreben des Volkes sogleich im Keime erstickten, so wie durch die unermeßliche Habsucht, welche mit unerhörter Grausamkeit und unmenschlicher Kaltblütigkeit verübt wurde, nachdem nun einmal Sparta gegen seine Natur zur Seemacht geworden war und zur Unterhaltung seiner Flotten Geld gebrauchte, das man nach Aufhebung des lykurgischen Gesetzes von den eroberten Städten und Inseln erpreßte und in Sparta aufhäufte.

Ein furchtbares Beispiel von Tyrannei gab der Spartaner Klearchus in der Stadt Byzantium. Hier waren Unruhen ausgebrochen. Klearchus wurde von Sparta zur Dämpfung derselben hingeschickt. Allein kaum hatte sich dieser neue Harmost in seinem Amte festgesetzt und zur Aufrechthaltung der Ruhe Söldner um sich versammelt, als er alle Behörden der Stadt zu sich einladen und alle treulos niederhauen ließ. — Nicht minder Furcht und Grausen erregend war das Verfahren gegen

*) Vergl. Ludw. Herbst, ein Wort über Sparta's Hegemonie und Politik in Jahn's Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik, 1858. I. S. 704 ff.



Elis. Die Spartaner, welche wegen früherer Beleidigungen einen heimlichen Haß gegen diese Stadt im Herzen trugen, forderten die Eleer auf, daß sie die rückständigen Beitragsgelder aus dem peloponnesischen Kriege nachzahlen, so wie allen Städten des Landes völlige Unabhängigkeit einräumen sollten. Als nun die Eleer, gestützt auf einen kurz zuvor mit Argos und Mantinea eingegangenen Bund, dies verweigerten, beschlossen die Spartaner, an Elis ein Beispiel zu statuiren und ganz Griechenland zu zeigen, wie es gemeint sei. In Folge dieses Beschlusses rückte der König Agis sogleich an die Grenze von Elis, kehrte indessen, durch ein Erdbeben geschreckt, für dieses Mal zurück. Im nächsten Frühjahre erneuerte er seinen Zug, nahm eine Stadt nach der andern und plünderte und verheerte diese von feindlicher Hand lange als heilig verschont gebliebene Landschaft auf eine entsetzliche Weise. Auch die Messenier, welche vormals Pylus vertheidigt hatten und bisher unter dem Schutze von Athen in der blühenden Stadt Naupaktus lebten, wurden von den Spartanern mit ihren Habseligkeiten ganz aus Griechenland vertrieben. Vielleicht würde Sparta seinen Groll, seine Habsucht und Grausamkeit noch gegen manche andere Staaten ausgelassen haben, hätten nicht die Ereignisse in Klein-Asien zunächst seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen.

Die Betheiligung an dem Feldzuge des jüngern Cyrus siehe S. 116.

Um an den Griechen Rache zu nehmen, ließ Artaxerxes die griechisch-äolischen Städte in Vorder-Asien durch Tissaphernes angreifen. Die Spartaner kamen alsbald ihren getreuen Bundesgenossen mit 5000 Peloponnesiern zu Hülfe, zu denen noch 300 athenische Reiter stießen. Dieses Heer, welches unter der Oberanführung des Spartaners Thimbron stand, wurde noch durch die aus Asien zurückgekommenen Griechen vermehrt. Schon waren die meisten Städte Aeoliens, welche unter persischer Herrschaft standen, in die Hände der Spartaner gefallen, als sie bei Belagerung der Stadt Larissa den hartnäckigsten Widerstand fanden und auf ihrer Siegesbahn aufgehalten wurden. Die Schuld dieser Verzögerung schob man allgemein auf die Ungeschicktheit des Thimbron. Als nun gar bei dem gänzlichen Mangel an Mannszucht Unruhen in dem Heere selbst ausbrachen und Klagen darüber in Sparta einliefen, so wurde er des Oberbefehls entsetzt und Dercyllidas zu seinem Nachfolger ernannt. Dercyllidas war schnell in seinen Kriegsunternehmungen, aber auch geschickt in Unterhandlungen. Als früherer Harmost in Abydus kannte er die Eifersucht zwischen den beiden Satrapen, dem Pharnabazus und Tissaphernes. Diese benutzte der Schlaue, trat mit Tissaphernes in Unterhandlung und schloß mit ihm einen Waffenstillstand. Dann wandte er sich gegen Aeolien, und sein kühnes und rasches Unternehmen krönte ein guter Erfolg; denn ehe Pharnabazus mit seiner Mannschaft erschien, war schon Aeolien im Besitze der Spartaner. Nun kam es auch zwischen diesen beiden zum Waffenstillstande, da Pharnabazus sich überzeugte, daß er gegen die ge-

schlossenen Reihen der Hellenen nichts ausrichten konnte. Während dieser Waffenruhe söhnte sich Pharnabazus, um mit mehr Nachdruck gegen die Spartaner kämpfen zu können, mit dem Tissaphernes aus. Das konnte dem schlauen Dercyllidas nicht entgehen. Um daher zuvor zu kommen, eröffnete er mit dem Frühjahre 396 v. Chr. wieder die Feindseligkeiten gegen die beiden Satrapen. In Karien stieß er plötzlich und unerwartet auf die vereinte feindliche Macht. Ein gewaltiger Schrecken bemächtigte sich aller seiner Truppen und alle ergriffen die Flucht, ehe Dercyllidas die nöthigen Befehle ertheilt hatte. Statt indessen die Griechen zu verfolgen, ließ man dem Dercyllidas Zeit, sein Heer wieder zu sammeln. Nun wurde mit ihm ein neuer Waffenstillstand auf unbestimmte Zeit verabredet. Beiderseits wollte man Befehle von Susa und Sparta einholen.

In Sparta war indessen der König Agis gestorben. Die Streitigkeiten, welche sich dort wegen der Thronfolge erhoben, wurden durch Lysander und seine Partei zu Gunsten des Agesilaus, eines Bruders des Agis und Sohnes des Archidamus, entschieden. Diesem übertrugen die Spartaner die Leitung des Krieges in Klein-Asien. Noch in demselben Sommer gelangte er, da die verlängerte Zeit des Oberbefehles für Dercyllidas abgelaufen war, mit einer Verstärkung von 8000 Kriegern unter Begleitung des Lysander und 30 anderer aus altspartanischen Geschlechtern bei Ephesus an. Tissaphernes erschrak und bot, um Zeit zu gewinnen, dem spartanischen Könige einen dreimonatlichen Waffenstillstand an, der ihm vom Könige gewährt wurde. Nach Ablauf dieser Zeit ließ er nun dem Agesilaus die Wahl zwischen einem freien Abzuge aus Asien oder einem offenen Kampfe mit seinen Heerschaaren. Ohne Verzug ergriff der König diese Gelegenheit, sein Waffenglück zu versuchen. Er brach mit seiner Mannschaft auf, nahm in großen Eilmärschen seine Richtung nach Phrygien und bekam, ehe sich der Satrap, der in Karien einen Angriff erwartete, versah, ganz Phrygien in seine Gewalt. Durch diesen glücklichen Ueberfall ermuthiget, machte er, ohne sich um den nachfolgenden Feind zu bekümmern, noch einen Einfall in die Satrapie des Pharnabazus und kehrte dann, als er merkte, daß es ihm an Reiterei fehlte, unangefochten nach Ephesus ins Winterquartier zurück. Die ungeheure Beute, welche er von seinem Zuge mitgebracht hatte, bot dem unermüdet thätigen Agesilaus eine reichliche Quelle dar, um die ihm fehlende Waffengattung zu bilden, so wie überhaupt sich ein taugliches und völlig ergebenes Heer zu schaffen.

Mit dem nächsten Frühjahre, 395 v. Chr., machte sich der König mit seinem wohlgerüsteten Heere auf und nahm seinen Marsch nach Lydien. Erst am dritten Tage holte die persische Reiterei den König ein, der geradezu den Weg nach Sardes eingeschlagen hatte. Es entspann sich ein Gefecht, welches nur so lange schwankte, bis die schwer bewaffneten Hellenen mit eingelegter Lanze hervorbrachen und die feindliche Reiterei in die Flucht trieben. Das ganze persische Lager mit

einer unermeßlichen Beute kam in die Hände der Spartaner; und der Umsturz der persischen Herrschaft in Klein-Asien war vorauszusehen, hätte sich Agesilaus nicht mit dem neuen Satrapen Tithraustes in Unterhandlungen eingelassen. Dieser, vom Hofe zu Susa beauftragt, den Kopf des Tissaphernes nach morgenländischer Sitte einzusenden und die Satrapie desselben zu übernehmen, knüpfte sogleich mit dem Könige Unterhandlungen an und brachte es durch sein gewandtes und verschlagenes Benehmen dahin, daß Agesilaus gegen Empfang von 30 Talenten sein Heer gegen Pharnabazus wendete. In der Gegend von Kyme erhielt der König von Sparta die Nachricht, daß ihm auch der Oberbefehl über die Flotte übertragen sei. Er traf sofort die nöthigen Anstalten, eine ansehnliche Flotte auszurüsten und überwies sie dann seinem Schwager Pisander, einem zwar muthigen und ehrliebenden, aber des Seewesens völlig unkundigen Manne. Er selbst rückte noch im Spätsommer mit seinem Landheere in das Gebiet des Pharnabazus und nahm sogar Daskylium, die gewöhnliche Residenz des Statthalters. Als nun Pharnabazus wohl einsah, daß der spartanische Held mit der Gewalt der Waffen nicht zu besiegen sei, so wollte der geschmeidige Höfling doch wenigstens die List der Unterhandlung versuchen. Und wirklich spielte der Asiate so geschickt seine Rolle, daß er von dem treuherzigen Spartaner die Zusicherung erhielt, sein Gebiet so lange, als er anderswo noch Feinde fände, unangetastet zu lassen.

Schon schickte sich Agesilaus an, die Waffen wider Tithraustes zu kehren, als er plötzlich von seiner siegreichen Laufbahn zur Vertheidigung seines Vaterlandes zurückberufen wurde. Denn Tithraustes hatte durch heimliche Bestechungen und treulose Aufwiegelungen mehrere griechische Staaten, welche an und für sich mit Sparta's drückender Hegemonie schon längst unzufrieden waren, zu einem Waffenbunde gegen Sparta zu vereinigen gewußt.

---

91. Der Korinthische Krieg.

(Nach G. R. Sievers, Geschichte Griechenlands vom Ende des peloponnesischen Krieges bis zur Schlacht bei Mantinea.)

Mit weiser Umsicht hatte der große Perikles den Grundsatz geltend gemacht, daß Athen sich nicht in weite gefährliche Unternehmungen einlassen, daß es seine Kräfte zusammenhalten und vor Allem seine Stellung zu den Staaten des Mutterlandes sichern müsse. Die Abweichung von diesem Grundsatze hatte den Athenern ihre Herrschaft und ihre Freiheit gekostet. Als nun die Lacedämonier dadurch, daß sie den Kampf gegen Persien begannen, dieses auch auf ihre Verhältnisse anzuwendende System übertreten hatten, büßten sie freilich nicht so schwer wie die Athener, da sie, besonnener als diese, nicht ihre ganze Macht auf das Spiel setzten, erlitten jedoch nicht unbedeutende Verluste, und stürzten

sich in die bedrohlichsten Gefahren. Persien, durch ihren Angriff aufgeschreckt, suchte, um den Agesilaus aus Asien zu entfernen, die Spartaner durch Bewegungen in Griechenland zu beschäftigen, und bei der damals gegen Sparta herrschenden Erbitterung bedurfte es auch nur eines geringen Anstoßes, um eine solche Bewegung hervorzurufen.

Tithraustes nämlich, welcher die Hinrichtung des Tissaphernes vollzogen und vorläufig die Stelle desselben eingenommen hatte, schickte den Rhodier Timokrates nach Griechenland ab mit 50 Talenten und mit dem Auftrage, diese Summe unter die Demagogen zu vertheilen, welche sich dagegen verpflichten sollten, ihre Staaten zum Kriege mit Sparta zu bewegen. In Theben, Argos und Korinth werden uns nun eine Anzahl Männer genannt, welche durch das von den Persern gebotene Geld sich hatten bestechen lassen. Diese Demagogen bemühten sich nun, die Erbitterung gegen Sparta zu vergrößern und die Staaten zu einer Vereinigung zu bewegen. Auch die Athener, obgleich sie das persische Geld nicht angenommen hatten, waren bereit, sich den Feinden Sparta's anzuschließen.

Um den Ausbruch des Krieges zu beschleunigen, veranlaßten die thebanischen Demagogen die opuntischen Lokrer, mit den Phociern Händel anzufangen, und beredeten die Thebaner, jenen zu Hülfe zu kommen. Die Phocier wandten sich nach Laecdämon, und dieses ergriff seinerseits mit Freuden die Gelegenheit, die Thebaner für ihre fortgesetzte Widerspänstigkeit zu züchtigen. Lysander erhielt den Auftrag, ein Heer in Phocis und Thessalien zusammenzubringen und gegen Haliartus vorzurücken; daselbst sollte an einem bestimmten Tage der König Pausanias mit einem aus Lacedämoniern und Peloponnesiern bestehenden Heere zu ihm stoßen, in der That ein mit großer Umsicht entworfener Plan; die bei Haliartus vereinigten Heere sollten dann ohne Zweifel das von allen Bundesgenossen verlassene Theben angreifen. Als die Thebaner aber merkten, daß es mit dem Kriege Ernst wurde, flehten sie die Athener um Hülfe an, welche dann ein Schutzbündniß mit ihnen schlossen und anfingen, sich zu rüsten.

Lysander, welcher mit gewohnter Thätigkeit Truppen an sich gezogen hatte, traf vor dem Pausanias bei **Haliartus** ein. Vergeblich erwartete er hier den König, denn den Brief, in welchem ihm Lysander die Zeit seiner Ankunft meldete, hatten die Thebaner aufgefangen, und dadurch von der Lage der Dinge unterrichtet, ihre Vorbereitungen getroffen. Nachdem sie ihre Stadt den herbeigeeilten Athenern anvertraut, hatten sie einen Theil ihres Heeres in Haliartus hineingeworfen, mit dem andern standen sie vor dieser Stadt. Des Wartens überdrüssig, machte nun Lysander einen Angriff auf die Mauern. Ihm rückten die Thebaner, die außerhalb der Stadt waren, nach; zugleich wurde ein Ausfall aus der Stadt bewerkstelligt; da sank Lysander, getödtet von einem Haliartier, und mit ihm der Muth der Spartaner; sie ergriffen sogleich die Flucht, wandten sich aber um, als die Thebaner sie zu ungestüm bis auf die Hügel verfolgten, und tödteten viele

von ihnen; im Ganzen aber war der Verlust der Spartaner beträchtlich größer, als der ihrer Feinde.

Die Schlacht bei Haliartus führte die wichtigsten Folgen für Griechenland herbei; sie zeigte, daß die Spartaner noch besiegt werden konnten, erfüllte so die Feinde Sparta's mit Muth und Selbstvertrauen und weckte sie zu größerer Thätigkeit. Jetzt schließen Theben, Athen, Korinth und Argos ein Bündniß mit einander, und errichten einen Bundesrath für die gemeinsamen Kriegsunternehmungen, welcher in Korinth seinen Sitz hatte und zu welchem jeder der verbündeten Staaten seine Abgeordneten sandte. Dieses Synedrium forderte nun die Staaten zum Abfalle von Sparta auf, und fand auch bei vielen die größte Bereitwilligkeit. Denn sogleich traten dem Bunde bei Euböa, Leukas, die Akananier, Ambracia und die chalcidischen Städte. In dem Peloponnes aber war die Furcht vor dem nahen Sparta noch überwiegend; keiner der dortigen Staaten wagte es, sich loszureißen. Desto glücklicher waren die Waffen der Verbündeten im nördlichen Griechenland. Darauf zogen diese ihre Streitkräfte bei Korinth zusammen, wohl in der Absicht, den Peloponnesiern zu der ersehnten Befreiung vom spartanischen Joche zu verhelfen. Da schien es den Spartanern nothwendig, diesem Unternehmen zuvorzukommen, und sie beschlossen deßhalb, noch ehe Agesilaus, der zu schleuniger Rückkehr aufgefordert wurde, anlangte, ein Heer auszusenden. Dieses rückte denn (im Frühling 394) unter dem Aristodemus, dem Vormunde des jungen Königs Agesipolis, ins Feld. Die Verbündeten, welche sahen, daß das Heer der Spartaner bei weiterm Vorrücken immer stärker wurde, beschlossen, sie nicht erst in Korinth zu erwarten, sondern sie noch vor ihrer Vereinigung mit den Bundesgenossen anzugreifen. Während sie sich noch beriethen, hatten die Lacedämonier schon die Arkadier und die übrigen Peloponnesier an sich gezogen und schon Sicyon erreicht. Zahlreich waren die Streitkräfte, welche sich nun gegenüber standen, so zahlreich, wie Hellas sie selten aufgeboten hat. Beide Parteien waren von einer Erbitterung beseelt, welche um so heftiger sein mußte, je länger sie verhalten worden war. Alles ließ einen großen und entscheidenden Kampf erwarten. Den Verlauf der Schlacht müssen wir, da es uns an sonstigen Nachrichten darüber fehlt, dem Xenophon nacherzählen. Nach demselben nun waren die Peloponnesier überall geschlagen und zurückgedrängt worden, und schon kehrten die Verbündeten von ihrer Verfolgung zurück, als die Spartaner, nachdem sie die Athener besiegt hatten, ihnen in den Rücken fielen, und unter ihren Schaaren, welche durch das Verfolgen in Unordnung gerathen waren, ein furchtbares Blutbad anrichteten. Jetzt suchten die Verbündeten in Korinth ihre Rettung, fanden aber die Thore verschlossen und mußten sich in ihr Lager zurückbegeben. Jedoch erreichten die Spartaner durch ihren Sieg, daß der Widerstand, der sich gegen sie erhoben hatte, gehemmt, und daß ihr Einfluß und ihre Macht in dem Peloponnes gesichert wurde. Zugleich ward der Eindruck, den

die Schlacht bei Haliartus bei ihren Feinden hervorgebracht hatte, wieder getilgt.

Mit wie wenig Umsicht von Seiten der Verbündeten der Krieg geleitet wurde, beweis't besonders der Umstand, daß sie dem Agesilaus, welcher aus Asien zurückgerufen, in Eilmärschen über den Hellespont, Thracien und Macedonien heranrückte, nicht größere Hindernisse in den Weg zu legen suchten.

In der Ebene von Koronea trafen die Heere zusammen. Agesilaus schlug nach kurzem Kampfe die gegen ihn aufgestellten Argiver zurück, welche auf den Helikon flohen. Die Thebaner dagegen brachten die Orchomenier zum Weichen; da sie aber die Flucht der Argiver vernahmen, suchten sie gleichfalls den Helikon zu erreichen. Agesilaus, der in der Schlacht schwer verwundet worden war, begab sich nach Delphi, um dem Gott den zehnten Theil der asiatischen Beute darzubringen, welcher nicht weniger als 100 Talente betrug. Außer dieser reichen Beute brachte er seinem Staate auch ein trefflich geübtes und krieggewohntes Heer zurück, so daß die Spartaner wenigstens hierin einen Ersatz hatten für die Gefahren und Verlegenheiten, welche die asiatischen Unternehmungen ihnen andererseits verursachten.

Durch den Angriff der Spartaner aufgeschreckt und gereizt, hatten die Perser, noch ehe sie auf den Gedanken gekommen waren, einen Krieg in Griechenland zu erregen, schon einen anderen Versuch gemacht, die Gefahr, mit welcher sie bedroht wurden, von sich abzuwenden; sie hatten es nämlich auf Betrieb des Konon unternommen, den Spartanern die Meeresherrschaft zu entreißen.

Konon hatte sich nach der Schlacht bei Aegospotamos mit den wenigen geretteten Schiffen zu Euagoras, dem Herrscher des cyprischen Salamis, geflüchtet und bei diesem, der sich athenischer Abstammung rühmte, eine freundliche Aufnahme gefunden. Doch nicht zufrieden, sich und die Seinigen gerettet zu haben, behielt er sein damals so tief gedemüthigtes Vaterland stets in den Augen. Durch den Euagoras mochte er gehofft haben, mit den persischen Großen und dem Könige in Verbindung zu kommen, und so mit Hülfe der Perser die Macht Athens wieder aufzurichten.

Pharnabazus soll zugleich, da ihm am meisten daran lag, die Spartaner aus Asien zu entfernen, dem Könige gerathen haben, eine Flotte auszurüsten und den Befehl über dieselbe dem Konon anzuvertrauen. Der König, welcher von Konon selbst einen Brief erhalten hatte, willigte in diesen Vorschlag. Pharnabazus erhielt 500 Talente zur Ausrüstung einer Flotte, und Konon ward zum Befehlshaber derselben ernannt.

Inzwischen hatten die Spartaner dem Agesilaus nach seinem Siege über den Tissaphernes auch die Verfügung über die Flotte überlassen (Sommer 395). Da sollen denn die asiatischen Städte aus Liebe zum Agesilaus sich beeifert haben, den Spartanern viele Schiffe zu liefern, so daß die Flotte mit 120 neuen Schiffen verstärkt worden sei. Den

Oberbefehl über diese Streitkräfte vertraute nun Agesilaus seinem Schwager, dem Pisander an, welcher uns als ein sonst wackerer, des Seewesens aber unkundiger Mann geschildert wird.

Bei Knidus machten die beiderseitigen Flotten den Angriff auf einander; die Bundesgenossen auf dem linken spartanischen Flügel ergriffen sogleich die Flucht, eilten dem Lande zu und suchten sich zu retten. Pisander aber, der auch das Land erreicht hatte, setzte bei seinem Schiffe den Kampf fort und fand hier seinen Tod. Fünfzig Trieren und 500 Gefangene fielen in die Gewalt der Sieger.

Ueberraschend aber sind die Folgen dieses denkwürdigen Ereignisses: verschwunden ist die Flotte der Spartaner in den asiatischen Gewässern, und wie mit einem Schlage zertrümmert liegt ihre Meeresherrschaft.

Pharnabazus aber war in seinem Hasse noch nicht befriedigt; für das Unrecht, welches die Lacedämonier ihm zugefügt hatten, wollte er noch schwerere Vergeltung an ihnen üben; in Griechenland selbst sollten sie bekämpft und ihre Landschaft verwüstet werden. Konon, der gewiß nicht unterließ, diese ihm so willkommene Stimmung der Satrapen zu erhalten und zu steigern, wurde beauftragt, die Flotte zu verstärken und neue Truppen zu werben. Und so traten im nächsten Frühlinge (393 v. Chr.) Pharnabazus und Konon ihren Zug nach Griechenland an. Nachdem die Cykladen sich ohne Widerstand ergeben hatten, unternahmen sie von Melus aus einen Angriff auf Lakonika, bewerkstelligten eine Landung bei Pherä und verwüsteten die Küsten. Sie bemächtigten sich darauf mit leichter Mühe der Insel Cythera. Von da begaben sie sich nach dem Isthmus und beredeten sich mit dem zu Korinth anwesenden Synedrium. Hier forderte Pharnabazus die Verbündeten zu einer thätigen Fortsetzung des Krieges auf und erhöhte ihren Eifer, indem er ihnen eine Geldsumme zurückließ, die zu der Besoldung von Miethtruppen und zur Ausrüstung einer Flotte im korinthischen Meerbusen verwendet wurde; er selbst begab sich darauf nach Asien zurück. Dem Konon aber, der ihm vorstellte, daß durch die Wiederaufrichtung der athenischen Mauern erst die Demüthigung Sparta's vollendet und Persiens Einfluß auf Griechenland gesichert würde, hinterließ er einen Theil der Flotte und der Gelder. Konon schritt nun zu dem Werke, wodurch seine edlen Bestrebungen für die Erhebung seines Vaterlandes gekrönt werden sollten; er begab sich nach Athen und begann den Wiederaufbau der Mauern.

Jetzt erst konnte Athen wieder eine feste und freie Stellung einnehmen, es konnte sich wieder der Aufgabe zuwenden, welche ihm durch seine ganze Lage und durch seine größten Staatsmänner vorgezeichnet worden war, nämlich die Herrschaft des Meeres zu erlangen und von hier aus über Griechenland zu gebieten. Und höchst günstige Umstände schienen die Erreichung dieses Zieles zu befördern. Seit der Vernichtung der spartanischen Flotte gab es keine hellenische Seemacht mehr, die den Athenern die Herrschaft streitig gemacht hätte, und die Perser hatten, seitdem die Rache des Pharnabazus befriedigt wurde, nach ihrer

gewohnten Weise ihren Sieg nicht weiter verfolgt. Auch benutzte Konon diese Umstände, um die Vortheile, welche persisches Geld und persische Schiffe errungen hatten, seinen Athenern zuzuwenden; ihnen gewann er die Seestaaten, ihnen verschaffte er die von Persien aufgegebene Meeresherrschaft.

Bald aber traten dem Konon von einer Seite, woher er es am wenigsten erwartet hatte, große Hindernisse entgegen. Es kam Alles darauf an, daß die Perser die Endzwecke des Konon nicht durchschauten, wie sie bis jetzt, von ihrem Hasse gegen Sparta hingerissen, sie noch nicht durchschaut hatten. Da unternahmen es aber die Lacedämonier, deren Besorgniß durch die Wiederherstellung der athenischen Mauern aufs Höchste gestiegen war, den Persern die Augen zu öffnen. Ein zu diesem Zwecke taugliches Werkzeug wurde ihnen Antalcidas, der, wie einst Lysander, sich nicht scheute, zur Erreichung seines Zweckes Alles, was heilig war, aufzuopfern. Antalcidas trat mit der Versicherung auf, daß sein Staat vor Allem Frieden mit dem Perserkönige wünsche, ihm auch gern das asiatische Festland überlasse, jedoch verlange, daß die Inseln und die übrigen Staaten autonom sein sollten.

Wie den Hellenen gegenüber dieses als eine Forderung der Gerechtigkeit geltend gemacht wurde, so wies Antalcidas jetzt darauf hin, wie die Autonomie der einzelnen Staaten Griechenland schwächen und an jedem Unternehmen gegen Persien hindern würde. Der Perser, zu unbeholfen, um zu durchschauen, wie sehr Sparta's Macht durch die Zerstückelung der größeren Staaten gehoben werden mußte, war über die Reden des Antalcidas höchst erfreut. Daher schloß Artaxerxes den sog. Antalcidischen Frieden ab (387) unter der Bedingung, daß alle griechischen Städte in Kleinasien, für deren Befreiung Agesilaus so glücklich als muthig gekämpft hatte, nebst der Insel Cypern den Persern unterworfen sein sollten, nur Lemnos, Imbros und Skyros sollte Athen behalten, alle anderen hellenischen Städte aber autonom oder unabhängig sein. Dieser schimpfliche Friede bezweckte hauptsächlich, Theben zu schwächen, indem es auf die Hegemonie über die böotischen Städte verzichten mußte.

---

92. Charakteristik des Königs Agesilaus II.

(Nach Gust. Friedr. Hertzberg, das Leben des Königs Agesilaos von Sparta.)

Agesilaus hat das Glück gehabt, daß seine Thaten und sein Charakter von seinem treuen Waffenbruder Xenophon, der nur wenige Jahre nach ihm starb, in dem glänzendsten Lichte dargestellt worden sind. Den Lorbeer, welchen der gefeierte Geschichtschreiber um die Schläfe seines Freundes gewunden, hat das Alterthum dem Agesilaus nicht bestritten. Mehr noch, die glänzenden Phrasen jenes enthusiastischen Lobredners, dessen Panegyricus auf Agesilaus so lange gläubig

als ein Werk des Xenophon gepriesen wurde, jenes Rhetors, welcher den tapfern Spartanerkönig mit allen menschlichen und ritterlichen Tugenden schmückt, haben wesentlich dazu beigetragen, daß man den Agesilaus bis tief in die neue Zeit hinein zu den größten Männern der antiken Welt gezählt hat. Um so greller tritt nun der Contrast zwischen diesen idealen Schilderungen und dem Bilde hervor, welches mehrere neuere Forscher von dem alten Fürsten entwerfen.

Es ist wahr, Agesilaus ist weder der edelste König, noch der größte Staatsmann gewesen, den Sparta überhaupt hervorgebracht hat. Sein Haupt umgibt nicht die Aureole des Leonidas; der glühende Enthusiasmus eines Kleomenes' III. ging ihm gänzlich ab. Anmuthiger sind die Heldengestalten des Brasidas und Kallikratidas, und als Staatsmann steht der düstere Lysander hoch über ihm. Dagegen kennen wir keinen König von Sparta, der einen so gewaltigen Einfluß auf seine Zeitgenossen gewonnen; keinen, der während einer langen Regierung mit solcher Thatkraft geschaltet, sein königliches Ansehen so fest begründet, seinen Staat und sein Volk so entschieden repräsentirt hätte, wie dieser Agesilaus. Er entfaltete in der That eine Reihe von glänzenden Eigenschaften. Seine Gleichgültigkeit gegen Genüsse, seine einfache Lebensweise, seine heitere Ausdauer unter Beschwerden jeder Art, seine strenge Gesetzlichkeit waren Folgen der harten lykurgischen Zucht. Eine gewisse stolze Bescheidenheit, gewinnende Liebenswürdigkeit und Leutseligkeit und muntere Laune, hingebende Treue gegen seine Freunde waren ferner besondere Zierden eines Fürsten, der im öffentlichen Leben beständig unerschütterliche Kraft und zähe, unbeugsame Consequenz an den Tag legte. Indessen ist das nur erst die eine Seite dieses merkwürdigen Mannes. Eine unbefangene Betrachtung seines vielbewegten Lebens zeigt uns das traurige Schauspiel allmählicher, unablässiger Entartung eines von Hause aus vortrefflichen Charakters. Es wurzelt aber diese Entartung nicht gerade in den schlechtesten Eigenschaften dieses Königs. In dem Herzen des Agesilaus verschmolzen leidenschaftlicher Patriotismus und brennender Ehrgeiz auf eine wunderbare Weise. Unläugbar steht bei ihm der Ehrgeiz für Sparta in der ersten, der für sich selbst nur in der zweiten Linie.

Das ehrgeizige Streben des Königs, die Macht seines engern Vaterlandes zu erhalten und zu erweitern, für sich das höchste Ansehen in Sparta und die Rolle des Schiedsrichters in den hellenischen Angelegenheiten zu erringen, die nordischen Feinde seines Sparta, die ihn so tief beleidigt, zu demüthigen — fördert die Entwicklung der unlauteren Elemente seines Charakters, läßt auch seine edelsten Eigenschaften allmählich verwildern. Agesilaus kennt endlich keinen andern Maßstab seiner Handlungsweise mehr, als das nackte Interesse, den handgreiflichen Vortheil seines Staates. So ist der alte Fürst in der That der vollendete Repräsentant des spartanischen Volkes in seinem Zeitalter geworden. Er kennt kein Recht mehr außer dem der Spartaner, keinen anderen mehr als einen engherzigen lakonischen Lokalpatriotismus.

So bleibt allerdings von dem großen Manne, zu dem ihn seine Bewunderer machen, nur wenig übrig. Und auch seine Thätigkeit als Staatsmann und Feldherr bietet nur wenig Licht so starkem Schatten gegenüber. Agesilaus zeigt sich, sobald er die Politik des spartanischen Staates zu leiten hat, in gar vielen Stücken als einen Schüler des Lysander. Er entfaltet dieselbe energische Consequenz, dieselbe Geschicklichkeit in politischen Manövern; dagegen den anderen Hellenen gegenüber etwas weniger Uebermuth, Wildheit, blutige Härte und grausame Willkühr — aber auch nicht die kühne Genialität des alten Nauarchen. Wohl aber nimmt er (denn einen neuen, schöpferischen Gedanken suchen wir bei Agesilaus umsonst) den gewaltigen Plan des Lysander, Sparta zum herrschenden Staate in ganz Griechenland zu machen, in unveränderter Gestalt wieder auf. Das allein aber darf uns noch nicht bestimmen, den alten Fürsten unter die hellenischen Staatsmänner ersten Ranges zu zählen. Es ist wahr, Agesilaus hat diesen Plan mit rücksichtsloser Thatkraft und großer Klugheit verfolgt und sein Ziel für einen Augenblick auch wirklich erreicht. Eine Politik aber, die ohne alle sittliche Motive nur auf den unmittelbaren Erfolg speculirt, darf auch nur nach ihrem Erfolge beurtheilt werden. Nun sehen wir aber, wie wenig schließlich die Politik des Agesilaus durch den Erfolg gerechtfertigt wird, wie wenig er selbst im Stande ist, das Errungene zu behaupten, wie theuer die Spartaner den kurzen Traum ihrer „Weltstellung", den neuen Glanz ihres Königthums bezahlen müssen!

Als Heerführer zeigt sich Agesilaus eben so wenig schöpferisch denn als Staatsmann. Seine glänzendsten Siege hat er über Barbaren erfochten, in Asien und Aegypten. Bei seinen hellenischen Feldzügen aber hat er (die Schlacht von Koronea ausgenommen) sich auf entschiedene Schläge eigentlich niemals eingelassen; den Ruf seiner Unbesiegbarkeit verdankt er vorzüglich seiner klugen Vorsicht und der Gewandtheit, mit welcher er namentlich den kleinen Krieg führte. Dagegen muß man ihm den Ruhm lassen, daß er mit dem vorhandenen Material gethan hat, was er irgend konnte. Es ist in der That aller Ehren werth, daß er mit der veralteten spartanischen Taktik noch so viel erreicht hat. Reich an List und Hülfsmitteln, in seinen Bewegungen schnell und gewandt, wohl befähigt, seine Krieger ungestüm mit sich fortzureißen, an Ausdauer unter Leiden und Strapazen, wie an heldenmüthiger Tapferkeit allen voranleuchtend, um das Wohl seiner Soldaten auf das Sorglichste bemüht — darf er wohl den ausgezeichnetsten hellenischen Heerführern vor Epaminondas beigezählt werden. Nun aber wollte es sein Unstern, daß sein großer Zeitgenosse Epaminondas ihm noch als Rächer der gemißhandelten Thebaner entgegentreten sollte. Nicht genug, daß er den Ruhm der spartanischen Waffen, bald auch den Rest spartanischer Herrschermacht zertrümmerte, so hat dieser gewaltige Mann dem staunenden Zeitalter auch gezeigt, daß er zugleich als ein genialer Feldherr und Staatsmann glänzen, eine von jeder Selbstsucht freie Vaterlandsliebe entfalten und doch auch den Ruhm der edelsten Humanität mit

Recht für sich beanspruchen konnte. So sah sich Agesilaus noch bei Lebzeiten von seinem großen Gegner auf allen Gebieten seines Ehrgeizes tief in Schatten gestellt. Und wenn auch Epaminondas in kühnem Vorwärtsstürmen die Kraft seines Volkes, dem er zu Vieles und zu Großes auf ein Mal zugemuthet, rasch erschöpft hat, wenn auch auf seinen Schöpfungen der Fluch dieser Zeit ruhte, der nur die Keime der Zerstörung zu üppigem Wachsthum gedeihen ließ, so ist das doch dem Agesilaus in keiner Weise zu Gute gekommen. Mit Einem Worte, die Lebensgeschichte des alten Spartanerkönigs — im Einzelnen oft so nüchtern und prosaisch — erscheint uns, im Ganzen betrachtet, mit ihrem jähen Schicksalswechsel und ihren dramatischen Wendungen als eine ergreifende, finstere Tragödie.

---

93. Thebens Befreiung.

(Nach G. R. Sievers, Geschichte Griechenlands seit dem Ende des peloponnesischen Krieges.)

Seit einiger Zeit hatte Olynthus in Thracien ein bedeutendes Uebergewicht erlangt, viele hellenische und macedonische Städte unterworfen oder mit sich vereinigt und schon Unterhandlungen zu einem Bündnisse mit Athen und Theben angeknüpft. Als aber auch Akanthus und Apollonia von den Olynthiern bedroht wurden, flehten diese Städte die Spartaner um Beistand an, und ihr Gesuch wurde von dem macedonischen Könige Amyntas, der schon einen ansehnlichen Theil seines Gebietes an die Olynthier verloren hatte, unterstützt.

Wichtig waren die Vortheile, welche der olynthische Krieg schon an und für sich den Spartanern brachte; noch vortheilhafter aber schien eine andere Maßregel zu werden, zu welcher die Spartaner durch diesen Krieg veranlaßt wurden.

Tief gedemüthigt war Theben durch die Erfüllung der antalcidischen Bedingungen: der böotische Bund, für diesen Staat eine Lebensfrage, war aufgelös't worden, und im Innern wurde die Kraft durch die zu neuen Hoffnungen gehobene oligarchische Partei gelähmt. Gleichwohl war die demokratische Partei keineswegs unterdrückt. Vielmehr ist der Umstand, daß im Jahre 383 der Demokrat Ismenias und der Oligarch Leontiadas als Polemarchen an der Spitze des Staates standen, ein Beweis dafür, daß die beiden Parteien sich das Gleichgewicht hielten.

Als nun ein spartanisches Heer unter Phoebidas, auf dem Marsche nach Olynthus begriffen, in der Nähe Thebens eingetroffen war und dicht vor der Stadt sich gelagert hatte, machte Leontiadas dem Phoebidas den Antrag, die Kadmea zu besetzen, die er ihm überliefern wolle. Das Vortheilhafte des Vorschlages war zu einleuchtend, als daß es noch der Ueberredungskünste bedurft hätte, um den Phoebidas zur Annahme zu bewegen. Um die Mittagszeit nun, da bei der Sonnenhitze

die Straßen menschenleer waren, bestieg Leontiadas ein Pferd, eilte dem Phoebidas, der schon ausgerückt war, nach, führte ihn mit seinem Heere auf die Burg und übergab ihm die Schlüssel der Thore. Dann ging er in den Rath und befahl kraft seines Amtes als Polemarch, den Ismenias zu verhaften. Die, welche um den Plan wußten, waren schon herbeigeeilt und thaten, was er befahl. Von denen aber, die nicht darum wußten und zu der Gegenpartei gehörten, flohen die Einen sogleich aus der Stadt, die Anderen aber zogen sich vorläufig in ihre Häuser zurück; als sie aber erfuhren, daß Ismenias gefesselt nach der Kadmea gebracht sei, so begaben sie sich nach Athen, im Ganzen drei- oder vierhundert an der Zahl.

Vor etwa 20 Jahren war Athen in gleicher Lage gewesen, wie jetzt Theben. Damals hatten auch viele patriotisch gesinnte Athener freiwillig oder gezwungen ihre Vaterstadt verlassen, viele von ihnen hatten ihre Zuflucht in Theben gesucht und wohl gerade bei denen, die jetzt als Hülfesuchende nach Athen kamen, oder bei deren Eltern und Ver- Verwandten eine freundliche Aufnahme gefunden. Die Athener zeigten, daß sie der empfangenen Wohlthaten eingedenk waren. Denn als sie jetzt von den Spartanern aufgefordert wurden, den durch die Bundesgenossen für gemeinsame Feinde erklärten thebanischen Flüchtlingen den Aufenthalt in ihrer Stadt zu verweigern, so wiesen die Athener, obgleich damals der Uebermacht Sparta's keineswegs gewachsen, diese Forderung mit Verachtung zurück.

Pelopidas stellte seinen Mitverbannten vor, wie schmachvoll und frevelhaft es sein würde, wenn sie zugäben, daß ihre Vaterstadt durch die Oligarchen und durch die Spartaner tyrannisirt werde. Er forderte sie auf, für das höchste Gut auch das Leben einzusetzen; er erinnerte sie an die Kühnheit des Thrasybulus: wie dieser einst Athen von Theben aus befreit hätte, so müßten sie Theben von Athen aus befreien.

Und doch wäre es bei aller Vaterlandsliebe und Kühnheit den Flüchtlingen nimmermehr gelungen, die Tyrannen zu stürzen, wenn ihnen nicht von Theben aus Hülfe und Mitwirkung geworden wäre. Denn eine Anzahl patriotisch gesinnter Männer war in Theben zurück geblieben. Einige von diesen wußten ihre Gesinnung so zu verbergen, daß die Machthaber sie für die Ihrigen hielten und sie sogar mit ihrem Vertrauen beschenkten, wie Charon und Phyllidas; diese sollten ihnen den Untergang bereiten. Phyllidas war sogar Schreiber bei den Polemarchen geworden und wurde als solcher mit einem Auftrage nach Athen geschickt. Hier setzte er sich mit seinen flüchtigen Landsleuten in Verbindung und verabredete mit ihnen den Plan der Befreiung. Eine Anzahl Flüchtlinge sollte sich an einem Abende unvermerkt in die Stadt einschleichen und in dem Hause des wohlgesinnten Charon mit denen zusammentreffen, welche in Theben für die Verschwörung gewonnen sein würden. Phyllidas aber wollte die Machthaber, denen er schon vor längerer Zeit ein Festmahl und Tänzerinnen versprochen hatte, in sei-

nem Hause bewirthen und trunken machen, dann sollten die Verschworenen über sie herfallen.

An dem bestimmten Tage (gegen Ende des Jahres 379 v. Chr.) versammelten sich nun die Flüchtlinge in der Gegend von Thria, an der böotischen Grenze, und beschlossen, daß, während die Mehrzahl hier blieb, wenige von ihnen es versuchen sollten, nach Theben zu gelangen, um die Tyrannen zu tödten. Das Wagestück nahmen zwölf Männer freiwillig auf sich, unter welchen Pelopidas sich befand. Nachdem sie den Cithäron überschritten, sich wie Landleute verkleidet und dann sich getrennt hatten, schlichen sie sich einzeln in die Stadt ein und gelangten in das Haus des Charon. Hier trafen nach und nach alle Verschworene — ihrer waren im Ganzen 48 — zusammen, und der Weissager war beschäftigt, für das glückliche Gelingen der That zu opfern, als sich ein lautes Klopfen an der Thüre vernehmen ließ und alsobald gemeldet wurde, daß zwei Diener des Archias draußen wären, die schon lange geklopft hätten und mit Ungestüm eingelassen zu werden begehrten. So sehr diese Botschaft beunruhigen mußte, so verlor Charon doch nicht die Gegenwart des Geistes. Er befahl, sie hereinzulassen, und trat ihnen entgegen mit einem Kranze auf dem Haupte, als wenn er geopfert und getrunken hätte. Die Diener brachten ihm den Befehl, sogleich zum Archias zu kommen. Jetzt glaubten Alle, daß der Plan verrathen sei, und daß sie sämmtlich umkommen würden, ohne einmal etwas Ruhmwürdiges gethan zu haben. Gleichwohl schien es nöthig, daß Charon dem Befehle Folge leistete, denn es war doch möglich, daß die Machthaber ihm etwas ganz Anderes aufzutragen hatten, oder daß sie nichts Bestimmtes wußten; durch sein Erscheinen konnte vielleicht aller Verdacht beseitigt werden. Charon trat also den Weg zu den Polemarchen an. Diese hatten sich unterdessen beim Phyllidas ganz den Freuden des Mahles überlassen und Archias war in einem solchen Zustande, daß er kaum aufstehen konnte, um dem eintretenden Charon entgegen zu gehen. Mit leichter Mühe gelang es dem Charon und dem Phyllidas, den Archias, dem nur dunkle Gerüchte über die Ankunft der Flüchtlinge zu Ohren gekommen waren, wieder zu beruhigen. Und die Polemarchen fingen wieder an zu zechen und gaben sich der ausgelassensten Freude hin; denn Phyllidas versicherte, daß die Tänzerinnen bald erscheinen würden. Kaum aber hatte sich Charon entfernt, als dem Archias ein Brief aus Athen gebracht wurde, mit der dringenden Aufforderung, ihn sogleich zu lesen. Der Brief enthielt, wie es sich später auswies, eine ins Einzelne gehende Darstellung der Verschwörung. Archias aber legte den Brief uneröffnet unter sein Polster mit den Worten: auf morgen das Wichtige, und ließ sich nicht weiter stören.

Als Charon nach seinem Hause zurückkam, waren die Verschwornen beschäftigt, sich zu bewaffnen und bereit, das Werk zu beginnen; sie wurden durch seine unvermuthete Wiederkehr und seine Mittheilungen nicht wenig ermuthigt. Sie hatten sich in zwei Abtheilungen gesondert, da Phyllidas auf den Wunsch des Archias den Leontiadas nicht mit

eingeladen hatte. Während nun die Einen, nur mit Dolchen bewaffnet, nach dem Hause des Leontiadas aufbrachen, zogen die Anderen zum Phyllidas; sie hatten Frauenkleider über ihre Panzer gezogen und hielten sich dicke Tannen- und Fichtenkränze vor, mit welchen sie ihr Gesicht beschatteten. Als sie sich nun an die Thüre des Eßzimmers hinstellten, erhob sich ein freudiges Geräusch und Beifallklatschen unter den Gästen, welche meinten, daß die Frauen gekommen seien. Als die Verschworenen aber im Kreise umhergeschaut und jeder seinen Gegner erspäht hatte, da zogen sie die Dolche und stürzten zwischen den Tischen hin auf den Archias und Philippus zu. Einige von den Dienern versuchten, Widerstand zu leisten, wurden aber niedergemacht, die übrigen eingesperrt, damit das Geschehene nicht zu früh durch sie ruchtbar werde. Denn noch wußte man nicht, ob dem Pelopidas und seinen Genossen ihr Werk gelungen sei. Schwieriger mußte die Ueberwältigung des Leontiadas werden, da dieser ein an Körper wie an Geist kräftiger Mann war und sich nicht in einem Zustand, wie Archias und Philippus, befand. Nachdem die Verschworenen lange an die Thüre geklopft hatten, wurde ihnen endlich aufgemacht, da sie vorgaben, einen Brief von dem Kallistratus aus Athen abgeben zu wollen. So wie die Thüre nur halb geöffnet war, drangen sie hinein, warfen den Diener nieder und eilten auf das Schlafgemach des Leontiadas zu. Leontiadas, durch das Getöse schon wach geworden, war eiligst aufgesprungen, hatte den Dolch gezogen und sich auf die Schwelle der Thüre hingestellt. Hier empfing er den zuerst eindringenden Kephisodorus und stieß ihn nieder; dann wurde er mit dem Pelopidas handgemein und ein heftiger Kampf entspann sich, der noch durch die Enge der Thüre und den Körper des Gefallenen, der dazwischen lag, erschwert wurde. Pelopidas erhielt eine Wunde am Kopfe, überwältigte aber endlich den Leontiadas, warf ihn nieder und tödtete ihn über dem halbentseelten Körper des Kephisodorus, der seinen Gegner noch sterben sah, dem Pelopidas die Rechte reichte und dann heiter verschied.

Mit dem anbrechenden Morgen erschienen die thebanischen Hopliten und Reiter; von der Grenze her trafen die Flüchtlinge ein, und eine Volksversammlung wurde gehalten. Zu dieser führten Epaminondas und Gorgidas die Tyrannenmörder, welche, wie Schutzflehende, Kränze vorhielten und die Bürger zum Kampfe für das Vaterland und für die Götter aufriefen. Bei diesem Anblick erhob sich die ganze Volksversammlung mit freudigem Zuruf und Beifallklatschen und empfing die Männer als Wohlthäter und Retter.

In dieser ersten Volksversammlung wurden nun Pelopidas, Mellon und Charon, die Männer, welche sich um die Befreiung die augenscheinlichsten Verdienste erworben hatten, zu Böotarchen gewählt.

Fürs Erste kam es den Thebanern darauf an, daß die spartanische Besatzung aus der Kadmea vertrieben wurde, ehe die Spartaner sie entsetzten oder Verstärkung schicken konnten. Bald traf ein 5000 Mann starkes athenisches Heer ein und außerdem eilten noch viele Freiwillige

aus Athen selbst und den böotischen Städten herbei, um die Thebaner beim Kampfe für ihre Freiheit zu unterstützen. Jetzt versuchten sie die Kadmea zu erstürmen, bei Tage und bei Nacht wiederholten sie ihre Angriffe. Aber die Kadmea war gut befestigt und die Besatzung, durch die Hoffnung auf baldigen Entsatz ermuthigt, leistete kräftigen Widerstand und schlug alle Angriffe zurück, bis endlich Mangel an Lebensmitteln eintrat, für welche wohl nicht gesorgt war, da man nichts weniger als Krieg erwartet hatte. So wurden die Harmosten gezwungen, mit den Thebanern wegen des freien Abzuges zu unterhandeln, der ihnen denn auch gewährt wurde.

So groß war übrigens die Gefahr, in welcher die junge Freiheit Thebens geschwebt hatte, daß die von der Kadmea nach dem Peloponnes abziehende Besatzung schon in Megara ein großes spartanisches Heer, welches zu ihrem Entsatze bestimmt war, vorfand.

---

94. Epaminondas und Pelopidas.

(Nach K. H. Lachmann, Geschichte Griechenlands von dem Ende des peloponnesischen Krieges, und B. G. Niebuhr, Vorträge über alte Geschichte.)

Epaminondas war entsprossen aus einer uralten, adligen, jedoch gänzlich verarmten Familie. Nichts destoweniger hatte er den sorgfältigsten Unterricht genossen, sowohl in den musischen Künsten, als in der Philosophie. Wenn durch hohe Bildung überhaupt, so zeichnete er sich noch mehr durch eine fast an das Dorische erinnernde Eigenthümlichkeit aus, welche, zum Theil wenigstens, nicht mit Unrecht von dem Einflusse der pythagoräischen Philosophie auf ihn abgeleitet werden dürfte. Es war dies das ruhige Ebenmaß und die erhabene Einfachheit seines ganzen Wesens, die Mäßigung seiner Gesinnungen, die Anspruchslosigkeit seines äußern Lebens, seine Abneigung vor allem Ordnungswidrigen, der edle, bisweilen schroff sich äußernde Stolz, der sich doch bei ihm mit wahrer Demuth verbinden konnte. Ein Zeitgenosse sagte, er habe nie einen Menschen gekannt, der mehr gewußt und weniger gesprochen habe, als Epaminondas. In das Geheimniß der Verschwörung zur Befreiung Thebens eingeweiht, mißbilligte er das Unternehmen, obgleich von der reinsten Vaterlandsliebe beseelt: denn er fürchtete die Ausschweifungen der radicalen Demokraten. Auch als die That beschlossen war, lieh er nicht seine Hand zu deren Ausführung, weil es ihm zuwider war, etwas gegen seine Natur zu thun; doch unterstützte er die Verschwornen nachher bereitwillig, so wie er bereits früher gesucht hatte, die Jünglinge mit Haß gegen die Unterdrücker zu erfüllen. Der Ruf seiner Bildung hatte schon damals einen Kreis um ihn gesammelt, welcher seine Lehre und seinen Umgang genoß. Doch lag es nicht in seinem Wesen, nach Ehrenstellen zu streben; die Häupter der Verschwörung hatten das erste Anrecht an die Dankbarkeit des Volkes, und wurden

ihm um so mehr vorgezogen, als seine, wenn auch im edelsten Sinne, aristokratische Eigenthümlichkeit einen merklichen Abstand von dem damaligen Volksgeiste bildete. Er verdankte seine erste Wahl zum Böotarchen besonders dem Einflusse seines Freundes Pelopidas und dem Rufe seiner Beredtsamkeit. Seitdem blieb er zwar im Besitze der höchsten Würden nur durch sein Verdienst, jedoch mit Unterbrechungen, wenn es der ihm feindlichen Partei gelang, ihn zu stürzen. Er ertrug aber alle Verfolgungen und alles Unrecht mit der Ruhe und Gelassenheit eines wahren Weisen. An seinem politischen Leben haftet nicht der geringste Flecken. Sein ganzes Dichten und Trachten war nur dem Gemeinwohle, der Macht und dem Glanze seines Vaterlandes gewidmet. Er war von allen persönlichen Zwecken frei. Keine Leidenschaft störte die Klarheit seines Geistes, selbst nicht die Ehrsucht, die gewöhnliche Leidenschaft großer Männer. Auf der höchsten, wie auf der niedrigsten Stelle erfüllte er seine Pflicht im Dienste des Staates mit gleicher Treue und Gewissenhaftigkeit. Von seiner Armuth wird fast Fabelhaftes erzählt. Sein ganzes Geräth soll in einem metallenen Topfe und einem Bratspieß bestanden haben; er hatte nur einen Mantel; als er in seiner zweiten Böotarchie, gewissermaßen als Hegemon Griechenlands, ins Feld rückte, mußte er sich hierzu 50 Drachmen von einem Freunde borgen. Alle Geschenke auswärtiger Fürsten wies er von sich. Die öffentlichen Leistungen, welche auf ihn kamen, mußten für ihn seine Freunde übernehmen. Schon in der Schlacht bei Mantinea (418) kämpfte er an der Seite seines Freundes Pelopidas und rettete ihn, als er verwundet wurde, mit Gefahr seines Lebens aus dem Getümmel. Wenn bei Anderen Feldherrntüchtigkeit erst die Frucht langer Uebung ist, konnte er sogleich im Beginn seiner Laufbahn die Meisterprobe verrichten, die ihn über alle Feldherren seiner Zeit erhob. Selbst ein Iphikrates stand an Genialität der Erfindung, an Kühnheit und Schnelligkeit der Ausführung ihm nach. Im ganzen Alterthume ist keiner, der mit ihm verglichen zu werden verdiente, als Perikles, und fast dürfte Epaminondas dann noch größer erscheinen. An ihn knüpfte sich die Größe seines Staates.

Merklicher unterschieden können nicht zwei Männer sein, als Pelopidas und Epaminondas, und dennoch harmonirten sie vollkommen. Epaminondas war arm, Pelopidas reich. In der Milde kam Pelopidas dem Epaminondas nicht gleich, auch hatte er die absolute Gerechtigkeit nicht wie jener. Pelopidas scheute nicht gewaltsame Handlungen, wo sie ihm nothwendig schienen. Auch war er nicht der Mann, der das Schicksal der Welt, das seines Vaterlandes durchaus anders wenden konnte, wie Epaminondas es that. Also stand er seinem Freunde nicht gleich, aber doch gebührt ihm die höchste Anerkennung und das höchste Lob. Er war ein ausgezeichneter Feldherr; aus der ersten Reihe schließe ich ihn aus, aber unter den Feldherren der zweiten Classe ist er einer der ersten. Er war ferner durchaus eben so uneigennützig, ein eben so guter Bürger als Epaminondas, und was ihm so besonders Ehre macht,

ist die Anhänglichkeit fast eines jüngern Bruders, ja, eines Sohnes, mit der er an Epaminondas hing, seine freudige Unterordnung unter den Freund, den er als den Größeren anerkannte. Dieses Zusammenwirken der beiden großen Männer hatte die unbeschreiblich großen Folgen der Umwandlung des Schicksals von Theben.

---

95. Der Krieg zwischen Theben und Sparta.

(Nach F. C. Schlosser's Weltgeschichte für das deutsche Volk, bearbeitet von G. L. Kriegk, und Friedr. Jacobs, Hellas.)

Die beiden großen Thebaner verschafften ihrer Vaterstadt die nöthige Macht und militärische Einrichtung, um dem Kampfe mit dem Feinde gewachsen zu sein. Epaminondas vervollkommnete das ganze Kriegswesen seiner Vaterstadt, Pelopidas aber bildete die sogenannte heilige Schaar, welche Gorgidas errichtet hatte, vollständig aus. Dieses Corps, das später in den Hauptschlachten sich einen ausgezeichneten Ruhm erwarb, bestand aus dreihundert auserlesenen jungen Männern, welche durch eine besonders enge Cameradschaft inniger mit einander verbunden waren, als sonst die Soldaten der einzelnen Truppen-Abtheilungen zu sein pflegten, und die zugleich durch Vaterlandsliebe und durch das stolze Bewußtsein, die Ersten und Tapfersten des thebanischen Heeres zu sein, begeistert und angetrieben wurden.

Unterdessen hatten die Spartaner zwei Mal (378 und 377 v. Chr.) ein Heer unter Agesilaus gegen die Thebaner und Athener ausgeschickt, ohne etwas ausrichten zu können. Im dritten Jahre (376 v. Chr.) wurde Agesilaus durch eine Krankheit an der Anführung des Heeres gehindert, und die Spartaner übertrugen deshalb den Oberbefehl seinem Mitkönig Kleombrotus I. Auch dieser wurde am Cithäron durch die vereinte Macht der Thebaner und Athener zur baldigen Rückkehr genöthigt. Nun rüstete Sparta eine Flotte aus, um Athen der nöthigen Zufuhr von Lebensmitteln zu berauben und dadurch von seinem Verbündeten abzuziehen, allein auch dieser Versuch mißlang; die spartanische Flotte wurde bei der Insel Naxos von der stärkeren athenischen unter Chabrias gänzlich geschlagen und verlor die Hälfte ihrer Schiffe. Als hierauf (375 v. Chr.) die Spartaner ein neues Landheer nach Böotien schickten, suchten die Athener ihnen durch einen Seezug zuvorzukommen. Die Letzteren rüsteten nämlich schnell eine Flotte aus und sandten dieselbe, während die andere im Norden des ägäischen Meeres kreuzte, unter dem ausgezeichneten General Timotheus, einem Sohne Konon's, zur Beunruhigung des Peloponnes ab. Timotheus führte seinen Auftrag mit großem Erfolge aus; er umschiffte den Peloponnes, eroberte die Insel Corcyra und gewann, als die Spartaner endlich eine Flotte gegen ihn auslaufen ließen, ein Seetreffen bei Leukas. Um

dieselbe Zeit wurden die Spartaner auch zu Lande in einem eigentlichen Treffen geschlagen.

Diese glücklichen Ereignisse und Umstände der ersten Kriegsjahre wurden von Epaminondas und Pelopidas, welche dieselben mit herbeiführen halfen, sehr geschickt benutzt, um ihrer Vaterstadt den verlorenen Vorrang unter den böotischen Städten wieder zu verschaffen, und auf diese Weise aus den vereinten Kräften Böotiens eine große Macht zu bilden. Böotien, dessen Einwohnerzahl nicht geringer war, als die von Attika, bildete von alten Zeiten her einen Staatenbund, dessen Abgeordnete sich auf dem Gebiete der Stadt Koronea zu versammeln pflegten, und welchem besondere vom Bunde erwählte Beamte, Böotarchen genannt, vorstanden. Theben war früher das Haupt des böotischen Bundes gewesen, hatte aber durch den Frieden des Antalcidas diese Stellung verloren. Epaminondas und Pelopidas verschafften ihrer Stadt den früheren Vorrang wieder, und Theben leitete von jetzt an nicht eben bloß als Vorort des Bundes die Angelegenheiten desselben, sondern es wurde auch der eigentliche Herr und Gebieter von Böotien.

Die Selbständigkeit aller griechischen Staaten, wie der Antalcidische Friede sie verlangte, war jetzt für Athen, welches durch die wachsende Macht der ganz Böotien beherrschenden Thebaner bedroht ward, eben so vortheilhaft und erwünscht, als für Sparta, dessen Einfluß außerhalb des Peloponnes ganz aufgehört hatte. Nur Theben mußte dabei verlieren, weil ihm dadurch jene Herrschaft geraubt worden wäre. Sparta und Athen kamen also über einen dem des Antalcidas ähnlichen Friedensschluß überein, welcher, wie es scheint, überdies noch durch die Drohungen persischer Gesandten unterstützt wurde. Alle griechischen Staaten nahmen diesen Friedensvertrag an, Theben aber erklärte sich dazu nur unter der Bedingung bereit, daß es denselben ebenso im Namen von ganz Böotien unterzeichnen dürfe, wie Athen ihn für das Land Attika, und Sparta zugleich für Lakonien und Messenien unterzeichnet hatte.

Die Spartaner zogen in Folge des Friedens ihre Truppen und Harmosten aus allen Gegenden und Oertern zurück, befahlen aber ihrem Könige Kleombrotus, welcher mit einem Heere in Phocis stand, aus diesem Lande nicht sogleich nach Sparta zurückzukehren, sondern zuerst in Böotien einzubrechen und die Thebaner zur Wiederherstellung der Unabhängigkeit der dortigen Städte zu zwingen. Kleombrotus marschirte daher mit seinem ganzen Heere nach Böotien. Die Thebaner schickten sogleich ihre ganze Kriegsmacht unter der Anführung des Epaminondas und Pelopidas gegen ihn aus, obgleich ihr Heer dem spartanischen an Zahl weit nachstand.

In der Ebene von Leuktra, wo die beiden Heere zusammentrafen, kam es am 8. Juli 371 v. Chr. zur Schlacht. Von beiden Seiten wurde mit großer Tapferkeit gefochten; der Muth der heiligen Schaar aber, die Tüchtigkeit und Gewandtheit der thebanischen Reiterei und vor Allem das große Feldherrntalent des Epaminondas, welcher bei

Leuktra zum ersten Male die von ihm ausgedachte schiefe Schlachtordnung anwandte, entschieden den Sieg für die Thebaner.

Die Schlacht bei Leuktra würde allen Kampf in Griechenland geendigt haben, wenn die Thebaner sich zu dem Gedanken hätten erheben können, den so lange schon der Willkühr der Spartaner unterworfenen Peloponnes zu befreien, ohne dabei für sich selbst einen Vortheil zu suchen. Dazu bot sich ihnen unmittelbar nach jener Schlacht durch die Bestrebungen der Arkadier eine treffliche Gelegenheit dar. In fast allen Staaten dieses Volkes regte sich damals das Streben nach der Vereinigung zu einem engen Bunde. Dieser Plan hatte aber nicht allein die Aristokraten der einzelnen Staaten gegen sich, sondern mußte auch gleich Anfangs die Spartaner bewegen, alles Mögliche zur Hintertreibung einer Sache aufzubieten, durch welche eine Anzahl vereinzelter schwacher Nachbarstaaten in eine große und gefährliche Gesammtmacht vereinigt werden sollte. Unterdessen hatte der demokratische Theil der Arkadier die Thebaner um Hülfe ersucht, und diese erschienen bald in Arkadien, wo die Truppen der Elier und Argiver sich an sie anschlossen.

Dieses Heer war von Epaminondas und Pelopidas, denen die übrigen Böotarchen den Oberbefehl allein überlassen hatten, befehligt, und bestand aus nicht weniger als 40,000 Schwerbewaffneten. Der Umstand, daß sich in demselben auch Truppen der Lokrer, Phocier, Akarnanen, so wie der Thessaler und aller Städte Euböa's befanden, zeigt, wie bedeutend damals die Macht Thebens war. Mit diesem Heere und einem großen Theil der Arkadier beschloß Epaminondas in Lakonien selbst einzufallen, obgleich die Athener sich bereits wieder mit den Spartanern verbunden, und unter des Iphikrates Anführung ein Heer abgeschickt hatten, welches die Thebaner in Arkadien beunruhigen und ihnen den Rückweg aus dem Peloponnes versperren sollte. Die Eroberung des spartanischen Landes konnte deshalb Epaminondas durchaus nicht hoffen, zumal da auch einige peloponnesische Staaten den Spartanern Hülfstruppen schickten; allein er drang bis in die Nähe der Stadt Sparta selbst, deren Boden seit mehr als fünfhundert Jahren kein auswärtiger Feind betreten hatte, und verherrlichte dadurch den Namen der Thebaner in den Augen des gesammten Griechenlands (im Januar 368 v. Chr.). Auch führte er damals die glänzendste That aus, die im ganzen Kriege geschah; er rief ein dreihundert Jahre früher durch die Spartaner vernichtetes Volk wieder ins Leben. Nachdem nämlich Epaminondas Lakonien in verschiedenen Richtungen durchstreift und verwüstet hatte, rückte er in Messenien ein und rief die unterdrückten Bewohner dieses Landes zur Freiheit auf. Mit Hülfe der Arkadier und einiger anderen Verbündeten gründete er an einem passenden Orte eine neue Stadt, die den Namen Messene erhielt, legte eine Anzahl Thebaner als bleibende Besatzung in dieselbe, vertheilte die Felder unter die befreiten Bewohner der Umgegend, und ließ durch ausgesandte Boten die in der Fremde lebenden Nachkommen der alten Messenier zur Rückkehr in ihre Heimat auffordern. Nachdem auf diese Weise die

Thebaner auch im Peloponnes als die erste Macht Griechenlands aufgetreten waren, zog Epaminondas mit seinem Heere wieder nach Böotien zurück.

Die Arkadier hatten durch ihre Vereinigung in einen Bundesstaat, durch die im Peloponnes eingetretene Verwirrung, so wie durch die Schwächung der Spartaner und das unangefochtene Aufblühen der neuen Stadt Messene eine Wichtigkeit erhalten, wie sie sie früher niemals gehabt hatten. Im Bewußtsein dieser erlangten Bedeutung fingen sie an, nach dem Vorrang unter den Peloponnesiern zu streben, und Lykomedes von Mantinea leitete seine Landsleute in diesem Streben ganz vortrefflich. Er hatte den Bau einer neuen Hauptstadt Arkadiens bewirkt, welche den Namen Megalopolis erhielt, und in der ein aus 10,000 Bürgern bestehender Ausschuß des arkadischen Volkes seinen Sitz erhielt, um die allgemeinen Angelegenheiten zu leiten. Auf den Rath des Lykomedes suchten diese Zehntausend im Interesse der Arkadier der Zunahme der thebanischen Macht vorzubeugen und vereitelten so die Absichten des Epaminondas, der an Sparta's Stelle Theben zum Oberhaupte der peloponnesischen Völkerschaften machen wollte.

In dem kurzen Moment seiner Größe hatte Theben auch im Norden eine Rolle zu spielen gesucht. Es kam den Thessalern gegen ihren Tyrannen, Alexander von Pherä, zu Hülfe und spielte bei den Streitigkeiten über die macedonische Thronfolge auch in diesem Reiche den Schiedsrichter; bei dieser Gelegenheit wurde der junge Philipp als Geißel nach Theben gebracht, um in Epaminondas' Hause erzogen zu werden. Als nun Alexander der Pheräer die Thessaler von Neuem um ihre Freiheit bringen wollte, riefen diese den Pelopidas zu Hülfe. Obgleich schlimme Vorbedeutungen ihn aufzuhalten schienen, eilte er doch einen Tyrannen zu züchtigen, der ihn auf mannichfaltige Weise getäuscht hatte. Bei Cynos-Cephalä, wo später Flaminius den letzten Philipp schlug, trafen die beiden Heere zusammen, und als die Feinde schon in Unordnung waren, wurde Pelopidas des Tyrannen ansichtig, sprengte auf ihn zu und forderte ihn mit lauter Stimme zum Zweikampf heraus. Dieser aber hielt sich hinter seinen Satelliten versteckt. Pelopidas stürzte sich nun in die Reihen dieser, streckte viele zu Boden, ward aber endlich von ihnen getödtet. Auf seinen Tod folgte eine allgemeine Niederlage der Pheräer; nie ist der Tod eines Mannes so gerächt worden. Die Thebaner beweinten ihn als ihren Vater und Lehrer, der sie zu den schönsten Thaten hingeleitet; auch die Bundesgenossen legten durch vielfache Aeußerungen des Schmerzes ihre Dankbarkeit an den Tag. Aus den Städten kamen auf diese Nachricht die obrigkeitlichen Personen nebst Jünglingen, Knaben und Priestern zum Empfang des Leichnams herbei, wobei sie Kränze, Siegeszeichen und goldene Rüstungen trugen.

So rühmlich nun die Todtenfeier war, welche das schönste und glücklichste Leben krönte, so herrlich und folgenreich war auch dieser Tod. Denn die Thebaner schritten sogleich zur Rache, schickten ein ansehnliches

Heer und zwangen den schon sehr geschwächten Alexander, den Thessalern die ihnen abgenommenen Städte herauszugeben, alle Besatzungen aus ihrem Lande zu ziehen und sich den Befehlen der Thebaner zu unterwerfen. Kurze Zeit darauf wurde Alexander auf Anstiften seiner Gemahlin Thebe, die von Pelopidas gelernt hatte, den Prunk und Glanz der Tyrannei nicht zu fürchten, von seinen Schwägern ermordet, und sein Leichnam von den Pheräern auf das schrecklichste mißhandelt.

In dem Süden von Griechenland war indeß der Landkrieg ziemlich matt geführt worden bis auf eine von den Arkadiern gegebene Veranlassung, die in dem Peloponnes die Herren spielen wollten, Epaminondas einen neuen Feldzug dahin unternimmt, bei dem ihn sein gewohntes Glück nicht begleitete. Er lagert sich bei Nemea, um die Vereinigung der Spartaner und Athener zu hindern; aber jene kamen zu Schiffe in Lakonien an. Hierauf führte er sein Heer gerade auf Sparta los, das er beinahe überrascht hätte; aber noch früh genug ward Agesilaus benachrichtigt, welcher mit einer Tapferkeit, die seine Jahre überstieg, die Stadt dem Epaminondas entriß.

Epaminondas rückte nun gegen Mantinea, um es wegzunehmen; aber die Athener waren ihm zuvorgekommen. Es kam zu einem Treffen. Das lacedämonische Heer bestand aus mehr als 20,000 Fußgängern und 2000 Reitern; die Thebaner mit ihren Verbündeten waren gegen 30,000 Fußgänger und 3000 Reiter stark. Epaminondas bot alle seine Kräfte auf und wandte die Grundsätze an, die ihm den Sieg bei Leuktra verschafft hatten. Er selbst stürzte auf die spartanische Phalanx ein, warf sie, ward aber beim Verfolgen von den Feinden umringt und mit Geschossen überschüttet. Ein Wurfspieß drang in seine Brust. Nach einem langen und blutigen Kampfe ward er von den Seinigen gerettet und in sein Zelt getragen. Er athmete noch, aber der Tod mußte erfolgen, wenn man das Geschoß aus seiner Wunde ziehen würde. Er ertrug die Schmerzen der Wunde, bis man ihm seinen Schild brachte, welchen er küßte, und bis die Nachricht kam, daß die Thebaner gesiegt hätten. Dann sagte er mit Muth und Fassung: „Ich habe genug gelebt, denn ich sterbe unbesiegt.“ Noch schickte er nach zwei Feldherren, die er für würdig hielt, an seine Stelle zu treten, und da er hörte, daß auch sie geblieben, sprach er: „So redet denn den Thebanern zu, daß sie Frieden machen.“ Hierauf befahl er, den Pfeil aus der Brust zu ziehen. Da, während dies geschah, einer seiner Freunde klagte, daß er keine Kinder hinterlasse, versetzte er, er hinterlasse zwei unsterbliche Töchter, die Siege bei Leuktra und bei Mantinea.

Kaum zwölf Jahre hatte der Glanz gedauert, welcher Theben umstrahlte. Der Verlust, welchen es innerhalb zwei Jahren an seinen trefflichsten Anführern erlitt, endigte auch seine Größe, die es nur jenen Männern zu verdanken hatte.

96. Zunehmender Verfall Griechenlands bis zur macedonischen Herrschaft.

(Nach Joh. Wilh. Zinkeisen, Geschichte Griechenlands.)

Der lange Kampf um die Vorherrschaft in Hellas ward zwar bei Mantinea beendiget, allein keiner der Kämpfenden hatte erreicht, wornach er gestrebt hatte. Athen, Sparta und Theben, nicht ohne Stolz auf ihre untergegangene Größe, standen einander geschwächt gegenüber, und mochten sich jetzt gern eine ohnmächtige Freiheit gönnen. Je vereinzelter die Staaten fortan standen, desto mehr war die Kraft des Ganzen geschwächt. Gemeinsame Zwecke, die eine Vereinigung hätten bewirken können, kannte man nicht. Man fand Genüge an einem Leben, das verfeinerte Genüsse und blendende Vergnügungen bot, und weidete sich am Glanze der alten Größe, ohne nach Höherem zu streben, als in der Vergangenheit bereits erreicht worden war. Anstatt die Kraft im Innern gegen äußere Feinde, deren drohende Stellung man schon nicht mehr verkennen konnte, zu sammeln, war sie ausheimischen Aufwieglern feil. Mit Unwillen erzählt Plutarch, daß der greise Agesilaus, von dreißig spartanischen Symbulen begleitet, ein Jahr nach der Schlacht bei Mantinea dem Aufrührer Tachus in Aegypten eine Schaar Miethtruppen zugeführt habe. Demselben diente der Athener Chabrias als Flottenführer. Mit 5000 Thebanern zog Pammenes dem Artabazus zu Hülfe, der sich gegen den Perserkönig empört hatte, und noch später erhielt selbst Artaxerxes Ochus von Thebanern und Argivern Hülfsvölker; Sparta und Athen weigerten sich, ihn thätlich zu unterstützen.

Athen, dessen auflebende Seemacht nicht unbedeutend war und ihm leicht wieder ein Uebergewicht in Hellas hätte geben mögen, erschöpfte sich durch einen dreijährigen unglückseligen Krieg gegen seine unfreiwilligen Bundesgenossen. Die Inseln Kos, Rhodus und Chios, so wie die Stadt Byzanz, erkämpften sich die Unabhängigkeit; Athen verlor drei seiner besten Feldherren: Chabrias zog den Tod schmachvoller Flucht vor; Iphikrates und Timotheus wurden, weil sie eine Schlacht zur Unzeit nicht wagen wollten, des Verrathes angeklagt und ihrer Stellen entsetzt. Chares, welcher jene nicht zu ersetzen vermochte, verwickelte überdem durch sein unkluges Benehmen Athen wieder in feindliche Verhältnisse mit Persien. Noch vor dem Abschlusse des Friedens rieth Isokrates den Athenern, die Herrschaft des Meeres aufzugeben, die ihnen so viel Unheil gebracht habe, und die sie ferner nicht mehr behaupten könnten.

Gleich nach Beendigung des Bundesgenossenkrieges brach, im Jahre 355 v. Chr., der neunjährige heilige Krieg aus, welcher zerstörender wirkte, als alle vorhergehenden Bürgerkriege der Hellenen, und die letzten Bande der Einheit, welche bei immer zunehmender Macht Philipp's von Macedonien um so fester hätten geknüpft werden sollen, gewaltsam

auflös'te. Die alte geheiligte Versammlung der Amphictyonen, welcher Hellas' Glück und Heil anvertraut war, ließ sich jetzt zu den gemeinsten Zwecken mißbrauchen. Die Thebaner machten sie zum Mittel der Befriedigung ihres unversöhnlichen Hasses gegen Sparta. Auf ihren Betrieb wurden die Lacedämonier wegen Phoebidas längst veralteter und sattsam gerächter Besitznahme der Kadmea von den Amphictyonen zu einer schweren Geldstrafe verdammt. Ein gleiches Schicksal traf die Phocier wegen Anbaues eines Stückes Land, welches dem delphischen Gotte geweiht war. Als nun diese die auferlegte Strafsumme nicht zahlen konnten, und man schon Willens war, ihr Gebiet in Besitz zu nehmen, um den beleidigten Gott zu versöhnen, trat Philomelus auf und ermahnte seine Mitbürger, sich dem ungerechten Ausspruch der Amphictyonen nicht zu fügen, oder feig, wegen so geringen Vergehens, den vaterländischen Boden aufzugeben. Vielmehr sei es Zeit, ein altes Recht mit den Waffen geltend zu machen, nach welchem den Phociern der Schutz und die Vorsteherschaft des delphischen Heiligthums gebühre. Hierauf trat er, zum Feldherrn erwählt, mit den Lacedämoniern in Verbindung, warb, von ihnen zunächst mit Geld unterstützt, Truppen, und bemächtigte sich gewaltsam des delphischen Tempelschatzes.

In ganz Hellas erregte der Frevel Bestürzung und Unwillen. Die Lokrer, welche es unternehmen wollten, allein die Schmach zu rächen, unterlagen beim ersten Angriffe. Schnell vermehrte Philomelus seine Macht bis auf 5000 Mann und befestigte den Tempel. Durch einen erzwungenen Ausspruch der Pythia und das Zureden des Philomelus traten die Athener und Lacedämonier auf die Seite der Phocier, während die Böotier, Lokrer, Thessaler, Achäer und die ihnen benachbarten Völkerschaften vereint das Heiligthum befreien wollten. Philomelus errang Anfangs im Gebiete der Lokrer einige bedeutende Vortheile, fand aber schon im dritten Jahre des Krieges nach einem unglücklichen Treffen bei der Stadt Neon (später Tithorea) seinen Tod.

Sein Nachfolger Onomarchus, welcher die entmuthigten Phocier zur Fortsetzung des Krieges ermunterte, war zwar Anfangs nicht weniger glücklich, verheerte Lokris, das Gebiet der Dorier, drang in Böotien ein, eroberte Orchomenus, später noch Koronea, und trat selbst Philipp von Macedonien, welcher den Thessalern Hülfsvölker zugeschickt hatte, mit Glück entgegen, unterlag aber endlich der Uebermacht des Macedoniers und fand selbst einen schimpflichen Untergang*). Dennoch setzte sein Bruder, Phayllus, zum Feldherrn erwählt und von den Truppen der Bundesgenossen und thessalischen Hülfsvölker unterstützt, den Krieg mit gleicher Heftigkeit fort. Unter ihm wurden die Phocier in Böotien in kurzer Zeit drei Mal geschlagen und würden vielleicht gänzlich vernichtet worden sein, wenn nicht die Athener für jetzt noch

*) Diodor XVI, 31—35. Nach Diodor ließ ihn Philipp ans Kreuz schlagen; nach Pausanias, welcher überhaupt in der Erzählung etwas abweicht, wurde er von seinen eigenen Soldaten auf der Flucht ermordet. Phoc. II. 2.

das Eindringen Philipp's nach Phocis an den Thermopylen verhindert hätten. Seit dieser Zeit beschränkte sich der Krieg auf gegenseitige Verheerungszüge und kleine Gefechte der Böotier und Phocier, an welchen die übrigen Staaten, beschäftigt, ihre eigenen Zwecke zu verfolgen, wenig Theil nahmen. Die endliche Entscheidung des heiligen Krieges war der erste Schritt zur Begründung der macedonischen Vorherrschaft in Hellas.

Philipp von Macedonien, ein Fürst noch in voller Kraft der Jugend, verband mit hellenischer Bildung jene Gewandtheit des Geistes, welche nöthig war, um unter so verwickelten Verhältnissen, wie sie bei seinem Auftreten in Macedonien und Hellas obwalteten, ein bestimmtes Ziel mit Glück verfolgen zu können. Nach dem Tode seines Bruders Perdikkas, im zweiten Jahre nach der Schlacht bei Mantinea, entkam er glücklich aus thebanischer Haft nach Macedonien. Im Innern zerrüttet, und von Mitteln, seine Selbständigkeit zu behaupten, fast gänzlich entblößt, wurde dieses Reich auf allen Seiten von benachbarten Völkerstämmen bedroht, welche den günstigen Zeitpunkt benutzen wollten, ihr Gebiet und ihren Einfluß zu erweitern. Philipp kämpfte mit Glück gegen die nächsten Feinde, die Päonier, Illyrier und Thracier. Im Vertrauen auf den neugestärkten Muth seines Volkes entwarf er dann größere Pläne und erweiterte seinen Gesichtskreis nach allen Seiten. Mit Hellas, dessen Unterwerfung ihm zwar schon als endliches Ziel seiner Unternehmungen erscheinen mochte, suchte er für jetzt noch Frieden zu erhalten.

Schon im ersten Jahre nach seiner Thronbesteigung sicherte er sich die Freundschaft der Athener dadurch, daß er aus Amphipolis, welches Perdikkas widerrechtlich eingenommen hatte, die macedonische Besatzung zog, ihnen die Gefangenen, welche er bei der Besiegung seines Gegners Argäus von athenischen Hülfsvölkern gemacht hatte, zurückschickte, und durch Gesandte das Bündniß erneuerte, welches einst sein Vater mit Athen abgeschlossen hatte. Gleichwohl trieb ihn die Nothwendigkeit, Macedonien eine genauere Verbindung mit dem Meere zu verschaffen, zur Besitznahme der thracischen Küstenstädte; mit diesen fielen auch die reichen Bergwerke Thraciens in seine Hände, welche ihm die Mittel zu größeren Unternehmungen bieten konnten. Amphipolis wurde schon 357 v. Chr., als es sich feindlich gegen ihn gezeigt hatte, abermals besetzt, ohne daß es die Athener, damals mit dem Bundesgenossenkriege beschäftigt, hindern konnten. Pydna fiel kurz darauf in seine Hände. Die athenische Besatzung in Potidäa schickte er mit Freundschaftsversicherungen zur Heimat und übergab Stadt und Gebiet dem mächtigen Olynth, um nur zuerst dessen Gunst zu gewinnen. Hierauf eroberte er Krenidas, nannte es Philippi, und setzte sich in den Besitz der benachbarten bisher wenig beachteten Bergwerke, welche in kurzer Zeit eine Ausbeute von tausend Talenten gaben.

Von den Aleuaden kurz nachher gegen die Tyrannen von Pherä um Hülfe angesprochen, eilte Philipp nach Thessalien, und gewann, nach

einem glücklichen Feldzuge, an der Freundschaft der Thessaler einen sicheren Stützpunkt für die Erweiterung seiner Macht im Süden. Schon in den ersten Jahren des heiligen Krieges, als die Phocier in Thessalien eingefallen waren, suchte Philipp, während er seine Macht im Norden durch die Einnahme von Methone und Pagä befestigte, thätigen Antheil an den Streitigkeiten der Hellenen im Mutterlande. Auf den Ruf der Thessaler drang er in Thessalien ein, vertrieb die Phocier, besiegte die Tyrannen von Pherä und erschien an den Thermopylen, um durch Phocis in das Innere von Hellas einzudringen. Allein hier traten ihm die Athener zum ersten Male, gleichsam enttäuscht, kräftig entgegen und zwangen ihn zur Rückkehr nach Macedonien.

Kurz nach diesem Vorfalle, welcher die Hellenen wohl daran mahnen konnte, was sie von der wachsenden Macht Macedoniens zu befürchten hätten, hielt Demosthenes zu Athen seine erste Rede gegen Philipp. Von dem Gedanken an den Ruhm und die Selbständigkeit seines Vaterlandes begeistert, zeigte er nicht nur die drohende Gefahr, sondern suchte auch die Athener durch eine genaue Angabe ihrer Mittel zu überzeugen, daß es jetzt noch in ihrer Macht stehe, sie für immer abzuwenden. Als aber Demosthenes Alles aufbot, um die Athener zum Kriege gegen den König der Macedonier zu bewegen, meinte Isokrates, Philipp müsse die Hellenen unter sich aussöhnen und sie dann gegen die Perser führen. In ganz Hellas aber lag der Mehrzahl der Bürger Befriedigung von Sinnenlust und Leidenschaft mehr am Herzen, als das Wohl und Heil des Vaterlandes, und so fanden Philipp's Bestechungskünste um so leichter Eingang, je mehr Verarmung und Trägheit überhand nahm. Die Kraft und Begeisterung einiger Edlen konnte Hellas nicht retten.

Nachdem der erste Versuch, in Hellas einzudringen, an den Thermopylen mißlungen war, wandte Philipp seine Waffen wieder gegen Norden, vertrieb den Tyrann Pitholaus aus Pherä, gewann mehrere Städte in Chalcidice mit den Waffen, Torone am Hellespont durch Verrath, und wandte dann seine ganze Kraft gegen Olynth, welches um diese Zeit zwei seiner natürlichen Brüder, die ihm nach dem Leben getrachtet, aufgenommen und geschützt hatte. Die wiederholten Hülfsleistungen der Athener, welche auf die Bitten der Olynthier erst durch den Feuereifer des Demosthenes gleichsam erzwungen wurden, waren zu schwach und ungeschickt, als daß sie die bedrängte Stadt hätten retten können. Noch ehe die letzte Hülfesendung, ein tüchtig gerüstetes Heer von 2000 Schwerbewaffneten und 300 Reitern, aus den athenischen Bürgern auserlesen, ankam, machte sich Philipp durch Verrath, im Jahre 348 v. Chr., zum Herrn der Stadt, zerstörte sie und verkaufte die Bürger als Sclaven. Mit dem Untergange Olynth's war Athens Einfluß im Norden gänzlich vernichtet. Philipp's Bestechungen durch Geld und Wort bekamen desto freieren Spielraum, je mehr seine wachsende Macht die Schwachen mit sclavischer Furcht erfüllte und die Bemühungen der Starken fruchtlos machte.

Unter solchen Verhältnissen baten die von den Phociern hart bedrängten und durch den Krieg erschöpften Böotier Philipp um Beistand. Nichts konnte ihm erwünschter sein. Die Athener meinten dadurch, daß sie Philipp Frieden boten, das Unheil abwenden zu können. Noch während der Unterhandlungen drang Philipp mit Thebanern und Thessalern vereint in Lokris ein, zwang die Phocier unter Phaläkus ohne Schlacht zum Abzuge nach dem Peloponnes, und übertrug den von macedonischen Waffen bedrohten Amphictyonen den Ausspruch über den Frevel der Phocier. Diesem zufolge verloren die Phocier ihre politische Selbständigkeit, mußten ihre Städte der Zerstörung Preis geben, und sich in kleinen Flecken von nicht mehr als 50 Wohnungen zerstreuen. Zugleich wurden ihnen Rosse und Waffen genommen, bis sie den an dem Heiligthume verübten Raub ersetzt haben würden, zu welchem Zwecke sie jährlich 60 Talente zahlen sollten. Der Antheil am delphischen Orakel und den pythischen Spielen wurde ihnen fortan untersagt, und die zwei Stimmen, welche sie bisher im Rathe der Amphictyonen gehabt hatten, an Philipp von Macedonien übergeben. Also endete der neunjährige Kampf um das delphische Heiligthum. Auf den Trümmern der phocischen Städte baute Philipp seine Herrschaft über Hellas auf.

In Athen, das dem Ausspruche der Amphictyonen, welcher ganz Hellas in die Gewalt des Macedoniers zu geben schien, seine Zustimmung verweigern wollte, rieth selbst Demosthenes zum Frieden, weil er Krieg, unter den bestehenden Verhältnissen, für unmittelbares Verderben hielt. Philipp, dessen Pläne jetzt durch die That offenkundig waren, und der mit Gewißheit die Erreichung seines Zieles vor Augen hatte, suchte dadurch, daß er zunächst seine Macht nach Thracien und Illyrien wandte, sich wenigstens noch vor der Beschuldigung offener Gewaltthat gegen hellenische Freistaaten zu sichern. Jedoch wußte er sich seit der Beendigung des heiligen Krieges immer mehr Einfluß auf die innern Angelegenheiten von Hellas zu verschaffen. Sein Gold fand fast in allen Staaten Eingang, und überall bildeten sich Parteien für und wider Macedonien, welche selbst bis zu blutiger Fehde die gegenseitige Erbitterung trieben. Selbst nachdem Perinth und Byzanz, von Philipp bedrängt, von den Athenern mit Kos, Chios und Rhodus vereint, Hülfe erhalten hatte, suchte er den Friedensbruch noch abzuwenden.

Die Entschlossenheit der Athener zwang ihn zur endlichen Entscheidung durch die Waffen. Die Säulen, auf welchen der Friede mit Philipp eingegraben war, wurden zu Athen, auf Volksbeschluß, niedergerissen und mit aller Kraft Rüstungen gegen Macedonien betrieben. Die Veranlassung zum Einfalle in Hellas gab Philipp die durch seine Partei in Hellas selbst betriebene Aufforderung der Amphictyonen an ihn, den Frevel der Lokrer von Amphissa zu bestrafen, welche dem Apollo geheiligtes Land bebaut hatten. Zum Feldherrn erwählt, bot er die Peloponnesier auf, sich bewaffnet in Phocis zu sammeln und

erschien selbst mit 30,000 Mann in Lokris. Die Amphissier, obgleich von den Athenern durch Miethtruppen unterstützt, fügten sich schnell seinem Willen. Athen, der Uebermacht nicht gewachsen, bot zu spät Waffenstillstand und Frieden. Plötzlich besetzte Philipp das befestigte Elatea in Phocis, und drohte durch Böotien in Attika einzudringen. Bestürzung, Muth und Entschlossenheit erreichten jetzt in Athen den höchsten Gipfel. Megara, Euböa, Achaia, Korinth, Leukas und Corcyra waren schon früher auf Demosthenes' Betrieb gegen Philipp mit Athen in Bundesgemeinschaft getreten. Theben, von dessen Beistand man jetzt allein Rettung erwartete, wurde in der entscheidendsten Stunde durch Demosthenes' Beredtsamkeit für die Sache der Hellenen gewonnen. Hellas' Freiheit vermochte selbst diese nicht zu retten. Die Schlacht bei Chäronea entschied Philipp's Oberherrschaft über die Hellenen, 338 vor Chr. Es ist schwer zu entscheiden, ob die Entschlossenheit und Gewandtheit, durch welche er den Sieg gewann, oder die Klugheit und Mäßigung, mit welcher er ihn benutzte, größere Bewunderung verdienen.

Wenn die Freiheit eines Volkes auf der Kraft beruht, durch welche es in der Stunde der Gefahr den Sieg über seine Feinde, im Glücke die Herrschaft über sich selbst zu gewinnen weiß, so ist der Ausspruch, daß der Tag bei Chäronea dem Ruhme und der Freiheit der Hellenen ein Ende gemacht habe, nur zu wahr. In den nächsten Jahrhunderten bietet das politische Leben der Hellenen nicht viel mehr, als unbestimmte Hoffnungen und zwecklose Bestrebungen der getrennten Staaten. Manche Kraftäußerung freier Erhebung im Bewußtsein einer großen Vorzeit, manche hohe Tugend, unter den Nichtswürdigkeiten der von Anderen geblendeten oder durch sich selbst bethörten Menge, nimmt selbst unsere Bewunderung noch in Anspruch. Allein sie waren meistens nur die Erzeugnisse unzeitiger, durch die trügerische Gunst der Verhältnisse hervorgerufener Begeisterung, und beweisen genugsam, daß in den Hellenen die Kraft längst erstorben war, durch welche sie zum Bewußtsein ihrer Bestimmung hätten gelangen müssen.

---

97. Demosthenes als Staatsmann.

(Nach A. H. L. Heeren, Ideen über die Politik u. s. w. der Völker der alten Welt.)

Unter allen politischen Charakteren ist Demosthenes der höchste und reinste tragische Charakter, den die Geschichte kennt. Von seinem ersten Auftreten bis zu dem Augenblick, wo er im Tempel das Gift nimmt, sehen wir ihn im Kampf mit einem Schicksale, das fast grausam seiner zu spotten scheint. Wiederholt wirft es ihn nieder, aber niemals besiegt es ihn. Kaum dem Jünglingsalter entwachsen, erscheint er zuerst als Kläger in seiner eigenen Sache gegen seine treulosen Vormünder, denen er dennoch nur einen geringen Theil des väterlichen Vermögens entreißen konnte. Bei seinen nächsten Versuchen verspottet

vom großen Haufen, aber durch Einzelne, die seine künftige Größe ahneten, ermuntert, bestand er nun den hartnäckigen Kampf mit sich selbst, bis er über seine eigne Natur den Sieg davon trug*). Nun trat er wiederholt als Ankläger von öffentlichen Verbrechern auf, ehe er es noch wagte, in Staatssachen zu sprechen. Gleich in der ersten dieser seiner Reden erblickt man aber auch schon den selbständigen Staatsmann, der, nicht geblendet von einer glänzenden Idee, sich einem unbesonnenen Unternehmen widersetzt. Als kurz darauf Philipp durch seine Einmischung in den phocischen Krieg seine Absichten gegen Griechenland darlegte, tritt er zum ersten Male (352) gegen ihn in seiner ersten Philippischen Rede hervor. Von diesem Zeitpunkte an hatte er die große Aufgabe für sein Leben gefunden. Bald als Rathgeber, bald als Ankläger, bald als Gesandter schützt er die Selbständigkeit seiner Vaterstadt gegen die macedonische Politik. Ein glänzender Erfolg schien zuerst seine Anstrengung zu belohnen. Schon hatte er eine Anzahl Staaten für Athen gewonnen, schon war es, als Philipp in Griechenland einbrach, ihm gelungen, auch die Thebaner nicht bloß zu gewinnen, sondern bis zur Begeisterung zu entflammen, als der Tag bei Chäronea (338) seine Hoffnung zerschmetterte. Aber muthvoll erklärte er in der Versammlung: auch so gereuten ihn seine Rathschläge nicht. Bald änderte ein unerwartetes Ereigniß die ganze Lage der Dinge. Philipp fiel als Opfer eines Meuchelmords; ein noch wenig gekannter Jüngling ward sein Nachfolger. Sofort ward Demosthenes der Stifter einer zweiten Verbindung der Griechen; aber Alexander erschien plötzlich vor Theben; die schwere Rache, die er hier nahm, zerstörte sofort den Bund, die Auslieferung von Demosthenes, Lykurg und mehreren seiner Gehülfen ward gefordert, aber Demades glich damals die Sache aus und besänftigte den König. Seine Kraft blieb also gelähmt, als Alexander nach Asien ging; er fing an, wieder das Haupt zu erheben, als Sparta das Joch abzuschütteln versuchte, aber unter Antipater erlag er. Dennoch war es um diese Zeit, als er durch die berühmteste seiner Reden den Sieg über den beredtesten seiner Gegner davon trug, und Aeschines Athen verlassen mußte. Aber seine Feinde, die Führer der macedonischen Partei, schienen dadurch nur noch mehr erbittert zu sein, und bald fanden sie eine Gelegenheit, ihn zu stürzen. Wie Harpalus, geflüchtet von Alexander's Heer, mit seinen Schätzen nach Athen kam, und die Frage entstand, ob man hier ihn dulden wollte, ward Demosthenes beschuldigt, durch sein Geld gewonnen zu sein, wenigstens still zu schweigen. Das reichte hin, ihn in eine Geldstrafe verfallen zu machen, deren Nichtbezahlung ihn in den Kerker brachte. Es gelang ihm, daraus zu entfliehen, aber für den Mann, der nur dem Vaterlande lebte, war das Exil so schlimm wie der Kerker. Meist weilte er auf Aegina und in Trözen, von wo

*) Viel ist darüber späterhin gefabelt worden; die Erzählungen aber von den Kieselsteinen, die er in den Mund nahm, beruht auf dem Bericht des Demetrius Phalereus, der es von ihm selber noch gehört hatte. Plut. IV. p. 709. So auch verschiedenes Andere.

aus er mit nassen Augen nach dem nahen Attika hinüberblickte. Plötzlich und unerwartet brach ein neuer Strahl durch die Gewölke. Die Nachricht erscholl, Alexander sei todt. Der Augenblick der Befreiung schien da zu sein, ganz Griechenland gerieth in Bewegung, die Gesandten der Athener durchzogen die Städte, unter sie mischte sich Demosthenes, sprach, half und bewirkte, daß sie sich gegen Macedonien verbanden. Zum Ersatz dafür beschloß das Volk seine Rückkehr, und für Jahre von Leiden folgte endlich ein Tag hohen Lohnes! Eine Triere ward nach Aegina gesandt, den Sachwalter der Freiheit zu holen. Ganz Athen erhob sich, kein Magistrat, kein Priester blieb in der Stadt, als der Ruf erscholl, daß Demosthenes aus dem Piräus heraufziehe. Ueberwältigt von seinen Gefühlen breitete er seine Arme aus und pries sich glücklicher als Alcibiades, denn nicht gezwungen, sondern freiwillig rufe ihn sein Volk zurück! Es war ein Sonnenblick des Glücks, den bald schwärzere Gewölke als je vorher verdunkeln sollten! Antipater und Kraterus siegten, mit ihnen in Athen die macedonische Partei; Demosthenes und seine Freunde wurden in den Anklagestand versetzt, und auf Demades' Antrag zum Tode verurtheilt. Sie hatten sich schon vorher heimlich aus der Stadt entfernt, aber wo einen Zufluchtsort finden? Hyperides mit zwei Andern hatten sich auf Aegina in das Heiligthum des Aiax geflüchtet. Umsonst, sie wurden weggerissen, zum Antipater geschleppt und hingerichtet! Demosthenes war nach der Insel Kalauria bei Trözen entkommen und nahm seine Zuflucht in den Tempel des Neptun. Vergebens beredete ihn Archias, Antipater's Trabant, ihm Gnade versprechend, sich zu ergeben. Er täuschte ihn, als wollte er noch etwas schreiben, biß die Feder auf und verschlang das in ihr verborgene Gift. Dann verhüllte er sich mit zurückgesenktem Haupt, bis er seine Wirkung fühlte. „Sie haben," rief er aus, „o Poseidon, Deinen Tempel entheiligt, ich aber will, Dich ehrend, ihn noch lebend verlassen!" Aber schon am Altare sank er nieder, und ein schneller Tod entriß ihn einer Welt, die nach dem Fall des Vaterlandes für ihn kein Glück mehr haben konnte.

In welch' einem ganz andern Lichte müßte uns noch wohl ein Demosthenes erscheinen, wenn wir über seine politische Thätigkeit genau im Einzelnen unterrichtet wären? Was mußte dazu gehören, ein Bündniß zu Stande zu bringen, wie er sie wiederholt zu Stande gebracht hat? Welche Reisen, welche Verbindungen, welche Kunst die leitenden Männer zu gewinnen und überhaupt die Menschen zu behandeln?

Welche Mittel standen diesen Staatsmännern des Alterthums zu Gebote, wenn wir sie mit denen der neuern Zeit vergleichen? Sie hatten keine Befehle aus dem Cabinet zu ertheilen; sie geboten nicht über die Schätze der Völker; sie konnten nicht mit Gewalt erzwingen, was man gutwillig nicht leisten wollte. Selbst die Vergleichung, welche man mit britischen Staatsmännern anzustellen geneigt sein könnte, gilt nur in so fern, als auch diese der Beredtsamkeit bedurften und durch diese wirkten. Aber die andern Mittel, die einem Pitt zu Gebote standen, sich eine

Partei zu erhalten, hatte Demosthenes nicht. Er hatte keine Geschenke zu bieten, keine Stellen zu vergeben, keine Ordensbänder zu versprechen. Ihm gegenüber standen vielmehr die Männer, die über Alles, was die Habsucht und die Ehrsucht reizen kann, zu verfügen hatten. Was hatte er diesen entgegen zu setzen, als seine Talente, seine Thätigkeit und seinen Muth? Bloß mit diesen ausgerüstet bestand er den Kampf mit der auswärtigen Uebermacht und den noch viel gefährlichern mit der Verderbniß seines eigenen Volkes. Die Stütze eines sinkenden Staates zu sein, war sein schwerer Beruf. Dreißig Jahre blieb er ihm getreu und wich nicht, bis er unter seinen Trümmern erschlagen ward!

X. Die macedonischen Reiche.

98. Die welthistorische Bedeutung der macedonischen Reiche.

(Nach Ludw. Flathe, Geschichte Macedoniens und der Reiche, welche von macedonischen Königen beherrscht wurden.)

In einer ernsten Betrachtung des räthselhaften Ganges des Menschenlebens ruft der Name Macedonien, der durch das erobernde Schwert eine so ungeheure Ausdehnung gewann, trübe Gedanken auf, und Bilder, welche die Brust tief ergreifen, führt er vor die Seele. Denn die Reiche, welche der Macedonier That und Kraft schuf, waren nicht Schöpfungen, welche die Natur der Dinge frei und selbständig hervorgebracht; sie waren Erzeugnisse der Gewalt, Ergebnisse unnatürlicher Zustände, verworrener und gewaltsamer Verhältnisse. Vieler Völker eigenthümliches Leben ist abgeblüht und verwelkt unter den kühnen und wunderbaren Bauten, welche die Macedonier auf einem ungeheuren Raume aufgerichtet. Kein erfreuendes Dasein zeigen die Reiche, welche von Königen macedonischen Stammes beherrscht wurden, keine lebensvolle Regsamkeit, keine sich selbst genügende und sich selbst erhaltende Kraft.

Aus einem halbvergessenen Winkel Griechenlands tritt, als hätte es nur seine Zeit erwartet, um aus der Nacht der Vergessenheit hervorzutreten, das kräftige Volk der Macedonier plötzlich in die Geschichte ein. Der Weg, unter nicht allzuschweren Kämpfen zu Glanz und Herrschaft zu gelangen, ist ihm vom Schicksal schon bereitet. Die Städte und Stämme der Griechen haben in langen und blutigen Kämpfen ihre Kräfte verzehrt; die alte erhabene Gesinnung ist unter ihnen verschwunden, und voll Eifersucht und Mißtrauen gegen einander selbst, bereiten sie dem erobernden Macedonien die Bahn. In der That legt ein so schlauer als tapferer König von Macedonien die Grundsteine zu dem Gebäude einer macedonischen Herrschaft über Griechenland, und nur dem Scheine nach bleibt dessen Freiheit und Selbständigkeit unbeeinträchtigt. Doch fest ist die Herrschaft, welche König Philipp über die Griechen

gewinnt, noch keineswegs begründet. Sie ist mehr durch Schlauheit und List, als durch Gewalt gewonnen, sie ist mehr das Erzeugniß einer feinen Benutzung der Zustände und Verhältnisse, welche unter den Griechen bestanden, als das Werk glänzender Siege und großer Waffenthaten. Die Formen des alten freien Lebens der Griechen haben fast unangetastet bleiben müssen, und aus den Formen konnte unter veränderten Zuständen auch das Wesen und der Geist der Freiheit wiedergeboren werden. Aber die Säulen, an denen eine wahre Herrschaft Macedoniens über Griechenland sich emporheben konnte, waren doch schon aufgestellt, und es hätte nach König Philipp's Tode nur eines nicht allzu langen Kampfes noch bedurft, um die mittelbare Herrschaft, welche Macedonien über die griechischen Städte und Stämme gewonnen, in eine unmittelbare zu verwandeln. Dazu aber wäre durchaus nothwendig gewesen, daß König Philipp's Nachfolger auf dem Throne von Macedonien alle Kraft seines Volkes auf die Unterwerfung der Griechen gerichtet hätte. Dann würde ein macedonisch-griechisches Reich entstanden sein, zwar gebaut auf das Schwert und die Unterwerfung und hart das Volk der Griechen in der freien Beweglichkeit hemmend, welche dasselbe zu den unerläßlichen Erfordernissen seines Daseins rechnete, dennoch aber durch sein Dasein nicht die Natur der Dinge und die Gesetze des Völkerlebens verletzend, weil durch die Lage der Länder, die sie bewohnten, Macedonier und Griechen sich benachbart waren, weil sie durch Abstammung, Sprache und Sitte sich verwandt und befreundet fühlten. In verhältnißmäßig kurzer Zeit würde eine Verschmelzung zwischen den Macedoniern und den Griechen erfolgt sein, da sie Brüder waren von Anfang.

Aber die Könige Philipp und Alexander glaubten die Kräfte ihres Volkes nicht allein auf die Unterwerfung Griechenlands wenden zu müssen, und ein macedonisch-griechisches Reich genügte der stolzen und hochfahrenden Gesinnung noch nicht. Es bot sich noch ein anderes Feld leichterer und sicherer Triumphe, als sie in Griechenland gewonnen werden konnten, dar. Darum sollte Griechenland nur halb gewonnen werden, darum der Schein der Freiheit ihm noch bleiben, damit der äußerste und heftigste Kampf vermieden werde, der auf eine lange Zeit alle Kraft und alle That in Anspruch genommen haben würde. Die Griechen sollten vor der Hand den Macedoniern nur dienstbar werden, sie nur stärken zu dem großen Kampfe gegen die Perser, zur Gewinnung eines unermeßlichen Weltreiches, durch welches dann wiederum der Schein von Freiheit und Unabhängigkeit, der den Griechen noch geblieben, leicht und kampflos würde zusammengedrückt werden können. Dieser Gedanke, von König Philipp aufgefaßt, von Alexander, dem größern Sohne, ausgeführt, reizte durch seine Größe, durch die Leichtigkeit, mit welcher die Verhältnisse seine Vollendung zu versprechen schienen, lockte durch den Glanz, der in seiner Verwirklichung für alle Zeiten gewonnen werden mußte, die kräftigen und thatenlustigen Gemüther mit unwiderstehlicher Kraft. Also ward, als unter den Königen

Philipp und Alexander Macedonien aus früherer Bedeutungslosigkeit auf die große Bühne der Weltbegebenheiten geführt war, das Nächste und der Natur Gemäßere verabsäumt, der Ausbau eines macedonisch-griechischen Reiches unterlassen und dem Kühnern, Glänzendern, doch Naturwidrigern nachgestrebt. Wenn das Reich der Perser — denn dieses war es, auf welches die kühnen Gedanken sich wandten — würde zusammengebrochen sein, wenn die ganze Fülle des unermeßlichen Reichthumes, die ganze Macht, über welche die Perserkönige geboten, zu der macedonischen Kraft würde gewonnen sein, dann würde ja auch Griechenland seinem Schicksale nicht zu entgehen vermögen, und ohne Schaden könne man bis dahin den Schein der Freiheit noch gewähren. Das waren die Gedanken, welche in Philipp's und Alexander's Seele lebten und welche auszuführen ihnen vom Schicksal gegeben ward. Das persische Reich ward von König Alexander's Waffen gewonnen und Persien und Macedonien wurden zu einem Reiche verbunden. Wenn dieses persisch-macedonische Reich dauerte, so konnte das endliche Schicksal Griechenlands nicht zweifelhaft sein.

Schon das Reich der Perser war eine Schöpfung wider die Natur gewesen. In seinem Schooße waren viele Völker des Morgenlandes zusammengedrängt, zwischen denen Sprache, Religion und Sitte trennend stand. Sie strebten darum, so viel der schlaffe Geist des Morgenlandes erlaubte, auseinander; aber sie waren durch die Gewalt der Waffen fast 200 Jahre von den Perserkönigen zusammen gehalten worden. Indessen waren die Perser doch in dem Morgenlande heimisch und ihr Reich war ein rein morgenländisches. Vielen Völkern in dessen Schooße waren sie verwandt, denn sie waren ein Glied der großen Völkerfamilie des Zend; und auch mit denen, welchen das Band der Völkerverwandtschaft sie nicht vereinte, verband sie doch die gemeinsame Weise des Morgenlandes. Jeden Falles standen die Perser den unterworfenen Völkern ihres Reiches nicht so scharf entgegen, als Abendländer mit grundverschiedener Sitte, Religion und Sprache ihnen entgegen stehen mußten. Das neue Reich aber, welches von den Macedoniern unter König Alexander's Führung und Herrschaft in das Leben gerufen ward, war eine Schöpfung, die so schroff, als nur irgend eine sein kann, den Anforderungen des Völkerlebens entgegen stand. Denn in diesem neuen, dem persisch-macedonischen Reiche, das unter König Alexander ein kurzes Dasein sah, waren Völker des Abendlandes und Völker des Morgenlandes, bei denen etwas Gemeinsames kaum aufzufinden war, bunt zusammen gewürfelt. Es hatte sich ja dieses Reich über alle Länder, die den Persern gehorsam gewesen, ausgebreitet, reichte von den heitern Küsten Ioniens am mittelländischen Meere bis zu dem fernen Indus, bis zu den Wasserfällen des Niles und bis zu dem Sande der Wüsten von Arabien und Libyen, und hatte das alte und einfache Stammland Macedonien, Griechenland, dessen Freiheit auf dem Rande des Untergangs stand, und die Küste von Thracien, welche zur Verbindung zwischen den abendländischen und den morgenländischen Theilen des

Reiches hatte gewonnen werden müssen, mit jenem ungeheuren Länderkreis vereinigt. Außer der Gewalt und dem Schwerte, welches sie zusammen gebracht hatte, außer dem Könige, welcher über ihnen stand, konnten die Völker dieses weiten Reiches etwas Gemeinsames nicht auffinden.

Aber das neue Reich bricht bald nach seines Schöpfers Tode in mehrere Theile auseinander. Doch auch dadurch wird keine naturgemäße Scheidung aller seiner Völker gewonnen, und es erblüht kein freies und selbständiges Völkerleben. Nur die alte Heimat Macedonien kehrt, nachdem sie für den Glanz ihrer Könige sich verblutet und aus den Tagen der Größe nichts, was sie für die Zukunft stärken könne, gewonnen hat, zu einem eigenthümlichen und abgeschlossenen Dasein zurück. In allen übrigen Theilen aber des aufgelös'ten Reiches zeigt sich kaum eine erfreuende Erscheinung. Dem Volke der Griechen erblüht nur eine matte und ohnmächtige Freiheit wieder. Nicht durch eigene That und Tugend erringt Griechenland die Freiheit wieder, des Zufalls Gunst und der Zwist der Könige aus macedonischem Geschlecht ist es, welcher sie noch einmal zurückführt. Darum blüht sie nicht wieder als ein kräftiger Baum empor, darum erhält sie sich nur unkräftig und langsam dahinsterbend, wie eine Pflanze, welcher Gedeihen ein ungünstiger Boden versagt. Bei den Völkern des Morgenlandes aber tritt, als das persisch-macedonische Reich nach kurzem Dasein verschwindet, ein noch trüberer Zustand der Dinge hervor. Den Führern des macedonischen Heeres, die nach König Alexander's Tode den grimmigsten Zwist um die Trümmer des persisch-macedonischen Reiches streiten, werden die Völker des Morgenlandes zum Spiele. Helfen sie doch selbst in diesem Kampfe, lassen sie doch das fremde Schwert über ihr Schicksal entscheiden, vom Zufall oder vom Waffenglück heute sich zusammenbringen und morgen wieder trennen, ohne daß der Geist der Nationalität in ihnen aufwache, ohne daß auch nur der Versuch gemacht werde, den Zwist der fremden Herren zu benutzen und ein freies und eigenthümliches Dasein zu begründen. Mit der stumpfesten Gleichgültigkeit sehen sie dem wogenden Kampfe zu und geben sich selbst auf. Dadurch zeigen sie sattsam, daß sie jeder Freiheit und Selbständigkeit unwerth geworden sind und daß für sie die Zeit gekommen ist, in welcher einer großen Umgestaltung der Dinge der Weg bereitet werden muß. Die Reiche aber, welche von Macedoniern im Morgenlande über diesen ermatteten Völkern gegründet werden, können unmöglich ein freies und kräftiges Leben haben; sie können durch ihre Dauer nur dienen, die Eigenthümlichkeiten derselben mehr und mehr zu vernichten. Darin aber scheint eben ihre höchste Bedeutung für die Geschichte zu liegen; sie sollten ein Leben zerstören, das durch eigene Kraft sich so nicht mehr zu erhalten vermochte; sie sollten den Uebergang zu einem neuen Stande der Dinge bereiten.

Dunkel ist des ewigen Weltgeistes Walten über den Geschlechtern der Menschen, und unergründlich, warum er aufbaut und warum er

zusammensinken läßt. Aber zu welchem Zwecke die Dinge, welche im Leben erscheinen, so und anders nicht gekommen, warum sie eben diese oder jene Gestalt genommen, das kann mit Klarheit oftmals erkannt werden. So scheint es, daß die weite Herrschaft, welche die Macedonier gewonnen, eine große Bestimmung zu erfüllen hatte. Sie sollte das eigenthümliche Leben eines großen Theils der Völker des Morgenlandes, welches durch die Perser schon verworren oder aufgelös't worden war, welches haltungslos in der Luft hing und der Erhaltung nicht werth war, gewaltsamer und heftiger noch, als es von diesen geschehen war, erschüttern, damit zu einem andern Sein der Weg bereitet werde. Sie sollte unter dem Volke der Griechen, das Freiheit und Unabhängigkeit von fremder Gewalt nur noch in sich selbst zerstörenden Kämpfen benutzen zu können schien, nicht minder dienen, das alte Leben in seinen Grundfesten zu erschüttern, den Geist voller Freiheit und Selbständigkeit zu ertödten und die Gemüther für das ruhige Dulden fremder Gewaltherrschaft vorzubereiten. Nachdem Macedonien selbst diese geschichtliche Bestimmung erfüllt, kehrt es in seinen eigenen Schooß zurück, ohne eine Kraft gewonnen zu haben, durch welche es dem Schicksal der Verknechtung unter Rom, das in weitem Kreise den Völkern der Erde bestimmt war, sich mächtig entgegensetzen könne. Auf den Fußstapfen der Macedonier schreitet das erobernde Rom einher und wälzt seine Herrschaft auf die Reiche und die Völker, die für das unabwendbare Schicksal, welches ihnen bevorstand, sattsam vorbereitet worden waren.

Die Geschichte Macedoniens, von dem Punkte an, wo seine Bedeutsamkeit auf der großen Bühne der Weltbegebenheiten anhebt, die Geschichte der Reiche, welche von Königen macedonischen Stammes beherrscht wurden, sowie der Völker und Staaten, die in Zusammenhang mit denselben kamen, und ihr Schicksal zuletzt zum Theil theilten, zeigt nicht Entstehen und Erblühen, zeigt nicht kräftiges und frohes Leben, stellt nur Vergehen und Dahinschwinden vor den betrachtenden Blick.

---

99. Das macedonische Königthum bis auf Philipp II.

(Nach Joh. Gust. Droysen, Geschichte Alexander's des Großen, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

Uralte und glaubwürdige Traditionen berichten, daß in grauer Vorzeit drei Brüder aus dem Herakliden Fürstengeschlechte von Argos gen Norden in das Land der rossekundigen Päonier gewandert seien, sich am Ostabhange des Gebirges in der Stadt Edessa niedergelassen und die Landschaft Emathia in Besitz genommen hätten; der jüngste dieser drei Brüder, Perdikkas, wurde der Stammvater des macedonischen Königshauses. In allmählichem Wachsthum dehnte sich das neue Reich über den ganzen Landstrich aus, der, von der Natur auf eine augenfällige Weise abgegrenzt, bis in späte Zeiten den Namen

des eigentlichen oder unteren Macedoniens behielt, und die Landschaften Emathia, Amphaxitis, Mygdonia, Bottiäis und Pieria umfaßte. Die macedonischen Herakliden hatten das gleiche Loos mit allen ihren Stammesgenossen, in ein fremdes Land eingewandert ihre Macht auf die Unterwerfung der einheimischen Urvölker gründen zu müssen, freilich mit dem wichtigen Unterschiede, daß hier, wie in keinem dorischen Lande, das Alte mit dem Neuen zu einem Ganzen verschmolz, welches im Stande war, die urkräftige Frische der Heroenzeit bis in späte Jahrhunderte zu bewahren. Und wenn berichtet wird, daß die Tropäen des ersten Sieges, den Perdikkas über die einheimischen Stämme davon trug, durch den Willen der Götter über Nacht von einem Löwen umgestürzt worden, zum Zeichen, daß man nicht Feinde besiegt, sondern Freunde gewonnen habe, so spricht sich in dem Sinne dieser Sage die eigenthümliche Kraft des macedonischen Reiches und dessen Beruf aus, den letzten Krieg Griechenlands gegen den Orient glücklich hindurch zu führen, da ja nicht über Unterworfene triumphirt, sondern die Völker Asiens für griechisches Leben und Wesen gewonnen werden sollten.

Während im übrigen Griechenlande das Königthum, das sich in dem niederen Volke eine Stütze zu gewinnen versäumt hatte, gegen die Anmaßungen eines ebenbürtigen Herrenstandes zu Grunde gegangen war, während gegen diesen Herrenstand selbst das niedere Volk, der Rechtlosigkeit und des unerträglichen Druckes müde, sich endlich empört, die edlen Geschlechter ihrer Vorrechte beraubt und in die gährende Masse des demokratischen Gemeinwesens hinabgezogen hatte, um selbst bald in Selbstsucht und Parteiung zu zerfallen, hatte Macedonien in seiner ruhigen und alterthümlichen Weise fortbestehen können, da hier jene Elemente der Reibung und des Hasses in dem Verhältniß der verschiedenen Stände nicht vorhanden waren. Denn die edlen dorischen Geschlechter in Macedonien hatten keineswegs, wie etwa die Spartaner und andere Dorier, die alten Landesbewohner zu Penesten und Heloten erniedrigt; wie dürftig auch die Nachrichten über das innere Leben Macedoniens sind, so viel steht fest, daß das Volk frei, daß Jeder des Volks trotz dem edelsten Herakliden Macedonier war, daß er das Recht zu freiem und unabhängigem Besitz und Zutritt in die Volksversammlung hatte, daß endlich die Volksversammlung selbst zu Gericht und Berathung dem Könige zur Seite war, um durch lauten Zuruf zu billigen oder zu verwerfen.

Seitdem die Könige durch die Perserkriege, die ja in allen Hellenen das Bewußtsein und Bedürfniß der Einheit erwachen ließen, mit in den großen Verband des hellenischen Lebens eingetreten waren*), verfolgten sie mit mehr oder minder Bewußtsein, Geschick und Kraft den Plan, ihr Volk, unbeschadet der hergebrachten Rechte und Verhältnisse, in unmittelbaren Zusammenhang mit den Staaten von Hellas und zur Theilnahme an der gemeinsamen hellenischen Bildung zu bringen. Die Nähe

*) In den Olympischen Spielen; cf. Herod. V. 22.

der reichen und handelskundigen Colonieen in Chalcidice, die durch sie veranlaßten vielfältigen Berührungen mit den Hauptmächten von Hellas, die um ihren Besitz kämpften und den Einfluß Macedoniens suchten oder fürchteten, die fast ununterbrochenen Kämpfe in Hellas selbst, welche manchen berühmten Namen die Heimat zu meiden und an dem reichen Hofe von Pella Ruhe und Ehre zu suchen veranlaßten, das Alles begünstigte die ruhigen und sicheren Fortschritte Macedoniens. Vor allen wichtig und erfolgreich war die Zeit des weisen Königs Archelaus, und während das übrige Hellas von dem peloponnesischen Kriege verwirrt und zerrissen wurde, verbreitete sich unter seiner weisen Leitung das Licht höherer und zeitgemäßer Bildung bis in die entferntesten Thäler seines schönen Landes; sein Hof, der Sammelplatz von Dichtern und Künstlern aller Art und der glückliche Vereinigungspunkt des macedonischen Adels, wurde das Vorbild für das Volk und dessen fortschreitende Entwicklung; Archelaus selbst galt in dem Munde der Zeitgenossen für den reichsten und glücklichsten Mann von der Welt.

Indeß scheint durch die wichtigen und erfolgreichen Neuerungen, wie sie namentlich durch Archelaus ins Leben getreten waren, eine Reaction hervorgerufen zu sein, welche durch die neuen Elemente, die Macedonien bereits in sich aufgenommen, nur desto heftiger und gefährlicher werden mußte.

Die Minderjährigkeit des Orestes, des ältern Sohnes des Archelaus, benutzte Aeropus, der Reichsweser und ein Verwandter des königlichen Hauses, dem königlichen Knaben Krone und Leben zu rauben. Als Gegner der neuen Ordnung der Dinge und Vertreter des Althergebrachten, behauptete sich Aeropus nicht nur auf dem Throne, sondern vererbte denselben auch auf seinen Sohn Pausanias. Aber die Anhänglichkeit an die königliche Heraklidenfamilie war zu groß, als daß die Usurpation von langer Dauer sein konnte. Amyntas II., aus einer jüngern Linie des königlichen Hauses*), verdrängte den Pausanias, heirathete, um beide Häuser zu versöhnen, dessen Schwester Eurydice, und regierte Macedonien 25 Jahre lang, wenn auch nicht in völligem Frieden, doch zum Wohl und zur Förderung des Landes. Doch nach seinem Tode machte seine eigene Wittwe den Versuch, dem Herakliden-

---

*) Amyntas.
| Alexander I.
— Perdikkas † 413. | Archelaus † 399. | Orestes.
— Amyntas. | Arrhidäus. | Amyntas, König 394—369.
—— Alexander II., König 369—368.
—— Perdikkas, König 364—359. | Amyntas.
—— Philipp II., König 359—336. | Alexander der Große, König 336—323.

geschlechte den Thron zu entreißen, indem sie ihren Liebling Ptolemäus Alorus veranlaßte, ihren Sohn Alexander II. zu ermorden und dem Mörder ihre Hand und den Thron gab, und als ihr zweiter Sohn den Usurpator aus dem Wege räumte, soll sie auch diesen nach kurzer Regierung ermordet haben. Aber schon war ihr und des Amyntas dritter Sohn Philipp da, die Regierung für seines Bruders Perdikkas unmündigen Sohn zu übernehmen; mit gleicher Vorsicht und Gewandtheit rettete er das Reich vor den drohenden Einfällen der Illyrier und Thracier, die Krone vor den beiden Prätendenten Pausanias und Argäus, das königliche Haus vor neuen Intriguen und Verwirrungen; in Kurzem waren die alten Parteiungen verschwunden.

---

100. Charakteristik Philipp's II.

(Nach B. G. Niebuhr, Vorträge über alte Geschichte.)

Unstreitig war Philipp ein ganz ungemeiner, außerordentlicher Mann, und das Urtheil mancher Alten, daß er durch Gründung des macedonischen Staates etwas ganz Anderes gethan als Alexander durch die Anwendung der erworbenen Kräfte, ist ganz richtig. Wenn man die Kraft bedenkt, mit der er zuerst als Vormund seines Neffen, der bald verschwindet, die Regierung ergriff, dann als König; die Sicherheit, mit der er unter solchen Umständen, wo das Reich beinahe vernichtet war, die Krone nahm, wie er da einige Feinde überredete, besänftigte, andere bekämpfte; wie er seine Erfolge durch Einrichtung seines stehenden Heeres und durch Vervollkommnung desselben, durch Anordnung einer neuen Kriegsordnung befestigte; wenn wir das erwägen, wenn wir lesen, wie Demosthenes selbst mit Grausen seine Eigenschaften schildert, wie er für seinen Zweck unermüdlich, Sommer und Winter hindurch jede Beschwerde, Krankheit duldete, dann wieder in voller Thätigkeit stand, wie jeder Erfolg ihn nur zu Größerem reizte und nichts ihn abschreckte, wie jedes mißlungene Unternehmen ihn nur belehrte, daß die Zeit noch nicht gekommen sei, aber ihn es nicht aufgeben ließ, so können wir nicht anders, als seine Fähigkeiten außerordentlich hoch anschlagen. Wenn wir ihn als Schöpfer seines Staates betrachten, wie er die verschiedensten Völker unter sich vereinigte, Macedonier und Griechen; mit welchem Blicke er die ausgezeichneten Talente zu finden wußte und an sich zog; wenn wir erwägen, was das für ein Mann gewesen sein muß, von dem die Inspiration zur Bildung so großer Feldherren ausging, der sich mit einer so zahlreichen Schaar großer Feldherren umgab, zu denen, wohlgemerkt, Alexander nichts hinzugethan hat, denn alle Feldherren Alexander's sind aus der Schule Philipp's hervorgegangen, kein einziger ist, den Alexander nicht von Philipp ererbt hätte; wenn wir die Geschicklichkeit sehen, mit der er Völker, Staaten für sich und seinen Zweck stimmte, sie bereit machte, ihm zu dienen und für sich

selbst die gewöhnlichste Klugheit zu vergessen; wenn wir diese Eigenschaften sehen, so können wir nicht anders als anerkennen, daß er ein ungemeiner Mensch war.

Etwas Anderes ist es, ob er ein guter und edler Mensch war. Daß er edle Anlagen in sich gehabt, läßt sich weder läugnen, noch bin ich gesinnt, es läugnen zu wollen. Von ihm gibt es menschliche, edle Züge; er war Freund des Freundes, gegen die, welche ihm nahe standen, wußte er sich edel zu zeigen. Aber auf der andern Seite war sein Zweck ihm Alles; nie hat ihn eine Rücksicht auf Treue und Glauben, auf Tugend und Gewissen von Verfolgung seiner Zwecke abgehalten. Ein Wort wird ihm zugeschrieben, ich kann nicht sagen, warum es falsch sein soll: „daß man die Kinder im Spiele mit Würfeln, und die Männer mit Eiden betrüge." Ihm war nie zu trauen, nie meinte er es ehrlich, wenn er einen Vertrag abschloß; auch die niedrigsten Mittel scheute er nicht, um diejenigen, welche ihm entgegenstanden, zu gewinnen, allenthalben erkaufte er Verräther, und er scheute sich nicht, dies zu gestehen. Rühmte er sich doch gern, mehr Städte mit Silber als mit Eisen erobert zu haben! Daß seine Sittenlosigkeit von der abscheulichsten Art und grenzenlos war, ist Thatsache. In Hinsicht der Persönlichkeit steht Alexander über ihm; wäre dieser nicht dem Trunke ergeben gewesen, sein abscheuliches Laster, so ließen sich keine ähnlichen Sachen von ihm sagen, wie von Philipp. Es kann zwar sehr leicht sein, und ich glaube es selbst, daß die guten Züge Alexander's größtentheils künstlich waren; er hatte Ruhm und Ehre vor Augen, aber selbst dieses Spiel mit Edelmuth wäre ihm gar nicht möglich gewesen, wenn ihm nicht die Wesentlichkeit des Guten klar und er von Natur edelmüthig gewesen wäre. Dazu kam freilich bei Alexander der unermeßliche Vortheil des herrlichen Unterrichts des Aristoteles, dessen segensreiche Folgen nie ganz erloschen, obgleich er sich davon nur zu viel emancipirt hat. Philipp hatte eine solche Erziehung, wo er auf das wahrhaft Edle und Wesentliche der Tugend aufmerksam gemacht worden wäre, nicht empfangen. Seine erste Jugend hat er an einem halbbarbarischen Hofe zugebracht, wo Schande das Gewöhnliche war. Gewiß hat er von der Amme her Griechisch geredet, aber ohne griechische Gesinnung. Dann ist er allerdings in Theben gewesen. Aber daß er in dem Hause des Epaminondas erzogen worden, ist gewiß nur mit außerordentlicher Beschränkung zu verstehen, und wer kann sagen, daß dem jungen Fürsten die anspruchslose, unberedte Tugend des Epaminondas verständlich geworden ist?

Aber ein außerordentlicher Mann ist Philipp gewesen; er allein hat das macedonische Reich erhoben; ohne ihn wäre es zertrümmert worden. Gleich vom ersten Augenblicke an lag das Ziel, Griechenland zu beherrschen, ihm fest vor Augen.



101. Die Regierung Philipp's II.

(Nach Joh. Gust. Droysen, Geschichte Alexander's des Großen.)

Mit Philipp II. war Macedonien in die Hände eines Fürsten gekommen, der mit bewundernswürdiger Planmäßigkeit und Gewandtheit die Kräfte seines Reiches zu entwickeln, zu benutzen und bis zu dem Grade zu erhöhen wußte, daß sie dem großen Gedanken, an der Spitze des Griechenthums das Morgenland zu unterwerfen, gewachsen wurden. Fast hat die Geschichte über die staunenswürdigen Erfolge die Mittel, durch welche sie errungen wurden, aufzuzeichnen vergessen; das verführerische Gold, das er zeigen und zur rechten Zeit spenden läßt, erscheint fast als das einzige oder doch größte Mittel, durch welches Philipp seine Erfolge errungen. Aber faßt man das innere Leben des Reiches näher ins Auge, so treten deutlich zwei Momente hervor, die, schon früher angeregt, aber durch Philipp erst zu voller Kraft entwickelt, die Basis seiner Macht wurden.

Das macedonische Volk hatte allerdings schon früher Kriege mannichfacher Art zu bestehen gehabt, und nach dem alten Brauch war dann jeder wehrhafte Mann ausgezogen, um nach Beendigung des Krieges wieder zu seinem Pfluge oder zu seiner Herde zurückzukehren. Die Gefahren, unter denen Philipp die Regierung übernahm, die Kämpfe, welche namentlich die ersten Jahre seines Königthums fast unablässig fortwährten, gaben die Veranlassung, jene Kriegspflichtigkeit der Macedonier zur Bildung eines stehenden Nationalheeres zu benutzen, das Anfangs 10,000 Mann Fußvolk und 600 Reiter stark, bald genug auf das Doppelte gebracht wurde. Die Erfolge dieser Einrichtung mußten außerordentlich sein; sie bewirkte, daß sich die verschiedenen Landschaften des Reiches als ein Ganzes, als eine Nation fühlen lernten; sie machte es möglich, daß die neu erworbenen thracischen, päonischen, agrianischen Völkerschaften, wenn sie auch ihre einheimischen Fürsten behielten, sich mit dem macedonischen Volke zu einem Ganzen verschmolzen; vor Allem aber gab sie in dieser Einheit und in der kriegerischen Tendenz, die fortan vorherrschend wurde, dem Volke schnell und durchgreifend jene höhere ethische Kraft und jenes stolze Gefühl des geschichtlichen Lebens, dessen höchstes Ziel der Ruhm ist. Ein Heer dieser Art mußte den Söldnerschaaren der griechischen Staaten, eine Nationalität von dieser Jugendfrische und diesem Selbstgefühl dem überbildeten, durch geistige und körperliche Genüsse bis zur Fieberhaftigkeit oder Gleichgültigkeit überreizten Griechenthume überlegen sein.

Dagegen mußte die hellenische Bildung und so das schon von früheren Fürsten mit Erfolg begonnene Streben mit Sorgfalt und Nachdruck fortgesetzt werden. Das Vorbild des Königs und seines Hofes war hier von der größten Wichtigkeit, und der Adel des Landes trat bald in die eben so natürliche wie ehrenvolle Stellung, den gebildeten Theil der Nation auszumachen; ein Unterschied, der sich in keinem der

griechischen Hauptstaaten zu entwickeln vermocht hatte, indem die Spartaner alle roh und nur Herren den unfreien Lakonen gegenüber waren, die freien Athener aber sich wenigstens selbst ohne Ausnahme für höchst gebildet hielten. Schon Philipp sorgte, so scheint es, durch Einrichtung von Lehrvorträgen aller Art, die zunächst für die Edelknaben in seiner Umgebung bestimmt waren, für die hellenische Bildung des jungen Adels, den er so viel als möglich an den Hof zu ziehen, an seine Person zu fesseln und für den unmittelbaren Dienst des Königthums zu gewinnen suchte; als Edelknaben und bei reiferer Jugend in den Leibschaaren und als Leibwächter (Somatophylakes) des Königs, als Commandirende bei den verschiedenen Abtheilungen des Heeres, in Gesandtschaften an hellenische Staaten, wie sie so häufig vorkamen, hatte der Adel Gelegenheit genug, sich auszuzeichnen oder den Lohn für ausgezeichnete Dienste zu empfangen; überall aber bedurfte er jener Bildung und feinen attischen Sitte, wie sie der König wünschte und selbst besaß. Sein eifrigster Gegner mußte gestehen, daß Athen kaum einen an feiner Geselligkeit ihm Aehnlichen aufzuweisen habe; und wenn der König im häuslichen Kreise macedonisch und einfach lebte, so waren die Hoffeste, der Empfang fremder Gesandten, die Feier der großen Spiele desto glänzender und Beweis genug, daß das macedonische Königthum in Bildung und Geschmack nicht mehr zurück war; das macedonische Volk seinerseits sah mit gerechtem Stolz auf seinen König und dessen Hof, an dem alles prächtig und großartig, nichts kleinlich und karg war.

Philipp's Erfolge gründen sich auf die Einheit, Schnelligkeit und Consequenz seiner Unternehmungen, die so lange von den Griechen übersehen wurden, bis ihnen nicht mehr zu widerstehen war. Während die Athener auf den Bundesgenossenkrieg, die Thebaner auf den heiligen Krieg alle Aufmerksamkeit wandten, die Spartaner sich vergebens bemühten, wieder einigen Einfluß im Peloponnes zu erlangen, rückte Philipp nach Süden und Osten hin seine Grenzen so weit vor, daß ihm die Bergwerke von Philippi ihre reichen Goldminen, die Küste Macedoniens den freien Zugang zum Meere, die Einnahme von Methone den Weg nach Thessalien öffnete. Dann riefen die Thessaler, von den Phociern bedroht, ihn zu Hülfe; er kam, besetzte die Städte Thessaliens, um sie desto besser schützen zu können, und war im Begriff, die Phocier durch die Thermopylen bis in ihr Land zu verfolgen; da gingen den Griechen die Augen auf, sie sahen, was sie von den Macedoniern zu erwarten hätten, und Athen, unter Demosthenes' Leitung, begann den Kampf für die Selbständigkeit der Ohnmacht.

Philipp dagegen ging mit der größten Besonnenheit und Sicherheit Schritt vor Schritt auf dem Wege vor, den die Zeit forderte; Athen war der gefährlichste Feind; es mußte vereinzelt, umschlossen, endlich erdrückt werden. Philipp zerstörte die Städte der Chalcidice, gewann Euböa's Tyrannen, unterwarf sich das thracische Küstenland, landete dann mit seinen Schiffen auf Lemnos, Imbros, selbst in Attika und führte die salaminische Triere als Tropäe nach Macedonien. Der Friede,

den er jetzt mit Athen schloß, gab ihm Muße, dem Rufe der Thebaner gegen Phocis, die noch immer den heiligen Krieg fortsetzten, zu folgen; und während Athen noch eine glückliche Auskunft hoffte, und den Phociern ehrenvollen Frieden verhieß, war auf Philipp's Betrieb von den Amphiktyonen bereits das Urtheil über sie gesprochen; ihre Gemeinden wurden aufgelös't, ihre Städte zerstört, ganze Schaaren nach Macedonien verpflanzt, ihre Stimmen im Amphiktyonenrathe zugleich mit der Aufsicht der pythischen Spiele an Philipp übergeben, so daß sich dieser jetzt mit dem besten Rechte in die Angelegenheiten Griechenlands mischen durfte. Den Peloponnes gewann oder entzweite er durch Gold und durch die Vorspiegelung eines gemeinschaftlichen Angriffes auf Sparta; seine Partei war vorherrschend in Elis, Sicyon, Megara, in Arkadien, Messenien und Argos. Dann setzte er sich in Akarnanien und Aetolien fest; die Macht Athens war von der Landseite so gut wie gelähmt. Aber noch beherrschte sie das Meer, dessen Besitz der Chersones und die Küste der Propontis sicherte; dorthin wandte Philipp sein Auge; während er wiederholentlich den Athenern seine Freundschaft und Friedlichkeit versicherte, drang er weiter und weiter vor, schon war Perinthus und Byzanz, der Schlüssel des Pontus, gefährdet, fielen diese Städte, so war Athen vernichtet. Mit der größten Anstrengung rüsteten sich die Athener, mit ihnen verbündeten sich Rhodus, Kos, Chios, der Perserkönig gab seinen Satrapen Befehl, mit aller Macht Perinth zu schützen, — Philipp mußte weichen; Athen stand noch einmal siegreich da, um desto tiefer zu fallen.

Die Lokrer von Amphissa hatten delphisches Tempelland bebaut, Aeschines klagte sie vor dem Rathe der Amphiktyonen an, man beschloß, sie zu züchtigen; sie schlugen die Amphiktyonen und Delphier zurück, und der Rath decretirte eine außerordentliche Versammlung, um die Heiligkeit des Gottes und des Amphiktyonenrathes an den lokrischen Bauern genügend zu rächen; nur die Gesandten Athens kamen nicht, vielmehr erhielten die Lokrer auf Demosthenes' Antrag Unterstützung und jagten Alles, was den Amphiktyonen anhing, aus ihrem Gebiet. Jetzt wurde Philipp aufgefordert, „dem Apollo in den Amphiktyonen beizustehen und nicht zuzugeben, daß der Gott von den gottlosen Amphissäern so mißachtet werde, und auch darum nicht, weil ihn die Hellenen, die an der Versammlung der Amphiktyonen Antheil hätten, zum unumschränkten Anführer erwählt hätten." Er kam, aber nicht bloß um Amphissa zu bestrafen; die Athener baten um Waffenstillstand, bevor noch offener Krieg war; auch Theben, seit dem heiligen Kriege noch erbittert, weil Orchomenus von Philipp geschützt worden war, erkannte bald, daß Philipp nicht umsonst den Winter hindurch in Lokris blieb; während beide durch freundliche Briefe oder geschickte Redner in Unthätigkeit gehalten wurden, besetzte Philipp Elatea, eine der wichtigsten Positionen gegen Theben und Athen. Das erfüllte seine Gegner mit panischem Schrecken; Demosthenes beschwor das Volk, Alles aufzubieten, um dem Könige entgegenzutreten; er eilte nach Theben, und

die Gewalt seiner Rede bewirkte, daß die Thebaner ihren alten Groll gegen Athen vergaßen und mit gleicher Anstrengung sich rüsteten; das Bundesheer, durch Euböer, Megareer, Korinthier und Leukadier verstärkt, rückte ins Feld und errang in zwei Gefechten nicht unbedeutende Vortheile; endlich begegneten sich die ganzen Heeresmassen, etwa 32,000 Macedonier gegen nah an 50,000 Verbündete in der Ebene von Chäronea; nach sehr hartnäckigem Kampfe siegte Philipp, das Schicksal Griechenlands lag in seiner Hand (Vgl. S. 369).

Er verschmähte es, Griechenland zu einer Provinz Macedoniens zu machen; nur für den einen Plan des Perserkrieges hatte er alles begonnen und vollbracht. Der Friede, den er nach der Schlacht von Chäronea gab, bezweckte nichts, als die freien griechischen Staaten unter seiner Hoheit zu jenem Kriege zu vereinen. Er ließ fast überall und in aller Beziehung den bisherigen Zustand der Dinge, nur Theben wurde für seinen treulosen Abfall bestraft, es mußte 300 Verbannte wieder in die Stadt nehmen, die Feinde Philipp's des Landes verweisen, seine Freunde an die Spitze der Regierung stellen, endlich eine Besatzung in die Kadmea nehmen, die nicht bloß Theben, sondern zugleich Attika und das ganze Hellas zu beobachten und in Ruhe zu halten vermochte; ferner wurden Orchomenus und Platää, die von Theben zur Zeit seiner Hegemonie zerstört waren, wieder aufgebaut. Mit so viel Strenge wie Theben, mit eben so viel Nachsicht wurde Athen behandelt, dessen Gebiet der König nicht betrat; für die Insel Samos wurde es mit dem Gebiete von Oropus entschädigt; es erhielt alle Gefangenen ohne Lösegeld frei, und mußte sich nur verpflichten, zum Bundestage nach Korinth im nächsten Frühling Gesandte zu schicken. Dann zog der König nach dem Peloponnes und ordnete die dortigen Angelegenheiten, namentlich die Grenzen der Messenier, der Argiver, der Tegeaten und Megalopolitaner gegen Sparta. Dann kamen die Gesandten aller griechischen Staaten, mit Ausnahme Sparta's, auf dem Isthmus von Korinth zusammen; Philipp's Freigebigkeit und Leutseligkeit gewann die Gemüther, seine Redner trugen die Wünsche des Königs vor, denen sich Niemand zu widersetzen wagte; er wurde zum Oberfeldherrn der Griechen mit unumschränkter Gewalt erwählt, um im Namen aller Griechen den Frevel, den die Barbaren an den heimischen Tempeln geübt hätten, zu rächen und den großen Nationalkrieg der Griechen gegen Persien zu vollenden. Dann kehrte er nach Macedonien zurück, um alle Vorbereitungen zum großen Kriege zu treffen.

---

102. Charakter und Bildung Alexander's des Großen.

(Nach Joh. Gust. Droysen, Geschichte Alexander's des Großen.)

Man muß eingestehen, daß Philipp's Blick bei aller Klarheit und Schärfe, die ihn über die Verhältnisse der Gegenwart mit rascher Sicher-

heit entscheiden ließ, dennoch nicht weiter zu reichen vermochte, als bis zu dem unbestimmten Gedanken eines Perserkrieges, den er für die Aufgabe seines Lebens hielt; wohl erkannte er jenseits des Meeres das Land der Siege und der Zukunft Macedoniens, dann aber trübte sich sein Blick und seine Pläne wichen den unbestimmten Gestaltungen seiner Wünsche. Dasselbe Verlangen nach jenem großen Werke theilte von ihm sich seinen Umgebungen, dem Adel, dem gesammten Volke mit, es wurde der stets durchklingende Grundton des macedonischen Lebens, das lockende Geheimniß der Zukunft; man kämpfte gegen die Thracier und siegte über die Griechen, aber der Orient war das Ziel, für das man kämpfte und siegte. Unter solchen Umgebungen wuchs Alexander auf, und früh genug mögen die Sagen vom Morgenlande des Knaben Seele beschäftigt haben; dann hörte er von den Siegen bei Marathon und Salamis, und von den heiligen Tempeln und Gräbern, die der Perserkönig mit seinen Sclavenheeren zerstört und geschändet habe, und daß Macedonien gen Asien ziehen und sie rächen müsse; und mit dem Knaben wuchs das Verlangen nach Asien und nach Siegen über den großen König in Susa. Und als einst Gesandte aus der persischen Königsburg nach Pella kamen, und er, noch ein Knabe, sie empfing, so fragte er sorgsam nach den Heeren und Völkern des Reichs, nach Gesetz und Brauch, nach Verfassung und Leben der Völker, und die Perser staunten über das Kind.

Von nicht minderer Wichtigkeit war, daß Aristoteles, der größte Denker des Alterthums, ihn erzog. Philipp hatte bei der Geburt seines Sohnes ihn darum ersucht: „Wisse, daß mir ein Sohn geboren ist", schrieb er an den Stagiriten, „nicht, daß er geboren ist, sondern daß er in Deinen Tagen geboren ist, macht mich froh; von Dir erzogen und gebildet, wird er Unserer würdig und der großen Bestimmung, die einst sein Erbe ist, gewachsen sein." Der die Welt dem Gedanken erobert hat, erzog den, der sie mit dem Schwerte erobern sollte; ihm gebührt der Ruhm, in dem leidenschaftlichen Knaben jene Hoheit und Strenge des Denkens geweckt zu haben, die ihn den Genuß verachten und die Wollust fliehen lehrte, die seine Leidenschaft adelte und seiner Kraft Maß und Bewußtsein gab. Alexander bewahrte für seinen Lehrer allezeit die innigste Verehrung; er sagte oft: seinem Vater danke er nur sein Leben, seinem Lehrer, daß er würdig lebe.

So in jeder Weise vom Glücke begünstigt, bildete sich Alexander und sein Charakter früh glücklich und entschieden aus; voll Thatendurst und Ruhmbegier trauerte er oft um die Siege seines Vaters, die ihm nichts mehr zu thun übrig ließen. Sein Vorbild war Achilles, aus dessen Geschlecht er sich gern entstammt zu sein rühmte, und dem er durch Glück und Leid und Ruhm ähnlich werden sollte. Er liebte mehr seine Mutter als seinen Vater, von jener hatte er den Enthusiasmus und die Innigkeit, die ihn vor allen Helden auszeichnen. Dem entsprach sein Aeußeres; sein heftiger Gang, der funkelnde Blick, das zurückfliegende Haar, die Gewalt seiner Stimme bekundeten den Helden; wenn

er ruhte, bezauberte die Milde seine Miene, das sanfte Roth, das auf seiner Wange spielte, sein feucht aufblickendes Auge, das ein wenig zur Linken geneigte Haupt. In ritterlichen Uebungen war er vor Allen ausgezeichnet; schon als Knabe bändigte er das wilde thessalische Roß Bucephalus, an welches sich kein Anderer wagen wollte, und das ihm späterhin auf allen seinen Zügen als Schlachtroß diente. Die erste Waffenprobe legte er unter seines Vaters Regierung ab; er bezwang, da Philipp Byzanz belagerte, die Mäder und gründete dort eine Stadt mit seinem Namen; noch höheren Ruhm gewann er in der Schlacht von Chäronea, die durch seine persönliche Tapferkeit gewonnen wurde. Sein Vater sah und liebte in ihm den einstigen Vollender seiner eigenen Hoffnungen; er hörte sich gern von den Macedoniern ihren Feldherrn, Alexander ihren König nennen; er war stolz darauf, in ihm einen Nachfolger zu haben, dem das macedonische Reich zu klein sein, und der nicht, wie er selbst, vieles, was nicht mehr zu ändern, zu bereuen haben würde.

---

103. Alexander und die Griechen.

(Nach Joh. Wilh. Zinkeisen, Geschichte Griechenlands.)

Philipp's Ermordung im zweiten Jahre nach der Schlacht bei Chäronea galt den Griechen als Aufruf zu neuer Freiheit. Aber die gewaltsamen Schritte der einzelnen hellenischen Staaten zeugen von einer völligen Bewußtlosigkeit dessen, was man erstrebte. Im Innern der Staaten hatte Verschiedenheit der Interessen Parteiungen erzeugt; Vereinigung mehrerer Staaten zu gleichen Zwecken war schon deßhalb nicht möglich. Je übereilter jeder für sich handelte, desto sicherer und größer war das Verderben aller. Die Thebaner faßten öffentlich den Entschluß, die Besatzung aus der Kadmea zu vertreiben und Alexander die Hegemonie in Hellas nicht zu gestatten. Die Arkadier, welche schon Philipp nicht als Oberanführer gegen die Perser anerkannt hatten, entschlossen sich, den Forderungen Alexander's nicht Folge zu leisten. Die übrigen Peloponnesier, die Eleer, Argiver, Lacedämonier erklärten sich für selbständig. Die Athener gaben die Freude über Philipp's Untergang auf eine ihren Charakter bestimmt bezeichnende Weise zu erkennen, indem sie den Aschenkrug seines Mörders Pausanias mit einer goldenen Krone schmückten und den Göttern für die Frevelthat reiche Dankopfer brachten. Demosthenes, dem begeisternden Verkünder der Freiheit, möchte es gelungen sein, die Athener und mit ihnen ganz Hellas zu kräftiger That zu entflammen, wenn sie Festigkeit genug gehabt hätten, ihren in der Begeisterung gefaßten Beschlüssen bei der Ausführung treu zu bleiben.

Die Lage Alexander's beim Antritte seiner Regierung war allerdings sehr bedenklich. Mit den Hellenen hatten sich zu gleicher Zeit

die nördlichen Völkerstämme, welche die Herrschaft seines Vaters anerkannt hatten, wie die Thracier, Illyrier, Triballer und Päonier, empört. In Macedonien selbst erhob sich eine starke Partei zu Gunsten des Sohnes seines Oheims Perdikkas, Amyntas. Diesen und den Attalus, welcher Alexander selbst sein Verhältniß zu Athen und namentlich zu Demosthenes entdeckte, ließ er gewaltsam aus dem Wege räumen. Die Gunst der hellenischen Städte suchte er zuerst durch freundliche Aufnahme ihrer Gesandten zu sichern. Sobald er aber erfuhr, daß ganz Hellas im Begriffe sei, sich der macedonischen Oberherrschaft zu entziehen, erschien er mit Heeresmacht, drang, da die Thessaler die Engpässe bei Tempe stark besetzt hatten, auf einem noch nie betretenen Wege über den Ossa in Thessalien ein, und erhielt ohne Schwertstreich die Huldigung des ganzen Landes, mit allen Rechten und Ansprüchen, welche sein Vater gehabt hatte, durch gemeinschaftlichen Beschluß.

Die Unterwerfung der Thessaler schreckte auch die benachbarten Staaten zur Unterthänigkeit. An den Thermopylen berief Alexander den Rath der Amphictyonen zusammen, welcher ihm ohne Weigerung die Hegemonie in Hellas zugestand. Hierauf rückte er auf das böotische Gebiet, und lagerte in der Nähe der Kadmea. Dies brachte vorzüglich Athen, das sich am meisten gegen Alexander vergangen hatte, in große Bestürzung. Man beschloß, wie beim ersten Einfalle der Peloponnesier in Attika, Alles vom Lande in die Stadt zu bringen, und die Vertheidigung hinter den Mauern, so gut es die Umstände erlaubten, zu versuchen. Die Klugheit Alexander's, welcher die um Nachsicht flehenden Gesandten der Athener mit Wohlwollen empfing, rettete die Bedrängten.

Bei einer zweiten Versammlung der Hellenen auf dem Isthmus beugten sie sich durch ihre Abgesandten vor dem zwanzigjährigen Jünglinge zu der gemeinsten Schmeichelei. Man wählte ihn, auf sein Verlangen, zum unumschränkten Feldherrn der Hellenen, um die von den Persern erduldete Schmach zu rächen. Bloß die Gesandten der Lacedämonier gaben ihren Unwillen durch die Aeußerung zu erkennen: „Die Spartaner sind gewohnt, zu rühmlichen Unternehmen zu führen, aber nicht Anderen zu folgen.“ Doch selbst die Pythia heiligte gezwungen Alexander's große Plane durch den Ausspruch: „Sohn, du bist unüberwindlich.“

Nachdem Alexander Hellas aufs Neue gesichert glaubte, kehrte er nach Macedonien zurück und wandte seine Waffen gegen die empörten Völker des Nordens. Die Illyrier, Thracier, Päonier beugten sich vor seiner Macht. Das Gerücht von seinem Tode im Gebiete der Triballer fand unzeitigen Glauben in Hellas, regte den unruhigen Geist der Hellenen abermals zu eitler Hoffnung auf und hatte neues Unheil zur Folge.

Athen kam in allgemeine Bewegung, ohne entschieden zu handeln. Sparta schien gleichgültig, bereitete sich aber klug für jeden Fall vor.

Nur die Thebaner offenbarten ihre Gesinnungen durch Thaten. Schnell schlossen sie die macedonische Besatzung der Kadmea von allen Seiten ein, traten mit den Arkadiern, Eleern, Argivern in Verbindung, und empfingen von Demosthenes, der die Athener nicht zu thätiger Hülfeleistung vermögen konnte, Waffen, um die streitbare Menge zu rüsten. Allein noch ehe sie Unterstützung aus den befreundeten Staaten erhielten, erschien Alexander selbst mit einem geübten und siegreichen Heere von 30,000 Mann Fußvolk und 3000 Reitern in Böotien. Als er hier den Thebanern Verzeihung und Frieden bot, wiesen sie nicht nur jeden Antrag stolz zurück, sondern verkündeten auch noch von den Zinnen ihrer Stadt durch Herolde: „Wer Willens sei, mit Hülfe des großen Königs und der Thebaner die Hellenen zu befreien und den Tyrannen von Hellas zu vernichten, der solle sich zu ihnen gesellen." Schmerz und Unwillen über die unbesonnene Standhaftigkeit der Thebaner steigerte das Rachegefühl des beleidigten Helden zu gräßlichem Entschlusse.

Die Thebaner mußten, verlassen, allein den letzten Kampf für ihre Freiheit wagen. Ungünstige Zeichen verkündeten den bevorstehenden Untergang. Die Erinnerung an den Sieg bei Leuktra richtete in der entscheidenden Stunde die Zaghaftesten auf zum alten Heldenmuthe. Ungesäumt rückte Alexander vor Theben. Ein heißer Kampf vor der Stadt gab seiner Uebermacht einen schweren Sieg. Durch einen unbewachten Ausgang drang er hierauf in das Innere der Stadt, und machte sich, von der auf der Kadmea befindlichen Besatzung unterstützt, zum Herrn derselben. In schauderhaftem Blutbade fand ein großer Theil der Thebaner, ohne Unterschied des Geschlechts und Alters, einen heldenmüthigen Untergang. Hellenen, die einst vor Thebens Macht gezittert hatten, aber jetzt auf der Seite Alexander's standen, wie die Thespier, Platäer, Orchomenier, sättigten im Blute der Unglücklichen den alten Haß. Zum Schein überließ der Sieger seinen hellenischen Bundesgenossen die letzte Entscheidung über Thebens Schicksal. Sträfliche Verbindung mit dem Perserkönige seit Xerxes' Zeit gab den Vorwand zu unmenschlichem Ausspruche. Die Stadt ward nach vorhergegangener Plünderung geschleift, die Bevölkerung als Sclaven verkauft, und das wüste Land unter die Bundesgenossen vertheilt. Mehr denn 6000 Thebaner waren im Kampfe gefallen oder ermordet worden; 30,000 wurden als Sclaven verkauft. Alexander gewann daraus 440 Talente. Priester, Gastfreunde der Macedonier, Pindar's Nachkommen, und diejenigen, welche den Abfall widerrathen hatten, behielten die Freiheit, auf den Trümmern ihrer Vaterstadt das Unglück ihrer Mitbürger zu betrauern. Also ging Theben unter im 28. Jahre nach dem Heldentode des Epaminondas. Thebens Schicksal verbreitete in ganz Hellas Schrecken und Mitleiden; selbst Alexander soll später nicht ohne Reue daran gedacht haben.

Also gesichert und voll von großen Plänen und Hoffnungen, verließ Alexander Hellas zum zweiten Male, und begann mit einem glänzen-

den Heere, jedoch von wenig Hellenen begleitet, seine Züge gegen Persien. In Macedonien ließ er Antipater, mit einem Heere von 12,000 Mann Fußvolk und 1500 Reitern, als Statthalter zurück. Was wäre diese Macht gegen die vereinten Kräfte von Hellas gewesen?

Der Sieg bei Arbela, welcher die Macht Persiens brach, schien der Wendepunkt, wo die Uebermacht Macedoniens für immer entweder entschieden, oder vernichtet werden könne. Die Verhältnisse schienen das Letztere zu begünstigen. Darius war noch nicht gänzlich besiegt und hatte Mittel in den Händen, sich durch Miethtruppen zu verstärken; Alexander dagegen konnte es nicht wagen, seine Macht zu theilen, weil es ihm darum zu thun sein mußte, wenigstens auf einem Punkte die Ueberlegenheit zu behaupten. Thracien war bereits im Aufstande; Memnon, welcher als Feldherr von Alexander selbst dahin geschickt worden war, hatte die von Macedonien abhängigen Barbaren zum Abfall bewogen, und Antipater, welcher mit den zurückgelassenen Truppen auch Hellas sichern sollte, mußte seine ganze Macht gegen die Empörer wenden.

Unter solchen Umständen faßte der junge, muthvolle König Agis von Sparta, welcher schon nach der Schlacht bei Issus, von Darius mit Geld und Schiffen unterstützt, mit 8000 vom Schlachtfelde entflohenen Miethtruppen einen glücklichen Zug nach Kreta zu Gunsten der Perser unternommen hatte, den Entschluß, Hellas zu befreien. Fast alle Peloponnesier und einige Gleichgesinnte jenseits des Isthmus schlossen sich an Sparta an. Bald befand sich Agis an der Spitze von 20,000 Fußgängern und 2000 Reitern. Furcht und das Andenken an Alexander's Wohlwollen hielt Athen ab von der Theilnahme am Aufstande.

Antipater, welcher den Aufstand der Hellenen in seinen Folgen für gefährlicher hielt, als Thracien's Abfall, schloß sogleich mit Memnon einen möglichst vortheilhaften Frieden, und eilte nach dem Peloponnes. Durch Hülfsvölker treuer Hellenen verstärkt, bestand er mit 40,000 Mann bei Megapolis einen harten aber siegreichen Kampf gegen die Peloponnesier. Agis' Heldentod vernichtete abermals jede Hoffnung. Antipater überließ auch dieses Mal die Entscheidung über den Frevel der Spartaner den auf dem Isthmus versammelten Hellenen; diese aber verwiesen sie an Alexander selbst. Nachdem daher Antipater fünfzig Geißeln aus den edelsten Geschlechtern zu Sparta erhalten hatte, schickten die Lacedämonier eine Gesandtschaft an Alexander, um ihre Unterwürfigkeit zu erklären und Verzeihung zu erbitten. Sparta erhielt sie. Die Achäer und Aetolier allein mußten 120 Talente an Megalopolis zahlen, welches die Theilnahme am Aufstande der Peleponnesier standhaft verweigert hatte, und von den Unfällen des Krieges am meisten betroffen worden war. Dies geschah im Jahre 330 v. Chr. Seit dieser Zeit verhielten sich die Hellenen ruhig.

---

104. Eroberung des persischen Reiches durch Alexander.

(Nach Georg Weber, allgemeine Weltgeschichte.)

Noch nie ist mit so unzulänglichen Mitteln und Streitkräften ein Eroberungszug gegen ein mächtiges Land unternommen worden. Das macedonische Reich, Griechenland eingerechnet, kam an Größe nicht dem fünfzigsten Theil des persischen gleich; das Heer umfaßte 30,000 Mann zu Fuß und 5000 Pferde; die Flotte war der feindlichen weder an Zahl noch Uebung gewachsen und wurde später in jugendlicher Keckheit bis auf einige Transportschiffe und zehn attische Trieren aufgelöst; der Staatsschatz enthielt nach Beendigung der Rüstungen noch 70 Talente. Aber diese Mängel wurden ersetzt durch den hochbegabten, von Begeisterung und Siegeshoffnung erfüllten Führer, unter welchem die ausgezeichnetsten in Philipp's Schule gebildeten Feldhauptleute Perdikkas, Kraterus, Parmenio, Ptolemäus u. A. dienten, durch die Tapferkeit und unwiderstehliche Kraft der schwerbewaffneten Phalanx, durch die Hingebung der macedonischen und thessalischen Ritterschaft, durch die Kriegslust der Barbaren, die unter Führung ihrer einheimischen Fürsten und Stammhäupter einherzogen, durch den stolzen Soldatengeist des ganzen Heeres, der mit jedem Siege an Selbstvertrauen gewann.

Das Heer zog auf der Straße von Amphipolis nach Sestus, wo Dreidecker und Lastschiffe bereit standen. Den Kern bildete das schwergerüstete Fußvolk der Macedonier und Griechen; macedonische und thessalische Reiter deckten die beiden Flügel, während illyrische und thracische Bogenschützen und Leichtbewaffnete bei Beschützung des Marsches und Lagers, bei Ueberfällen und Verfolgungen treffliche Dienste leisteten. Leibwächter (Garden) zu Fuß und zu Roß (Agema), aus dem jungen Adel gebildet, umgaben die Person des Königs, Geschichtschreiber und Gelehrte, wie Anaximenes, Kallisthenes, Aristobulus u. A., befanden sich im Gefolge. Als sein Schiff am grünen Gestade, wo die Grabhügel des Ajax und des Achilles und Patroklus emporragten, anlegte, schleuderte er vom hohen Bord seine Lanze auf die asiatische Erde und sprang dann, der erste von Allen, in voller Rüstung an den Strand. Gegen 200 Fahrzeuge trugen das übrige Heer über den Meeresarm an das jenseitige Ufer. Auf der Stätte, wo das heilige Ilium gestanden, opferte Alexander der Pallas Athene und dem heerdschirmenden Zeus und feierte dann das Andenken der Heroen durch Wettkämpfe und Spiele. Vor Allen ehrte er das Grab des Achilles, in dem er seinen Ahnherrn und sein Vorbild erblickte. Durch solche Huldigungen und fromme Handlungen, zu denen Alexander von seinem poetischen Sinn und seiner begeisterten Liebe für die homerische Heldenzeit und die Religionsmythen der Hellenen geführt ward, weckte er in den Griechen Nationalgefühl, Ruhmbegierde und Kampflust, während er die Macedonier durch seinen ritterlichen Muth, seine Tapferkeit und seine großmüthige Heldennatur begeisterte und an sich fesselte.

Nachdem Alexander Parmenio's Truppen mit seinem Heer verbunden, zog er dem Ufer des Hellespont entlang und gelangte an das Flüßchen Granicus, auf dessen östlicher Seite am steilen Ufer ein persisches Reiterheer und weiter zurück auf den Anhöhen griechische Soldknechte zu Fuß aufgestellt waren. Umsonst hatte der Rhodier Memnon, ein Mann von Kraft, Einsicht und Entschlossenheit, die übrigen persischen Feldherren zu bewegen gesucht, jedes entscheidende Gefecht zu vermeiden und durch einen langsamen, verheerenden Rückzug, wobei man das Land als Einöde hinter sich lasse, den Feind in das Innere zu locken und ihn dadurch wie durch die Landungen der Flotte im Rücken in Noth und Verlegenheit zu bringen; der Stolz der Satrapen verschmähte den Vorschlag des hellenischen Anführers, den sie ohnedies als Fremdling haßten und wegen seiner Gunst bei dem Könige beneideten. Die Ehre der Nation, meinten sie, verlange ein Treffen. So wurde die blutige Schlacht am Granicus geschlagen, wo trotz der tapfern Gegenwehr der persischen Reiterschaaren die Macedonier den Uebergang über den Fluß erzwangen und, angefeuert durch die heldenmüthige Tapferkeit des Königs, dessen Helmbusch im dichtesten Gedränge winkte, den glänzendsten Sieg über die weit überlegene Streitmacht der Feinde erfochten. Alexander selbst hatte zwei feindliche Reiterführer, darunter des Großkönigs Schwiegersohn Mithridates, vom Pferde gestürzt, wäre aber von dem lydischen Satrapen Spithridates, der bereits über dem Nacken des verwundeten Königs das Schwert geschwungen, sicher getödtet worden, hätte nicht Klitus den Arm des Barbaren mit einem Hiebe vom Rumpfe getrennt und ihm dann den Todesstoß gegeben. Von der reichen Beute schickte er dann nach Athen als Weihegeschenk für die jungfräuliche Burggöttin 300 persische Rüstungen. Der macedonische König ergriff mit Begierde jede Gelegenheit, als Hellene aufzutreten und seine Unternehmung als einen Rache- und Vergeltungszug für die Zerstörung der Städte und Tempel unter Xerxes hinzustellen.

Das westliche Kleinasien bis zum Taurusgebirge war die Frucht des Sieges am Granicus. Bei seinem ersten Erscheinen vor Sardes übergab die Bürgerschaft und der persische Statthalter die Stadt sammt der fast unersteiglichen Felsenburg mit den reichen Schätzen dem macedonischen Könige. Zur Ermunterung für Andere lohnte er die Willfährigkeit des Statthalters und der Bürgerschaft, indem er jenen in seiner Nähe behielt und ihn auf alle Weise auszeichnete, den Lydiern aber die Freiheit und Verfassung ihrer Väter zurückgab. Dieses Verfahren trug seine Früchte; überall wurde Alexander als Befreier vom Joche der Perser, als Begründer milder Gesetze und Regierungsformen gepriesen. Die meisten Griechenstädte an der Küste unterwarfen sich freiwillig und begrüßten mit Freude den stammverwandten Helden, der ihnen die väterlichen Gesetze und Einrichtungen zurückgab, die alte Volksregierung wieder aufrichtete und die Steuern und Leistungen ermäßigte. Nur in Milet und Halikarnassus leisteten die hellenischen Söldnertruppen Widerstand. Die erstere Stadt, zu Land angegriffen und durch

die macedonische Flotte bei der Hafeninsel Lade von aller Hülfe abgeschnitten, wurde bald zur Unterwerfung gebracht. Hartnäckiger war der Widerstand der festen Küstenstadt Halikarnassus, wo der tapfere, vom Großkönig zum Oberbefehlshaber ernannte Memnon die Vertheidigung leitete. Stürme und Ausfälle wechselten wochenlang, den Schutzdächern und Belagerungsmaschinen der Macedonier begegnete Memnon mit Feuerbränden und Pechkränzen, und als endlich eine Mauerbresche den Stürmenden einen Weg in die Stadt öffnete, zogen die Truppen in der Nacht ab unter dem Leuchten der Flammen, denen sie selbst die Stadt preisgegeben. Bei Anbruch des Tages nahm Alexander Besitz von dem Trümmerhaufen, dem einzigen Ueberreste der stolzen Hauptstadt des Mausolus.

Die Landschaft Lycien mit den reichen Handels- und Seestädten ergab sich ohne Schwertstreich dem macedonischen Sieger, dem der Ruf eines Befreiers voranging. Auch die Bewohner des felsigen Küstenlandes Pamphylien begrüßten ihn mit freudiger Begeisterung, als er über die „pamphylische Leiter", den gefahrvollen, von schäumender Brandung gepeitschten Felsenweg hinzog, die räuberischen Pisiden in ihr Bergland zurückdrängend. Von der Stadt Perga aus zog dann Alexander nordwärts und rückte in Groß-Phrygien ein, um in der Hauptstadt Gordium mit den übrigen Truppen zusammenzutreffen, die von Sardes, Halikarnassus und aus der Heimat (wo ein Theil der jüngeren Mannschaft die Wintermonate bei Weib und Kind zugebracht hatte) sich dort einfanden. Hier war es, wo Alexander den schicksalsvollen Knoten an dem uralten Wagen des Sagenkönigs Midas, an dessen Lösung ein Orakelspruch die Herrschaft über Asien geknüpft hatte, mit dem Schwerte lös'te. In allen Handlungen des großen Königs gab sich die Zuversicht kund, daß das Morgenland mit seiner ganzen Herrlichkeit ihm zufallen würde.

Von Gordium zog Alexander im Sommer in südöstlicher Richtung dem cilicischen Gebirgslande zu. Paphlagonien und das südliche Kappadocien überließ er den eingebornen Landesfürsten, die sich freiwillig unterwarfen und Macedoniens Oberhoheit anerkannten. Oberhalb Tyana erstürmte er die von hohen Felsenwänden eingeschlossenen „cilicischen Klausen", die durch Natur und Kunst fast unüberwindlich, von der feigen persischen Besatzung bei der Annäherung des macedonischen Heeres nach geringem Widerstand geräumt wurden, und rückte dann in Eilmärschen auf Tarsus los. Kaum hatte er jedoch diese Stadt erreicht, so überfiel ihn eine heftige Krankheit, herbeigeführt, wie es heißt, durch ein Bad in dem kalten Bergstrom Cydnus, in dessen klaren Wellen er seinen von Nachtwachen und Sonnenglut erschöpften Körper erfrischen wollte. Von Fieberfrost geschüttelt, wälzte er sich ruhelos auf seinem Lager, bis die Geschicklichkeit des griechischen Arztes Philippus aus Akarnanien und sein eigener Glaube an menschliche Tugend und Treue ihn rettete. Ein Schreiben des alten Feldherrn Parmenio hatte nämlich den König vor Philipp gewarnt, als ob derselbe, vom Feinde er-

kauft, ihn vergiften wollte. Ohne in seinem Vertrauen zu wanken, nahm er jedoch den Heiltrank, indem er zu gleicher Zeit den Brief mit der lügenhaften Angabe dem Arzte darreichte. Philippus, der sich von aller Schuld rein wußte, bewirkte durch sorgfältige Pflege und erheiternde Gespräche die baldige Genesung. Von der Krankheit hergestellt, versicherte sich Alexander der Landschaft Cilicien, deren Besitz ihm wegen der Pässe nach Kleinasien und nach dem obern Lande von höchster Wichtigkeit war.

Schon war Darius von Babylonien aufgebrochen, um dem macedonischen Helden in eigener Person entgegenzutreten. In endlosem Zuge bewegten sich die bunten Reiterschaaren, die schwergewaffneten Söldnerheere, die Stämme aus dem fernen Iran und vom Indus, hinter ihnen die Wagen mit den königlichen Frauen, mit dem reichgeschmückten Hofstaat, mit dem ganzen Troß, wie wir ihn früher kennen gelernt (S. 107). Voll Selbstvertrauen und Siegeshoffnung wartete Darius die Ankunft seines Gegners nicht ab, sondern rückte über die „Amanischen Thore" in Cilicien ein, um den Feind dort aufzusuchen. Wohl zagten Anfangs die macedonischen Krieger über die zwölfmal stärkere Streitmacht der Feinde; als aber Alexander in einer trefflichen Anrede ihren Muth und ihr Ehrgefühl geweckt und durch Hinweisung auf die früheren Thaten und den herrlichen Siegespreis, der ihnen bevorstehe, ihre Kampflust entflammt, da konnten sie die Stunde des Angriffs kaum erwarten. Am nächsten Morgen ereignete sich die Schlacht bei Issus, worin die überlegte Tapferkeit und geordnete Kriegsweise des macedonisch-griechischen Heeres den glänzendsten Sieg errang. Der Verlust der Perser war ungeheuer; nicht nur die Wahlstatt war mit Todten und Sterbenden bedeckt, ganze Schluchten des Gebirges waren mit Leichen gesperrt, die, wie mit einem Wall, des Königs Flucht sicherten. Alexander war ihm nachgeeilt; er fand in der Schlucht den Schlachtwagen sammt Schild, Königsmantel und Bogen. Darius selbst aber war auf einem raschen Pferde weit vorausgeeilt und hielt sich erst sicher, als er jenseits des Euphrat war.

Während Darius über den Euphrat floh, um in den östlichen Landschaften seines Reiches neue Kriegsschaaren zu sammeln und die Reste seines geschlagenen Heeres nach allen Richtungen sich verliefen, eroberte Alexander das königliche Lager. Unter den vornehmen Gefangenen, die hier in seine Hände fielen, befanden sich die Kinder des Darius, seine Mutter und seine Gattin Statira. Sie wurden von dem edelmüthigen Sieger mit aller ihrem Range gebührenden Ehrerbietung und Rücksicht behandelt. Zu gleicher Zeit bemächtigte sich Parmenio der Stadt Damascus mit den Kriegskassen und der ganzen zahlreichen Hofhaltung, die Darius vor der Schlacht dahin geschickt hatte, eine Beute von unermeßlichem Werthe. Darius, durch diese Unfälle tief gebeugt, bot dem Sieger ganz Vorder-Asien nebst der Hand seiner Tochter um den Preis des Friedens und unermeßliches Lösegeld für seine Mutter und Gattin an; aber stolz wies der macedonische König das Anerbieten

zurück. „Wenn ich Alexander wäre," sagte Parmenio, „würde ich um diesen Preis von weiteren Kriegen abstehen." „Auch ich," war die Antwort, „wenn ich Parmenio wäre." Sein Streben war auf den Besitz des ganzen Morgenlandes gerichtet; in Babylon und Susa wollte er seinen glänzenden Herrschersitz aufschlagen. Ehe er aber dem flüchtigen Gegner über den Euphrat folgte, beschloß er zuerst das phönicische Küstenland und Aegypten in seine Gewalt zu bringen, um diese wichtigen Länder, aus denen die Perser ihre Schiffe und Seeleute zogen, nicht unbesiegt im Rücken zu lassen.

Zwanzig Jahre waren vergangen, seitdem König Ochus und sein Rathgeber Bagoas auf Sidon's Brandstätte und auf den zerstörten Heiligthümern in Memphis die persische Herrschaft aufgerichtet; und welche Früchte diese Blutsaat getragen, gab sich bei Alexander's Erscheinen sogleich kund. Denn nur die Inselstadt Tyrus leistete ihm Widerstand. Die klugen Kaufleute, im Besitz einer ansehnlichen Flotte, glaubten ihre feste Felseninsel gegen einen König ohne Seemacht so lange behaupten zu können, bis Darius mit einem neuen Heere herbeikäme; und welchen reichen Lohn würden sie dann von dem dankbaren Großkönig für ihre Treue erwarten dürfen! Alexander durfte die wichtige Inselfeste nicht hinter sich lassen, sollte nicht sein ganzes Werk gefährdet sein. Irgend ein Unfall der Macedonier am Euphrat oder Nil wäre für sie ein Zeichen zum Abfall gewesen, wodurch die Perser einen sichern Stützpunkt zu feindlichen Unternehmungen und zu Verbindungen mit Griechenland gehabt hätten. Darum wurde die Belagerung von Tyrus beschlossen, eine der denkwürdigsten Waffenthaten des Alterthums.

Ueber den Meeresarm, welcher Inseltyrus von der Altstadt trennte, ließ Alexander mit unsäglicher Mühe einen Damm aufführen, wozu er Cedern vom Libanon und Steine von der verlassenen und zerstörten Uferstadt verwendete. Wie sehr auch die Einwohner von ihren Mauern und Schiffen durch Wurfgeschosse und Steine das Werk erschwerten, geschützt von zwei hölzernen Thürmen mit Schirmdecken rückten die Arbeiter immer näher an das felsige Gestade der Insel. Während die Soldaten von den Holzthürmen auf dem Damme die Mauern mit allen Mitteln der Belagerungskunst zu erschüttern und mit Wurfmaschinen und Fallbrücken die Vertheidiger von den Zinnen zu vertreiben sich abmühten, schloß die Flotte die Felseninsel zur Seeseite vollständig ein. Aber die Tyrier leisteten verzweifelten Widerstand und trotzten den Angriffen des Feindes mit Gegenerfindungen von eben so viel Kühnheit als Geschicklichkeit. Sie schlossen die engen Hafenmündungen mit dichten Reihen starker Kriegsschiffe und mit Sperrketten ab; sie verhinderten die Annäherung der feindlichen Trieren durch Einsenkung großer Steinmassen; Taucher zerschnitten die Ankertaue der mit Schirmdächern und Maschinen beladenen Fahrzeuge; durch kühne Ausfälle suchten sie die Einschließung zu durchbrechen. Aber nach einer siebenmonatlichen Belagerung, die von beiden Seiten mit dem größten Aufwand von Kraft, mechanischer Kunst und außerordentlichen Entwürfen geführt, Alles über-

traf, was bisher in dieser Art von Griechen und Barbaren unternommen worden, erlag die starke Inselstadt den von allen Seiten anstürmenden macedonischen Kriegern. Die Mauern wurden durchbrochen, die Hafenketten zersprengt, die Straßen und Plätze mit Blut und Leichen bedeckt. Furchtbar wütheten die über den Widerstand und über den Fall so vieler tapferen Streitgenossen ergrimmten Soldaten; 8000 Tyrier fanden den Tod im Kampf; viele angesehene Bürger büßten ihre hartnäckige Vertheidigung am Kreuze; die übrigen Bewohner, so viele sich nicht durch die Flucht gerettet, mehr als 30,000 Seelen, wurden in Sclaverei verkauft.

Der Fall der meerumgürteten Felsenstadt schreckte die übrigen Bewohner des syrischen Landes vom Widerstand ab. Samaria und Judäa unterwarfen sich ohne Schwertstreich dem macedonischen König, der sich allenthalben milde und schonend zeigte. Nur die feste Grenzstadt Gaza im Philisterlande ahmte das Beispiel von Tyrus nach, und verweigerte, im Vertrauen auf ihre feste Lage inmitten der sandigen Küstenebene, auf ihre starken Mauern und auf die Tapferkeit der streitbaren arabischen Söldnertruppen, die Unterwerfung. Erst nach einer mühsamen und langwierigen Belagerung, wobei Alexander selbst eine schmerzliche Wunde erhielt, erlag auch Gaza bei dem vierten Sturme der Gewalt der Maschinen und riesenhaften Belagerungswerke.

Für die Mühen und Beschwerden, die Tyrus und Gaza dem tapfern König verursachten, wurde er durch die leichte Unterwerfung Aegyptens entschädigt. Alle Städte des reichen Landes öffneten ihm die Thore und begrüßten den siegreichen Heerführer als Retter von der verhaßten Herrschaft der Perser, die ihre Landesgötter gehöhnt, ihre Heiligthümer entweiht, ihre Priester mißhandelt hatten. Alexander verfuhr gegen die Aegyptier rücksichtsvoll und schonend. Er achtete ihre religiösen und bürgerlichen Einrichtungen, ihre Sitten und Eigenthümlichkeiten, ihre Gebräuche und Cultusformen; er opferte den ägyptischen Gottheiten, besonders dem Apis. Und um die Verschmelzung des griechischen und ägyptischen Wesens zu befördern, gründete er an einer Stelle, die mit der vorliegenden Insel Pharus den Griechen aus Homer's Gesängen bekannt war, die Stadt Alexandria, die vermöge ihrer günstigen Lage an dem westlichen Nilarme bald Mittelpunkt des Verkehrs, des Reichthums und der Weltliteratur und Weltbildung wurde. Mit genialem Scharfblicke hatte Alexander die Stelle ausersehen, wo die neue Handels- und Culturstadt, die seinen Namen auf die späteste Nachwelt brachte, erstehen sollte. Als der Bau der Stadt in Angriff genommen war, zog Alexander mit einer kleinen Anzahl auserlesener Truppen dem wüsten Strande des Meeres entlang westwärts nach Parätonium, dem Grenzort der Cyrenäer, deren Gesandte und Geschenke er freundlich annahm, und wandte sich dann gegen Süden, um das Heiligthum des Zeus Ammon zu erreichen, jenen hochverehrten Orakeltempel des geheimnißvollen Gottes auf der Oase Siwa, die, wie ein grünes Eiland, inmitten des einsamen endlosen Sandmeeres daliegt, „die letzte Stätte

des Lebens für die rings ersterbende Natur, der letzte Ruheplatz für den Wanderer in der Wüste." Nach einem mühevollen Marsche durch die baumlosen Sandstrecken, wo kein Grasplatz, kein Brunnen Erquickung bot, gelangte das Heer zu dem ersehnten Orte und ergötzte sich an den dichten Palmen- und Olivenhainen, an den herrlichen Fruchtfeldern und Wiesen, auf die der Thau des Himmels erquickend herabfiel. Die Priesterschaft nahm den macedonischen König und seine Begleiter gastfreundlich auf und der Oberpriester begrüßte ihn im Vorhof des Tempels als Sohn des Gottes, eine Weihe, die um seine Person einen geheimnißvollen Glanz verbreitete und seiner Erscheinung in den Augen der phantasievollen, wundergläubigen Morgenländer die Glorie einer göttlichen Schickung und Berufung verlieh.

Nachdem Alexander in Aegypten zweckmäßige Einrichtungen über Verwaltung und Besteuerung getroffen, durch zuverlässige Besatzungen für die Sicherheit des Landes gesorgt und die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten theils eingebornen, theils macedonischen und hellenischen Beamten übertragen, zog er mit seinem verstärkten Heere auf demselben Weg über Gaza nach Tyrus zurück und gelangte dann von Damascus aus auf der großen Heerstraße an den Euphrat, den er auf zwei großen Brücken bei Thapsacus überschritt. Die persischen Reiter, welche das jenseitige Ufer bewachten, zogen sich bei seiner Annäherung zurück, um sich mit dem großen Heere zu verbinden, das mittlerweile Darius aus seinen östlichen Landschaften in der weiten babylonischen Ebene um sich gesammelt und am linken Ufer des Tigris unweit der Stätte, wo einst die Weltstadt Ninive gestanden, aufgestellt hatte. Parmenio's Vorschlag, den Feind durch einen nächtlichen Ueberfall zu überraschen und in Verwirrung zu setzen, wies Alexander mit den stolzen Worten zurück, er wolle den Sieg nicht stehlen; und so ruhig ging er der Entscheidung entgegen, daß er, nachdem alle Anordnungen auf den folgenden Tag getroffen, bis zum Morgen fest schlief. Als man ihn weckte, eilte er rasch in den Kampf und erfocht in der Schlacht bei Arbela und Gaugamela seinen glänzendsten und entscheidendsten Sieg über ein Heer, das dem seinigen um mehr als das Zwanzigfache überlegen war. Der verwegene, mit genialem Scharfblick erfaßte und mit heldenmüthiger Tapferkeit ausgeführte Entschluß des königlichen Feldherrn, an der Spitze der macedonischen Ritterschaft auf dem rechten Flügel einen plötzlichen Keilangriff gegen das feindliche Mitteltreffen zu unternehmen, entschied den Ausgang. Das persische Heer, dessen Glieder durch den stürmenden Einbruch gelöst wurden, gerieth in Unordnung und erlag, als der König sich, wie bei Issus, inmitten der lärmenden Verwirrung verzweiflungsvoll zur Flucht wandte, der eigenen Masse. Mehr als 100,000 Streiter sollen theils in der Schlacht, theils auf der wilden Flucht, theils bei der Wiedereroberung des macedonischen Lagers getödtet worden sein.

Während der unglückliche Darius, den nur die dichten Staubwolken den Händen seiner Verfolger entzogen, mit einem kleinen Reste seines

zersprengten Heeres sich ostwärts durch die Pässe Mediens gegen Ekbatana wandte, seine Schätze, sein Feldgeräthe, seinen Wagen und Schild in Arbela zurücklassend, zog Alexander mit seinen durch unermeßliche Beute bereicherten Kriegshaufen südwärts nach der alten Weltstadt Babylon. Er erwartete einen heftigen Widerstand und machte sich auf eine Belagerung gefaßt; aber kaum erschien er in der Nähe der Riesenstadt, so öffneten sich die Thore und die Babylonier, an ihrer Spitze die Priester, die Aeltesten und die persischen Beamten, zogen ihm mit Blumenkränzen und Geschenken entgegen. Siegprangend hielt der König seinen Einzug und nahm Besitz von der Burg und von allen Schätzen und Reichthümern. Wie in Aegypten, ehrte er auch hier die nationalen Götter mit feierlichen Opfern, zum Zeichen, daß unter seiner Herrschaft sich jede Volksthümlichkeit in Sitte, Gesetz und Religion der gleichen Duldung und Anerkennung zu erfreuen habe.

Dreißig Tage schwelgte das Heer in Babylon, und entschädigte sich in der Stadt der Lüste und Genüsse, der Pracht und des Luxus für die Mühen und Gefahren der Feldzüge. Dann zog der König, mit neuen Truppen aus der Heimat verstärkt, nach der Hauptstadt Susa, welche, dem Beispiele Babylons folgend, sich ohne Widerstand unterwarf. Mit den behendesten Reiterschaaren eilte sodann Alexander auf Persepolis los und nahm Besitz von den unermeßlichen Schätzen, die daselbst aufgehäuft lagen. Man erzählt, daß 10,000 Paar Maulthiere und 3000 Kameele nöthig gewesen wären, um die Reichthümer an Gold und Silber, an Prachtgeweben und Kostbarkeiten, aus den Schatzgewölben von Persepolis und Pasargadä von dannen zu bringen. Persepolis mit seinen Prachtgebäuden wurde jetzt ein Raub der Flammen, als der König, um den Brand von Athen und den Frevel an den hellenischen Heiligthümern zu rächen, in trunkener Siegeslust die Brandfackel in das Cederngetäfel der Königsburg warf, angetrieben, wie die Sage meldet, von der schönen Tänzerin Thais aus Athen. Es war das letzte Opfer einer alten Blutrache. Persepolis galt für das Haupt und den Herrschersitz des persischen Weltreichs; ihr Untergang bezeichnete den Anfang einer neuen Zeit, einer neuen Lebensordnung. In Persepolis trat Alexander die Herrschaft Asiens an.

Darius hatte bereits wieder eine ansehnliche Truppenmacht, meistens tapfere Gebirgssöhne, um sich gesammelt und war noch von vielen eingebornen Fürsten und Verwandten umgeben; er hatte aber so sehr alles Vertrauen auf das Glück der Waffen verloren, daß er bei der Nachricht von Alexander's Anzug mit den Getreuesten seines Heeres, mit seinem Feldgeräthe und mit den Ueberresten seiner Schätze entfloh; und als der macedonische Held, begierig, den Perserkönig selbst in seine Gewalt zu bringen und damit allem Kampf um den Thron ein Ende zu machen, ihm auf angestrengten Eilmärschen nachsetzte, flüchtete derselbe sich durch die „kaspischen Thore“ nordostwärts, um das Bergland Baktrien, die alte Heimat der Iranier, zu erreichen. Aber auf der traurigen Flucht traf ihn Verrath und Verderben. Schon hatten sich viele

Satrapen mit ihren Truppen von ihm getrennt und sich dem Sieger zugewendet, als Bessus, der tapfere Fürst des turanischen Landes und Verwandter des Königs, mit einigen andern Großen den verbrecherischen Plan faßte, den Monarchen, der trotz der bisher bewiesenen Schwäche noch einmal das Glück der Waffen versuchen wollte, seiner Herrscherwürde zu berauben. Sie drangen in der Stille der Nacht in sein Zelt, fesselten den unglücklichen König und zogen mit ihm nach den östlichen Landschaften, wo Bessus viele Anhänger zählte und die schwierigen Gebirgswege die Verfolgung erschwerten. Ohne sich und seinen Gefährten eine Rast zu gönnen, folgte Alexander den Spuren der Verräther Tag und Nacht über Berge, Wüsteneien und wasserlose Haiden; Pferde und Menschen sanken erschöpft zusammen; der König überließ sie ihrem Schicksal und jagte eisernen Willens seinem ersehnten Ziele nach; der Wunsch, den Gefangenen in seine Gewalt zu bringen und die Verräther an der Vollführung ihres Planes zu hindern, verlieh ihm Stärke und Ausdauer, die wilde Jagd bis zur äußersten Erschöpfung zu vollenden. Damals war es, wo er von Durst gequält, den Labetrunk, der ihm im Eisenhelm gereicht ward, ungenossen ausgoß. Er wollte nichts vor den Gefährten voraus haben. Endlich nahete er dem feindlichen Zuge. Schon stürmte er mit seinen Kampfgenossen auf den bestürzten Haufen los, als Bessus und einige der Mitverschwornen den gefesselten König im Wagen ermordeten und dann nach verschiedenen Seiten davon sprengten. Sie fürchteten, Darius möchte als Alexander's Gefangener durch seinen Namen und sein Ansehen ihren beabsichtigten Widerstand lähmen. Als die Macedonier den Königswagen erreichten, war Darius eine Leiche. Alexander bedeckte ihn mit seinem Purpurmantel, betrauerte das Loos des Unglücklichen mit aufrichtigen Thränen des Mitleids und der Rührung und ließ den Leichnam nach Persepolis in die Ahnengruft abführen.

Jetzt, wo kein Band der Treue und Hingebung die persischen Großen an das Geschlecht der Achämeniden knüpfte, eilten die edlern unter ihnen, dem siegreichen Macedonierkönig ihre Huldigungen darzubringen und ihn als Herrn und Gebieter zu verehren. Als Inhaber des Thrones wollte er nunmehr auch äußerlich als persischer Großkönig angesehen werden und entlehnte daher mehr und mehr die Formen und das prunkende Ceremoniel orientalischer Despoten. Er empfing die Asiaten im medischen Königsgewand und mit der königlichen Kopfbinde; er nahm die Kniebeugung und die abgöttische Verehrung wohlgefällig an; er umgab sich mit persischen Stabträgern und Hofdienern. Die besiegten Völker sollten in ihm nicht den Eroberer, sondern den rechtmäßigen König erblicken. Dieses Benehmen verdroß die macedonischen Großen; selbstsüchtig und übermüthig wollten sie als Herren und Gebieter über die unterworfenen Landschaften schalten und mit der Machtfülle der früheren Statthalter noch die Willkühr und Sinnengenüsse rauher Eroberer verbinden.

An der Spitze der Unzufriedenen stand Parmenio, der alte Warner,

der stets die Schwierigkeiten hervorgehoben und bei Arbela durch seine unschlüssige Haltung beinahe den ganzen wohlüberlegten Schlachtplan gestört hatte, und sein tapferer aber heftiger und hochfahrender Sohn Philotas, der Anführer der Edelschaaren. Sie weckten in dem Heere das Verlangen nach der Heimat, damit der Feldzug beendigt, die Beute vertheilt werde. Beide büßten ihr Vorhaben mit dem Tode.

Die Bestrafung des Bessus, der den Königsnamen Artaxerxes angenommen und aus den altiranischen Landschaften des Ostens, wo noch ein regeres Nationalgefühl im Volke lebendig war, eine beträchtliche Streitmacht um sich gesammelt und mehrere Fürsten des turanischen Landes für seine Sache gewonnen hatte, war nunmehr Alexander's nächstes Ziel. Nachdem er während des Winters die Stadt Alexandria am Kaukasus gegründet und 7000 Macedonier sammt den Dienstunfähigen im Heere daselbst angesiedelt, überstieg er beim ersten Anbruch des Frühlings mit unglaublicher Kühnheit und Beschwerde die schneebedeckten Höhen des indischen Kaukasus oder Hindukuhgebirges (Paropanisus). Der kühne Zug des Heldenkönigs über die Gebirgspässe, die Bessus für unübersteiglich gehalten, hatte ihn in solche Bestürzung gesetzt, daß er mit seinen getreuesten Truppen über den Oxus (Amu) floh und im Lande der Sogdianer (Bochara), wo die Wüsten des Westens und die Felsburgen im Gebirge Schutz gewährten, Zuflucht suchte. Aber ehe er noch die streitbaren Stämme dieser entlegenen Gegend um sich gesammelt, war Alexander in rastloser Eile wieder zu seiner Verfolgung ausgezogen, hatte den reißenden Oxusstrom auf einer rasch hergestellten fliegenden Brücke überschritten und näherte sich dem neuen Aufenthaltsorte des Feindes. Schon schickte sich Bessus zur weiteren Flucht an, als einige Großen seiner Umgebung sich gegen ihn verschworen, um durch seine Auslieferung Alexander's Gnade zu erkaufen. Dieser ließ ihn in Ketten nach Baktra bringen, wo er von einer Gerichtsversammlung persischer Großen als Hochverräther zum Tode verurtheilt und darauf nach persischer Sitte in Ekbatana unter Martern und Verstümmlung ans Kreuz geschlagen wurde.

Eine dunkle That, die sich während des Aufenthaltes in Sogdiana zutrug, befleckte Alexander's Heldenruhm — die Ermordung des Klitus, der ihm am Granicus das Leben gerettet und dessen Schwester seine Amme gewesen. Bei einem Opferfest der Dioskuren in Marakanda wurde das Freudenmahl bis tief in die Nacht verlängert. Alexander nahm in der Mitte seiner Großen daran Theil und wurde von hellenischen Sophisten und Schmeichlern über alles Maß gepriesen; er habe den Hercules an Großthaten übertroffen, und sei schon im Leben göttlicher Ehren würdig. Klitus, ein heftiger, leidenschaftlicher Kriegsmann, der schon längst an der morgenländischen und griechischen Vergötterung des Königs Aergerniß genommen, tadelte diese schmeichlerische Ueberhebung und legte sich und seinen macedonischen Waffengefährten den größten Theil des Ruhmes bei, er stellte die Thaten Philipp's weit über die des Sohnes; er pries den todten Parmenio und seine Söhne

und die gefallenen Krieger glücklich, daß sie die Macedonier nicht mehr mit medischen Ruthen peitschen und bei den Persern um Zutritt zum König bitten gesehen; er rühmte sich seiner That am Granicus und rief mit lauter Stimme: „lade fürder nicht freie Männer zu deiner Tafel, sondern Barbaren und Sclaven, die deiner Kleider Saum küssen und deinen Gürtel anbeten!“ Wüthend über diese Schmach sprang Alexander auf, um nach seinen Waffen zu greifen; die Freunde hatten sie bei Seite geschafft und führten nun den tobenden Klitus hinaus. Aber in Kurzem kam er zu einer andern Thüre wieder herein und fing die Hohnrede von Neuem an. Da riß der König einer Wache die Lanze aus der Hand und schleuderte sie auf den Feldherrn, daß er blutend zu Boden stürzte. Es war eine rasche That, und die Schriftsteller des Alterthums ergehen sich mit harten Worten über den durch Glück und Schmeichelei entarteten König; wenn man aber die Veranlassung und Umstände erwägt, wenn man hört, mit welchem Schmerz, mit welcher Verzweiflung er sich auf den Leichnam geworfen, wie er drei Tage lang in seinem Zelte ohne Schlaf, ohne Speise und Trank den Todten betrauert und die unselige That reuevoll beweint hat, und nur mühsam durch die Vorstellungen der Freunde beruhigt werden konnte, so wird man, menschlich betrachtet, die Ermordung des Klitus leichter zu entschuldigen finden, als den mit kaltem Blute befohlenen Justizmord des Parmenio.

105. Alexander's Feldzug nach Indien.

(Nach Chr. Lassen, indische Alterthumskunde, bearbeitet vom Herausgeber.)

Das Streben der Weltgeschichte, die einzelnen Volkseigenthümlichkeiten in stets größerm Umfange zu überwinden und durch Verschmelzung dem höchsten Ziele, der Vereinigung Aller zu einer einzigen Menschheit, stets näher zu führen, hat sich zuerst in den Feldzügen Alexander's des Großen verwirklicht. „Seine Siege“, sagt Alexander v. Humboldt*), „gewinnen an intensiver, moralischer Größe durch sein unablässiges Bestreben nach einer Vermischung aller Stämme, nach einer Welteinheit unter dem begünstigenden Einflusse des Hellenismus!“

Diese Umbildung der einheimischen Cultur durch den Einfluß der Hellenen gelang, besonders in Folge der Gründung zahlreicher Städte, am vollständigsten im westlichen Vorderasien, weniger in Aegypten, dessen Bewohner starrer an ihren eigenthümlichen Satzungen und Sitten festhielten, am wenigsten aber in Indien, weil bald nach Alexander's Tode die ihm mittelbar und unmittelbar unterworfenen Länder ihre Unabhängigkeit von der griechisch-macedonischen Herrschaft wieder gewannen. Dagegen hat der indische Feldzug eine andere Bedeutung für die

*) Al. v. Humboldt, Kosmus II. 183.

Geschichte, und zwar erstens, weil wir durch ihn zuerst einen Theil Indiens und dessen Zustände genauer kennen lernen, denn Alexander's asiatische Eroberung „kann im eigentlichen Sinne des Wortes als eine wissenschaftliche Expedition betrachtet werden, ja, als die erste, in der ein Eroberer sich mit Gelehrten aus allen Fächern des Wissens, mit Naturforschern, Geschichtschreibern, Philosophen, Künstlern umgeben hatte."*) Ferner wurde in Folge des Feldzuges Alexander's Indien in der nächstfolgenden Zeit in die Politik der westlichen Staaten hineingezogen und sowohl ein diplomatischer Verkehr zwischen den Königen von Palibothra und den Seleuciden und Lagiden eröffnet, als auch ein Handelsverkehr zwischen Indien und dem ägyptischen Alexandria begründet, der freilich erst nach dem Untergange der Lagiden-Herrschaft, während der römischen Kaiserzeit, seine reichsten Früchte trug.

Während Alexander noch in Sogdiana war, hatte der König Taxiles, oder, wie er eigentlich hieß, Mopsis, von Taxila aus ihm Gesandte zugeschickt und ihm seine Hülfe gegen die Inder angeboten; er meinte damit besonders den Porus. Es mußte dem hochstrebenden Geiste des großen Königes schmeicheln, seinem Reiche dieses östlichste Land der bekannten Erde hinzuzufügen und dadurch die Macht der Perser zu übertreffen; denn er glaubte mit dieser Eroberung ganz Asien zu besitzen. Auch konnte es seinem Scharfblicke nicht entgehen, welcher Zuwachs an Macht seiner Herrschaft aus diesem Besitze erwachsen würde, und nach den bis dahin erreichten Erfolgen durfte er die Schwierigkeit des Unternehmens nicht für unüberwindlich halten, besonders da er erfahren hatte, daß die indischen Grenzländer von nicht sehr mächtigen Königen beherrscht waren.

Die Rüstungen zu dem indischen Feldzuge geschahen im Winter von 328 auf 327. Die Lücken, welche in seinem Heere theils durch die vielen und schweren Kämpfe der vorhergehenden Jahre, theils durch die vielen Besatzungen, welche er in den eroberten Ländern zurücklassen mußte, entstanden waren, ergänzte er durch Anwerbungen aus den tapfern Völkern des östlichen Iran, den Parthern, Baktrianern, Sogdianern, Ariern, Zarangern und Arachoten. Seine ganze Heeresmacht wird auf 120,000 Mann angegeben; nach einer Nachricht war dies die Zahl der Fußleute, und die Zahl der Reiter 15,000. Nachdem er selbst und durch seinen Heerführer Kraterus die letzten baktrianischen Häuptlinge, welche sich noch nicht hatten unterwerfen wollen, zum Gehorsam gebracht, zog er sein ganzes Heer zusammen nach Baktra, aus welcher Stadt er am Ende des Frühlings aufbrach und am zehnten Tage Alexandria im Süden des Kaukasus erreichte.

Alexander theilte in Nicäa sein Heer in zwei Theile; der eine unter Anführung des Perdikkas und des Hephästio wurde nach dem Indus mit dem Auftrage entsendet, das Land, wenn die Bewohner sich nicht freiwillig ergäben, mit Gewalt zu unterwerfen, und am Flusse

*) Al. v. Humboldt, Kosmos II. 192.

alles vorzubereiten, was zum Uebergange erforderlich sei. Mit dem zweiten beschloß Alexander selbst die Völker des Gebirges auf dem nördlichen Ufer des Kophen zu bezwingen. Er wählte ohne Zweifel dieses Unternehmen für sich selbst, weil er von der Tapferkeit dieser Völker und der Schwierigkeit, ihre durch ihre Lage auf Berghöhen geschützten und durch Mauern befestigten Städte zu erobern, Kunde erhalten hatte. Hephästio und Perdikkas zogen nach dem Indus, wo sie die Befehle ihres Königs ausführten. Nicht so leicht wurde diesem die Ausführung seines Unternehmens. Es verfloß ungefähr ein Jahr, seitdem Alexander über den Paropanisus gezogen war, bis zur vollendeten Unterwerfung des Landes im Westen des Indus. Als er im Begriffe stand, diesen Fluß zu überschreiten, erschien bei ihm eine Gesandtschaft des ihm verbündeten Taxiles und bot ihm die Unterwerfung seiner Stadt, der größten zwischen dem Indus und dem Hydaspes, an. Alexander führte das Heer theils auf der von Hephästio geschlagenen Schiffbrücke, theils auf kleinen Schiffen über den Fluß und nach der Stadt des Taxiles, der ihm, als er in die Nähe gekommen, in festlichem Zuge entgegenkam und sich selbst und sein Reich anbot; Alexander zog unter seiner Anführung in die Residenz. Hier befanden sich mehrere Fürsten des benachbarten Landes. Alexander nahm ihre Huldigung an und vergrößerte ihre Gebiete durch Hinzufügung von Theilen des angrenzenden Landes. Besonders wurde Taxiles für seine bewährte Ergebenheit und die Hülfe, welche er ihm geleistet hatte, auf das reichlichste belohnt. In Taxila wurde eine macedonische Besatzung zurück gelassen und von hier aus schickte Alexander einen Gesandten an den Porus mit der Aufforderung, daß er ihm huldigen und an den Grenzen seines Reiches entgegen kommen solle; er antwortete, daß er das letzte thun würde, aber zum Kampfe gerüstet. Alexander sandte dann den Coenus an den Indus zurück, um die dort zurückgelassenen Schiffe zu zersägen und auf Wagen an den Hydaspes zu bringen; selbst rückte er an diesen Fluß mit seinem Heere, zu welchem 5000 Inder unter der Anführung des Taxiles und der anderen einheimischen Fürsten des benachbarten Landes gestoßen waren. Er gelangte dann an das Ufer des Hydaspes, an welchem er Porus mit seinem ganzen Heere schlagfertig gelagert vorfand; dieser schlug sein Lager dem des Alexander gegenüber auf und ließ die Stellen durch Truppen besetzen, an welchen der Uebergang leicht war.

Als Porus von den geflüchteten Reitern erfuhr, daß Alexander mit einem bedeutenden Heere auf dem jenseitigen Ufer gelandet sei, zog er mit dem größten Theile seines Heeres, der gesammten 4000 Mann starken Reiterei, 300 Schlachtwagen, 200 Elephanten und 30,000 Mann Fußvolk Alexander entgegen.

Die darauf gekämpfte Schlacht zwischen Porus und Alexander ist eine der berühmtesten sowohl in der Geschichte des letztern, als in der alten Geschichte überhaupt, und mußte es werden, nicht nur, weil der bei dieser Gelegenheit erfochtene Sieg eine der glänzendsten Thaten

Alexander's ist, sondern weil es die erste Schlacht war, in welcher die altindische Kriegskunst gegen die hellenische die Probe zu bestehen hatte und gegen einen andern Führer als Alexander nicht unterlegen hätte.

Porus ordnete sein Heer, sobald er eine passende, offene Gegend erreicht hatte, nach indischem Kriegsgebrauche; er stellte die 200 Elephanten in das vorderste Treffen; sie bildeten eine weit ausgedehnte Schlachtlinie, da jeder von dem nächsten 100 Fuß entfernt war. Hinter ihnen standen in den Zwischenräumen in dem zweiten Treffen das Fußvolk; dieses nahm eine weitere Linie ein als die Elephanten; zu seinem Schutze sollte an beiden Flügeln die Reiterei dienen, die wiederum von den Schlachtwagen gedeckt wurde. Gegen dieses große Heer führte Alexander nur etwa 16,000 Mann Fußvolk und 5000 Reiter in den Kampf. Seine Reiterei war der feindlichen überlegen. Er griff daher diese zuerst an und vertrieb sie aus ihren Stellungen; sie flüchtete sich hinter das Bollwerk der Elephantenlinie. Alexander sammelte dann seine ganze Reitermacht und brachte mit ihr Unordnung in die Reihen des indischen Fußvolks, welches nach großem Verluste sich ebenfalls zu den Elephanten rettete. Es entspann sich dann auf einem engen Raume der furchtbarste Kampf, die meisten Elephantentreiber waren erschlagen, viele von den Thieren waren verwundet und in Wuth gerathen; sie stießen nieder und zerstampften alle, die ihnen in den Weg kamen, so daß die Indier nicht geringern Verlust durch sie erlitten, als ihre Feinde. Als die ermüdeten Thiere wirksame Angriffe zu machen nicht mehr im Stande waren, stellte sich Alexander an die Spitze seiner ganzen Reiterei und gab zugleich dem Fußvolke das Zeichen anzugreifen. Dieser gleichzeitige Angriff der geschlossenen Phalanx und der Reiterei endigte die Schlacht; die meisten indischen Reiter wurden getödtet, auch eine große Zahl der Fußkämpfer; die übrigen flohen nach allen Seiten hin, wo Alexander's Reiterei ihnen den Weg nicht versperrte. Porus verrichtete nicht nur als Heerführer große Thaten in der Schlacht, sondern bewährte sich auch als Kämpfer und verließ nicht den Kampfplatz, so lange noch irgend ein Theil seines Heeres kampffähig war. Erst als er die Schlacht für verloren erkannte und selbst an der rechten Schulter verwundet war, kehrte er auf seinem Elephanten vom Kampfplatze zurück. Alexander, der seine Tapferkeit in der Schlacht zu bewundern Gelegenheit gehabt hatte, ritt ihm mit wenigen Getreuen entgegen; seine große und schöne Gestalt und seine königliche Würde bewundernd, die keine Niedergeschlagenheit verrieth, sondern das Bewußtsein, tapfer sein Reich gegen einen andern König vertheidigt zu haben, fragte er ihn zuerst, wie er behandelt zu sein wünsche; Porus antwortete: königlich. Alexander sprach: dieses werde ich meinetwegen thun; verlange, was dir erwünscht sei. Porus sagte: in diesem Worte ist alles enthalten.

Die Hauptstärke des macedonischen Heeres bestand in dem Fußvolke, welches die schwache Seite des altindischen bildete, denn es diente ihm besonders zum Schutze der auf Wagen und Elephanten Kämpfenden. Dann war die Reiterei des Alexander der indischen besonders dadurch

überlegen, daß sie zum Theil aus den nördlichen Reitervölkern, den Sogdianern, Baktrianern und den Dahern, gebildet war, die Meister in der Reitkunst waren und deren Pferde an Stärke, Ausdauer und Schnelligkeit die indischen übertrafen.

Alexander's Benehmen gegen Taxiles beweis't, daß er schon bei seinem ersten Eintritte in die Länder im Osten des Indus mit sich über die Grundsätze im Klaren war, nach welchen er die Beziehungen der indischen Könige und Völker zu seinem Reiche und ihre Verhältnisse unter einander zu regeln beschlossen hatte. Diese sollten nicht unmittelbar von seinen Statthaltern regiert werden, sondern von den einheimischen Herrschern, welche seine Oberhoheit anzuerkennen hatten. Er bewährte auch in dieser Maßregel seine tiefe Einsicht. Die Inder waren nicht, wie die übrigen von ihm besiegten asiatischen Völker, durch die Achämeniden-Herrschaft an eine fremde Regierung gewöhnt worden. Sie unterschieden sich scharf von diesen durch ihre eigenthümlichen Gesetze und Sitten und verlangten eine andere Behandlungsweise, als jene. Sie waren endlich weiter von dem Mittelpunkte der Herrschaft entfernt, als die anderen Völker, es war daher schwerer, sie unmittelbar zu regieren. Alexander bethätigte die Achtung, die ihm Porus durch seine Tapferkeit und seine edle Haltung eingeflößt hatte, dadurch, daß er ihm nicht nur sein Reich ließ, sondern es noch vergrößerte.

Alexander ließ sein Heer dreißig Tage in dem Lande des Porus rasten. Er benutzte diese Zeit, um zwei neue Städte zu gründen, die eine an der Stelle, wo er über den Fluß ging; diese wurde Bucephala zum Andenken seines in der Schlacht gefallenen Pferdes genannt; die zweite Nicäa an der Stelle, wo er den Sieg erfocht.

Durch die Treue des Porus in seinem Rücken gesichert, zog Alexander weiter über den Acesines. Jenseits dieses Flusses fand er den zweiten Porus nicht mehr vor; er übergab dem Hephästio den Auftrag, dessen Land zu durchziehen und es dem ersten Porus zu übergeben. Selbst den Hyarotes oder Hydraotes überschreitend, gelangte er in das Gebiet der freien indischen Völker zwischen Hyarotes und Hyphasis, die dem Hirtenleben ergeben und, weniger an feste Wohnsitze gebunden, ihre Unabhängigkeit, wie früher gegen die vereinigte Macht der Könige Porus und Abisares, so jetzt gegen Alexander mit entschlossenem Muthe vertheidigten. Das mächtigste und kriegerischste dieser Völker, die Kathäer, deren Name sich als Khattia noch in dieser Gegend erhalten hat, verbanden sich mit den Oxydrakern und Malkern zu gemeinschaftlichem Widerstande. Ihre durch Lage und Befestigung starke Stadt Sangala wurde mit der größten Tapferkeit von den vereinigten Indern vertheidigt und zuletzt mit Sturm genommen, 70,000 Vertheidiger gefangen genommen, nachdem 17,000 während der Belagerung umgekommen waren. Sangala machte er dem Erdboden gleich, zwei andere Städte dagegen, die sich freiwillig unterwarfen, behandelte er mit Milde. Durch dieses strenge Verfahren gegen die Widerspänstigen und die Güte gegen die seinen Befehlen Gehorchenden wurden die

Bewohner dieses Gebiets vermocht, ihren Widerstand aufzugeben. Den sich ergebenden freien Indern ließ er ihren Besitz; zu ihren Städten sandte er Porus mit dem Auftrage, in sie Besatzungen zu legen, und übergab ihm den Befehl auch über dieses Land. Dieser erhielt demnach die Herrschaft über das ganze ebene Land zwischen dem Hydaspes und dem Hyphasis, so weit es bis dahin von Alexander durchzogen worden war. Er herrschte über sieben Völker, über 2000 ansehnliche Städte und viele Dörfer.

Alexander ging von Sangala mit dem Hauptheile seines Heeres nach Norden in das Land der Kekaja, dessen König Sopeithes genannt wird. Dieser zog dem Alexander im festlichen Aufzuge entgegen, brachte ihm reiche Geschenke dar und bot ihm sein Reich an. Alexander bestätigte ihn in seiner Herrschaft und erhielt von ihm 150 der trefflichen Jagdhunde seines Landes.

Von hier gelangte Alexander an den Fluß Hyphasis, den östlichsten der Flüsse des Pendschabs, welchen er erreichte. Die Berichte seiner Begleiter lassen uns darüber keinen Zweifel, daß es seine Absicht war, das große innere Indien an dem Ganges anzugreifen und siegreich bis zu den Mündungen des Stromes und dem östlichen Meere vorzudringen; man kann aber bezweifeln, ob er den Gedanken gefaßt habe, dieses unermeßliche Gebiet seinem Reiche einzuverleiben, da die Weise, in welcher er die Verhältnisse des Fünfstromlandes ordnete, bekundet, daß er nur eine mittelbare Herrschaft und die Anerkennung seiner Oberhoheit beabsichtigte. Die Ausführung wurde ihm durch den unüberwindlichen Widerwillen der Macedonier unmöglich gemacht. Die wirksamste Ursache, daß ein so sieggewohntes und ruhmsüchtiges Heer sich weigerte, seinem Führer zu neuen und größern Siegen zu folgen, war ohne Zweifel der Umstand, daß es während des indischen Feldzuges alle die Beschwerden zu erdulden gehabt hatte, welche die Regenzeit mit sich führt und die Mühseligkeiten und Strapazen verdoppelt. Die Aussicht, ein zweites Mal diese Jahreszeit in Indien aushalten zu sollen, mußte besonders entmuthigend auf den Geist des Heeres wirken. Eine zweite Ursache waren die Berichte von der großen Macht des Königs der Prasier und der Tapferkeit der Inder des innern Landes. Dazu kam noch das Heimweh der Macedonier und die Aussicht, daß die Heimkehr durch dieses Unternehmen in unbestimmte Ferne gerückt werden würde. Auch würde er in dieser Ferne nicht leicht die Verluste seines Heeres haben ersetzen können und bei dem geringsten Unfalle würden die indischen Könige des Fünfstromlandes das ihnen aufgezwungene Joch abgeworfen haben. Alexander gehorchte gegen seinen Willen dem Gesetze seiner Bestimmung; für Indien war noch nicht die Zeit gekommen, in den Verlauf der Weltgeschichte hineingezogen zu werden, und Alexander nicht bestimmt, dieses zu bewirken.

Zum Andenken seiner Thaten und zum Danke an die Götter, die ihn so weit siegreich geführt hatten, ließ Alexander zwölf hohe, thurmähnliche Altäre aus Quadersteinen errichten, von jeder der zwölf Pha-

langen einen. Auf diesen opferte er nach heimatlichem Gebrauche und das Heer beging gymnastische und Reiterspiele. Dann trat er den Rückzug an bis zum Hydaspes. Hier ordnete er alles Nöthige an, um das Heer auf dem Hydaspes, dann auf dem Acesines und aus diesem auf dem Indus bis zum Meere zu führen; er ernannte den Kreter Nearchus zum Admiral der Flotte (von beinahe 2000 größeren und kleineren Fahrzeugen), zu deren Bemannung Phönicier, Aegyptier und keinasiatische Griechen aus dem Heere gewählt wurden. Am untern Acesines wohnten auf der rechten Seite die Oxydraker, weiter abwärts auf der linken Seite die Maller. Diese zwei großen und tapfern Völker hatten früher einander bekriegt; als Alexander sich ihrem Lande näherte, versöhnten sie sich und schlossen einen Bund, der durch eine gegenseitige Heirath von 10,000 Jungfrauen bekräftigt wurde. Ihre vereinigte Macht bestand aus über 80,000 Mann Fußleuten, 10,000 Reitern und 700 Wagen. Die Maller glaubten sich durch die Wüste geschützt, und als Alexander plötzlich mit seinem Heere vor ihnen erschien, flohen sie erschreckt in ihre Burg, welche schnell erstürmt wurde; dasselbe geschah mit den übrigen Städten, die nicht von den Bewohnern verlassen worden waren. Bei der Erstürmung der Hauptstadt erhielt Alexander eine gefährliche Wunde, durch die er genöthigt wurde, die weitere Verfolgung aufzugeben, und kehrte in das Lager am Hyarotes zurück, um seinem Heere sich zu zeigen, welches sich durch Gerüchte von seinem Tode in der größten Aufregung und Angst befand. Auch war eine weitere Verfolgung unnöthig geworden, denn die Maller, in Schrecken gesetzt und niedergebeugt durch ihre großen Verluste in den Schlachten und den Erstürmungen ihrer Städte, besonders bei der Eroberung ihrer Hauptstadt, wo die durch die Gefahr ihres Königs zur höchsten Wuth erbitterten Truppen Alles, sogar Weiber und Kinder niedergemetzelt hatten, beschlossen, Gesandte zu ihm zu senden, welche die Unterwerfung des ganzen Volkes ihm ankündigten. Auch kamen die Heerführer, die Vorsteher der Gaue und 150 der vornehmsten Häuptlinge der Oxydraker dahin, die kostbarsten Geschenke mitbringend und mit der Botschaft, daß ihr ganzes Volk sich ihm ergeben habe.

In dem Gebiete des untern Indus traf Alexander, statt der freien Völker, wieder solche, die von Königen beherrscht waren, statt einer kriegslustigen Bevölkerung friedliche Ackerbauer. Von den beiden Königen Musicanus und Porticanus kam der erstere, nachdem er durch der Macedonier raschen Angriff eingeschüchtert worden, ihm unterwürfig entgegen und behielt seine Herrschaft, der andere wurde bei der Eroberung seiner Hauptstadt erschlagen. So kam Alexander auf dem Indus bis zu dessen Spaltung in zwei Arme bei der Stadt Pattala. Er erkannte die Wichtigkeit ihrer Lage und bestimmte sie zu dem Hauptorte des Verkehrs zwischen Indien und den Provinzen seines Reiches an dem persischen und arabischen Meerbusen. Er befahl daher dem Hephästio, daselbst eine Burg zu erbauen; auch ließ er in der Umgebung Brunnen graben, damit das Land bewässert und bewohnbar gemacht werde. Die

Lage der Stadt läßt sich nicht mit Genauigkeit bestimmen, da der Lauf des Flusses seit jener Zeit sich verändert hat. Er scheint dem Besitze des untern Induslandes eine besondere Wichtigkeit beigelegt zu haben, weil er seine Verwaltung nicht den einheimischen Königen ließ, wie in dem obern Induslande, sondern einen Satrapen damit beauftragte. Auch suchte er seinen Besitz durch eine Reihe von befestigten Städten zu sichern; an dem Zusammenflusse des Fünfstromes mit dem Indus, in dem Lande der Sogder, in dem des Musicanus und in Pattala gründete er solche; dadurch konnte der Handel auf dem Flusse beschützt werden.

Wenn Alexander sich entschloß, den größern Theil seines Heeres durch das unfruchtbare Gedrosien und die daran grenzende große Wüste heimzuführen, so konnten ihm die Gefahren dieses Beginnens nicht unbekannt geblieben sein, da von der Semiramis und dem Cyrus berichtet wurde, daß sie mit dem Verluste ihrer Heere dieses Wagniß gebüßt hatten. Er durfte aber ein so großes Gebiet wie dieses nicht unbezwungen lassen; es würde dadurch eine große Lücke zwischen den Hauptländern seiner Monarchie im Osten und im Westen entstanden sein. Dann war noch ein Hauptgrund dieser, daß Nearchus, ohne Vorräthe an einzelnen Stellen der unwirthbaren Küste zu finden, seine Seereise nicht glücklich hätte zu Ende führen können.

---

106. Alexander's Rückkehr und Tod.

(Nach Georg Weber, allgemeine Weltgeschichte.)

So wunderbar auch der bisherige Siegeslauf des großen Königs erscheinen muß, so ist doch der Rückzug die kühnste und großartigste seiner Unternehmungen. Nicht zufrieden mit dem Ruhme, die morgenländische Welt mit dem Schwerte erobert zu haben und in Regionen vorgedrungen zu sein, von denen bisher nur Wundermährchen, Fabeln und dunkle Sagen zu den Hellenen gelangt waren, wollte er diese äußersten Grenzen der bekannten Erde der griechischen Cultur und dem Weltverkehr für immer zugänglich machen, wollte er die Eroberungen des Schwertes für die abendländische Bildung und Lebensordnung gewinnen. Dies war nur möglich, wenn Persien und Indien, wenn der Indus und Euphrat in unmittelbare Verbindung gesetzt wurden, wenn Verkehrswege geschaffen, die herrenlosen Länderstrecken in der Mitte unterworfen, die räuberischen Völkerstämme des Gebirges und der Wüste in das Culturleben hineingezogen, die Karawanenzüge gegen Ueberfälle sicher gestellt wurden. Sein Heldengeist hatte bisher alle Schwierigkeiten überwunden, sollte er nicht auch jetzt zum Ziele gelangen und die Welt von Neuem in Erstaunen setzen? So wurde denn gegen Ende August 325 der verhängnißvolle Rückzug von Pattala nach Persien durch die schauerliche Wüste Gedrosiens angetreten.

Fanden sich Anfangs in den weiten einsamen Sandstrecken noch einige Palmengruppen, die einen ärmlichen Schatten gegen die glühende Sonne boten, und blühende Tamarisken, Myrrhengebüsche und Narden, deren wohlriechende Blätter zur nächtlichen Streue dienten, so hörte bald alles Wachsthum auf, als das Heer die Sandwüste Gedrosien betrat, wo Tagereisen weit keine menschliche Spur zu sehen war. Einöde, Dürre, Wassermangel sind hier die kleinsten Leiden; Tages stechende Sonne, glühender Staub, der das Auge entzündet und den Athem erdrückt, Nachts durchfröstelnde Kälte und das Heulen hungriger Raubthiere, nirgend ein Obdach oder Grasplatz, nirgend Speise und Trank, nirgend ein sicherer Weg oder ein Ziel der Reise. Man machte ermüdende Nachtmärsche im Dunkeln, um am Tage zu ruhen. Der Soldat, nur auf die Rettung des nackten Lebens bedacht, streifte Zucht und Gehorsam ab und warf gleichgültig die kostbarste Beute an Gold, Silber, Edelsteinen und Teppichen weg, oder erkaufte damit von den phönicischen Krämer einen Labetrunk oder ein wenig Speise, um sein Leben zu fristen. Man schlachtete die Pferde, Kameele und Maulthiere, und aß ihr Fleisch; man spannte das Zugvieh von den Wagen der Kranken und überließ diese ihrem gräßlichen Schicksal, während das Heer in wilder Hast weiter zog; wer vor Müdigkeit oder Entkräftung zurückblieb, der fand am Morgen kaum noch die Spur des großen Heeres wieder, und fand er sie, so bemühte er sich umsonst, dasselbe einzuholen; in schrecklichen Zuckungen verschmachtete er unter der glühenden Mittagssonne oder verirrte in dem Labyrinth der Dünen, um vor Hunger und Durst langsam dahin zu sterben. Unbekümmert um den hinsinkenden Waffengenossen zog der Soldat fort; Elend und Verzweiflung erstickten alle menschlichen Gefühle. Kamen sie an eine Quelle oder einen Fluß, so stürzten sie hin und tranken in gräßlicher Gier, um die letzte Labung mit einem qualvollen Tode zu büßen. Sechzig Tage dauerte der entsetzliche Marsch bis nach Pura, der Hauptstadt Gedrosiens. Und in welchem Zustande langte der Welteroberer daselbst an! Drei Viertel des großen Heeres waren zu Grunde gegangen; nur ein trauriger Ueberrest zog abgezehrt und bis zur Unkenntlichkeit entstellt in die Oasenstadt ein, ein Bild des Elends und des Jammers. Hier wurde eine achttägige Rast gehalten, damit die Geretteten im reichen Oasenlande sich erholen und die Nachzügler und Verirrten sich sammeln könnten; dann setzte Alexander, von allen Seiten mit Zufuhr von Lebensmitteln versehen, den Zug ohne weitere Beschwerde fort nach dem fruchtbaren Karamanien, wo er der Verabredung gemäß mit Nearch zusammentreffen sollte. Schon fürchtete Alexander, der treue Feldherr möchte in der unbekannten See oder am unwirthlichen Gestade den mannichfachen Gefahren und Wechselfällen, den Stürmen oder dem Mangel erlegen sein, und große Unruhe und Trauer ergriff seine Seele. Mehrere ausgesandte Kundschafter waren unverrichteter Dinge zurückgekehrt. Aber wie groß war seine Freude, als um die Mitte December der sehnlich erwartete Feldherr in dem fünf Tagereisen von der Küste

befindlichen Feldlager in einem fast unkenntlichen Aufzuge erschien und die frohe Botschaft brachte, daß Flotte und Mannschaft an dem reichen, mit Fruchtfeldern, Palmenhainen und Weinbergen bedeckten Karamanien wohlbehalten gelandet sei. Die Nachricht machte einen so überraschenden Eindruck auf Alexander, daß er in Thränen ausbrach, während Alles um ihn her laut jubelte. Und wie lauschten und erstaunten die Kriegsmänner, als Nearch von den Wundern und Gefahren berichtete, die sie auf der achtzigtägigen Fahrt bestanden; von den Klippen und Felsriffen, zwischen denen sie durchgesteuert, von den Stürmen und Brandungen, die ihre Fahrzeuge zu zerschellen gedroht, von der Noth, die sie an der öden Küste der „Fischesser" erlitten, wo keine Lebensmittel zu finden gewesen und sie den Durst mit dem brakigen Wasser der Strandgruben hätten stillen müssen, von den Wallfischen und Seeungethümen, von den Zauber- und Perleninseln! Die Zuhörer glaubten sich in die Wunderwelt der Odyssee versetzt!

Nearch setzte seine „Umschiffung" (Periplus) an der Ostseite des persischen Meerbusens bis zur Mündung des Pasitigris fort, während Hephästio mit dem größten Theile des Heeres, mit den Elephanten und dem Feldgeräthe längs der flachen aber fruchtbaren Küste hinzog, um in Susa mit dem König, welcher an der Spitze der macedonischen Ritterschaft und der leichten Truppen den Weg über Persepolis und Pasargadä ebendahin einschlug, zusammen zu treffen.

Als die Heeresabtheilungen sammt der Flottenmannschaft in Susa versammelt waren, begann eine Reihe von Festlichkeiten, wobei ein fabelhafter Aufwand entfaltet wurde. Um die Versöhnung und Verschmelzung von Abendland und Morgenland zur Ausführung zu bringen und durch eine imposante Handlung zu bethätigen, veranstaltete Alexander ein großartiges Hochzeitsfest. Der Vermählung des Königs mit Basine (oder Statira), der Tochter des Darius, und seiner Edlen mit den Töchtern persischer Fürsten und Vornehmen im prachtvoll geschmückten Königszelte folgte die Verbindung von mehr als zehntausend macedonischen Kriegern mit asiatischen Mädchen. Allen gab der König eine reichliche Aussteuer. Fünf Tage dauerte die Vermählungsfeier; Gastmähler und frohe Gelage, Schauspiele, Festaufzüge und Ergötzlichkeiten aller Art folgten einander im reizenden Wechsel.

Je mehr Alexander und seine Umgebung sich in das morgenländische Wesen einlebten, je mehr sein Plan einer Gleichstellung und Verschmelzung der Sieger und Besiegten zu Tage kam, desto mehr gab sich die nationale Eifersucht der Macedonier kund, desto mehr regte sich der Stolz und das Selbstgefühl der alten Soldaten. Hatten sie sich allmählich gewöhnt, den König und seine Feldherren und Großbeamten in medischer Tracht und mit den fremden Abzeichen ihrer Würde zu erblicken, hatten sie sich auch in die Vermählungen mit asiatischen Frauen gefunden, so konnten sie dagegen ihren Unmuth nicht verbergen, als Alexander junge Männer aus den Eingebornen aushob und, nachdem sie auf macedonische Weise bewaffnet und eingeübt waren, in das Reichs-

heer einreihte. Schon hatten 30,000 Mann aus verschiedenen Landschaften und Waffenplätzen Aufnahme gefunden; es waren kräftige Männer in voller Jugendfrische, die sich in der neuen Bewaffnung und Kriegsweise gewandt und sicher bewegten. Es entging dem Scharfblick der Macedonier nicht, daß der König sie auf diese Weise mit der Zeit entbehrlich machen, sich gegen die Wiederholung ähnlicher Auftritte wie am Hyphasis sicher stellen, sich für neue Wagnisse und Unternehmungen rüstigere Kräfte sammeln wollte. Mißtrauen und finsterer Unmuth befestigten sich in ihrer Seele. Sie sehnten sich nach Ruhe und Genuß des Erkämpften und sahen nun, daß des Königs unermüdlicher Geist mit neuen Plänen und Entwürfen beschäftigt war; ihr Stolz fühlte sich gekränkt, daß sie die Waffenehre mit den überwundenen Barbaren theilen, daß die Früchte ihrer Anstrengungen ihnen verkümmert werden sollten. Der König, hieß es, sei der alten Soldaten müde und wolle sich ihrer entledigen. Als er in Opis am Tigris der Lagergemeinde die, wie er glaubte, erfreuliche Eröffnung machte, daß er die ältern Soldaten, die durch Kämpfe und Strapazen erschöpft, durch Alter und Wunden entkräftet zu weiterem Dienste untauglich seien und sich nach Ruhe sehnten, ehrenvoll in die Heimat entlassen und nur die jüngere Mannschaft und die freiwillig Zurückbleibenden bei sich behalten wolle, so erhob sich aus der Menge ein wildes, verworrenes Geschrei, er wolle der Veteranen los sein, um sich bloß mit Barbaren zu umgeben. Er möge sie Alle entlassen und möge fürder mit seinem göttlichen Vater Ammon ins Feld ziehen und mit den jungen asiatischen Zierburschen die Welt erobern. Wüthend über das trotzige Gebahren stürzte Alexander von der Rednerbühne herab unter die tobende Menge, seine Feldherren und Leibwächter hinter ihm drein. Dreizehn der Rädelsführer wurden schnell ergriffen und abgeführt. „Zum Tode!" rief ihnen der König nach, und bald wurden sie von den Wellen des Tigris verschlungen. Jetzt trat die tiefste Stille ein; Alexander bestieg abermals die Bühne und richtete eine vernichtende Strafrede an die Soldaten. „Nicht um euren Abzug zu hindern," so begann er, „rede ich noch einmal zu euch; meinetwegen könnt ihr gehen, wohin ihr wollt, sondern nur um euch zu zeigen, was ihr waret, und was ihr durch mich geworden seid!" Nun führte er zuerst an, was sein Vater Philipp für sie gethan; „ein armes, in Thierfelle gekleidetes Hirtenvolk, das sich nur mit Mühe gegen die Ueberfälle der Illyrier und Thracier zu schützen vermocht, seien sie von ihm zu Herren und Gebietern über Hellas und über alles Land bis zum Hellespont erhoben worden;" dann erinnerte er sie an seine eigenen Kriegsthaten und welche Reichthümer, Güter, Ehrenstellen ihnen dieselben gebracht, an die Gefahren und Mühen, die er mit den Geringsten getheilt, an die Wunden, deren Spuren alle Theile seines Körpers an sich trügen, an die Nächte, die er um ihretwillen durchwacht, damit sie ruhig schlafen könnten, an die Geschenke und Ehrenzeichen, womit er die Tapferkeit der Lebenden belohnt, und an die Standbilder, Ruhmesmale und Grabstätten, womit er das Gedächtniß der Gefallenen

geehrt. „So ziehet denn hin," schloß er, „und meldet, wenn ihr heim kommt, daß ihr euren König Alexander, den Bezwinger der Perser und Inder, der mit euch die Kämpfe am Hydaspes bestanden und die Leiden des Wüstenzuges getragen, am Tigris verlassen und dem Schutze der besiegten Asiaten übergeben habt. Solche Botschaft, denk' ich, wird euch bei Göttern und Menschen berühmt und angenehm machen. Geht!" Nach diesen Worten stieg er raschen Schrittes von der Bühne und eilte in die Stadt; nur seine Leibwächter und Getreuen folgten ihm. Hier verbrachte er zwei Tage in völliger Abgeschlossenheit, während das Heer ohne Führer, ohne Kraft und Fähigkeit zu handeln in dumpfer Betäubung und Unschlüssigkeit im Lager verharrte. Erst als demselben gemeldet wurde, daß der König sich ganz den asiatischen Soldaten anvertrauen und ihnen die macedonische Heerverfassung, Benennung und Waffenordnung verleihen wolle, daß er denselben bereits den Dienst um seine Person übertragen, eine Anzahl vornehmer Perser für seine Verwandten erklärt und ihnen freien Zutritt und den macedonischen Gruß gestattet, daß er keine Macedonier vor sich lasse, da wurde ihr Trotz gebrochen. Sie überließen sich der bittersten Reue und dem wildesten Schmerze; sie zogen in Haufen vor des Königs Schloß, warfen ihre Waffen nieder zum Zeichen der Demüthigung und flehten laut um Gnade und Zutritt; sie wollten sich jeder Strafe unterwerfen, wollten die Urheber des Aufruhrs ausliefern, sie würden Tag und Nacht nicht von hinnen weichen, bis er Erbarmen mit ihnen hätte. Und wirklich blieben sie zwei Tage und zwei Nächte vor dem Schlosse gelagert und hörten nicht auf zu bitten und zu rufen. Da trat Alexander endlich heraus, und als er seine Veteranen in flehender Stellung auf der Erde liegen sah, gingen ihm die Augen über, und er versöhnte sich wieder mit ihnen. Als er den Führer der Edelschaar, einen tapfern Kriegsmann, küßte und verkündete, daß er alle Macedonier für seine „Verwandten" erkläre, jubelten die Soldaten, rafften ihre Waffen wieder auf und kehrten singend und frohlockend in das Lager. Ein großartiges Versöhnungsmahl, wobei Alexander inmitten von 9000 Gästen das Trankopfer ausgießend zu den Göttern flehte, daß sie ihm und dem Heere gnädig sein und vor Allem Einigkeit des Reiches und Gemeinschaft der Macedonier und Perser verleihen möchten, sollte über die verhängnißvollen Vorgänge zu Opis den Schleier der Vergessenheit ziehen. Damit war auch der Widerstand der Macedonier gegen das Vereinigungswerk ihres Königs gebrochen. Nach der Versöhnung ging die Verabschiedung der Veteranen zu allgemeiner Zufriedenheit von Statten. So zogen sie denn weg, die alten Kampfgenossen, Zehntausend an der Zahl, unter der Führung des tapfern Kraterus und dem Phalangiten-Obersten Polysperchon. Jener sollte in Macedonien den Reichsverweser Antipater, der mit der Königin Mutter Olympias in stetem Hader lebte, ersetzen.

Von nun an arbeitete Alexander aufs Eifrigste an der Gründung eines monarchischen Weltreiches mit politischer Gleichstellung und Gleich-

berechtigung aller Staatsbürger, mit hellenischen Lebensformen, Sprache und Bildung, mit einem geordneten, aufgeklärten Verwaltungssystem. Zwei Mittel schienen ihm zur Erreichung dieses Zieles besonders geeignet: ein ungehemmter Weltverkehr und monarchische Staatsordnung mit gleichmäßigen Gesetzen und Einrichtungen; beide ins Leben zu rufen war daher das eifrigste Bemühen seiner letzten Lebensjahre. Aus dem Lager von Opis zog er nach Medien, um für die Herstellung und Sicherung der Handelsstraßen über die Gebirgspässe Sorge zu tragen, damit die Karawanenzüge nicht länger von den Kossäern und anderen räuberischen Bergvölkern überfallen würden. In Ekbatana wurde im Herbst das große Dionysosfest mit Opfern und Aufzügen, mit Kampfspielen zu Roß, zu Wagen und zu Fuß, mit dramatischen und künstlerischen Wettkämpfen, mit Gastmählern und Gelagen gefeiert und eine unerhörte Pracht entfaltet. Sollen doch 3000 griechische Künstler aller Art dabei versammelt gewesen sein, und eine zahllose Menge Volks und neugieriger Fremden war von allen Seiten herbeigeströmt. Der König konnte sich den Festlichkeiten dieser Tage nicht entziehen, so wenig auch sein Herz zur Freude gestimmt war. Denn sein treuer Jugendfreund Hephästio war inmitten der fröhlichen Lust und Freudenmahle, denen er sich zu rückhaltlos hingegeben, gefährlich erkrankt und starb in der Blüthe der Jahre. Kein härteres Geschick hätte den König treffen können; drei Tage lang saß er bei der theuren Leiche, ohne Speise und Trank zu nehmen, bald laut wehklagend, bald stumm vor Gram. Nun schwiegen die Feste, Heer und Volk klagte um den edelsten der Macedonier, und die Magier löschten das heilige Feuer in den Tempeln, als ob ein König gestorben sei. Als sein Gemüth ruhiger geworden, ordnete er den Trauerzug, der den verblichenen Gefährten nach Babylon führen sollte.

Zu Anfang des Jahres 323 zog er nach Babylon hinab, das er zur Hauptstadt seines Weltreichs, zum Mittelpunkt des Verkehrslebens, zum königlichen Herrschersitz bestimmt hatte. Hier fanden sich Gesandtschaften aller Nationen ein, aus Asien, aus Hellas, aus Libyen, Aethiopien, aus dem fernen Italien, theils um dem Herrscher über Land und Meer Huldigungen und Geschenke darzubringen, theils um in innern Streitigkeiten den schiedsrichterlichen Spruch des Gewaltigen einzuholen. Selbst die Römer und Carthager sollen Gesandte nach der Weltstadt am Euphrat abgeordnet haben. Das Bewußtsein, daß der Ruhm seiner Thaten zu allen Völkern des Erdbodens gedrungen, verschaffte seinem wunden Herzen eine kleine Linderung.

Wie sehr auch die Erinnerung an den theuren Todten die Lebenslust Alexander's trübte und den Thatendrang lähmte, so entkeimten seiner Seele doch immerwährend neue großartige Entwürfe. Während die griechischen Künstler, die ihm von Ekbatana nach Babylon gefolgt waren, den Prachtbau des Scheiterhaufens aufführten, der Hephästio's Leiche aufnehmen sollte, ließ er in den Wäldern Hyrkaniens Baumstämme zum Bau einer Flotte fällen, um das caspische Binnenmeer zu

durchforschen, und entwarf zugleich den Plan zu einem Feldzug nach Arabien, Behufs der Sicherung und Förderung des Verkehrs und der Erweiterung des Handels. Nearch's Stromflotte, durch phönicische Schiffe und Seemannschaft verstärkt, sollte mittelst einer Küstenfahrt im persischen Meerbusen das Unternehmen unterstützen. Er selbst fuhr den Euphrat hinab, um die großen Deicharbeiten des Canals Pallakopas zu besichtigen und die nöthigen Anordnungen zur Gründung einer neuen Handelsstadt in dem untern Stromgebiet zu treffen, und kehrte dann im Mai wieder nach Babylon zurück, um dem geschiedenen Freund die letzte Ehre zu erweisen. Ein Scheiterhaufen von dem köstlichsten Holze, wozu er selbst 10,000 Talente, die Freunde und Großen noch weitere 2000 beigetragen, erhob sich in fünf Absätzen bis zu einer Höhe von 200 Fuß, bedeckt mit Gold und Purpur, mit Gemälden und Bildhauerwerken. Als der Wunderbau unter Todtenopfern, Klaggesängen und Trauerzügen vor den Augen Alexander's von den lodernden Flammen verzehrt war, wurden zu Ehren des „Heros" Hephästio Opfer- und Leichenspiele veranstaltet, und das glänzende Trauerfest endete mit einem reichen Opfermahle, wozu das gesammte Heer geladen war. An den nächsten Tagen folgten noch mehrere Gelage, die in die Nacht verlängert die überreizten Nerven des Königs fieberhaft aufregten. Er fühlte sich schon krank, als ihn der Thessaler Medius zu einem heitern Mahle im Freundeskreise einlud. Um den treuen Gefährten nicht zu kränken, nahm er die Einladung an und steigerte dadurch die Fieberkrankheit. Schon war der Tag für den Aufbruch zum Feldzug bestimmt, aber er mußte verschoben werden. Am 4. Juni ließ sich der König auf die andere Seite des Stromes in den hochgelegenen Gartenpalast Nebukadnezar's bringen, um in der gesunden Luft schneller zu genesen, um unter den kühlen Schattengängen und an den erfrischenden Springbrunnen Heilung von der Fieberglut zu erlangen. Aber „seine Wurzeln waren abgehauen, seine Kraft sank nach dem Grabe". Mühsam schleppte er sein Leben noch einige Tage hin, bis sein hoher Geist, zuletzt durch Fieberphantasieen getrübt, die irdische Wohnstätte verließ. So starb Alexander der Große am 11. Juni 323, in einem Alter von 32 Jahren 8 Monaten, ein Held und Eroberer, wie die Weltgeschichte keinen zweiten aufzuweisen hat.

---

107. Die Auflösung des macedonischen Reiches.

(Nach Karl Kiesel, die Weltgeschichte.)

Alexander hatte bei dem Herannahen seines Todes nichts über die Nachfolge bestimmt, sondern nur seinen Siegelring dem Befehlshaber der berittenen Leibwache, die aus vornehmen Macedoniern bestand, dem Perdikkas, der als solcher den Titel eines Chiliarchen führte, übergeben, wodurch diesem der Auftrag, vorläufige Anordnungen zur Einrichtung

einer neuen Regierung zu treffen, ertheilt schien. In einer Versammlung derjenigen Heerführer, welche dem Könige am nächsten gestanden hatten, wurde für das große Reich der Grundsatz der Erbfolge, wie er bisher in Macedonien gegolten, anerkannt und dem Perdikkas die Führung der Regierung übertragen, bis das von der Roxane zu erwartende Kind Alexander's, falls es ein Knabe sei, der Nachfolger des Vaters werden könne. Auf einen Sohn, Namens Hercules, den Alexander aus einer außerehelichen Verbindung hinterlassen, und einen Sohn des Philippus, Namens Philippus Arrhidäus, der auch aus einer derartigen Verbindung stammte und überdies schwachsinnig war, nahm man keine Rücksicht. Doch das Dasein dieser Angehörigen der königlichen Familie bot in der Folge einzelnen nach Herrschaft begierigen Männern die Gelegenheit, ihre Pläne, unter dem Scheine eines Kampfes für deren Ansprüche, in Ausführung zu bringen. Dies konnte um so weniger ausbleiben, als das Heer viele Männer zählte, deren keiner einem andern einen Vorrang zugestehen zu müssen glaubte. So bildete sich gleich jetzt ein feindlicher Gegensatz im Heere selbst, indem ein Theil desselben für Philipp Arrhidäus auftrat. An der Spitze der Phalanx erzwang ihr Befehlshaber Meleager die Anerkennung des blödsinnigen Halbbruders des verstorbenen Königs als Nachfolger, und als ein Sohn Roxane's, Alexander, geboren war, wurde die Regierung im Namen zweier Könige geführt. Doch ward Meleager, noch ehe der junge Alexander geboren war, ein Opfer des Hasses, den er hierdurch bei der Partei des Perdikkas auf sich geladen hatte, und diese gewann bald so viel Einfluß auf Arrhidäus, daß er seinen Beschützer preisgab und ihn tödten ließ. Es war das Vorspiel einer Reihe von Kämpfen, welche die Ersten des Heeres lange Zeit in wechselnden Parteistellungen mit einander führten. Diese Kämpfe bilden ein großes Gewirre, in welchem nie Einzelne durch höhere Beweggründe geleitet erscheinen und welches daher auch selten eine vorzügliche Theilnahme verdient. Die Kämpfenden werden im Allgemeinen die Nachfolger, die Diadochen, genannt, und ihr Werk ist das allmähliche Zerreißen der von Alexander geschaffenen Monarchie in eine Anzahl selbständiger Staaten, deren Zahl dadurch eine verhältnißmäßig geringe wird, daß ein Theil von ihnen in den Kämpfen untergeht, während die übrigen, sobald die leidenschaftlichste Herrschsucht auch die Angehörigen des königlichen Hauses vertilgt hat, auf die eigenen Familien die erkämpfte Herrschaft vererben. Die Mittel, ihre Kämpfe mit Heeresmassen zu führen, gewähren ihnen die Provinzen, die sie als Satrapen durch Uebereinkunft erhalten oder an sich reißen. Denn die unterworfenen Länder schauen, ohne daß sich ein Versuch zur Gewinnung einer nationalen Selbständigkeit zeigt, duldend dem großen Schauspiele zu, in welchem ein Gewalthaber den andern stürzt.

Die erste Vertheilung der Provinzen fand gleich nach Einsetzung der vormundschaftlichen Regierung Statt. Dabei wurden die Einen im Besitze von Provinzen, die Alexander ihnen zugetheilt, bestätigt, die An-

deren jetzt mit solchen ausgestattet. Diejenigen, die im Verlaufe der folgenden Zeit am thätigsten erscheinen, sind unter den Ersteren Antigonus in Phrygien, Antipater in Macedonien und Griechenland, unter den Letzteren Ptolemäus der Lagide in Aegypten, Eumenes in Paphlagonien und Kappadocien, Leonnatus im hellespontischen Phrygien, Lysimachus in Thracien und dem Chersones. Unter den vertheilten Provinzen waren auch solche, in deren vollen Besitz sich die damit Ausgestatteten erst zu setzen hatten. Dies war der Fall mit der paphlagonisch-kappadocischen und der thracischen. Die erstere hatte schon in den Zeiten des persischen Reiches unter erblichen Satrapen ein gewissermaßen selbständiges Fürstenthum gebildet und war auch von Alexander nicht unterworfen worden. Sie gab also ihrem Inhaber die geringste Aussicht auf Genuß der Herrschaft und war wohl nur deßwegen dem Eumenes zugetheilt, weil dieser, aus Kardia im Chersones stammend, als der einzige Grieche unter den Macedoniern mit dem mindest bedeutenden Beuteantheil abgefunden werden sollte*).

Unter allen den Machthabern hatten zwei, Antipater und Ptolemäus, durch die Lage der ihnen zugewiesenen Länder den Vortheil, von den Schwankungen und Verwirrungen der folgenden Kämpfe weniger berührt zu werden und desto ungestörter ihre Sorge auf Befestigung ihrer Herrschaft verwenden zu können. Antipater hatte diese Ruhe nöthig, weil er mit der Aufgabe belastet war, das jeder Aufregung so zugängliche Griechenland in Unterwürfigkeit zu erhalten. Diese Aufgabe hatte ihn schon während Alexander's Lebzeiten einen Feldzug gekostet**). Einen neuen und bedeutenderen Kampf hatte Antipater nach Alexander's Tode zu bestehen. Schon ein durch Alexander von Babylon aus erlassener Befehl, daß alle griechischen Städte ihre Verbannten wieder aufnehmen sollten, hatte, da hierdurch die innere Ruhe derselben bedroht wurde, große Aufregung verbreitet. Die Nachricht von Alexander's Tode blies den Kriegseifer zu helleren Flammen an, weil man auf eine allgemeine Erhebung der in Europa von Macedonien abhängigen Völker rechnete. Zugleich gingen atheniſche Gesandte durch Griechenland, um die Staaten zu einem Kampfe für gemeinsame Freiheit aufzufordern. Ihnen schloß sich Demosthenes freiwillig an und wirkte mit der Gewalt seines Wortes für die Erhebung. Der Krieg brach aus, Leosthenes rückte durch die Thermopylen und schlug den Antipater, der ihm bei der durch Alexander's Kriege eingetretenen Erschöpfung Macedoniens nur ein kleines Heer hatte entgegenführen können, bei der thessalischen Stadt Lamia. Der Geschlagene warf sich in die Stadt und fast alle Thessaler erklärten sich für die Griechen. Es handelte sich nun für die Griechen um die Eroberung von Lamia. Da sich aber die Belagerung in die Länge zog, fing das

---

*) Vergl. Nr. 108.

**) Den Krieg des Antipater mit den Griechen während Alexander's Lebzeiten s. S. 389.

griechische Heer an sich aufzulösen, und der Abzug der Aetoler bewirkte eine gefährliche Schwächung. Auch verloren die Griechen an Leosthenes, der bei einem Ausfalle der Macedonier blieb, einen tüchtigen Feldherrn. Da erschien, von Antipater zu Hülfe gerufen, Leonnatus in Thessalien. Auch seiner wurden die Griechen, von Leosthenes' Nachfolger, dem Athener Antiphilus, geführt, noch Meister und er verlor selbst das Leben. Zu gleicher Zeit schlug Phocion ein an der attischen Küste bei Rhamnus gelandetes macedonisches Heer. Nun aber kam eine zweite Unterstützung aus Asien, Kraterus mit dem Heere der entlassenen Veteranen, und in einer Schlacht bei Kranon im Jahre 322 siegte die vielfach bewährte Kriegstüchtigkeit der alten Macedonier und die Geschicklichkeit ihrer beiden Feldherren über das bunt gemischte und lose Heer der Griechen. Antipater erklärte der um Frieden bittenden Gesandtschaft, er werde nicht mit den Griechen im Ganzen, sondern nur mit deren einzelnen Staaten verhandeln. Nach und nach zerstreute sich das griechische Heer, die thessalischen Städte ergaben sich und Antipater rückte durch die Thermopylen, um zunächst Athen zu züchtigen. Der den Macedoniern zugethane Phocion, der auch diesen Krieg widerrathen hatte, vermittelte den Frieden. Athen erhielt eine macedonische Besatzung in dem Hafenplatze Munychia und mußte seine Demokratie durch Beschränkung des vollen Bürgerrechts auf eine gewisse Vermögensklasse aufheben. Hieran knüpfte sich die Verbannung der dem Antipater mißfälligen Bürger. Unter ihnen befand sich Demosthenes, der jetzt seine Laufbahn endete. Er war nach Kalauria geflohen und hatte keine Gelegenheit zu weiterer Flucht gefunden. Hier erreichten ihn Soldaten des Antipater, und er entzog sich der Gefangennehmung, indem er durch Gift, das er aus einer Schreibfeder sog, sich den Tod gab. Im übrigen Griechenland leisteten nur die Aetoler noch Widerstand. Von Antipater in ihren Bergen aufgesucht, begegneten sie ihm in mörderischem Kampfe. Doch ehe er ihres Landes Herr geworden, riefen ihn Verwicklungen der allgemeinen Verhältnisse des großen Reiches von diesem Kampfplatze ab.

Noch entschiedener als Antipater wurde Ptolemäus dem Getümmel entrückt, das sich auf dem weiten Schauplatze von Alexander's Siegen um die Erbschaft seiner Macht erhob. Mit einer vorsichtigen Schonung der alten Verhältnisse ordnete er die Verwaltung Aegyptens, gab dem Lande Glück und Wohlstand und beförderte in Alexandrien, wo er seinen Wohnsitz aufschlug, griechische Cultur und Gelehrsamkeit. Die griechische Landschaft Cyrene ließ er erobern und über Cypern behauptete er die Herrschaft. Dagegen betheiligte er sich an den Kämpfen der Diadochen nur so weit, als die Sicherheit seines eigenen Landes ihn zwang, der Entstehung einer überwiegenden Macht im übrigen Reiche zu begegnen. Sein junges Reich hatte Ptolemäus zunächst gegen Perdikkas zu vertheidigen. Zu dieser Vertheidigung war er genöthigt durch seine Theilnahme an dem Kampfe des phrygischen Satrapen Antigonus gegen Perdikkas. Der Kampf zwischen beiden entsprang aus dem Ge-

gensatze der Ansprüche, die einerseits Perdikkas als Regent auf Geltung seiner Anordnungen, und der Ansprüche, die andererseits Antigonus auf Selbständigkeit machte. Es war natürlich, daß die Sache des Antigonus zugleich die Sache Anderer war und diese in den Kampf hineinzog. Da nun Antipater, Kraterus, Lysimachus und Ptolemäus sich für Antigonus erklärten, faßte Perdikkas den Entschluß, sich auf den Letztern zu werfen, um nicht, wenn er in Klein-Asien gegen die Uebrigen kämpfe, durch ihn, da er trefflich gerüstet war, von dem innern Asien abgeschnitten zu werden. Indessen behauptete sich Ptolemäus glücklich gegen den in Aegypten eingedrungenen Perdikkas. Seine Anstalten hatten diesem den Uebergang über den Nil unmöglich gemacht und, als er in einem Aufstande des eigenen Heeres erschlagen war, übertrug das Heer dem Antipater, der sich bei demselben eingefunden, die Stelle eines Reichsverwesers. Dieser bestellte für Asien den Antigonus unter dem Titel eines königlichen Feldherrn zu seinem Stellvertreter. Sodann wurden die Provinzen neu besetzt und dabei kam an die Spitze Babyloniens in Seleucus, einem der jüngeren Feldherren des macedonischen Heeres, der bisher das Amt des Chiliarchen bekleidet hatte, ein Mann, der später eine bedeutende Rolle in den Kämpfen der Diadochen spielte. Die Stellung des Antipater als Reichsverweser brachte es mit sich, daß die Könige unter seine Obhut kamen, und er nahm Alexander und Roxane, wie Arrhidäus und Eurydice, mit nach Macedonien. Hier blieb er der Theilnahme der Begebenheiten im übrigen Reiche fern, da die noch immer nicht bezwungenen Aetoler seine Thätigkeit in Anspruch nahmen. Er lebte nur noch bis zum Jahre 319. Vor seinem Tode traf er eine Anordnung, welche für Macedonien und Griechenland die Quelle großer Verwirrung wurde. Er hinterließ das von ihm bekleidete Amt, man weiß nicht warum, nicht seinem Sohne Kassander, sondern dem Polysperchon, dem Fürsten eines kleinen epirotischen Stammes, der im Heere Alexander's gedient hatte. Da aber Kassander die Stellung seines Vaters einzunehmen suchte, wurden für eine Zeit lang Macedonien und Griechenland Schauplatz eines Parteienkampfes. Wie also vor dem Jahre 321 der europäische und der asiatische Theil des macedonischen Reiches, jeder für sich Schauplatz eines großen Krieges gewesen, wurden sie es auch jetzt. Das Ergebniß dieser beiden Kämpfe ist die Erhebung des Kassander in Europa und des Antigonus in Asien zur höchsten Gewalt, die nun, da in dem europäischen Kampfe die beiden Könige untergehen, auch nicht einmal mehr dem Namen nach sich auf eine Vertretung der erbberechtigten, aber regierungsunfähigen Könige stützen kann.

Antigonus ward als der mächtigste der Diadochen die Ursache fernerer Kämpfe, weil er der eigentliche Nachfolger Alexander's zu werden suchte und so die übrigen Feldherren, die schon einzelne Theile des Reiches selbständig beherrschten, in ihrem Besitz und ihrem Dasein bedrohte. Diese Kämpfe dauerten mit zwei Unterbrechungen bis zum Untergange des Antigonus im Jahre 301, und ihre Schauplätze waren Syrien,

Klein-Asien und Griechenland. Die Verhältnisse machten Kassander und Ptolemäus zu Antigonus' Feinden und untereinander zu Verbündeten. Da Antigonus seinen Bestrebungen, wie einst Perdikkas, den Schein eines Kampfes für die königliche Familie und die Einheit des Reiches zu leihen suchte, ließ er von seinem Heere den Kassander, als den Mörder der Königin Olympias, zum Feinde der Macedonier erklären. Um in Griechenland Kassander's Macht zu brechen, unterstützte er den Polysperchon und dessen Sohn Alexander mit Geld, daß sie durch Verkündigung der Freiheit die Anhänger der Demokratie gegen Kassander bewaffneten. Ein Krieg, der sich in eine unendliche Menge kleiner Unternehmungen auflös'te und an vielen Stellen zugleich geführt ward, zerriß Griechenland und vernichtete die Reste seines Wohlstandes. Im Allgemeinen hatte die Sache des Antigonus keinen entschiedenen Fortgang. Glücklicher war er in Klein-Asien und Syrien. Antigonus selbst kämpfte in Syrien, das er dem Lagiden Ptolemäus zu entreißen suchte und, als er nach der durch lange Belagerung bewirkten Eroberung von Tyrus dieses Land sein nennen konnte, ließ er hier, um selbst nach Klein-Asien zu eilen, seinen achtzehnjährigen Sohn Demetrius zurück, den Rührigkeit, Schlauheit, Ausdauer, Leidenschaftlichkeit, Gewaltthätigkeit und Sittenlosigkeit zu einem zweiten Alcibiades machten*). Uebereilt lieferte dieser dem aus Aegypten anrückenden Ptolemäus bei Gaza im Jahre 312 eine Schlacht, die er verlor. Dadurch kam nicht bloß der größte Theil Syriens wieder an Ptolemäus, sondern es wurde nun auch für Seleucus der Weg nach dem Euphrat frei, so daß dieser, von Ptolemäus mit wenigen Truppen versehen, nach Babylon eilen und dort, wo man ihm mehr als dem Antigonus gewogen war, seine Herrschaft herstellen konnte. Von diesem entscheidenden Ereigniß an zählten die Nachkommen des Seleucus später die Jahre der Dauer des durch ihn gestifteten Reiches. Im Jahre 311 kam, wie es scheint, in Folge allgemeiner Ermüdung, ein Friede zu Stande. Dieser erkannte für die Zeit der Unmündigkeit des jungen Königs Alexander den Kassander als Feldherrn in Europa an, gewährte dem Antigonus die Herrschaft über ganz Asien, sprach den griechischen Staaten die Selbständigkeit zu und ließ dem Lysimachus und dem Ptolemäus das, was sie besaßen.

Im Jahre 307 brach der Krieg wieder aus, indem Antigonus die Freiheit der griechischen Staaten herzustellen unternahm, was natürlich nichts als ein Versuch war, die Festsetzung Anderer in Griechenland zu verhindern. Demetrius eröffnete die ihm von seinem Vater aufgetragene Unternehmung mit der Einnahme von Athen. Unter Kundgebung von Verehrung für Athens Größe und Ruhm versetzte er die Bevölkerung in den Rausch der Begeisterung für die Herstellung der Demokratie. Demetrius Phalereus, bisher von den Athenern hoch geehrt, entging dem Tod nur durch den Schutz, den der Sieger ihm gewährte. Den neuen Herrn aber ehrte Athen in der ausschweifendsten und nie-

*) Vergl. Nr. 109.

verträchtigsten Weise. Es erklärte ihn und seinen Vater für Götter, errichtete beiden Altäre, brachte ihnen Opfer und feierte ihnen Wettspiele, fügte zu den zehn Phylen zwei neue, die antigonische und die demetrische, und wirkte ihre Bilder in das Gewand der Athene. Weitere Fortschritte machte Demetrius in Griechenland nicht, weil er aus Athen durch seinen Vater abgerufen wurde, der für jetzt seinen Unternehmungen eine andere Richtung geben zu müssen glaubte. Ptolemäus hatte auf Cypern unter seinem Bruder Menelaus eine Streitmacht versammelt, die einen Angriff auf Klein-Asien voraussehen ließ und Griechenland einstweilen Preis zu geben rieth. Demetrius landete auf Cypern bei Salamis und belagerte diese Stadt mit dem Aufwande der zu jener Zeit ins Große ausgebildeten und durch ihn häufig angewandten Belagerungskunst, die ihm den Namen des Belagerers, Poliorcetes, verschafft hat. Während der Belagerung erschien Ptolemäus mit einer Flotte zum Entsatze, wurde aber von Demetrius im Jahre 306 entscheidend geschlagen und die Insel kam in Antigonus' Gewalt. Die Nachricht von dem Siege traf den Vater bei dem Bau der Stadt Antigonia am unteren Orontes, die sein Wohnsitz werden sollte. Der Ueberbringer begrüßte ihn mit dem Namen eines Königs, und denselben Namen gab Antigonus seinem Sohne in dem Schreiben, worin er ihm für den Sieg dankte. Wollte er damit sich als den Nachfolger Alexander's bezeichnen, so drückten die vier übrigen Herrscher, indem sie sich nun gleichfalls Könige nannten, den entgegenstehenden Anspruch auf unbeschränkte Herrschaft in ihren Ländern aus und erklärten das Reich Alexander's dadurch für aufgelöst. Indessen aber sollte Rhodus gezüchtigt werden, das wegen seines freundschaftlichen Verhältnisses zu Ptolemäus dem Antigonus, obgleich es zu dessen Herrschaft gehörte, Unterstützung des Angriffes auf Aegypten verweigert hatte. Da es auf seine Parteilosigkeit nicht verzichten wollte, begann im Jahre 304 die denkwürdige Belagerung der Stadt Rhodus, die im peloponnesischen Kriege von den Bewohnern der drei ursprünglichen dorischen Orte als Hauptort der Insel erbaut worden war und jetzt, da Athens Handel verfiel, zu den ersten Handelsplätzen im östlichen Theile des Mittelmeeres gehörte. Die Geschicklichkeit und Kunst des Belagerers und die Umsicht und der Heldenmuth der Belagerten wetteiferten mit einander. Aber ungeachtet der Größe der aufgewandten Kräfte sah Antigonus die Sache sich so in die Länge ziehen, daß er, weil ihm darüber Wichtigeres versäumt zu werden schien, den Demetrius Frieden machen hieß. Der Friede erfolgte auf die Bedingung, daß die Rhodier zwar in jedem andern Kriege, nicht aber gegen Ptolemäus, zur Unterstützung des Antigonus verpflichtet sein sollten, eine Bedingung, die mit ihren vor der Belagerung gemachten Forderungen übereinstimmte. Die Stadt hatte den Grund zu künftiger Selbständigkeit und Wohlfahrt gelegt. Der abziehende Belagerer schenkte ihr, um ihren Heldenmuth zu ehren, seine riesenhaften Belagerungsmaschinen. Rhodus aber ersann für seinen Freund Ptolemäus die höchsten Ehren, ließ bei dem ammonischen

Orakel fragen, ob man ihm göttliche Ehre erweisen dürfe, und gab auf günstigen Bescheid ihm den für Zeus gewöhnlichen Beinamen des Retters, Soter.

Da noch immer Antigonus darauf ausging, in Griechenland, wo sich durch macedonischen Druck viel Mißstimmung erzeugt hatte, die Grundlage für eine Eroberung Macedoniens zu finden und so von dem Stammlande aus die Eroberung des Reiches zu betreiben, hatten die inzwischen von Kassander gemachten Fortschritte die Wiederaufnahme der dortigen Unternehmungen erfordert. Während daher Antigonus sein Reich in Asien bewachte, schickte er seinen Sohn wieder nach Griechenland, um durch Eroberung Macedoniens nach Osten und Süden, gegen Seleucus und Ptolemäus, freie Hand zu bekommen. Der Plan gelang, Kassander suchte eiligst die Thermopylen zu erreichen und Demetrius zog zum zweiten Male in Athen ein, das seine früheren Huldigungen noch überbot, indem es den Retter Namens der Göttin Athene einlud, ihren Tempel auf der Akropolis zur Wohnung zu nehmen. Von Athen aus unternahm Demetrius Züge nach dem übrigen Griechenland. Nachdem er den Peloponnes von Ptolemäus' und Kassander's Besatzungen gesäubert hatte, ließ er sich auf einer Versammlung von Abgeordneten, die er nach Korinth berufen, zum Führer der Griechen erklären, um Macedonien zu erobern. Die Gefahr, welche Kassander herannahen sah, mußte für die Folge zugleich den Lysimachus bedrohen, und so gewann er leicht diesen zu einem Bündnisse. Beide trafen nun mit Seleucus und Ptolemäus Verabredungen, nach welchen man von allen Seiten in Klein-Asien einrücken sollte, um Antigonus' Macht zu zertrümmern und durch Vernichtung seiner auf Herstellung des Gesammtreiches gerichteten Pläne die eigenen Reiche zu sichern und zu vergrößern. Im Jahre 301 entschied sich der Krieg durch einen Sieg, den die Verbündeten über Antigonus bei Ipsus in Phrygien erfochten. Antigonus fiel und wurde von den Siegern ehrenvoll bestattet. Demetrius aber floh mit zusammengerafften Resten des Heeres gegen Ephesus in der Absicht, sich nach Athen zurückzuziehen. Die Zertheilung von Alexander's Reich war nun entschieden. Von den Ländern des Antigonus erhielt Ptolemäus, ungeachtet ihm bei Abschluß des Bundes Syrien zugesagt war, nichts, weil er an dem Kampfe nicht Theil genommen. Sie wurden zwischen Lysimachus und Seleucus so getheilt, daß eine durch Phrygien in der Richtung von Südwesten nach Nordosten laufende Grenzlinie die Gebiete schied.

---

108. Charakteristik des Eumenes.

(Nach Joh. Gust. Droysen, Geschichte des Hellenismus.)

Eumenes der Kardianer endete sein vielbewegtes und thatenreiches Leben im 45. Lebensjahre; seit seinem 20. Jahre war er in macedo-

nischen Diensten. Damals hatte ihn König Philipp bei einem Besuche in Kardia lieb gewonnen, mit sich genommen, und bei seinem scharfen Blick, den Werth derer, die um ihn waren, zu erkennen, ihn zu seinem Grammateus gemacht; in derselben Stellung, späterhin zum Commandirenden der Ritterschaft befördert, war er bei Alexander, so lange dieser lebte. So nicht minder durch die Gunst beider Könige, wie durch sein außerordentliches Talent ausgezeichnet, war er stets für die übrigen macedonischen Großen ein Gegenstand des Neides und der Eifersucht gewesen; und die Vorsicht, mit der er sich gegen sie zu benehmen und sich zwischen ihnen zu halten genöthigt war, erschien eben so oft peinlich und zweideutig, wie sie stets für ihn selbst unbequem und unerfreulich war. Als der König starb, begann für ihn eine Reihe der schwierigsten Verhältnisse; nicht durch seine getreuen Dienste, sondern nur durch sein Talent durfte er hoffen, etwas zu gelten oder zu erreichen: er mußte sich unentbehrlich zu machen suchen, die Verhältnisse zwangen ihn, sich ganz der Sache des Königthums zu ergeben; ihr blieb er, mit Verläugnung aller persönlichen Interessen, bis auf den letzten Augenblick getreu; es ist sein Unglück, daß er nur für das Königthum kämpfen, nie für seine Person gewinnen, erwerben und besitzen wollte oder konnte. Ein Makel haftet an ihm, sein griechischer Ursprung; alle Siege, aller Ruhm, alle Trefflichkeiten, die ihn auszeichnen, vermögen nicht, die Erinnerung seines Ursprungs bei den stolzen Macedoniern auszutilgen; kaum daß sie für den Augenblick des Sieges jenen Schimpf vergessen, den dann ein boshaftes Geschick oder Mißgunst und Haß ihnen wieder ins Gedächtniß zurückruft, des Erfolges gewiß, daß der eben noch lebhafte Enthusiasmus für ihn verweht, er selbst wieder verlassen, verachtet, ein Fremdling unter den Macedoniern dasteht. Aber der Unermüdliche beginnt von Neuem die Tantalusarbeit; mit unglaublicher Gewandtheit und Kühnheit zwingt er die Umstände nach seinem Willen, macht sich zum Mittelpunkte dessen, was geschieht, beherrscht bald schmeichelnd, bald imponirend die Menge, zwingt die Besten in die Bahnen seines Willens, wird von den Parteien gesucht, mit Ehren und Vertrauen überschüttet, wird der leitende, wird der alleinige Führer, wird Sieger, — und wieder ist es jenes fluchgleiche Wort, nicht Macedonier zu sein, das ihn hemmt, seinen Siegeslauf stört, ihn hinabstürzt. So stets wie ein Geächteter, von jedem dauernden Recht unweigerlich ausgeschlossen, endlich in sich selber verbittert, unsicher, rathlos, wird er durch den schnödesten Verrath, den wetteifernd das Heer und die Befehlshaber gegen ihn stiften, seinem Todfeinde Preis gegeben.

Orakel fragen, ob man ihm göttliche Ehre erweisen dürfe, und gab auf günstigen Bescheid ihm den für Zeus gewöhnlichen Beinamen des Retters, Soter.

Da noch immer Antigonus darauf ausging, in Griechenland, wo sich durch macedonischen Druck viel Mißstimmung erzeugt hatte, die Grundlage für eine Eroberung Macedoniens zu finden und so von dem Stammlande aus die Eroberung des Reiches zu betreiben, hatten die inzwischen von Kassander gemachten Fortschritte die Wiederaufnahme der dortigen Unternehmungen erfordert. Während daher Antigonus sein Reich in Asien bewachte, schickte er seinen Sohn wieder nach Griechenland, um durch Eroberung Macedoniens nach Osten und Süden, gegen Seleucus und Ptolemäus, freie Hand zu bekommen. Der Plan gelang, Kassander suchte eiligst die Thermopylen zu erreichen und Demetrius zog zum zweiten Male in Athen ein, das seine früheren Huldigungen noch überbot, indem es den Retter Namens der Göttin Athene einlud, ihren Tempel auf der Akropolis zur Wohnung zu nehmen. Von Athen aus unternahm Demetrius Züge nach dem übrigen Griechenland. Nachdem er den Peloponnes von Ptolemäus' und Kassander's Besatzungen gesäubert hatte, ließ er sich auf einer Versammlung von Abgeordneten, die er nach Korinth berufen, zum Führer der Griechen erklären, um Macedonien zu erobern. Die Gefahr, welche Kassander herannahen sah, mußte für die Folge zugleich den Lysimachus bedrohen, und so gewann er leicht diesen zu einem Bündnisse. Beide trafen nun mit Seleucus und Ptolemäus Verabredungen, nach welchen man von allen Seiten in Klein-Asien einrücken sollte, um Antigonus' Macht zu zertrümmern und durch Vernichtung seiner auf Herstellung des Gesammtreiches gerichteten Pläne die eigenen Reiche zu sichern und zu vergrößern. Im Jahre 301 entschied sich der Krieg durch einen Sieg, den die Verbündeten über Antigonus bei Ipsus in Phrygien erfochten. Antigonus fiel und wurde von den Siegern ehrenvoll bestattet. Demetrius aber floh mit zusammengerafften Resten des Heeres gegen Ephesus in der Absicht, sich nach Athen zurückzuziehen. Die Zertheilung von Alexander's Reich war nun entschieden. Von den Ländern des Antigonus erhielt Ptolemäus, ungeachtet ihm bei Abschluß des Bundes Syrien zugesagt war, nichts, weil er an dem Kampfe nicht Theil genommen. Sie wurden zwischen Lysimachus und Seleucus so getheilt, daß eine durch Phrygien in der Richtung von Südwesten nach Nordosten laufende Grenzlinie die Gebiete schied.

---

108. Charakteristik des Eumenes.

(Nach Joh. Gust. Droysen, Geschichte des Hellenismus.)

Eumenes der Kardianer endete sein vielbewegtes und thatenreiches Leben im 45. Lebensjahre; seit seinem 20. Jahre war er in macedo-

nischen Diensten. Damals hatte ihn König Philipp bei einem Besuche in Kardia lieb gewonnen, mit sich genommen, und bei seinem scharfen Blick, den Werth derer, die um ihn waren, zu erkennen, ihn zu seinem Grammateus gemacht; in derselben Stellung, späterhin zum Commandirenden der Ritterschaft befördert, war er bei Alexander, so lange dieser lebte. So nicht minder durch die Gunst beider Könige, wie durch sein außerordentliches Talent ausgezeichnet, war er stets für die übrigen macedonischen Großen ein Gegenstand des Neides und der Eifersucht gewesen; und die Vorsicht, mit der er sich gegen sie zu benehmen und sich zwischen ihnen zu halten genöthigt war, erschien eben so oft peinlich und zweideutig, wie sie stets für ihn selbst unbequem und unerfreulich war. Als der König starb, begann für ihn eine Reihe der schwierigsten Verhältnisse; nicht durch seine getreuen Dienste, sondern nur durch sein Talent durfte er hoffen, etwas zu gelten oder zu erreichen: er mußte sich unentbehrlich zu machen suchen, die Verhältnisse zwangen ihn, sich ganz der Sache des Königthums zu ergeben; ihr blieb er, mit Verläugnung aller persönlichen Interessen, bis auf den letzten Augenblick getreu; es ist sein Unglück, daß er nur für das Königthum kämpfen, nie für seine Person gewinnen, erwerben und besitzen wollte oder konnte. Ein Makel haftet an ihm, sein griechischer Ursprung; alle Siege, aller Ruhm, alle Trefflichkeiten, die ihn auszeichnen, vermögen nicht, die Erinnerung seines Ursprungs bei den stolzen Macedoniern auszutilgen; kaum daß sie für den Augenblick des Sieges jenen Schimpf vergessen, den dann ein boshaftes Geschick oder Mißgunst und Haß ihnen wieder ins Gedächtniß zurückruft, des Erfolges gewiß, daß der eben noch lebhafte Enthusiasmus für ihn verweht, er selbst wieder verlassen, verachtet, ein Fremdling unter den Macedoniern dasteht. Aber der Unermüdliche beginnt von Neuem die Tantalusarbeit; mit unglaublicher Gewandtheit und Kühnheit zwingt er die Umstände nach seinem Willen, macht sich zum Mittelpunkte dessen, was geschieht, beherrscht bald schmeichelnd, bald imponirend die Menge, zwingt die Besten in die Bahnen seines Willens, wird von den Parteien gesucht, mit Ehren und Vertrauen überschüttet, wird der leitende, wird der alleinige Führer, wird Sieger, — und wieder ist es jenes fluchgleiche Wort, nicht Macedonier zu sein, das ihn hemmt, seinen Siegeslauf stört, ihn hinabstürzt. So stets wie ein Geächteter, von jedem dauernden Recht unweigerlich ausgeschlossen, endlich in sich selber verbittert, unsicher, rathlos, wird er durch den schnödesten Verrath, den wetteifernd das Heer und die Befehlshaber gegen ihn stiften, seinem Todfeinde Preis gegeben.

109. Charakteristik des Antigonus und seines Sohnes Demetrius.

(Nach Joh. Gust. Droysen, Geschichte des Hellenismus.)

Vielleicht hat keiner der Feldherren Alexander's so wie Antigonus es verstanden, das Glück an sich zu fesseln. Was ihn am meisten förderte, war, daß er in allen seinen Angelegenheiten durchaus nach der eigenen Entscheidung handelte, daß er sich stets die alleinige Führung vorbehielt, und so nach einem festen und einigen Plane handelnd, auch den siegenden Feinden den Vortheil des Sieges entriß; nur seinem Sohne Demetrius gab er von dieser Zeit Antheil an seinen Plänen und seiner Macht, und gerade hierin gewann er eine neue Stärke, indem keiner seiner Gegner einen Verbündeten von solcher Treue und Hingebung aufzuweisen hatte. Nie ist das schöne Verhältniß zwischen Vater und Sohn gestört worden, und mitten in seinem höchsten Glanze hielt es Antigonus für seinen Stolz, mit seinem Sohne in traulichem, ich möchte sagen, bürgerlichem Verhältnisse zu leben. Für Antigonus ist es charakteristisch, mit welcher Ordnung und Umsicht er auch die kleinsten Geschäfte leitete; über alle Verhandlungen führte er die genauesten Tagebücher, und oftmals erstaunten die zu ihm kommenden Gesandten, wie sicher er von längst vergangenen Zeiten wußte, wer damals mit ihm verhandelt, was gesprochen, wie die geringfügigsten Dinge gehalten worden. Dieselbe Ordnung wurde besonders in den Finanzen beobachtet; er sorgte vor Allem, so viel Geldvorräthe als möglich zu sammeln, und erpreßte, wo er nur und so viel er nur irgend konnte; und als ihm Jemand vorstellte, „so habe Alexander es nicht gemacht", antwortete er: „der habe auch in Asien die Ernte gehalten, während er nur die Stoppeln lese." Er wußte sehr wohl, daß bei der damaligen Weise der Kriegführung demjenigen, der das meiste Geld zahlte, die meisten und besten Truppen zu Gebote ständen, und in demselben Maße, als überall die nationalen Interessen verstummten, das Geld der stärkste Hebel und die einzig sichere Basis der Macht sei. Er liebte keine Art der Verschwendung, weder für sich und seine Genüsse, noch um von den Schmeichlern und Gelehrten, die sich sehr gern in der Nähe der sehr unterrichteten und fein gebildeten Strategen aufhielten, als liberal gepriesen zu werden. Aber wo es nöthig schien, verstand er zu geben und selbst zu verschwenden, und die verbindliche Art, mit der er es that, gab dann desto größeren Reiz. In Allem kann man sich nicht leicht einen größeren Gegensatz denken, als zwischen ihm und seinem Sohne Demetrius; so verschwenderisch, so leidenschaftlich, so enthusiastisch dieser, eben so nüchtern, vorsichtig und berechnend war der Vater, Eigenschaften, die mit dem höheren Alter (er war eben jetzt ein Siebenziger) um so bestimmter hervortraten. Die Kriege, die er noch jetzt führte, zeugen davon, wie rüstig er noch war; er nahm stets an

den Schlachten persönlichen Antheil. Nie schien er aufgeräumter, als wenn es gegen den Feind ging; dann hatten sich seine Truppen in der Regel ein neues Witzwort von ihrem Alten zu erzählen, oder er ritt bei der Fronte hinab, und machte laut lachend Späße über den Feind; auch im Lager liebte er es, wenn seine Leute fröhlich waren, während er mehr wie irgend einer der Feldherren auf strenge Zucht und Subordination hielt. Auch war er gegen Aeußerungen über sich nachsichtig, nur über seine Einäugigkeit konnte er keinen Spott ertragen; als Theokrit von Samos auf die Einladung des Strategen durch seinen Mundkoch antwortete: „du willst mich sicher dem Cyclopen roh vorsetzen," ließ er denselben verhaften und tödten.

Das Leben seines Sohnes Demetrius, vielbewegt und abenteuerlich, wie kaum ein ähnliches in der Geschichte, ist, wie die Zeit der Diadochen selbst, ein rastloses Weiterstürmen, das endlich sich selbst erschöpft; herrlich und blendend beginnt es, um endlich widrig und in fauler Verdumpfung zu endigen. Es stellt sich in Demetrius das gährende Element jener seltsamen Zeit dar; je mehr sie selbst zur Ruhe und zum endlichen Abschluß hindrängt, desto unsteter und planloser wird sein Treiben; seine Zeit ist vorüber, sobald die ungeheure Bewegung der Diadochenkämpfe sich zu klären und zu beruhigen beginnt. Der hellste Stern in der Sturmnacht, der mit Alexander's Untergang hereinbrach, verliert er seinen Glanz, sobald der Morgen eines stilleren Tages zu dämmern beginnt; wir mögen ihn anstaunen in seiner excentrischen Größe, innigere Theilnahme kann selbst sein Fall nicht erwecken. Seine geschichtliche Bedeutung ist, daß er den Gedanken einer Einheit des großen Alexanderreiches, auf dessen systematische Zerstörung die Zeit hinarbeitet, in wie wunderlichen und tollkühnen Träumen auch immer, festhält, daß er, der im Morgenlande aufgewachsen, der selbst schon zum morgenländischen Despoten geworden ist, an der Spitze der Hellenen, der Macedonier ihn zu verwirklichen sucht. Er hat das positive Element der Zeit verkannt, das von Alexander ausgesäet, in Mitten des fünfzigjährigen Kampfes auf die deutlichste Weise emporgewachsen war. Das eben ist die Art geschichtlicher Entwicklungen, daß sie, während um ganz andere Fragen gekämpft wird, ruhig und sicher ihre Stadien durchlaufen; wer diese erkennt und sie hegt, der gründet Dauerndes. So ist es seit Alexander's Tod der Kampf um die Einheit seines Reiches, der alle Kräfte zu absorbiren, der das Verhalten der Parteien zu bestimmen scheint; aber das Dauernde ist jenes Princip des Hellenismus, das, nachdem der Kampf ausgetobt, als fertig und für Jahrhunderte gesichert dasteht.

---

110. Der Hellenismus*).

(Nach Karl Kiesel, die Weltgeschichte.)

Das Ergebniß der von Alexander's Nachfolgern geführten Kämpfe ist die Entstehung einer Anzahl von Reichen, die nach der Masse ihrer Bevölkerungen ungriechisch, durch die Familien ihrer Herrscher und die ihre Herrschaft stützenden Heere, so wie durch eine Menge von Ansiedlern griechisch sind. Zwar sind die Familien, welche die Herrschaft erhalten und, wenigstens zum Theil, auch die Truppen, mittelst deren sie sich behaupten, macedonischer Herkunft, aber wie schon Philipp und Alexander griechische Könige haben sein wollen, suchen die neuen Fürstengeschlechter die Mittel zu ihrer Befestigung in dem, was der Geist der Griechen in Staat, Wissenschaft und Kunst geschaffen hat. Es wurden daher in den betreffenden Ländern einheimische Verhältnisse durch Anwendung griechischer Formen umgebildet. So entstand eine Zeit des griechischen Lebens, in welcher sich nicht Hergebrachtes durch die Macht unbewußt wirkender Triebe entwickelte, sondern etwas der griechischen Vorzeit Angehöriges mit Ueberlegung und Berechnung durch die Herrscher auf neue und ungriechische Verhältnisse angewandt wurde. Die Länder sind im Kampfe der Diadochen in so raschem Wechsel bald dem Einen bald dem Andern als Beute zugefallen, daß kein Widerstand von ihrer Seite die Anstalten zu künstlicher Staatenbildung hemmt, weil die Bewohner gegen den Wechsel der Herrscher gleichgültig geworden sind und sich mit Bewahrung derjenigen Nationalität begnügen, welche sich auch unter dem Kommen und Gehen fremder Eroberer bewahren läßt. Daraus ergaben sich Zustände, in welchen weder die von Alexander beabsichtigte Verschmelzung der Völker zu Stande kommen konnte, noch die einander abstoßenden Eigenthümlichkeiten sich in gesonderten Kreisen wirksam zeigten. Das griechische Leben, so weit es fern von seinen natürlich gegebenen Bedingungen fortbestehen konnte, entwickelte sich auf ausgedehnten fremden Schauplätzen in künstlicher Pflege weiter, um in dem Bereiche der großen macedonischen Herrschaft, wenn auch nicht für die gesammte Bevölkerung, so doch für die herrschende eine Gleichmäßigkeit der Bildung herbeizuführen, welche ferneren Fortschritten ihren Umlauf erleichtern sollte. Blieb sonach das neue Griechenthum in der fremden Umgebung, in die es verpflanzt war, als etwas Fremdes stehen, so zog es doch vermöge der Macht, welche die von ihm getragene Herrschaft ihm verlieh, und vermöge des Einflusses, den geistiges Uebergewicht ausübt, auch aus den Kreisen des fremden Lebens so viele Kräfte an sich, daß es nicht allein vor dem Erlöschen gesichert blieb, sondern allmählich Theile der ungriechischen Bevölkerungen zu griechischen umschuf. Dieser Charakter der neuen Staaten ist es, der mit dem Namen des Hellenismus bezeichnet wird. Seine Mittel-

*) Vgl. Alex. v. Humboldt's Kosmos II. S. 183 und 192.



punkte hat der Hellenismus in den Städten, welche nach dem Beispiele Alexander's die Fürsten in ihren Ländern entweder neu bauten oder durch Zusammenziehung benachbarter Ortschaften gründeten. Militärische Behauptung von Gegenden und Erleichterung von Handelsverbindungen waren die ersten Beweggründe dazu gewesen. Diese Zwecke zu erreichen, war es dienlich, Veteranen des Heeres dort anzusiedeln, welchen durch das Bemühen, in den aufgeschlossenen Barbarenländern ein neues Glück zu suchen, bald andere griechische Ansiedler folgen mußten. Diese Städte hatten griechisches Gemeinwesen, indem sie ihre inneren Angelegenheiten mit einer Selbständigkeit, wie sie die asiatischen Griechen selbst unter persischer Herrschaft behauptet hatten, auch unter den griechischen Königen verwalteten und dadurch eine um so größere Kraft erhielten, neue griechische Ansiedler anzulocken und Einheimische in den Kreis griechischen Lebens hineinzuziehen. Unter solchen Umständen mußte die Pflege griechischer Wissenschaft und Kunst den Fürsten ein mächtiger Hebel der Gewalt sein, und die ehemals in der Heimat naturgemäß erwachsene griechische Bildung genießt jetzt von Seiten der Herrscher eine planmäßige und berechnete Pflege, weil die Nothwendigkeit, noch durch etwas Anderes als die Waffen die Herrschaft in der Fremde zu befestigen, erkannt ist. So setzt sich für einen Theil der Welt jener theils bloß civilisirende, theils auch cultivirende griechische Einfluß fort, den Griechenland schon vor Jahrhunderten durch seine Colonieen auszuüben begonnen hat. Der Träger dieses Einflusses ist eine Fürstenmacht, welche als eine Entwicklung der jüngeren Tyrannis erscheint. Sie unterscheidet sich von derselben zwar dadurch, daß sie auf Söldnerheere gestützt ist und somit, da sie das Geld zu ihrer letzten Grundlage hat, eine große Betriebsamkeit, dasselbe durch Handel in die Länder zu leiten, erzeugt. Die Schwäche, durch welche die Reiche im Laufe der Zeit im Zusammenstoße mit der von Westen her sich ausdehnenden römischen Herrschaft dem Untergange zugeführt wurden, lag einmal darin, daß die verschiedenen Bestandtheile der Bevölkerung nicht zu einer neuen Nationalität verschmolzen, und dann darin, daß die Herrscher, als ihre Thätigkeit nicht mehr durch Gründung und Regelung der neuen Verhältnisse in Anspruch genommen wurde, in Selbstsucht und rohen Genuß versanken und die im Innern ihrer Familien wüthenden Zwistigkeiten der Anhänglichkeit der Bevölkerung eben so ungünstig als einem verderblichen fremden Einflusse förderlich waren.

---

111. Charakteristik des Lysimachus.

(Nach Joh. Gust. Droysen, Geschichte des Hellenismus.)

Lysimachus ist unter den Kampfgenossen Alexander's am spätesten zu größerer Bedeutung gelangt; erst seit der Schlacht von Ipsus tritt er unter den Mächten des ersten Ranges auf; und auch dann noch hat

er die schwersten Kämpfe gegen die thracischen Nachbarn im Norden zu kämpfen. Allgemein war er als ein tapferer und rüstiger Kriegsmann bekannt, von bedeutendem Geiste scheint er nicht gewesen zu sein; wohl aber verstand er es, seinen Vortheil zu erlauern, und zu verbergen, was er beabsichtigte; darf man aus den wenigen Nachrichten, die auf uns gekommen sind, ein allgemeines Bild entnehmen, so kann man ihn wohl in die Reihe der gewöhnlichen Charaktere stellen, die, aus Gewohnheit redlich und rührig, so lange sie unscheinbar und ohne bedeutendes Ereigniß dahin leben, sich durchaus achtbar und ehrenhaft zeigen. Er ist geldsüchtig und scharrt große Schätze zusammen, ohne sie, wie Demetrius, in prunkendem Luxus zu verthun, oder, wie Ptolemäus, sich in Förderung der Künste und Wissenschaften zu gefallen. Im kräftigen Greisenalter bietet sich ihm wieder und wieder Gelegenheit, seine Macht zu vergrößern, und er benutzt sie, wo es sich thun läßt. Nirgends beherrscht er die Verhältnisse, er läßt sich von ihnen leiten, und zur rechten Zeit zugreifend, gewinnt er Kleinasien, drängt er den kriegerischen Pyrrhus aus Macedonien. Ihm fehlt jene Energie des Charakters, durch welche Seleucus oder Ptolemäus den festen Kern eines Reiches zu bilden verstanden haben; er scheint sich damit zu begnügen, jene Erwerbungen äußerlich an einander zu fügen. Eben so wenig vermag er seine nächste Umgebung fest und wohlgeordnet zu gestalten; an seinem Hofe sind Parteiungen, deren er nicht Herr zu werden versteht. Seine väterliche Liebe ist nicht so groß, daß er sie nicht um einer Laune, eines Argwohns, eines namhaften Vortheils willen gar sehr hintansetzte; seine Tochter Eurydice hat er zum Gefängniß verdammt, weil sie mit ihrem Gemahl Antipater von Macedonien wiederholentlich um die Wiederherstellung seines Königthums gebeten; den Schwiegersohn, der hülfebittend sich zu ihm gerettet, hat er ermorden lassen, um sein Reich besitzen zu können.

---

112. Der Einfall der Celten in Macedonien und Griechenland.

(Nach Wilh. Schorn, Geschichte Griechenlands u. s. w.)

Ueber die freien Staaten von Griechenland verhängte im Jahre 280 das Schicksal eine harte Prüfung, gleichsam, damit sie an den Tag legen sollten, ob sie Muth in sich fühlten, das kaum wieder errungene Gut, wie ihre Väter bei Marathon und Salamis, gegen jeden Feind kräftig zu vertheidigen.

Seitdem durch die Tapferkeit der Römer dem Vordringen der Gallier in Italien Schranken gesetzt waren, hatten sie ihre Richtung nach Osten genommen und bedrohten nun fast alle Länder zwischen der Donau, dem adriatischen, schwarzen und ägäischen Meere. Sie bestanden

aus drei Horden; die erste wurde von Cerethrius geführt, die zweite von Brennus und Acichorius, die dritte von Bolgius oder Belgius, welcher 280 in Macedonien einbrach. Hier herrschte Ptolemäus Ceraunus; dieser, statt zu warten, bis die wilde Hitze der Barbaren verraucht wäre und sie einstweilen bei günstiger Gelegenheit aus sicherem Verstecke und Hinterhalte zu bekämpfen, stellte sich sogleich in offener Feldschlacht dem überlegenen Feinde entgegen. Durch ähnliche Schuld, wie vordem die Römer am Flusse Allia, wurde er mit dem Kerne seines Heeres erschlagen. Was übrig blieb, rettete sich in die Städte. Macedonien mußte vollends eine Beute der Gallier werden, wenn dieselben ihren Sieg schnell zu benutzen verstanden. Denn keine Armee war mehr auf den Beinen; Verwirrung nahm überhand aus Mangel eines Herrschers und der Vielheit derer, welche, selbst in der allgemeinen Noth dem Ehrgeize nicht entsagend, um den Thron stritten. Zum Glücke dachten die Sieger nur an Plünderungen, indem sie das Land von allen Seiten durchzogen, ohne sich bei Belagerungen aufzuhalten. Daher gewannen die Macedonier Zeit, die nöthigen Vertheidigungsmaßregeln zu ergreifen, so viel unter den damaligen Verhältnissen möglich war.

Endlich trat im vierten Monate nach der großen Niederlage Sosthenes, zwar von niederem Stande aber durch große Kriegstugenden ausgezeichnet, an die Spitze der noch übrigen Streitkräfte von Macedonien. Wenn er auch sein Vaterland durch eine Niederlage der Gallier, welche sich den größten Ausschweifungen überließen, vom völligen Untergange rettete, so war er doch 279 nicht im Stande, einen neuen Andrang derselben unter Brennus und Acichorius, welcher durch Belgius' anfängliches Glück veranlaßt war, aufzuhalten.

Die ganze Masse der Gallier, deren Kriegsmacht 70,000 oder höchstens 80,000 Mann betrug, durchzog verwüstend das schon vorher völlig ausgesogene Macedonien und warf sich auf Hellas, das ihre bestialische Wuth noch nicht empfunden hatte, nach den gepriesenen Schätzen der Tempel lüstern, besonders aber angelockt durch das blinde Gerücht, daß in Delphi unermeßliches Gold und Silber aufgehäuft wäre. Ungeachtet des schweren Druckes, unter welchem Griechenland so lange geschmachtet hatte, traten doch mehrere Völkerschaften bei der allgemeinen Gefahr zur Vertheidigung des Vaterlandes zusammen. Das ganze Heer der Griechen, die Hülfstruppen mitgerechnet, betrug beinahe 30,000 Mann, das Werk einer großen Anstrengung, wenn man erwägt, daß nur der größte Theil von Mittelgriechenland, wo überdies noch manche Städte nicht frei waren, gegen die Gallier aufstand. Denn die Peloponnesier blieben ruhig, einige wegen des noch fortdauernden Druckes und Unvermögens, andere wegen Uneinigkeit im Innern oder weil nach ihren Begriffen das Vaterland am Isthmus seine Grenze hatte.

Das griechische Heer besetzte die Thermopylen und versuchte durch seine Vorposten vergebens, dem anrückenden Feinde den Uebergang über den Spercheus streitig zu machen. Ein Theil der Gallier durchschwamm

oder durchwatete den Fluß, die übrigen passirten ihn mittelst einer Brücke. Nun erschienen sie vor den Engpässen, wo sie das tollkühne Streben, gerade durchzustürmen, obwohl der Schild ihre einzige Schutzwaffe war, mit Wunden und Leichen büßten. Denn wacker war die Gegenwehr der Männer, die für Heerd und Boden kämpften; aber vorzüglich gebührte die Ehre des Tages den Athenern, welche selbst von der Flotte, mit unglaublicher Anstrengung zu dem unweit der Mündung des Spercheus schlammigen und fast unnahbaren Meerufer sich heranarbeitend, an dem Kampf Theil nahmen und Geschosse auf die Gallier schleuderten. Derb in der Fronte zurückgewiesen, machten diese darauf den Versuch, die feste Stellung der Griechen zu umgehen, und begannen das Wagstück, auf einem steilen Pfade des Oeta durchzudringen. Auch hier wurden sie im blutigen Kampfe geworfen. Nun ersann Brennus ein Mittel, die Trennung des griechischen Heeres zu bewirken und schickte daher eine Heeresabtheilung durch Thessalien über das Gebirge nach dem nordöstlichen Aetolien. Dieses hatte den gewünschten Erfolg und veranlaßte den Aufbruch der Aetoler zur Schirmung des eigenen Landes, wo die Barbaren mit schauderhafter Grausamkeit wütheten; sie sollen sogar Menschenblut getrunken und mit Menschenfleisch sich gesättigt haben. Es erfolgte ein allgemeiner Aufstand, Jung und Alt, Männer und Weiber griffen zu den Waffen. Alle insgesammt wandten sich gegen die schreckliche Raubhorde, welche nach einer völligen Niederlage in gänzlicher Unordnung davon floh. Hätten die Griechen ihre Stellung bei den Engpässen noch einige Zeit behaupten können, so war die Vernichtung oder der Rückzug der Gallier ohne weiteren Kampf unausbleiblich. Denn in der fast verödeten Gegend mußte bald der drückendste Mangel sich bei ihnen einstellen. Auch die Zurückkunft ihrer geschlagenen Landsleute und der siegesfrohen Aetoler würde ihren Muth niedergeschlagen haben. Doch schändlicher Verrath kam in dieser Verlegenheit den Barbaren zu Statten. Um die lästigen Gäste fortzuschaffen und theilweise noch aus niedrigeren Gründen, zeigten die Herakleoten und Aenianer dem Brennus den bequemeren und gangbareren Bergpfad, auf welchem einst Hydarnes den Griechen in den Rücken gefallen war. Die Phocier, welche dort die Wache hatten, wurden unversehens angegriffen und aus ihrer Stellung vertrieben. Wären nun nicht die attischen Schiffe bei der Hand gewesen, um die gefährdeten Landsleute an Bord zu nehmen, so war ein großer Theil des griechischen Heeres verloren. Athen rettete auch dieses Mal Hellas.

Nachdem die Engpässe geöffnet waren, theilten sich die Gallier in zwei Heerhaufen, ohne Zweifel, um desto leichter Lebensmittel zu finden. Der eine unter Brennus ging gerade auf Delphi los; Acichorius folgte ihm auf einem anderen Wege. Diesem stellten sich die außerhalb ihrer Grenzen vorgerückten Aetoler in den Weg. Der Localität kundig und im Gebirgskriege erfahren, wußten sie ihn, ohne sich in einen offenen Kampf einzulassen, dergestalt zu beschäftigen und aufzuhalten, daß er nicht bei Delphi eintraf. Lies't man über die Ereignisse, welche sich

dort zugetragen haben sollen, den Pausanias und Justin, so ist die völlig prosaische Zeit, in welche der Einbruch der Gallier fällt, in eine homerische umgewandelt. Apollon spricht den Einwohnern von Delphi Muth ein und befiehlt ihnen, zu bleiben, er werde sein Heiligthum schützen. Schreckliche Naturerscheinungen kündigen der Räuberbande den Zorn der beleidigten Gottheit an; dann tritt sie selbst mit Bogen und Pfeilen und mit ihr Heroen gerüstet in den Kampf; himmlische Mächte verleihen den Griechen den Sieg. Ungewöhnliche Ereignisse sind damals zusammengetroffen, das erleidet keinen Zweifel.

Als Brennus in der Gegend von Delphi ankam, befand sich die Stadt noch in einem hülflosen Zustande. Griff damals der Gallier an, was ihm angerathen wurde, so war Delphi, trotz dem Schutze seiner Gottheit, verloren. Brennus verschob den Angriff, um seine ermüdeten Schaaren zu schonen, welche auf dem Marsche Mangel gelitten hatten und daher sich sogleich über die absichtlich mit Wein und Speise angefüllten Landhäuser der Umgegend zerstreuten. Denn da die thierische Völlerei der Gallier wohl bekannt war, so hatte das Orakel den Landleuten ausdrücklich untersagt, etwas aus ihren Hütten zu entfernen und wahrscheinlich befohlen, in Menge herbeizuschaffen, was zur Befriedigung sinnlicher Lüste diente. In völlig trunkenem Zustande rüsteten sie sich am anderen Tage zur Bestürmung von Delphi. Doch der günstige Zeitpunkt war vorüber. Während des Aufschubs hatten die Delphier noch zweckmäßige Maßregeln zur Vertheidigung ergriffen und alle Zugänge verrammelt und besetzt. Mächtig wirkte der lebendige Glaube, welcher Alle beseelte, der Gott beschütze gegenwärtig und selbst am Kampfe Theil nehmend, sein Heiligthum; großen Schutz gewährte die Localität, durch welche ein schwaches Häuflein sich gegen eine Uebermacht behaupten konnte. Vergebens waren die Anstrengungen der Gallier, die Verschanzungen zu erstürmen; von dem Abhange des Parnasses, wo die Griechen sich aufgestellt hatten, rollten und flogen ihnen Gesteine und Geschosse entgegen und bedeckten ihre Reihen mit Wunden und Leichen. Darauf ereignete sich, was in Phocis eine nicht seltene Erscheinung ist, ein furchtbares Erdbeben, welches Felsstücke vom Parnaß losriß und auf die Feinde schleuderte, in Begleitung von einem dort schrecklich tosenden Donner, Blitz und Sturm; auch trat wider Vermuthen harter Frost und tiefer Schnee ein, wodurch die Gallier haufenweise weggerafft wurden, da inzwischen, weil die Vorräthe mit Gier aufgezehrt waren, bitterer Mangel sich einstellte. Nun bemächtigte sich ihrer Muthlosigkeit und ein panischer Schrecken. Diesen Augenblick wohl benutzend, machten die beherzten Vertheidiger von Delphi wiederholte Ausfälle und Angriffe auf das Lager der Feinde, während ein Theil von ihnen denselben unvermerkt in den Rücken fiel. In diesem Kampfe scheint die Verwundung des gallischen Anführers das Signal zur regellosen Flucht gegeben zu haben, welche in Gebirgen begonnen, bei ringsum lauernden, der Gegend kundigen und aus Verstecken hervorstürzenden Feinden gemeiniglich kein Sammeln möglich macht und mit einer völligen Nieder-

lage endigt. In die allgemeine Verwirrung wurde Acichorius, der auf dem Wege hinzu kam, verwickelt; er war übel zugerichtet durch die unausgesetzten Neckereien der Aetoler, welche nun mit ihren übrigen Landsleuten, den Phociern und Lokrern vereinigt den Flüchtlingen bis jenseits der Thermopylen nachsetzten. Je weiter man gelangte, desto stärker wurde die Zahl der Verfolger; was sich vorhin furchtsam verkrochen hatte, kam jetzt hervor und suchte den Galliern Abbruch zu thun, bis sie Griechenlands Grenzen überschritten, nachdem nicht weniger von ihnen durch Mangel und Entbehrung jeder Art, als durch das Schwert umgekommen waren. Welche dem Unglücke entrannen, retteten sich zu ihren Landsleuten, welche in oder nördlich von Macedonien herumschweiften. Von diesen blieben die einen in Thracien, wo ein gallischer Staat gegründet wurde, Macedonien noch weiter beunruhigend; dorther erhielten die Fürsten dieses Landes viele Söldner; die übrigen ergossen sich über Klein-Asien. So endigte diese Invasion, welche Vernichtung drohte, zum Ruhme der Griechen.

---

113. Der ätolische Bund.

(Nach Joh. Gust. Droysen, Geschichte des Hellenismus, und G. F. Schoemann, griechische Staatsalterthümer.)

Die einzige Macht in Griechenland, die um die Zeit des Galliereinfalls eine selbständige Bedeutung hat, ist die der Aetoler. Ihre Kraft ist es, ein rohes, frisches, gleichsam erst beginnendes Volk zu sein; während die anderen Staaten eine lange Reihe von historischen Entwicklungen hinter sich haben, mit politischen Theorien experimentirt, mit immer neuen Mißbräuchen und deren Abstellung sich abgeschwächt haben und nun endlich in ihrer kläglichen Gegenwart nichts als einen Wust von Trümmern aus nahen und fernen, guten und üblen Zeiten besitzen, ist dieses Aetolervolk in der rohen Freiheit jener Urzeit, da das Recht noch reichte, so weit das Schwert reicht, und der ehrliche Raub zur See und zu Lande des wackeren Mannes Gewerbe war. Bei den Aetolern war weder der Dorierzug eingedrungen, die alte Stammverfassung zu durchreißen und einen streng gefugten Heerstaat zu gründen, noch hatte die spätere Zeit Colonieen an ihre Küste geführt; sie blieben den übrigen Hellenen fern; die Jahrhunderte, in denen sich Griechenland hoch und höher entwickelte, waren spurlos an ihnen vorübergegangen. Uralt mag der Bund dieser Gaue sein; aber wie locker er gewesen sein muß, ergibt sich daraus, daß an Alexander nach der Zerstörung Thebens die einzelnen Gaue ihre Gesandtschaften sandten. Erst in den Wirren der nächstfolgenden Zeit begann der Bund als solcher hervorzutreten; die alte Fehdelust, die Raub- und Stegreifzüge einzelner Häuptlinge oder Gaue, das trotzige Gefühl roher Ueberlegenheit ließ bald diesen Bund als einen förmlichen und organisirten Raubstaat erscheinen; in Thermum

hoch hinauf in den Bergen hielten die Gaue ihr Bundesfest und ihre Versammlung; dort waren zugleich die Jahrmärkte und die Gastereien; dort in dem Tempel und in den Hallen waren Rüstungen bei Tausenden, waren die Schätze und Prachtgefäße und Festgewänder und was Jeder Auserlesenes hatte, aufbewahrt; bei den Zusammenkünften und Gelagen ward dann alle die Pracht zur Schau gestellt, getagt und geschmaus't, und galt es Krieg, so zog sofort von dem Zech- und Landtag aus dies Volksaufgebot hinaus unter Führung des neuen Strategen, dessen Lohn dann ein Drittel der Beute war. Man sieht, wie alterthümlich roh dieser Bund noch war; von Politik, von Kriegskunst und Legislation war da keine Rede; je bunter es im übrigen Griechenland zuging, desto bequemer ließ sich rauben und desto einträglicher war der Sold bald da, bald dort. Es gab keine wildere, ungestümere Tapferkeit, als die der Aetoler; das Eisen kam ihnen nicht von der Seite; und wie sie in keckem Wagemuth stets bereit waren, ihr Leben daran zu setzen, so genossen sie es in jeder Art wildesten, ausschweifendsten Genusses. Wie seltsam trat dieser Staat nun in die Verhältnisse jener Zeit voll diplomatischer Förmlichkeiten und machiavellistisch schleichender Politik, — jener Zeit, die die Formen um so sorgfältiger beobachtet, je schnöder sie das Recht mit Füßen tritt, und die keine Art von Grausamkeit scheut, wenn sie nur mit der gehörigen Verbrämung völkerrechtlicher Etiquette aufzutreten weiß. Wie seltsam ferner stand dieser Bund jenem achäischen gegenüber, der, in Allem das Gegentheil, redlich in seiner Klugheit, rücksichtsvoll in seinem umgestaltenden Streben, seine Macht und die Rettung Griechenlands auf die noch übrigen Reste von Vaterlandsliebe, Selbstverläugnung und Glauben an die gute Sache bauen zu können glaubte!

Die Vereinigung, welche nun unter dem Namen des ätolischen Bundes eine Zeitlang den Kampf gegen Macedonien führte, erstreckte sich nicht bloß über die benachbarten Lokrer, Phocier, Akarnanen und mehrere thessalische Völkerschaften, sondern auch über die Inseln des ionischen Meeres und im Peloponnes über einen Theil von Arkadien, ja, auch die Insel Keos im ägäischen Meere, Städte an der kleinasiatischen Küste und an der thracischen Küste Lysimachia finden wir vorübergehend mit ihnen vereinigt. Der Bund vergrößerte oder verkleinerte sich natürlich nach den wechselnden Kriegsereignissen. Darüber vermögen wir keine Auskunft zu geben, ob zwischen allen Verbündeten vollkommene Gleichheit bestanden, oder nicht einige vielmehr nur als abhängig von dem eigentlichen Bunde zu betrachten sein mögen. Die Aetoler selbst erscheinen unverkennbar als der eigentliche Kern des Bundes; sie hielten ihn zusammen, aus ihnen, die ein Volk von lauter Kriegsleuten waren, bestand vorzugsweise das Bundesheer, die übrigen standen an Tüchtigkeit hinter ihnen zurück. Ueber Krieg, Frieden und Bündnisse sollte kein einzelner Staat aus eigener Macht zu beschließen das Recht haben, sondern nur die Gesammtheit; aber in ihren inneren Angelegenheiten blieben sie autonom.

Allgemeine Bundesversammlungen wurden regelmäßig einmal jährlich um die Zeit der Herbstnachtgleiche gehalten, wo die Bundesbeamten gewählt wurden. Der Versammlungsort war Thermum, wo zu dieser Zeit auch dem Apollo ein Bundesfest gefeiert wurde. Außerordentliche Versammlungen wurden berufen, so oft es nöthig schien, und zwar nicht bloß nach Thermum, sondern auch nach andern Orten, zum Theil außerhalb Aetoliens. Zu diesen Versammlungen sich einzufinden und an den Verhandlungen zu betheiligen, war jeder Bürger einer Bundesstadt berechtigt. Dagegen gab es einen engeren Bundesrath, aus Deputirten der einzelnen Städte bestehend, welche Apokleten hießen. Der Bundesrath war permanent, seine Sitzungen scheinen aber bald in dieser, bald in jener Stadt gewesen zu sein. Er entschied über dringende oder weniger wichtige Angelegenheiten allein; andere brachte er an die allgemeine Versammlung, die er deswegen auch außerordentlich berief. Die Bundesbeamten wurden in der Herbstversammlung zu Thermum gewählt, die Wahlart wird nicht angegeben. Der oberste Beamte war der Strateg, dessen Name auch allen Urkunden zur Bezeichnung des Jahres vorgesetzt zu werden pflegte. Er stand nicht bloß als Feldherr an der Spitze des Bundesheeres, sondern hatte auch in den Versammlungen, sowohl den allgemeinen als denen der Apokleten, den Vorsitz. Der nächste nach dem Strategen war der Hipparch, dessen Titel ihn als Befehlshaber der Reiterei bezeichnet, der aber auch in anderen Functionen als Gehülfe oder Vertreter des Strategen eintreten konnte.

Seine größte Bedeutung entwickelte der ätolische Bund in den Kämpfen gegen die Macedonier, unter Antigonus Doson und dessen Nachfolger Philipp III.; aber eine Vereinigung aller Griechen zu gemeinschaftlichen Anstrengungen für die Freiheit war jetzt eben so wenig oder noch weniger möglich, als in früheren besseren Zeiten. Der Geist des Volkes war erschlafft, seine Kräfte erschöpft; dazu kam der alte, den Griechen nun einmal im Blute liegende Particularismus, der sie beständig in Hader und Streit unter einander verwickelte, und die Abneigung der feineren und gebildeteren, sich mit dem zwar kräftigen aber rohen Volke der Aetoler zu verbinden. Vielen, wie den Achäern, schien es leidlicher, sich der macedonischen Suprematie zu fügen, als sich mit jenen ihren Widersachern zu vertragen. So theilte sich denn Alles in eine ätolische, eine achäische und neben diesen eine neutrale Partei, die sich von beiden fern hielt.

---

114. Der achäische Bund.

(Nach G. F. Schoemann, griechische Staatsalterthümer.)

Die Achäer, einst der bedeutendste Volksstamm im Peloponnes, wurden durch die Dorier theils zur Unterwerfung, theils zur Auswanderung genöthigt. Einige gingen nach Klein-Asien, ein anderer Theil

zog sich an die Nordküste des Peloponnes zu den Joniern und verdrängte diese, die nach Attika und von dort später ebenfalls nach Klein-Asien zogen. Das Land, früher Aegialus oder Aegialea, hieß seitdem nach ihnen Achaja. Die zwölf Hauptorte des Landes bildeten eben so viele kleine Staaten unter Fürsten aus dem Pelopidengeschlecht, von denen einer als Oberkönig an der Spitze gestanden zu haben scheint. Nach dem Aufhören des Königthums entstand in den Städten keine Adelsherrschaft, sondern Demokratie, aber gewiß eine sehr gemäßigte. Alle zwölf Städte waren zu einem Bunde vereinigt, der wenigstens Frieden und Eintracht zwischen ihnen erhielt, wenn er, auch nicht so eng war, daß ganz Achaja als ein Gesammtstaat angesehen werden dürfte. Denn wir finden, daß in auswärtigen Händeln, an denen sich übrigens die Achäer möglichst wenig betheiligten, eine Stadt dieser, eine andere jener Partei beitrat. Als später die Macedonier in Griechenland übermächtig wurden, unterlagen auch die Achäer ihrem Einfluß, so daß sie theils macedonische Besatzungen einnehmen mußten, theils unter die Herrschaft von einheimischen Tyrannen geriethen, die den Macedoniern ergeben waren und durch sie gestützt wurden. Der Verein der Städte war damit aufgelös't, und dieser Zustand dauerte bis 280, wo die Verwicklungen, in denen sich damals das macedonische Reich befand, den Achäern eine günstige Gelegenheit boten, ihre Unabhängigkeit wieder zu gewinnen. Zuerst waren es nur die vier Städte Paträ, Dyme, Tritäa und Pharä, die sich zu Schutz und Trutz mit einander verbanden. Bald schlossen sich noch sechs andere an, so daß der Bund nun aus zehn Städten bestand. An der früheren Zwölfzahl fehlten Helike, welches 383 durch Erdbeben und Ueberschwemmung untergegangen, und Olenus, welches zwar vorhanden, aber so unbedeutend war, daß es gar nicht in Betracht kam.

Dieser jetzt gebildete Verein war etwas mehr als bloße Erneuerung der vormaligen loseren Verbindung, und verdient eigentlich mehr ein Bundesstaat, als ein Staatenbund genannt zu werden. Wie die Aetoler, so sollten auch die Achäer in allen Beziehungen zu auswärtigen Staaten ein unzertrennliches Ganze bilden: Krieg zu führen, Frieden und Verträge zu schließen sollte keinem Einzelnen, sondern nur der Gesammtheit zustehen; unter sich sollten alle gleich berechtigt sein, nur die innern Angelegenheiten jedes Staates blieben ihm selbst überlassen.

Zur Berathung der Bundesangelegenheiten wurden jährlich zwei regelmäßige allgemeine Versammlungen gehalten, die eine im Frühlinge kurz nach der Nachtgleiche, die andere im Herbst. Außerordentliche Versammlungen wurden berufen, wenn es die Umstände erforderten. Der Ort für die beiden regelmäßigen war in der Nähe von Aegium in einem heiligen Haine des Zeus. Eben dorthin pflegten früher auch die außerordentlichen Versammlungen berufen zu werden, später aber, als der Bund sich weit über das eigentliche Achaja hinaus erstreckte, auch nach andern Orten, z. B. nach Sicyon, nach Argos, nach Lerna. Zutritt zur Versammlung hatten alle Bürger der Bundesstädte, sobald

sie das 30. Jahr zurückgelegt hatten, ohne Unterschied des Standes oder Vermögens. Gegenstände der Verhandlungen waren alle Bundesangelegenheiten ohne Ausnahme, also Krieg, Frieden, Verträge mit auswärtigen Staaten, legislative Anordnungen, Wahlen der Bundesbeamten, Gerichte über Vergehungen gegen den Bund. Die Dauer der allgemeinen Versammlungen war regelmäßig auf drei Tage beschränkt.

Unter den Beamten des Bundes war der oberste der Strateg. Die Wahl geschah in der regelmäßigen Frühlingsversammlung zu Aegium. Das Amt war jährig und sollte nach dem Gesetz nicht mehrere Jahre hinter einander fortgeführt werden. Doch finden sich einzelne Ausnahmen hiervon, und Wiedererwählung desselben Mannes nach kurzen Zwischenräumen war sehr häufig, wie z. B. Aratus die Strategie 17 Mal bekleidet hat und meist ein Jahr ums andere gewählt worden ist. Der Strateg war, ebenso wie bei den Aetolern, nicht bloß Befehlshaber des Bundesheeres, sondern auch Präsident des Bundesrathes und der allgemeinen Versammlungen. In seinen Händen befand sich auch das Siegel, so daß keine Staatsschriften ohne ihn gültig ausgefertigt werden konnten. Der nächste Befehlshaber nach ihm war der Hipparch, dessen Functionen sich aber mehr auf das bloß Militärische beschränkt zu haben scheinen, weswegen, wenn der Strateg vor Ablauf des Amtsjahres starb, nicht der Hipparch, sondern der nächste Amtsvorgänger jenes als Stellvertreter eintrat.

Für die Verwaltung war dem Strategen zunächst ein Grammateus oder Bundeskanzler beigegeben. Außerdem aber gab es noch ein Regierungscollegium von zehn Damiurgen. Diese Zahl war wohl zu einer Zeit festgesetzt, als nur noch die zehn eigentlich achäischen Städte den Bund ausmachten; nachher behielt man sie bei, natürlich aber ohne die Wahl auf jene zehn Städte zu beschränken.

Etwa 30 Jahre lang blieb der Bund auf die eigentlich achäischen Städte beschränkt; da schlossen die Sicyonier sich ihm an, nachdem es ihnen gelungen war, die von Macedonien gestützte Tyrannenherrschaft zu stürzen. Es war Aratus, der Befreier von Sicyon, der diesen Anschluß bewirkte, um dadurch eine größere Gewähr für die wiedererlangte Freiheit zu gewinnen; und ebenderselbe war es, der acht Jahre später auch Korinth, welches er durch einen glücklichen Handstreich von der macedonischen Besatzung befreit hatte, dem Bunde zuführte, worauf denn alsbald auch Megara sich von den Macedoniern losmachte und den Achäern anschloß. So gewann der Bund eine höhere Bedeutung für alle, denen es darum zu thun war, die Freiheit, zunächst des Peloponnes, gegen die Macedonier zu behaupten. Bald erstreckte sich der Bund wenigstens über die größere Hälfte des Peloponnes. Dagegen blieb Elis ihm fremd und hielt sich lieber zu den Aetolern; ebenso waren die Spartaner vielmehr diesen, als den Achäern zugewandt, und Messenien, welches sich sonst wohl dem Bunde angeschlossen hätte, vermied dies aus Furcht, dadurch mit Sparta in Händel verwickelt zu werden. Sparta aber, seitdem es durch Kleomenes verjüngt worden,

war dem Bunde beizutreten erbötig, doch nur unter der Bedingung, ihm nicht als gleichberechtigtes Mitglied anzugehören, sondern als leitendes Haupt an der Spitze zu stehen. Dem widerstrebte die Mehrzahl der Achäer, und namentlich die Angeseheneren und Begüterten, in der nicht ungegründeten Besorgniß, daß mit Sparta's Principat eine gänzliche Umwälzung nicht bloß der gegenseitigen Verhältnisse der Staaten, sondern auch der inneren Verfassungen verknüpft sein würde, und um diese zu vermeiden, verschmähten sie es nicht, da sie allein dem Kleomenes zu widerstehen nicht stark genug waren, sich um Beistand an eben den zu wenden, gegen den ihr Bund früherhin vorzugsweise gerichtet gewesen war. Dem macedonischen Könige Antigonus (Doson) wurde um den Preis seiner Hülfe der Schlüssel des Peloponnes, Akrokorinthus, ausgeliefert; Kleomenes wurde nach kräftigem Widerstande in der entscheidenden Schlacht bei Sellasia geschlagen, und somit die Obermacht Macedoniens neu befestigt, bis die Römer, an welche sich die Achäer im Kampfe gegen Perseus angeschlossen, dieser ein Ende machten, dafür aber nun selbst, wenn nicht dem Namen nach, doch in der That Gebieter ihrer Bundesgenossen wurden.

---

115. Aratus und Philopoemen.

(Nach Wilhelm Schorn, Geschichte Griechenlands von der Entstehung des ätolischen und achäischen Bundes.)

Aratus ist von der Nachwelt eben so scharf getadelt, als unbedingt gelobt worden, ein deutlicher Beweis, daß er weder das Eine noch das Andere in dem Maße verdient. Bei der Beurtheilung muß aber besonders die Zeit berücksichtigt werden, in welcher er lebte. Damals waren erhabene Ideen abgestorben, jeder verfolgte Privatzwecke, unbekümmert um das Allgemeine; daher sichert schon der Versuch eines halbedlen Zieles ein löbliches Andenken. Demgemäß besaß Aratus nicht ein großes hellenisches, sondern nur ein enges achäisches Herz; hierin liegt der Schlüssel zur Erklärung seiner Handlungsweise. Als Mensch ist er durch viele schöne und liebenswürdige Eigenschaften ausgezeichnet; als Bürger verdient er Achtung wegen seiner großen Liebe zum Vaterlande, dem er mit treuer Ergebenheit sein Leben weihte und auf dessen Emporkommen mit seltener Ausdauer alle seine Anstrengungen gerichtet waren. Dem Staate brachte er den ganzen Menschen zum Opfer, Vermögen, Feindschaft, Freundschaft, selbst den unauslöschlichen Haß gegen die Tyrannen, den er von Kindheit an eingesogen hatte, nur nicht den Ehrgeiz, der selbst seinen Patriotismus verdächtig macht. Er allein wollte am achäischen Horizonte glänzen; sein Einfluß drückte alles, was sich neben ihm zu erheben suchte, eifersüchtig nieder. Das war ein großes Unglück für den achäischen Bund, der, durch Aratus weit über seine alten Grenzen ausgebreitet, kräftigerer Leiter bedurfte, um innere

Tüchtigkeit zu erhalten. Als ächter Vaterlandsfreund mußte er zu einer Zeit, wo er dem allgemeinen Wohle nicht mehr wesentlich nützen konnte, sich selbst verläugnen und vorzüglichen Männern neben sich eine freie Stellung einräumen. Von der Natur hatte Aratus nur mittelmäßige Anlagen empfangen, die ihn nicht zu dem Posten befähigten, auf welchen das Glück ihn gehoben hatte. Er besaß zwar eine außerordentliche Gewandtheit, wie im Umgange, so auch im diplomatischen Fache, jedoch nur in der niedern Sphäre. Auch verstand er es im seltenen Grade, Ueberfälle und Hinterhalte anzuordnen und mit der größten Verschlagenheit auszuführen; bei solchen Gelegenheiten zeigte er eine bewunderungswürdige Kühnheit und Dreistigkeit. Im offenen Felde war er dagegen ein ganz schlechter Feldherr, ohne persönlichen Muth und ohne Kenntniß vom Kriegswesen, dessen Ausbildung die Zeitverhältnisse besonders nothwendig machten; denn ohne eine schlagfertige Armee konnte damals kein Staat eine achtbare oder unabhängige Stellung behaupten. Stand Aratus, wenn auch mit Uebermacht, dem Feinde entgegen, so verließ ihn sogleich das Herz oder die Gegenwart des Geistes; kein Wunder, daß er, wo er sich sehen ließ, besiegt wurde. Seine Feigherzigkeit ward in Griechenland sogar sprichwörtlich und kam als Beispiel in die Rhetorenschulen.

Wie sehr es ihm an Sinn für ein großes Ganze fehlte, bewährt sich an der achäischen Bundesverfassung, die er, obgleich sie völlig unangemessen war, bestehen ließ. Nach ihr hatte eine Stadt, die tausend Soldaten stellen konnte, nicht mehr Einfluß, als eine kleine, welche mit aller Noth fünfzig aufbrachte. Da nun der Bund, selbst bei seiner weitesten Ausdehnung, der größeren Städte weit weniger zählte, als der halbböden und verfallenen Orte, so gaben diese den Ton an. Dieses ist der Fehler mancher Conföderativstaaten, worin nie eine frische Lebenskraft sich entwickelt. Aratus huldigte dem Grundsatz, daß die einzelnen Theile schwach sein sollten und nur das Ganze stark, als wenn das Letztere Statt finden könnte ohne das Erstere. Hätte Aratus, was er konnte, frühzeitig die Verfassung modificirt und eine edlere Vaterlandsliebe ihn beseelt, so würden die Achäer einen hohen Aufschwung erhalten haben und vielleicht das geworden sein, wozu, wie es scheint, das Schicksal sie bestimmt hatte, die Retter und Anführer Griechenlands. Dann hätte er nicht, verführt durch Egoismus, einen ungeheuren politischen Fehler begangen, wodurch er gewissermaßen der Verräther seines eigenen Vaterlandes wurde und den glänzenden Erfolg seiner früheren Bemühungen zu Grabe trug.

Mit **Philopoemen** beginnt für den achäischen Bund gleichsam eine neue Periode. Das Volk hatte durch die Verbindung mit Macedonien, ein unglückseliges Werk des Aratus, und durch die lange Gewohnheit, bloß auf dieses zu sehen, das Vertrauen auf sich verloren und nicht weiter daran gedacht, seine Kräfte zu vermehren. Nur feste Anhänglichkeit an seine Protectoren sicherte ihm fortan ein kümmerliches Dasein. Als dagegen Philipoemen die Regierung antrat, strebte er sogleich

dahin, dieses traurige Verhältniß aufzulösen und dem Vaterlande seine Selbständigkeit wiederzugeben.

Philopoemen war aus einem der edlen Geschlechter von Megalopolis. Unterricht in der Philosophie erhielt der Jüngling von Ekdemus und Demophanes, deren Tendenz durchaus praktisch war. Schon früh beschäftigte er sich fast ausschließlich mit Gegenständen, die auf das Kriegswesen Bezug hatten; er las den Homer, die Thaten berühmter Feldherren, Schriften über Kriegskunst, welche ihm der Zweck des Lebens war. Das Vorbild, dem er nachzueifern strebte, war Epaminondas. Er besaß dessen Unternehmungsgeist, Klugheit, Uneigennützigkeit; aber es fehlte ihm das ruhige, sanfte, menschenfreundliche Herz, und deßhalb auch die beleidigungertragende und unwandelbare Vaterlandsliebe, welche jedes für das Schöne empfängliche Gemüth zur Bewunderung gegen jenen fortreißt. Philopoemen dagegen vergaß mitunter, wem ein guter Bürger seine Fähigkeiten widmen müsse. Denn dem Kriege aus Ruhmbegierde mit so großer Leidenschaft ergeben, stritt er nicht immer für das Edelste der Menschheit, sondern oft, um zu kriegen; es galt ihm nicht selten gleichviel, wo und für wen er kämpfte, wenn er nur eine ihm zusagende Beschäftigung als Anführer fand. Darum blieb er nicht beständig in seinem Vaterlande. Außer dem Kriege verlegte er sich eifrig auf die Jagd und baute selbst seinen Acker, von dessen Ertrage er seinen Lebensunterhalt nahm. Er scheint ein ordentlicher und sparsamer Wirthschafter gewesen zu sein, denn es galt bei ihm der Grundsatz, daß derjenige, welcher sein eigenes Hauswesen vernachlässige, dem Staate nicht gut vorstehen könne. Seine kriegerische Laufbahn eröffnete er im kleomenischen Kriege mit Streifzügen nach Lakonien, wobei er sich gewöhnte, im Kampfe der erste und beim Rückzuge der letzte zu sein. Dreißig Jahre war er alt, als Kleomenes seine Vaterstadt überfiel, bei welcher Gelegenheit er sich um seine Mitbürger sehr verdient machte. An dem Siege bei Sellasia hatte er wesentlichen Antheil. Dadurch zog er die Aufmerksamkeit des Königs Antigonus auf sich, welcher ihm eine Befehlshaberstelle in seinem Heere anbot. Philopoemen schlug diesen Antrag aus und ging zu seiner weiteren Ausbildung nach Kreta, wo ein Bürgerkrieg ausgebrochen war.

Nach seiner Rückkehr zum Hipparchen der Achäer erwählt, fand er die Reiterei in einer ganz schlechten Lage, die Reiter unerfahren und muthlos, die Pferde meistens zum Dienste unbrauchbar. Jene wurden aus den angesehensten und begütertsten Familien ausgehoben; aber es war fast zur Gewohnheit geworden, daß diejenigen, welche den Dienst scheuten, andere an ihre Stelle schickten und selbst zu Hause blieben. Die früheren Hipparchen hatten diese und ähnliche Unordnungen gewöhnlich übersehen, sowohl weil sie selbst vom Kriegswesen nichts verstanden, als auch weil sie begierig, zur Strategie zu gelangen, alles thaten, was ihnen die Gunst der Reiter, deren Einfluß bei den Wahlen groß war, erwerben konnte. Sobald Philopoemen Befehlshaber

der Reiterei geworden war, schaffte er die Mißbräuche ab; er ging in die einzelnen Städte, tadelte die Feigheit, entflammte den Ehrgeiz der jungen Leute und übte sie ohne Unterlaß, ohne irgend einen vom Dienste zu entbinden. Bald brachte er ihnen dadurch eine bedeutende Geschicklichkeit zu jeder Art des Kampfes bei. Mit dieser neu geschaffenen Reiterei, welche von seinem Muthe belebt war, schlug er in dem Gefechte am Flusse Larisus die eleische und ätolische Reiterei in die Flucht; mit eigener Hand tödtete er den feindlichen Anführer. Hierdurch erwarb sich Philopoemen in Griechenland großen Ruhm und der achäischen Reiterei zuerst Achtung. Daher wurde er schnell zur Strategie befördert. Als er durch dieses Amt an die Spitze des Staates trat, warf er sein Hauptaugenmerk auf eine allgemeine Verbesserung des Fußvolkes, welches sich im übelsten Zustande befand. Nie hatten die Achäer einen so großen Feldherrn gehabt und insbesondere nie einen solchen Meister in der Taktik, welche Kunst Philopoemen durchaus auf praktischem Wege studirte. Auch ließ er ungeachtet seiner großen persönlichen Tapferkeit selten aus den Augen, daß er nicht bloß Mitkämpfer, sondern Anführer war; er glaubte, ein guter Feldherr müßte in der Schlacht nicht eine besondere Heeresabtheilung befehligen, sondern bald vorn, bald hinten, bald in der Mitte sein, auf Alles seine Aufmerksamkeit richtend, um zur rechten Zeit die Fehler zu verbessern.

---

116. Das Reich der Seleuciden im Vergleich zu dem der Lagiden (Ptolemäer)*).

(Nach Ludwig Flathe, Geschichte Macedoniens.)

Groß und glänzend stand, vom Indus bis zu den Küsten Phöniciens, dem Taurus, der Wüste Arabiens und der Grenze Aegyptens reichend, das Reich da, das Seleucus „der Sieger (Nikator)“ sich geschaffen. Ein gutes Loos war ihm gefallen, und wenn er und seine Nachkommen im Reiche die Gunst des Geschicks begriffen und sie zu nutzen verstanden, so konnte der Seleuciden Herrschaft Dauer und Stärke gewinnen. Sie mußten sich freuen diese Seleuciden, daß die Verbindung mit Europa aufgehoben war, sich freuen, daß Aegypten, immer ein böser Anhang des Perserreiches, ausgeschieden worden von ihrem Besitz, sich freuen, daß die Verpflichtung, die so drückend auf dem König Alexander gelegen, für Asien ein Morgenländer, für Europa ein Abendländer zu sein, auf ihnen nicht mehr lag. Sie mußten sich ferner freuen, daß nichts mehr sie hinderte, in Sprache, Weise und Sitte zu Persern zu werden und des Reiches Sitz in Persien, Medien und Susa aufzuschlagen.

*) Vgl. J. G. Droysen, Geschichte des Hellenismus II. S. 54 ff.

Diese Freude aber hat Seleucus nicht empfunden. und seine Nachfolger empfanden sie eben so wenig. Sie haben die Gunst der Verhältnisse, die ihnen sich darbot, nicht begriffen, und ihr Leben auf dem schönsten Throne des Morgenlandes ist ein durchaus naturwidriges immer gewesen und ihr Streben von falschen und verkehrten Begriffen ausgegangen. Sie fühlen es nicht, welche Wohlthat des Geschickes es für sie sei, daß Macedonien, Griechenland und Aegypten getrennt worden von dem Riesenkörper ihres Reiches. Ihre Gedanken ersehnen die Herrschaft über diese Lande zurück, und das glänzende Bild des Reiches Alexander's des Großen schwebt lockend in ihren Gemüthern. Diese Gedanken und diese Wünsche scheinen ganz vorzüglich dazu beigetragen zu haben, die Seleuciden auf eine durchaus verkehrte Politik zu führen und dadurch sie in eine ganz falsche Stellung zu bringen. Sie meinen und hoffen, über kurz oder lang werde besonders mit Macedonien und Griechenland die ersehnte Verbindung wieder gewonnen werden. Sie selbst stammen aus dem Abendlande; an dem macedonischen Heimatlande hangen ihre Erinnerungen und ihre Liebe, sie betrachten Macedonien und neben Macedonien Griechenland als die Kraft, durch welche das rasch eroberte Perserreich am besten fortbehauptet werden könnte. Also bleiben die Seleuciden Macedonier-Griechen in einer ganz andern Art, als der große Alexander seinem Stamme zugethan geblieben. Macedonisch und griechisch bleibt ihre Weise und Sitte, und die Pracht und die Ueppigkeit des Morgenlandes muß für die Seleuciden in griechische Formen sich kleiden. Macedonier und Griechen bilden ihre Umgebungen, und den Barbaren wird höchstens gestattet, in diese einzutreten, wenn sie sich ihrer nationalen Weise entäußern. Macedonier und Griechen bilden den Kern des Heeres, werden als dessen Kraft und Stärke betrachtet und tief unter sie müssen die weit zahlreichern Barbaren sich gestellt sehen, die Macedonier oder Griechen immer befehliget zu haben scheinen. Nicht in Babylon, Ekbatana und Susa, den Barbaren vertrauend, barbarischen Göttern dienend, sondern in neuerbauten Städten, deren vorzüglichere Bewohner Macedonier und Griechen sind, nur mit den Stammgenossen umgeben, nur ihnen vertrauend, nur sie ehrend, nur den heimatlichen Göttern in der Regel dienend, leben die Seleuciden ihre Tage dahin. In aller Weise suchen sie Macedonier und Griechen nach Asien zu ziehen, bald um das Heer zu bilden, bald um neue Städte mit befreundeten Menschen anzufüllen. Aber eine rechte Kraft kann durch sie nicht erlangt werden; Asien kann nicht macedonisch-griechisch werden, und Macedonier und Griechen können diesen ungeheuren Raum nicht ausfüllen.

Wohl aber werden durch solches Betragen der Seleuciden die Völker des Morgenlandes von ihnen abgewendet; die eingeschlummerten aber nicht erstorbenen Geister der Nationalität erwachen wieder, als die Seleuciden sie zum Erwachen reizen. Wenn bald die Größe ihres Reiches verschwindet, wenn der ferne Osten zeitig verloren geht, wenn die Fürsten, die Alexander nicht aus Asien zu vertilgen vermocht, sich

erhalten und ihren Machtbereich ausdehnen, wenn selbst griechische Satrapen die Unabhängigkeit zu gewinnen vermögen und wenn Rom zuletzt des Reiches kümmerliche Reste verschlingt, so kam das Alles allerdings nicht allein aus der falschen und verkehrten Richtung, welche die Politik der Seleuciden genommen; denn eine lang verschlungene Kette von Zuständen und Ereignissen gehörte dazu, um jene Ergebnisse herbeizuführen. Aber einen großen Antheil an diesem Gange der Dinge hatte die falsche Politik der Seleuciden immer, einen Antheil, der wohl größer war, als ihn die Geschichte in bestimmten Zügen nachzuweisen vermag.

In eine günstigere Lage, als die Seleuciden, war vom Schicksal das neue königliche Haus des Ptolemäus Lagi gestellt, darum zunächst, weil es ein kleineres Reich zur Herrschaft erhielt. Die Ptolemäer haben nur mit einem barbarischen Volke, mit dem Volke von Aegypten, zu thun. Die Seleuciden erblicken eine ganze bunte Völkerwelt am Fuße ihres Thrones, und die Verlegenheit, in welche sie kamen, an welche von den verschiedenen, in ihrem Reiche herrschenden Weisen sie sich anschließen sollten, ob an die medisch-persische, ob an die syrische, oder ob an eine andere, mag nicht wenig dazu beigetragen haben, daß sie Macedonier-Griechen blieben.

Die Ptolemäer verdanken es ferner der minderen Ausdehnung ihres Reiches, daß sie keine Satrapen nöthig haben, wie die Seleuciden und nachmals die griechischen Könige von Baktra und die barbarischen vom Pontus. Der geringere Raum läßt sich von einem Punkte, von dem Königthume aus, übersehen und verwalten, und die Befehlshaber des Königs in Cyrene und Cypern werden sich leicht in Gehorsam erhalten lassen. Das Satrapensystem aber macht ein Reich desto schwächer, je größer es ist. Die Ptolemäer werden einen kleineren Raum beherrschen, aber ihre Macht wird zuverlässiger sein, weil sie ihn selbst beherrschen können.

Zum dritten findet für dieses Geschlecht die Nothwendigkeit, sich in dem Morgenlande ganz heimisch zu machen, nicht in demselben Maße Statt, wie für die Seleuciden: denn es war für jenes zweifelsohne gefahrloser, als für dieses, Macedonier-Griechen zu bleiben. Das Volk von Aegypten war unter der langen und hier, wo selbst die religiösen Gefühle nicht selten beleidigt wurden, ungemein harten Herrschaft der Perser abgestumpft und die Nationalität also ertödtet worden, daß sie nur in sehr schwachen Regungen sich noch kund gab. Hier in Aegypten lebte nicht, wie in Persien und Medien, die Erinnerung, daß man einst das über Asien gebietende Volk gewesen. Und ein fremdes Königsgeschlecht mit fremden Umgebungen mußte somit auch nur minder bittere Gefühle aufregen.

Es läßt sich nicht behaupten, daß die Ptolemäer allenthalben ihre Stellung besser gewürdiget, als die Seleuciden; in nicht unwichtigen Dingen jedoch haben sie, mag nun wahrhaft gründliche Erkenntniß der

Dinge oder nur ein dunkles Gefühl sie geleitet haben, doch richtiger und der Lage der Sache gemäßer als jene gehandelt.

Die härtesten Mißgriffe haben die Ptolemäer in ihren Verhältnissen zu den Seleuciden gethan. Es genügt ihnen nicht der Besitz von Aegypten und Cyrene, die Ptolemäus Lagi besaß und zu denen er bald noch die Insel Cypern gewinnt, sie trachten fortwährend nach dem Gewinn von Cölesyrien, Phönicien und Palästina. Nun hatte zwar der Besitz dieser Länder für Aegypten und für die Ptolemäer, die mächtig und reich durch die Förderung des Handels zu werden gedachten, eine große Wichtigkeit, aber durchweg unentbehrlich war er nicht. Aegypten besaß sie nur kurze Zeit, und das obenein schwankend und ungewiß, dennoch blühte es. Diese Länder waren aber kaum ohne den Besitz von ganz Syrien, ohne die Ausdehnung des Reiches bis zum Euphrat zu behaupten, welche die Ptolemäer auch mehr als einmal zu gewinnen gedachten.

Es war aber nun dieses Streben verkehrt und falsch aus zwei Gründen. Zuerst mußte es nothwendiger Weise einen steten Kampf mit den Seleuciden herbeiführen, welche in dieser Richtung der Ptolemäer nichts Anderes sehen konnten, als die Zerstörung ihres Reiches. Wäre das Streben aber den Ptolemäern gelungen, und hätten sie sich in der That bis zum Euphrat und über denselben auszudehnen vermocht, so würden sie den fernen Besitz nach der Regierungsweisheit damaliger Zeit nur durch Satrapen haben verwalten können. Und sie hätten damit dieselbe Ungewißheit und denselben lockeren Zusammenhang ihres Reiches erhalten, welcher die alten Perserkönige gedrückt und nun die Seleuciden drückte.

In den inneren Verhältnissen aber ist es, in denen mit größerer Umsicht, als die Seleuciden, die Ptolemäer zu verfahren scheinen. Zwar haben auch sie in einer zum Theil griechischen Stadt gewohnt, mit Macedoniern und Griechen sich umgeben und besonders auf ein macedonisch-griechisches Heer sich gestützt. Aber zuerst konnten sie dieses mit minderer Gefahr und dann haben sie in einem weit höheren Grade, als es den neuen Herrschern über Asien jemals in den Sinn gekommen zu sein scheint, an das Wesen und selbst an die Sprache des Volkes, dem sie geboten, sich angeschlossen. Sie ehren die Priester und die alten Bräuche, sie suchen zu vergüten, was von den Perserkönigen wider Sitte und Heiligthümer gefrevelt worden, sie suchen als eifrige Diener der Götter zu erscheinen, die diesem Lande heimisch sind, obwohl sie daneben der heimatlichen nicht vergessen.

Im Uebrigen ist das Leben der Könige aus dem Geschlecht des Ptolemäus Lagi weit weniger thatenvoll als das Dasein der Seleuciden, die trotz der Weichlichkeit des Morgenlandes nicht aufhören für ihres Reiches Glanz und Größe zu kämpfen, so lange das Kämpfen noch eine Möglichkeit ist.

Das Reich der Ptolemäer geht endlich weit weniger durch eine innere Nothwendigkeit der Dinge unter, als das Reich der Seleuciden. Es würde, nachdem Rom einmal die Könige im vorderen Asien und

die Herrschaft der Seleuciden sammt Macedonien und Griechenland hinweggeschwemmt hatte, auch verschlungen worden sein, wenn die Ptolemäer die rüstigsten Helden gewesen und wenn sie vom ersten Tage ihres Reiches bis zum letzten immer die wahrste Erkenntniß über die Lage der Dinge und die Weisheit zu ihren Führerinnen gehabt hätten, denn dem Kolosse Roms vermochten nur Kolosse zu widerstehen.

So lebten, so starben die Reiche der Seleuciden und Ptolemäer. Kurz und künstlich nur ist ihre Blüthe und ihre Größe. Lange währt ihr schmachvolles Dahinsterben: ein feindliches Verhältniß waltet über ihnen, das die Menschen zu besiegen theils nicht verstehen und theils nicht vermögen.

---

117. Alexandria, der Mittelpunkt des Welthandels und der Weltbildung.

(Nach Karl Kiesel, die Weltgeschichte.)

Seine Stelle in der Geschichte bezeichnet das neue ägyptische Reich am bestimmtesten durch zwei Dinge, durch die neue Richtung, die es dem Handel gegeben, und durch die Pflege, welche es griechischer Kunst und Wissenschaft gewidmet hat. In diesem Betracht sind die beiden ersten Ptolemäer als die Gründer des Reiches anzusehen, und was sie geschaffen, wurde ihnen gerade durch die Lage ihres Landes erleichtert, die ihnen den äußeren Verhältnissen gegenüber eine zurückhaltende und beobachtende Stellung einzunehmen und zu behaupten gestattete. Das Hauptergebniß der Bemühungen für den Handel war, daß Aegypten jetzt das Land wurde, wo der Handel des Ostens und der Handel des Westens sich die Hand reichten. Der Handel Indiens und des südlichen Arabiens, der durch den Reichthum ihrer Naturerzeugnisse bedeutsamsten Länder, hatte bisher seinen Weg nach dem Westen größtentheils durch das Binnenland genommen. Die Ptolemäer, von Anfang an mit Ausbildung des Seewesens eifrig beschäftigt, brachten es dahin, daß der indisch-arabische Handel zur See seinen Weg nach Aegypten nahm, welches nun von Alexandria aus die Waaren nordwärts nach Rhodus und Byzanz und westwärts nach Carthago und Syrakus versandte. Außer der Ruhe, welche Aegypten in Vergleich mit dem unruhig bewegten, auch unter den Nachfolgern des Seleucus nicht zur Ruhe kommenden innern Asien genoß, trugen hierzu die in Aegypten für jenen Zweck getroffenen Anstalten bei. Der zweite Ptolemäus legte, da die Erneuerung von Necho's Canal den gewünschten Vortheil nicht gewährte, am rothen Meere, wo Aegypten nie Häfen gehabt, die Häfen Berenice und Myoshormus an, die er durch eine bequeme Straße mit dem unterhalb Thebens am Nil gelegenen Koptus verband. Da ein uralter Handelsweg zur See zwischen Arabien und

Indien gewesen war, brauchte man den arabischen Handelsleuten den neuen Weg nur zu zeigen, um rasch den ganzen Welthandel umzugestalten. Die mächtig aufblühende Königsstadt Alexandria, Sitz eines prachtliebenden Hofes, Mittelpunkt einer klugen und umsichtigen Staatskunst, Sammelplatz Aller, die griechische Bildung pflegten oder suchten, eignete sich zu einem Markt der Welt, und der bequeme Weg dahin gestattete hier einen wohlfeileren Verkauf der östlichen Waaren. Eine Zierde der Stadt war der zum Schutz ankommender Schiffe schon unter dem ersten Ptolemäus vor dem Hafen auf der kleinen Insel Pharus errichtete Leuchtthurm, von dessen Höhe ein großes Feuer Nachts Meilen weit in die See hinein leuchtete. So gelangte diese Stadt zu einer Bedeutung, die Alexander gewiß noch nicht geahnt hatte. Er hatte nur der Provinz Aegypten ihren Schwerpunkt am Meere anweisen wollen, ohne daß er daran denken konnte, Asien, wo der Mittelpunkt seiner Herrschaft sein sollte, seiner Handelsstraßen zu berauben. Von seinem Handel erhielt nun das Reich der Ptolemäer eine Bedeutung, durch welche der Unterschied der Ausdehnung, welche zwischen ihm und dem Reiche der Seleuciden bestand, ausgeglichen wurde. Nicht allein, daß bei der herrschenden Regierungsweise in die Hand des Königs die Früchte dieser neuen Thätigkeit fielen, um seinem Wort und seiner That Nachdruck zu geben, auch die übrigen Handelsstaaten wurden, wollten sie sich nicht der Gefahr aussetzen, in dem Antheil an dem nach Westen geleiteten Verkehr verkürzt zu werden, zu freundschaftlichen Verbindungen mit Aegypten genöthigt, welche das Ihrige dazu beitrugen, dorthin den Mittelpunkt des damaligen Staatensystems zu verlegen.

Wurde Alexandria durch den Handel ein zweites Tyrus, so wurde es durch Wissenschaft und Kunst ein zweites Athen. Der griechisch-ägyptische Hof schuf in dem durch alte Weisheit berühmten Aegypten bei dem Verfalle, in dem er die Träger dieser alten Weisheit, die Priester, fand und ließ, einen Ersatz mit griechischen Mitteln und so zugleich in wohl berechneter Staatskunst sich und seiner Umgebung eine neue künstliche Heimat. Dadurch ist das ptolemäische Alexandrien in der Geschichte der Bildung ein Mittelglied zwischen Griechenland und Rom geworden, indem es bei der von jetzt an allmählich sich steigernden Verbindung des Ostens mit dem Westen sowohl den Hauptanziehungspunkt für das in der nicht griechischen Westwelt erwachende geistige Bedürfniß bildete, als auch durch sein Beispiel zugleich die Form für die römische Geistesbildung bestimmen half. Zugleich aber sind die alexandrinischen Bemühungen das Mittel geworden, durch welches von den Werken der alten griechischen Literatur viele der Nachwelt erhalten wurden. Was in Griechenland nach Auflösung der bedingenden Verhältnisse eben so, wie es keine Fortsetzung fand, der Vergessenheit anheimgefallen wäre, wurde in Alexandrien bewahrt, weil es als die Quelle angesehen wurde, aus der ein neues griechisches Leben seine Nahrung schöpfen sollte.

Der Grund zu der neuen Schöpfung wurde von dem Lagiden, der

durch Abfassung eines nicht erhaltenen Buches über Alexander's Thaten sich selbst den Schriftstellern zugesellt hatte, durch Stiftung des Museums gelegt. In dem Stadttheile, der unter dem Namen Bruchium die königliche Residenz bildete, wurde ein Gebäude, das nach einem benachbarten Tempel der Musen, jenen Namen erhielt, zur Aufbewahrung einer Büchersammlung und zum Zusammenleben und Arbeiten von Gelehrten, denen der Hof die Mittel des Lebensunterhaltes gab, eingerichtet. Hierbei diente schon dem ersten Ptolemäus Demetrius Phalereus, der gelehrte Schüler von Aristoteles' Schüler Theophrast, als Rathgeber. Die Bemühungen, deren Sitz das später durch das Serapeum erweiterte Museum war, richteten sich zunächst darauf, mit den freigebig gewährten Mitteln die Werke der griechischen Literatur aus dem Mutterlande und den älteren Colonieen zu sammeln und so vor Zerstreuung und Untergang zu retten. Hierzu kam aber das Geschäft, sie zu ordnen, wozu auch die Feststellung des Ranges gehörte, der den Werken nach ihrem Range gebührte. Daraus gingen Verzeichnisse hervor, indem man für jeden Zweig der Literatur diejenigen Werke zusammenstellte, welche man am würdigsten fand, fortwährend gelesen und bei der Hervorbringung des Neuen als Muster angesehen zu werden. Eine fernere doppelte Thätigkeit bestand in der Feststellung des durch Abschrift im Laufe der Zeit mannichfach verderbten Wortlautes und der Erläuterung derjenigen Verhältnisse, welche zur Zeit der Abfassung der Werke Jedermann geläufig gewesen, jetzt aber Vielen fremd geworden waren, ohne daß ihre Kenntniß zum Verständniß der Werke hätte entbehrt werden können. Dies ist der Ursprung der Kritik und der Hermeneutik. Die gesammte auf die alte Literatur gerichtete Thätigkeit, so wie die Wissenschaft, die mittelst dieser Thätigkeit begründet wurde, erhielt den später auf die Kenntniß der Sprachgesetze beschränkten Namen der Grammatik. Die Grammatik in diesem Sinne wurde die Grundlage der wissenschaftlichen Jugendbildung, da die lebenden Geschlechter nur auf mittelbare Weise in Zusammenhang mit der alten, in der Literatur abgespiegelten griechischen Welt gesetzt werden konnten. Für die Geistesrichtung aber, welcher diese Wissenschaft entsprach, kam der Name der Philologie auf, welcher, ursprünglich die Neigung zu gesprächsweiser Erörterung bedeutend, dem Gebiete der Philosophie angehört hatte, jetzt aber, in Alexandrien, nachdem man sich alle Erörterung an die Werke der Vorzeit, namentlich ihrer Dichter, anzuknüpfen gewöhnt hatte, der Grammatik, besonders sofern sie auch die Kunde sachlicher Verhältnisse umfaßte, zugeeignet wurde. Zu den berühmtesten Grammatikern gehörte der, namentlich um Behandlung des Homer bemühte, Zenodot aus Ephesus, der unter dem zweiten Ptolemäus Vorsteher der Bibliothek war und an welchen sich, als Meister jener grammatischen vorzugsweise an Homer geübten Kunst, als Schüler Aristophanes von Byzanz, wie an diesen Aristarchus von Samothrace anschließt.

Aus der gelehrten Thätigkeit zu Alexandrien entwickelte sich auch eine dichterische. Der Umgang der Gelehrten mit der Dichtung

schuf jenen Besitz der dichterischen Mittel, der zur Ausübung der Kunst auch da, wo eine schöpferische Kraft gebricht, einladet und befähigt. Die Ausübung der Kunst war auch erforderlich, um in dem weiteren Kreise der Gebildeten, vor Allem am Hofe, ein Bedürfniß nach Beschäftigung der Phantasie zu befriedigen und den Reiz einer feinen Unterhaltung zu gewähren. Aber die alexandrinische Dichtung verräth in ihrem Wesen sehr den Ursprung aus einer gelehrten Beschäftigung mit der alten Zeit. Wenn auch eine erlernbare Fertigkeit in der Handhabung der Sprache die Werke auszeichnet, so stehen sie ihrem Inhalte nach dem Leben fern, dem alle in Athen einst wirksamen Hebel zu Erweckung der Begeisterung für höheres Leben und der Theilnahme an menschlichem Thun und Leiden in hohem Grade fehlten. Den Ersatz sollte theils die Nachahmung alter Muster, theils die Verwendung eines großen Reichthums von Sachkenntnissen bieten. Daher wurden viele Werke nach Form und Inhalt Probestücke der Gelehrsamkeit. Noch weiter aber entfernte sich die Dichtung aus ihrem eigentlichen Gebiete durch Werke einer irrigen Didaktik, welche von der alten lyrischen, auf das Innere des Menschen bezogenen Didaktik verschieden, sich in bloßer zusammenfassender Beschreibung bewegten. So war Gelehrsamkeit das Kennzeichen alexandrinischer Dichtung, und es fanden demgemäß außer der ganz undichterischen Didaktik eine Pflege nur das Epos, das die Benutzung von reichem antiquarischem Wissen gestattete, und diejenigen Arten der Lyrik, welche vermöge des Vorherrschens der Reflexion auch mit andern als den rein dichterischen Mitteln eine Anziehungskraft ausüben können. Kallimachus aus Cyrene hat epische Hymnen auf Götter gedichtet, die bloß wegen der darin enthaltenen Hinweisungen auf Verhältnisse des alten Götterdienstes merkwürdig sind. Höher erhebt sich derselbe Dichter in den Epigrammen, der Dichtungsart, welche wegen der Gelegenheit scharfsinnigen und witzigen Gedankenspiels eben sowohl einen vorzüglichen Beifall fand, als sie im Anschließen an die vorherrschende Geistesrichtung sich zu einer großen Vollkommenheit ausbilden ließ. Im Epos ist die bedeutendste Erscheinung die Argonautenfahrt des Alexandriners Apollonius, der in der Zeit des dritten und vierten Ptolemäus lebte, ein Werk, das zwar von der Künstelei seiner Zeit nicht frei ist, namentlich eine mühsame Verfolgung homerischer Spuren verräth, aber den übrigen Erzeugnissen der Zeit gegenüber eine so große Hinneigung zu einfacher und natürlicher Sprache zeigt, daß der Verfasser wegen dieser seiner abweichenden Geschmacksrichtung sich die Feindschaft seines Lehrers Kallimachus zuzog und Alexandrien verließ, um in Rhodus ein neues Vaterland zu finden, von welchem er der Rhodier genannt wird. Eine der Zeit eigenthümliche Dichtungsart ist die bukolische, welche ihre Darstellungen aus dem Kreise des Hirtenlebens nimmt. Die Natur lieferte ihre Bilder dazu in dem Leben der von griechischer Cultur unberührt gebliebenen sicilischen Hirten, und das Muster dieser Gattung alexandrinischer Kunst ist der aus Syrakus stammende Theokrit. Die Weichlichkeit und Ueber-

feinerung des Hofes scheint sowohl den Dichter zur Darstellung entgegengesetzter Zustände hingetrieben, als auch bei dem Drucke, den die ihr dienenden Menschen unbewußt empfanden, für solche Darstellung Beifall erregt zu haben.

Eine fernere Eigenthümlichkeit der alexandrinischen Bildung besteht in der Ausbildung, welche die Mathematik und die Naturwissenschaften erhalten haben. Auf lange Zeiten hin ist Alexandrien für die Welt eine Schule dieser Wissenschaften gewesen. Alexander's Eroberungen hatten in den Geistern das Bestreben erweckt, die Güter der Erde auszubeuten und durch Benutzung der Naturkräfte früher unbekannte Wirkungen hervorzurufen. Die Größe der Aufgabe, die er sich gestellt, und die bei monarchischer Regierung über so große Länder ins Ungeheure gesteigerte Kraft, die Mittel zu einem Zwecke zu vereinigen, hatten schon auf diese Bahn geführt. Aristoteles hatte, ein Alexander der Wissenschaft, für ein neues Gebäude menschlicher Erkenntniß die breite Grundlage ausgedehnter Beobachtung und Erfahrung zu gewinnen gesucht. Schon unter dem ersten Ptolemäus widmete Euklides der Geometrie eine Behandlung, wodurch er für lange Zeit Lehrer und Muster blieb. Eratosthenes, der bei seinen über alle Felder des Wissens verbreiteten Kenntnissen zuerst den Namen eines Philologen geführt haben soll, erhob durch Verbindung zahlreicher Beobachtungen die Geographie und die Astronomie zu Wissenschaften. Archimedes aus Syrakus, ein Zögling der alexandrinischen Gelehrsamkeit, bildete auf mathematischem Wege die Statik und Mechanik aus. Dieser Entwicklung zur Seite gingen Fortschritte in dem inductiven Theile der Naturwissenschaften. Wie schon Alexander dem Aristoteles aus Asien Naturmerkwürdigkeiten zugesandt hatte, sorgten die Ptolemäer zu Alexandrien für Aufhäufung von Gegenständen, an deren Untersuchung sich die Kenntniß der Natur erweitern konnte. Damit gewannen die von Aristoteles begonnenen und seinem Schüler Theophrastus fortgesetzten Forschungen über die Natur festeren Boden und weitere Ausdehnung, und die ärztliche Kunst, die unter der alten Priesterschaft Aegyptens heimisch gewesen, erhob sich in dem neuen Aegypten zu höherer Stufe, indem sie, von Erkenntniß der Körpertheile und ihrer Verrichtungen ausgehend, sich fortan mit sichereren Schritten vorwärts bewegen konnte.

---

118. Charakteristik des Ptolemäus Philadelphus.

(Nach Joh. Gust. Droysen, Geschichte des Hellenismus.)

Wenn irgendwo, so hatte Ptolemäus Soter in der Wahl seines Nachfolgers die Vorsicht bewährt, die ihn überall auszeichnete; mag auch die Zuneigung für Berenice nicht ohne Einfluß auf seine Entscheidung gewesen sein, überwiegend bestimmte ihn die Rücksicht auf das Reich, das nur in der sorgfältigsten Vorsicht die Machtentwicklung ge-

winnen konnte, zu der er den sichern Grund gelegt hatte. Er konnte es in keine besseren Hände legen, als in die seines Lieblings*), und mit Jubel begrüßten seine Macedonier die Entscheidung. Noch jetzt tritt uns in den Resten der Ueberlieferung das Bild dieses merkwürdigen Fürsten deutlich entgegen. Er war blond, schwächlichen Körpers, von feinem, erregbarem Sinn, von der gewähltesten Bildung; an seinem Hof sammelte sich alle Kunst, alle Wissenschaft, jene, den Luxus zu veredeln, den er liebte, diese, auch der leichten geistreichen Geselligkeit, die er um sich zu schaffen verstand, Gehalt und Werth zu verleihen. Hier hatte der Atticismus eine neue Heimat gefunden, hier bildete sich eine Courtoisie, welche die anmuthigsten Formen hellenischer Bildung mit ihren edelsten und tiefsten Schöpfungen zum glänzend vielseitigsten Genuß verband. Nie hat man das Leben zierlicher zu schmücken, geistreicher zu genießen, nie feiner zu schmeicheln verstanden, als an diesem Hofe; und selbst der Ernst der Wissenschaft nahm Theil an dieser heitern Eleganz, an dieser Reichthumsfülle eines sicher gegründeten, weit um sich schauenden Lebens. Wie gar verschieden von dem macedonischen Antigonus, dem Freunde jener ernsten Stoiker, ist dieser Philadelphus! Er hat nicht, wie jener, ein mühsam Auferbautes wieder und wieder von Neuem zu beginnen, mit Willenskraft und festem Lebensplan endlich hindurchzuführen; er hätte nie Großes gegründet, aber weiter zu führen weiß er es. Er ist behutsam, nicht ohne Mißtrauen, wenn es gilt, auch gewaltsamster Entschließung fähig; aber das Lächeln der Gnade scheint sie zu verbergen; er will nicht gefürchtet sein, nur Friede und Huld und Fülle des Glücks soll um ihn her sein. Er sucht nicht den Ruhm der Kriege, er meidet sie, bis sie ihm sichern Gewinn versprechen; er zieht nicht selbst in die Schlacht hinaus, aber seine Gesandten gehen zum Königshofe am Ganges und zum Senat am Tiberstrom; seine Flotten erscheinen in den äthiopischen Meeren und am Gestade des Pontus; und während er daheim Canalbauten, Städtegründungen, Hafenanlagen verordnet, für nichts Sinn zu haben scheint, als für die inneren Verhältnisse und das wundervolle Aufblühen seines schönen Landes, umspinnt er die Welt mit den heimlichen Fäden seiner unermüdlichen Politik. Und wieder sucht er neue Zerstreuung da und dort; bald ist es ein neues Gemälde, eine kostbare Gemme, bald seltene Thiere für die Menagerie, eine neue Handschrift für die Bibliothek, ein endloses Genießen; und doch keine Genüge; nie kommt er, auch körperlich, nie zum Gefühl der Kraft; in aller Zerstreuung und Thätigkeit kann er des kränkelnden Körpers nicht vergessen; auch der Kunst der Aerzte vertraut er nicht mehr; die geheime Wissenschaft soll Rath schaffen, in den dunkeln Tempeln Aegyptens ist sie seit alter Zeit bewahrt; so sinnt und baut er auf den Trank der Unsterblichkeit, er hofft ihn alsbald zu

*) Ptolemäus Ceraunus, des Königs ältester Sohn, verließ, so zurückgesetzt, Alexandrien und rechtfertigte (an Lysimachus' Hof) hinlänglich des Vaters Entscheidung.

finden. Und als er einst viele Tage am Podagra krank das Schmerzenslager gehütet hatte, und er dann, ein wenig erleichtert, zum Fenster des Palastes hinaus schaute und armes ägyptisches Gesindel vergnügt das dürftige Frühstück verzehren und sich im sonnigen Sande strecken sah, rief er: „Ich Armer, daß ich nicht einer von ihnen bin!“

---

119. Die Juden unter den Makkabäern.

(Nach Heinr. Dittmar, die Geschichte der Welt vor und nach Christus.)

Nachdem Judäa 134 Jahre lang unter ägyptischer Herrschaft gestanden hatte, kam es, von 203 v. Chr. an, in den Besitz der Seleuciden, und zwar zuerst unter die Botmäßigkeit Antiochus' des Großen, der dem minderjährigen Ptolemäus Epiphanes Palästina, Phönicien und Cölesyrien entriß.

Antiochus der Große wußte die Juden durch viele Vergünstigungen an die syrische Herrschaft zu fesseln: er ließ ihren Tempel ausbessern, befreite die Priester und Leviten von der Kopfsteuer, ja, ganz Jerusalem drei Jahre lang von allen Abgaben, die er auch auf die folgenden Jahre ermäßigte, und gebot allen Nichtjuden, den jüdischen Cultus zu achten. Verlockt durch die großen Vergünstigungen, die das jüdische Volk unter ihm und seinem Nachfolger genoß, nahm die Hinneigung zu den griechischen Sitten so überhand, daß sehr viele unter ihnen den Glauben der Väter als unvernünftig und unzeitgemäß verlachten und sich den gebildeten Heiden in Sprache, Gesittung und Freidenkerei gleich zu stellen suchten. Selbst ein Mitglied der hohenpriesterlichen Familie riß vollends die letzten Schranken nieder, um dem einbrechenden Sittenverderbniß ungehinderte Bahn zu machen. Des Hohenpriesters Onias III. jüngerer Bruder, der aus Vorliebe zum heidnischen Wesen seinen Namen Josua in den griechischen Namen Jason umgewandelt hatte, strebte aus Eitelkeit, um desto freier griechischen Sitten huldigen zu können, nach der Hohenpriesterwürde und verschaffte sie sich dadurch, daß er dem damaligen syrischen Könige Antiochus Epiphanes jährlich 440 Talente mehr bot, als die ohnedies schon große Abgabe betrug, und dann nach erhaltener Zusage seinen Bruder vom Stuhle stieß, 175 vor Chr. Die Juden ließen sich dieses widergesetzliche Verfahren gefallen, weil er ihnen beim Könige zugleich das Antiochische Bürgerrecht ausgewirkt hatte. Hierauf begann Jason seine Reformen damit, daß er ein griechisches Gymnasium in Jerusalem einführte und durch die damit verbundenen gymnischen Spiele und heidnischen Opfergebräuche einen Theil des Volkes und besonders die Jugend — zum Verdruß der noch treu-nationalen Partei — von dem Gesetze der Väter abtrünnig machte. Zwar wurde er von seinem, ebenfalls vom Glauben abgefallenen, jüngsten Bruder Menelaus, der sich durch noch größere Versprechungen vom Könige die Hohepriesterwürde erkauft hatte, mit syrischer

Hülfe aus Jerusalem verdrängt und mußte aus dem Lande fliehen, kehrte aber auf die Nachricht, Antiochus Epiphanes sei auf seinem Zuge nach Aegypten umgekommen, wieder nach Jerusalem zurück und belagerte seinen Bruder in der Burg. In diesem Augenblick kam Antiochus von Aegypten zurück und verhängte über den schuldigen, wie über den unschuldigen Theil eine gleich harte Strafe. Die Stadt Jerusalem wurde geplündert, 80,000 Juden niedergemetzelt, 40,000 in die Sclaverei verkauft, 18,000 Talente Silbers mit fortgeschleppt. Auch der Tempel wurde seiner goldenen Gefäße beraubt, vom Könige selbst durch ein heidnisches Opfer entweiht und statt des Jehovahdienstes der Dionysos-Cultus eingeführt. Menelaus aber blieb Hoherpriester und königlicher Generalpächter.

Als im J. 168 v. Chr. Antiochus Epiphanes einen zweiten Plan auf Aegypten aufgeben mußte, ließ er auf der Rückkehr seinen Grimm abermals an den Juden aus. Denn weil er sich wenigstens Palästina als Bollwerk und Angriffspunkt gegen Aegypten erhalten wollte, die besondere Religion der Juden aber ihm bei seinem Streben, dieses Land an sein Interesse zu ketten, als ein Haupthinderniß erschien, so glaubte er nun, die Hartnäckigkeit der Altgläubigen durch Gewaltmittel brechen und ihnen den griechischen Cultus aufzwingen zu können. Nachdem er Jerusalem hatte aufs Neue plündern, dessen Mauern sammt der Burg Zion niederreißen und aus deren Steinen eine neue Burg auf einem andern Hügel bauen lassen, der den Tempelberg beherrschte, so ließ er ein Ausschreiben ergehen, das die jüdische Religion abschaffte und die Verehrung der griechischen Götter gebot. Das tägliche Opfer im Tempel, die Sabbatfeier, die Beschneidung und alle anderen mosaischen Gebräuche hörten auf; die heiligen Bücher, bei wem man sie fand, wurden verbrannt oder zerrissen, und auf dem Brandopferaltar das Bild des olympischen Zeus aufgestellt. Darauf wurde durch einen griechischen Cultuslehrer, Namens Athenäus, der Tempel zu seiner heidnischen Bestimmung eingeweiht und so „der Gräuel der Verwüstung" begonnen. In ganz Judäa, wie auch in Samaria und Idumäa wurden allenthalben Götzenaltäre aufgerichtet, die Leute zum Opfern getrieben und auf jedes Widerstreben der Tod gesetzt.

Aber gerade diese Verfolgung fachte im Volke den verlöschenden Jehovahglauben zu neuer Flamme mächtig an. Zu Modin (Modeïm), einem Städtchen auf dem Gebirge zwischen Joppe und Jerusalem, lebte Mattathias, ein betagter Priester aus Aaron's Geschlecht, mit seinen fünf Söhnen Johannes, Simon, Judas, Eleasar und Jonathan. Derselbe weigerte sich, das gebotene Götzenopfer zu bringen, und tödtete im Eifer nicht nur einen andern Juden, der sich eben dem Götzenaltar nahen wollte, sondern auch den syrischen Hauptmann, der ihn dafür festnehmen wollte, zerstörte den Altar und floh mit den Seinen ins Gebirge (147 v. Chr.). Diese That machte auch Andern Muth zum Widerstand. Viele Gleichgesinnte aus andern Orten des Landes sammelten sich zu ihm und fanden Zuflucht in den geräumigen Höhlen der

südlichen Gebirgsgegend Juda's. Syrische Truppen, die gegen sie auszogen, wurden meist geschlagen und so entspann sich in diesen unzugänglichen Gebirgen ein förmlicher Kleinkrieg (Guerillakrieg), der den Syriern vielen Schaden brachte.

Die Insurgenten durchstreiften in kleinen Abtheilungen das Land, mieden zwar eine Hauptschlacht, ermüdeten aber den Feind durch beständige neckende Angriffe, eroberten kleine Orte, zerstörten, wo sie hinkamen, die Götzenaltäre und brachten die vorgefundenen heiligen Schriften in Verwahrung. Ein Jahr darauf, 166 vor Chr., konnte Mattathias ruhig in seiner Stadt Modin sterben, nachdem er seinen Söhnen Standhaftigkeit im Glauben und Ausdauer im Kampfe für denselben anbefohlen und den tapfersten seiner Söhne, Judas, zum Kriegsanführer ernannt und ihn ermahnt hatte, auf den Rath seines Bruders Simon zu hören. Mit Judas, der wegen seiner Tapferkeit den Beinamen Makkabäus (von Makkab, der Hammer) erhielt, beginnt die Reihe der Fürsten aus der Heldenfamilie der Makkabäer, die man auch nach des Mattathias Urgroßvater Hasmonäus die Hasmonäer nannte. Unter seiner kräftigen Leitung ging der Kleinkrieg in einen regelmäßigen Krieg der glaubenstreuen Juden gegen ihre syrischen Unterdrücker und gegen die mit denselben verbundenen Abtrünnigen (Apostaten) über. Nachdem Judas drei nacheinander gegen ihn ausgesandte syrische Heere zurückgeschlagen hatte, zog der syrische Statthalter Lysias, ein Verwandter des Königs, selber wider Judas aus; aber auch er wurde von den Juden bei Bethzur, an der Grenze von Idumäa, geschlagen, so daß Judas endlich Jerusalem befreien und den Jehovahdienst wieder herstellen konnte.

Nach der Reinigung des Tempels, dessen Thore verbrannt, dessen Vorhöfe mit Gras und Gesträuch bedeckt waren, entfernte Judas das Bild des olympischen Zeus, errichtete einen neuen Brandopferaltar, ersetzte aus der Kriegsbeute die neuen Tempelgeräthe und hielt 165 v. Chr. die Wiedereinweihung des Tempels, deren Andenken noch jetzt von den Juden gefeiert wird (Joh. 10, 22.).

Noch aber war an keine Ruhe zu denken. Die Burg war in den Händen der Syrier und Abtrünnigen, und darum mußte Judas den Tempelberg verschanzen; nach Galiläa mußte er seinen Bruder Simon, nach Gilead seinen Bruder Jonathan senden, um den dort bedrängten Juden zu helfen; und bereits rückte König Antiochus Epiphanes, der unterdeß in seinen östlichen Ländern beschäftigt gewesen war, selbst gegen Palästina heran, um die Niederlage seiner Feldherren zu rächen. Es wäre vielleicht das ganze Werk der Befreiung wieder zu nichte worden, wenn nicht Antiochus mitten auf dem Kriegszuge, von einer furchtbaren Krankheit ergriffen, in „Schwermuth und Verzweiflung" gestorben wäre (164 v. Chr.) und einen nur neunjährigen Sohn zum Nachfolger hinterlassen hätte.

Durch die Tapferkeit und Politik der folgenden Makkabäer bekam Judäa eine immer freiere und angesehenere Stellung, verlor aber dabei



mehr und mehr den Charakter eines Tempelstaats und schlug in ein weltliches Reich über, indem es unter Jonathan ein syrisches Lehensfürstenthum, unter Simon eine unabhängige, wohleingerichtete Ethnarchie, unter Johannes Hyrkanus durch Samaria und Idumäa erweitert, unter Aristobul I. zu einem Königreich erhoben wurde, das dann unter Alexander Jannäus sogar fast die Grenzen des alten davidischen Reiches wieder gewann.

XI. Die Römer.

120. Die italischen Völker außer Rom.

(Nach Wilhelm Wachsmuth, europäische Sittengeschichte.)

Italiens Bevölkerung in der Zeit vor Roms Herrschaft war bunter gemischt, als in irgend einem der bisher genannten Länder; Einfluß der Natur des Landes auf Zerrissenheit der Völker ist unleugbar; ganz anders mußte das Völkerleben in dem Kessel Ober-Italiens, um den Po, als in den rauhen Schluchten des Apennin, und anders, als hier, in dem üppigen Campanien und am tarentinischen Busen sich gestalten. Aber auch nicht einmal eine gewisse äußere Gleichartigkeit konnte in dem Lande, das doch nördlich durch Gebirge und übrigens durch das Meer eine äußere Geschlossenheit hat, sich bilden; denn zu der heimischen Bevölkerung kamen in einer Zeit, wo diese ihr eigenthümliches Leben zu entwickeln begann, Fremdlinge, überlegen durch Wissen oder rohe Gewalt, nach Süden Griechen, nach dem Norden Gallier, und so wurden diese beiden Enden Italiens dem heimischen Leben entfremdet, und dessen Geschichte auf die Mittellandschaften beschränkt. Was wir heimische Bevölkerung nennen, diese läßt verschiedenartige Abstammung erkennen und bekundet sich zum Theil als von außen eingewandert; namentlich sind pelasgische und illyrische Ansiedlungen unbezweifelt. Von manchen der altitalischen Völker weiß die Geschichte gar wenig zu berichten; Oenotrer, Choner, Messapier, Salentiner, Calabrer, Peucetier, Daunier im südlichen, und Veneter, Euganeer rc. im nördlichen Italien sind nur wie Schattenrisse auf Italiens Völkertafel; ihr Dasein erregt keine Theilnahme, ihr Untergang kein Bedauern. Andere trugen einen, wie es scheint, sehr vollgehaltigen Keim künftiger fruchtreicher Entwicklung in sich, wurden aber entweder aus ihren heimatlichen Wohnsitzen, wo jene hätte reifen können, verdrängt, so die Siculer, die aus der Umgegend der Tiber nach Süd-Italien und Sicilien hinabwichen, oder in ihrer Landschaft von mächtigen Nachbarn unterdrückt oder auf geringen Raum beschränkt, so die Ausonen in Campanien und dem angrenzenden Gebirge. Von den beiden letztern aber erhielt sich ein bedeutsames Denkmal von echt volksthümlichem Schrot und Korn in den Sprachen der nachherigen Völkerschaften: ein siculischer Grundstamm im

Lateinischen, und von den Ausonen oder Opikern die späterhin über ganz Süd-Italien verbreitete **oskische** Sprache; ja, durch die Bezeichnung oskisch oder opisch wurde, ungefähr in der Art, wie das Pelasgische dem Hellenischen, dem Römisch-Italischen ein Alt- oder Ur-Italisches entgegengesetzt. Insbesondere ist hier von den Etruskern, Sabinern und ihrer Völkersippschaft, von den Bewohnern Latiums und den Ligurern zu reden.

Die **Etrusker**, das gebildetste Volk Italiens und des gesammten europäischen Abendlandes in der vorrömischen Zeit, hochbedeutsam wegen des Einflusses, den sie auf Roms Bildung geübt haben, weit mehr, als die Aegyptier es für die Griechen gewesen sind, stammten nach einer schlecht verbürgten Sage aus dem Orient, aus Lydien, bestanden aber, nach dem Ergebniß umsichtiger Forschung, aus einem im Lande erwachsenen Grundstamme und einem darauf geimpften Zweige ausheimischen, wahrscheinlich pelasgischen Stammes, dessen mitgekommene Bildung sich geltend machte und, wie die politische Standesherrschaft, so die volksthümliche Erscheinung bestimmte. Tarquinii galt für den Mutterstaat. Die Jugend der Etrusker war üppig und schritt mächtig und schaffend aus über mehrere Landschaften Italiens; ehe noch Rom erbaut wurde, herrschten Etrusker, außer dem Mutterlande zwischen Arno und Tiber, auch in der Niederung am Po und im reizenden Campanien. Jede dieser drei Landschaften bildete einen besondern Staatenverein; in jeder waren die einzelnen Staaten nur locker mit einander verbunden; das volksthümliche Gepräge scheint aber gleichartig gewesen zu sein. Es ist ausgezeichnet durch eine sehr fruchtbare Richtung auf Staaten-Gründung und Ordnung, Erbauung von Riesenmauern und Canälen, eine Menge von Erfindungen zur äußern Ausstattung der Staatsgewalten mit fürstlichem und Ehrfurcht gebietendem Gepränge, Thron, Fasces und Lictoren, Trompete und Purpurgewand, durch große Regsamkeit zum Seewesen und Handelsverkehr und stattliche Füllung des Lebens mit äußern Gütern, durch wissenschaftliche Forschung und Leistungen in plastischer Kunst, Musik und Literatur. Neben dieser heitern und empfehlenden Seite aber ist der Schatten sehr reichlich; das Volk schmachtete in Knechtschaft, Fürstenthum und Herrenstand waren zwingherrlich, die Staaten gleichgültig gegen einander, der Seehandel gemischt mit Seeräuberei; wissenschaftliche Forschungen befangen durch düstern Aberglauben und Cärimonialdienst, Prodigienspäherei und Eingeweideschau (Haruspicin), und diesen dienstbar, das Leben aber früh durch wüstes Sittenverderbniß verunstaltet. Den Höhepunkt hatten die Etrusker im dritten Jahrhunderte nach Erbauung Roms erreicht; schon unter Roms Königen hatten Reibungen zwischen diesen und einzelnen Staaten Mittel-Etruriens begonnen; sie dauerten fort, aber der etruskischen Staaten Kraft ward dadurch nicht geübt oder gesteigert, sondern abgenutzt; es ist, als ob Rom, das sich mit etruskischen Einrichtungen ausgestattet, damit seinen Bildnern auch das Mark ausgesogen hätte. Verderbniß und Verfall war im vierten Jahrhunderte v. Chr. offenbar, gleichzeitig

mit dem griechischen. Ehe aber das Mutterland sich unter Rom beugte, fiel das padanische Etrurien an die Gallier, das etruskische Leben ging daselbst völlig zu Grunde und nur kümmerliches Gut wurde von Flüchtlingen ins rhätische Gebirge gerettet; das campanische Etrurien aber ward im Jahre 423 v. Chr. von einem Samniterstamme, der vom Gebirge herabstieg, bewältigt, Capua besetzt und die Männer umgebracht. Erst am Ende des großen Samniterkriegs, in welchem Etrusker und Samniter und Umbrer und Gallier zusammen gegen Rom standen, war Roms Obergewalt über das etruskische Mutterland, von dem es aber nach und nach mehrere Staaten losgerissen und sich unterworfen hatte, entschieden.

Auf dem Scheitel Italiens, dem Hochgebirge östlich von Rom, wo der Gran Sasso d'Italia sein schneebedecktes Haupt 8882 Fuß hoch erhebt, wohnten die Sabiner, ein italisches Urvolk, ausgezeichnet durch das Herbe und Strenge in ihrem Volksthum, ein harter Kern in harter Schale geborgen. Als das Gebirge dem fröhlich aufsprossenden und sich mehrenden Geschlechte zu enge wurde, begannen Auswanderungen; es war, wird uns erzählt, eine sabinische Sitte, in Zeit der Noth die Weihung aller in dem Jahre der Bedrängniß gebornen Menschen und Thiere an die Götter, zum Opfer nach vollendetem Wachsthum, zu geloben; das Blut der Menschen zu vergießen habe man sich gescheut, aber man habe sie über die Grenze gesandt; dies hieß gelobter Frühling, ver sacrum. Eine solche Weihschaar von Jünglingen und Männern soll nordwärts gezogen und daraus das Volk der Picenten entstanden sein; eine andere gen Süden, daher das Volk der Samniter; von diesen aber stammten die Lucaner, und aus entlaufenen Knechten der Lucaner bildeten sich die Bruttier. Die Sage kann wenigstens für genügendes Zeugniß von der Verwandtschaft jener Völker gelten. Auf diese können aber auch die Nachbarn der Sabiner, die Marser, Peligner, Vestiner und Marruciner, wohnhaft um den Fuciner See, Anspruch machen, wenngleich sie auf besondere Stammbürtigkeit, von den Illyriern oder sonst woher, stolz sein mochten. Was bei den Sabinern den Ruf des Alterthums für sich hatte, rauhe Zucht, die z. B. den Bräuten das Stirnhaar mit einem Speer zu scheiteln gebot, scheint schon seit dem dritten Jahrhunderte Roms von seiner innern Kraft verloren zu haben; der Auszug der rüstigsten Schaaren hatte das Volk erschöpft; in Roms Gehorsam fielen die Sabiner nach kurzem Kampfe 290 v. Chr. und die Verrömerung, durch den längst bestandenen Verkehr von Sprache und Sitte vorbereitet, erfolgte wohl sehr rasch. — Die Tugenden des Muttervolks entfalteten sich aber zur herrlichsten Blütenpracht bei den Samnitern, deren Wohnsitze das Gepräge des Sabinerlandes hatten. Hier gesellte zu kriegerischer Rohheit und Rüstigkeit sich ethischer Adel des Sinnes, aus dem preiswürdige Einrichtungen des bürgerlichen Lebens hervorgingen, und selbst Empfänglichkeit für Weisheit der Griechen. In dem Kampfe der Samniter gegen Rom athmet Italiens Genius; nach ihnen konnte kein Volk mehr

gegen Rom sich behaupten. Von ihnen selbst lernten die Römer während des Kampfes die Mittel, sie zu bezwingen. Nur festgeschlossene Einheit mangelte ihnen, im Waffenthum waren sie den Römern gleich, in Rüstung überlegen. Einzig in seiner Art war das Aufgebot der Kriegsmannschaft, wo zuerst der Führer die Kriegshauptleute, dann jeder von diesen einen ihm bewährten Braven, jeder der letztern einen Mitstreiter u. s. w. wählten, bis aus dieser Gesellung von Männern, die einander kannten, ehrten und vertrauten, ein genügendes Heer hervorging. Dies Geschlecht ward von den Römern nicht sowohl gebeugt, als ausgetilgt und das Land zur Einöde, doch blieb in den kümmerlichsten Ueberresten des einst zahlreichen Volkes das Andenken an die Großheit der Väter und der Groll gegen Rom; der Samniter Pontius Telesinus wollte im sullanischen Kriege die alte Feindin vertilgen; sein Besieger Sulla ließ die sämmtlichen Gefangenen ermorden, denn dieses Geschlecht, war seine Meinung, könne nie guten Sinn gegen Rom hegen.

Gleich tapfer, als die Samniter, und minder unglücklich waren die Marser, Peligner, Vestiner und Marruciner, die nach dem ersten Zusammenstoß mit den Römern sich diesen befreundeten, so daß Florus sagt, Rom habe niemals über sie und niemals ohne sie triumphirt. Ihre spätere Feindschaft gegen Rom, furchtbar aufbrausend im marsischen oder Bundesgenossenkriege, ging nicht aus der Macht völkerschaftlicher Eigenthümlichkeit hervor.

Dagegen schwand die angestammte Kraft bald von den Picenten, Lucanern und Bruttiern; ihr Kampf gegen Rom, ohne Stetigkeit und Besonnenheit und ohne feste Anhänglichkeit an das samnitische Brudervolk geführt, war ruhmlos. Gänzlich entarteten aber die Samniter, welche sich Campaniens bemächtigt hatten; sie, Campaner genannt, nahmen der etruskischen Vorbewohner Unsitte an; Capua ward für jegliches Geschlecht Verderberin der Kraft. Eben daher aber kamen Gladiatorenspiele, und die von Siciliens Tyrannen Agathokles besoldeten Mamertiner, von dem sabinischen Stammgotte Mamers oder Mars benannt, scheinen hauptsächlich Campaner gewesen zu sein. Im Anfange des Samniterkrieges gaben die Campaner sich in Roms Schutz; ihr Abfall von Rom im zweiten punischen Kriege hatte die Auflösung der Gemeinde zur Folge.

Latiums Bewohner waren ursprünglich nicht eines Stammes, nicht einer Sprache, nicht politisch einander befreundet; unter Hernikern, Aequern, Volskern und Rutulern wohnte ein der Sprache nach den Griechen verwandter Stamm, der wohl den so leicht erweiterten und gefälligen Namen pelasgisch verträgt; aus diesem arbeitete sich die lateinische Sprache zur Geltung neben den etruskischen und oskischen hervor und durch sie bekam das Volk der Latiner einen bestimmten Charakter. Uebrigens floß in Latiums Culten, politischen Einrichtungen und Verhältnissen, von drei Seiten der Umgegend, aus Etrurien, Sabinien und dem Opikerlande, so viel zusammen, daß Scheidung des Heimischen und Fremden unmöglich wird. Erst von Rom

aus wurde die Eigenthümlichkeit der Latiner im Gegensatze gegen die andern Völker Latiums auf den Grund der Sprache und politischen Gesellung in eine bestimmte Richtung gebracht, ohne gegen Eindrang der Volsker und Aequer gesichert zu werden, nachher aber ihre Selbständigkeit aufgehoben und Rom Vertreterin des Lateinischen.

Die Ligurer, wohnhaft im heutigen Gebiete von Genua und darüber hinaus am nordwestlichen Abhange des Apennin, waren ein armes, aber freiheitstolzes und mannhaftes Bergvolk. Sie kamen von allen Völkern Italiens am spätesten in Berührung mit den Römern und trugen am spätesten gegen diese die Waffen. Im Kampfe für Vaterland und Freiheit übten sie List mit Gewalt, darum heißen sie lügnerisch und räuberisch bei dem Römer. In dem Fortgange des mörderischen Kampfes sann dieser mehr auf Vertilgung als Unterwerfung des unbezähmbaren Feindes.

Von den Inselbewohnern waren die Siculer und Sicaner auf Sicilien, von den Urbewohnern Latiums stammend, durch Carthager und Griechen zu Grunde gerichtet worden, ehe Roms Macht dahin reichte; die Sarden, verrufen wegen ihrer Untüchtigkeit zu persönlichen Leistungen, auch Bergvolk, aber den Hispanern und Ligurern nicht gleichzustellen, und die Corsen, ein ihnen verwandtes Geschlecht, von den Römern für wilder als Thiere geschätzt, und als Sclaven unempfindlich gegen jegliche Art der Behandlung, scheinen zu den rohesten Stämmen des Abendlandes gehört zu haben.

121. Roms Größe*).

(Nach B. G. Niebuhr, kleine historische und philologische Schriften, mit einem Zusatze aus dessen Vorlesungen über römische Geschichte.)

Die Neueren, namentlich Macchiavelli und Montesquieu**), gehen in ihrer Bewunderung der Römer und ihrer Einrichtungen bis zur entschiedensten Parteilichkeit. Die herbe Frugalität der alten Republikaner, ihre Unempfindlichkeit für den Besitz und die Genüsse des Reichthums, die strenge Gesetzlichkeit des Volkes, die feste allgemeine Treue während der schönen Jahrhunderte, in denen die Verfassung, seitdem die Ansprüche der Aristokratie beschränkt waren, in ihrer ganzen Vollkommenheit lebte; der reine Sinn, welcher nie erlaubte, bei innerm Zwist fremde Einmischung zu suchen; die Allmacht der Gesetze und Gewohnheiten, und der Ernst, womit an ihnen dennoch geändert ward, was nicht mehr angemessen war; die Weisheit der Verfassung und Gesetze; das Ideal der

*) Vgl. Rom, die zweimalige Weltherrscherin, in Pütz, Charakteristiken zur vergleichenden Erd- und Völkerkunde, I. Bd. S. 193 ff.
**) Letzterer in seinen „considérations", ersterer in seinen Abhandlungen über die erste Dekade des Livius.

Männlichkeit im Bürger und im Staat: alle diese Eigenschaften erregen in uns eine Ehrfurcht, welche wir bei der Betrachtung keines andern Volkes so empfinden können. So ist es ganz natürlich, daß wir, auch abgesehen von dem Glanz, womit Macht und Siege immer umgeben sind, zu den Römern jener guten Zeit der Republik mit Bewunderung hinaufsehen. Aber wenn wir uns lebhaft in jene Zeiten hineindenken, so wird sich doch ein Grauen in jene Bewunderung mischen: denn verträglich und abgefunden mit diesen Tugenden, herrschten von den ältesten Zeiten her die furchtbarsten Laster, unersättliche Herrschsucht, gewissenlose Verachtung des fremden Rechts, gefühllose Gleichgültigkeit gegen fremdes Leiden, Geiz, als Raubsucht noch fremd war, und eine ständische Absonderung, aus der nicht allein gegen den Sclaven, oder den Fremden, sondern gegen den Mitbürger oft unmenschliche Verstockung entstand. Allen diesen Lastern bereiteten eben jene Tugenden den Weg zur Herrschaft, und gingen so selbst unter.

Wenn wir nun, bei einem gerechten Urtheil über die Römer, auch diese dunkeln Schatten nicht vergessen müssen, und also ihrer Verherrlichung nur mit Einschränkung beistimmen können, so müssen wir auch dem Schicksal einen großen Antheil an der römischen Größe beimessen. Durch den ganzen Gang der Geschichte werden wir sehen, wie oft alle Tugenden des Staats und des Volks fruchtlos gewesen wären, wenn nicht das Schicksal Rom in Gefahren gerettet und seine Triumphe vorbereitet hätte. Die Völker und die Männer, denen Rom hätte unterliegen können, erschienen zu spät; in den Perioden der Schwäche hatte es nur ihm nicht überlegene Gegner zu bekämpfen, und während Rom Alles an Alles setzte und im Krieg lebte, schonten andere Völker ihre Anstrengungen, weil sie am Siege verzweifelten oder im Grunde ihres Herzens nur weichliche Muße liebten, was auch ihre mißrathenen Unternehmungen anzudeuten scheinen mochten. Keines unter allen ging ihm mit ähnlichem Sinn und einem ähnlichen Ziele entgegen, und schon darum mußte Rom über alle siegen. Philipp's Ruhe am Anfange des hannibalischen Krieges, Mithridates' Unthätigkeit, so lange der marsische Krieg Roms Dasein bedrohte und ein kleines Uebergewicht entschieden haben würde, darin verkenne keiner Gottes Finger. Denn daß Rom nicht angeboren unüberwindlich war, ist erwiesen durch den Widerstand kleiner ächt kriegerischer Völker, die nur durch die Zahl und Macht überwältigt wurden; so aber dienten auch diese Kriege in den Zwischenräumen zwischen den größeren und entscheidenderen, der Ausartung der Disciplin und Kriegskunst vorzubeugen, welche langer Friede auch bei den römischen Heeren leicht einführte.

Im Fortgang der Begebenheiten, da Roms Eroberungen in einen Körper verwuchsen, verliert die Geschichte gänzlich das moralische und poetische Interesse der vorigen Jahrhunderte, welches schon längst durch Zerrüttungen und Gräuel und das Absterben aller einheimischen Tugenden getrübt war. Doch aber, wie Vieles auch die römische Herrschaft zertreten hat, müssen wir dankbar erkennen, was sie stiftete und erhielt.

Sie hat fast alle Städte gegründet oder belebt, welche innerhalb ihres alten Ursprungs noch jetzt bestehen; die Sprachen des westlichen Europa, aus der lateinischen erzeugt, erhielten ihre Literatur zugänglich, und machten ihre Wiederbelebung möglich. Ja, die römische Herrschaft hat ohne Zweifel Griechenland und die griechischen Schriften erhalten, denn wäre der Osten nicht durch die Kräfte eines großen Reiches geschützt worden, so hätten die Barbaren diese entvölkerten und geschwächten Gegenden wahrscheinlich schon sehr früh, unfehlbar aber in den Zeiten der großen Völkerbewegungen, überwältigt, und mit den entarteten Griechen auch die Schätze vertilgt, welche sie für auflebende Jahrhunderte bewahrten. Die Geschichte aller Völker der alten Welt endigt in der von Rom, und die aller neueren Völker ist aus der von Rom entstanden. Sie zeigt uns ein Volk, welches bei seinem unbedeutenden Anfange einem kleinen Saatkorn glich; aber diese ursprüngliche unbedeutende Bevölkerung wurde groß, theilte ihren Charakter Hunderttausenden mit und wurde die Beherrscherin der Völker vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne. Das ganze westliche Europa nahm die Sprache der Römer an, und seine Einwohner betrachteten sich als Römer. Die Gesetze und Einrichtungen der Römer erlangten eine solche Bedeutung und Dauer, daß sie sogar noch im gegenwärtigen Augenblick fortdauernd ihren Einfluß über Millionen von Menschen behaupten. Eine solche Entwicklung ist ohne Vergleich in der Geschichte der Menschheit. Vor diesem Stern erbleichen und verschwinden alle andern. Außerdem müssen wir die Größe der einzelnen Individuen und ihrer Thaten bedenken, den außerordentlichen Charakter der Einrichtungen, welche die Grundlage von Roms Größe bildeten, und die Ereignisse, welche an Großartigkeit alle andern übertreffen; alles dieses gibt der römischen Geschichte Wichtigkeit und Dauer.

---

122. Parallele zwischen den Römern und Griechen.

(Nach Anton Westermann, Geschichte der Beredtsamkeit in Griechenland und Rom.)

Während der Römer reiner Verstandesmensch ist, ist der Grieche reiner Gefühlsmensch. Die reiche, idealisirte Mythologie der Griechen, ihr lebendiges, vielgefeiertes Heroenthum, ihr abenteuerliches, durch so manche Sage und Erinnerung gehobenes Seeleben und die dadurch erzeugte vielfache Berührung mit fremden Nationen hatte bei ihnen die Phantasie zur vorherrschenden Geistesthätigkeit ausgebildet, diese wiederum die Poesie frühzeitig hervorgerufen und der Vollendung nahe gebracht, der Geschichte Anfangs durch Hinneigung zum Abenteuerlichen einen dichterischen Anstrich gegeben, und verbunden mit inniger, kindlicher Anschauung der Natur auf der einen Seite die Kunst, auf der andern die Philosophie ins Leben gerufen. Dieser Fülle von geistigen Anre-

gungen gaben sich die Griechen mit ganzer Seele hin, in ihr lernten sie frühzeitig Ersatz suchen für die Mühseligkeiten des Lebens, während die Römer sich die Bekämpfung dieser Mühseligkeiten zur Hauptaufgabe des Lebens machten und keinen würdigeren Schauplatz ihrer Bestrebungen kannten, als das Forum und das Schlachtfeld. Auch die Griechen hatten ihre ἀγορά, auch sie bestanden zahllose Kämpfe auf Tod und Leben; allein das öffentliche Leben in Griechenland war doch ein ganz anderes als das in Rom. Während die Römer Alles um des Nutzens willen thaten und alles scheinbar Unnütze ausschlossen, ergriffen die Griechen jede Sache um ihrer selbst willen, bei ihnen stand alles sinnlich und geistig Wahrnehmbare in engem Zusammenhange. Ihr öffentliches Leben war Geselligkeit in höherer Potenz, nichts blieb ausgeschlossen, was dieser Geselligkeit einen höheren Reiz verleihen konnte. Aber eben darin liegen auch die Mängel des griechischen Staatslebens. Es fehlte den Griechen die tiefere Auffassung desselben, und wiewohl sie von glühendem Patriotismus und Freiheitsliebe beseelt waren, fiel es ihnen doch leichter, politisches Ungemach zu ertragen als zu verhüten; was den Römern Zweck war, das Staatsleben selbst, war ihnen nur Mittel; daher ging ihnen so oft über der Nebensache die Hauptsache verloren. Auch die Sprache der Griechen entspricht ganz ihrem Charakter; in ihr ganz dieselbe Beweglichkeit und technische Verschlungenheit, doch ohne das Imposante des wie aus einem Gusse entstandenen römischen Numerus; Einzelnes mehr an einander gereiht durch die feinen Fäden der unerschöpflichen Partikeln, als aus einander heraus entwickelt, aber voll der Zartheit, die ein unbefangenes, im sinnlichen Anschauen der Natur geläutertes Gemüth beurkundet, und mit einem Reichthum ausgestattet, der nicht einzelne Theile der Wissenschaft, sondern in vollendeter Terminologie alles sinnlich und geistig Wahrnehmbare in sich begreift.

Diese kurze Zusammenstellung beider Völker und ihrer Eigenthümlichkeit in Sprache und Charakter zeigt, daß es kein Wunder ist, wenn Beide, obgleich in ihrem Ursprunge verwandt, doch in ihrer Fortbildung so weit und so entschieden von einander abwichen. Aber diese Verwandtschaft war sowohl durch Beimischung fremdartiger Elemente, als durch die Abgeschlossenheit, in welcher die Römer im Laufe mehrerer Jahrhunderte ihren Bildungsgang durchmachten, so gut wie aufgehoben. Nichts desto weniger haben aber die Griechen schon früh einen gewissen Einfluß auf die Bildung der Römer ausgeübt. Unbezweifelt ist, daß schon in den ersten Jahrhunderten nach Vertreibung der Könige griechischer Cult nach Italien kam, daß griechische Sprache, griechische Kunst und griechische Sitte zu Rom bekannt war. Und haben nicht Ennius und Naevius griechische Bildung gehabt? Hat nicht Ennius den Hexameter von den Griechen entlehnt? Haben nicht Fabius und Cincius, Roms erste Historiker, schon in griechischer Sprache geschrieben?

---

123. Die Nationalsage der Römer von der Gründung ihrer Stadt.

(Nach Max Nägele, Studien über altitalisches und römisches Staats- und Rechtsleben.)

König Procas von Alba longa hatte zwei Söhne, den Numitor und Amulius. Der ältere Numitor ererbte vom Vater den alten Thron der Silvier. Gewalt ging jedoch vor Recht; Amulius, die Ansprüche und das Alter des Bruders verachtend, stieß ihn vom Thron und bemächtigte sich der Herrschaft. Amulius gebot fortan als König in Alba, häufte aber Verbrechen auf Verbrechen. Des Numitor's Sohn läßt er auf der Jagd ermorden; die Tochter Rea Silvia nimmt er mit dem Scheine hoher Ehre unter die Zahl der Vestalinnen auf, und vereitelt so jede Aussicht auf Fortpflanzung von Numitor's Stamm. Aber das Geschick hatte Roms und seiner Weltherrschaft Ursprung und Anfang beschlossen; und so geschah es denn, daß die Vestalin Silvia, als sie des Morgens früh nach dem heiligen Haine des Mars vor die Stadt gegangen war, um dort an der Quelle Wasser zum Opferdienst der Göttin zu holen, dem Mars, der, während die Sonne sich verfinsterte, in Donner, Blitz und schwerem Regen ihre Begleiterinnen weggescheucht hatte, erlag.

Als aber Silvia Zwillingsknaben geboren, da verfinsterte sich die Sonne, die Göttin Vesta verhüllte ihr Antlitz, der Altar erzitterte und die heilige Flamme erlosch in der Asche. Amulius befahl sofort, die Mutter und die Knaben zu tödten, und zwar die letzteren unten an den Hügeln in die Tiber zu werfen. Das Schicksal der Knaben war ein wunderbares. Amulius übergab nämlich beide einigen Dienern, um sie in der Tiber auszusetzen. Widerstrebend und das Geschick der Kinder beklagend, gehorchten die Knechte und trugen sie in einer Wanne herab an das Ufer des Flusses, der durch die winterlichen Regengüsse und Stürme weit über seine Ufer getreten war und damals überhaupt am Fuß des palatinischen Berges, wo später das Forum und der Circus Maximus lagen, in ausgedehnterem Strombette hinfloß. Die Knaben wurden in ihrer Wanne den Wellen an einer öden und einsamen Stelle des Ufers Preis gegeben, und thränenden Auges kehrten die Diener nach Alba zurück. Aber Mars schirmte seine Söhne, denn die Wanne gerieth allmählich in den Schlamm des seichten Uferrandes und blieb dort in dem schattigen Baumgrunde am Fuße eines Feigenbaumes fest sitzen. Plötzlich erscheint, durch das Schreien der Kinder gelockt, eine Wölfin und nährt die Knaben, die des Verwandten Hand hatte tödten wollen. Bald erscheint auch der dem Mars heilige Vogel, der Specht, und trägt den Knaben Speise zu. Hirten, die auf dem Palatinus und den sumpfigen Niederungen die königlichen Heerden hüteten, bemerkten das Wunder, wie die Wölfin die Knaben säugt und sie liebkosend leckt; erstaunt

eilen sie herbei, und langsam nur zog sich das Thier in eine nahe Höhle zurück. Faustulus, ein Hirte im Dienste des Numitor, erbarmte sich der Knaben und brachte sie seiner Frau, der Acca Laurentia, nach Hause zum Aufziehen. Faustulus gab auch den beiden Knaben Namen, dem einen Romulus, dem andern Remus. Unter den Hirten und Heerden wuchsen zwar die Zwillingsbrüder heran, unterschieden sich aber durch ihre männliche Schönheit, Kraft und hohen Muth gar wohl von ihren Altersgenossen, und bewährten ihre Abkunft von Königen und Göttern. Beide lebten einfach und ihrem Gewerbe; sie hüteten die Heerden, hatten sich aus Holz und Rohr ohne Balkenfügung eine niedere Hütte erbaut, und bereiteten sich ihre Speisen selbst; vor Allem aber jagten sie die wilden Thiere und bekriegten die Räuber in der Umgegend.

So waren die beiden Brüder 18 Jahre alt geworden, und das Hirtenvolk rings umher hatte sich daran gewöhnt, ihnen ein gewisses Uebergewicht im Verkehr des täglichen Lebens zuzuerkennen. Sie schlichteten z. B. unter den Hirten entstandene Streitigkeiten und wurden die Rächer begangenen Unrechts; oft kehrten sie froh des über Räuber erfochtenen Sieges, die geraubte Habe dem rechten Herrn wieder zustellend, nach Hause zurück.

Da eines Tages geschah es, daß über die Weideplätze zwischen Numitor's Hirten, die auf dem Aventinus lagerten, und den Genossen des Romulus und Remus ein Streit entstand. Die Erstern unterlagen zwar, lockten aber die Sieger in einen Hinterhalt, aus dem sie hervorbrechend und die siegende Schaar mit frischen Kräften angreifend den Remus gefangen nahmen und frohlockend davon führten. Den Romulus, der seinen Bruder befreien wollte, hielt Faustulus davon zurück, indem er dafür hielt, daß jetzt, da Remus sich in der Gewalt der Albaner befand, der rechte Augenblick gekommen sei, dem Jüngling seine Vermuthungen über die Abkunft der Zwillingsbrüder und die mit ihrer Rettung aus drohender Todesgefahr verbundenen wunderbaren Begebenheiten mitzutheilen. Remus wurde unterdessen nach Alba zum Amulius geführt, der ihn zwar des Todes schuldig erklärte, die Bestrafung aber dem Numitor überließ. Numitor, durch die Kühnheit, die Todesverachtung und die edle Haltung des Gefangenen erstaunt, und Ungewöhnliches ahnend, schenkt demselben das Leben, erzählt ihm aber sein eigenes hartes Schicksal.

Während dem war Romulus, im stolzen Gefühl seiner Abkunft und glühend, das begangene Verbrechen zu rächen, mit einer Schaar bewaffneter Hirten und Landleute heimlich nach Alba und zum Numitor gekommen, und Faustulus wußte durch Schlauheit und List den Amulius, vor den von der Thorwache geschleppt und mit der Folter bedroht, er gestanden hatte, die Knaben lebten noch und seien auf wunderbare Art gerettet worden, zu hintergehen. Auf ein gegebenes Zeichen dringt Romulus und sein Bruder an der Spitze ihrer Genossen und bewaffneter

Diener des Numitor in die Königsburg, überwältigen mit leichter Mühe beim ersten Anlauf die Wachen und tödten den Amulius.

Als Amulius so seine Schandthaten gebüßt hatte, und Numitor wieder in seine alten Rechte in Alba eingesetzt worden war, da zogen die beiden Brüder nach der Gegend zurück, wo sie, dem Tode auf so wunderbare Weise entkommen, ihre Kindheit und Jugendjahre verlebt hatten. Alsbald sammelte sich um die Brüder eine Menge von Hirten, Jägern, Kriegern, die entweder schon von früherher den Beiden verbunden waren, oder jetzt erst aus der Umgegend, insbesondere aus dem übervölkerten Alba, auf das Gerücht einer neuen Niederlassung hin zusammenströmten; alle von der Hoffnung beseelt, klein und unbedeutend werde Lavinium und Alba hinter der neuen Stadt einst zurückstehen. Welcher von den beiden Brüdern und wo er die neue Stadt gründen und in ihr fortan herrschen sollte, wurde, da sie aus Ehrgeiz und Eifersucht sich nicht zu gemeinschaftlicher Herrschaft vereinigen konnten, den Göttern, in deren Schutz jene Gegend stand, überlassen. Romulus beobachtet früh Morgens vom Palatinus, Remus vom Aventinus aus den Himmel, und ängstlich harrten die Gefährten des Ausgangs. Remus sah zuerst sechs Geier zu seiner Linken, Romulus etwas später zwölf Geier ebenfalls zu seiner Linken. Beide behaupteten gesiegt zu haben, beide wurden von der sie umgebenden Schaar als Herren und Herrscher der Niederlassung begrüßt. Remus mußte jedoch zurückstehen, denn des Romulus Augurium war ein vorzüglicheres.

Romulus läßt nun aus Etrurien Haruspices und Werkverständige kommen, und beginnt auf dem palatinischen Berge den Bau der Stadt mit der Construction eines Templum, d. h. er spannte an einen Pflug mit eherner Pflugschaar einen weißen Stier und eine weiße Kuh und pflügte die Stadtmark ab. Die Götter Jupiter, Mars und Vesta ruft er um Gedeihen und Segen für die neue Stadt an; Blitzstrahl und Donner auf der linken Seite verheißen die Erfüllung des Erbetenen. Rasch erhebt sich unter den Händen der geschäftigen Bürger die Stadtmauer. Da brach das den Vorfahren schon so verderbliche Uebel der Herrschsucht über die Brüder herein. Remus konnte sein Unterliegen nicht verschmerzen und in trotzigem Spotte springt er, das schwache Bauwerk so verhöhnend, über die neue Mauer. Romulus, ergrimmt hierüber, erschlägt den Bruder mit eigener Hand. Die blutige That war geschehen, allein bittere Reue quälte fortan den Brudermörder; in tiefem Kummer ließ er das kaum begonnene Werk ruhen, und wollte, während eine pestartige Krankheit unter dem Volke unzählige Opfer hinraffte, sich selbst tödten. Zuletzt gab er jedoch den Trostworten der Pflegemutter Gehör und beruhigte sich; allein, um den Mord zu sühnen und das Andenken des gleich ihm zur Herrschaft in der neuen Stadt berechtigten Bruders zu ehren, führte er das fortan alljährlich zu feiernde, vom Bruder „Remuria" (Lemuria; am 9., 11., 13. Mai) genannte Sühnefest für die Seelen verstorbener Verwandten ein, und trug zugleich doppelte Königsinsignien, indem er, gleich als

ob Remus noch lebte, neben seinen eigenen Thron einen zweiten mit den Zeichen der königlichen Würde stellen ließ. Remus wurde auf dem aventinischen Berge begraben. Die nun rasch erstehende Stadt nannte Romulus nach sich Roma und feierte am Feste der Göttin Pales (Palilia — 21. April) ihren Gründungstag.

Die kleine auf dem palatinischen Berge gegründete und mit einer Mauer umgebene Stadt bot freilich mehr nur den Schein einer solchen, als daß es eine wirkliche Niederlassung von Dauer gewesen wäre, und so zog denn Romulus einen Hag um den Wald, der in der Niederung und in der Thalschlucht zwischen den beiden Hügelspitzen des saturnischen Berges liegt, und eröffnete dort eine Freistätte (Asylum) für einen Jeden, der kommen und an der neuen Ansiedelung Theil nehmen wollte. Bald strömte denn auch von allen Seiten von den Nachbarstämmen eine bunte Menge, ohne Unterschied Freie und Sclaven, zusammen.

Allein, wenn auch schon damals Roms Name genannt wurde, so verschmähten doch die reichen Nachbarstämme, den armen Römern, die nur wenige Hufen unbebauten Landes besaßen, ihre Töchter zur Ehe zu geben. Den fernsten Völkern verstattete man zwar dies Recht, aber mit den Römern wollte Niemand sich verbinden. So beschloß denn Romulus, da seine nur aus Männern bestehende Gemeinde bald wieder unterzugehen drohte (vier Monate erst stand Rom), mit Gewalt der Waffen zu rauben, was man freiwillig zu geben sich so hartnäckig weigerte. Die Römer trafen große Vorrichtungen zu einem Festspiele zu Ehren des Deus Consus (Neptunus Equester) und luden hierzu die Nachbarstädte ein. Am bestimmten Tage strömten aus der Nähe viele Schaulustige, die besonders auch die neue Stadt zu sehen begierig waren, aus Caenina, Crustumerium, Antemna und aus dem Sabinerlande mit Frauen und Kindern nach Rom. Da plötzlich auf ein von Romulus gegebenes Zeichen stürzten die jungen Römer, während Aller Augen und Sinn auf das Festspiel gerichtet sind, über die in der Zuschauermenge befindlichen Mädchen her und schleppen sie davon. Erschreckt und wehklagend, den Gott, dessen Spiele zu schauen sie gekommen waren, zum Zeugen und Rächer des verletzten Gast- und Friedensrechtes anrufend, entfliehen die Eltern und Verwandten der Geraubten.

Wenn auch die entführten Mädchen sich mit den Räubern schnell versöhnten, so waren ihre Verwandten desto erbitterter. Caenina, Crustumerium und Antemna rüsteten mit Macht zum Kriege; die Sabiner zogen in Cures unter dem Befehle des Titus Tatius, des Königs jener Stadt, ein Heer zusammen. Caenina beginnt, da ihm die Bundesgenossen allzu langsam zu rüsten scheinen, zuerst und allein den Kampf. Die Römer blieben jedoch Sieger, der Caeninenser Heer wurde mit leichter Mühe vernichtet, ihre Stadt im Sturm erobert, und ihr Anführer Acron (den die Sage König nennt) von Romulus getödtet und seiner Rüstung und Waffen beraubt. Romulus kehrte triumphirend nach Rom zurück, legte die erbeuteten Königswaffen (spolia opima) unter

einer den Hirten heiligen Eiche auf dem saturnischen Hügel nieder, weihte sie dem Jupiter und gelobte dieser Gottheit einen Tempel, in welchem fortan die den Königen und Feldherren feindlicher Heere von Römern abgenommenen Waffenstücke aufbewahrt werden sollten. Gleichwie Caenina, so erlagen auch die Städte Antemna und Crustumerium ihrem eigenen vorschnellen und unbedachtsamen Ungestüme, mit dem sie vereinzelt die Römer angriffen. Allein bald mußte Rom den vierten und schwersten an den Raub der Sabinerinnen sich knüpfenden Krieg bestehen. Ein sabinisches Heer unter Führung des greisen Titus Tatius aus Cures näherte sich der Stadt. Die Verschanzungen auf dem saturnischen Hügel befehligte ein edler Römer, Sp. Tarpejus. Den Sabinern gelang es nun, dessen Tochter Tarpeja, als sie, um Wasser zum Opfer zu holen, vom Hügel herabgestiegen war, zu bestechen, und so durch Verrath sich des Berges zu bemächtigen. Tarpeja, gelockt durch die Pracht der von den Sabinern am linken Arme getragenen goldenen Spangen und glänzenden Ringe, verspricht, den Feind zur Nachtzeit in die Festung einzulassen, und bedingt sich als Lohn für diese Verrätherei, was die Sabiner am linken Arme tragen. Die Sabiner leisteten das verlangte Versprechen, und überrumpeln zur Nachtzeit die saturnische Burg; Tarpeja aber wird durch die schweren, auch am linken Arme getragenen Schilde der Sabiner, die sie auf sie schleudern, und so das doppelsinnige Versprechen lösen, erschlagen. Auf dem Hügel begraben, gab sie dem Orte den Namen, der fortan Fels der Tarpeja hieß (rupes Tarpeja). Die verlorene Burg wieder zu gewinnen, steigen die Römer am folgenden Tage in das Thal zwischen dem palatinischen und saturnischen Hügel hinab, und ordnen sich dort zur Schlacht. Die Sabiner, von oben herab angreifend und deßwegen im Vortheile, trieben im ersten Anlaufe die Römer zurück, deren schwankende Schlachtordnung sich bald, als erst einmal der Tod des tapfern Hostus Hostilius Schrecken und Verzagen in ihre Reihen gebracht hatte, in wilde Flucht auflös'te. Mit den Fliehenden beinahe zugleich, hart sie verfolgend und durch das enge Thal hintreibend, dringen die Sabiner schon in das alte palatinische Thor ein, da erhebt Romulus flehend die Waffen zum Jupiter, er möge hemmen die schnöde Flucht der Seinen, und gelobt zugleich dem fluchthemmenden Jupiter (Jupiter Stator) einen Tempel. Die Erfüllung seines Gebetes fühlend, bringt der König die Seinen auch wirklich zum Stehen, und muntert sie zum neuen Angriff gegen die verfolgenden Sabiner auf. Allein der Götter Hülfe bethätigte sich bald noch kräftiger den Römern in ihrer schweren Bedrängniß. Denn während am palatinischen Thore Romulus mit Jupiter's Hülfe die eindringenden Feinde abwehrt, öffnet sich plötzlich und von selbst mehrmals, trotz des sorgfältigsten Wiederverschließens, die Porta Viminalis; allein so wie die Sabiner eindringen wollen, ergießt sich durch das Thor aus dem Heiligthume des Janus ein siedender Schwefelstrom, der die Feinde niederstreckt und nach allen Seiten hin scheucht. Während jetzt die Römer zu neuem Angriffe mit frischen Kräften sich an-

schicken, die Schlacht wilder und heftiger als zuvor entbrennt, und Mettus Curtius sich nur mit Mühe vor den andringenden Römern aus dem Sumpfe zu den Seinen rettet, da stürzen sich plötzlich mitten zwischen die Kämpfenden und die schwirrenden Geschosse die sabinischen Frauen, ihre Kinder im Arme, und ihrem Flehen und ihren Thränen gelingt es, Jene zu trennen, denn der ungewöhnliche Anblick rührte die Schaaren und ihre Führer, plötzliche Stille trat ein, und von den Bitten ihrer Töchter und Schwestern gerührt, reichten die Sabiner die Hand zum Frieden und Bündniß. Nicht allein aber Friede schlossen Römer und Sabiner, nein! sie verbanden sich sogar zu einem Volke, zu gemeinschaftlicher Anbetung ihrer Götter und zu einem Doppelstaate, dessen beide Herrscher fortan zu Rom wohnen sollten.

Nur kurze Zeit herrschten Romulus und Titus Tatius vereint über Römer und Sabiner, denn Titus Tatius fällt zu Lavinium unter den Händen der Laurenter, die an ihm und den Seinen Rache dafür übten, daß des Tatius Verwandte, das Völkerrecht verletzend, laurentische Gesandte beleidigt hatten. Tatius wurde darauf in dem Lorberhaine auf dem aventinischen Hügel begraben. Romulus, von nun an Alleinherrscher in Rom, kämpft darauf glücklich gegen Fidenä, Camerium und Veji, und bethätigte sowohl durch seinen Waffenruhm, der dem Numa einen 40jährigen Frieden gewährte, als durch die Vergrößerung und Erweiterung der römischen Herrschaft seine Abkunft von Göttern und seine Ansprüche, in deren Kreis einst aufgenommen zu werden.

Der Krieg gegen Veji war die letzte Waffenthat des Romulus, denn als er an den Nonä Quinctiles (am 7. Juli) vor der Stadt an der palus capreae (am späteren Circus Flaminius) der versammelten Menge Recht sprach und das Heer musterte, da verschwand plötzlich die Sonne hinter schwarz den Himmel umziehenden Wetterwolken, die einen schweren Regen zur Erde hinabsendeten; der Donner rollte und die Blitze zuckten von allen Seiten. Erschreckt floh die Menge aus einander, den König aber entführten die Rosse seines Vaters zum Himmel. Als das Wetter sich verzogen hatte, und man den König vermißte, und alles Suchen nach ihm vergeblich war, da erfaßte Jammer und Betrübniß das Volk. Plötzlich aber tritt Julius Proculus unter die klagende Menge und erzählt, wie ihm, als er von Alba Longa nach Rom ging, Romulus schöner und größer, als da er noch unter den Menschen weilte, erschienen und zu ihm etwa Folgendes gesprochen habe: „Gehe hin und hemme die Klagen der Römer, sage ihnen, es sei der Wille der Götter, daß sie fortan ihrem geschiedenen Könige als Quirinus göttliche Ehre erweisen. Verkünde ihnen zugleich, wie es im Rathe der Götter beschlossen, daß Rom das Haupt des Erdkreises sein, und daß keine menschliche Macht den Waffen der Römer Widerstand zu leisten im Stande sein werde; darum sollen sie und ihre Nachkommen das Kriegswesen pflegen.“ Die Menge glaubte an das Wunder und die eben noch bei dem Volk und Heere ungestüme Sehnsucht nach Romulus verschwand bei dem Gedanken seiner Unsterblichkeit.

124. Roms älteste Verfassung.

(Nach Ferd. Walter, Geschichte des römischen Rechts bis auf Justinian.)

Durch die Vereinigung mit einer sabinischen Niederlassung wurde Rom ein zusammengesetzter Staat, worin zwei Völker, die Römer und Quiriten, mit gleichen Rechten verbunden waren. Daher wurde auch den 100 alten Senatoren eine gleiche Zahl aus den Sabinern hinzugefügt. Eben so scheint sich schon früh durch den engen Verkehr mit Etrurien eine etruskische Ansiedelung gebildet zu haben, die später auch das volle Bürgerrecht und Vertretung im Senat durch 100 eigene Abgeordnete erhielt. So war nun die Bürgerschaft aus drei Grundstämmen oder Tribus, den Ramnes, Tities und Luceres, und die römische Feldmark aus dreierlei Ansiedelungen zusammengesetzt. Doch behaupteten, wiewohl im Ganzen Gleichheit galt, die beiden ersten Stämme gegen den zuletzt aufgenommenen, und unter jenen der Stamm der Ramnes als der älteste einen gewissen Vorzug.

Die Tribus waren jede in zehn Curien und eine Curie in zehn Dekaden eingetheilt. In jeder Dekade wurden aber noch nach den Jahren die Aelteren und Jüngeren unterschieden. Aus jenen wählte der König auf den Vorschlag der Dekade einen zum beständigen Abgeordneten beim Senat, in welchem sich also wirklich der Rath der Alten darstellte. Auf gleiche Weise wurden aus den Jüngern 300 Celeres erwählt, die im Kriege als Ritter und gewöhnlich auch nach zurückgelegtem Dienstalter, jeder in seiner Dekade, zur Ergänzung der abgehenden Senatoren dienten.

Jede Dekade bildete unter dem Schutz ihrer besonderen Heiligthümer eine sehr enge, auch durch einen eigenthümlichen Namen bezeichnete, erbliche Verbindung, eine Gens*), oder Namensvetterschaft. Die Heiligthümer wurden durch Opfer verehrt, welche an bestimmten Tagen und Orten von der ganzen Gens vereinigt, die rechtmäßig Verhinderten ausgenommen, dargebracht werden mußten. Die Gemeinschaft der Opfer legte aber den Theilnehmern auch die Verpflichtung auf, sich untereinander, besonders bei ungewöhnlichen Auslagen, für das gemeine Wesen oder zum Loskauf aus der feindlichen Gefangenschaft, treulich zu unterstützen; und die Gentilen waren selbst einer für den andern gewissermaßen verantwortlich gemacht, indem sie im Nothfall die Geldbußen eines Genossen mit bezahlen mußten.

Mit allen diesen Einrichtungen stand auch das Kriegswesen in Verbindung. Die 300 Ritter waren in 10 Turmen eingetheilt, jede 30 Mann stark, nämlich 10 aus jeder Tribus. Für den Fußdienst aber wurden von jeder Tribus 1000 Krieger, also 10 von jeder Gens, ausgerüstet. Daneben wurden auch noch, wie bei den Etruskern, die Clien-

*) Daß die Gentes keine Verwandtschaftskreise, sondern politische Eintheilungen und den Dekaden gleichbedeutend waren, hat zuerst Niebuhr gezeigt.

ten im Kriege gebraucht; allein in welcher Ordnung, läßt sich nicht bestimmen.

Die öffentliche Gewalt war unter den König, den Senat, die Obrigkeiten und die Comitien der Curien auf folgende Art vertheilt.

Der König, der wie bei den Etruskern auf Lebenszeit gewählt wurde, war das Haupt des Staates zur Erhaltung des Bestehenden, und sein ihm vom Volke verliehenes Imperium begriff Alles, was zu diesem Zweck nöthig war, namentlich das Recht, Streitigkeiten über bürgerliche Ansprüche und erlittenes Unrecht in Person oder durch zugezogene Richter zu entscheiden, Verordnungen zu erlassen und denselben durch Pfändung, Geldstrafen und körperliche Züchtigung Gehorsam zu erzwingen. Doch hatte seine Gewalt nichts Willkührliches und es fand von seinen Aussprüchen Provocation an die Bürgerschaft Statt. Nur gegen Plebejer und Fremde und im Kriege als Feldherr war das königliche Imperium unbeschränkt. Als das Haupt des Gemeinwesens war er es auch, welcher die das ganze Volk betreffenden Opfer darbrachte. Doch stand übrigens das geistliche Recht nicht unter ihm, sondern die Augurn und Pontifices waren in ihren Kreisen unabhängig. Zum königlichen Unterhalt diente der Ertrag eines bestimmten Theils des Ager publicus, und zwar eines weit größeren Stückes, wie dasjenige, woraus nach Vertreibung der Könige das Marsfeld gemacht worden sein soll.

Neben dem König stand der Senat zur Berathung und Entscheidung aller Angelegenheiten, die jener dem Geist der Verfassung und dem Herkommen gemäß ihm vortrug. Er war ursprünglich, als er nur die Abgeordneten der 100 Gentes der Ramnes enthielt, in 10 Decurien eingetheilt, deren jede den 10 Gentes einer Curie entsprach. Die zehn Senatoren, wovon jeder in seiner Decurie der erste war, repräsentirten also die 10 Curien. Später, als durch die Aufnahme der beiden andern Stämme die Decurien des Senats auf 30 vermehrt worden waren, blieben die der Ramnes und mit ihnen ihre 10 vorstehenden Senatoren doch noch eine Zeitlang die Vornehmsten; diese gaben ihre Stimmen zuerst, und der erste unter ihnen war zugleich der Erste des ganzen Senats. Die Geschlechter der Tities sind zwar denen des ersten Stammes unstreitig schon früh in der Weise gleichgestellt worden, daß ihre Abgeordneten Stellen unter den zehn Ersten hatten und einer derselben erster Senator sein konnte. Der dritte Stamm hat aber gewiß diese Gleichstellung erst geraume Zeit später erhalten.

Von den Obrigkeiten entsprachen die drei Tribunen der Stämme, die Curionen und die Decurionen den Abtheilungen des Volkes. Ferner gab es einen Tribunen der Celeres, der 3 Centurionen, 30 Decurionen unter sich hatte. Alle diese Obrigkeiten waren zugleich Magistrate in der Stadt und Anführer im Kriege; auch brachten sie die auf ihre Abtheilung sich beziehenden Opfer dar. Zur Vertretung des Königs, wenn dieser auswärts war, diente der Custos der Stadt, ein Amt, welches, mit der Würde des ersten Senators verbunden, vom Könige

vergeben wurde, da diesem die Ernennung des ersten Senators aus den zehn Ersten zustand. Bei frevelhafter Blutschuld und was dem gleich war, wurden zur Entscheidung der Vorfrage auf den Antrag des Königs von dem Volke zwei Blutrichter (quaestores parricidii) niedergesetzt.

Durch diese Verfassung war den Comitien der Curien nur ein dreifacher Geschäftskreis übrig gelassen, der Beschluß über Krieg und Frieden, die Annahme neuer Gesetze und die Wahl des Königs und anderer Obrigkeiten, allein immer beschränkt auf die Anträge des Senats und auf die von ihm vorgeschlagenen Personen. Die Berufung der Curien geschah durch den König oder den Tribunen der Celeres. Als Beschluß galt, was die Mehrheit der Curien, jede für eine Stimme gerechnet, annahm; in jeder Curie aber wurden die Stimmen nach den Gentes und in diesen nach den Köpfen gezählt, jedoch unstreitig so, daß bloß die Patricier, nicht auch die Clienten gefragt wurden.

War der König todt, so kam, bis ein neuer gewählt war, die königliche Würde an die zehn Ersten des Senats, und unter diesen fünf Tage lang von einem an den andern. Die Wahl geschah aber so, daß zuerst die Interreges sich über den Nachfolger vereinigten, den dann nach erhaltener Zustimmung des übrigen Senats auf dessen Geheiß der Interrex des Tages den Curien namentlich vorschlug und darüber abstimmen ließ. Wenn dann auch die Götter durch günstige Auspicien den Erwählten genehmigt hatten, so wurde abermals eine Versammlung der Curien berufen, worin auf das Zeugniß der Augurn die geschehene Wahl für vollgültig erklärt und er in die königliche Würde und Gewalt eingesetzt wurde.

Diese Verfassung änderte sich aber durch neue Bestandtheile, welche Rom in sich aufnahm. Seit Alba's Untergang hatte sich allmählich neben der Stadt durch Abtretung und Eroberung eine ansehnliche Landschaft gebildet, ein Inbegriff von abhängigen Städten und Orten, die, ursprünglich größtentheils zum lateinischen Bunde gehörig, jetzt dem römischen Staate einverleibt worden waren. Die Einwohner derselben erhielten ihr Grundeigenthum, welches den Siegern verfallen war, zum Theil zurück, auch wurden viele ihrer edlen Geschlechter unter die Patricier aufgenommen; allein die übrigen blieben von dem herrschenden Stande besonders durch das ihnen versagte Connubium scharf geschieden und waren von den Curien, also von allen Stimm- und Wahlrechten ausgeschlossen. Dadurch erhielt, den Patriciern gegenüber, die ursprünglich wenig geachtete Plebs einen zahlreichen, kräftigen Zuwachs an freien Landeigenthümern, die in Rom, in den Vorstädten, hauptsächlich aber in den Städten und Flecken der Landschaft, und auf Bauernhöfen zerstreut lebten.

125. Numa Pompilius.

(Nach Fr. Dor. Gerlach und J. J. Bachofen, Geschichte der Römer.)

Mit Romulus' Tode trat eine neue Stufe der Entwicklung in der Verfassung des römischen Volkes ein. Sei es, daß Romulus keine männlichen Leibeserben hinterließ, sei es, daß der Gedanke eines Erbreiches überhaupt dem Zeitalter ferne lag, es erhoben sich unmittelbar nach dem Tode des Königs Streitigkeiten über den erledigten Thron, und diese führten zum Wahlreich. Der romulische Senat, die hundert Glieder aus dem Stamm der Ramnes, machten den Anspruch, die königliche Würde als ein Anrecht ihres Standes in Besitz zu nehmen, dagegen die Sabiner, welche nach dem Tode des Tatius geduldig die Alleinherrschaft des Romulus ertragen hatten, jetzt um so mehr sich für berechtigt hielten, besondere Berücksichtigung ihres Volkes zu verlangen. Um der aus dieser Verschiedenheit der Ansprüche entstehenden Verwirrung zu begegnen, ward folgender Ausweg ergriffen: die hundert Väter des romulischen Senats wurden in zehn Dekaden eingetheilt, deren jede fünf Tage die höchste Gewalt bekleidete, indem einer mit allen Abzeichen der königlichen Würde geschmückt, die Herrschaft übte. Unter diesem beständigen Wechsel der Regenten verfloß ein Jahr, das Zwischenreich (interregnum) genannt. Aber dem Volke gefiel dieser Zustand nicht. Die Vielherrschaft erschien ihm weit drückender, als eines Königs unumschränkte Macht, worauf die römische und sabinische Partei sich dahin verständigten, daß die Stellvertreter des einen Stammes die Wahl treffen, dagegen der Gewählte dem andern Stamme angehören sollte. Dies gefiel. Die Wahl ward von den Sabinern den Römern überlassen, und diese wählten einen Sabiner, den Numa Pompilius.

Dieser Mann, am gleichen Tage, an welchem Rom gegründet worden war, geboren, war der Schwiegersohn des Königs Tatius, und der jüngste von vier Söhnen des Pomponius, eines angesehenen Mannes zu Cures im Sabinerlande. Mehr noch als Abstammung und Geburt, hatte der Ruf der Gerechtigkeit und Frömmigkeit ihn empfohlen, wodurch er weit und breit im Lande gefeiert war. Wiewohl durch seine Verheirathung dem Throne nahe stehend, hatte er seinen stillen Wohnort in Cures nicht verlassen wollen, sondern im Gegentheil nach dem Tode seiner Gattin noch mehr die Einsamkeit gesucht. Besonders mochte er gerne im Thal von Aricia verweilen, wo im dunkeln Walde ein klarer Quell und ein spiegelheller See den Wanderer lockt. Das war das Reich der Egeria, der den Musen befreundeten Göttin. Sie hatte den frommen Mann bemerkt und ihm ihre Gunst zugewandt; sie unterrichtete ihn in den göttlichen Geheimnissen, sie leitete ihn durch ihren Rath und offenbarte ihm die Kunst, selbst die Götter seinem Willen dienstbar zu machen. Dadurch wuchs die Bewunderung des Volks; alles, was Numa sagte und that, war mit dem Reiz des Wunderbaren umhüllt und schien die Weihe des Göttlichen zu tragen.

Der König, an die Spitze eines Volkes gestellt, welches durch Waffengewalt seine Stellung in der Mitte kriegerischer Stämme errungen hatte, und aus verschiedenartigen Bestandtheilen erwachsen, unter beständigen Kämpfen gegen Außen noch nicht zur innern Eintracht und Festigkeit gelangt war, erkannte die Nothwendigkeit, den wilden, unbändigen Sinn des Volkes durch Gesetz und Recht zu zügeln und durch die Macht des Glaubens zu bezwingen. Um nun zuerst den trotzigen Sinn des Volkes von der Lust am kriegerischen Abenteuer auf die Geschäfte des Friedens hinzulenken, ließ er alles Land ausmessen, welches Romulus durch Waffengewalt erobert hatte, und die Besitzungen der Einzelnen durch Grenzsteine bezeichnen; was übrig blieb als herrenloses Gut, das vertheilte er unter die ärmern Bürger, damit die Liebe zum Eigenthum den Sinn für Ordnung und Gesetzlichkeit erwecke. Nicht minder wichtig schien es ihm, die Spaltung der Gemüther unter den verschiedenen Theilen der Bevölkerung zu entfernen und die Stammunterschiede auszugleichen, wodurch eine Menge Reibungen und Streitigkeiten entstanden. Zuerst nun wird die Erbauung des Janustempels am Fuß des Argiletum auf die Versöhnung der beiden Elemente des römischen Volkes bezogen; es sollte des Gottes Doppelangesicht die Verbindung beider Stämme zu einem Ganzen klar bezeichnen, wenngleich Andere in dem Aufbau dieses Tempels mehr die Begründung eines dauerhaften Friedens finden wollen. Ebenso hat er die Verehrung zweier Gottheiten angeordnet, welche als Beschützer der öffentlichen Sicherheit und des Vertrauens heilig gehalten werden sollten, die Verehrung des Grenzgottes (Terminus) und der Treue (Fides). Nicht nur werden die Grenzsteine für heilig und unverletzlich angesehen, und alljährlich durch feierliche Umzüge und Opfer (Terminalia) neu geweiht, sondern jeder, der einen Grenzstein versetzen würde, sollte verflucht sein und ungestraft von jeglichem getödtet werden können. Die Heilighaltung der Verträge und des gegebenen Wortes ward an die Verehrung der Treue (Fides) angeknüpft. Sie sollte als unsichtbare Macht alle Rechtsverhältnisse der Bürger beherrschen und Redlichkeit als Grundlage des öffentlichen Lebens verbürgen. Bei ihr war der höchste Schwur, und Treue war der Stolz des römischen Volkes. Es ist aber recht eigentlich der Grundgedanke des Gesetzgebers gewesen, den Sinn des Volks in allen Einrichtungen auf die Gottheit hinzulenken, daß es in ihr die allwaltende Fürsorge erkenne, welche überall das Gute schirmt und das Böse straft. Daher hat er nicht nur Altäre und Tempel gebaut, Feste und Opfer gegründet, Priester bestellt und ihre Verrichtungen geordnet, sondern in allen Lebensverhältnissen hat er die Götter als mitwirkend anerkannt und jene unter ihren Schutz gestellt, damit niemals das Volk vergessen sollte, daß die göttliche Huld und Gnade allein den Segen und das Gedeihen bringe. Zugleich aber, um das Volk des Romulus zu versöhnen, bestätigte er dessen göttliche Verehrung als Quirinus, indem er, wie für den Dienst des Jupiter und des Mars eigene Priester (Flamines) geordnet waren, auch für den Romulus einen solchen aufstellte,

welcher den Namen Flamen Quirinalis trug. Vorzüglich aber hat er den uralten Dienst der Vesta in seiner ursprünglichen Reinheit wieder hergestellt, in der Mitte zwischen Capitol und Palatin auf dem Markte einen Tempel aufgebaut, vier Jungfrauen zur Besorgung des Gottesdienstes auserwählt und alle Gebräuche aufs Genaueste bestimmt. Die Priesterinnen legten das Gelübde der Keuschheit ab und mußten sich 30 Jahre dem Dienste der Gottheit widmen. Zehn Jahre dauerte die Lehrzeit, zehn Jahre übten sie den Dienst und zehn andere Jahre unterrichteten sie die Novizen. Nach dieser Zeit konnten sie ihrer Pflichten entbunden werden, wiewohl die Meisten ihr ganzes Leben das Priesterthum bekleideten. Denn sie genossen große Ehre und Auszeichnung, hatten mancherlei Vorrechte, waren Vorsteherinnen des Tempels und wurden auf Staatskosten unterhalten. Aber ihr Dienst war strenge, und selbst kleine Vergehungen wurden mit Ruthenstreichen von dem Oberpriester gestraft. Eine Hauptverpflichtung war, das heilige Feuer auf dem Altar der Vesta beständig zu unterhalten, dessen Erlöschen den Untergang des Staates zu verkünden schien. Nicht weniger bindend war das Gelübde der Jungfrauschaft. Diejenigen, welche sich der Verletzung desselben schuldig gemacht, erwartete der schmachvollste Tod. Sie wurden gefesselt, verhüllt, mit verschlossenem Munde, unter dem Wehklagen der begleitenden Verwandten auf einer Bahre durch die Stadt getragen und am collinischen Thore rechts von der Straße in ein unterirdisches Gewölbe hinabgesenkt.

Wenn in der Vesta die Beschützerin des Heerdes und die heilige Hüterin der Eintracht und allgemeiner Wohlfahrt verehrt wurde, wie denn auch in ihrem Tempel das Palladium aufbewahrt zu werden pflegte, so ward die Priesterschaft der Salier errichtet, um die Erhaltung der ewigen Stadt und die Herrschaft dem Volke zu verbürgen. Es war im achten Jahre der Regierung Numa's, als eine Seuche in Italien wüthete und auch in der Stadt große Verheerungen anrichtete. Der König, in tiefer Trauer, hatte sich in die Einsamkeit begeben und den schattigen Hain vor dem capenischen Thore aufgesucht, wo er in ernster Feier der Natur sich der Gottheit näher fühlte. Da saß er gedankenvoll am lebendigen Quell in einer kühlen Grotte, und plötzlich that sich der Himmel auf, drei feurige Blitze fuhren durch die heitere Luft, ein dreifacher Donner folgte, und von den Lüften sanft getragen, senkte sich langsam ein eiserner Schild herab und blieb zu den Füßen des Königs liegen. Noch war er in tiefes Staunen über die wunderbare Erscheinung versunken, als ihm die befreundete Göttin erschien und ihn belehrte, der Schild sei ein Unterpfand des göttlichen Schutzes und der Herrschaft, daher solle er ihn sorgfältig verwahren, und mit gewissenhafter Treue dafür sorgen, daß er nie den Römern entfremdet werden könne. Darauf ließ er die geschicktesten Werkmeister der Stadt zusammen kommen und fragte bei ihnen an, wer es übernehmen wolle, elf gleiche Schilde zu verfertigen mit solcher Kunst, daß keiner von dem andern unterschieden werden könnte. Keiner hatte solche Zuversicht, bis

ein alter Waffenschmied herantrat und erklärte, er wolle es vollbringen. Und es gelang ihm dergestalt, daß selbst der König die Einzelnen nicht mehr unterscheiden konnte. Sie wurden im Tempel der Vesta, später in dem Heiligthum des Mars auf dem Palatinus aufbewahrt und einmal jährlich, im Monat März, im festlichen Aufzuge durch die Stadt getragen. Dazu hatte er zwölf der schönsten und kräftigsten Jünglinge ausgewählt, welche an dem bestimmten Tage mit der Linken den Schild, in der Rechten die Lanze schwingend, unter Absingen heiliger Lieder und dem Schalle der Flöten die Straßen der Stadt durchzogen, Waffentänze aufführten und bald zusammen, bald in Halbchören mit allerlei künstlichen Wendungen und Verschlingungen im Tacte sich bewegten. Diese Festlichkeiten wurden zu Ehren des Mars Gradivus angestellt, den man früher eben sowohl als Wachsthum fördernden Gott, denn als Vorsteher des Kriegs verehrte. Einen mehr kriegerischen Charakter scheinen die spätern Salii Agonales oder Collini gehabt zu haben, deren Opferstelle auf dem quirinalischen Hügel war; eine Stiftung des Tullus Hostilius, zu Folge einer Pest oder mitten in den Gefahren der Schlacht gelobt.

Ein anderes Priester-Collegium, dessen Einführung ebenfalls auf Numa bezogen wird, wiewohl Livius dasselbe seinem Enkel Ancus Marcius zugeschrieben hat, waren die **Fetialen**, ein Collegium von 20 Männern auf Lebenszeit gewählt. Nicht bloß der Friedenszustand sollte geordnet und geregelt sein, auch die Kriegsführung sollte unter das Gesetz gestellt werden, damit zu diesem äußersten Gewaltmittel erst geschritten würde, wenn alle Bemühungen, den Frieden zu erhalten, gescheitert wären. Dann begab sich der Fetial an die feindliche Grenze und schleuderte einen mit Eisen beschlagenen oder im Feuer gehärteten blutigen Speer, in der Gegenwart von wenigstens drei Zeugen, in das feindliche Gebiet, indem er zugleich in feierlichen Ausdrücken den Feinden den Krieg ankündigte. Nicht minder waren die Fetialen beim Abschluß von Bündnissen thätig. Dazu wurden zwei bezeichnet, der Verbenarius und der Pater patratus. Der erstere ward vom König beauftragt, das heilige Kraut von einer gewissen Stelle auf der Burg zu holen, welches in Rosmarin, Oliven, Lorbeer, Myrthen bestand; damit berührt er dann dem andern Bevollmächtigten das Haar und gibt es ihm als heiliges Schirmzeichen in die Hand. Dieser vollbringt dann das Opfer auf dem Forum und schlägt das Opferthier mit einem scharfen und spitzigen Stein, indem er zugleich Fluch und Verwünschungen gegen diejenigen ausspricht, welche die Verträge verletzen würden.

Das Collegium der **Auguren**, welches gleichzeitig mit der Gründung des Staates zu setzen ist, hat Numa ebenfalls erweitert, ohne daß wir genauer zu bestimmen vermöchten, worin jene Erweiterung bestand.

Aber die oberste Aufsicht über alle heiligen Gebräuche, Ordnungen und Satzungen und über die gesammte Gottesverehrung hat er dem Collegium der **Pontifices** anvertraut, welches aus 5 Mitgliedern bestand, und, wie alle Priester, auf Lebenszeit erwählt, sich selbst ergänzte.

Zum Behufe dieser umfassenden Thätigkeit war dem Oberpriester (Pontifex Maximus) ein genaues Verzeichniß aller zur Verehrung der Götter angeordneten heiligen Handlungen übergeben worden, worin ausführlich erläutert war, an welchen Tagen, in welchen Tempeln, mit welchen Gebräuchen die Opfer dargebracht, und aus welchen Mitteln der Aufwand für diesen Zweck bestritten werden sollte. Also nicht nur die Bet-, Buß- und Dankfeste, welche von Seiten des Staates angeordnet waren, die Spiele, Feste und feierlichen Handlungen, welche die Gesammtheit des Volkes beging, sondern auch die Gottesverehrung der Geschlechter und Familien war unter die Obhut der Pontifices gestellt. Sie deuteten die göttliche Offenbarung, sie legten die Gesetze über die Verehrung der Götter aus, sie lös'ten alle Zweifel, welche in Sachen des Glaubens die Gewissen beschweren mochten. Daher sie auch richterliche Befugnisse hatten und ein Strafamt übten. Denn alle Streitigkeiten der Bürger, Staatsbeamten und Priester, welche das Gebiet der Religion berührten, werden durch sie geschlichtet; ihre Entscheidung war nicht gebunden an geschriebene Gesetze, sondern sie richteten nach bestem Wissen und Gewissen und waren Niemand verantwortlich für ihren Spruch. Außerdem hatten sie die Verpflichtung, alles Bedeutende und Bemerkenswerthe, was ihren Geschäftskreis berührte, sorgfältig aufzuzeichnen, woraus die Commentarii Pontificum entstanden. Endlich war es auch der Oberpriester, welcher das Andenken der Thaten und Schicksale des römischen Volkes auf die Nachwelt brachte. Denn in seinem Hause war eine weiße Tafel aufgestellt, auf welcher nicht nur die Namen der Magistrate, sondern alle denkwürdigen Ereignisse des Jahres aufgezeichnet waren, Krieg, Pestilenz, Theurung, Feuer- und Wassernoth, und was von Wundern und Zeichen gemeldet war. Diese kurzen Berichte standen Jedermann zur Einsicht offen und sind der Anfang römischer Geschichtschreibung geworden.

Mit den Befugnissen der Pontifices stand in enger Verbindung die neue Jahreseintheilung, welche dem Numa zugeschrieben wird. Unter Romulus war, wie es scheint, ein zehnmonatliches Sonnenjahr von 304 Tagen bei den Römern, wie auch bei andern italischen Völkern in Uebung gewesen. Dabei war durchaus keine Rücksicht auf das Verhältniß des Sonnenjahrs zum Umlauf des Mondes genommen und dadurch war Verwirrung entstanden. Numa hat daher ein Mondenjahr von 12 Monaten oder 355 Tagen eingeführt, dessen Verhältniß zum Sonnenjahr genau bestimmt, durch Schaltmonate von 22 Tagen, die regelmäßig alle zwei Jahre eintreten sollten, das Fehlende ergänzt, so daß nach einem Cyklus von 24 Jahren die bürgerliche Zeitrechnung in vollkommene Uebereinstimmung mit dem Umlauf der Sonne gebracht würde. Dabei hatte Numa auch den Anfang des Jahres verändert. Denn während früher der Monat März, zu Ehren des Kriegsgottes und Stammvaters des römischen Volks, die Reihe der Monde begann, hatte er den Januarius an die Spitze gestellt, wie es heißt, zu Ehren des Janus, welcher, ein alter Herrscher des Landes, oder eine Gottheit,

das Volk von roher Wildheit zum Staatsverband und zu einer mildern Lebensweise hingeführt. An diesen hatte er den Februarius gereiht, so genannt von dem großen Reinigungsopfer, welches in diesem Monat dargebracht wurde und mit den Lupercalien in Verbindung trat. Die neue Jahreseintheilung ward unter die Aufsicht der Pontifices gestellt und ihnen nicht nur die regelmäßige Einschaltung zur Pflicht gemacht, sondern auch die Bestimmung der Fest- und Feiertage, der Gerichtstage und aller derer, welche aus irgend einer Ursache für ungeeignet zu öffentlichen Geschäften geachtet wurden (dies festi, feriae, fasti, nefasti, comitiales, religiosi), ging von ihnen aus und unterlag ihrer Beurtheilung.

Wie das ganze Leben des Königs dem Dienste der Götter, den Künsten des Friedens und der Begründung gesetzlicher Ordnung geweiht war, so herrschte Ruhe und Frieden weit und breit in den Gauen der Sabiner, Latiner und Etrusker. So entschlief der König lebensmüde, im hohen Alter, über 80 Jahre. Patricier trugen seine Bahre, welche die gesammte Priesterschaft umgab. Männer, Frauen, Kinder, Bürger, Fremde weinten um den Todten, wie um einen Freund und Vater; er schien Allen gestorben zu sein.

---

126. Tullus Hostilius.

(Nach A. Schwegler, römische Geschichte.)

Nach Numa's Tode trat wiederum ein Zwischenreich ein, bis die Bürgerschaft den Tullus Hostilius, den Enkel jenes Hostilius, der sich zu Romulus' Zeit in der Schlacht gegen die Sabiner hervorgethan hatte, auf den Thron berief. Tullus war, grell abstechend von seinem friedfertigen Vorgänger, ganz das Ebenbild des kriegslustigen Romulus. Er suchte Krieg, um die Kräfte seines Volkes zu stählen und seine Herrschaft zu vergrößern. Eben traf sich's, daß römische Landleute im albanischen, albanische im römischen Gebiete geplündert hatten. Sofort gingen von beiden Staaten Gesandtschaften ab, um Genugthuung und Wiedererstattung des Geraubten zu fordern. Tullus hatte seine Gesandten angewiesen, unverzüglich ihre Forderung vorzubringen, in der Voraussicht, daß die Albaner abschlägig antworten würden; die Schuld verweigerter Sühne und die Verantwortung des Krieges falle alsdann — so berechnete er — auf den andern Theil. Er selbst hielt inzwischen die albanische Gesandtschaft hin, bis die römischen Abgeordneten in Alba einen abschlägigen Bescheid erhalten, und in Folge hiervon den Krieg erklärt hatten.

Die Albaner, über welche damals Caius Cluilius als Dictator herrschte, rückten mit großer Heeresmacht ins römische Gebiet ein. Fünf römische Meilen von Rom entfernt, schlugen sie ein Lager auf, um welches sie einen Graben zogen, der von da an, nach dem Heerführer

der Albaner, der cluilische Graben hieß. In diesem Lager starb Cluilius; an seine Stelle ward Mettius Fufetius vom Heer zum Dictator gewählt. Inzwischen hatte Tullus das feindliche Lager umgangen, und war in das albanische Gebiet eingerückt. Mettius Fufetius kehrte um, und zog ihm nach. Beide Heere standen sich gegenüber; eine Schlacht schien unvermeidlich. Da machte der albanische Dictator dem römischen Könige den Vorschlag, die Entscheidung einem Zweikampf anheim zu geben. Welcher der beiden Theile siegen würde, dessen Volk solle die Herrschaft haben. König Tullus willigte ein.

Der Zweikampf der Horatier und Curatier. Zufällig befanden sich in jedem der beiden Heere drei Brüder, an Alter und an Kräften sich ziemlich gleich. Horatier hießen die Römer, Curiatier die Albaner. Jedes der beiden Brüderpaare war, durch eine merkwürdige Fügung des Schicksals, in einer Geburt zur Welt gebracht worden; und nicht genug, auch die Mütter der Drillinge waren Zwillingsschwestern; der Albaner Sequinius, ihr Vater, hatte sie gleichzeitig, die eine an den Römer Horatius, die andere an den Albaner Curiatius vermählt, und sie hatten, jede in ihrer ersten Niederkunft, drei Söhne geboren. Diese Brüderpaare also sollten über Roms und Alba Longa's Schicksal entscheiden. Nachdem der Vertrag von den Fetialen geweiht ist, entbrennt der Zweikampf. Die drei Albaner werden verwundet, aber zwei der Römer fallen, und schon jauchzt das albanische Heer. Da versucht der überlebende Römer, der noch unverletzt war, List; er flieht, und die Curiatier, durch ihre Wunden gelähmt, folgen ihm in ungleichen Zwischenräumen; umkehrend tödtet er sie Einen nach dem Andern. Die Gräber der Gefallenen waren, wo ein Jeder erlegen war; diejenigen der zwei Römer an einer und derselben Stelle gegen Alba zu, diejenigen der drei Albaner getrennt von einander in der Richtung gegen Rom.

Des Horatius Schwestermord. An der Spitze der Römer zog Horatius, die Waffenbeute der Erschlagenen vor sich hertragend, voll Frohlockens nach Rom zurück. Beim capenischen Thor kam ihm seine Schwester entgegen, die mit Einem der Curiatier verlobt war. Als sie den Waffenrock, den sie mit eigener Hand ihrem Bräutigam gewirkt hatte, blutbefleckt auf den Schultern ihres Bruders erblickte, lös'te sie ihr Haar, und fluchte dem Mörder ihres Verlobten. Er aber, von Wuth ergriffen, zuckte das Schwert und durchbohrte sie mit den Worten: „Fahre hin mit deiner unzeitigen Liebe zu deinem Bräutigam, uneingedenk deiner gefallenen Brüder und des Lebenden, uneingedenk des Vaterlandes. So möge jede Römerin hinfahren, die einen gefallenen Feind betrauert." Nach dem Gesetze verurtheilten ihn die Blutrichter zum Galgen. Das Volk aber, an das er Berufung einlegte, erließ ihm die Todesstrafe, auf Fürbitten seines Vaters, der den Mord für gerechtfertigt erklärte. Doch mußte er, zur Sühne des Mordes, verhüllten Hauptes unter einem Balken weggehen, der als Joch quer über die Straße gelegt war. Dieses Joch, auf öffentliche Kosten von Zeit

zu Zeit erneuert, war bis in die spätesten Jahrhunderte zu sehen; man nannte es Schwesterbalken. Aber auch das ehrende Siegesdenkmal des Horatiers ward den nachgebornen Geschlechtern erhalten; ein Pfeiler, an dem die erbeuteten Rüstungen der Curiatier aufgehängt waren. Er hieß Pila Horatia, und war der Eckpfeiler der einen Seitenhalle des Forums.

Widerwillig fügten sich die Albaner unter Roms Oberherrlichkeit. Mettius sann auf Abfall, und zettelte bei den benachbarten Völkern, Verrath versprechend, wider Rom. In Folge dieser Anfreizungen stand Fidenä, das unter Romulus eine römische Colonie hatte aufnehmen müssen, mit Veji's Hülfe gegen die Römer auf. Alsbald zog Tullus gegen die Aufständischen zu Feld und entbot die Albaner zum Zuzug. Mettius erschien mit seinem Heerbann; es kam zur Schlacht; auf dem rechten Flügel, den Vejentern gegenüber, stand König Tullus, auf den andern Flügel, gegen die Fidenaten, hatte er die Albaner gestellt. Aber treulos, und doch auch wieder zu offenem Abfall zu feig, zog sich Mettius, als die Schlacht begonnen hatte, auf die nahe gelegenen Hügel zurück, um abzuwarten, wohin sich das Kriegsglück neigen würde. Tullus, den Verrath durchschauend, rief seinen Leuten, damit sie den Muth nicht sinken ließen, mit lauter Stimme zu, das albanische Heer mache auf seinen Befehl eine Schwenkung, um die Fidenaten zu umgehen. Als das die Fidenaten hörten, flohen sie. Nach blutigem Kampfe wurden auch die Vejenter in die Flucht geschlagen. Nun kam Mettius, den Sieger zu beglückwünschen. Tullus stellte sich getäuscht, empfing ihn freundlich, und befahl dem albanischen Heere, in das römische Lager einzurücken. Auf den folgenden Tag wurden beide Heere zu einer Versammlung berufen. Als hier die Albaner, ohne Arg und waffenlos erschienen, wurden sie von einer bewaffneten römischen Legion umringt. Jetzt hielt Tullus ein strenges Strafgericht. Den Mettius ließ er, weil er sein Herz zwischen Freund und Feind getheilt hatte, zwischen zwei Gespanne binden und zerreißen; den Albanern wurde befohlen, ihre Stadt zu räumen und nach Rom zu ziehen. Unter Drommetenschall ward Alba Longa geschleift; nichts, als die Tempel, ward verschont. Die Stätte der zerstörten Stadt blieb seitdem ein öder Trümmerhaufen.

Den nach Rom verpflanzten Albanern wies Tullus den Cälius zum Wohnsitz an, den er in Folge davon zur Stadt zog, und auf dem er selbst seine Wohnung nahm. Die Bevölkerung Roms wurde durch die Uebersiedelung der Albaner aufs Doppelte gebracht. Dieser Zuwachs kam namentlich der römischen Kriegsmacht zu gut; Tullus verdoppelte die Zahl der Ritter, indem er zu den bisher bestandenen zehn Schwadronen (Turmen) zehn neue hinzufügte, die er aus den Albanern nahm. Die Zahl der romulischen Rittercenturien wurde durch diese Aenderung nicht vermehrt; es blieben deren drei, aber jede derselben zählte nunmehr, statt wie bisher hundert Ritter, deren zweihundert. Auch die Anzahl der patricischen Geschlechter vermehrte Tullus, indem er die

vornehmsten Familien der Albaner — die Julier, Servilier, Quinctier, Geganier, Curiatier, Clölier — in das römische Patriciat aufnahm. Endlich baute Tullus dem Senat des vergrößerten und erstarkten Staates ein würdiges Obdach, die nach ihm benannte Hostilische Curie, — jenen ehrwürdigen Bau, der über sechs Jahrhunderte lang der gewöhnliche Versammlungsort des Senats war, bis er 52 v. Chr. bei dem stürmischen Leichenbegängnisse des Clodius in Flammen aufging.

Im Vertrauen auf die erstarkte Macht seines Reiches versuchte Tullus das Kriegsglück nach allen Seiten hin: gegen die Sabiner, die Latiner und die Etrusker.

Aber über den unaufhörlichen Kriegen kamen die frommen Ordnungen Numa's in Verfall. Der Gottesdienst wurde versäumt: verkehrte Religionsgebräuche kamen auf; trotziger Sinn nahm überhand. Bereits gab sich der Zorn der Götter in drohenden Anzeichen kund. Auf dem Albanerberg fiel ein Steinregen; in Rom brach eine Pest aus. Doch alles dies wandte den trotzigen Sinn des nur nach Krieg und Eroberung dürstenden Königs nicht, bis auch ihn eine langwierige Krankheit auf's Lager warf. Nun wurde er kleinmüthig, und er, der vorher nichts für weniger königlich gehalten hatte, als die Beschäftigung mit dem Gottesdienste, unterwarf sich jetzt ängstlich allen religiösen Satzungen und Gebräuchen. Die Götter aber blieben stumm und thaten ihm kein Heilmittel kund. Endlich versuchte er, durch Numa's geheime Zauberformeln dem Jupiter Elicius Offenbarungen abzuzwingen; aber das Verfahren, das er einschlug, war verfehlt, und Jupiter, durch die Vermessenheit des Zudringlichen gereizt, sandte zürnend seinen Blitzstrahl auf ihn herab. Tullus verbrannte sammt seinem ganzen Hause, und es ward nichts mehr von ihm gesehen. Zweiunddreißig Jahre hatte seine Herrschaft über Rom gewährt.

---

127. Ancus Marcius.

(Nach Fr. Dor. Gerlach und J. J. Bachofen, Geschichte der Römer.)

So ruhmvoll Tullus Hostilius' 32jährige Regierung gewesen war, so hatte sie dennoch Numa's Andenken nicht verdunkeln können. Denn als der Thron erledigt und das Zwischenreich wieder eingetreten war, wurde der Enkel Numa's, **Ancus Marcius**, vom Volke erwählt und vom Senat bestätigt. Auch ist er Anfangs ganz in die Fußstapfen des frommen Königs eingetreten, und, weil bei den unaufhörlichen Kriegen unter Tullus die Verehrung der Götter entweder vernachlässigt, oder fremde Gebräuche eingerissen waren, so stellte er die frühere Ordnung wieder her, führte Alles wieder auf die Satzungen Numa's zurück und ließ zu diesem Behufe eine Abschrift derselben an einem öffentlichen Orte aufstellen, damit sie Jedermann zugänglich wären. So hat er namentlich das Fetialrecht weiter ausgebildet und mit neuen Bestim-

mungen vermehrt, so daß ihn Livius für dessen Gründer hielt. Auch für den Landbau, die Viehzucht und alle friedlichen Beschäftigungen eifrigst besorgt, lobte er die Fleißigen, ermunterte die Lässigen und stand mit Rath und That dem Bürger bei. Aber es ward ihm nicht, wie König Numa, die Gunst des Schicksals, daß er die Früchte seiner Bemühungen in Frieden ernten sollte. Die Latiner, entweder weil sie die friedliche Gesinnung des Königs für Schwäche hielten, oder wähnend, daß der Vertrag, den sie mit dem König Tullus abgeschlossen, mit seinem Tod erloschen sei, erhoben sich auf's Neue und suchten Gelegenheit zum Krieg. Streifereien und Raubzüge in der römischen Mark gingen, wie gewöhnlich, voraus. Ancus, streng sich an die Gesetze bindend, die er selbst gegeben, sandte die Friedensboten, um vorher den Weg friedlicher Ausgleichung zu versuchen. Aber wie ein Funke, der lange unter der Asche glimmte, wenn ein Luftstrom ihn berührt, schnell zur Flamme wird, so hat damals die Fackel des Kriegs bald ringsum gezündet. Nach den Latinern griffen die Sabiner zu den Waffen, die Fidenaten, die Vejenter und selbst die Volsker erhoben Streit. Ein Glück, daß nicht alle gleichzeitig im Feld erschienen, sonst würde selbst die rastlose Thätigkeit des Ancus so vielen Feinden nicht gewachsen gewesen sein.

Zuerst nun wandte Ancus sich gegen die Latiner, welche am frühesten die Waffen ergriffen hatten und durch ihre Nähe die Stadt mehr als alle andern Feinde bedrohten und selbst die Verbindung mit Alba häufig unterbrachen. Das nächste Ziel seiner Unternehmungen war Politorium; und ehe noch das lateinische Bundesheer sich versammelt hatte, eroberte er die Stadt. Nicht lange darauf gewann er auf gleiche Weise die beiden Städte Tellenä und Ficana, welche in südlicher Richtung nach der Meeresküste gelegen waren. Dadurch wurde Rom wenigstens von einer Seite von der Gefahr eines plötzlichen Ueberfalls befreit, und eine unmittelbare Verbindung mit der See ward vorbereitet. Ancus beobachtete bei diesen Eroberungen die größte Mäßigung, indem er die Einwohner jener Städte, ohne sie im Geringsten an Leib und Gut zu beschädigen, nach Rom verpflanzte, den Tribus einverleibte und ihnen Wohnplätze auf dem Aventinus anwies. Diese Veranlassung benutzten die Latiner, um das verödete Politorium aufs Neue zu besetzen und die Ländereien der ausgewanderten Einwohner für sich zu nutzen. Darauf zog der König zum zweiten Male und mit großer Heeresmacht vor die Stadt, und da auch das latinische Heer im Feld erschien, lieferte er unter den Mauern von Politorium den Feinden eine große Schlacht, worin er Sieger war, eroberte Politorium zum zweiten Mal, ließ die Mauern niederreißen und die ganze Stadt durch Feuer zerstören, so daß die Latiner sie nicht ferner als Waffenplatz benutzen konnten. Diese rächten sich dafür, indem sie Medullia, das den Römern schon von Romulus befreundet und nur zuletzt unter Tullus Hostilius in seiner Treue wankend geworden war, in Eilmärschen überrumpelten und drei Jahre lang, alles Widerstandes der Römer ungeachtet, be-

haupteten. Im vierten Jahre endlich gelang es dem Ancus, die Stadt wieder zu gewinnen, und von nun an nahm der Krieg entschieden eine günstigere Wendung. Denn bald darauf wurde das abtrünnige Fidenä aufs Neue unterworfen, die Stadt erobert und die Einwohner nach Rom abgeführt; und da die Latiner auch hier wieder festen Fuß zu fassen suchten, führte Ancus sein Heer zum zweiten Male gegen die Stadt, eroberte sie mit stürmender Hand, überließ sie dem Kriegsvolk zur Plünderung und machte Alles dem Boden gleich, so daß von der einst blühenden Stadt nur noch ein Trümmerhaufen und Ruinen übrig blieben. Darauf schlug er die Latiner noch in mehreren Gefechten und zog gegen die Sabiner, welche, die Bedrängniß der Römer im Latinerkrieg für sich benutzend, verheerende Einfälle in's römische Gebiet gemacht. Mit großer Heeresmacht zog Ancus geraden Wegs gegen Veliträ, die Hauptstadt der Volsker, schloß dieselbe ein und setzte ihr so lebhaft zu, daß die bestürzten Einwohner demüthig um Schonung baten, worauf der Friede wieder erneuert wurde. Am gefährlichsten war der Kampf mit Veji, welches in einem ähnlichen Verhältnisse wie Rom, Haupt- und Mittelpunkt nicht unbeträchtlicher Streitkräfte, nicht, wie Sabiner, Volsker und Latiner, planlos und ohne Zusammenhang in Einzelkämpfen sich versuchte, sondern mit vereinigter Heeresmacht Rom, besonders von Fidenä her, bedrohte, mit dem es beständig eine geheime Verbindung unterhielt. Daher ein vejentisches Heer über die Tiber setzte und von Fidenä aus wiederholte Streifzüge in die römische Landschaft machte. Indessen gelang es dem Ancus, vermöge seiner trefflichen Reiterei, die gesammte etruskische Heeresmacht in einer großen Schlacht zu überwinden, so daß seitdem auch die nördliche Grenze gesichert war, und die Städte, welche bisher in Abhängigkeit von Rom gestanden, seitdem ohne Unterstützung von dem mächtigen Veji, wieder in die frühern Verhältnisse zurück traten. Also hat Ancus Marcius am Ende seiner bewegten Regierungszeit nach allen Seiten hin die Grenzen des Staates befestigt und gesichert. Gegen Norden blieb der Tiberstrom noch immer eine feste Wehr gegen die Etrusker. Fidenä war unbevölkert und zerstört, die Sabiner hatten erfahren, daß in der Ebene die Reiterei den Römern ein entschiedenes Uebergewicht verlieh. Die Volsker hatten für ihre Raublust schwer gebüßt, und die Latiner, wenn auch im Ganzen unbesiegt, hatten aufs Neue die Schwäche ihres Bundes verrathen, weil selten mit vereinter Kraft gefochten, noch weniger nach gemeinsamem Plane die Führung des Kriegs geleitet worden war. Dagegen hatte Rom nicht nur eine ungehinderte Verbindung der verschiedenen Theile seines Gebiets gewonnen, sondern dasselbe namentlich gegen die Meeresküste hin erweitert, so daß, nach Abtretung des mäsischen Waldes von Seiten der Vejenter, einem unmittelbaren Verkehr mit der See nichts mehr im Wege stand. Um diesen auf bleibende Weise für die Zukunft zu sichern, wurde die Hafenstadt Ostia an der Mündung des Tiber angelegt, und diese Anlage allein beweist's schon nicht weniger die innere Erstarkung des neuen Staats, als die beträchtliche Ausdeh-

nung an Flächenraum, dessen Grenzen sich bereits vom Anio bis ans Meer und von dem Tiber bis an den Albaner See erstreckten.

Wenn die neuen Einwohner vorzugsweise auf dem Aventinus angesiedelt wurden, welche Gegend bis auf die Zeiten der Gracchen recht eigentlich das Quartier der Plebejer war, so liegt der Gedanke nah, diese Niederlassungen als die Grundlage des plebejischen Standes zu betrachten, welcher in keinem bestimmten Verhältnisse zu dem alten Patriciat, wie die ursprüngliche Clientel, als Kronbauern die Nothwendigkeit von gesetzlichen Bestimmungen begründeten. So finden wir 120 Jahre nach der Gründung in Rom einen wohlgeordneten Staat, der durch Kämpfe nach außen hin gestärkt, im Innern durch Ackerbau, Handel und Gewerbe blüht, eine Bürgerschaft, welche durch frischen Zuwachs immerfort verjüngt, thätig und arbeitsam daheim, nicht minder freudig ihren Fürsten in die Schlachten folgt, und mitten unter verschiedenartige Völker hingestellt, aus der Berührung mit Allen neue Kraft des Lebens schöpft.

---

128. Tarquinius Priscus.

(Nach A. Schwegler, römische Geschichte.)

Unter der Regierung des Ancus Marcius war ein reicher Fremdling, Namens Lucumo, aus Tarquinii nach Rom eingewandert. Es war dieser Lucumo der Sohn des Demaratus, eines vornehmen Korinthiers aus dem Geschlecht der Bakchiaden, der sich, als der Zwingherr Cypselus die Bakchiaden aus Korinth vertrieb, nach Etrurien geflüchtet, in Tarquinii niedergelassen, und hier eine Etruskerin zum Weibe genommen hatte. Aber als der Sohn eines Ausländers und Ausgewanderten konnte Lucumo, trotz des Reichthums, den ihm sein Vater hinterlassen hatte, in Tarquinii nicht zu öffentlichen Ehren und Würden gelangen, eine Zurücksetzung, die seine Gemahlin Tanaquil, eine vornehme Etruskerin von hochstrebendem Geiste, so bitter empfand, daß sie ihrem Manne anlag, Tarquinii zu verlassen. Lucumo folgte ihrem Rathe, und sie zogen nach Rom. Nahe am Ziele, vor den Thoren der Stadt überraschte sie ein glückverkündendes Wahrzeichen. Als sie nämlich auf der Höhe des Janiculum angekommen waren, und Rom zu ihren Füßen liegen sahen, ließ sich plötzlich ein Adler aus den Lüften herab, nahm dem Lucumo den Hut vom Haupte, kreis'te damit unter großem Geschrei über dem Wagen herum, und setzte ihm dann denselben wieder auf. Tanaquil, als Etruskerin der himmlischen Zeichen kundig, war hocherfreut, und hieß ihren Mann das Kühnste hoffen. In Rom gelangte Lucius Tarquinius — so nannte man hier den Eingewanderten — bald zu Ansehen und Einfluß. Zuvorkommenheit und Freigebigkeit machten ihn dem Volke, Tapferkeit im Felde und Weisheit im Rath dem Könige werth. Sterbend bestellte ihn Ancus

Marcius zum Vormund seiner noch unmündigen Söhne. Aber als Ancus Marcius gestorben war, trat Tarquinius selbst als Bewerber um die Königswürde auf, und sie ward ihm, als dem Würdigsten, vom Volke einstimmig übertragen.

Tarquinius war ein sehr thatkräftiger und unternehmender Fürst; aber es bedurfte auch eines solchen, um Rom gegen die Gefahren, die es rings bedrohten, aufrecht zu erhalten. Die Ersten, die sich wider ihn erhoben, waren die Latiner. Sie sahen den Vertrag, zu dem sie sich unter Ancus hatten bequemen müssen, mit dessen Tode für erloschen an, und fielen plündernd in die römische Markung ein. Tarquinius zog gegen sie zu Feld und nahm die reiche Stadt Apiolä im Sturm. Darauf trug er seine siegreichen Waffen in die Landschaft jenseits des Anio und eroberte in einer Reihe von Feldzügen theils Städte der Altlateiner, theils römische Unterthanenstädte, die zu den Latinern abgefallen waren. Zu einer Hauptschlacht kam es in diesen Feldzügen nicht; jede Stadt unterlag in vereinzelter Gegenwehr. In Collatia ließ Tarquinius eine Besatzung und seinen Brudersohn Egerius — der hiervon den Beinamen Collatinus erhielt — als Lehensfürsten zurück.

Seinen gefährlichsten Krieg hatte Tarquinius mit den Sabinern zu bestehen. Diese streitbaren Männer des Gebirgs erschienen so plötzlich vor den Thoren Roms, daß Tarquinius ihnen nicht einmal den Uebergang über den Anio verwehren konnte. Eine erste, blutige Schlacht blieb unentschieden; einer zweiten gab eine gelungene Kriegslist siegreichen Ausgang. Während des Treffens ließ nämlich Tarquinius brennende Flöße den Anio hinabtreiben; diese Flöße blieben an der Brücke hängen, welche die Sabiner über den Anio geschlagen hatten, und die ihnen den Rückzug sicherte; bald stand die ganze Brücke in lichten Flammen. Die Sabiner, durch diesen Anblick außer Fassung gesetzt, wichen und wandten sich zur Flucht, aber die Zerstörung der Brücke hatte ihnen den Rückweg abgeschnitten, die Meisten wurden niedergehauen oder ertranken im Fluß, nur Wenige retteten sich ins Gebirge. Mit nicht besserem Erfolge erneuerten die Sabiner einige Jahre später den Krieg gegen Rom; sie mußten zuletzt um Frieden bitten und die Oberhoheit Roms anerkennen.

Von Feldzügen des Tarquinius gegen die Etrusker weiß Livius nichts; nach Dionysius dagegen hat er auch mit diesem Nachbarvolke in mehrjährigem Kriege sich abgerungen. Die Etrusker stellten gegen ihn, als der Krieg ausgebrochen war, ein großes Bundesheer ins Feld, wurden aber bei Veji, und einige Jahre später in einer großen Entscheidungsschlacht bei Eretum so vollständig geschlagen, daß sie sich entschlossen, den römischen König um Einstellung der Feindseligkeiten zu bitten. Tarquinius erklärte sich hierzu bereit, unter der Bedingung, daß er von den Etruskern durch eine förmliche Erklärung als Haupt ihres Staatenbundes anerkannt werde. Die etruskischen Bevollmächtigten, denen Tarquinius dieses eröffnet hatte, erschienen nach einigen Tagen

wieder mit der gewünschten Erklärung, und überbrachten ihm huldigend im Namen des gesammten Etruriens die Abzeichen der Oberherrlichkeit — eine goldene Krone, einen elfenbeinernen Thronsessel, einen Scepter, auf welchem ein Adler saß, eine purpurne, mit Gold gestickte Tunica und Toga; Abzeichen, welche den herkömmlichen Schmuck der etruskischen Könige bildeten. Auch zwölf Beile in Ruthenbündeln überbrachten sie ihm, entsprechend der Zwölfzahl der etruskischen Cantone. Doch nahm Tarquinius diese Insignien nicht eher an, ehe Senat und Volk ihn ermächtigt hatten, sie zu tragen; von da an blieben sie der auszeichnende Ehrenschmuck der römischen Könige.

Nicht weniger als für die Sicherstellung und Erweiterung der römischen Herrschaft nach außen, war Tarquinius für den innern Ausbau und die verfassungsmäßige Entwicklung seines Staates besorgt. Die Hauptschwierigkeit war hier das politische Mißverhältniß der neuen Bürgerschaft zur alten, ein Verhältniß, das eine Regelung zur Ausgleichung gebieterisch erforderte. Tarquinius sah die Nothwendigkeit ein, den billigen Ansprüchen der Neubürger gerecht zu werden. Er erhob eine der bisherigen Anzahl der patricischen Geschlechter gleiche Zahl plebejischer Geschlechter ins Patriciat; er verdoppelte, dieser Verdoppelung der drei alten Stammtribus entsprechend, die drei alten Rittercenturien; wählte endlich aus der Zahl der Neubürger hundert angesehene Männer in den Senat, wodurch er den letztern, der bisher nur zweihundert Mitglieder gezählt hatte, auf dreihundert brachte.

Anfänglich hatte Tarquinius beabsichtigt, aus der Plebs ganz neue Tribus und Rittercenturien zu schaffen. Allein dieses Vorhaben scheiterte an dem Widerstande des Attus Navius, des angesehensten Augurs in damaliger Zeit. Navius hielt ihm entgegen, ohne Genehmigung der Vögel dürfe nichts an den Einrichtungen geändert werden, die Romulus nach Befragung des Vögelflugs getroffen habe. Aergerlich über diesen Widerspruch gab ihm der König, seiner Kunst spottend, auf, aus dem Vögelflug zu erforschen, ob das möglich sei, was er, der König, in diesem Augenblick sich denke. Der Augur, nachdem er die Vögel befragt, antwortete, es sei möglich. Nun wohl, entgegnete der König, so schneide mit diesem Scheermesser diesen Schleifstein entzwei, denn dies war es, was ich mir gedacht hatte. Ohne zu zögern, schnitt der Augur den Stein mit dem Scheermesser entzwei. Schleifstein und Scheermesser wurden zum Andenken an die merkwürdige That auf der Stelle, wo sie geschehen war, vergraben, und eine Einfassung (Puteal) darauf gesetzt; daneben, hart an den Stufen der Curie, wurde dem Attus ein ehernes Standbild errichtet. Tarquinius aber verzichtete jetzt auf sein Vorhaben, und begnügte sich, innerhalb der hergebrachten drei Tribus und Rittercenturien die Anzahl der Geschlechter und Ritter zu verdoppeln.

Am meisten that Tarquinius für die Wohnlichkeit und den Glanz der Stadt. Er war es, der jene großartigen Werke, auf welche noch das kaiserliche Rom stolz war, theils ausführte, theils begründete und

vorbereitete. Die Niederungen der Stadt, namentlich das untere Forum, das Velabrum, das Thal des Circus, waren damals noch Sumpf, oder wenigstens stagnirende Lachen, die jede Tiberüberschwemmung wieder füllte. Diese Niederungen zu entsumpfen und bewohnbar zu machen, legte Tarquinius unterirdische Abzugs-Canäle oder Stromgewölbe (Cloaken) an; staunenswürdige Werke von unvergleichlicher Dauerhaftigkeit. Den durch diese Abzugs-Canäle trocken gelegten Raum zwischen dem Capitolin und der Velia bestimmte er zu einem Markt- und Verkehrsplatze (Forum), umgab ihn mit Hallen und Krambuden, und leitete durch unentgeltliche Vertheilung von Bauplätzen den städtischen Anbau in diese Gegend. Das Thal zwischen Aventin und Palatin, gleichfalls ein trockengelegtes Sumpfbette, richtete er zu einer Rennbahn (Circus) her, indem er den Senatoren und Rittern Plätze anwies, wo sich ein Jeder ein Gerüst zum Zuschauen bauen konnte; diese Gerüste standen auf zwölf Fuß hohen hölzernen Gabeln. Die Spiele, die Tarquinius hier zum ersten Male aufführte, bestanden in Wagenrennen und Faustkampf; sie wurden seitdem alljährlich unter dem Namen der „römischen Spiele" gefeiert. Ein weiteres Unternehmen, zu dem Tarquinius nur Zurüstungen traf, war die Befestigung der Stadt durch Zuziehung einer regelmäßigen Ringmauer aus Quadersteinen. Das letzte Werk endlich, durch das der hochsinnige König den Namen der Tarquinier verewigte, war der Bau des capitolinischen Jupitertempels, den er im Sabinerkriege gelobt hatte. Doch war ihm selbst nur die Aufführung der Grundmauern, die Vollendung des Werkes erst seinem Sohne beschieden.

Tarquinius stand im 38. Jahre seiner ruhmreichen Regierung, im 80. seines Lebens, als er durch Mörderhand fiel. Die Söhne des Ancus hatten es ihm nie vergeben, daß er sie vom väterlichen Throne verdrängt hatte. Ihr Unmuth stieg, als sie in Servius Tullius, dem Eidam des Königs, dessen wahrscheinlichen Nachfolger sahen. Dies zu verhindern, und zugleich an ihrem Widersacher Rache zu nehmen, nahmen sie zwei Meuchelmörder in Dienst, die, als Hirten verkleidet, unter dem Vorwande eines Rechtshandels vor den König traten und den arglosen Greis mit einer Axt erschlugen.

129. Servius Tullius.

(Nach A. Schwegler, römische Geschichte.)

Ueber den Ursprung des Servius Tullius gingen schon im Alterthum widersprechende Sagen, doch alle stimmen darin überein, daß ihn die Gunst des Glücks aus niedrigem und demüthigem Loose zur höchsten Stufe menschlicher Ehren erhob. Er war ein Sohn der Ocrisia, einer Sclavin der Königin, die bei der Eroberung von Corniculum erbeutet worden war, und nach der alterthümlichen Form der Sage sein Vater der Genius des Heerdes, der Hauslar der Königsburg.

Dieser höhere Ursprung des Kindes wurde auch durch Wunderdinge beglaubigt. Als der Knabe einst um Mittag in der Vorhalle der Königsburg eingeschlafen war, flammte Feuer aus seinem Haupte hervor. Wer es sah, erschrak; doch die Königin erkannte des Wunders Bedeutung und verbot das Feuer zu löschen. Der Knabe erwachte, und die Flamme verschwand.

Der Jüngling entfaltete frühzeitig ächt königliche Eigenschaften. Ehrenhaftigkeit des Charakters, Einsicht und Tüchtigkeit in Geschäften, Muth und Tapferkeit im Feld zeichneten ihn vor allen seinen Altersgenossen aus. Er wurde dem Könige und dem Volke gleich werth. Der König erkor ihn, als den Würdigsten der Jünglinge, zu seinem Eidam; überließ ihm auch, bei zunehmendem Alter, einen Theil der Regierungsgeschäfte. Man gewöhnte sich allmählich, in Servius den Erben des Throns zu sehen, zumal da die beiden Söhne des Tarquinius noch im Knabenalter standen, und eben diese Voraussicht war es gewesen, was die Söhne des Ancus Marcius zu ihrem Mordanschlag bewogen hatte. Allein ihr Plan ward vereitelt. Auf Tanaquil's Rath und Andringen übernahm Servius, während das Gerücht ausgesprengt wurde, der König lebe, die Wunde sei nicht tödtlich und Genesung zu hoffen, die Regierungsgewalt, angeblich im Auftrage und als Stellvertreter des verwundeten Königs. Auf dem Königsstuhle sitzend, sprach er Recht, und übte fürstliche Freigebigkeit. Als es endlich Zeit war, den Tod des Tarquinius bekannt werden zu lassen, hatte er seine Stellung so befestigt, daß er es wagen konnte, mit Umgehung des Senats, der nach dem Herkommen das Vorschlagsrecht hatte, vor dem Volke unmittelbar als Bewerber aufzutreten, und mit vollständigstem Erfolg. Die Söhne des Ancus Marcius waren, als sie ihren Plan gescheitert sahen, aus Rom entwichen, und nach Suessa Pometia ins Elend gegangen.

Die Thaten, durch die sich Servius Tullius ein unvergängliches Andenken in der Geschichte gestiftet hat, waren nicht Kriege und Eroberungen, sondern Werke des Friedens. Zwei nehmen darunter den ersten Rang ein: die Vollendung der Stadt, die er mit Mauern, Graben und Wall umgab, und die Stiftung der Centurien-Verfassung. Servius machte, indem er auch noch den Esquilin und Viminal zur Stadt zog, die Zahl der sieben Hügel voll; und um diese sämmtlichen sieben Hügel zog er eine neue, regelmäßige Quadermauer — ein Bau, den zwar schon Tarquinius Priscus begonnen hatte, an dessen Vollendung er aber durch ununterbrochene Kriege und durch die Größe des Werks gehindert worden war. Servius fügte namentlich den mächtigen Wall hinzu, der die Bestimmung hatte, die leicht angreifbare Ostseite der Stadt zu decken. Die zweite Hauptthat des Servius war die von ihm gestiftete Centurien-Verfassung*). Sie vollendete eben so den innern Ausbau des Staates, wie die servischen Befestigungs-

*) S. die folgende Nr. 130.

mauern den äußern Umfang der Stadt vollendet hatten. Servius gab durch diese Verfassung der römischen Nation eine neue, auf einem principiell verschiedenen Eintheilungsprincip beruhende Gliederung, und eben damit ihrer ganzen Verfassungs-Entwicklung eine neue Grundlage. Mit Recht hat ihn die dankbare Nachwelt dem Numa zur Seite gestellt; denn wie dieser der Stifter des Gottesdienstes und des geistlichen Rechts, so war Jener dem römischen Volke der Stifter seiner bürgerlichen Ordnung und seines öffentlichen Rechts.

Auch die auswärtige Politik des Servius trägt einen vorherrschend friedlichen Charakter. Er hat zwar, wie fast alle seine Vorgänger, auch Kriege geführt: nämlich gegen die Etrusker, die nach Tarquinius' Tode die römische Vorstandschaft nicht mehr anerkennen wollten, und die nun Servius Tullius in wiederholten Feldzügen so demüthigte, daß die zwölf Staaten auf einer Tagsatzung beschlossen, sich der römischen Hegemonie wiederum zu unterwerfen. Eine Frucht friedlicher Politik dagegen war die Stellung, die er dem römischen Staat im latinischen Staatenbunde zu verschaffen wußte. Es war eben um jene Zeit, daß die Städte des ionischen Bundes auf gemeinsame Kosten den Artemistempel in Ephesus bauten. Diesen Gedanken ergriff Servius, indem er den latinischen Fürsten und Edeln, mit denen er sich in dieser Absicht persönlich befreundet, und auch von Staatswegen Gastfreundschaft geschlossen hatte, den Vorschlag machte, der Diana ein ähnliches Bundesheiligthum auf gemeinsame Kosten des römischen Volkes und der latinischen Völkerschaften zu erbauen, und zwar in Rom; ein Vorschlag, in dessen Annahme die stillschweigende Anerkennung der römischen Vorstandschaft lag. Auf wiederholtes Andringen des Servius willigten die Latiner endlich in diesen Vorschlag ein, und der Dianentempel auf dem Aventin wurde als gemeinsames Bundesheiligthum aus gemeinschaftlichen Beiträgen sämmtlicher Bundesstaaten erbaut. Die latinischen Völkerschaften versammelten sich hier zu jährlicher Festfeier, mit der sich, wie gewöhnlich mit dergleichen Festversammlungen, auch Handelsmessen verbanden.

Servius' Ende war tragisch; mit Recht hat es Livius den tragischen Gräueln griechischer Königshäuser zur Seite gestellt. Servius hatte seine zwei Töchter mit den zwei Söhnen des Tarquinius Priscus, dem Lucius und Aruns Tarquinius, vermählt. Es traf sich, daß in beiden Paaren Gemüther von ungleicher Sinnesart zusammenkamen. Die ältere Tullia, die den Lucius Tarquinius zum Gatten hatte, war sanft und fromm; die jüngere, die Gattin des Aruns, ein Weib von wildem, gewaltthätigem, ruchlosem Gemüthe. Umgekehrt war Aruns ein stiller und anspruchsloser Jüngling, Lucius dagegen stolz und herrschsüchtig und jeder Freventhat fähig. Gleiche Gesinnung brachte die verwandten Gemüther einander näher. Die wilde Tullia, über ihres Vaters langes Leben, ihres Mannes Thatlosigkeit ergrimmt, wandte sich dem ehrgeizigen, unternehmenden Lucius Tarquinius zu und trieb ihn zu verbrecherischen Anschlägen. Bald hatten sich Beide, über die Leichen von

Bruder und Schwester hinweg, die Hand zur Ehe gereicht. Nun waren auch die Tage des alten Servius gezählt. Von der frevelhaften Tullia gespornt, die ihn täglich antrieb, das Werk zu vollenden, damit ein Bruder- und Schwestermord nicht umsonst verübt sei, that Lucius Tarquinius endlich den letzten Schritt. Nachdem er unter den Patriciern, besonders denen der minderen Geschlechter, sich einen Anhang gebildet und alle Vorbereitungen getroffen hatte, trat er eines Tages, im königlichen Gewande, von einer Schaar Bewaffneter gefolgt, auf dem Forum auf, und ließ, auf dem Königsstuhle vor der Curie sitzend, durch einen Herold die Väter vor den „König Tarquinius" entbieten. Die Gerufenen erschienen, und Tarquinius nahm förmlich von dem Throne Besitz. Inzwischen war Servius, von diesen Vorgängen benachrichtigt, herbeigeeilt; es entspann sich ein heftiger Wortwechsel; erbittert stürzte Servius zuletzt auf Tarquinius los, um ihn vom Königsstuhle wegzureißen; da ergriff Tarquinius den alten Mann, schleppte ihn zur Curie hinaus und warf ihn die Stufen hinab. Das Gefolge des Königs floh. Mühsam raffte der Greis sich auf, gebrochen und blutend, um sich, von wenigen Getreuen gestützt, in seinen Palast zu retten. Aber kaum war er auf der Höhe der cyprischen Gasse angekommen, als die Schergen des Tarquinius ihn einholten und ermordeten. Die Leiche blieb im Wege liegen. Tullia hatte das Ziel ihrer Wünsche erreicht. Unfähig, ihre Freude zu verbergen, erschien sie alsbald auf dem Forum, wo sie ihren Mann aus der Curie herausrief, und ihn, sie zuerst, mit dem Königsnamen begrüßte. Auf der Heimfahrt kam sie durch die Gasse, wo ihres Vaters Leiche im Wege lag. Die Maulthiere schreckten zurück, der Knecht hielt die Zügel an; sie aber, wie sinnberaubt und von den Rachegeistern des Gemordeten gepeitscht, befahl ihm, über die Leiche wegzufahren. Blut bespritzte den Wagen und ihr Kleid. Seitdem hieß diese Gasse die Frevelgasse (vicus sceleratus).

So endete Servius Tullis nach einer Regierung von 44 Jahren. Er blieb bei dem Volke in theurem Andenken als der erste, im engern Sinne des Wortes verfassungsmäßige König, als der Begründer der römischen Volksfreiheit. Wie mild und bürgerlich der Geist seiner Regierung war, erhellt aus der Sage, er habe gegen Ende seines Lebens beabsichtigt, die Alleinherrschaft niederzulegen und eine republikanische Verfassung (das Consulat) einzuführen; nur sein frühzeitiger Tod habe ihn an der Ausführung dieses Planes gehindert, oder vielmehr, eben dieser Plan sei die Ursache gewesen, daß sich die Patricier mit dem jüngeren Tarquinius zu seinem Sturz verschworen hätten. Noch lange nachher, als das Königthum längst nicht mehr bestand, feierte die römische Plebs in dankbarer Erinnerung den Geburtstag des volksfreundlichen Fürsten. Den Monat seiner Geburt wußte man nicht, wohl aber, daß er an einem Nonentage geboren sei. Daher versammelte sich an diesen Monatstagen immer eine große Menschenmenge, das Gedächtniß des gemordeten Königs und seiner gerechten Gesetze feiernd, so daß die Behörden, um förmlichen Zusammenrottungen und

aufständischen Bewegungen der erregten Volksmenge vorzubeugen, Vorkehrung trafen, daß wenigstens nie ein Markttag auf die Nonen fiel.

So steht Servius als eine höchst denkwürdige Gestalt in der römischen Geschichte da; denkwürdig auch dadurch, daß er die Gunst, freilich auch die Wandelbarkeit des Glücks in seltenem Maße erfahren hat. Aus dem Knechtsstande hob ihn Göttin Fortuna auf den Thron, begnadete ihn mit einer langen, segensreichen Regierung, verlieh ihm ruhmvolles Gedächtniß bei der Nachwelt, wenn sie ihm auch, damit kein Sterblicher sich überhebe, einen unverdienten herben Tod nicht erspart hat.

---

130. Die Verfassung des Servius Tullius.

(Nach Ferd. Walter, Geschichte des römischen Rechts bis auf Justinian.)

Die Absicht des Servius Tullius war, nicht das Alte ganz aufzuheben, sondern es sollte nur die Verfassung erweitert und die neuen Bestandtheile in dieselbe aufgenommen werden. Zunächst theilte er die Stadt in vier, die übrige Landschaft, welche größtentheils die zugetheilten oder zurückgegebenen Wohnsitze der unterworfenen Latiner enthielt, in 26 Regionen, und wies in diesen den neuen Bürgern, die noch ohne Eigenthum waren, Grundstücke an. Jede Region erhielt einen Vorsteher, and die unter ihm ansässigen Plebejer wurden eine Tribus genannt. So standen die Plebejer in 30 Tribus eingetheilt, den 30 Curien der Patricier zur Seite; allein Stimm- und Wahlrechte, wie die Curien, hatten sie dadurch noch nicht, sondern diese erhielten sie durch eine andere Einrichtung, die von der Eintheilung in Tribus ganz unabhängig war.

Servius richtete eine Vermögensschätzung ein, die regelmäßig von Zeit zu Zeit wiederholt werden sollte. Nach dieser theilte er die Bürger in fünf Klassen, je nachdem sie zu 100,000, 75,000, 50,000, 25,000 oder 12,500 As censirt waren. Sowohl die Besteuerung, wie die Art der Bewaffnung war nun nach den Klassen so vertheilt, daß auf die Reicheren die größeren Lasten kamen. Jede Klasse war noch, wie die Curien, für den Kriegsdienst in die Jüngeren und Aelteren eingetheilt; letztere wurden bloß im Fall der Noth aufgeboten. Diejenigen, deren Vermögen nicht die fünfte Klasse erreichte, bildeten keine eigentliche Klasse mehr; doch gab es darunter noch Abtheilungen. Capite censi hießen nämlich die bis 375 As, Proletarier, welche bis 1500 As im Vermögen hatten; diese waren geehrter und wurden in dringenden Fällen wohl auf gemeine Kosten bewaffnet; jene niemals. Den Proletariern wurden, weil sie noch von der Vermögensteuer frei waren, alle übrigen Steuerpflichtigen unter dem Namen Assidui oder Locupletes entgegengesetzt. Dazu gehörten auch alle Diejenigen, welche über 1500 aber noch nicht 12,500 As hatten, und aus diesen wurden höchst wahr-

scheinlich die Accensi und Velati genommen, das heißt die Ersatzsoldaten, welche leer mitzogen und mit den Waffen der Gebliebenen, an deren Stelle sie eintraten, ausgerüstet wurden.

Nachdem das Kriegswesen und die Besteuerung auf diese Weise geordnet waren, so wurde das ganze Volk, Patricier und Plebejer, zu einer großen Gemeinde erhoben, und dieser die Befugniß ertheilt, in ihren Comitien über Gegenstände des gemeinen Wesens Beschlüsse zu fassen. Zu diesem Zweck war unter die fünf Klassen eine gewisse Anzahl Centurien oder Stimmen vertheilt, nicht aber in gleichem Verhältniß, sondern mit einem großen Uebergewicht der ersten, wiewohl wenigst zahlreichen Klasse, damit die das meiste Gewicht hätten, welche die schwersten Lasten trugen. Die erste Klasse erhielt 80, die drei folgenden jede 20, die fünfte 30 Centurien. In jeder Klasse fiel ferner von den ihr zugetheilten Centurien die eine Hälfte auf die Jüngeren, die andere auf die Aelteren, damit diese, wiewohl weit weniger zahlreich wie jene, ihnen doch an Einfluß gleich ständen. So war in dieser Verfassung erst das Vermögen, dann das Alter in Anschlag gebracht. Eine dritte Rücksicht, die auf edle Abstammung, wurde in die Anordnungen für die Ritter aufgenommen. Die drei alten Rittercenturien mit der seit Tarquinius bestehenden Abtheilung in die ersten und zweiten Ramnes, Tities und Luceres, wurden nämlich, vom Census ganz unabhängig, der neuen Verfassung als sechs Centurien einverleibt. Hier stimmten die Patricier, sowohl die von alter Abkunft, wie diejenigen, welche durch Tarquinius dazu gemacht waren. Die edlen plebejischen Häuser aber, d. h. die edlen Latiner, die nach der Unterwerfung ihrer Städte das Patriciat nicht erhalten hatten, zeichnete Servius dadurch aus, daß er aus ihnen eine große Anzahl Ritter machte und diesen, vom Census unabhängig, mit zwölf Centurien Stimmrecht gab. Auch wies er zur Anschaffung der Streitrosse Gelder aus dem öffentlichen Schatz an. Als Zusatz zu den Classen waren ferner einzelne Centurien an gewisse Zünfte und Andere vertheilt, die man wegen ihrer Beziehung zum Kriegswesen, ihres geringen Vermögens ohngeachtet, nicht ohne alles Stimmrecht lassen oder dadurch mit dem Ganzen fester verbinden wollte. Endlich stimmten auch die Proletarier und Capite censi wahrscheinlich in zwei getrennten Centurien; und für diejenigen, die sich in ihrer Centurie versäumt hatten, wurde, wenn sie sich darin meldeten, eine eigene Zusatzcenturie eröffnet. In jedem Fall bildeten aber die 80 Centurien der ersten Klasse mit den 18 Rittercenturien, wenn sie alle einig waren, die entschiedene Mehrheit und es war dann ein weiteres Abstimmen nicht nöthig.

Auf diese Centuriatcomitien übertrug nun Servius die dreifachen Rechte, welche bis dahin die Curien gehabt hatten, die Entscheidung über Krieg und Frieden, die Wahl des Königs und die Annahme und Abschaffung der Gesetze. Doch wurden durch sie weder die Curien noch die Beschränkungen aufgehoben, wodurch die alte Verfassung den Nachtheilen großer Volksversammlungen vorgebeugt hatte. Denn bei neuen

Gesetzen mußte erst der Antrag des Senats, in einem Senatusconsult verfaßt, an sie gelangt sein; und für die Königswahlen waren sie auf die Personen eingeschränkt, die ihnen der Senat nach der Vorwahl der Interreges vorschlug. Ueberdies kamen damals, wo weit mehr das Herkommen regierte, neue Gesetze nicht oft vor, und auch die Wahlversammlungen waren selten, da der einmal Erwählte auf Lebenszeit blieb. Die Versammlung der Curien behauptete aber ihre Rechte unter andern darin, daß sie die Beschlüsse der Centuriatcomitien über Gesetze und Wahlen nach eingeholten Auspicien zu bestätigen und den erwählten König in seine Würde einzusetzen hatten. Die Patricier bildeten also durch die Curien und den Senat noch immer die herrschende Gemeinde, deren Einfluß, durch die Religion außerordentlich verstärkt, alle Theile der Verfassung erfüllte. Sie, durch Abstammung oder Aufnahme mit den ersten Gründern der geheiligten Stadt verbunden, rühmten sich der besondern Gunst der Götter, denen sie allein in den Auspicien und öffentlichen Opfern nahen durften; nur Einem von ihnen konnte daher die Führung des gemeinen Wesens anvertraut werden; sie endlich waren es, welche das Heiligthum der öffentlichen Gewalt in ununterbrochener Ordnung fortpflanzten.*) Sogar die Centuriatcomitien waren von ihnen durch die Deutung der Auspicien oder anderer Himmelszeichen und durch die heiligen Gebräuche, deren Kenntniß von ihnen allein überliefert war, abhängig.

Die Centuriatcomitien begriffen außer den Patriciern und Plebejern auch die Clienten, selbst die eben Freigelassenen, an der Stelle, die ihnen der Census ihres Vermögens anwies. Krämer und städtische Handwerker waren aber von den Bürgerrollen und daher sowohl von dem Kriegsdienst wie vom Stimmrecht ausgeschlossen. Diese Beisassen standen unter einer besondern Besteuerung und wurden daher Aerarier genannt. Wahrscheinlich diente diese zum Sold des Fußvolks in der Form, daß auf jeden Aerarier nach Verhältniß seines Einkommens die Löhnung von einem oder mehreren Fußknechten angewiesen wurde. Eben so waren den ledigen Jungfrauen, Wittwen und Waisen, die sämmtlich als unwehrhaft nicht mit censirt, also auch nicht nach dem Census besteuert wurden, bestimmte Jahrgelder zum Unterhalt der Ritterpferde auferlegt. Diese, so wie die einzeln bestimmten Steuern der Aerarier, sind unstreitig unter den Kopfgeldern, die neben der Vermögensteuer genannt werden, zu verstehen. Vielleicht haben auch die Proletarier eine, wenn auch nur mäßige Kopfsteuer entrichtet.

---

*) Dieses geschah durch den Interrex, der aus ihrer Mitte hervorging, wenn kein geweihter Magistratus da war, Dionys. V. 71.

131. Tarquinius Superbus.

(Nach A. Schwegler, römische Geschichte.)

Durch Gewalt, ohne vom Volke ernannt oder von den Vätern bestätigt zu sein, war Tarquinius auf den Thron gelangt; durch Gewalt behauptete er sich auf demselben.

Sein Erstes war, daß er die Gerechtsame, die Servius Tullius der Gemeinde verliehen hatte, wieder aufhob, und dessen volksfreundliche, auf Rechtsgleichheit abzweckende Gesetze abschaffte. Statt der Besteuerung nach dem Vermögen führte er die alte Kopfsteuer nach willkührlichen Ansätzen wieder ein. Dabei hielt er das gemeine Volk, um es zu beschäftigen und von andern Gedanken abzuziehen, zu harten Frohndiensten an; es mußte die gewaltigen Bauten des Königs, den capitolinischen Tempel, den Circus, die Stromgewölbe unter schwerer Handarbeit und gegen kärglichen Lohn ausführen. Viele der Unglücklichen nahmen sich aus Verzweiflung das Leben, aber der Tyrann ließ die Leichen der Selbstmörder ans Kreuz schlagen, um durch solchen Schimpf die Uebrigen abzuschrecken.

Aber auch die Patricier, die sich zum Sturz des Servius Tullius mit ihm verschworen und ihm auf den Thron geholfen hatten, bekamen bald die starke Hand des Tyrannen zu fühlen. Tarquinius herrschte völlig unumschränkt. Statt, wie die früheren Könige, bei allen wichtigeren Staatsangelegenheiten den Rath des Senats einzuholen, entschied er Alles nach eigenem Gutdünken; er unternahm Krieg, schloß Frieden, ging Bündnisse und Verträge ein, ohne die Genehmigung von Senat und Volk. Die peinliche Gerichtsbarkeit, welche die bisherigen Könige nur unter Zuziehung von Beisitzern ausgeübt hatten, eignete er sich allein zu; er benutzte sie, um Jeden, der ihm gefährlich dünkte oder mißliebig war, oder auch nur durch Reichthum seine Habsucht reizte, hinrichten zu lassen, zu verbannen oder um Geld zu büßen. Auf diese Weise wußte er namentlich den Anhang, den Servius Tullius unter den Patriciern gehabt hatte, auszurotten, überhaupt die angesehensten Senatoren bei Seite zu schaffen. Die Stellen dieser Senatoren ließ er unbesetzt; so schmolz der Senat zusammen, und mit der verminderten Zahl nahm auch sein Einfluß und seine Geltung ab. Um trotz dieser Gewaltthätigkeiten und Bedrückungen sich gegen Senat und Volk behaupten zu können, umgab sich Tarquinius nach der Sitte griechischer Tyrannen mit einer bewaffneten Leibwache. Durch Schrecken, statt durch Recht und Gesetz hielt er sein Volk im Zaume. Darum gab man ihm den Beinamen „Superbus".

Aber so despotisch und drückend auch die Herrschaft des letzten Tarquinius war — unläugbar hat er Rom auf eine höhere Stufe der Macht und des Glanzes, als irgend Einer seiner Vorgänger, gehoben.

Seine auswärtige Politik war vorzüglich auf Latium gerichtet und hatte den Zweck, ihm die Oberherrlichkeit über die latinischen

Staaten zu verschaffen. Zu diesem Ende bewarb er sich mit großem Eifer um die Freundschaft der latinischen Edeln. Ohne großen Widerstand ließen sich die Latiner — denn ihre Edeln waren alle für Tarquinius — den Abschluß eines Vertrags gefallen, durch welchen Rom, und eben damit dessen König als Haupt des Bundes anerkannt wurde. Auch die Herniker und die zwei Völkerschaften der Volsker traten dem Bunde bei. Ihn zu befestigen, ihm eine religiöse Weihe zu geben, stiftete Tarquinius eine gemeinsame Festfeier für alle unter Roms Hoheit verbündeten Völkerschaften — die latinischen Ferien. Siebenundvierzig Völker nahmen zu jener Zeit an dem Bundesfeste Theil.

Durch den Bund mit den Latinern gewann die römische Kriegsmacht eine bedeutende Verstärkung. Um jedem Abfalle seiner Verbündeten vorzubeugen, ließ sie Tarquinius nicht unter eigenen Anführern und Fahnen, sondern er errichtete gemischte Heerhaufen aus Römern und Latinern, über die er sodann seine Hauptleute setzte.

Unter den latinischen Städten weigerte nur Gabii dem römischen Könige Gehorsam. Vergeblich versuchte es Tarquinius, die stolze und mächtige Stadt dazu zu zwingen, alle seine Angriffe mißlangen. Da nahm er seine Zuflucht zur List. Der jüngste seiner drei Söhne, Sextus, ging als Ueberläufer nach Gabii; die blutigen Striemen seines Leibes schienen zu verbürgen, daß er vor seines Vaters Mißhandlungen geflohen. Die Gabiner nahmen ihn bereitwillig auf, und bald hatte er ihr ganzes Zutrauen gewonnen. Zuerst in Streifzügen, dann in kleineren Treffen glücklich und siegreich, wurde er zuletzt von den Bethörten, die nicht ahnten, daß diese Siege verabredete Sache waren, zum Oberbefehlshaber erwählt. Ein Schritt war nun noch übrig, die Vollbringung des Verraths. Rathfragend, wie er diesen letzten Schritt vollbringen solle, sandte Sextus einen Boten zu seinem Vater nach Rom. Der König, als er die Botschaft vernahm, ging schweigend im Garten auf und ab, schlug, wie in Gedanken, mit seinem Stabe die höchsten Mohnköpfe ab, und entließ den Boten ohne Antwort. Sextus verstand seinen Vater. Er schaffte die vornehmsten und angesehensten Männer der Stadt durch falsche Anklagen oder Meuchelmord bei Seite und konnte nunmehr das verwais'te Gabii dem römischen Könige ohne Schwertstreich überantworten. Sextus blieb als Lehensfürst in der eroberten Stadt zurück.

Die Kriege, die Tarquinius geführt hat, galten den an Latium südlich angrenzenden Volskern. Dieses streitbare Volk hatte bis jetzt die Latiner hart bedrängt, gerieth aber nunmehr, seit Tarquinius an die Spitze der latinischen Staaten getreten war, auch mit Rom in feindlichen Conflict, und so begann ein Kampf, der von da an fast zwei Jahrhunderte ununterbrochen fortgedauert hat und dessen wechselvoller Verlauf die Jahrbücher der ältesten Republik füllt. Tarquinius zog gegen die Volsker zu Feld, und nahm Suessa Pometia, ihre größte und reichste Stadt, im Sturm. Die Beute, die er hier machte, war so beträchtlich, daß er den Plan faßte, den Tempel des Jupiter, den

sein Vater gelobt hatte, in einer Größe und mit einer Pracht aufzuführen, die des Gottes sowohl, als des römischen Namens würdig wäre. Zum Bauplatz war der tarpejische Felsen ersehen worden. Allein diese Stätte war bereits mit zahlreichen Altären und Capellen, die zum Theil schon König Tatius dort gestiftet hatte, besetzt. Diese Heiligthümer mußten daher erst exaugurirt werden, und man beschloß, die Zustimmung der Gottheiten, deren Besitzthümer man verrücken wollte, im Vögelflug einzuholen. Alle gaben ihre Einwilligung; nur zwei weigerten sich, von ihrer Stelle zu weichen, der Terminus und die Juventas, so daß man genöthigt war, sie in den Umkreis des neuen Tempels mit einzuschließen. Man sah in diesem Wahrzeichen die göttliche Verheißung, daß das römische Reich ewig jung bleiben, seine Grenzen nie zurückweichen sollten. Ein anderes Wahrzeichen begab sich, als man den Grund des Tempels grub: man fand da ein Menschenhaupt, unversehrt und träufelnd von frischem, warmem Blut. Ueber die Bedeutung dieses Zeichens fragte man bei dem damals berühmtesten Seher der Etrusker, Olenus Calenus, an. Diesem war schon vorher geoffenbaret worden, daß die Stätte, wo ein solches Haupt gefunden würde, dazu bestimmt sei, das Haupt der Welt zu werden. Es ward seitdem um dieses Zeichens willen der Hügel, der vorher der tarpejische geheißen hatte, Capitolium genannt.

Noch ein anderes Unterpfand göttlicher Huld und Verheißung ward den Römern unter der Regierung des zweiten Tarquinius zu Theil: die Orakel der Sibylle. Mit deren Erwerbung ging es so zu. Eines Tages erschien vor dem Könige eine unbekannte Alte, und bot ihm neun (nach anderer Ueberlieferung drei) Bücher göttlicher Weissagungen um hohen Preis zum Kaufe an. Von ihm verlacht, verbrannte sie drei und noch einmal drei vor seinen Augen, bis er, nachdenklich geworden, die drei noch übrigen für den anfänglich geforderten Preis kaufte. Die Alte verschwand und ward nicht mehr gesehen. Die von ihr überkommenen Bücher, die sibyllinischen Bücher genannt, wurden fortan als römische Staatsorakel geachtet, sorgfältig aufbewahrt und in allen dringenden Fällen von Staatswegen befragt; ihr Rath hat das römische Volk mehr als einmal aus drohender Gefahr befreit.

Bis hieher hatte dem Tarquinius die Gunst des Glückes mit seltener Beständigkeit gelächelt. Auf einmal verkündigten drohende Wahrzeichen einen nahenden Sturm. Ein Adlerpaar hatte unweit der Königsburg auf dem Gipfel einer hohen Palme sein Nest gebaut. Während die Alten ausgeflogen waren, um Atzung zu holen, kam ein Geierschwarm darüber, zerstörte das Nest, tödtete die noch ungefiederten Jungen, und vertrieb die zurückkehrenden Alten von ihrem Horst. Nicht lange darauf begab sich ein anderes Wahrzeichen: als der König opferte und eben die Eingeweide des Opferthieres auf dem Altare verbrannte, kroch eine Schlange hervor und raubte das Opferfleisch.

Durch diese und andere Wunderzeichen und Vorbedeutungen erschreckt, beschloß Tarquinius, das delphische Orakel um Rath zu fragen,

und um keinem Fremden die Antwort des Gottes anvertraut zu sehen, ordnete er zwei seiner Söhne, Titus und Aruns, nach Delphi ab. Die Königssöhne begleitete ihr Vetter Lucius Junius Brutus. Brutus war Schwestersohn des Tarquinius; seine Mutter Tarquinia war mit Junius Brutus, einem edeln Römer, vermählt gewesen, und hatte ihm zwei Söhne geboren. Aber Tarquinius hatte aus schnöder Habgier erst den Vater, dann den ältern Sohn aus dem Wege geschafft, und der jüngere Sohn, Lucius, hatte sich vor dem gleichen Schicksal nur dadurch zu retten gewußt, daß er die Maske eines Blödsinnigen annahm, und dem Oheim den Genuß seines Vermögens überließ. Dieser Lucius Junius, um seines Blödsinns willen Brutus beigenannt, machte die Reise nach Delphi mit. Er überreichte dem Gott, während die Königssöhne kostbare Weihgeschenke darbrachten, nur einen hölzernen Stab; dieser aber, ausgehöhlt, barg einen goldenen — ein geheimes Sinnbild seines Geistes. Als die Söhne des Königs ihren Auftrag vollführt, und die Antwort des Orakels entgegen genommen hatten — der Wahrspruch des Orakels lautete, Tarquinius werde fallen, wenn ein Hund mit Menschenstimme reden würde —, kam sie die Lust an, über die eigene Zukunft die Stimme des Gottes zu vernehmen. Sie legten ihm die Frage vor, wer von ihnen beiden der Erbe des väterlichen Thrones werden würde. Wer von euch zuerst die Mutter küßt — lautete die Antwort. Die Königssöhne kamen überein, diese Antwort vor ihrem Vetter geheim zu halten, und, wenn sie heimgekehrt wären, ihrer Mutter den ersten Kuß zugleich zu geben, die Regierung also gemeinschaftlich zu führen; Brutus aber, der den Sinn des Götterspruches tiefer faßte und besser verstand, fiel, zum Scheine stolpernd, auf die Erde, und küßte die gemeinsame Mutter aller Sterblichen.

Die Sendung nach Delphi wandte den Lauf der Geschicke nicht. Was die Wahrzeichen drohend verkündet, ging schnellen Schrittes in furchtbare Erfüllung.

Ardea, die Stadt der Rutuler, hatte durch ihren Reichthum die Habgier des Königs gereizt. Er versuchte sie im ersten Sturme zu nehmen, allein sein Angriff ward abgeschlagen. Es blieb ihm nichts übrig, als die Stadt zu belagern, die wohlbefestigt auf einem steilen, rund herum schroff abgehauenen Felsen lag. Während so das römische Heer müßig in den Feldhütten lag, saßen eines Tages die Fürstensöhne zechend beisammen; zugegen war auch L. Tarquinius, ein Anverwandter der königlichen Familie, zubenannt von Collatia, wo sein Vater Egerius, ein Brudersohn des Tarquinius Priscus, von diesem zum Lehensfürsten eingesetzt worden war. Das Gespräch der jungen Männer fiel auf ihre Frauen; Jeder pries die seine; der Streit wurde hitziger; endlich schlug Collatinus vor, zu Pferde zu steigen, und sich durch den Augenschein zu überzeugen, daß seiner Lucretia der Preis gebühre. Gesagt, gethan; sie flogen auf gespornten Rossen nach Rom, wo sie die königlichen Schwiegertöchter beim üppigen Mahle überraschten; von da nach Collatia, wo die Gattin des Collatinus — es war schon späte

Nacht — noch spinnend im Kreise ihrer Mägde saß. Lucretia hatte gesiegt, aber in Sextus Tarquinius, dem Jüngsten der Königssöhne, schnöde Lust entzündet. Wenige Tage darauf kam er wieder, ohne Wissen des Collatinus, nur von einem Sclaven begleitet, nach Collatia; er kehrte im Hause seines Verwandten ein, wo man ihn gastfreundlich empfing. Um Mitternacht, als Alles in tiefem Schlafe lag, trat er mit gezogenem Schwerte vor Lucretia's Bett. Er bekannte ihr seine Liebe, flehte, wechselte Drohungen mit Bitten und Versprechungen, ließ kein Mittel der Ueberredung unversucht. Als er sie unerschütterlich und selbst gegen Todesgefahr standhaft sah, bestürmte er sie durch Furcht vor Schande. Er drohte, einen erwürgten Sclaven nackt neben ihre Leiche zu legen, als hätte er sie im Ehebruche getödtet, ein Rächer der Ehre ihres Mannes. Einen Tod zu sterben, der ihr Gedächtniß rettungslos beschimpfte — dieser Gedanke betäubte die Unglückliche: sie duldete, was Todesfurcht allein nicht hatte erzwingen können.

Als der Räuber ihrer Ehre fort war, schickte Lucretia, voll tiefen Grams über ihr Unglück, einen Boten nach Rom an ihren Vater und nach Ardea an ihren Mann. Sie möchten ein Jeder mit einem treuen Freunde kommen; aber schleunig, denn Schreckliches habe sich ereignet. Spurius Lucretius, Lucretia's Vater, kam, begleitet von Publius Valerius, demselben, der später den Beinamen Poplicola erhielt; Collatinus in Begleitung des Lucius Junius Brutus. Als sie eintraten, saß Lucretia tiefbetrübt, in Trauerkleidern, in ihrem Schlafgemach. Sie wollte sprechen, aber Scham und Thränen erstickten ihre Stimme. Endlich erzählte sie die Schandthat, die ihr widerfahren, und beschwor die Männer, wenn sie Männer seien, diese That zu rächen. Darauf zog sie, allen Trost verschmähend, einen unter ihrem Gewande verborgenen Dolch hervor, und stieß ihn sich ins Herz.

Während Gatte und Vater sich ihrem Schmerze überließen, sprach Brutus, die Maske des Blödsinns von sich werfend, das letzte Wort der Rache aus: er zog den blutigen Dolch aus der zusammengesunkenen Leiche, hielt ihn in die Höhe, und schwur, den Despoten Tarquinius sammt seinem ruchlosen Weibe und allen Kindern seines Stammes mit Feuer und Schwert zu verfolgen, und nicht mehr zu dulden, daß zu Rom ein König herrsche. Der Dolch ging von Hand zu Hand, und die Andern wiederholten seinen Schwur. Darauf trugen sie die Leiche auf den Markt von Collatia; Alles war empört; man schloß die Thore; die junge Mannschaft ergriff die Waffen, und zog unter Anführung des Brutus nach Rom. Hier erregte der Frevel die gleiche Empörung. Brutus als Oberster der Ritter (Tribunus Celerum) berief eine Volksversammlung, fachte den langverhaltenen Ingrimm der Gemüther zu hellen Flammen an, und vermochte das Volk, die Absetzung des Königs und die Verbannung der ganzen Königsfamilie auszusprechen. Darauf begab er sich in das Lager von Ardea; das Heer empfing ihn frohlockend, und trat dem Volksbeschlusse bei. Gleichzeitig war Tarquinius, von diesen Vorgängen unterrichtet, aus dem Lager nach Rom geeilt;

aber er fand die Thore verschlossen, seine Thronentsetzung ausgesprochen, die Umwälzung vollendet. Er mußte sich der Nothwendigkeit fügen, und wanderte mit seinen zwei ältern Söhnen nach Cäre ins Etrusker-land aus. Sein jüngster Sohn Sextus ging nach Gabii, wo ihn die Rache für seine früheren Missethaten blutig ereilte.

Fünfundzwanzig Jahre hatte die Herrschaft des jüngern Tarquinius gedauert; 244 (nach anderer Tradition 240) die königliche Herrschaft im Ganzen.

---

132. Die Sage von der Gründung und ältesten Geschichte der Republik.

(Nach A. Schwegler, römische Geschichte.)

Das Erste, was nach Vertreibung des Königs Tarquinius vorzunehmen war, war die Einsetzung einer neuen Regierung und die gesetzliche Feststellung der neuen Ordnung des Staates. Man kam überein, die Befugnisse und Gewalten der bisherigen Könige zweien jährlich wechselnden Consuln, die gottesdienstlichen Verrichtungen, die mit dem Königthum verknüpft gewesen waren, einem Opferkönig (rex sacrificulus, rex sacrorum) zu übertragen. Die ersten Consuln, in Centuriatcomitien gewählt, waren L. Junius Brutus und L. Tarquinius Collatinus. Auf ihren Antrag sprach das Volk wiederholt die Verbannung der vertriebenen Königsfamilie aus, und verpflichtete sich durch einen Eidschwur, nie mehr einen König über Rom zu dulden. Darauf stellten die neuen Consuln die Verfassung des Servius Tullius sammt den übrigen Gesetzen dieses Königs wieder her.*)

Gegen den einen der beiden Consuln, den L. Collatinus, einen nahen Anverwandten der vertriebenen Königsfamilie, erhob sich jedoch bald allgemeiner Widerspruch, nicht um seiner Gesinnung und Handlungsweise, aber um seines Namens und seiner Verwandtschaft willen. So lange ein Tarquinier in Rom sei, sei die Freiheit gefährdet, sei das Königthum nicht vollständig ausgewandert. Collatinus verließ Rom und wanderte nach Lavinium aus. Sofort wurde auf Brutus' Antrag ein weiterer Volksbeschluß gefaßt, der über die gesammte tarquinische Gens die Verbannung aussprach. An Collatinus' Stelle trat als Consul P. Valerius, derselbe, der beim Tode der Lucretia zugegen und einer der vier Leiter der letzten Umwälzung gewesen war.

Inzwischen sann Tarquinius auf Mittel und Wege, den verlorenen Thron wieder zu gewinnen. Zunächst versuchte er List und Verrath. Er schickte Abgeordnete nach Rom, mit dem Auftrag, die Herausgabe des königlichen Privatvermögens zu verlangen. Während der Senat

---

*) Siehe die folgende Nr. 133.

über diese Forderung berathschlagte, zettelten die Gesandten eine Verschwörung an, die den Umsturz der neuen Verfassung und die Wiederherstellung der vertriebenen Königsfamilie bezweckte. Sie konnten dies wagen, da der vertriebene König noch einen Anhang in Rom besaß. Betheiligt waren bei dieser Verschwörung unter Andern zwei Söhne des Brutus, angehende Jünglinge. Allein ein Sclave verrieth das Verbrechen. Die Schuldigen wurden verhaftet und öffentlich enthauptet, unter ihnen die zwei Söhne des Brutus, deren Todesurtheil ihr eigener Vater aussprach und vor seinen Augen, ohne eine Miene zu verändern, vollziehen sah.

Die Herausgabe der tarquinischen Habe ward jetzt verweigert, und da man sie eben so wenig für den öffentlichen Schatz einziehen mochte, überließ man sie der Plünderung, um das Volk durch diesen Raub desto fester an die Sache der Republik zu ketten und mit der vertriebenen Königsfamilie unversöhnlich zu entzweien. Das Ackerfeld zwischen Capitol und Fluß, das nicht Privateigenthum des Tarquinius, sondern Krongut gewesen war, wurde aus diesem Grunde nicht vertheilt, sondern blieb gemeines Feld. Man weihte es dem Mars: es hieß von jetzt an Campus Martius.

Als Tarquinius seinen Anschlag gescheitert sah, griff er zum offenen Krieg gegen Rom. Die Städte Veji und Tarquinii stellten ihm ein Heer und er fiel in die römische Landschaft ein. Ihm entgegen zogen die Consuln, Valerius mit dem Fußvolk, Brutus an der Spitze der Reiterei. Auch auf der Gegenseite war die Reiterei voran, an ihrer Spitze ritt Aruns, des vertriebenen Tarquinius' Sohn. Als die beiden Führer, Brutus und Aruns, einander gewahr wurden, erfaßte sie blinde Wuth, sie rannten mit eingelegter Lanze auf einander los, und Beide sanken durchbohrt von ihren Pferden. Die Heere stritten mit getheiltem Glück und unentschiedenem Erfolg; die Nacht trennte das blutige Treffen; jeder Theil zog sich ins Lager zurück. Aber in der Stille der Nacht erscholl aus dem nahen Walde Arsia beiden Heeren vernehmlich des Waldgottes Stimme: die Römer hätten gesiegt, von den Etruskern sei Einer mehr gefallen. Diese Stimme schlug die Etrusker mit panischem Schrecken, sie brachen auf und flohen nach Hause. Als der Tag anbrach und kein Feind zu sehen war, ließ der Consul Valerius die Beute vom Schlachtfeld sammeln und kehrte nach Rom zurück, wo er im Triumphe einzog. Brutus' Leiche ward feierlich bestattet; Valerius hielt dem Todten die Gedächtnißrede; und die römischen Matronen betrauerten ihn, den Rächer gekränkter Frauenehre, gleich einem Vater ein ganzes Jahr. Von den dankbaren Nachkommen ward ihm späterhin ein ehernes Standbild auf dem Capitol gesetzt. Der Gründer der Republik wurde hier mitten unter den Königen aufgestellt, ein gezücktes Schwert in der Hand.

Da der überlebende Consul Valerius keine Anstalt machte, an die Stelle des gefallenen Brutus sich einen andern Amtsgenossen beizugeben; da er überdies auf der Velia, einem das Forum beherrschenden Berg-

rücken, auf welchem auch die Wohnhäuser mehrerer Könige gestanden hatten, sich ein steinernes Haus baute, das wie eine Burg aussah, so entstand gegen ihn der Verdacht, er strebe nach der Alleinherrschaft. Kaum hatte Valerius von diesem Argwohn gehört, so berief er, sich zu rechtfertigen, eine Versammlung der Bürgerschaft (des Populus), und er ließ, als er vor derselben auftrat, die Fasces senken, worin die huldigende Anerkennung lag, daß der Populus der Inhaber der Hoheitsrechte sei, und daß die Majestas populi höher stehe, als die Amtsgewalt des Consuls. Er ließ sein Haus auf der Velia abbrechen und am Fuße des Hügels wieder aufbauen. Hatte Valerius schon durch diese Nachgiebigkeit den Argwohn der Bürgerschaft entwaffnet, so erwarb er sich deren volle Gunst durch zwei Gesetze, die er bei der Volksversammlung einbrachte. Das eine dieser Gesetze bedrohte jeden Versuch, das Königthum wieder herzustellen und eine Alleinherrschaft aufzurichten, mit Aechtung und Gütereinziehung; das andere gab jedem römischen Bürger das Recht, von den richterlichen Aussprüchen der Magistrate, wenn sie auf Tod oder körperliche Züchtigung lauteten, Berufung an die Volksversammlung einzulegen. Das valerische Provocationsgesetz war das erste in den Centuriatcomitien rogirte und beschlossene Gesetz. Eine Folge dieses Gesetzes war die Sitte, die Valerius einführte und die von da an Regel blieb, innerhalb der städtischen Bannmeile, d. h. in der Stadt und in einem Umkreis von 1000 Schritten um dieselbe, die Beile aus den Ruthenbündeln der Lictoren wegzulassen, zum Zeichen, daß dem Consul in diesem Umkreis die unbeschränkte Gewalt über Leben und Tod nicht zustehe. Alle diese Maßregeln des Valerius gereichten der Bürgerschaft so sehr zur Genugthuung, daß man ihm den ehrenden Beinamen „Poplicola“ gab.

Tarquinius hatte sich inzwischen zum Lars Porsenna, dem mächtigen Könige von Clusium geflüchtet und dessen Hülfe angerufen. Porsenna gewährte sie ihm und zog mit einem großen Heere wider Rom, um den vertriebenen Fürsten mit Gewalt wieder auf den Thron zu setzen. Die Römer wagten nicht, ihm im Felde Widerstand zu leisten, sie beschränkten sich auf die Vertheidigung der Stadt, die von der einen Seite durch Mauern, von der andern durch den Strom geschützt war. Doch fehlte wenig, so wäre sie im ersten Anlauf genommen worden. Als nämlich die Etrusker unerwartet auf der Höhe des Janiculum erschienen und die dortige Schanze erstürmten, floh die römische Besatzung über die Pfahlbrücke in die Stadt; der Feind drängte die Fliehenden, und er wäre widerstandslos in die Stadt gelangt, hätte nicht Horatius Cocles mit noch zwei andern Römern, dem Sp. Larcius und T. Herminius, auf der Brücke Stand gehalten und den Andrang abgewehrt. Während man hinter ihnen die Brücke abbrach, boten die drei Römer dem Feinde Trotz. Endlich sandte Cocles auch seine zwei Gefährten zurück und stritt allein wider das feindliche Heer, bis das Krachen der stürzenden Balken und das Freudengeschrei der Römer ihm verkündigte, das Werk sei vollbracht. Nun sprang er, unter Anrufung des Fluß-

gottes, in voller Rüstung in den Strom hinab, und schwamm, trotz eines Hagels von Pfeilen, den ihm der Feind nachsandte, wohlbehalten zu den Seinigen hinüber. Zum Dank dafür steuerte ihm während der Hungersnoth jeder Römer so viel an Mundvorrath, als er sich selbst abdarben konnte; die Republik errichtete ihm ein Standbild auf dem Comitium und schenkte ihm so viel Land, als er an einem Tage umpflügen konnte.

Porsenna belagerte jetzt die Stadt und schnitt ihr theils durch Sperrung des Flusses, theils durch ausgesandte Streifzüge die Zufuhr ab. Die Hungersnoth wurde bald so drückend, daß vorauszusehen war, die Stadt werde sich am Ende ergeben müssen. Unter diesen Umständen faßte Cajus Mucius, ein junger Mann von patricischem Geschlecht, den Entschluß, den etruskischen König zu tödten. Nachdem er sein Vorhaben dem Senat mitgetheilt hatte, schlich er sich als Ueberläufer ins feindliche Lager, erstach hier aber statt des Königs dessen Schreiber, den er wegen seiner prächtigen Kleidung für den König hielt. Mit der Folter bedroht, streckte er, ihrer zu spotten, seine Rechte in das Feuer eines danebenstehenden Opferbeckens. Solcher Heldenmuth machte den König staunen; er entließ den Jüngling straflos, und dieser, wie zum Danke, entdeckte ihm, 300 edle Jünglinge Roms hätten sich gegen das Leben des Königs verschworen, ihn selbst habe das Loos getroffen, der Erste zu sein. Mucius bekam fortan vom Verluste seiner rechten Hand den Namen Scävola (Linkhand). Die Drohung des Königs versetzte den etruskischen König in solchen Schrecken, daß er freiwillig die Hand zum Frieden bot. Er brachte dabei zwar die Wiedereinsetzung der vertriebenen Königsfamilie zur Sprache, bestand jedoch nicht länger auf diesem Ansinnen, als die Römer ihm eine standhafte Weigerung entgegen setzten. Die einzige Friedensbedingung, die er stellte, war, daß Rom den Vejentern die ihnen abgenommenen Ländereien, die sogenannten sieben Gaue, zurückgebe. Gegen Stellung von Geißeln zog Porsenna auch seine Besatzung aus der Janiculusschanze zurück und räumte das römische Gebiet.

Unter den gestellten Geißeln — zehn Knaben und zehn Mädchen — war eine muthige Jungfrau, Clölia. Sie täuschte die Wachen, schwamm den übrigen Mädchen voran, unter den Pfeilen der Feinde, über die Tiber und brachte sie alle wohlbehalten nach Rom. Auf Porsenna's Forderung ward sie wieder ausgeliefert, doch ehrte der ritterliche König ihren Muth, gab sie frei und mit ihr einen Theil der Geißeln, den sie selbst auswählen durfte. Sie wählte, wie es der Jungfrau ziemte, Jungfrauen. Die Republik setzte ihr zur Belohnung ihrer männlichen Tapferkeit ein Reiterstandbild auf der Höhe des heiligen Weges. So nahm der Krieg des Porsenna, nachdem er Rom an den Rand des Unterganges gebracht hatte, ein friedliches Ende.

Als Tarquinius seine Sache von Porsenna aufgegeben sah, flüchtete er sich zu seinem Eidame Octavius Mamilius nach Tusculum und betrieb von hier aus den Krieg gegen Rom. Es gelang dem Mamilius,

die latinischen Staaten zu einem Bund wider Rom zu vereinigen. Im Angesicht dieser Gefahr griff Rom zur Dictatur. Es verfloß zwar noch einige Zeit thatloser Feindseligkeit, bis beide Theile zur blutigen Entscheidung schritten; aber zu vermeiden war ein letztes Zusammentreffen nicht. Aulus Postumius war Dictator, als beide Heere, das römische und das latinische, zu einer Hauptschlacht beim See Regillus zusammenstießen.

Die Schlacht am Regillussee, wie die Sage sie schildert, ist nicht ein Treffen zweier Heere, sondern eine Reihe von Zweikämpfen, in denen sich die Anführer begegnen, wie bei Homer. Gegen den römischen Oberfeldherrn Postumius, der im Vordertreffen kämpft, sprengt der greise Tarquinius an, muß aber verwundet sich zurückziehen. Schon weichen die Römer auf dieser Seite, als M. Valerius, Poplicola's Bruder, den jungen Tarquinius an der Spitze seiner Schaar gewahr wird. Mit eingelegter Lanze sprengt er gegen ihn los, wird aber, während er unvorsichtig vordringt, von der Seite her durchbohrt und sinkt entseelt zur Erde. Schrecken ergreift die Römer, muthiger dringt die Schaar der römischen Verbannten vor, da führt Postumius seine eigene noch frische Cohorte ins Gefecht. Jetzt wendet sich der Sieg, die Schaar der Verbannten wird zurückgeworfen. Vergeblich sucht der latinische Feldherr Mamilius die Linie wieder herzustellen, ihn stößt der Legat T. Herminius nieder, einer der beiden Gefährten des Horatius Cocles auf der sublicischen Brücke, doch wird auch dieser, während er dem erlegten Feinde die Waffenrüstung abzieht, von einem Wurfspeil tödtlich getroffen, man bringt ihn ins Lager zurück, wo er stirbt. Jetzt befiehlt der Dictator, die Reiter sollten von ihren Pferden absitzen und zu Fuße kämpfen. Dies geschieht, und die Reihen der Latiner, dem stürmischen Angriffe nicht gewachsen, wenden sich zur Flucht. Nun sitzen die römischen Reiter wieder auf, die Fliehenden zu verfolgen. Das latinische Lager wird im ersten Anlauf erobert, die Niederlage der Latiner war vollständig, der Dictator und sein Magister Equitum kehrten im Triumph zur Stadt zurück.

Während der Schlacht hatte Postumius den Dioskuren einen Tempel gelobt und zwei Jünglinge auf weißen Rossen hatten an der Spitze der römischen Geschwader gekämpft. Hierauf verschwanden sie und wurden nicht mehr gesehen. Man erkannte in ihnen die Dioskuren, und errichtete diesen an der Stelle, wo sie erschienen waren, beim Quell der Juturna, den Tempel, den ihnen Postumius während der Schlacht gelobt hatte.

Die Schlacht am See Regillus brach die letzten Hoffnungen des vertriebenen Königs. Er begab sich zum Tyrannen Aristodemus nach Cumä, wo er, ein hochbetagter Mann, und durch schmerzliche Lebenserfahrungen gebeugt, bald darauf starb, der letzte seines Geschlechts.

Daß sich der gestürzte Tarquinius in die benachbarten, ihm bis dahin verbündeten oder unterthänigen Städte geflüchtet hat, um von da aus seine Wiedereinsetzung auf den römischen Thron zu betreiben, er-

scheint nicht unglaublich; die griechischen Tyrannen, die auch hierin eine Parallele zu dem jüngern Tarquinius bilden, haben in der gleichen Lage nicht selten das Gleiche gethan. Daß ferner diese Wiederherstellungsversuche gescheitert sind, sieht man an dem Erfolg. Aber der nähere Thatbestand und der Verlauf jener Kämpfe ist von der Volkssage in ein solches Gewinde von Dichtung gehüllt und so gänzlich entstellt in der Tradition fortgepflanzt worden, daß kaum die flüchtigsten Umrisse der gemeinen Ueberlieferung als geschichtlich gelten können. Es gilt dies vorzüglich vom Krieg des Porsenna, an welchem sich die Verfälschung des wirklichen Hergangs noch nachweisen läßt. Nach der gemeinen Tradition zieht der etruskische König, vom Heldenmuth der Römer gerührt und geschreckt, freiwillig von Rom ab, als die Stadt schon dem Untergange nahe ist. Die einzige Friedensbedingung, die er den Römern auferlegt, ist die Herausgabe der vejentischen sieben Gaue und die Stellung von Geißeln; und auch diese Geißeln gibt er ihnen sammt der vejentischen Flur das Jahr darauf aus Freundschaft wieder zurück. So die Sage. Nun hat sich aber neben der gemeinen Tradition die historische Kunde vom wirklichen Hergang erhalten. Wir erfahren nämlich aus Tacitus, daß sich Rom dem etruskischen König hat ergeben müssen; und nach einer von dem ältern Plinius aufbewahrten Nachricht hat Porsenna den überwundenen Römern die drückende Friedensbedingung auferlegt, daß sie kein Eisen sollten besitzen dürfen, außer zum Ackerbau. Hierin liegt, daß Porsenna die Römer zu vollständiger Entwaffnung gezwungen hat. Rom hat also damals einen schimpflichen Frieden unter sehr erniedrigenden Bedingungen mit dem etruskischen König abschließen müssen.

---

133. Die neue Verfassung.

(Nach Wilhelm Adolph Becker, Handbuch der römischen Alterthümer, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

Das Wesentliche der neuen Verfassung war, daß die bisher in der Person des Königs auf dessen Lebensdauer vereinigten Gewalten getheilt und in bürgerlicher und militärischer Beziehung wechselnden und darum verantwortlichen Magistraten übertragen wurde, welche das Volk selbst durch Stimmenmehrheit wählte. Der König war zugleich aber priesterliches Oberhaupt gewesen, und als solchem hatte ihm die Verrichtung gewisser heiliger Handlungen obgelegen. Die Unveränderlichkeit der religiösen Satzungen gestattete nicht, daß deren fernere Uebung durch einen Anderen als wiederum durch einen König geschehe, und so wurde für diese priesterlichen Functionen eine besondere Priesterwürde geschaffen, ein Opferkönig Rex sacrorum (sacrificiorum, sacrificulus). So blieb für diesen besonderen Zweck der königliche Name, aber ohne alle Bedeutung für die bürgerliche Verfassung; ja, um zu verhindern, daß an

diesen Namen sich irgend der Begriff weltlicher Macht knüpfe, wurde ausdrücklich festgesetzt, daß der Rex sacrorum nie ein bürgerliches Amt verwalten dürfe.

Die bürgerliche und militärische Gewalt aber wurde zweien sich gleichstehenden Magistraten mit nicht mehr als einjährigem Imperium übertragen. Natürlich mußte ihre Stellung eine ganz andere sein, als die der Könige. Zuvörderst hatte der König, vermöge des ihm nicht zum Eigenthume gegebenen, sondern als Staatsdomäne überwiesenen Ager Publicus, vom Staate gewisse Einkünfte bezogen; die Magistrate der Republik erhielten vom Staate keinerlei Entschädigung für ihre Mühwaltung; sämmtliche Aemter wurden nur als durch auszeichnendes Vertrauen des Volks übertragene Ehrenstellen betrachtet. War ferner der König allein im Besitze des Imperium gewesen, so hatte der neue Magistrat neben sich einen Collegen mit gleicher Gewalt, dessen Uebereinstimmung ihm nöthig war. Der wichtigste Unterschied aber bestand darin, daß die an die Stelle des lebenslänglichen Königthums getretenen Beamten Magistratus annui waren, die am Schlusse ihres Amtsjahrs das Imperium niederlegten, in den Privatstand zurücktraten und dann den an ihre Stelle Getretenen wie jeder andere Bürger zu gehorchen hatten und zur Rechenschaft ihrer Handlungen gezogen werden konnten.

Unabänderlicher Grundsatz war es durch alle Zeiten, daß es keinen gesetzlichen Magistrat geben könne, der nicht durch Stimmenmehrheit des Volkes, per suffragia populi, gewählt sei. Nur die Dictatur machte davon eine Ausnahme, indem der Senat ohne Concurrenz des Volkes durch einen Consul den Dictator ernennen ließ.

Das Recht, sich um Staatsämter, d. h. zunächst um das Consulat zu bewerben, hatten anfänglich nur die Patricier. Nur sehr allmählich und nicht ohne die heftigsten Kämpfe haben auch die Plebejer die Theilnahme an den unterdessen vervielfältigten Aemtern erstritten, und es haben fast 150 Jahre dazu gehört, ehe der erste Plebejer zum Consulate gelangte. Seitdem die Plebs an den patricischen Magistraten Theil nahm, war zur Bewerbung um solche Staatsämter nur Ingenuität erforderlich, wobei jedoch vorausgesetzt wurde, daß schon der Vater, in alter Zeit vielleicht schon der Großvater väterlicher Seite ingenuus gewesen sei, so daß die Söhne der Libertinen von der Bewerbung ausgeschlossen blieben. In alter Zeit scheint es auch keine gesetzliche Bestimmung über das zur Magistratur erforderliche Lebensalter, wenigstens nicht in Bezug auf eine Stufenreihe der Magistrate gegeben zu haben. Erst im Jahre 180 erfolgte die Rogation des Tribunen L. Villius, welche die Berechtigung zur Bewerbung für jedes einzelne Amt an ein bestimmtes Lebensjahr knüpfte; welche Jahre aber darin festgesetzt gewesen, darüber gibt es nur Vermuthungen und die Meinungen sind getheilt. Gewöhnlich nimmt man Cicero's Laufbahn zur Norm, der mit 37 Jahren Aedil, mit 40 Praetor, mit 43 Consul wurde, und beruft sich darauf, daß er selbst sich rühme, die höheren Aemter suo anno erlangt zu haben.

Neben diesem das Recht der Bewerbung nach dem Alter normirenden Gesetze bestanden von alter Zeit her verschiedene andere Bestimmungen, welche namentlich gegen die Ausdehnung der Magistratur über die jährige Dauer durch Wiedererwählung gerichtet waren. Die älteste Zeit zwar kennt solche Beschränkung auch nicht. Poplicola selbst war drei Jahre nach einander Consul und auch andere sind theils auf ein zweites Jahr, theils in kurzen Zwischenräumen zu wiederholten Malen zu Consuln oder Consulartribunen gewählt worden. Erst im Jahre 342 soll ein Plebiscit erfolgt sein, das die doppelte Bestimmung enthielt, es solle Niemand früher als nach 10 Jahren dasselbe Amt verwalten, noch zwei Aemter zu gleicher Zeit.

Lag nun aber diesen Beschränkungen die Absicht zu Grunde, zu verhindern, daß eine Oligarchie sich bilde, daß Einzelne zu übermächtigem Einflusse gelangten, und wollte man vielmehr mehrere an den höchsten Ehren und der höchsten Gewalt Theil nehmen lassen, so blieb es, namentlich so lange bedeutende Kriege tüchtige und erfahrene Feldherren erheischten, doch höchst wünschenswerth, daß solche erprobte Männer an der Spitze der Heere blieben. Das erreichte man dadurch, daß man ihnen nicht die Magistratur, aber das Imperium verlängerte, imperium prorogare oder propagare. Als eigentliche Magistrate werden die so mit dem verlängerten Imperium Versehenen nicht betrachtet, sie sind nur Befehlshaber in der ihnen angewiesenen Provinz.

Das Consulat. Die zwei Consulen, Anfangs als Vorsteher des Staates Praetoren genannt, wurden in den von einem Consul oder Dictator oder Interrex geleiteten Centuriatcomitien auf ein Jahr gewählt, und wenn einer der beiden Consulen während seines Amtsjahres durch Tod oder Abdication abging, so mußte der übrig bleibende alsbald Comitien veranstalten, um einen Collegen für den Rest des Jahres wählen zu lassen (subrogare oder sufficere collegam). Der Tag des Amtsantrittes ist erst spät (153 v. Chr.) ein feststehender (die Calenden des Januar) geworden. Daß bis zum Jahre 366 nur Patricier, wie zu den obersten Magistraturen überhaupt, so namentlich zum Consulat, wahlfähig gewesen, ist schon bemerkt worden.

Wenn auch die königliche Gewalt, als sie auf die Consulen übertragen wurde, durch Theilung unter zwei gleichberechtigte Beamte und durch Verleihung auf nur ein Jahr beschränkt wurde, wenn ferner bald nachher durch die lex Valeria de provocatione die Appellation gegen das Urtheil eines Consuls an die Volksversammlung gestattet wurde, so blieben die Consulen doch im Wesentlichen, was die Könige gewesen waren: oberste Civilbeamte, Oberfeldherren und oberste Richter. Als letztere saßen sie selbst zu Gericht oder bestellten für die einzelnen Rechtsfälle die Richter, jedenfalls hatten sie die Oberaufsicht über die Gerichte. Durch Einsetzung der Praetur (366) wurden diese richterlichen Functionen vom Consulate getrennt. — Als oberste Civilbeamte stehen sie an der Spitze der Verwaltung: sie versammeln den Senat und leiten als Vorsitzende die Verhandlungen; ihnen liegt die Ausfüh-

rung der Beschlüsse ob, während dringende Angelegenheiten auch selbständig von ihnen erledigt werden. Sie sind das Organ, durch welches namentlich die auswärtigen Angelegenheiten an den Senat gebracht werden; durch sie werden Gesandte in den Senat eingeführt, wird überhaupt mit fremden Staaten verhandelt. Eben so berufen sie die Volksversammlung, haben dabei den Vorsitz und leiten die Wahlen oder bringen Gesetzvorschläge zur Abstimmung, und haben sodann für die Vollziehung der Beschlüsse zu sorgen. Ueberhaupt aber haben sie die Oberanfsicht über das gesammte innere Staatsleben. Sie haben, um ihren Anordnungen Nachdruck zu geben, das Recht der Vorladung und der Ergreifung, vocatio und prensio, und überhaupt — jedoch beschränkt durch die Provocation — ein ausgedehnteres Strafrecht, von dem sie auch gegen untergeordnete Magistrate Gebrauch machen können. Zum Zeichen dieser Gewalt und zur Vollstreckung ihrer Befehle sind ihnen je 12 Lictoren mit Ruthenbündeln, Fasces, beigegeben, ohne die sie nie öffentlich erscheinen, und die dann einzeln vor ihnen hergehen; jedoch in der Stadt ohne die sonst aus den Fasces hervorragenden Beile, secures.

Ausgedehnter waren die Befugnisse der Consuln als Feldherren und wo sie überhaupt außerhalb des Kreises der städtischen Verwaltung mit vollem Imperium auftraten. Sie heben die Legionen aus und vergeben, anfänglich allein, dann zum großen Theile die Unterbefehlshaberstellen; ihrer Person wird der Soldateneid geleistet. Sie schreiben die Hülfstruppen der Socii aus und haben in der ihnen angewiesenen Provinz die unbeschränkte Administration nicht nur des Kriegs, sondern sämmtlicher Angelegenheiten, mit Ausnahme des Schlusses von Verträgen und Frieden, dazu das ausgedehnteste Strafrecht, das Recht über Leben und Tod. Hinsichtlich des für den Krieg erforderlichen Aufwands scheinen sie nicht ängstlich an eine Bewilligung des Senats gebunden gewesen zu sein, sondern nach Bedürfniß, unter Controle der Quästoren, über den Staatsschatz verfügt zu haben; wenn auch bei längerer Dauer eines in der Ferne geführten Kriegs die weitere Anschaffung der nöthigen Mittel von dem Senate als oberster Finanzbehörde abhängig war.

Gegen einseitigen Mißbrauch der consularischen Gewalt sicherte zunächst die Abhängigkeit von dem mit gleicher Gewalt versehenen Collegen. Abgesehen von der unbeschränkten Vollmacht, mit der jeder in der ihm zugefallenen Provinz gebot, konnten beide nur in Uebereinstimmung handeln, und wider das Verfahren des Einen fand Berufung an den Anderen Statt (appellare collegam), der sich seinen Handlungen, natürlich auch aus eigenem Antriebe, widersetzen konnte (intercessio collegae). Indessen war die Einrichtung getroffen, daß je einer der Consuln monatlich wechselnd die eigentliche Amtsführung hatte, und ihm nur traten dann die zwölf Lictoren vor. Wichtiger noch war die Rücksicht, welche die Consuln, wie andere Magistrate, auf die Rechenschaft zu nehmen hatten, die nach Ablauf ihres Amtsjahres von ihnen gefor-

dert werden konnte. Es ist häufig geschehen, daß sie nach ihrer Abdication wegen ungesetzlichen Handelns, ja, sogar wegen verschuldeter Unglücksfälle im Kriege angeklagt und verurtheilt wurden; und auch dabei ist die immer steigende Anmaßung der Tribunen nicht stehen geblieben, sondern nicht selten sind die Consuln selbst in magistratu mit Strafen und Gefängniß bedroht, die Drohung auch ausgeführt worden. Dazu kam endlich noch die Abhängigkeit vom Senate. Wenn aber in Zeiten außerordentlicher Gefahr die gewöhnliche Macht der Consuln nicht ausreichend schien, so wurden sie durch ein Senatusconsultum mit der Formel: viderent oder darent operam consules, ne quid respublica detrimenti caperet, mit einer Vollgewalt versehen, die alle jene Rücksichten in Wegfall brachte.

Im Uebrigen theilten sich die Consuln und mit ihnen später die Praetoren in die Staatsgeschäfte, so daß jeder seinen bestimmten Wirkungskreis, provincia, hatte. Dieses Wort, dessen Abstammung sich keineswegs mit Sicherheit nachweisen läßt, muß man zunächst nicht in der späteren Bedeutung eines der römischen Herrschaft unterworfenen und unter einer bestimmten Verfassungsform von römischen Behörden verwalteten Landes auffassen, noch es vorzugsweise oder gar ausschließlich auf die Administration eines Kriegs beziehen, vielmehr wird darunter überhaupt ein Jemandem angewiesener, genau begrenzter Geschäftskreis verstanden. Es liegt in der Natur der Sache, daß das Wort, ehe die Römer außerhalb Italien Besitzungen hatten, d. h. vor dem ersten punischen Kriege, jene geographische Bedeutung gar nicht haben konnte, während sie später allerdings vorherrschend ist.

Das Gewöhnlichste war, daß über die Theilung der provinciae das Loos entschied (sortiri provincias), wenn nicht zwischen den Collegen freie Vereinigung Statt fand (comparare inter se provincias).

In ältester Zeit war es wohl gewöhnlich, daß nur der eine Consul gegen den Feind auszog, der andere theils zum Schutze der Stadt, theils zur Verwaltung der städtischen Angelegenheiten in Rom zurückblieb, wenn nicht zwei gleichzeitige Kriege es nöthig machten, daß beide nach verschiedenen Seiten ausrückten. Bedurfte es aber gegen einen mächtigen Feind einer größeren Macht, so vereinigten sich auch beide und zogen gemeinschaftlich zu Felde. Dabei blieb indessen die Truppenmacht gleichmäßig getheilt, so daß der Regel nach jeder zwei Legionen befehligte und einen Tag um den anderen den Oberbefehl hatte.

Die Dictatur. Sehr bald wurde es fühlbar, daß ein so getheiltes und noch überdies durch das Recht der Berufung an das Volk gelähmtes Imperium in schwierigen, ein kräftig entschlossenes Handeln erheischenden Zeitumständen nicht ausreiche; daß der Staat in Lagen kommen könne, wo die Vereinigung aller Gewalt in einer einzigen Person vorzuziehen sei. So geschah es, daß noch vor Ablauf des ersten Decenniums der Republik ein neuer außerordentlicher Magistrat, die Dictatur, mit unumschränkter Vollgewalt eingeführt wurde, eine Alleinherrschaft auf Zeit, vor der alle anderen Magistrate zurücktraten.

Als ersten Dictator im Jahre 501 nannten die ältesten Annalisten T. Larcius. Die nächste Veranlassung war ein schwerer, von den Latinern und Tarquiniern drohender Krieg. Die Ernennung des Dictators (dicere dictatorem) aus den gewesenen Consuln (consulares) geschah, ohne Antheil der Volksversammlung, durch einen der Consuln und zwar nach vorhergegangenem senatus consultum, welches jedoch nur die Ernennung, nicht aber die zu ernennende Person vorschrieb, wenn auch in der Regel eine Verständigung über die Persönlichkeit zwischen dem Consul und dem Senate Statt fand. Schon der Begriff der Dictatur erheischt es, daß jedesmal nur Einer sein konnte. Die Dauer der Dictatur war auf ein Maximum von 6 Monaten beschränkt, zuweilen aber legte der Dictator schon nach wenigen Tagen, wenn bis dahin sein Auftrag erledigt war, Gewalt und Würde nieder. Die ordentlichen Beamten setzten ihre Functionen während der Dictatur fort, waren aber dem höhern imperium des Dictators untergeordnet. Der Hauptpunkte, in welchen sich die dictatorische Gewalt außerdem, daß sie durch keinen Collegen behindert war, von der consularischen unterscheidet, lassen sich besonders drei feststellen: größere Unabhängigkeit vom Senate, ausgedehnteste Strafgewalt ohne Provocation und Unverantwortlichkeit. Daß der Dictator sich mit dem Senate berieth und im Ganzen in Uebereinstimmung mit ihm handelte, ist natürlich; daß er aber in seinem Handeln an Senatsbeschlüsse nicht gebunden war und in vielen Fällen, wo die Consuln der Zustimmung des Senats bedurften, nach eigenem Ermessen verfahren durfte, wird ausdrücklich gesagt. Auffallend ist dabei, daß er nicht nach Bedürfniß über den Staatsschatz verfügen konnte, sondern die nöthigen Gelder vom Senate bewilligt werden mußten; vielleicht ist der Grund darin zu suchen, daß der Dictator keine Rechenschaft abzulegen hatte. Zuweilen ist auch ein Dictator zur Besorgung eines einzelnen Geschäftes (comitiorum habendorum causa, clavi figendi causa, ludorum faciendorum causa) als Stellvertreter der abwesenden Consuln ernannt worden. Es versteht sich, daß diese Dictatoren an Geltung und Gewalt von dem Dictator rei ger. c. wesentlich verschieden waren. Nur diesem wurde das Imperium auf sechs Monate ertheilt; jene abdicirten, sobald der ihnen ertheilte einzelne Auftrag erledigt war, und über diesen hinaus hatte sich ihre amtliche Wirksamkeit nicht zu erstrecken, wenn nicht etwa ihnen ein weiterer Auftrag zu Theil wurde.

Dem Dictator war jederzeit ein Magister equitum beigegeben, dessen Ernennung (dicere ist auch hier der technische Ausdruck) seiner freien Wahl überlassen war, wenn nicht ausnahmsweise der Senat oder gar ein Plebiscit eine bestimmte Person bezeichnete. Der Magister eq. war seiner ersten Bedeutung nach, was der Name sagt, Anführer der Reiterei, während der Dictator an der Spitze der Legionen, des Fußvolks, stand und überhaupt war das Verhältniß ein ähnliches, wie zwischen dem Könige und dem Tribunus Celerum. Seine übrigen Functionen hingen von dem Auftrage ab, den ihm der Dictator ertheilte.

Es ist aber auch geschehen, daß der Magister eq. in Rom zurückgelassen wurde, während der Dictator allein ins Feld zog.

Die Dictatur, als gesetzlicher Magistrat, ist nur so lange in Anwendung gekommen, als die Römer in Italien selbst Kriege zu führen hatten. 120 Jahre waren verflossen, als Sulla sich zum Dictator reipublicae constituendae c. ernennen ließ. Für ihn war die Dictatur nur ein Name, ohne alle Begründung auf das alte Recht, ein Deckmantel für seine Tyrannei. In jener Zeit nun, wo man die Dictatur nicht mehr in Anwendung bringen mochte, ersetzte man sie, sobald die Lage der Republik nachdrücklichere Maßregeln zu erheischen schien, durch eine außerordentliche Vollmacht, welche den Consuln durch ein Senatusconsultum mit der schon erwähnten Formel ertheilt wurde: videant oder dent operam consules, ne quid respublica detrimenti capiat.

Der Senat war bei der Stiftung der Republik durch die Grausamkeit des letzten Königs so entvölkert, daß er bei Weitem nicht mehr die herkömmliche Anzahl von 300 Mitgliedern zählte, weshalb die neuen Consuln sofort eine Ergänzung desselben (durch 164 neue Senatoren?) vornahmen und zwar sowohl aus den patricischen als aus den plebejischen Rittern, die Anfangs von den ältern Mitgliedern (patres) in der Anrede (patres et conscripti) unterschieden wurden. Später (nach Wegfall der Conjunction) wurden die beiden ganz Verschiedenes bezeichnenden Ausdrücke als zusammen gehörig und einen Begriff („versammelte Väter") bildend betrachtet. Das Recht, die Senatoren zu wählen (lectio senatus) ist von den Königen auf die Consuln, von diesen auf die Censoren übergegangen, die jedoch in der Regel den vorgefundenen Bestand des Senates beibehielten und bei der Aufnahme neuer Mitglieder ohne besondern Grund keinen übergingen, der seit der letzten lectio ein zum Eintritte in den Senat befähigendes Amt (von der Quästur aufwärts) bekleidet hatte. Doch hatten sie das Recht, nach ihrer Ueberzeugung unwürdige Mitglieder aus dem vorgefundenen Senate unter Angabe des Grundes auszustoßen (movere oder eiicere senatu). Die Berufung der Senatsversammlungen (vocare oder cogere senatum) geschah durch die Consuln oder deren Stellvertreter (Dictator, Interrex), in der Folge haben sich auch die Volkstribunen das Recht genommen, den Senat zu berufen. Der Versammlungsort war in der Regel die von Tullus Hostilius auf oder an dem Comitium erbaute curia Hostilia, doch sind die Sitzungen auch häufig in verschiedenen Tempeln gehalten worden. Der Berufende führte auch den Vorsitz bei den Verhandlungen. Nach der gewöhnlichen Eröffnungsformel: quod bonum felix faustum fortunatumque sit, trug er gewöhnlich einfach vor (referebat ad senatum), worüber zu berathen und zu beschließen sei, und forderte mit den Worten de ea re quid fieri placet? die Senatoren auf, ihre Meinung zu äußern (sententiam rogare, consulere senatum). Nachdem die einzelnen Senatoren, namentlich aufgerufen, entweder ihre Meinung motivirt vorgetragen (sententiam di-

cere) oder sich kurz der Meinung eines Andern angeschlossen hatten (verbo adsentiri), stellte der Vorsitzende die verschiedenen Meinungen, die zur Abstimmung gelangen sollten, zusammen (pronuntiabat sententias) und forderte zur Abstimmung durch Auseinandertreten (discessio) auf zwei Seiten auf (daher ire und pedibus ire in sententiam). So kam ein gültiger Beschluß (senatus auctoritas) zu Stande, der in seiner schriftlichen Abfassung senatus consultum hieß und mehrere Gegenstände (decreta) umfassen konnte. — Der Wirkungskreis des Senates betraf 1) die auswärtigen Angelegenheiten: der Senat hatte den Beschluß über Krieg, namentlich über einen Angriffskrieg beim Volke zu beantragen und den genehmigten auszuführen. Er befahl demnach die Aushebung der Mannschaft und bestimmte die Contingente der Bundesgenossen, ernannte die Feldherren, wies ihnen die zur Führung des Krieges nöthigen Mittel an, und nach glücklicher Beendigung des Krieges stellte er die Bedingungen des Friedens fest und bewilligte dem siegreichen Feldherrn den Triumph oder andere Auszeichnungen. Eben so standen die völkerrechtlichen Beziehungen zu anderen Staaten und zu den Bundesgenossen unter der unmittelbaren Leitung des Senates; an ihn wurden die Gesandtschaften fremder Völker und Fürsten gerichtet, wie er seinerseits aus seiner Mitte Gesandten mit Aufträgen aller Art an auswärtige Staaten sandte. 2) Zu den Zweigen der innern Verwaltung, in denen der Senat selbständig herrschte, gehörte zunächst die oberste Aufsicht über Religion und Cultus, in Folge deren er nicht nur dafür Sorge trug, daß die vaterländische Gottesverehrung rein erhalten werde, sondern auch wegen Einführung neuer oder Anstellung außerordentlicher Spiele und Ferien, Sühn- und Dankfeste die alleinige Anordnung hatte. Eben so waren die sibyllinischen Bücher und andere Weissagungen unter seine Aufsicht gestellt und ein Senatusconsultum befahl ihre jedesmalige Einsicht an. Vollkommene Freiheit hatte ferner der Senat in der Verwaltung und Verwendung der Staatseinkünfte, wobei keine andere Gewalt concurrirte. Hinsichtlich der Gesetzgebung war der Senat der Volksversammlung untergeordnet, doch gebührte ihm staatsrechtlich das freilich durch die Tribunen sehr verkümmerte Recht der Initiative, das προβούλευμα. Indessen hat er auch über die Gesetze, ihre Gültigkeit und fortdauernde Anwendbarkeit sich eine gewisse Aufsicht und Entscheidung vindicirt und sich nach und nach allein das Recht beigelegt, einzelne Männer in gewissen Fällen von einem bestimmten Gesetze zu entbinden, legibus solvere, ein Recht, das ursprünglich auch nur in letzter Instanz der Volksversammlung zustand. Von der größten Wichtigkeit für die Stellung des Senats zum Volke war es endlich, daß für alle bedeutenderen Gerichte aus seiner Mitte bis zur Lex Sempronia iudiciaria die Richter ertheilt wurden.

Dieser hohen Stellung entsprechend war denn auch das Ansehen, welches nicht nur die Gesammtheit, sondern auch die einzelnen Senatoren sowohl in Rom selbst als im Auslande genossen. Von alter Zeit her waren ihnen auch gewisse Auszeichnungen in der Tracht zugestan-

den, d. h. neben dem goldenen Ringe die tunica laticlavia, ein Unterkleid mit eingewirkten breiten Purpurstreifen, und der calceus senatorius mit der elfenbeinernen lunula.

Mit solchen Befugnissen ausgestattet, ward der Senat der eigentliche Begründer der Größe Roms: umsichtig, fest, unerschütterlich in seinen Plänen, ernst und ruhig alle Verhältnisse beherrschend, stark und ungebeugt in den gefahrvollsten Lagen, erschien er in einer solchen Würde und Hoheit, daß der Gesandte des Pyrrhus ihn einer Versammlung von Königen vergleichen konnte.

Die Centuriatcomitien*), welchen Servius Tullius bei ihrer Begründung die Souverainetät des Volkes übertragen hatte, wurden in der Regel von einem der beiden Consuln berufen, bei Verhinderung der Consuln auch durch einen dictator comitiorum habendorum causa oder durch einen Interrex. Die Berufung (edicere comitia) geschah durch ein öffentlich angeschlagenes edictum, in alter Zeit 30 Tage, später 3 nundinae (Wochen zu acht Tagen) vor dem an einem dies comitialis angesetzten Termine. Der Ort der Versammlung war der campus Martius, wo sich ein inaugurirter Platz befand, die saepta oder das ovile. Nachdem durch Auspicien die Genehmigung der Götter eingeholt worden war, eröffnete der vorsitzende Magistrat die Handlung mit Opfer und Gebet und mit der Formel: quod bonum felix faustum fortunatumque sit beginnend, machte er den vorliegenden Gegenstand der Versammlung bekannt und stellte den Antrag an das Volk (rogat populum), darüber einen Beschluß zu fassen (velitis, iubeatis, Quirites, hoc fieri). Dieser Gegenstand war entweder eine Wahl, oder der Beschluß über ein Gesetz, oder das Erkenntniß über einen Criminalfall. Bei Gesetzen hatten sie nur die Vorschläge des Senates zu genehmigen oder zu verwerfen, und ihre Annahme wurde erst durch die Bestätigung der Curiatcomitien (gleichsam die erste Kammer) vollgültig. Zu den leges gehörte auch die Entscheidung über den Beginn eines Krieges, welche ebenfalls nach vorherigem senatus consultum den Centurien überlassen wurde. Auch in Bezug auf die Magistratswahlen waren die Centurien lange Zeit vom Senate abhängig, indem sie keinen andern Candidaten wählen durften, als den vom Vorsitzenden vorgeschlagenen; der Vorsitzende aber hing ganz von dem Senate und dessen Beschlüssen ab, wenn auch nicht eine eigentliche Vorwahl anzunehmen ist.**) Erst allmählich bildete sich in den Wahlcomitien eine größere Freiheit, und der Vorsitzende mußte sämmtliche sich meldenden Candidaten dem Volke vorschlagen, wenn er nicht gegründete Ursache hatte, sie zurückzuweisen, worüber in streitigen Fällen der Senat entschied. Ob bei den Volksgerichten, welche die höchste Entscheidung in Provocations-

*) Ausführlich behandelt von W. Rein in A. Pauly's Real-Encyclopädie der classischen Alterthumswissenschaft II. 535 ff.

**) So nach W. Rein, in A. Pauly's Real-Encyclopädie der classischen Alterthumswissenschaft, II. S. 537 gegen Huschke, Servius Tullius, S. 398 ff.



fällen und die Gerichtsbarkeit über alle staatsgefährlichen Handlungen (perduellio) hatten, auch ein Senatsbeschluß vorherging, ist zweifelhaft, Beispiele davon sind nicht bekannt. — Die Abstimmung geschah Anfangs mündlich und öffentlich; da aber dieses Verfahren dem abhängigen Theile der Bürgerschaft eine bedeutende Beschränkung auferlegte und den Einfluß mächtiger Personen wesentlich förderte, so wurde im zweiten Jahrhunderte v. Chr. bald nach einander für die Magistratswahlen (im J. 139), für die Volksgerichte (137, für die Perduellionsprozesse 107), und für die Gesetzgebung (131) geheime Abstimmung eingeführt, so daß jeder Stimmberechtigte, außer bei den Wahlen, je zwei Täfelchen (tesserae) erhielt, nämlich für die Freisprechung mit A (absolvo), für die Verurtheilung mit C (condemno) bezeichnet, für die Annahme eines Gesetzes mit V R (uti rogas), für die Ablehnung mit A (antiquo) bezeichnet. Bei der Wahlhandlung wurde nur ein einziges mit Wachs überzogenes Täfelchen verabreicht, auf welches der Wähler so viele Namen schrieb oder schreiben ließ, als Personen zu wählen waren. Die Verkündigung des Resultates (renuntiatio) durch den Vorsitzenden schloß die Handlung.

---

134. Die Auswanderung der Plebs und deren Folgen.

(Nach Carl Peter, Geschichte Roms, und B. G. Niebuhr, römische Geschichte.)

Durch Tarquinius' Tod wurden die Patricier von der Besorgniß befreit, daß die Königsherrschaft wieder die Gunst der Plebejer gewinnen und durch deren Unterstützung wieder hergestellt werden möchte. Sie warfen daher ihre bisherige Maske ab und zeigten sich nun den Plebejern gegenüber in ihrer ganzen Härte, besonders hinsichtlich des Schuldrechts, welches von jeher bestanden, aber bisher noch keine das Volk drückende Anwendung gefunden hatte. Dieses Schuldrecht enthielt nichts Geringeres, als daß der Schuldner, wenn er seiner Verpflichtung nicht nachkommen konnte, dem Gläubiger überantwortet und ihm als Sclave übergeben wurde. Aber nicht genug; wenn er, nachdem diese Ueberantwortung erfolgt war, seine Schuld in einer bestimmten Frist nicht abtrug, so hatte der Gläubiger das Recht, ihn zu tödten oder in feindliches Land zu verkaufen.

Um uns aber die ungünstige Lage der verschuldeten Plebejer vollkommen zu vergegenwärtigen, müssen wir ferner noch bemerken, daß der Zinsfuß, zu welchem die Capitalien ausgeliehen zu werden pflegten, übermäßig hoch war; denn wenn derselbe später gesetzlich auf 8⅓ vom Hundert festgestellt wurde und diese Bestimmung immer von Neuem wiederholt werden mußte, so erhellt deutlich genug, daß diese Höhe in der Wirklichkeit gewöhnlich überstiegen wurde. Wurden nun die Zinsen nicht bezahlt, so wurden sie in der Regel zum Capital geschlagen

(was man versura nannte), so daß sich also die Schuld nothwendig in rascher Stufenfolge erhöhen mußte.

Nun hatten die in den letzten Jahren fast ununterbrochen geführten Kriege jedenfalls den Wohlstand derjenigen Plebejer, die von ihrer beschränkten Hufe leben mußten, hart angegriffen. Der Kriegsdienst hatte sie an der Bearbeitung ihrer Aecker behindert; es waren zur Bestreitung der Kriegskosten Umlagen nöthig gewesen, die auf den Grundbesitz gemacht wurden und die Aermeren verhältnißmäßig am härtesten trafen, und außerdem hatten auch die Verwüstungen, die mit den Einfällen der Feinde verbunden waren, manche Flur und manche Häuser und Gärten zerstört. Man hatte also Geld von den Reichen, d. h. in der Regel von den Patriciern aufnehmen müssen, und durch Hinzuschlagung der Zinsen war die Schuld immer höher gestiegen.

Es war im Jahre 495, daß ein Funke jenen gehäuften Brandstoff entzündete. Ein Alter, aus dem Schuldkerker entsprungen, in schmutzigen Lumpen, bleich und abgehungert, mit verwildertem Bart und Haupthaar, schrie in Todesangst um der Quiriten Beistand. Er zeigte den Zusammenlaufenden die blutigen Zeichen unmenschlicher Mißhandlungen, und erzählte: ihm sei, nachdem er in 28 Schlachten gewesen, im Kriege Haus und Hof geplündert und abgebrannt, die Hungersnoth der etruskischen Zeit habe ihn gezwungen, Alles zu verkaufen; er habe borgen müssen, die Schuld sei durch den Wucher vielfach aufgelaufen; dann habe der Gläubiger sich ihn und seine zwei Söhne zusprechen lassen und sie in Ketten gelegt. Manche erkannten aus den entstellten Zügen einen wackern Hauptmann; das Mitgefühl, die Wuth verbreitete Tumult durch die ganze Stadt; Verpfändete und Ledige liefen zusammen, und alle heischten Abhülfe der allgemeinen Noth.

Der Senat war rathlos; das Volk verspottete die Aufforderung, sich zu den Legionen zu stellen, welche man, um den Sturm abzuleiten, gegen die Volsker bilden wollte, die, nebst den Sabinern, damals als Feinde Roms genannt werden, denn mit den Latinern und den Etruskern war zu der Zeit Friede. Zwang war unmöglich; als aber P. Servilius verkündigen ließ, daß, wer wegen Schulden als eigen gehalten werde, sich unbehindert zum Dienst melden könne, daß die Kinder der Soldaten, so lange sie im Felde ständen, in ihrer Freiheit und im Besitz des väterlichen Eigenthums nicht angetastet werden sollten, da schwuren alle Verpfändete zu den Fahnen. Der Consul, an der Spitze eines zahlreichen Heeres, kehrte in wenig Tagen ruhmvoll und mit Beute, als Sieger der Volsker oder Aurunker, und der Sabiner, nach Rom zurück. Aber die Hoffnungen der Gemeinde, daß die Unterdrückung gemindert werden möchte, wurden bitter getäuscht.

Appius Claudius sandte die aus dem Felde heimkehrenden Schuldknechte in ihre Kerker zurück und sprach die Verpfändeten ohne Erbarmen den Schuldherren zu. Aber diese Sprüche konnten nicht vollstreckt werden, denn die Plebejer waren in offenem Aufstand; sie beschirmten jeden Verurtheilten, und Gläubiger, welche die verhaßten Urtheile er-

wirkt hatten, junge Patricier, die in ihrem Eifer den Schergen hülfreiche Hand leisteten, retteten sich kaum vor ihrer Wuth. So verging das Jahr.

Als im folgenden die Kriegszeit eintrat, fanden die Consuln A. Virginius und T. Vetusius es unmöglich, Legionen zu bilden. Die Gemeinde, nächtlich und heimlich in den ausschließend von ihr bewohnten Quartieren, auf dem Aventinus und den Esquilien, versammelt, weigerte unerschütterlich, Soldaten zu stellen, und die anfänglichen Bitten um Schonung waren nun durch den Anspruch auf Tilgung der Schulden verdrängt. Die Gährung war so gewaltig, daß die milder gesinnten Patricier empfahlen, den Frieden selbst um diesen Preis zu erkaufen. Appius drang auf Strenge; es sei den Lumpen noch zu wohl; man müsse ihnen den Uebermuth brechen; das könne ein Dictator. Marcus Valerius versammelte die Soldaten durch ein Edict, wie es Servilius erlassen hatte, denn die Gemeinde vertraute der Macht der Dictatur, wie dem Worte eines Valerius. Zehn Legionen wurden gebildet, und drei Heere gegen die Sabiner, die Aequer, und die Volsker gesandt; allenthalben entschied sich der Sieg für Rom, schneller und glänzender, als es der Senat wünschte. Dem Dictator ward mit ausnehmenden Ehren gelohnt, aber nicht mit der Befreiung der Schuldknechte, welche er, seinem Worte treu, forderte. Da legte er die Würde nieder.

Das Heer des Dictators, vier Legionen, war nach dem Triumph entlassen, die der Consuln waren aber noch versammelt; ihnen ward, unter dem Vorwande, es drohe Erneuerung der Feindseligkeiten, befohlen im Felde zu bleiben. Nun brach die Empörung aus. Das Heer setzte sich L. Sicinius Bellutus zum Anführer, ging über den Anio und nahm ein festes Lager auf dem heiligen Berge, in der crustuminischen Feldmark.

Die Patricier sahen nun endlich ein, daß sie mit ihrer Hartnäckigkeit nicht durchdringen könnten; denn was sollte geschehen, wenn die Angriffe der Feinde sich während der Trennung beider Stände wiederholten? Sie sandten also den Menenius Agrippa an die Plebejer, einen Senator, der jedoch aus plebejischem Stamme war und daher jedenfalls zu den Plebejern gehörte, die in dem ersten Jahre der Republik in den Senat aufgenommen worden waren. Dieser erzählte ihnen die berühmte Fabel: Es sei einst unter den übrigen Gliedern des menschlichen Leibes eine große Unzufriedenheit darüber entstanden, daß ihnen alle Arbeit zufalle, während der Magen nichts zu thun habe als zu genießen. Sie hätten sich also unter einander verschworen und den Beschluß gefaßt, dem Magen hinfort ihre Dienste völlig zu versagen. Die Hände hätten keine Speise mehr zum Munde geführt, der Mund sie nicht aufgenommen und die Zähne sie nicht zermalmt. Während sie aber geglaubt hätten, hierdurch den Magen zu bezwingen, seien ihnen selbst alle Kräfte vergangen, und so wären sie inne geworden, daß der Magen eben so sehr die übrigen Glieder nähre, wie er selbst von ihnen genährt werde,

und daß sie nicht ohne ihn, wie er nicht ohne sie bestehen könne. Eben so aber, fügte er hinzu, sei es hinsichtlich der Patricier und der Plebejer, und die Wahrheit dieser Vergleichung leuchtete den letzteren so vollkommen ein, daß sie zur Nachgiebigkeit bereit wurden.

Indeß gingen sie doch nicht zurück, ehe ihnen ein wichtiges Zugeständniß gemacht worden war. Es wurde ihnen nämlich die Einsetzung eines eigenen plebejischen Magistrats, des Volkstribunats, eingeräumt.

---

135. Das Volkstribunat.

(Nach Ludwig Lange, römische Alterthümer.)

Im Princip verschieden von dem Consulat, der Dictatur, der Prätur und der Censur, welche Aemter die directen Erben der regia potestas und des regium imperium sind, ist das Tribunat. Eingesetzt bei der ersten secessio plebis durch die lex sacrata, sollte es seiner ursprünglichen Bestimmung gemäß das Organ einer legalen Opposition gegen das Imperium zum Schutze (auxilium) der Plebejer sein. Selbstverständlich war es daher ohne Imperium. Aber als sacrosancta potestas besaß es in seiner garantirten Unverletzlichkeit einen Schild, der, als Angriffswaffe benutzt, sich mächtiger erwies, als das Schwert des Imperium. Denn die Unverletzlichkeit wirkte sogar, zwar nicht rechtlich aber factisch, darin noch über die Zeit des Amtes hinaus, daß die Tribunen auch nach ihrer Abdankung als unanklagbar wegen ihrer Amtshandlung galten, so daß sich mit ihrer Unverletzlichkeit factisch auch Unverantwortlichkeit verband. Eine solche Ausnahmestellung gegenüber den nicht unverletzlichen, wohl aber verantwortlichen regelmäßigen magistratus cum imperio lud nur zu sehr zu Ueberschreitungen ein. So haben die Tribunen, wie die Geschichte des Tribunats zeigt, durch wohl berechnete Ueberschreitungen des ursprünglichen Zweckes ihrer Amtsgewalt dieselbe fortwährend erweitert, was Anfangs, im Kampfe der Plebejer mit den Patriciern um politische Rechtsgleichheit, dem Staate im Ganzen zum Vortheil, später aber immer mehr zum Nachtheil gereichte, so daß in Cicero's Zeit das Tribunat als ein Uebel, wenn auch als ein nothwendiges, angesehen wurde.

Weil die ursprünglichen Befugnisse der tribuni plebis, das auxilium adversus consulare imperium und das ius agendi cum plebe, sich nur auf die Plebs erstreckten, so galten die Tribunen Anfangs gar nicht als magistratus populi Romani, sondern als magistratus plebis Romanae oder plebeii. Diesem Ursprunge gemäß unterschieden sie sich selbst noch in der Zeit, als sie unbestritten als magistratus populi Romani galten, durch Einiges, was ihnen eigenthümlich blieb, von den übrigen Magistraten. So ward die Bestimmung, daß nur Plebejer das Amt bekleiden konnten, stets aufrecht erhalten. Dahin

gehört ferner der Mangel der Amtsinsignien und diejenige Eigenthümlichkeit des Tribunats, daß die Macht der Tribunen nur innerhalb der Bannmeile, so weit die provocatio galt, während die Macht der Magistratus cum imperio gerade hier beschränkt, dagegen außerhalb der Bannmeile unbeschränkt war. Damit hängt zusammen, daß die Tribunen, deren Haus auch während der Nacht offen sein mußte, damit ihr auxilium jeder Zeit angerufen werden könnte, Rom nie außer an den feriis latinis auf einen vollen Tag verlassen durften.

Die Stellung von magistratus populi Romani haben sich die Tribunen unter dem Schutze ihrer Unverletzlichkeit durch die Deutung, die sie ihren ursprünglichen, auf sacrale Weise garantirten Rechten, dem ius auxilii und ius cum plebe agendi, zu geben wußten, erobert. Das Resultat des Kampfes für die amtlichen Rechte der Tribunen war eine potestas, so ausgedehnt, daß die Tribunen vorkommenden Falls mehr, als die Magistratus cum imperio und der Senat, durchsetzen, daß sie aber auch mit Leichtigkeit die ganze Staatsmaschine ins Stocken, das Volk in eine dem Bestande des Staates gefährliche Aufregung bringen konnten.

Die potestas tribunicia enthält theils positive, theils prohibitive Bestandtheile, von denen sich jene theils an das ius auxilii, theils an das ius cum plebe agendi anschließen, diese eine Erweiterung des ursprünglichen ius auxilii sind.

Unter den positiven Bestandtheilen ist zunächst das ius prensionis, d. i. das Recht der Verhaftung, eine nothwendige Consequenz des ius auxilii und der tribunicischen Unverletzlichkeit. Denn es konnte sich ereignen, daß die Tribunen ihren Schutz nicht anders wirksam machen konnten, als durch Verhaftung derer, die sich ihren, zum Zwecke des Schutzes getroffenen Anordnungen widersetzten. Zur Ausführung der prensio aber bedienten sich die tribuni plebis sowohl der aediles plebeii als auch ihrer eigenen viatores.

Sodann gehört zu den positiven Bestandtheilen das ius cum plebe agendi; es ward dergestalt erweitert, daß es fast so gut wie das ius cum populo agendi war. Streng genommen hatten die Tribunen allerdings das ius cum populo agendi nicht, in so fern sie, weil ohne Imperium, kein Recht hatten, die comitia centuriata zu berufen und natürlich als magistratus plebeii auch nicht die patricischen comitia curiata berufen konnten. Aber dafür hatten sie ein ausgedehnteres Recht auf die Berufung der comitia tributa, als die Magistratus cum imperio, und dieses war um so bedeutsamer, je wichtiger die Rolle wurde, welche gerade die comitia tributa in der Legislation und der Verwaltung spielten. Das ius cum plebe agendi der Tribunen enthielt auf der Höhe seiner Entwicklung erstens das Recht der Tribunen, in comitiis tributis die Wahl ihrer Nachfolger und der aediles plebeii zu leiten, welches Recht die Tribunen durch die lex Publilia vom Jahre 471 erworben hatten, und welches sie bis ans Ende der Republik behielten; zweitens das Recht der Tribunen zur Legislation in

den comitiis tributis, das, Anfangs usurpirt, durch die lex Valeria Horatia vom Jahre 449 für Sachen, die in die feststehende Competenz der comitia centuriata nicht direct eingriffen, anerkannt worden war, und das eine noch höhere Bedeutung gewann, als durch die lex Publilia (339) und Hortensia (287) die legislative Competenz der comitia tributa dergestalt erweitert wurde, daß sie auch die der comitia centuriata über Angelegenheiten des Imperium enthielt. Die Tribunen hatten demnach zuletzt das unbestrittene Recht, Veränderungen der staatsrechtlichen und privatrechtlichen Rechtssatzungen, so wie Verwaltungsmaßregeln, im weitesten Umfange verstanden, zu beantragen. Das ius cum plebe agendi enthielt drittens das Recht der Tribunen zur Anklage vor den comitiis tributis, das sie Anfangs usurpirt hatten, das dann aber in Folge der lex Aternia Tarpeja anerkannt worden war, wofern sie sich auf die irrogatio einer multa beschränkten. Endlich gehört zu den positiven Bestandtheilen das ius cum patribus (d. h. mit dem Senate) agendi, das sich allmählich entwickelt hatte. Anfangs hatten die Tribunen nur einen Sitz vor den Thüren des Senats usurpirt, um Kenntniß von den Verhandlungen des Senats zu nehmen. Diesen Sitz konnte ihnen Niemand streitig machen eben ihrer Unverletzlichkeit wegen. Da aber die Tribunen als plebejische Magistrate die geeigneten Mittelsmänner zwischen den patricischen Magistraten und dem Senate einerseits und der Plebs andererseits waren, da ferner ihr Rath dem Senate von Wichtigkeit sein konnte, und da endlich der Senat hoffen mochte, durch gemeinsame Berathung mit den Tribunen die oppositionellen Schritte derselben fern zu halten, so lag es nahe, den Tribunen Sitz im Senate und das ius sententiam dicendi zu geben. Aus diesem Rechte aber entwickelte sich wiederum einerseits die Anmaßung eines Veto gegen Senatsbeschlüsse, andererseits das Recht, den Senat zu berufen und in demselben Vortrag zu halten (referre), was gleichbedeutend ist mit der Initiative zur Herbeiführung eines Senatusconsultes. Vergl. S. 527.

Die prohibitiven Bestandtheile der potestas tribunicia, die sich aus dem ius auxilii entwickelt hatten, werden unter der Bezeichnung der intercessio tribunicia zusammengefaßt. In ihr lag der Lebensnerv der potestas tribunicia.

Die Intercession geschah theils zum Schutze Einzelner, theils zum Schutze der ganzen Plebs oder des ganzen Staates. Jene fand Statt im Sinne des ursprünglichen auxilium gegen Straferkenntnisse der Consuln für Verweigerung der Dienstpflicht bei der Aushebung und gegen Straferkenntnisse der richterlichen Magistrate überhaupt, in welcher Beziehung sie also das ius provocationis ad populum ergänzte und verstärkte. Die Intercession zum Schutze der ganzen Plebs oder des ganzen Staats stellt sich als eine Opposition gegen Maßregeln der Magistrate von allgemeiner administrativer und legislativer Bedeutung dar. Sie tritt zuerst bei der Aushebung auf. Es lag nahe, daß die Tribunen, auch

ohne angerufen zu sein, alle Einzelnen bei der Aushebung gegen den Consul schützten; die Folge war, daß sie einen Schritt weiter gingen und im Voraus durch ein Edict allen denen ihren Schutz zusagten, die sich, sei es bei der Aushebung oder bei der Ausschreibung eines tributum, dem Imperium widersetzen würden. Das war schon so gut, wie ein Verbot des delectus und des tributum überhaupt; und es war kaum eine neue Anmaßung der Tribunen, sondern nur eine Abkürzung des Verfahrens, wenn sie den Consuln gleich bei Abfassung des die Aushebung oder das Tributum betreffenden Senatusconsultes intercedirten. Es entstand so, im Zusammenhange mit den positiven Rechten der Tribunen im Senat, ihr Recht zur Intercession gegen Senatsconsulte jeder Art, das in der Zeit nach der lex Valeria Horatia schon durchaus feststeht. Je mehr nun der Senat die Seele der Verwaltung war, desto bestimmter nahm dieses Recht den Charakter der Opposition gegen Verwaltungsmaßregeln an. Als dieses Intercessionsrecht anerkannt war, genügte zwar Anfangs das Nichtstattfinden der Intercession zur Gültigkeit des Senatusconsultes; später war das positive Einverständniß der Tribunen erforderlich, weil sie oder wenigstens einige von ihnen stets zugegen waren. Ein Senatusconsultum aber konnte nur zu Stande kommen, wenn kein einziger Tribun dagegen intercedirte. Nach Analogie der Intercession gegen die Beschlüsse des Senats maßten sich die Tribunen auch die Intercession gegen Beschlüsse der Volksversammlungen an. Diese Intercession, die gleichfalls nach den leges Valeriae Horatiae als ein feststehendes Recht anerkannt wird, hemmte sowohl Wahlen als Gesetzgebung; sie ward in gleicher Weise angewendet gegen comitia curiata, centuriata, tributa. Da die Intercession eigentlich dem Befehle des Magistrats die Abstimmung zu beginnen galt, so mußte sie eben bei diesem Befehle, ehe noch die Abstimmung begonnen hatte, angebracht werden. Die Intercession verhinderte nur den jedesmaligen Befehl des Magistrats, war also nur suspensiv; doch konnte sie durch fortgesetzte Wiederholung gegen jeden erneuten Befehl die Wirkung eines absoluten Veto erhalten.

Das Volkstribunat, das der Zwietracht der Stände und dem Mißtrauen der Plebs gegen den Gerechtigkeitssinn der patricischen Regierenden seine Entstehung verdankt, hätte, wenn es mit der Eintracht der Stände bei der Decemviral-Gesetzgebung Ernst gewesen wäre, damals nicht bloß vorübergehend, sondern für die Dauer aufgehoben werden können und müssen. Daß die Decemvirn durch ihren Versuch, ein oligarchisches Regiment zu begründen, dem Mißtrauen neue Nahrung gaben, daß sie durch Nichtgewährung des Connubium und durch Beibehaltung der alten Strenge der Schuldgesetze den Riß zwischen den Ständen eher größer als kleiner machten, war ein Unglück für die Entwicklung der römischen Verfassung. Daß man aber nach dem Sturze der Decemvirn, statt das Werk der Eintracht rückhaltlos zu Ende zu führen und dadurch die Gründe zu beseitigen, die das Tribunat nothwendig machten, vor allen Dingen das Tribunat wieder herstellte, noch dazu

mit Anerkennung erweiterter Befugnisse, war ein Fehler, an dem die zögernde Concessionspolitik der Patricier und die politische Unreife der Plebejer gleiche Schuld hat. Aber es ward auch bereits die zweischneidige Natur des Tribunats klar, das fortwährend zwischen der Vertretung der Interessen der armen Plebejer und der der reichen schwankte, das auch bereitwillig war, im Interesse der patricischen Aristokratie, wenn das Interesse der reichen Plebejer damit Hand in Hand ging, Maßregeln zu Gunsten der armen Plebejer zu hintertreiben. Auf der Höhe seiner Macht erscheint das Tribunat durch die Verbindung der Interessen der reichen und armen Plebejer in den Händen des Licinius Stolo und Sextius Lateranus, die es zehn Jahre lang bekleideten und für eine Zeit lang sogar bewirkten, daß der Staat ganz ohne magistratus patricii bestand (solitudo magistratuum). Als aber die leges Liciniae Sextiae durchgegangen waren, und in Folge davon der staatsrechtliche Unterschied der Plebs und der Patricier aufhörte, konnte das bestehenbleibende Tribunat sich nicht mehr innerhalb der Grenzen seiner ursprünglichen Bestimmung, die minder berechtigte Plebs zu schützen, halten; es mußte in einer Weise angewendet werden, die seiner ursprünglichen Bestimmung widersprach.

---

136. Das Ackergesetz des Sp. Cassius.

(Nach A. Schwegler, römische Geschichte.)

Spurius Cassius war der hervorragendste Mann unter seinen Zeitgenossen. Er war dreimal Consul; triumphirte zweimal; war der Magister Equitum des ersten Dictators. Er schloß in seinem ersten Consulat (502) Frieden mit den Sabinern; in seinem zweiten Consulat (493) das Bündniß mit den Latinern; in seinem dritten Consulat (486) das Bündniß mit den Hernikern. Auch der Vergleich mit der ausgewanderten Plebs scheint nicht ohne seine Mitwirkung zu Stande gekommen zu sein. Kurz, mit fast allen wichtigeren Ereignissen jener Epoche ist sein Name verknüpft. Für seine Geistes- und Charaktergröße zeugt aber vor Allem sein Ackergesetz. Ein Mann, der dem patricischen Stande angehörig, wie er, das Herz hatte, über die tiefgewurzelten Vortheile seiner Kaste sich wegzusetzen, seine Standesgenossen in ihren wichtigsten Interessen zu verkürzen, die Rache eines mächtigen, an seiner empfindlichsten Seite, seinem Eigennutz, gekränkten Standes gegen sich herauszufordern, kurz, der es wagte, unter den damaligen Verhältnissen mit einem Ackergesetz aufzutreten, der muß ein außerordentlicher Mann gewesen sein.

Um so mehr ist zu beklagen, daß über sein Ackergesetz, seinen Proceß, seinen Untergang so wenig Eingehendes und Zuverlässiges überliefert worden ist. Nicht einmal über die Art seines Todes sind die Nachrichten einstimmig.

Wie das cassische Ackergesetz gelautet hat, läßt sich nur errathen. Cassius wird, wie man muthmaßen darf, beantragt haben, einen verhältnißmäßigen Theil des gemeinen Feldes der Plebs zu assigniren, das Uebrige den Patriciern zur Nutzung zu überlassen, doch gegen Entrichtung einer Nutzungssteuer.

Dieses Ackergesetz war von Cassius im Laufe seines Consulats eingebracht und durchgesetzt worden; es hatte Gesetzeskraft erlangt, und legte dem Senat so wie den Consuln eine Verpflichtung auf. Die Patricier dagegen waren entschlossen, es nicht auszuführen. Es war vorauszusehen, daß in Folge dieser Weigerung ein heftiger Kampf mit der Plebs ausbrechen werde. Darum mußte vor Allem derjenige Mann bei Seite geschafft werden, der in diesem Kampfe das natürliche Haupt, der kräftigste Führer der Plebs gewesen wäre und ihr vielleicht zum Sieg verholfen hätte. Auch gewährte die öffentliche Verurtheilung und Hinrichtung des Sp. Cassius den großen Vortheil, daß sie sein Ackergesetz als das Werk eines Hochverräthers brandmarkte und den Patriciern einen scheinbaren Vorwand gab, sich der Ausführung desselben zu entziehen.

Die Anklage ging formel auf Perduellio, d. h. auf Streben nach der Alleinherrschaft. Aber an welche Volksversammlung sie gebracht worden ist, darüber gibt uns kein Geschichtschreiber bestimmte Auskunft, was ohne Zweifel darin seinen Grund hat, daß in den Chroniken hierüber nichts verzeichnet war. Cicero und Livius berichten einfach, das Urtheil sei vom Populus gefällt worden, und dies ist ohne Zweifel der Wortlaut der alten Chroniken, die unter populus nach altem Sprachgebrauch die patricische Bürgerschaft oder die Curien verstanden haben.

Welche Todesstrafe an dem Verurtheilten vollzogen worden ist, melden die meisten Geschichtschreiber nicht mit bestimmten Worten. Nur Dionysius gibt an, er sei durch die Quästoren vom tarpejischen Felsen herabgestürzt worden. Diese Angabe ist wahrscheinlich ein Rückschluß aus der Todesart des M. Manlius, der ebenfalls der Perduellio angeklagt war und nach seiner Verurtheilung vom tarpejischen Felsen herabgeworfen worden sein soll. Allein den Manlius hatten Tribunen angeklagt, und Tribunen waren es auch, die, wie erzählt wird, jene Todesstrafe an ihm vollzogen haben. Ueberhaupt scheint das Herabstürzen vom tarpejischen Felsen eine vorzüglich von den Tribunen vollzogene Todesstrafe gewesen zu sein; die bei Staatsverbrechen gewöhnliche Todesstrafe war Enthauptung nach vorhergegangener Stäupung. Die ältesten Chroniken haben sich ohne Zweifel über Cassius' Hinrichtung ganz allgemein ausgedrückt und die Todesart nicht näher angegeben. Von bestimmten Beweisen der Schuld, von ungesetzlichen Handlungen des Angeklagten ist nirgends die Rede; und das Gericht, das ihn verurtheilte, bestand aus seinen erbittertsten Feinden, die nach Rache gegen ihn dürsteten, und ein Parteiinteresse hatten, ihn zu verderben.

---

137. Coriolanus*).

(Nach Karl Ludwig Roth, römische Geschichte.)

Cajus Marcius, vom Geschlechte des vierten römischen Königs hatte schon als Jüngling in der Schlacht am Regillersee sich hervorgethan, und nachher in den Kämpfen mit den Volskern eine bewunderungswürdige Tapferkeit an den Tag gelegt, so daß er in Rom als der erste Kriegsheld seiner Zeit angesehen war. Von der fast unglaublichen Kühnheit, womit er in einem dieser Kriege die plötzliche Eroberung der wichtigen Volskerstadt Corioli bewirkte, hatte er den Namen Coriolanus erhalten**). Neben seiner heldenmüthigen Tapferkeit leuchtete auch die Uneigennützigkeit hervor, womit er auf Belohnungen für Kriegsthaten verzichtete, und die Beute armen Soldaten überließ. Dabei war er ein so guter Sohn, daß er nur darum mit Sieg und Ruhm gekrönt aus den Schlachten heimzukehren wünschte, damit seine Mutter Veturia — den Vater hatte er frühe verloren — dadurch erfreut werden möge. Aber seine Mannhaftigkeit, anderer Art, als die der Valerier, war stolz und unbeugsam; und insonderheit gegen die Plebejer zeigte er eben so vielen Haß als Verachtung, besonders nachdem ihre Stimmen bei der Consulwahl gegen ihn gewesen waren, so daß seine Bewerbung scheiterte. Als nun in Folge der Entweichung der Plebejer auf den heiligen Berg, die gerade zur Saatzeit Statt gefunden hatte, und anderer ungünstiger Umstände im J. 492 (?) Theuerung und Hungersnoth in Rom entstand, und man keine andere Hülfe wußte, als daß man auf Staatskosten nahe und fern, auch in Sicilien, Getreide aufkaufen ließ, war Marcius der erste unter denjenigen Senatoren, welche verlangten, man solle die Gelegenheit benutzen, um der plebjischen Gemeinde ihre neuen Rechte wieder zu entziehen; man solle für das vom Staate aufgekaufte, theilweise auch zum Geschenk bekommene Getreide einen so hohen Preis beim Einzelverkauf ansetzen, daß die Plebejer durch die Unvermögenheit, dasselbe zu bezahlen, gezwungen, auf das Tribunat und ihre übrigen dem Senat abgetrotzten Rechte Verzicht leisten, um so wohlfeiles Brod zu erlangen. Die Tribunen hörten im Senat mit an, was Marcius und die ihm gleichgestimmten Senatoren in solcher Art wider die Plebejer äußerten; und der Bericht der Tri-

*) Die Geschichte des Coriolanus ist in der Tradition um drei Jahrzehnte zu früh angesetzt. Vgl. über die Chronologie, so wie über den Inhalt der Tradition die Kritik von Niebuhr und die von Schwegler.

**) Vielmehr scheint umgekehrt aus dem Namen Coriolanus die Eroberung von Corioli, welches damals keine volskische Stadt war, sondern unter den latinischen Bundesstädten genannt wird, herausgedichtet zu sein, wie denn überhaupt in den ersten Jahrhunderten der Republik keine Beinamen, die von eroberten Städten beigelegt worden, vorkommen; nach Niebuhr's Ansicht (Römische Geschichte II. 275. Anm. 558) bezeichnen solche Beinamen ein Verhältniß des Patronats, indem die mit Rom verbündeten Städte sich daselbst einen Vertreter für Rechtsfälle wählten, dessen Familie dann von dieser Clientel einen Beinamen führte.

bunen über solche Hartherzigkeit brachte die äußerste Erbitterung hervor, so daß ein Angriff des Volkes auf Marcius, als er aus dem Senate herausging, nur durch die Tribunen selbst abgewandt wurde, die ihn vor das Gericht des Volkes luden. Als die Tribunen dazu die Genehmigung des Senats begehrten, glaubte dieser wegen der ganz außerordentlichen, durch die Hungersnoth höchst gefährlichen Aufregung der ärmeren Classen dieselbe nicht versagen zu dürfen, troß des heftigen Widerstandes des Beklagten, dann des Appius Claudius und anderer angesehener Senatoren. Dabei hofften viele insgeheim, durch das Mitstimmen ihrer Clienten und sonst ihnen verpflichteter Plebejer einen günstigen Erfolg für Marcius zu erwirken. Dieser selbst erwies sich bis ans Ende stolz, starr und ungebeugt, und erklärte, daß er das Recht der Plebejer, über ihn zu richten, durchaus nicht anerkenne. Nichts desto weniger wurde der Gerichtstag angesetzt, und die Plebejer, insbesondere auch vom Lande, erschienen in großer Anzahl, und stellten sich nach ihren Tribus auf, deren jetzt nach der Gebietsverkleinerung durch Porsenna noch 21 waren. Vor diesen wurde er wegen Angriffs auf die Rechte der plebejischen Gemeinde angeklagt und durch die Stimmen von zwölf Tribus zur Ausstoßung aus dem Staatsverbande verurtheilt, während neun Tribus seine Unschuld anerkannten. Er ging zu den von ihm so oft besiegten Volskern, um mit diesen seine Vaterstadt zu bekriegen. Dieselben nahmen ihn freudig auf, und stellten ihn bald an die Spitze ihrer Mannschaft, mit der er eine ganze Reihe kleiner Städte einnahm, die unter römischer Hoheit oder Bundesgenossenschaft standen, und unwiderstehlich auf Rom selbst vordrang. Hier wollte der Senat, daß die Consuln mit Heeresmacht ihm entgegenzögen; aber das Volk wollte die Waffen nicht ergreifen, sondern forderte vielmehr mit Ungestüm den Frieden. So mußte man sich bequemen, Gesandte hinauszuschicken, ihm eine ehrenvolle Rückkehr anzubieten und Frieden nachzusuchen. Den wollte aber Marcius nur unter harten Bedingungen gewähren, die man nicht annehmen konnte. Die Priester der Stadt, die ebenfalls zu Marcius hinauszogen, richteten mit ihren Bitten gleich wenig aus. Endlich aber machten sich die römischen Edelfrauen, an ihrer Spitze die Mutter und die Gattin des unerbittlichen Mannes, letztere mit seinen zwei kleinen Söhnen, auf den Weg ins volskische Lager, wo denn Veturia nicht durch Weinen und Flehen, sondern durch ernste und strafende Vorstellung des Unrechts, das er an der Vaterstadt und an den Seinigen verübe, seine starre Erbitterung endlich besiegte. Er ließ Mutter, Weib und Kinder mit den Frauen nach Rom zurückgehen, und brach auf, rückwärts ins Volskerland*). Als man das von

*) Es ist unglaublich, daß die Volsker die Führung ihres Heeres einem fremden Flüchtling anvertraut, und noch weniger, daß sie auf dessen Wink den Krieg nahe am Ziele aufgegeben hätten. Hat also Coriolan die Römer bekriegt, so scheint er dies nur auf eigene Hand als Anführer von Freischaaren (der in der Verbannung lebenden Römer) gethan zu haben, vielleicht in Verbindung mit den Volskern. Vergl. Schwegler, R. G. II. 377 ff.

den römischen Mauern aus sah, strömte das Volk allenthalben zu Dankgebeten in die Tempel, wie sonst wohl geschah, wenn ein großer Sieg erfochten war. Der Senat wollte die Edelfrauen selbst den Lohn wählen lassen, den sie für ein so glänzendes Verdienst zu erhalten wünschten. Sie erbaten sich nur die Erlaubniß, auf ihre Kosten ein Heiligthum der weiblichen Glücksgöttin (Fortuna muliebris) errichten zu dürfen, welches sodann auf Staatskosten erbaut wurde.

---

138. L. Quinctius Cincinnatus*).

(Nach A. Schwegler, römische Geschichte.)

Mit den Völkern von Antium ist seit 459 Frieden; mit den Aequern dagegen, deren Macht sich noch einige Zeit auf ihrer Höhe hält, dauert der Krieg fort. Gleich aus dem folgenden Jahre, 458, wird ein Feldzug gegen sie berichtet, der in der römischen Ueberlieferung eine glänzende Stelle einnimmt. Die Sage erzählt ihn so.

Die Aequer hatten Frieden geschlossen; treulos brachen sie ihn wieder und schlugen, nachdem sie die latinische Landschaft plündernd und verheerend durchzogen hatten, ein Lager auf dem Algidus. Hier, in ihrem Lager, erschien eine römische Gesandtschaft, um Beschwerde wegen des Friedensbruchs zu führen und Genugthuung zu fordern. Sie ward nicht angehört. Er habe jetzt Anderes zu thun, entgegnete den römischen Abgeordneten der äquische Oberfeldherr Gracchus Clölius: sie möchten ihre Aufträge an die Eiche da bestellen: — er meinte die mächtige Eiche, unter deren Aesten sein Hauptzelt aufgeschlagen war. Diesen Hohn zu rächen, zog Consul Minucius mit einem Heere auf den Algidus. Allein das Glück war ihm nicht günstig, er wurde umringt und sein Lager eingeschlossen. Nur fünf Reiter entkamen, in Rom es anzusagen. Hier erregte diese Schreckensbotschaft große Bestürzung. Ein einziger Mann schien fähig, den Entsatz des eingeschlossenen Heeres zu vollführen, L. Quinctius Cincinnatus; er ward ohne Zögern zum Dictator ernannt. Der Waibel, der ihm die Ernennung überbrachte, traf ihn bei der Feldarbeit, wie er unbekleidet und staubbedeckt seinen Pflug vor sich her trieb, das kleine Erbgut von vier Jugern beackernd, das er in der vaticanischen Markung besaß. Der Waibel ermahnte ihn, die Toga anzulegen und bekleidet die Botschaft des Senats zu vernehmen. Seine Hausfrau Racilia reichte ihm das Gewand aus der nahen Hütte. Jetzt verkündigte ihm der Bote den Rathschluß des Senats, der ihn an die Spitze der Nation berief. Ein Nachen lag bereit, ihn abzuholen; am andern Ufer des Stromes begrüßten ihn seine Söhne, die ihm entgegen gegangen waren, nebst den Vettern und Sippen und einem großen

*) Die Darstellung und Kritik der Sage bei Schwegler stimmt im Wesentlichen mit der Niebuhr's überein.



Theile des Senats. Ein zahlreicher Zug begleitete ihn unter Vortritt der Lictoren bis an sein Haus.

Am andern Morgen vor Tagesanbruch erschien der Dictator auf dem Forum und ernannte den L. Tarquitius, einen armen aber tapfern und kriegskundigen Jüngling von patricischem Geschlecht, zum Obersten der Ritter; verordnete darauf die Schließung aller Buden, die Fristung aller Gerichtstermine, die Hemmung aller Geschäfte, und gebot den Dienstfähigen, die er alle zur Fahne schwören ließ, sich vor Sonnenuntergang auf dem Marsfeld einzufinden, gerüstet und mit Mundvorrath auf fünf Tage, dazu ein Jeder mit zwölf Schanzpfählen versehen. Mit Sonnenuntergang setzte der Zug sich in Bewegung, rasch und immer rascher, denn der Gedanke an das eingeschlossene Heer, dessen Rettung auf dem Spiele stand, da es sich schon den dritten Tag in dieser Lage befand, beflügelte eines Jeden Schritt. Um Mitternacht erreichten sie den Algidus; in der Nähe des Feindes wurde Halt gemacht. Jetzt führte der Dictator das römische Heer in langem Zuge um das feindliche Lager herum, bis dieses ganz eingeschlossen war, und gab sofort seinen Truppen den Befehl, einen Graben aufzuwerfen, und die mitgebrachten Schanzpfähle einzusenken. Mit lautem Geschrei schritten die Truppen ans Werk: das Geschrei scholl über das feindliche Lager hinweg in das Lager des Consuls und verkündigte den Eingeschlossenen die Ankunft ihrer Befreier. Alsbald fiel Minucius aus seinem Lager heraus und rang bis zur Morgendämmerung mit seinen Belagerern, während das Heer des Dictators ungestört die Umschließung vollendete. Als es Tag wurde, erblickten die Aequer den Wall, der sie umschloß, er war vollendet und unübersteiglich. Von zwei Seiten bestürmt, ihren Untergang vor Augen, baten sie jetzt verzweiflungsvoll um ihr Leben. Es ward ihnen geschenkt, doch mit dem Befehle, alle Waffen niederzulegen und wehrlos im bloßen Unterkleide unter einem Jochgalgen abzuziehen. Gracchus Clölius und seine Obersten mußten in Ketten vor den Dictator gebracht werden: sie wurden zum Triumphe aufgespart. Die Stadt Corbio und das beutereiche Lager der Feinde waren der Preis des Sieges; doch durften an der Beute, wie am Triumphe nur die Truppen des Dictators, nicht auch diejenigen des Consuls Theil nehmen, Minucius mußte sogar abdanken. Aber die Dankbarkeit der Geretteten überwog: sie überreichten dem Dictator einen goldenen Kranz von der Schwere eines Pfundes und sagten ihm bei seinem Abzuge als ihrem Patronus Lebewohl. Der Tag des Triumphs war ein Festtag für das ganze Volk. Vor jedem Hause standen Tische gedeckt, an denen die einziehenden Truppen sich labten und von denen weg sie sich wieder dem Zuge anschlossen. Solchen Jubel und solche Festlust hatte Rom noch nie gesehen. Am sechszehnten Tage nach seiner Ernennung legte Cincinnatus die Dictatur nieder.

So die Sage, wie sie sich am treuesten und ungetrübtesten bei Livius erzählt findet. Daß sie nur Sage, nur Volksdichtung ist, und vor einer nüchternen Prüfung so wenig Stand hält, als die Heldensagen im Hel-

denbuch, stellt sich sogleich heraus, wenn man ihre einzelnen Angaben ins Auge faßt. Das römische Heer soll mit Sonnenuntergang von Rom ausgezogen, um Mitternacht auf dem 8 Stunden entfernten Algidus angekommen sein, während jeder Fußknecht außer seinen Waffen, seinem Mundvorrath und seinem Gepäck noch zwölf Schanzpfähle zu tragen hatte, — ohnehin eine unerträgliche Bürde für Truppen eines allgemeinen Aufgebots, da selbst den abgehärteten Legionssoldaten der spätern Zeit nur drei bis vier, höchstens sieben solcher Pfähle zugemuthet wurden. Noch mehr: dieses überbürdete, durch einen langen und beschwerlichen Nachtmarsch erschöpfte Heer soll im Stande gewesen sein, den Rest der Nacht hindurch zu schanzen, ja, gar eine Pallisaden-Linie um das feindliche Lager herum zu ziehen, das in seiner Mitte ein römisches Lager einschloß. Am undenkbarsten aber ist, daß die Aequer von der Nähe eines feindlichen Heeres nichts gemerkt, von den Verschanzungen, die rings um sie her aufgeworfen wurden, nichts gesehen, von dem Feldgeschrei, das über ihre Köpfe weg bis ins römische Lager erscholl, nichts gehört —, oder wenn sie das Alles gehört und gesehen hatten, die noch unvollendete Umschanzung nicht durchbrochen haben. Die dichtende Volkssage freilich ließ sich durch solche Scrupel nicht stören, aber für Geschichte kann ein solches Märchen nicht gelten.

---

139. Das Decemvirat.

(Nach Theod. Mommsen, römische Geschichte, und B. G. Niebuhr, römische Geschichte, mit einer Einleitung aus Schwegler's römischer Geschichte.)

Der Kampf der römischen Stände zerfällt in zwei Perioden: die Grenzscheide zwischen beiden bildet die Decemviral-Gesetzgebung. In der ersten Periode hatten die Bestrebungen der Plebs eine andere Richtung, als in der zweiten. Bis zum Decemvirat ging die Plebs nicht darauf aus, Antheil an der Regierung, Zutritt zu den Staatsämtern zu erlangen, im Gegentheil, ihr Bestreben ging während jenes Zeitraums auf Schutz, Vertheidigung und Abwehr. Für dieses Verhältniß der Plebs zur patricischen Bürgerschaft ist nichts bezeichnender, als daß der ursprüngliche Beruf des obersten Magistrats der Plebs nicht darin bestand, zu befehlen oder zu regieren, sondern einzig darin, die Angehörigen der Plebs gegen die patricischen Magistrate zu schützen, und jeden Mißbrauch der consularischen Gewalt von ihnen abzuwehren. Ebenso charakteristisch für den Geist der plebejischen Bestrebungen vor dem Decemvirat ist die Terentillische Rogation, welche beantragte, daß die consularische Amts- und Strafgewalt, so weit sie sich auf die Plebs erstrecke, durch geschriebene Gesetze beschränkt werden solle, und zwar solle die Plebs zu bestimmen haben, wie viel Gewalt sie dem Consul über sich einräumen wolle. Die Lex Terentilia hat folglich nichts weniger, als jene gemeinschaftliche Gesetzgebung, die später aus ihr hervorging,

bezweckt und gefordert, sie wollte vielmehr eine gesetzliche Schranke zwischen den Consuln und der Plebs aufgeführt wissen. Diese Bestrebungen der Plebs und der Tribunen waren in so fern consequent, als das Rechtsverhältniß der Plebs zur patricischen Bürgerschaft auf einem völkerrechtlichen Födus beruhte, folglich in seinem Fundament ein internationales Verhältniß war. So fremd also, wie ein verbündeter Staat, stand die Plebs bis zum Decemvirat der patricischen Bürgerschaft gegenüber; ja, sie war noch nach Kräften bemüht, diese Kluft zu erweitern. Wären diese Bestrebungen mit Consequenz fortgesetzt worden, sie hätten nothwendig dazu führen müssen, daß die eine Republik in zwei selbständige und locker verbundene Föderativstaaten auseinander gegangen wäre.

Allein hiezu kam es nicht. Nach dem Decemvirat verließ die Plebs diese gefährliche Bahn und schlug den entgegengesetzten Weg ein. Der Wendepunkt ihrer Politik war ohne Zweifel eben die Decemviral-Gesetzgebung. Diese Legislation, welche ein beiden Ständen gemeinschaftliches Civil- und Criminalrecht einführte, hatte die Gleichstellung der beiden Stände auch in politischen und gottesdienstlichen Rechten zur Consequenz, sie gab den Bestrebungen der Plebs eine veränderte Richtung. Das Ziel der Plebs war von jetzt an die politische Gleichstellung und Verschmelzung der Stände, die Wegräumung der Schranken, durch welche sie bisher von einander geschieden waren, die Herstellung eines einheitlichen Staats.

Der Volkstribun Terentilius Arsa beantragte die Ernennung einer Commission von fünf Männern zur Entwerfung eines gemeinsamen Landrechtes, an das die Consuln künftighin in ihrer richterlichen Gewalt gebunden sein sollten. Zehn Jahre vergingen, ehe dieser Antrag zur Ausführung kam — Jahre des heißesten Ständekampfes, welche überdies vielfach bewegt waren durch Kriege und innere Unruhen; mit gleicher Hartnäckigkeit hinderte die Regierungspartei die Durchbringung des Gesetzes und ernannte die Gemeinde wieder und wieder dieselben Männer zu Tribunen. Man versuchte durch andere Concessionen den Angriff zu beseitigen; im Jahre 457 ward die Vermehrung der Tribunen von fünf auf zehn bewilligt — freilich ein zweifelhafter Gewinn*) —; im folgenden Jahre der Aventin, bisher Tempelhain und unbewohnt, unter die ärmeren Bürger zu Bauplätzen erblichen Besitzes aufgetheilt. Die Gemeinde nahm, was ihr geboten ward, allein sie hörte nicht auf, das Landrecht zu fordern. Erst im Jahre 454 kam ein Vergleich zu Stande; die Abfassung eines Landrechts ward beschlossen und vorläufig eine Gesandtschaft nach Griechenland geschickt, um die solonischen und andere griechische Gesetze heim zu bringen. Endlich wurden für das Jahr 451

*) Die Patricier konnten bei einer großen Anzahl der Tribunen eher einen oder einige unter ihnen für das patricische Interesse gewinnen. Vgl. S. 515.



Zehnmänner zur Abfassung des Landrechts aus dem Adel gewählt, welche zugleich als höchste Beamte anstatt der Consuln fungirten (decemviri consulari imperio legibus scribundis); das Volkstribunat so wie das Provocationsrecht wurden suspendirt und die Zehnmänner nur verpflichtet, die beschworenen Freiheiten der Gemeinde nicht anzutasten. — Erwägt man diese Maßregeln in ihrem Zusammenhang, so kann kaum ein anderer Zweck ihnen untergelegt werden, als die Beschränkung der consularischen Gewalt durch das geschriebene Gesetz an die Stelle der tribunicischen Hülfe zu setzen.

Die Decemvirn des Jahres 451 brachten ihr Gesetz vor das Volk, und von diesem bestätigt, wurde dasselbe, in zehn Erztafeln eingegraben, auf dem Markt an der Rednerbühne vor dem Rathhaus angeschlagen. Da indeß noch ein Nachtrag erforderlich schien, so ernannte man auf das Jahr 450 wieder Zehnmänner, die noch zwei Tafeln hinzufügten; so entstand das erste und einzige römische Landrecht, das Gesetz der zwölf Tafeln. Es ging aus einem Compromiß der Parteien hervor und kann schon darum tiefgreifende, über polizeiliche und bloße Zweckmäßigkeitsbestimmungen hinausgehende Aenderungen des bestehenden Rechtes nicht wohl enthalten haben. Selbst zur Milderung der Schuldgesetze geschah nichts Anderes, als daß ein — wahrscheinlich sehr niedriges — Zinsmaximum (10 Procent) verordnet und der Wucherer mit schwerer Strafe — charakteristisch genug mit einer weit schwerern als der Dieb — bedroht ward; der strenge Schuldprozeß ward wenigstens in seinen Hauptzügen nicht geändert. Aenderungen der ständischen Rechte waren begreiflicher Weise noch weniger beabsichtigt; die Ungültigkeit der Ehe zwischen Adeligen und Bürgerlichen wurde vielmehr aufs Neue im Stadtrecht bestätigt. Am bemerkenswerthesten ist die Ausschließung der Provocation in Capitalsachen an die Tributcomitien, während die an die Centurien gewährleistet ward; was sich nur dadurch erklärt, daß die Abschaffung der tribunicischen Gewalt und folglich auch der tribunicischen Criminalprozesse beabsichtigt war. Die wesentliche politische Bedeutung lag weit weniger in dem Inhalt der Gesetzgebung, als in der jetzt förmlich festgestellten Verpflichtung der Consuln, nach diesen Proceßformen und diesen Rechtsregeln Recht zu sprechen, und in der öffentlichen Aufstellung des Gesetzbuches, wodurch die Rechtsverwaltung der Controle der Publicität unterworfen und der Consul genöthigt ward, Allen gleiches und wahrhaft gemeines Recht zu sprechen.

So war das Stadtrecht vollendet; es blieb den Zehnmännern nur noch übrig, die beiden letzten Tafeln zu publiciren und alsdann der ordentlichen Magistratur Platz zu machen. Sie zögerten indeß; unter dem Vorwande, daß das Gesetz noch immer nicht fertig sei, führten sie selbst nach Verlauf des Amtsjahres ihr Amt weiter. Was der Grund davon war, ist schwer zu sagen; wahrscheinlich fürchtete die Regierungspartei, daß beim Wiedereintreten der Consuln die Erneuerung auch des tribunicischen Collegiums gefordert werden würde, und wartete wenigstens auf einen günstigen Moment zur Erneuerung des Consulats ohne die

Beschränkungen der Valerischen Gesetze. Die gemäßigte Partei der Aristokratie, die Valerier und Horatier an ihrer Spitze, versuchte, heißt es, im Senat die Abdankung der Decemvirn zu erzwingen; allein das Haupt der Zehnmänner, Appius Claudius, ein leidenschaftlicher Vorfechter der strengen Adelspartei, gewann bei dem größeren Theile der Senatoren das Uebergewicht, und auch das Volk fügte sich. Die Aushebung eines doppelten Heeres ward ohne Widerspruch vollzogen und der Krieg gegen die Volsker wie gegen die Sabiner begonnen.

Beide Heere wurden geschlagen; die, welche gegen die Sabiner verloren hatten, befestigten ein Lager zwischen Fidenä und Crustumerium; auf dem Algidus war die Niederlage vollkommen, Lager und Gepäck wurden der Sieger Beute, die Flüchtigen fanden Sicherheit in den Mauern von Tusculum. Hieher sandten die Decemvirn Verstärkung und Waffen, mit dem Gebot, wieder ins Feld zu rücken. In diesem Heere befand sich ein Veteran, dem die Sage überschwängliche Thaten und Ehren zuschreibt, L. Sicinius Dentatus. Varro hatte von ihm erzählt gefunden, er habe in 120 Gefechten gestritten, 8 Feinde im Zweikampfe erlegt, 45 Narben gezählt, keine auf dem Rücken, an Ehrenzeichen und Belohnungen, Pferdegeschirr, Spießen, Hals- und Armketten, den verschiedenen Kronen, welche die Tapferkeit auszeichneten, eine fast unermeßliche Menge, einzeln angegeben; welche Herzählung freilich dadurch ein sehr apokryphes Ansehen gewinnt, daß sie ihm auch zuschreibt, er habe den Triumph von 9 Feldherren begleitet, deren Sieg durch ihn vornehmlich entschieden worden, denn unsere Geschichte, die wohl keinen Ehrentag verschwiegen, manchen erdichteten aufgenommen hat, kennt kaum so viele, an denen der Nämliche hätte Theil haben können, während des vorhergehenden halben Jahrhunderts. Wie nun dem auch sei, er ist als ein Held im Andenken geblieben, dem die Nachkommen keinen gleichstellten. Die crustuminische Gegend erinnerte an die Secession, wodurch die Gemeinde vor 45 Jahren dort auf dem heiligen Berg den Freiheitsbrief erlangt hatte, und Sicinius schalt der Soldaten Feigheit, wenn sie sich weigerten, das Nämliche zu wagen, wozu ihre Väter seinem Geschlechtsgenossen gefolgt waren. Die Befehlshaber beschlossen seinen Tod. An einer einsamen Stätte fielen sie ihn an, der nichts ahnte; er starb, aber gerochen unter einem Haufen getödteter Verräther. So fanden ihn die Kriegsgefährten, welche auf das Gerücht, er sei in einem Hinterhalt der Feinde umgekommen, eilten, die Leiche zu suchen, sie fanden um ihn nur Römer, von seiner Hand getödtet; der Verrath war enthüllt, aber die Soldaten ließen sich begütigen, indem die Decemvirn ein herrliches Leichenbegängniß anordneten.

Inzwischen hatte Appius Claudius seine lüsternen Blicke auf eine reizende und sittsame Jungfrau geworfen, die Tochter eines wackern Hauptmanns, L. Virginius. Ohne Erfolg hatte der Decemvir Anträge und Lockungen versucht, aber Gewalt und Grausamkeit waren ein Reiz mehr für seine Wollust; und die Abwesenheit des Vaters, der im Heere auf dem Algidus diente, gab Gelegenheit, das Vorhaben auszuführen.

Ein Client seines Hauses ward angestellt, vorzugeben, Virginia sei das Kind einer ihm eigenen Sklavin und von der kinderlosen Ehefrau des vermeinten Vaters untergeschoben. Auf dem Forum ergriff der falsche Ankläger die schutzlose Jungfrau. Das Hülfegeschrei ihrer Begleiterin rief das Volk herbei, die Theilnahme, welche ihre Schönheit weckte, ward noch ungestümer, als die Namen des Vaters und des Verlobten umhergenannt wurden; Gewalt würde abgewehrt sein, aber der Räuber erklärte, die bedürfe er nicht, er fordere sein Recht vom Prätor, der auf dem Comitium zu Gericht saß. Dieser war Appius Claudius. Vor ihm wiederholte er das erlernte Märchen und das Begehren, daß ihm seine leibeigne Magd zugesprochen werde. Als die, welche die Jungfrau vertraten, flehten, es möge das Urtheil verschoben werden, bis der Vater, aus dem Lager gerufen, sein Theuerstes selbst vertheidigen könne, erklärte der Decemvir: das sei billig, bis dahin solle der Kläger das Mädchen in seinem Hause verwahrt halten und Bürgschaft gewähren, sie vor Gericht zu stellen, falls der angebliche Vater auf die Ladung erscheine. Bei diesem gräßlichen Spruch erhob sich lauter Jammer. Icilius, der Verlobte der Virginia, war nun, mit P. Numitorius, dem Oheim der Jungfrau, durch das Gerücht herbeigerufen, er drängte sich durch die Lictoren an das Tribunal des frevelnden Richters; ein immer dichterer Kreis umschloß das Mädchen, es war jetzt nicht möglich, sie fortzuschleppen. Appius aber erwog, daß der Haufe, den Mitgefühl vereinigt hatte, wenn er sich ohne Gewalt auflöse, über Nacht erkalten, daß Bedenklichkeiten erwachen, und die Menge zitternd ausführen sehen werde, worüber sie im ersten Gefühl bis auf den Tod gekämpft haben würde. Daher änderte er seinen Ausspruch, als wollte er die wilde Gährung einer verführten Menge mit Güte beruhigen, Virginia möge denn vorläufig von denen verbürgt werden, die sich als die Ihrigen eindrängten; die Entscheidung, wer die gesetzliche Bürgschaft zu leisten habe, bis ein Richter sprechen könnte, zum morgenden Tag ausstehen. Ob dann der Vater erscheine oder nicht, er werde die Gesetze und seine Würde zu behaupten verstehen, das Urtheil, wie es Rechtens sei, ohne Scheu zu geben wissen. Die Freunde sahen, daß, wenn nur die höchste Anstrengung hinreichte, L. Virginius vor der Stunde des Gerichts zur Stadt zu bringen, die kleinste Frist dem Tyrannen die Möglichkeit gewährte, ihn im Lager verhaften zu lassen. Icilius hielt die Sitzung hin bei der Bestimmung der Bürgschaft. Inzwischen entfernten sich zwei Befreundete heimlich, und eilten mit äußerster Kraft der Pferde ins Lager; Virginius erhielt unter gleichgültigem Vorwand einen Urlaub zur Stadt und hatte einen großen Theil des Wegs zurückgelegt, als Appius' Bote eintraf, mit der Aufforderung, ihn festzuhalten. Wie der Tag anbrach, füllte sich das Forum mit Männern und Frauen, die der Entscheidung angstvoll entgegen sahen. Virginius und seine Tochter kamen in zerrissenen Kleidern. Alle verstummten, als App. Claudius mit großer Begleitung, wie gegen eine Verschwörung, das Tribunal einnahm. Der falsche Kläger wiederholte sein Begehren;

angewiesen, dem Prätor die Schwäche vorzuwerfen, womit er sein Recht einer anmaßenden Einmischung aufgeopfert habe. Der Decemvir sprach den vorläufigen Besitz der Jungfrau seinem Clienten zu. Wie Appius, da der Vater anwesend war, den Spruch begründet und beschönigt habe, fand Livius nirgends auf eine glaubliche Weise berichtet. Sogleich trat M. Claudius hinan, um sich des Mädchens zu bemächtigen, er vermochte nicht, bis zu ihr durch die Freunde zu dringen, die Männer drohten und verwünschten. Appius gebot Stillschweigen und verkündigte: die Empörung, welche sich kund mache, komme ihm nicht unerwartet, er habe schon gestern wohl erkannt, wie die Meuterer Vorwand suchten, er wisse, daß die ganze Nacht aufrührerische Versammlungen gehalten wären. Dem gehorsamen Bürger solle kein Leid geschehen, wehe den Rebellen! Lictoren treibt das Gesindel auseinander, macht dem Manne Platz, daß er die Dirne holen kann! — Von blindem Schrecken überwältigt, wich das Volk von den Unglücklichen zurück; da bat Virginius flehentlich um die einzige Gnade, von der Tochter Abschied nehmen zu dürfen und vor ihr die Pflegamme über die Wahrheit zu befragen. Er ergriff ein Messer von einer Fleischerbank und stieß es der Jungfrau in die Brust. Die Schergen wagten es nicht, ihm in den Weg zu treten, als er, das blutige Eisen hoch empor haltend, dem Thor zueilte; bald schützte ihn zusammenlaufend eine große Schaar. Noch viel mehrere versammelten sich auf dem Forum um Icilius und Numitorius, L. Valerius und M. Horatius, die an der keuschen Leiche zur Freiheit aufriefen. Die Lictoren wurden übermannt, ihre Steckenbündel zerbrochen. Geschützt von den brausenden Volksmassen, entziehen der Vater und der Bräutigam des Mädchens sich den Häschern des Gewaltherrn, und während der Senat zittert und schwankt, erscheinen sie mit zahlreichen Zeugen der furchtbaren That in den beiden Lagern. Das Unerhörte ward berichtet; vor Aller Augen öffnet sich die Kluft, die der mangelnde tribunicische Schutz in der Rechtssicherheit gelassen hat, und was die Väter gethan, wiederholen die Söhne. Abermals verlassen die Heere ihre Führer, sie ziehen in kriegerischer Ordnung durch die Stadt und abermals auf den heiligen Berg, wo sie wiederum ihre Tribunen sich ernennen. Immer noch weigern die Decemvirn die Niederlegung ihrer Gewalt; da erscheint das Heer mit seinen Tribunen in der Stadt und lagert sich auf dem Aventin. Jetzt endlich, wo der Bürgerkrieg schon da war und der Straßenkampf stündlich beginnen konnte, jetzt entsagen die Zehnmänner ihrer usurpirten und entehrten Gewalt und Lucius Valerius und Marcus Horatius vermitteln einen zweiten Vergleich, durch den das Volkstribunat wieder hergestellt wurde. Die Anklagen gegen die Decemvirn endigten damit, daß die beiden Schuldigsten, Appius Claudius und Spurius Oppius, im Gefängniß sich das Leben nahmen, die acht anderen ins Exil gingen und der Staat ihr Vermögen einzog.

Der neue Vergleich (durch die leges Valeriae et Horatiae) fiel, wie natürlich, durchaus zu Gunsten der Plebejer aus und beschränkte

in empfindlicher Weise die Gewalt des Adels. Allerdings verloren die Tribus die Gerichtsbarkeit in Capitalsachen; allein zum reichlichen Ersatz dafür ward verordnet, daß künftig jeder Magistrat, also auch der Dictator, bei seiner Ernennung verpflichtet werden müsse, der Provocation stattzugeben; wer dem zuwider einen Beamten ernannte, büßte mit dem Kopfe und galt als vogelfrei. Im Uebrigen blieb dem Dictator die bisherige Gewalt und konnte namentlich der Tribun seine Amtshandlungen nicht, wie die der Consuln, cassiren. Neu war es, daß den Tribunen und ihren Comitien Einfluß eingeräumt ward auf die Administration und die Finanzen. Die Verwaltung der Kriegscasse ward den Consuln abgenommen und zweien Zahlmeistern (quaestores) übertragen, die von den Tribus in ihren Comitien, jedoch aus dem Adel ernannt wurden; dies waren die ersten Plebiscite, denen unbestrittene Rechtskraft zukam und um derentwillen deshalb auch den Tribunen das Recht der Vogelschau gewährt ward. Folgenreicher noch war es, daß den Tribunen eine berathende Stimme im Senat eingeräumt und, damit keine Unterschiebung oder Verfälschung von Senatsschlüssen Statt finde, den Aedilen deren Aufbewahrung überwiesen ward. Zwar in den Saal des Senats die Tribunen zuzulassen, schien dem Senat unter seiner Würde; es wurde ihnen eine Bank an die Thüre gesetzt, um von da aus den Verhandlungen zu folgen. Allein man konnte es nicht wehren, daß die Tribunen jetzt einschritten gegen einen ihnen mißfälligen Senatsbeschluß, und daß sich, wenn auch erst allmählich, der neue Grundsatz feststellte, daß jede Beschlußfassung des Senats oder der Volksversammlung durch Einschreiten eines Tribuns gehemmt ward. So endigte dieser Kampf, der begonnen war, um die tribunicische Gewalt zu beseitigen, mit der definitiven Vollendung ihres Cassirungsrechts sowohl einzelner Administrationsacte auf Anrufen des Beschwerten, als auch jeder Beschlußnahme der constitutiven Staatsgewalten nach dem Ermessen des Tribuns. Mit den heiligsten Eiden und allem, was die Religion Ehrfürchtiges darbot, wurde sowohl die Person der Tribunen, als die ununterbrochene Dauer und die Vollzähligkeit des Collegiums gesichert. Es ist seitdem nie wieder in Rom ein Versuch gemacht worden, diese Magistratur aufzuheben.

---

140. Das consularische Militärtribunat.

(Nach Wilh. Adolf Becker, Handbuch der römischen Alterthümer, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

Vier Jahre nach dem Sturze der Decemvirn und der Herstellung der alten Ordnung trat der Tribun C. Canuleius (444) mit seinen Rogationen hervor, welche eines Theils die Aufhebung der noch durch die zwölf Tafeln ausgesprochenen Verweigerung des Conubium zwischen beiden Ständen, anderen Theils die Theilnahme der Plebejer am

bunen über solche Hartherzigkeit brachte die äußerste Erbitterung hervor, so daß ein Angriff des Volkes auf Marcius, als er aus dem Senate herausging, nur durch die Tribunen selbst abgewandt wurde, die ihn vor das Gericht des Volkes luden. Als die Tribunen dazu die Genehmigung des Senats begehrten, glaubte dieser wegen der ganz außerordentlichen, durch die Hungersnoth höchst gefährlichen Aufregung der ärmeren Classen dieselbe nicht versagen zu dürfen, troß des heftigen Widerstandes des Beklagten, dann des Appius Claudius und anderer angesehener Senatoren. Dabei hofften viele insgeheim, durch das Mitstimmen ihrer Clienten und sonst ihnen verpflichteter Plebejer einen günstigen Erfolg für Marcius zu erwirken. Dieser selbst erwies sich bis ans Ende stolz, starr und ungebeugt, und erklärte, daß er das Recht der Plebejer, über ihn zu richten, durchaus nicht anerkenne. Nichts desto weniger wurde der Gerichtstag angesetzt, und die Plebejer, insbesondere auch vom Lande, erschienen in großer Anzahl, und stellten sich nach ihren Tribus auf, deren jetzt nach der Gebietsverkleinerung durch Porsenna noch 21 waren. Vor diesen wurde er wegen Angriffs auf die Rechte der plebejischen Gemeinde angeklagt und durch die Stimmen von zwölf Tribus zur Ausstoßung aus dem Staatsverbande verurtheilt, während neun Tribus seine Unschuld anerkannten. Er ging zu den von ihm so oft besiegten Volskern, um mit diesen seine Vaterstadt zu bekriegen. Dieselben nahmen ihn freudig auf, und stellten ihn bald an die Spitze ihrer Mannschaft, mit der er eine ganze Reihe kleiner Städte einnahm, die unter römischer Hoheit oder Bundesgenossenschaft standen, und unwiderstehlich auf Rom selbst vordrang. Hier wollte der Senat, daß die Consuln mit Heeresmacht ihm entgegenzögen; aber das Volk wollte die Waffen nicht ergreifen, sondern forderte vielmehr mit Ungestüm den Frieden. So mußte man sich bequemen, Gesandte hinauszuschicken, ihm eine ehrenvolle Rückkehr anzubieten und Frieden nachzusuchen. Den wollte aber Marcius nur unter harten Bedingungen gewähren, die man nicht annehmen konnte. Die Priester der Stadt, die ebenfalls zu Marcius hinauszogen, richteten mit ihren Bitten gleich wenig aus. Endlich aber machten sich die römischen Edelfrauen, an ihrer Spitze die Mutter und die Gattin des unerbittlichen Mannes, letztere mit seinen zwei kleinen Söhnen, auf den Weg ins volskische Lager, wo denn Veturia nicht durch Weinen und Flehen, sondern durch ernste und strafende Vorstellung des Unrechts, das er an der Vaterstadt und an den Seinigen verübe, seine starre Erbitterung endlich besiegte. Er ließ Mutter, Weib und Kinder mit den Frauen nach Rom zurückgehen, und brach auf, rückwärts ins Volskerland*). Als man das von

*) Es ist unglaublich, daß die Volsker die Führung ihres Heeres einem fremden Flüchtling anvertraut, und noch weniger, daß sie auf dessen Wink den Krieg nahe am Ziele aufgegeben hätten. Hat also Coriolan die Römer bekriegt, so scheint er dies nur auf eigene Hand als Anführer von Freischaaren (der in der Verbannung lebenden Römer) gethan zu haben, vielleicht in Verbindung mit den Volskern. Vergl. Schwegler, R. G. II. 377 ff.



den römischen Mauern aus sah, strömte das Volk allenthalben zu Dankgebeten in die Tempel, wie sonst wohl geschah, wenn ein großer Sieg erfochten war. Der Senat wollte die Edelfrauen selbst den Lohn wählen lassen, den sie für ein so glänzendes Verdienst zu erhalten wünschten. Sie erbaten sich nur die Erlaubniß, auf ihre Kosten ein Heiligthum der weiblichen Glücksgöttin (Fortuna muliebris) errichten zu dürfen, welches sodann auf Staatskosten erbaut wurde.

---

138. L. Quinctius Cincinnatus*).

(Nach A. Schwegler, römische Geschichte.)

Mit den Völkern von Antium ist seit 459 Frieden; mit den Aequern dagegen, deren Macht sich noch einige Zeit auf ihrer Höhe hält, dauert der Krieg fort. Gleich aus dem folgenden Jahre, 458, wird ein Feldzug gegen sie berichtet, der in der römischen Ueberlieferung eine glänzende Stelle einnimmt. Die Sage erzählt ihn so.

Die Aequer hatten Frieden geschlossen; treulos brachen sie ihn wieder und schlugen, nachdem sie die latinische Landschaft plündernd und verheerend durchzogen hatten, ein Lager auf dem Algidus. Hier, in ihrem Lager, erschien eine römische Gesandtschaft, um Beschwerde wegen des Friedensbruchs zu führen und Genugthuung zu fordern. Sie ward nicht angehört. Er habe jetzt Anderes zu thun, entgegnete den römischen Abgeordneten der äquische Oberfeldherr Gracchus Clölius: sie möchten ihre Aufträge an die Eiche da bestellen: — er meinte die mächtige Eiche, unter deren Aesten sein Hauptzelt aufgeschlagen war. Diesen Hohn zu rächen, zog Consul Minucius mit einem Heere auf den Algidus. Allein das Glück war ihm nicht günstig, er wurde umringt und sein Lager eingeschlossen. Nur fünf Reiter entkamen, in Rom es anzusagen. Hier erregte diese Schreckensbotschaft große Bestürzung. Ein einziger Mann schien fähig, den Entsatz des eingeschlossenen Heeres zu vollführen, L. Quinctius Cincinnatus; er ward ohne Zögern zum Dictator ernannt. Der Waibel, der ihm die Ernennung überbrachte, traf ihn bei der Feldarbeit, wie er unbekleidet und staubbedeckt seinen Pflug vor sich her trieb, das kleine Erbgut von vier Jugern beackernd, das er in der vaticanischen Markung besaß. Der Waibel ermahnte ihn, die Toga anzulegen und bekleidet die Botschaft des Senats zu vernehmen. Seine Hausfrau Racilia reichte ihm das Gewand aus der nahen Hütte. Jetzt verkündigte ihm der Bote den Rathschluß des Senats, der ihn an die Spitze der Nation berief. Ein Nachen lag bereit, ihn abzuholen; am andern Ufer des Stromes begrüßten ihn seine Söhne, die ihm entgegen gegangen waren, nebst den Vettern und Sippen und einem großen

*) Die Darstellung und Kritik der Sage bei Schwegler stimmt im Wesentlichen mit der Niebuhr's überein.



Theile des Senats. Ein zahlreicher Zug begleitete ihn unter Vortritt der Lictoren bis an sein Haus.

Am andern Morgen vor Tagesanbruch erschien der Dictator auf dem Forum und ernannte den L. Tarquitius, einen armen aber tapfern und kriegskundigen Jüngling von patricischem Geschlecht, zum Obersten der Ritter; verordnete darauf die Schließung aller Buden, die Fristung aller Gerichtstermine, die Hemmung aller Geschäfte, und gebot den Dienstfähigen, die er alle zur Fahne schwören ließ, sich vor Sonnenuntergang auf dem Marsfeld einzufinden, gerüstet und mit Mundvorrath auf fünf Tage, dazu ein Jeder mit zwölf Schanzpfählen versehen. Mit Sonnenuntergang setzte der Zug sich in Bewegung, rasch und immer rascher, denn der Gedanke an das eingeschlossene Heer, dessen Rettung auf dem Spiele stand, da es sich schon den dritten Tag in dieser Lage befand, beflügelte eines Jeden Schritt. Um Mitternacht erreichten sie den Algidus; in der Nähe des Feindes wurde Halt gemacht. Jetzt führte der Dictator das römische Heer in langem Zuge um das feindliche Lager herum, bis dieses ganz eingeschlossen war, und gab sofort seinen Truppen den Befehl, einen Graben aufzuwerfen, und die mitgebrachten Schanzpfähle einzusenken. Mit lautem Geschrei schritten die Truppen ans Werk: das Geschrei scholl über das feindliche Lager hinweg in das Lager des Consuls und verkündigte den Eingeschlossenen die Ankunft ihrer Befreier. Alsbald fiel Minucius aus seinem Lager heraus und rang bis zur Morgendämmerung mit seinen Belagerern, während das Heer des Dictators ungestört die Umschließung vollendete. Als es Tag wurde, erblickten die Aequer den Wall, der sie umschloß, er war vollendet und unübersteiglich. Von zwei Seiten bestürmt, ihren Untergang vor Augen, baten sie jetzt verzweiflungsvoll um ihr Leben. Es ward ihnen geschenkt, doch mit dem Befehle, alle Waffen niederzulegen und wehrlos im bloßen Unterkleide unter einem Jochgalgen abzuziehen. Gracchus Clölius und seine Obersten mußten in Ketten vor den Dictator gebracht werden: sie wurden zum Triumphe aufgespart. Die Stadt Corbio und das beutereiche Lager der Feinde waren der Preis des Sieges; doch durften an der Beute, wie am Triumphe nur die Truppen des Dictators, nicht auch diejenigen des Consuls Theil nehmen, Minucius mußte sogar abdanken. Aber die Dankbarkeit der Geretteten überwog: sie überreichten dem Dictator einen goldenen Kranz von der Schwere eines Pfundes und sagten ihm bei seinem Abzuge als ihrem Patronus Lebewohl. Der Tag des Triumphs war ein Festtag für das ganze Volk. Vor jedem Hause standen Tische gedeckt, an denen die einziehenden Truppen sich labten und von denen weg sie sich wieder dem Zuge anschlossen. Solchen Jubel und solche Festlust hatte Rom noch nie gesehen. Am sechszehnten Tage nach seiner Ernennung legte Cincinnatus die Dictatur nieder.

So die Sage, wie sie sich am treuesten und ungetrübtesten bei Livius erzählt findet. Daß sie nur Sage, nur Volksdichtung ist, und vor einer nüchternen Prüfung so wenig Stand hält, als die Heldensagen im Hel-

denbuch, stellt sich sogleich heraus, wenn man ihre einzelnen Angaben ins Auge faßt. Das römische Heer soll mit Sonnenuntergang von Rom ausgezogen, um Mitternacht auf dem 8 Stunden entfernten Algidus angekommen sein, während jeder Fußknecht außer seinen Waffen, seinem Mundvorrath und seinem Gepäck noch zwölf Schanzpfähle zu tragen hatte, — ohnehin eine unerträgliche Bürde für Truppen eines allgemeinen Aufgebots, da selbst den abgehärteten Legionssoldaten der spätern Zeit nur drei bis vier, höchstens sieben solcher Pfähle zugemuthet wurden. Noch mehr: dieses überbürdete, durch einen langen und beschwerlichen Nachtmarsch erschöpfte Heer soll im Stande gewesen sein, den Rest der Nacht hindurch zu schanzen, ja, gar eine Pallisaden-Linie um das feindliche Lager herum zu ziehen, das in seiner Mitte ein römisches Lager einschloß. Am undenkbarsten aber ist, daß die Aequer von der Nähe eines feindlichen Heeres nichts gemerkt, von den Verschanzungen, die rings um sie her aufgeworfen wurden, nichts gesehen, von dem Feldgeschrei, das über ihre Köpfe weg bis ins römische Lager erscholl, nichts gehört —, oder wenn sie das Alles gehört und gesehen hatten, die noch unvollendete Umschanzung nicht durchbrochen haben. Die dichtende Volkssage freilich ließ sich durch solche Scrupel nicht stören, aber für Geschichte kann ein solches Märchen nicht gelten.

---

139. Das Decemvirat.

(Nach Theod. Mommsen, römische Geschichte, und B. G. Niebuhr, römische Geschichte, mit einer Einleitung aus Schwegler's römischer Geschichte.)

Der Kampf der römischen Stände zerfällt in zwei Perioden: die Grenzscheide zwischen beiden bildet die Decemviral-Gesetzgebung. In der ersten Periode hatten die Bestrebungen der Plebs eine andere Richtung, als in der zweiten. Bis zum Decemvirat ging die Plebs nicht darauf aus, Antheil an der Regierung, Zutritt zu den Staatsämtern zu erlangen, im Gegentheil, ihr Bestreben ging während jenes Zeitraums auf Schutz, Vertheidigung und Abwehr. Für dieses Verhältniß der Plebs zur patricischen Bürgerschaft ist nichts bezeichnender, als daß der ursprüngliche Beruf des obersten Magistrats der Plebs nicht darin bestand, zu befehlen oder zu regieren, sondern einzig darin, die Angehörigen der Plebs gegen die patricischen Magistrate zu schützen, und jeden Mißbrauch der consularischen Gewalt von ihnen abzuwehren. Ebenso charakteristisch für den Geist der plebejischen Bestrebungen vor dem Decemvirat ist die Terentilische Rogation, welche beantragte, daß die consularische Amts- und Strafgewalt, so weit sie sich auf die Plebs erstrecke, durch geschriebene Gesetze beschränkt werden solle, und zwar solle die Plebs zu bestimmen haben, wie viel Gewalt sie dem Consul über sich einräumen wolle. Die Lex Terentilia hat folglich nichts weniger, als jene gemeinschaftliche Gesetzgebung, die später aus ihr hervorging,

bezweckt und gefordert, sie wollte vielmehr eine gesetzliche Schranke zwischen den Consuln und der Plebs aufgeführt wissen. Diese Bestrebungen der Plebs und der Tribunen waren in so fern consequent, als das Rechtsverhältniß der Plebs zur patricischen Bürgerschaft auf einem völkerrechtlichen Födus beruhte, folglich in seinem Fundament ein internationales Verhältniß war. So fremd also, wie ein verbündeter Staat, stand die Plebs bis zum Decemvirat der patricischen Bürgerschaft gegenüber; ja, sie war noch nach Kräften bemüht, diese Kluft zu erweitern. Wären diese Bestrebungen mit Consequenz fortgesetzt worden, sie hätten nothwendig dazu führen müssen, daß die eine Republik in zwei selbständige und locker verbundene Föderativstaaten auseinander gegangen wäre.

Allein hiezu kam es nicht. Nach dem Decemvirat verließ die Plebs diese gefährliche Bahn und schlug den entgegengesetzten Weg ein. Der Wendepunkt ihrer Politik war ohne Zweifel eben die Decemviral-Gesetzgebung. Diese Legislation, welche ein beiden Ständen gemeinschaftliches Civil- und Criminalrecht einführte, hatte die Gleichstellung der beiden Stände auch in politischen und gottesdienstlichen Rechten zur Consequenz, sie gab den Bestrebungen der Plebs eine veränderte Richtung. Das Ziel der Plebs war von jetzt an die politische Gleichstellung und Verschmelzung der Stände, die Wegräumung der Schranken, durch welche sie bisher von einander geschieden waren, die Herstellung eines einheitlichen Staats.

Der Volkstribun Terentilius Arsa beantragte die Ernennung einer Commission von fünf Männern zur Entwerfung eines gemeinsamen Landrechtes, an das die Consuln künftighin in ihrer richterlichen Gewalt gebunden sein sollten. Zehn Jahre vergingen, ehe dieser Antrag zur Ausführung kam — Jahre des heißesten Ständekampfes, welche überdies vielfach bewegt waren durch Kriege und innere Unruhen; mit gleicher Hartnäckigkeit hinderte die Regierungspartei die Durchbringung des Gesetzes und ernannte die Gemeinde wieder und wieder dieselben Männer zu Tribunen. Man versuchte durch andere Concessionen den Angriff zu beseitigen; im Jahre 457 ward die Vermehrung der Tribunen von fünf auf zehn bewilligt — freilich ein zweifelhafter Gewinn*) —; im folgenden Jahre der Aventin, bisher Tempelhain und unbewohnt, unter die ärmeren Bürger zu Bauplätzen erblichen Besitzes aufgetheilt. Die Gemeinde nahm, was ihr geboten ward, allein sie hörte nicht auf, das Landrecht zu fordern. Erst im Jahre 454 kam ein Vergleich zu Stande; die Abfassung eines Landrechts ward beschlossen und vorläufig eine Gesandtschaft nach Griechenland geschickt, um die Solonischen und andere griechische Gesetze heim zu bringen. Endlich wurden für das Jahr 451

*) Die Patricier konnten bei einer großen Anzahl der Tribunen eher einen oder einige unter ihnen für das patricische Interesse gewinnen. Vgl. S. 515.



Zehnmänner zur Abfassung des Landrechts aus dem Adel gewählt, welche zugleich als höchste Beamte anstatt der Consuln fungirten (decemviri consulari imperio legibus scribundis); das Volkstribunat so wie das Provocationsrecht wurden suspendirt und die Zehnmänner nur verpflichtet, die beschworenen Freiheiten der Gemeinde nicht anzutasten. — Erwägt man diese Maßregeln in ihrem Zusammenhang, so kann kaum ein anderer Zweck ihnen untergelegt werden, als die Beschränkung der consularischen Gewalt durch das geschriebene Gesetz an die Stelle der tribunicischen Hülfe zu setzen.

Die Decemvirn des Jahres 451 brachten ihr Gesetz vor das Volk, und von diesem bestätigt, wurde dasselbe, in zehn Erztafeln eingegraben, auf dem Markt an der Rednerbühne vor dem Rathhaus angeschlagen. Da indeß noch ein Nachtrag erforderlich schien, so ernannte man auf das Jahr 450 wieder Zehnmänner, die noch zwei Tafeln hinzufügten; so entstand das erste und einzige römische Landrecht, das Gesetz der zwölf Tafeln. Es ging aus einem Compromiß der Parteien hervor und kann schon darum tiefgreifende, über polizeiliche und bloße Zweckmäßigkeitsbestimmungen hinausgehende Aenderungen des bestehenden Rechtes nicht wohl enthalten haben. Selbst zur Milderung der Schuldgesetze geschah nichts Anderes, als daß ein — wahrscheinlich sehr niedriges — Zinsmaximum (10 Procent) verordnet und der Wucherer mit schwerer Strafe — charakteristisch genug mit einer weit schwerern als der Dieb — bedroht ward; der strenge Schuldprozeß ward wenigstens in seinen Hauptzügen nicht geändert. Aenderungen der ständischen Rechte waren begreiflicher Weise noch weniger beabsichtigt; die Ungültigkeit der Ehe zwischen Adeligen und Bürgerlichen wurde vielmehr aufs Neue im Stadtrecht bestätigt. Am bemerkenswerthesten ist die Ausschließung der Provocation in Capitalsachen an die Tributcomitien, während die an die Centurien gewährleistet ward; was sich nur dadurch erklärt, daß die Abschaffung der tribunicischen Gewalt und folglich auch der tribunicischen Criminalprozesse beabsichtigt war. Die wesentliche politische Bedeutung lag weit weniger in dem Inhalt der Gesetzgebung, als in der jetzt förmlich festgestellten Verpflichtung der Consuln, nach diesen Proceßformen und diesen Rechtsregeln Recht zu sprechen, und in der öffentlichen Aufstellung des Gesetzbuches, wodurch die Rechtsverwaltung der Controle der Publicität unterworfen und der Consul genöthigt ward, Allen gleiches und wahrhaft gemeines Recht zu sprechen.

So war das Stadtrecht vollendet; es blieb den Zehnmännern nur noch übrig, die beiden letzten Tafeln zu publiciren und alsdann der ordentlichen Magistratur Platz zu machen. Sie zögerten indeß; unter dem Vorwande, daß das Gesetz noch immer nicht fertig sei, führten sie selbst nach Verlauf des Amtsjahres ihr Amt weiter. Was der Grund davon war, ist schwer zu sagen; wahrscheinlich fürchtete die Regierungspartei, daß beim Wiedereintreten der Consuln die Erneuerung auch des tribunicischen Collegiums gefordert werden würde, und wartete wenigstens auf einen günstigen Moment zur Erneuerung des Consulats ohne die

Beschränkungen der Valerischen Gesetze. Die gemäßigte Partei der Aristokratie, die Valerier und Horatier an ihrer Spitze, versuchte, heißt es, im Senat die Abdankung der Decemvirn zu erzwingen; allein das Haupt der Zehnmänner, Appius Claudius, ein leidenschaftlicher Vorfechter der strengen Adelspartei, gewann bei dem größeren Theile der Senatoren das Uebergewicht, und auch das Volk fügte sich. Die Aushebung eines doppelten Heeres ward ohne Widerspruch vollzogen und der Krieg gegen die Volsker wie gegen die Sabiner begonnen.

Beide Heere wurden geschlagen; die, welche gegen die Sabiner verloren hatten, befestigten ein Lager zwischen Fidenä und Crustumerium; auf dem Algidus war die Niederlage vollkommen, Lager und Gepäck wurden der Sieger Beute, die Flüchtigen fanden Sicherheit in den Mauern von Tusculum. Hieher sandten die Decemvirn Verstärkung und Waffen, mit dem Gebot, wieder ins Feld zu rücken. In diesem Heere befand sich ein Veteran, dem die Sage überschwängliche Thaten und Ehren zuschreibt, L. Sicinius Dentatus. Varro hatte von ihm erzählt gefunden, er habe in 120 Gefechten gestritten, 8 Feinde im Zweikampfe erlegt, 45 Narben gezählt, keine auf dem Rücken, an Ehrenzeichen und Belohnungen, Pferdegeschirr, Spießen, Hals- und Armketten, den verschiedenen Kronen, welche die Tapferkeit auszeichneten, eine fast unermeßliche Menge, einzeln angegeben; welche Herzählung freilich dadurch ein sehr apokryphes Ansehen gewinnt, daß sie ihm auch zuschreibt, er habe den Triumph von 9 Feldherren begleitet, deren Sieg durch ihn vornehmlich entschieden worden, denn unsere Geschichte, die wohl keinen Ehrentag verschwiegen, manchen erdichteten aufgenommen hat, kennt kaum so viele, an denen der Nämliche hätte Theil haben können, während des vorhergehenden halben Jahrhunderts. Wie nun dem auch sei, er ist als ein Held im Andenken geblieben, dem die Nachkommen keinen gleichstellten. Die crustuminische Gegend erinnerte an die Secession, wodurch die Gemeinde vor 45 Jahren dort auf dem heiligen Berg den Freiheitsbrief erlangt hatte, und Sicinius schalt der Soldaten Feigheit, wenn sie sich weigerten, das Nämliche zu wagen, wozu ihre Väter seinem Geschlechtsgenossen gefolgt waren. Die Befehlshaber beschlossen seinen Tod. An einer einsamen Stätte fielen sie ihn an, der nichts ahnte; er starb, aber gerochen unter einem Haufen getödteter Verräther. So fanden ihn die Kriegsgefährten, welche auf das Gerücht, er sei in einem Hinterhalt der Feinde umgekommen, eilten, die Leiche zu suchen, sie fanden um ihn nur Römer, von seiner Hand getödtet; der Verrath war enthüllt, aber die Soldaten ließen sich begütigen, indem die Decemvirn ein herrliches Leichenbegängniß anordneten.

Inzwischen hatte Appius Claudius seine lüsternen Blicke auf eine reizende und sittsame Jungfrau geworfen, die Tochter eines wackern Hauptmanns, L. Virginius. Ohne Erfolg hatte der Decemvir Anträge und Lockungen versucht, aber Gewalt und Grausamkeit waren ein Reiz mehr für seine Wollust; und die Abwesenheit des Vaters, der im Heere auf dem Algidus diente, gab Gelegenheit, das Vorhaben auszuführen.

Ein Client seines Hauses ward angestellt, vorzugeben, Virginia sei das Kind einer ihm eigenen Sklavin und von der kinderlosen Ehefrau des vermeinten Vaters untergeschoben. Auf dem Forum ergriff der falsche Ankläger die schutzlose Jungfrau. Das Hülfegeschrei ihrer Begleiterin rief das Volk herbei, die Theilnahme, welche ihre Schönheit weckte, ward noch ungestümer, als die Namen des Vaters und des Verlobten umhergenannt wurden; Gewalt würde abgewehrt sein, aber der Räuber erklärte, die bedürfe er nicht, er fordere sein Recht vom Prätor, der auf dem Comitium zu Gericht saß. Dieser war Appius Claudius. Vor ihm wiederholte er das erlernte Märchen und das Begehren, daß ihm seine leibeigne Magd zugesprochen werde. Als die, welche die Jungfrau vertraten, flehten, es möge das Urtheil verschoben werden, bis der Vater, aus dem Lager gerufen, sein Theuerstes selbst vertheidigen könne, erklärte der Decemvir: das sei billig, bis dahin solle der Kläger das Mädchen in seinem Hause verwahrt halten und Bürgschaft gewähren, sie vor Gericht zu stellen, falls der angebliche Vater auf die Ladung erscheine. Bei diesem gräßlichen Spruch erhob sich lauter Jammer. Icilius, der Verlobte der Virginia, war nun, mit P. Numitorius, dem Oheim der Jungfrau, durch das Gerücht herbeigerufen, er drängte sich durch die Lictoren an das Tribunal des frevelnden Richters; ein immer dichterer Kreis umschloß das Mädchen, es war jetzt nicht möglich, sie fortzuschleppen. Appius aber erwog, daß der Haufe, den Mitgefühl vereinigt hatte, wenn er sich ohne Gewalt auflöse, über Nacht erkalten, daß Bedenklichkeiten erwachen, und die Menge zitternd ausführen sehen werde, worüber sie im ersten Gefühl bis auf den Tod gekämpft haben würde. Daher änderte er seinen Ausspruch, als wollte er die wilde Gährung einer verführten Menge mit Güte beruhigen, Virginia möge denn vorläufig von denen verbürgt werden, die sich als die Ihrigen eindrängten; die Entscheidung, wer die gesetzliche Bürgschaft zu leisten habe, bis ein Richter sprechen könnte, zum morgenden Tag ausstehen. Ob dann der Vater erscheine oder nicht, er werde die Gesetze und seine Würde zu behaupten verstehen, das Urtheil, wie es Rechtens sei, ohne Scheu zu geben wissen. Die Freunde sahen, daß, wenn nur die höchste Anstrengung hinreichte, L. Virginius vor der Stunde des Gerichts zur Stadt zu bringen, die kleinste Frist dem Tyrannen die Möglichkeit gewährte, ihn im Lager verhaften zu lassen. Icilius hielt die Sitzung hin bei der Bestimmung der Bürgschaft. Inzwischen entfernten sich zwei Befreundete heimlich, und eilten mit äußerster Kraft der Pferde ins Lager; Virginius erhielt unter gleichgültigem Vorwand einen Urlaub zur Stadt und hatte einen großen Theil des Wegs zurückgelegt, als Appius' Bote eintraf, mit der Aufforderung, ihn festzuhalten. Wie der Tag anbrach, füllte sich das Forum mit Männern und Frauen, die der Entscheidung angstvoll entgegen sahen. Virginius und seine Tochter kamen in zerrissenen Kleidern. Alle verstummten, als App. Claudius mit großer Begleitung, wie gegen eine Verschwörung, das Tribunal einnahm. Der falsche Kläger wiederholte sein Begehren;

angewiesen, dem Prätor die Schwäche vorzuwerfen, womit er sein Recht einer anmaßenden Einmischung aufgeopfert habe. Der Decemvir sprach den vorläufigen Besitz der Jungfrau seinem Clienten zu. Wie Appius, da der Vater anwesend war, den Spruch begründet und beschönigt habe, fand Livius nirgends auf eine glaubliche Weise berichtet. Sogleich trat M. Claudius hinan, um sich des Mädchens zu bemächtigen, er vermochte nicht, bis zu ihr durch die Freunde zu dringen, die Männer drohten und verwünschten. Appius gebot Stillschweigen und verkündigte: die Empörung, welche sich kund mache, komme ihm nicht unerwartet, er habe schon gestern wohl erkannt, wie die Meuterer Vorwand suchten, er wisse, daß die ganze Nacht aufrührerische Versammlungen gehalten wären. Dem gehorsamen Bürger solle kein Leid geschehen, wehe den Rebellen! Lictoren treibt das Gesindel auseinander, macht dem Manne Platz, daß er die Dirne holen kann! — Von blindem Schrecken überwältigt, wich das Volk von den Unglücklichen zurück; da bat Virginius flehentlich um die einzige Gnade, von der Tochter Abschied nehmen zu dürfen und vor ihr die Pflegamme über die Wahrheit zu befragen. Er ergriff ein Messer von einer Fleischerbank und stieß es der Jungfrau in die Brust. Die Schergen wagten es nicht, ihm in den Weg zu treten, als er, das blutige Eisen hoch empor haltend, dem Thor zueilte; bald schützte ihn zusammenlaufend eine große Schaar. Noch viel mehrere versammelten sich auf dem Forum um Icilius und Numitorius, L. Valerius und M. Horatius, die an der keuschen Leiche zur Freiheit aufriefen. Die Lictoren wurden übermannt, ihre Steckenbündel zerbrochen. Geschützt von den brausenden Volksmassen, entziehen der Vater und der Bräutigam des Mädchens sich den Häschern des Gewaltherrn, und während der Senat zittert und schwankt, erscheinen sie mit zahlreichen Zeugen der furchtbaren That in den beiden Lagern. Das Unerhörte ward berichtet; vor Aller Augen öffnet sich die Kluft, die der mangelnde tribunicische Schutz in der Rechtssicherheit gelassen hat, und was die Väter gethan, wiederholen die Söhne. Abermals verlassen die Heere ihre Führer, sie ziehen in kriegerischer Ordnung durch die Stadt und abermals auf den heiligen Berg, wo sie wiederum ihre Tribunen sich ernennen. Immer noch weigern die Decemvirn die Niederlegung ihrer Gewalt; da erscheint das Heer mit seinen Tribunen in der Stadt und lagert sich auf dem Aventin. Jetzt endlich, wo der Bürgerkrieg schon da war und der Straßenkampf stündlich beginnen konnte, jetzt entsagen die Zehnmänner ihrer usurpirten und entehrten Gewalt und Lucius Valerius und Marcus Horatius vermitteln einen zweiten Vergleich, durch den das Volkstribunat wieder hergestellt wurde. Die Anklagen gegen die Decemvirn endigten damit, daß die beiden Schuldigsten, Appius Claudius und Spurius Oppius, im Gefängniß sich das Leben nahmen, die acht anderen ins Exil gingen und der Staat ihr Vermögen einzog.

Der neue Vergleich (durch die leges Valeriae et Horatiae) fiel, wie natürlich, durchaus zu Gunsten der Plebejer aus und beschränkte

in empfindlicher Weise die Gewalt des Adels. Allerdings verloren die Tribus die Gerichtsbarkeit in Capitalsachen; allein zum reichlichen Ersatz dafür ward verordnet, daß künftig jeder Magistrat, also auch der Dictator, bei seiner Ernennung verpflichtet werden müsse, der Provocation stattzugeben; wer dem zuwider einen Beamten ernannte, büßte mit dem Kopfe und galt als vogelfrei. Im Uebrigen blieb dem Dictator die bisherige Gewalt und konnte namentlich der Tribun seine Amtshandlungen nicht, wie die der Consuln, cassiren. Neu war es, daß den Tribunen und ihren Comitien Einfluß eingeräumt ward auf die Administration und die Finanzen. Die Verwaltung der Kriegscasse ward den Consuln abgenommen und zweien Zahlmeistern (quaestores) übertragen, die von den Tribus in ihren Comitien, jedoch aus dem Adel ernannt wurden; dies waren die ersten Plebiscite, denen unbestrittene Rechtskraft zukam und um derenwillen deshalb auch den Tribunen das Recht der Vogelschau gewährt ward. Folgenreicher noch war es, daß den Tribunen eine berathende Stimme im Senat eingeräumt und, damit keine Unterschiebung oder Verfälschung von Senatsschlüssen Statt finde, den Aedilen deren Aufbewahrung überwiesen ward. Zwar in den Saal des Senats die Tribunen zuzulassen, schien dem Senat unter seiner Würde; es wurde ihnen eine Bank an die Thüre gesetzt, um von da aus den Verhandlungen zu folgen. Allein man konnte es nicht wehren, daß die Tribunen jetzt einschritten gegen einen ihnen mißfälligen Senatsbeschluß, und daß sich, wenn auch erst allmählich, der neue Grundsatz feststellte, daß jede Beschlußfassung des Senats oder der Volksversammlung durch Einschreiten eines Tribuns gehemmt ward. So endigte dieser Kampf, der begonnen war, um die tribunicische Gewalt zu beseitigen, mit der definitiven Vollendung ihres Cassirungsrechts sowohl einzelner Administrationsacte auf Anrufen des Beschwerten, als auch jeder Beschlußnahme der constitutiven Staatsgewalten nach dem Ermessen des Tribuns. Mit den heiligsten Eiden und allem, was die Religion Ehrfürchtiges darbot, wurde sowohl die Person der Tribunen, als die ununterbrochene Dauer und die Vollzähligkeit des Collegiums gesichert. Es ist seitdem nie wieder in Rom ein Versuch gemacht worden, diese Magistratur aufzuheben.

---

140. Das consularische Militärtribunat.

(Nach Wilh. Adolf Becker, Handbuch der römischen Alterthümer, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

Vier Jahre nach dem Sturze der Decemvirn und der Herstellung der alten Ordnung trat der Tribun C. Canuleius (444) mit seinen Rogationen hervor, welche eines Theils die Aufhebung der noch durch die zwölf Tafeln ausgesprochenen Verweigerung des Conubium zwischen beiden Ständen, anderen Theils die Theilnahme der Plebejer am

Consulate forderten: ut alterum ex plebe consulem liceret fieri. Die erstere Forderung wurde nach heftigem Widerstreite zugestanden; desto entschlossener waren die Patricier, sich den ausschließlichen Anspruch auf die höchste Gewalt und Würde zu bewahren, und da bei dem heftigen Drängen der Tribunen ein Zugeständniß unvermeidlich war, entschloß man sich lieber, das Consulat einstweilen aufzugeben und unter einer neuen Form die Plebejer zur obersten Magistratur zuzulassen. So erfolgte eine zweite Unterbrechung der Consular-Regierung, indem beschlossen wurde, daß statt deren tribuni militares consulari potestate oder consulari imperio gewählt werden sollten. Dies war nicht ein kleinliches Festhalten an der Form, sondern die Patricier bezweckten, das Consulat, sobald als möglich, wieder herzustellen. Dann wollten sie aber auch zwei Functionen des Consulats: die Jurisdiction und den Census, auf keinen Fall an einen Plebejer gelangen lassen. Da nun der Consulartribunen mehr als zwei waren, so rechneten die Patricier darauf, durch ihren Einfluß in den Comitien mehr als eine Stelle in dem neuen Collegium zu erlangen und mit einer derselben das Richteramt zu verbinden, von welchem also die Plebejer ausgeschlossen blieben, wie denn auch 80 Jahre später die Theilung des Consulats durch die Licinische Rogation nicht eher durchgesetzt werden konnte, bis die Jurisdiction vom Consulate getrennt und eine patricische Prätur errichtet ward. Mehr Schwierigkeit machte der Census, weil ihn die Consuln von jeher gemeinschaftlich hielten, und es also zweier Patricier bedurfte. Das ist denn wohl der Grund, weshalb gleich nach der Einführung des Consulartribunats die Censoren als besondere, damals durchaus patricische Magistrate eingesetzt werden.

Auffallend bleibt vor Allem die wechselnde Zahl dieser Magistrate. In den ersten 23 Jahren (443 — 431), wo überhaupt nur fünf Mal Consulartribunen vorkommen, waren deren jedesmal drei; von 425 bis 405 zählt man 11 Collegien von vier, dazwischen aber drei Mal nur drei. Von 404 an sind der Tribunen regelmäßig sechs, doch werden drei Mal acht genannt. Die Veranlassung zur Vermehrung scheint zunächst in dem Kriege gegen Veji zu suchen zu sein, und es kann nichts Auffallendes darin gefunden werden, wenn bei einem Magistrate, der nicht, wie das Consulat an eine bestimmte Zahl streng gebunden war, den Zeitverhältnissen gemäß die Zahl der Mitglieder vermehrt wurde. Was aber die drei Jahre anlangt, in welchen acht Consulartribunen genannt werden, so ist es sehr wahrscheinlich, daß dabei jedes Mal zwei Censoren mitgezählt sind, wie wir es von dem ersten bestimmt wissen. Uebrigens hat man die neue Einrichtung durchaus nur als eine provisorische zu betrachten, bis der Streit über die Theilung des Consulats zwischen Patriciern und Plebejern ausgeglichen sein würde. Es wird berichtet, daß ein Senatusconsultum jährlich erklären sollte, ob man Consulartribunen oder Consuln wählen wolle; das kann keinen andern Sinn gehabt haben, als daß der Senat sich jedes Mal darüber erklären solle, ob er den Anspruch der Plebejer auf das Consulat zu-

gestehen oder das Provisorium fortdauern lassen wollte. Aber der Senat machte von der Alternative den perfidesten Gebrauch; er entschied, wenn er irgend konnte, für das Consulat und schloß doch die Plebejer von der Wahl aus.

Schwer läßt sich nun beurtheilen, wie sich das Consulartribunat seiner Geltung nach zum Consulate verhalten haben möge; ob mit ihm die volle consularische Gewalt und die Insignien der höchsten Magistratur verbunden gewesen seien. Gewiß waren die Consulartribunen den Consuln nicht gleich an Rang. Es ist zweifelhaft, ob sie die insignia consularia hatten, ob sie als curulische Magistrate betrachtet wurden; kein Consulartribun hat je triumphirt.

---

141. Die Censur.

(Nach Wilh. Adolf Becker, Handbuch der römischen Alterthümer.)

Bis zur Einführung des Consulartribunats hatten die Consuln den Census gehalten, und in jener Verfassungsänderung liegt der Grund, weshalb dieses Geschäft besonderen Magistraten übertragen wurde. Es mag immerhin glaublich sein, daß die Consuln allein den sich mehrenden Geschäften ferner nicht genügten und daß die Sorge für den Krieg und lange Abwesenheit von Rom sie häufig am Abhalten des Census hinderten, daß man aber grade, als die Zahl der obersten Magistrate vermehrt wurde, daran dachte, ihnen dieses Geschäft abzunehmen, erklärt sich genügend nur daraus, daß die Patricier nimmermehr die Schätzung mit den daran sich knüpfenden Befugnissen und die heilige Handlung des Lustrum bei einem Magistrate zu lassen gesonnen waren, der möglicher Weise von Plebejern verwaltet werden konnte. So wurden denn für das Jahr 442 zuerst zwei patricische Censoren ernannt, und patricisch ist die Würde bis zum Jahre 350 geblieben, wo C. Marcius Rutilus der erste plebejische Censor war. Zwölf Jahre später wurde durch eine der leges Publiliae festgesetzt, daß einer der Censoren Plebejer sein solle, aber erst im Jahre 279 hat ein plebejischer Censor bei der Feierlichkeit des Lustrum fungirt. Im Jahre 130 endlich wurden zuerst beide Stellen mit Plebejern besetzt.

Der Censoren sind jederzeit zwei gewesen, wie jedenfalls die Consuln den Census gemeinschaftlich gehalten hatten. Starb einer von ihnen während der Amtszeit, so galt anfänglich der natürliche Grundsatz, daß an seine Stelle, wie es in Bezug auf die Consuln geschah, ein anderer gewählt werden müsse. Die Wahl geschah in den Centuriatcomitien unter Vorsitz eines Consuls, und beide mußten an einem Tage gewählt sein; so daß, wenn die Wahl des zweiten nicht zu Stande kam, auch der erste nicht renuncirt wurde, sondern neue Comitien gehalten werden mußten. Was die Wahlfähigkeit anlangt, so galt von Anfange an der Grundsatz, daß nur Consulare wählbar seien, und die ersten Censoren

waren die Consuln des vorhergegangenen Jahres. Außerdem war es von jeher wohl stillschweigend angenommen und seit dem Jahre 264 gesetzlich bestimmt, daß Niemandem die censorische Würde zwei Mal ertheilt werden solle.

Von allen anderen römischen Magistraten unterschied sich die Censur durch die Dauer der Amtszeit. Ursprünglich wurden die Censoren auf ein ganzes Lustrum, einen Zeitraum von fünf Jahren, erwählt; aber schon nach neun Jahren (434) wurde durch die Lex Aemilia die Dauer der Magistratur auf ein Jahr und sechs Monate beschränkt.

Die Censur ist, wenn man von der Dictatur absieht, die höchste Würde, welche die bürgerliche Verfassung kennt. Diese hohe Geltung der Censur hat sich allmählich aus ihren immer mehr erweiterten Befugnissen, namentlich dem regimen morum entwickelt, das ja mit allem davon Abhängigen ganz der Gewissenhaftigkeit der beiden Collegen anheimgegeben war.

Was nun den Geschäftskreis der Censoren anlangt, so lassen sich besonders drei, jedoch eng verbundene, Hauptzweige ihrer Verwaltung unterscheiden: der Census selbst, an den sich die Anfertigung der Bürgerlisten, die lectio senatus und die recognitio equitum knüpft; das regimen morum, und die Verwaltung des Staatseigenthums, wohin auch die Aufsicht über die öffentlichen Bauten und die Unternehmung neuer Anlagen gerechnet werden muß.

Der Census, das erste und hauptsächlichste Geschäft der Censoren, wofür der eigentliche Ausdruck ist censum agere, ist jedenfalls von jeher, auch von den Consuln, im Campus Martius gehalten worden. Jeder hatte sich selbst unter Versicherung der Wahrheit an Eides Statt abzuschätzen. Diesen einzelnen Angaben gemäß wurden sodann die doppelten Listen, sowohl der Tribus, als der Classen und Centurien angefertigt. Mit dieser Schätzung und Eintheilung der gesammten Bürgerschaft verband sich das ebenfalls ausschließlich den Censoren obliegende Geschäft, diejenigen auszuwählen, welche für die Dauer des Lustrum, oder bis zum nächsten Census den Senat ausmachen sollten, legere senatum, und ferner die Musterung der equites equo publico, der census equitum, der erst nach Beendigung des allgemeinen Census erfolgte.

Weit wichtiger aber als die materielle Schätzung, ein in der Hauptsache mechanisches Geschäft, war die moralische Schätzung der Einzelnen, das sittenrichterliche Amt der Censoren, das diesem Magistrate die höchste Bedeutung und Würde und eine allgefürchtete Gewalt verliehen hat. Die Censur hat namentlich solche Handlungen, die kein ausdrückliches Gesetz zur Verantwortung zog, oder die, weil der Ankläger fehlte, nicht zur richterlichen Cognition gelangt waren, vor ihren Richterstuhl gezogen. Faßt man die einzelnen Vergehen, welche der notio censoria unterlagen, wie sie uns freilich unvollständig durch zufällige Erwähnung bekannt werden, ins Auge, so ergeben sich die beiden Hauptgesichtspunkte, unter welche sämmtliche Beispiele zu ordnen sind, aus der Erwägung,

daß die Aufgabe der Censur überhaupt war, für die Erhaltung und Vermehrung der materiellen sowohl, als der moralischen Staatskraft Sorge zu tragen. Darum rügen und bestrafen sie absichtliche Ehelosigkeit, denn der Staat fordert die Ehe von seinen Bürgern als Pflicht. Nicht weniger aber hatten die Censoren die Erhaltung und Vermehrung des Nationalwohlstandes im Auge, und rügten daher an den Einzelnen Unordnung in der Bewahrung und Verwaltung ihres Vermögens. Vernachlässigung des Hausstandes, der res familiaris, ganz besonders schlechte Bewirthschaftung der Aecker, die allgemein als der wichtigste Theil des Besitzes anerkannt werden, war Gegenstand censorischer Rüge und Strafe. Am häufigsten mag die notio censoria tadelnswerthes Benehmen im häuslichen Leben betroffen haben, und da ist denn auch das ihr eigenthümlichste Gebiet, in das keine Aufsicht anderer Magistrate, keine Jurisdiction des Prätors drang. Alle Verhältnisse des Familienlebens, zwischen Ehegatten, zwischen Eltern und Kindern, so wie Geschwistern, waren in so weit der Aufsicht der Censoren unterworfen, als sie, ohne irgend Eingriffe in die Rechte des paterfamilias zu thun, unbillige oder unziemliche Handlungsweise zur Rüge und Bestrafung zogen.

Wie nun die Censoren durch Bestrafung einzelner Vergehen sowohl das Gefühl für Sittlichkeit und Schicklichkeit im Volke lebhaft zu erhalten, als durch Furcht vor der drohenden Ahndung von unsittlichen Handlungen abzuhalten suchten, so waren sie auch bemüht, durch allgemeine Vorschriften der Ausartung der altrömischen Sitte vorzubeugen oder zu steuern. Am häufigsten waren die Verordnungen der Censoren gegen den Luxus, besonders der Tafel, gewiß aber auch in Kleidung und Schmuck oder kostbarem Geräthe gerichtet; und wenn nicht immer bestimmte Verbote dagegen ergingen, so suchten Manche den unmäßig scheinenden Aufwand durch starke, auf solche Luxusgegenstände gelegte Abgaben zu beschränken.

Zu diesen ausgedehnten Befugnissen der Censoren kam noch als drittes Hauptgeschäft der Antheil, den sie an der Verwaltung der Finanzen oder des gesammten Staatseigenthums und der Staatseinkünfte hatten. Aus dem Census der Bürger selbst ergab sich der Betrag des von den Einzelnen nach Verhältniß ihres abgeschätzten Vermögens zu zahlenden tributum (so lange ein solches überhaupt entrichtet wurde), und theilweise konnten die Censoren dessen Höhe bestimmen. Sodann aber war ihnen nach dem in Rom angenommenen Pachtungs-Systeme von Lustrum zu Lustrum die Verpachtung sämmtlicher Nutzungen und indirecten Steuern, überhaupt vectigalia genannt, übertragen. So verpachteten sie im Wege der Licitation die Nutzung von Aeckern und Weideplätzen, den Zehnten von allem ager decumanus, die Benutzung fischreicher Seen, der Bergwerke, die Salzsteuer, die Hafenzölle. Die Censoren hatten auch das Recht (wohl mit Uebereinstimmung des Senats), neue vectigalia (indirecte Steuern) einzuführen und an geeigne-

ten Orten neue Zollstellen zu errichten, und selbst der Verkauf von Staatsländereien ist ihnen nachgelassen gewesen.

Auf diese Weise stellen die Censoren ganz eigentlich das fünfjährige Einnahmebudget auf; dagegen haben sie mit der Erhebung und Einziehung der Staatseinkünfte nichts zu thun, und eben so wenig steht ihnen ein eigenmächtiges Verfügungsrecht über Staatsgelder, über das Aerarium zu; die Verwaltung desselben, die Bewilligung und Anweisung von Geldern ist durchaus Sache des Senats, und das Weitere besorgen die Quästoren. Selbst zu den öffentlichen Bau-Unternehmungen, opera publica, welche die Censoren machten, mußte ihnen erst vom Senate eine bestimmte Summe oder gewisse Einkünfte bewilligt werden, woran sie gebunden waren. Nichts desto weniger erstrecken sich ihre financiellen Functionen wesentlich auch auf das Ausgabe-Budget. Als Verwalter des gesammten Staatsguts haben sie die oberste Administration der sämmtlichen Staatsbauten. Sie haben dafür zu sorgen, daß die Tempel und andere öffentlichen Gebäude in gutem Zustande erhalten werden, daß die öffentlichen Plätze und überhaupt alles, was publicum ist, nicht durch anmaßende Benutzung von Privaten beeinträchtigt werde; die allgemein-nützlichen Institute, als die Wasserleitungen, die Straßen in und außer der Stadt, die Anlage, Erhaltung und Reinigung der Cloaken, das alles ist ihrer Aufsicht und Fürsorge untergeben. Die Werke, welche als in einer Censur ausgeführt angegeben werden, sind oft von außerordentlicher Mannichfaltigkeit und Ausdehnung, als Tempel, Basiliken, Theater, porticus, fora; zu deren Uebernahme (probare) müssen also entweder andere Magistrate für sie eingetreten sein, oder es hat fürdiesen Zweck Prorogation der achtzehnmonatlichen Magistratur Statt gefunden.

Den Beschluß des gesammten Census machte die religiöse Feierlichkeit des Lustrum oder der Sühnung des Volkes. Die Censoren versammelten zu dem Ende die gesammte Bürgerschaft als exercitus, nach ihren Abtheilungen, d. h. die Centurien der Ritter und des Fußvolks, wie es heißt, bewaffnet im Marsfelde. Dort wurde sie durch dreimaligen Opferumgang gereinigt oder gesühnt und dann erfolgte (an der ara Martis?) das Opfer der hostiae, wobei der Censor in einem durch einen Scriba ihm vorgesagten Gebete die Götter um Erhaltung und Mehrung der Macht und Größe des Staates anflehte.

---

142. Spurius Mälius.

(Nach Karl Peter, Geschichte Roms.)

Im Jahre 440 hatte ein Mißjahr eine Hungersnoth herbeigeführt, und es war so wenig wie im Jahre 491 gelungen, ihr durch Einfuhr von außen abzuhelfen. Nur aus Etrurien wurde eben so wie damals einiges, jedoch bei Weitem nicht ausreichendes Getreide eingeführt. Die

Noth war so groß, daß man für die Leitung der zur Abhülfe erforderlichen Anstalten einen eigenen Magistrat (praefectus annonae) ernannte. Dieser (L. Minucius) machte auch zu diesem Zweck allerlei Versuche. Er erließ z. B. den Befehl, daß die Bürger alle ihre Vorräthe über den monatlichen Bedarf hinaus abliefern sollten, setzte die Sclaven auf geringe Portionen herab u. dgl. m., erreichte aber durch dieses Alles seinen Zweck so wenig, daß sich Viele aus dem niedern Volke, um dem Hungertode zu entgehen, aus Verzweiflung in die Tiber stürzten. Was indessen dieser Magistrat nicht vermochte, das leistete ein reicher Privatmann, Sp. Mälius, ein Plebejer, aber dem Ritterstande angehörig. Diesem gelang es durch seine Verbindungen und durch besonders eifrige Bemühungen, Getreide in größeren Quantitäten aufzukaufen, welches er den ärmeren Bürgern theils umsonst, theils zu sehr geringen Preisen spendete. Durch diese Freigebigkeit gewann er sich eben so sehr die Liebe des Volkes, als er die Patricier gegen sich aufreizte, welche letzteren es nicht ertragen konnten, daß ein Plebejer sie in edler, aufopfernder Thätigkeit für das Gemeinwohl übertreffen sollte, und welche überdem befürchten mochten, daß Mälius sich auf diese Art den Weg zum Consulartribunat eröffnen würde.

Die Spannung der Gemüther, die hieraus entstand, kam indeß im Jahre 440 noch in keiner Weise zum Ausbruch. Die Hungersnoth dauerte aber auch im Jahre 439 noch fort. Minucius wurde daher auch für dieses Jahr wieder zum Aufseher über das Getreide ernannt und fuhr mit seinen wenig erfolgreichen Bemühungen fort, während auch Mälius nach wie vor dem Volke seine freigebigen Spenden reichte. Da machte endlich Minucius bei dem Senate die Anzeige, daß in dem Hause des Mälius Waffen gesammelt und nächtliche Zusammenkünfte gehalten würden, und daß Mälius ohne Zweifel mit dem Plane umgehe, sich mit Gewalt der königlichen Herrschaft zu bemächtigen. Diese Anzeige wurde vom Senat mit Begierde ergriffen. Es wurde beschlossen, da die Macht der Consuln nicht ausreichend schien, einen Dictator zu ernennen, und die Wahl fiel auf den jetzt mehr als 80-jährigen L. Quinctius Cincinnatus, der hierdurch Veranlassung erhielt, seine sonst so ehrenvolle Laufbahn auf eine wenig rühmliche Art zu beschließen. Er ernannte den C. Servilius Ahala zu seinem Magister equitum, besetzte in der Nacht das Forum mit Bewaffneten, ließ dann am andern Morgen das Volk zusammenrufen, nahm auf dem Richterstuhl Platz und befahl dem Servilius Ahala, den Mälius hier sofort vor sein Gericht vorzuführen. Mälius, dem jetzt die Absichten seiner Gegner klar wurden, zog sich in die Mitte des Volkes zurück und rief dessen Schutz an. Ahala aber drang mit einem Haufen bewaffneter Jünglinge ihm nach, erreichte ihn und stieß ihn nieder. Er meldete dann dem Dictator, der Empörer habe den verdienten Lohn empfangen, und erlangte von ihm nicht nur die Genehmigung der vollbrachten That, sondern wurde auch öffentlich von ihm als Befreier des Vaterlandes begrüßt.

Wie jetzt von dem Dictator, so ist Servilius Ahala auch nachher von allen römischen Schriftstellern, die seiner gedenken und deren Schriften uns erhalten sind, wegen dieser That mit den größten Lobsprüchen erhoben worden. Mälius' Schuld aber ergibt sich nirgends auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit, wenigstens wenn man sie darin sucht, daß er nach der königlichen Gewalt, also nach einem völligen Umsturz der Verfassung gestrebt habe; wollte er aber nur durchsetzen, daß endlich die Wahl eines plebejischen Consulartribunen verwirklicht würde, nun, so war dies wohl in den Augen der Patricier ein durch alle möglichen Mittel abzuwehrender Angriff, aber nichts weniger als eine Schuld. Hätte er jene Absicht gehabt, wie wäre es dann zu erklären, daß er nicht schon längst Vorkehrungen zu seinem Schutze getroffen, daß er sich namentlich nicht schon für das Jahr 439 zum Volkstribunen hätte wählen lassen, um dadurch die Unverletzlichkeit zu erlangen, und daß er sich jetzt ganz wehrlos den Patriciern preisgegeben?

In eben diesem Lichte wird denn auch von dem Volke selbst die That aufgefaßt. Livius gedenkt einer Empörung des Volks nach dem Rücktritt des Dictators, und erwähnt einige Jahre später eines Versuches, den ein Volkstribun gemacht habe, den Ahala zur Verantwortung zu ziehen, der aber fruchtlos geblieben sein soll. Was sich aber hiernach nur vermuthen läßt, das wird uns von anderen Seiten mit Bestimmtheit gemeldet: daß sich nämlich das Volk gegen den Ahala erhob und seine Verbannung bewirkte. Die Patricier freilich fügten zu dem Morde noch die weitere Gewaltthat hinzu, daß sie das Haus des Mälius niederrissen und sein Vermögen confiscirten, während sie dagegen dem Angeber Minucius eine Statue errichten ließen*).

143. Die Eroberung Veji's.

(Nach A. Schwegler, römische Geschichte.)

Der letzte Krieg gegen Veji ward zufolge der Tradition durch schnöde Behandlung römischer Gesandten veranlaßt; er scheint jedoch vom römischen Senate geflissentlich herbeigeführt zu sein, theils weil man davon einen beträchtlichen Zuwachs des Gemeindelandes erwartete, theils weil man durch die Beschäftigung der Plebs einen Stillstand der politischen Bewegungen hoffte. Bis ins zehnte Jahr (396) ward er ohne

*) Die Unschuld des Sp. Mälius wird durch ein neu aufgefundenes Bruchstück des Dionysius bestätigt, demzufolge die Annalisten Cincius Alimentus und Calpurnius Piso den Hergang ganz anders erzählen; sie wissen nichts von der Ernennung des Cincinnatus zum Dictator und des Servilius Ahala zum Magister equitum. Vgl. Schwegler, römische Geschichte III. Abth. S. 136 ff., welcher „zu der Folgerung gelangt, daß für die ganze vorliegende Epoche noch alles Detail ungewiß und nur der kürzeste Inbegriff der Begebenheiten völlig zuverlässig ist“.

Nachdruck geführt; auch das zehnte Jahr der Belagerung schien sich Anfangs nicht günstig für die Römer anzulassen. Eine Niederlage der Consulartribunen Titinius und Genucius durch Veji's Verbündete, die Capenaten und Falisker, erregte in Rom solchen Schrecken, daß man die Etrusker wieder auf dem Janiculum erwartete. Camillus, der erste Feldherr seines Volkes und seines Zeitalters, ward eiligst zum Dictator ernannt. Er schlug die Capenaten und Falisker, und zog alsdann das römische Heer zu einem entscheidenden Schlage bei Veji zusammen. Inzwischen hatte auch noch eine andere, über das Gelingen dieses Unternehmens entscheidende Bedingung sich erfüllt; der letzte Lebensfaden, an welchem nach dem ewigen Rathschlusse der Götter Veji's Dasein hing, war gerissen, und die Schicksalsstunde der unglücklichen Stadt hatte geschlagen.

Unter andern Wunderzeichen, die sich zu jener Zeit ereigneten, hatte ein ungewöhnliches Anschwellen des Albanersees die Gemüther erschreckt. Mitten in den Hundstagen, in einem trocknen Sommer, ohne irgend erkennbare Ursache, waren die Gewässer des Sees so gestiegen, daß sie nicht bloß den hohen Krater, von dem sie sonst nur die Grundflächen bedeckten, vollauf füllten, sondern sich auch über den umschließenden Bergrand verheerend in die Ebene ergossen. Ueber die Bedeutung dieses Wunderzeichens wären in anderer Zeit etruskische Zeichendeuter (Haruspices) befragt worden, jetzt war dies unmöglich; die Befragten hätten Trug geredet; man war genöthigt, Gesandte an das delphische Orakel abzuordnen. Doch ehe noch diese zurückkamen, ward den Römern durch einen Zufall das lösende Wort des Räthsels offenbar. Es begab sich nämlich eines Tages, daß ein vejentischer Haruspex, die römischen Vorposten neckend, über die Blindheit der Römer und die Vergeblichkeit ihrer Anstrengungen spottete: so lange der Albanersee überströme, könne Veji nimmer erobert werden. Ein römischer Centurio, der die räthselhafte Rede mit angehört hatte, beschloß, dem Geheimniß auf den Grund zu kommen. Er verlockte den Propheten unter gleichgültigem Vorwand zu einer Zusammenkunft aufs Blachfeld, ergriff hier den schwachen Greis, und trug ihn vor aller Augen ins römische Lager. Nach Rom vor den Senat geführt, und die Wahrheit zu reden bedroht, bekannte der Vorlaute, er habe an bösem Tage, vom Verhängniß getrieben, die Geschicke seines Volkes verrathen. Denn also laute die Weissagung der vejentischen Schicksalsbücher: so lange der Albanersee überströme, könne Veji nicht erobert werden; habe das Gewässer des überströmenden Sees das Meer erreicht, so drohe Rom Verderben; werde es aber so abgeleitet, daß es nicht in überfließendem Strome bis zum Meere gelange, so sei den Römern der Sieg über Veji beschieden. Bald darauf kamen die Abgeordneten von Delphi zurück, und brachten übereinstimmende Botschaft. Auch der pythische Gott mahnte, das Gewässer des Sees nicht in überfließendem Strome ins Meer hinüberrinnen zu lassen, sondern es durch Kunst in befruchtende Bäche zu vertheilen, und verzweigt über die Gefilde zu leiten, alsdann werde der Römer siegreich

Veji's Mauern besteigen. Sofort wurde der Emissar des albanischen Sees begonnen und rastlos gefördert. Als die Vejenter dies erfuhren und das Geheimniß ihrer Rettung verrathen sahen, schickten sie eine Gesandtschaft nach Rom, und baten um Schonung. Sie ward abschlägig beschieden. Vergebens rief von der Schwelle der Curie, als die Gesandten schweigend mit der erbarmungslosen Antwort von dannen gingen, der Sprecher der Gesandtschaft dem Senate zu: auch Veji werde seinen Rächer finden, denn nur die halbe Wahrheit habe der gefangene Prophet gesagt; in denselben Schicksalsbüchern stehe geschrieben, daß, wenn Veji falle, bald darauf auch Rom in Feindeshand gerathen werde. Der Senat verachtete die Warnung, Veji's Geschicke mußten erfüllt werden.

Der Emissar des Albanersees war vollendet, und Veji's Schicksalsstunde hatte geschlagen. Camillus, als Dictator vor Veji befehligend, hatte inzwischen einen Minengang angelegt, der in der Burg von Veji im Tempel der Juno ans Tageslicht führen sollte. Ohne Rast war daran gearbeitet worden, Tag und Nacht hatten frische Arbeiter sich abgelöst. Doch ehe Camillus zur entscheidenden That schritt, versicherte er sich noch der Huld und Gunst der himmlischen Mächte. Er gelobte dem pythischen Apollo, der den Römern das Geheimniß des Sieges geoffenbart hatte, den Zehnten der Beute; er verhieß der Königin Juno, der Schutzgöttin Veji's, noch größere Ehren und glänzenderen Cult, wenn sie einwillige, Veji zu verlassen und sich nach Rom überzusiedeln. Jetzt gab Camillus den Befehl zum Sturm. Der Minengang füllte sich mit Bewaffneten, indem das Heer von allen Seiten mit täuschendem Eifer die Mauern berannte. Zu dieser Stunde opferte der König von Veji in Juno's Tempel, und der Opferschauer verkündete, daß demjenigen der Sieg beschieden sei, der diese Opferstücke der Göttin darbringe. Solches vernahmen die Römer, die eben in ihrem Schachte sich rüsteten, ans Tageslicht hervorzubrechen. Sie erhoben sich wie auf ein gegebenes Zeichen aus der Erde, und erfüllten das Wort der zweideutigen Weissagung. Die Stadt ward rasch, und ohne schweren Kampf erobert. Nach langem Morden ließ der Dictator den Befehl ergehen, der Unbewaffneten zu schonen. Jetzt durfte der Soldat sich zur Plünderung zerstreuen. Schon war alles menschliche Eigenthum aus Veji fortgeschafft; nur die Götterbilder standen noch unberührt; man schickte sich an, auch sie wegzubringen. Der Königin Juno, der Schutzgöttin Veji's, hatte Camillus vor der Bestürmung der Stadt einen Tempel auf dem Aventin gelobt, und die Göttin hatte durch Preisgebung Veji's ihre Geneigtheit kund gethan, das Gelübde anzunehmen. Aber Jeder zitterte, ihr Standbild anzutasten, das nach heiliger Satzung kein Anderer, als ein Priester aus einem bestimmten Geschlecht berühren durfte. Auserlesene Ritter unternahmen es, das Götterbild aus seinem Sitz zu heben. Mit Feierkleidern angethan, begaben sie sich in den Tempel, und fragten die Göttin, ob es ihr Wille sei, nach Rom zu ziehen? Das Standbild nickte und ein vernehmliches Ja ward gehört.

Vier Jahre später weihte Camillus den Tempel der Juno Regina auf dem Aventin.

Daß an dieser Erzählung Sage und Dichtung ihren Antheil gehabt haben, läßt sich nicht bezweifeln. Gleich die zehnjährige Dauer der Belagerung scheint auf Dichtung zu beruhen, und der zehnjährigen Belagerung Troja's nachgebildet zu sein. Ein entschieden sagenhafter Zug ist das Nicken der Juno; eben so, daß der unterirdische Stollen, durch welchen die Stadt erobert wird, gerade im Tempel der Juno ausmündet. Auch die Theaterscene, welche die Römer aufführen, indem sie sich gespenstisch aus dem Erdboden erheben, und das Opfer, an welchem Veji's Schicksal hängt, vollbringen, verräth sich als Werk der Sagendichtung. Am entschiedensten Dichtung ist die Art, in welcher die Sage das Schicksal Veji's mit dem Wunderzeichen des albanischen Sees in Zusammenhang bringt.

---

144. Der gallische Krieg und die Einnahme Roms.

(Nach B. G. Niebuhr, römische Geschichte.)

Als die Gallier*) vor Clusium erschienen, riefen die Clusiner der Römer Beistand an; der Senat wähnte, der Name Roms könne genügen, die Barbaren zu entfernen. Drei Fabier wurden ausgesandt, um ihnen im Namen des Senats anzudeuten, daß sie von Roms Schutzgenossen ablassen sollten. Die Gallier antworteten, ihr Land sei ihnen zu eng, aber vertilgen wollten sie die Clusiner nicht, wofern diese ihre Landschaft mit ihnen theilten. Jene, welche sich verlacht fanden, fochten in den ersten Reihen der Clusiner bei einem Ausfall; Q. Fabius stieß einen gallischen Heerführer nieder und ward erkannt, als er dessen Waffen nahm. Alsbald ließ König Brennus zum Rückzug blasen, damit das Blut der Gesandten sein Volk nicht versündige, von den Römern wollte er sie fordern, Sühnung erlangen, oder einen den Göttern wohlgefälligen Krieg. Er erkor die größten unter seinen riesenhaften Kämpfern, um den Römern die Wahl zwischen Auslieferung der Schuldigen und Krieg zu stellen. Die Fetialen ermahnten, sonder Schonung die Republik von der Schuld zu befreien; die Mehrheit im Senat erkannte, was Pflicht war, aber sie vermochten nicht, sich zu entschließen, Männer aus dem edelsten Geschlecht einem wilden Feind und dem Martyrertod zu überantworten. Es ward beschlossen, Entscheidung und Verantwortung dem Volk zu überlassen; hier siegte das Mitgefühl, ja, man eilte, die Angeklagten zu consularischen Tribunen zu ernennen, und beschied die Fremden, so lange einer diese Magistratur bekleide, stehe er unter keinem Gericht; wenn das Jahr abgelaufen sein werde, und ihr Zorn noch fortdauere, möchten sie die Klage erneuern. Augenblicklich, als

*) Deren Charakteristik siehe bei Niebuhr r. G. II. 591—594.

diese Antwort berichtet worden, brach das Lager der Gallier auf und eilte rastlos von Clusium gegen Rom. Die Stadt würde ganz ungerüstet überfallen worden sein, wenn nicht ein Mann von der Gemeinde, M. Cädicius, Nachts eine Stimme vernommen hätte, welche verkündigte, die Gallier seien im Anzug. Auf diese Kunde wurden die Wehrhaften eiligst aufgeboten und auf der salarischen Straße dem Feinde entgegengeführt, mit dem sie 11 Millien vor der Stadt zusammentrafen, wo die Alia aus den crustuminischen Bergen gegen die Tiber fließt.

Offenbar hatten die Römer an der Alia kein Lager genommen, sondern begegneten dem Feind auf dem Marsch. Ohne irgend einiges vorgesehen, ohne die Stadt für eine Belagerung versorgt und gerüstet zu haben, eilten sie zu einem Treffen, mit dem Alles verloren sein mußte, wohl nicht aus gewähnter Zuversicht des Sieges. Brennus griff mit auserlesenem Volk und großer Uebermacht die Hügel an, worauf die größtentheils ungeübten Truppen des rechten römischen Flügels standen, und warf die Entgegenstehenden im Augenblick herunter. Ueberflügelt und bald umringt, ergriff diese ein panischer Schrecken. Abgeschnitten von Rom, floh Alles nach den Ufern der Tiber, in einer ungeheuern verworrenen Masse, die sich selbst die Flucht hemmte; von allen Seiten brachen die Gallier unter sie ein und die Ueberwältigten fielen unter ihren Schwertern. Die Wurfspieße der Gallier, vom Ufer in die dichten Schwärme der Schwimmenden, welche sich durch die Tiber zu retten suchten, geschleudert, tödteten eine sehr große Menge; sehr Wenige entkamen mit vollen Waffen, die meisten hatten sie am Ufer von sich geworfen. Verbreitet über die ganze offene Landschaft von der Alia bis zur Stadt, überließen sich die Gallier ungezügelt der Plünderung, der Trunkenheit und allen Gräueln, welche unbeherrschte brutale Schaaren üben. In dieser Auflösung verging die Nacht, der ganze Tag des 17. und noch eine Nacht; ein Theil schwelgte, während andere, überwältigt von der Ermüdung der Märsche und der Schlacht, oder von Trunkenheit, in Schlaf versunken lagen. So verzögerte sich die Unternehmung gegen Rom, und das Dasein der römischen Nation ward gerettet.

Denn inzwischen war in der Stadt ein Entschluß gefaßt und ausgeführt. Man beschloß, Capitol und Burg mit den Wehrhaftesten zu besetzen und diese mit den Vorräthen zu versehen, welche die gesammte Bevölkerung in wenigen Tagen aufgezehrt haben würde. Auch Schätze und Kostbarkeiten wurden hinauf geschafft, die Auswandernden, welche sich nach allen Orten zerstreuten, wo sie Gastfreunde und Mitleiden zu finden hofften, nahmen mit sich fort, was sie tragen und wegführen konnten. Die Heiligthümer wurden zum Theil vergraben, zum Theil nach Cäre geflüchtet. L. Albinius, ein Plebejer, welcher seine Frau und die Kinder den Clivus des Janiculus hinauf fuhr, erreichte die Priester und die Vestalinnen, welche die verehrtesten Heiligthümer unter sich vertheilt trugen; er ließ die Seinigen absteigen und nahm auf, so viel sein Fuhrwerk fassen konnte. Zu Cäre wurde Alles gewissenhaft bewahrt,

und nach der Räumung führte Albinius, was er fortgeschafft hatte, wieder zurück.

Während das ganze übrige Volk sich rettete, sollen 80 Priester und andere von den vornehmsten patricischen Greisen auf dem Forum in Feierkleidern auf ihren curulischen Thronen sitzend, den Tod erwartet haben: ein freier gemeinsamer Entschluß unter Gleichen, denen es unerträglich war, den Gottesdienst und die Republik zu überleben, an dem nichts Unwahrscheinliches ist, am wenigsten, wenn die zum Tod Entschlossenen sich feierlich in die Hände des Oberpontifex für die Republik und zum Verderben der Feinde geweiht hatten. Als die Gallier durch das collinische Thor in die Stadt eingebrochen waren, fanden sie Alles öde und ausgestorben; das Grausen, welches einen Fremden ergreift, der im Sommer in einer Stadt des hohen Nordens um Mitternacht Tageshelle und kein Leben auf der Gasse sieht, kam über sie. Alle Häuser waren verschlossen, man zog immer vorwärts bis auf das Forum. Hier erblickten sie in der Höhe die Bewaffneten auf der Burg; auf dem Comitium die curulischen Greise, welche Wesen einer andern Welt zu sein schienen. Zweifelhaft, ob nicht die Götter herabgestiegen wären, um Rom zu retten oder zu rächen, näherte sich ein Gallier einem der Priester, M. Papirius, und berührte seinen weißen Bart, der Greis schlug ihn zornig mit dem elfenbeinernen Scepter über den Kopf; der Barbar hieb ihn nieder, und Alle wurden umgebracht. Dann begann die Plünderung im ganzen Umfang der Stadt, bald brach hier und dort Feuer aus, und bis auf wenige Häuser auf dem Palatium, welche die Heerführer zur Wohnung für sich erhalten ließen, ward die ganze Stadt eingeäschert.

Auf dem Capitol und der Burg waren an 1000 Bewaffnete versammelt, unter ihnen die überlebenden Consulartribunen und jüngeren Senatoren. Wiederholt liefen die Gallier Sturm gegen den Clivus, wurden aber durch verzweifelten Widerstand zurückgeworfen. Darnach rechneten sie auf den Hunger, da an keinen Entsatz zu denken war. Allein, als die Eingeschlossenen ausdauerten, mit Wasser durch den Brunnen, der bis auf diesen Tag im Innern des tarpejischen Berges ein gleichzeitiges Denkmal der Belagerung ist, versorgt, mit Nahrung zur Nothdurft für ihre kleine Zahl, da rächte sich die wilde Verwüstung: die Gallier selbst begannen auf den Brandstätten großes Ungemach zu leiden. Schon die Hundstage, dann der September, zu Rom von jeher seuchenvoll, erzeugten Fieber, welche die Fremden bei Tausenden wegrafften, wie Kaiser Friedrich's nordisches Heer in denselben Monaten unter den Mauern der Stadt hinstarb. Die Gegend, wo die Leichen verbrannt wurden, behielt, so lange das alte Rom bestand, den Namen der gallischen Scheiterhaufen.

Der größte Theil der Gallier scheint, als die Beute erschöpft war, weiter vorwärts und bis in Apulien gezogen zu sein; aber auch die Zurückbleibenden hätten bald aufbrechen müssen, wenn nicht Latium durch Brandschatzung oder Plünderung sie ernährt hätte; damals mag mancher

Ort, von dem später die Rede nicht mehr ist, untergegangen sein. Zu Veji waren viele aus der Schlacht Entkommene und die Flüchtlinge aus Rom versammelt, aber es fehlten Waffen und ein Anführer; als solchen erwählten sie M. Cädicius. Dieser führte sie gegen die benachbarten Etrusker, die, ermuntert durch der Römer Schwäche, sich aufgemacht hatten und das vejentische Gebiet plünderten. Cädicius überraschte und schlug die unedlen Feinde, befreite die Gefangenen, gewann den Raub wieder und rüstete seine wehrlosen Leute mit den Waffen der Gefangenen oder Flüchtigen. Diese gute Botschaft, Ermunterung, auszudauern, weil man den Entsatz auszuführen hoffe, ward den auf dem Capitol Eingeschlossenen durch einen kühnen Jüngling, Pontius Cominius, überbracht, der die Tiber hinabschwamm, nahe am Capitol das Ufer betrat und unbemerkt durch die Posten der Feinde den Berg hinauf kam und zurückkehrte.

Am folgenden Morgen bemerkten Gallier, daß auf der Bergwand unter Ara Celi Gebüsch in den Ritzen, woran sich der kühne Abenteurer gehalten, losgerissen und Grasbüschel von Fußtritten herabgestoßen wären. Dort also ließ sich die Arx erklimmen. Sie näherten sich in der Mitternachtsstunde in tiefer Stille; unbemerkt von den Schildwachen und den Hunden, hatte ein Gallier schon die Höhe des Felsens erstiegen, als das Geschrei der Gänse, welche, wie sehr auch der Hunger nagte, als der Juno geweiht, geschont wurden, den Altconsul M. Manlius weckte, dessen Haus auf der Höhe lag. Er stürzte den Emporgeklommenen zurück, sein Fall warf die Nachsteigenden hinab; der Anschlag war vereitelt. Der achtlose Hauptmann, der die Wache gehabt, ward mit gebundenen Händen hinabgestürzt, dem Retter zum Dank brachte jeder, der sich in der Burg befand, ein halbes Pfund Korn und einen Viertel Schoppen Wein, die kostbarste Gabe in einer Hungersnoth. Diese war so hoch gestiegen, daß die Belagerten das Leder der Schilde und Sohlen verzehrten, als die Gallier dem Antrag, ein Lösegeld für die Räumung der Stadt zu nehmen, Gehör gaben. Denn ihre Schaaren schmolzen, sie vernahmen, daß die Veneter, des Kriegsvolks Abwesenheit benutzend, in ihr Land eingefallen waren; und wenn Brennus einen Theil seiner Leute zurück an den Po gesandt hätte, so konnten die zu Veji Versammelten leicht den Entsatz ausführen. Man ward einig, daß sie 1000 Pfund Gold empfangen sollten, um Rom und die Landschaft zu räumen. Als es dargewogen ward, ließ der gallische Heerführer falsches Gewicht bringen, und da Q. Sulpicius gegen die Ungerechtigkeit ausrief, legte er obendrein Schwert und Wehrgehenk auf die Schaale; daher die Worte: wehe den Besiegten! im Andenken geblieben sind.

Die zu Veji Versammelten sollen durch ein Plebiscit Camillus' Ernennung zum Dictator beschlossen haben; dazu fehlte, damit es Gesetz sei, die Zustimmung des Senats und der Curien; und er weigerte sich, als Cädicius kam, den angetragenen Befehl zu übernehmen, ehe diese gegeben sei. Deshalb ward (nach dieser Erzählung) Cominius auf das

Capitol gesandt. Camillus fand zu Veji 20,000 Römer, und viele Freiwillige aus Latium versammelten sich um ihn, diese führte er gegen die Stadt. Eben hatte Q. Sulpicius begonnen, dem gallischen König das Gold darzuwägen, als der Dictator mit dem Heer in das Thor einrückte und auf das Forum eilte. Die Götter wollten nicht, daß Roms Dasein erkauft sein solle, er kam, ehe das Gold übergeben war und verwarf den ohne seine Genehmigung geschlossenen Vertrag. Brennus schalt zornig über Treubruch, inzwischen waren die Legionen ihrem Feldherrn gefolgt und es kam zum Gefecht, die Gallier wurden aus der Stadt geschlagen. Ein zweites Treffen, auf der gabinischen Straße, wo sie sich gesammelt hatten, rächte Rom vollständig, auch nicht ein Mann entkam aus der Niederlage, die Botschaft anzusagen. Brennus ward gefangen, er eiferte über den Friedensbruch, der Dictator gab ihm die Worte, wehe den Ueberwundenen! zurück und ließ ihn niederhauen. Nach diesem Siege zog Camillus triumphirend in Rom ein.

Für das edlere Gefühl, welches Livius theilte, war es unleidlich, daß ein Lösegeld für Roms Dasein gezahlt sei, ein gemeineres läugnete nicht, daß die Gallier mit dem Gelde abgezogen wären, dichtete aber, wie es nachher wiedererlangt worden sei. Camillus habe die Stadt entsetzt, und im Lager der Gallier das aus Rom weggeführte Lösegeld und fast alle andere geraubte Beute gefunden.

Die Entfernung der Gallier gab den Römern eine öde Brandstätte zurück; der größte Theil der Bürger war umgekommen, die meisten Wehrhaften an der Alia, Unzählige, auch Weiber und Kinder, die nicht entrinnen konnten, müssen unter dem Schwert oder in die Knechtschaft des Siegers gefallen sein.

Das Volk blickte mit Grauen auf die Wiedererbauung der Stadt; es begehrte heftig, mit dieser Noth verschont zu bleiben, und das darf ihm nicht als schmähliche Verzagtheit angerechnet werden. Wie eng und gering auch das Haus war, welches dem alten Römer in der guten Zeit, selbst in ihrem Glanz, genügte, — auch dieses konnte doch, wer nicht etwas gerettet hatte, nicht aufführen, ohne zu borgen. Und Veji gewährte Wohnungen und öffentliche Gebäude, schöner als die römischen vor der Zerstörung gewesen waren; der Besitz dieser Stadt, vom Schicksal verliehen, hatte den römischen Namen gerettet, es war wenigstens für die noch übrige Volksmenge geräumig genug, das sollte freiwillig verschmäht werden! Das Gebiet enthielt überdies die vor Kurzem an die Gemeinde angewiesenen weitläufigen Marken, welche denen, die zu Rom wohnten, fern lagen. Aber der demüthigende Beschluß, die Stadt aufzugeben, würde ohne Zweifel die Bestimmung der Nation entschieden haben. Ein Wohnsitz jenseits der Tiber würde das Band zwischen Römern und Latinern völlig zerrissen, diese mit den Volskern vereinigt, würden leicht eine Colonie in die verlassenen Mauern geführt haben, und der Strom für die römischen Vejenter eben so unübersteiglich geworden sein, als er es für die etruskischen gewesen war. Und selbst wenn diese Gefahren abgewandt wären, so hätte dasselbe Volk,

in einer andern Stadt, in einem andern Vaterlande, entfernt von allen frommen, mythischen und historischen Andenken, unmöglich bleiben können, was es in seiner Heimat war. Es wäre zu einer Colonie herabgesunken, deren Geschichte von gestern begonnen hätte.

Rom ward innerhalb eines Jahres wieder aufgebaut; gewiß höchst ärmlich. Zur Erleichterung schenkte der Senat Ziegel, jedem ward vergönnt, Steine zu brechen und Holz zu fällen, wo er wollte, wenn er Bürgen stellte, den Bau binnen Jahresfrist zu vollenden. Um jene zu schenken, mußte der Staat Gebäude zum Abbrechen überlassen, womit hätte er die Anfertigung von Ziegeln bezahlen sollen? Solche Gebäude hatte er zu Veji, und es war angemessen, um den verhaßten Gedanken der Auswanderung auf immer zu verbannen, die Abtragung jener Stadt zu begünstigen. Die Seele der Republik war damals Camillus, den die Nachkommen den zweiten Romulus nannten.

---

145. M. Manlius.

(Nach A. Schwegler, römische Geschichte.)

Der Wiederaufbau ihrer Wohnungen, die Wiederherstellung ihres verfallenen Hausstandes, die Anschaffung von Ackergeräth, Zugvieh und Saatkorn stürzte die Plebejer in eine unerschwingliche Schuldenlast. Diese Schuldenlast wurde bald noch gesteigert durch wiederholte Steuererhebungen sowohl zur Deckung des gallischen Lösegeldes, als für die öffentlichen Bauwerke, die nach dem Abzug der Gallier wiederhergestellt oder neu aufgeführt werden mußten. Hierzu kamen die ununterbrochenen Kriege, die Rom seit der Wiederherstellung des Staates gegen alle Völkerschaften rings umher zu führen hatte, und zu deren Bestreitung, des Soldes halber, beträchtliche Geldmittel nöthig waren, die großentheils nur durch Steuern aufgebracht werden konnten. So nahm die Verschuldung der Plebs mit Riesenschritten zu. Schaarenweise wurden täglich verurtheilte Schuldner vom Forum weggeführt, und es gab bald kein Patricierhaus mehr, in welchem sich nicht ein Schuldkerker befunden hätte. Die Folge dieser Schuldennoth war, daß die Plebs auch politisch wieder in vollständige Abhängigkeit von den Patriciern gerieth. Die Consulartribunen, die von jetzt an gewählt werden, sind fast ohne Ausnahme Patricier. Livius hat kein Hehl, daß das Geld der Großen es war, was diesen Ausfall der Wahlen herbeigeführt hat. Zu diesem Uebergewicht, das die Patricier mittels ihrer Capitalien ausübten, kam noch der Umstand hinzu, daß der unter den gegenwärtigen Verhältnissen unentbehrlichste Mann der Nation, Camillus, auf Seiten der streng oligarchischen Partei stand und ihren Ansprüchen oder Gewaltthätigkeiten das Gewicht seines Namens lieh.

Ein einziger Mann unter den Patriciern war es, dem das grenzenlose Elend des Volkes zu Herzen ging: M. Manlius, der Retter des

Capitols, nach Allem, was von ihm überliefert wird, ein ganz außerordentlicher, neben Camillus der bedeutendste Mann des damaligen Rom. Sein größter Ruhm waren seine Waffenthaten. Bei seiner Vertheidigung gegen die Anklage der Tribunen konnte er gegen vierzig Ehrengeschenke, durch welche er von den Oberanführern wegen seiner Tapferkeit ausgezeichnet worden war, aufweisen. Dreiundzwanzig Narben zierten seine Brust. Zu dieser persönlichen Tapferkeit des Mannes kam hinzu, daß sein Geschlecht eines der angesehensten Patriciergeschlechter war; es zählte eine große Anzahl bedeutender Männer, und in den Fasten des ersten Jahrhunderts der Republik stößt der Name der Manlier ungewöhnlich häufig auf. Um so bitterer mußte er es empfinden, daß er, der Retter Roms, von allen Ehrenämtern und öffentlichen Auszeichnungen sich ausgeschlossen, sein Verdienst mit Undank gelohnt sah. Er war vor dem Einbruch der Gallier, 392, Consul gewesen, hatte aber seitdem, trotz der denkwürdigen That, durch welche er Rom vom Untergang gerettet, zu keiner der höheren Staatswürden, weder zur Dictatur, noch zum Consulartribunat gelangen können. Diese gewaltsame Zurückdrängung war für Manlius um so kränkender, da derjenige, den er sich überall vorgezogen, mit Ehrenstellen und Ehrenbezeugungen überhäuft sah, der stolze, herzlose, streng oligarchisch gesinnte Camillus, sein persönlicher Feind und Widersacher war.

Es kann kein Zweifel sein, daß dieser auffallenden und beleidigenden Zurücksetzung, die Manlius von seinen Standesgenossen zu erfahren hatte, politische Motive zu Grunde lagen. Was der Oligarchie Mißtrauen und Argwohn gegen ihn einflößte, war ohne Zweifel dessen volksfreundliche Gesinnung, wie umgekehrt die streng aristokratischen Grundsätze des Camillus eine nicht geringere Empfehlung für ihn gewesen sein werden, als sein hervorragendes Feldherrntalent.

Eines Tages sah Manlius auf dem Forum ein empörendes Schauspiel. Ein tapferer Hauptmann, der sich im Felde Ruhm erworben, wurde als verurtheilter Schuldner von seinem Gläubiger in den Kerker abgeführt. Alsbald trat er hinzu, bezahlte dem Gläubiger sein Guthaben und gab den losgekauften Schuldknecht frei. Freudig schwur der Freigewordene, er werde diese Erlösung aus des Kerkers Nacht und Elend seinem Retter nie vergessen; er weihe ihm Blut und Leben zum Eigenthum. Darauf erzählte er den Umstehenden sein Geschick. Durch ununterbrochenen Kriegsdienst, der ihn an seinem wirthschaftlichen Betrieb gehindert habe, durch den Aufbau seines zerstörten Hauses sei er in Schulden gerathen, und da er wegen der unerschwinglichen Zinsen das Capital selbst nicht habe heimzahlen können, so sei er endlich, nachdem er dasselbe mittelst der entrichteten Zinsen schon vielfach heimgezahlt habe, von der Schuld erdrückt worden und in die Gewalt seines Gläubigers gekommen. Ewige Kerkernacht wäre sein künftiges Loos gewesen, hätte ihn nicht M. Manlius daraus befreit. Das umstehende Volk war gerührt, begeistert; es schenkte seine ganze Liebe und Zuneigung dem Einen aus jener herzlosen Kaste, der Mitgefühl für seine

nothleidenden Mitbürger empfand. Manlius war für diese Dankbarkeit und Anhänglichkeit des gedrückten Volkes nicht unempfindlich. Er verkaufte sein Erbe, ein Grundstück im Vejentischen, und schwur, so lange ihm noch ein Rest seines Vermögens übrig sei, werde er es nicht geschehen lassen, daß einer seiner Mitbürger als Schuldknecht in den Kerker abgeführt werde.

Manlius' Wohnung auf der Burg war bald der Sammelpunkt der Häupter und Wortführer der Plebs. Manch hartes Wort der Anklage, manche aufreizende Rede mag hier gefallen, manch kühner Gedanke ausgesprochen worden sein.

Appian berichtet, Manlius habe einen allgemeinen Schuldenerlaß in Anregung gebracht; gedenkt aber dabei auch noch eines andern Vorschlags, den Manlius gemacht haben soll, nämlich einen Theil des gemeinen Feldes zu verkaufen und mit dem hierdurch erzielten Erlös die Gläubiger zu befriedigen. Doch diese Vorschläge blieben Entwürfe, denn die Patricier kamen dem Ausbruch der Bewegung zuvor. Der Dictator Cornelius Cossus, der gegen die Volsker im Felde lag (385), wurde eiligst nach Rom zurückgerufen, um die aufrührerische Agitation zu unterdrücken. Er lud den Manlius durch einen Gerichtsboten vor seinen Richterstuhl und ließ ihn darauf als Verläumder der Regierung und Aufwiegler der Plebs ins Gefängniß werfen. Diese Gewaltthat erregte allgemeine Empörung. Ein großer Theil der Plebs legte Trauer an, wie um einen Angehörigen; Leidtragende gingen in großer Anzahl vor der Thüre des Kerkers auf und ab. Mit jedem Tage schwoll die Gährung; die Haufen, die vor Manlius' Kerker Wache hielten, verließen sich selbst bei Nacht nicht mehr; sie drohten, das Gefängniß zu erbrechen, den Eingekerkerten mit Gewalt zu befreien. Unter diesen Umständen hielt es der Senat endlich, zumal da die Dictatur ihr Ende erreicht hatte, für gerathener, nachzugeben und den Manlius aus dem Gefängnisse zu entlassen. Man darf hieraus schließen, daß gegen den Verhafteten gesetzwidrige oder verbrecherische Handlungen, auf welche hin eine gerichtliche Verurtheilung zu erwirken gewesen wäre, damals nicht vorgelegen haben.

Durch seine Einkerkerung wurde Manlius in eine noch schroffere und feindseligere Parteistellung gedrängt. Seine Gegner waren viel zu weit gegangen, als daß das heftige Gemüth des Mannes die erlittene Schmach hätte vergessen und verzeihen können. Die Zusammenkünfte in seinem Hause nahmen einen drohenderen Charakter an, und die Lage seines Hauses auf der Burg machte diese Versammlungen, je zahlreicher sie besucht wurden, um so gefährlicher.

So kam es endlich zu einer entscheidenden Krise. Im Jahre 384 wurde Manlius von den Volkstribunen M. Menenius und Q. Publilius vor das Volksgericht geladen, und zwar, da die Anklage auf Hochverrath (perduellio) lautete, also auf Leben und Tod ging, vor das Gericht der Centurien. Es scheint, daß auch jetzt noch keine bestimmten Anzeichen entschieden hochverrätherischer Handlungen vorgelegen haben.

Manlius mag sich allerdings mit dem Gedanken vertraut gemacht haben, der Gewalt mit Gewalt zu begegnen, sein Leben, falls es bedroht würde, theuer zu verkaufen. Aber daß eine wirkliche Verschwörung zum gewaltsamen Umsturz der Verfassung bestanden hat, daß von Manlius bestimmte Vorbereitungshandlungen zu diesem Zweck unternommen worden sind, ist durchaus unwahrscheinlich. Ein entschiedenes Vorurtheil für seine Unschuld erweckt außerdem der Umstand, daß er sich vor dem Gerichte stellte und eben damit dessen Spruch annahm: während er, bis zum Gerichtstag auf freiem Fuß gelassen, durch nichts gehindert war, sich dem Proceß zu entziehen, ja, vielleicht die ganze Anklage nur den Zweck hatte, ihn zu freiwilliger Entfernung zu bewegen. Wenn daher die spätere Tradition von dem Trachten des Manlius nach der Königswürde als von einer ausgemachten Thatsache spricht, so hat dieses Urtheil nicht mehr historische Beweiskraft, als die ähnlichen Aeußerungen über das angebliche Complott des Sp. Mälius und das hochverrätherische Unternehmen des Sp. Cassius.

Als der Gerichtstag herbeikam, führte er gegen vierhundert Leute vom Volk, denen er Geld ohne Zinsen geliehen, denen er Freiheit und Eigenthum wiedergegeben hatte, als Zeugen seiner Gesinnungen vor. Er rief die Bürger auf, denen er in Schlachten das Leben gerettet. Er wies die Bürger- und Mauerkronen vor, die er sich im Kriege verdient, die Spolien, die er erbeutet, die Geschenke, die er von den Ober-Anführern erhalten hatte, Ehrenzeichen in unerhörter Zahl. Er erzählte seine Waffenthaten und entblößte, ein redend Zeugniß, seine narbenvolle Brust. Er erinnerte an die nächtliche Heldenthat, durch welche er Roms Dasein und Namen vom Untergang gerettet. Er flehte endlich, zum Capitol aufblickend, dessen ragender Hügel das Marsfeld beherrschte, die ewigen Götter an, sie möchten ihm beistehen in dieser Noth und den Retter ihrer Heiligthümer gegen den Eigennutz und die Rachsucht seiner Widersacher schützen.

Bei dieser Rede blieb kein Herz ungerührt. Das Volk war hingerissen; es vermochte nicht, einen so ungemeinen Mann zu verdammen. Es war vorauszusehen, daß auch in Zukunft eine Anklage bei den Centuriatcomitien keinen bessern Erfolg haben werde. Deßwegen entschlossen sich die Patricier, den Manlius nach altem (freilich durch die XII Tafeln aufgehobenem) Recht vor das Gericht der Curien zu stellen, und dieses verurtheilte den Angeklagten zum Tode.

Ueber das Ende des großen Mannes hat sich keine zuverlässige Kunde erhalten. Die Geschichtschreiber berichten Widersprechendes. Die Meisten geben an, er sei von den Tribunen vom tarpejischen Felsen herabgestürzt worden. Nach Dio Cassius hat Manlius, wahrscheinlich in Folge des Todesurtheils, das die Curien über ihn gefällt hatten, und um nicht widerstandslos, ein Opfer seiner Feinde, unterzugehen, die Fahne des Aufruhrs offen aufgepflanzt, und an der Spitze der aufständischen Plebs das Capitol besetzt. Die Empörung zu bewältigen, wurde Camillus zum vierten Mal zur Dictatur berufen. Große Be-

stürzung herrschte in der Stadt; Senat und Dictator wußten nicht, wie zu helfen sei. Da erbot sich ein Sclave, ihnen den Manlius durch Verrath lebendig zu überliefern. Er schlich sich aufs Capitol, erbat sich, angeblich als Bote verschworner Sclaven, bei Manlius Gehör, führte den Arglosen unter dem Vorwand einer geheimen Mittheilung an den Rand der Felsenwand und stürzte ihn hinab. Es ist recht wohl möglich, daß Manlius nach seiner Verurtheilung durch die Curien, vom Trieb der Selbsterhaltung fortgerissen, die Fahne des Aufruhrs aufgepflanzt, und das Capitol besetzt hat. Eben so wenig erscheint es unglaubhaft, daß er als Opfer einer feigen Hinterlist gefallen ist, und daß die römische Tradition, um diese Schande nicht eingestehen und fortpflanzen zu müssen, einen Schleier über das Ende des großen Mannes geworfen hat.

Manlius' Vermögen ward eingezogen, sein Haus geschleift; und da er sich vorzüglich deßhalb der Burg hatte bemeistern können, weil er auf ihr seine Wohnung hatte, so wurde zur Verhütung ähnlicher Unternehmungen verordnet, es solle in Zukunft kein Patricier mehr auf der Burg oder dem Capitol wohnen dürfen; den Plebejern war es ohne Zweifel von jeher verwehrt gewesen. Das Volk aber beweinte seinen hingeschiedenen Wohlthäter, und als bald darauf eine Pest ausbrach und Theuerung herrschte, sah es darin ein Strafgericht der Götter, welche die schmähliche Hinrichtung des Retters ihrer Tempel als Beleidigung aufgenommen hätten.

---

146. Die Licinischen Gesetze und die Prätur.

(Nach Ludwig Lange, römische Alterthümer, mit einem Zusatze aus B. G. Niebuhr's römischer Geschichte.)

Die Anklage des M. Manlius war wiederum ein Beweis gewesen, daß die Plebejer auch von ihren Tribunen keine Hülfe in ihrer steigenden Schuldennoth zu erwarten hatten, daß diese vielmehr in socialen Fragen dem Interesse der Reichen dienten. Unter solchen Umständen versank der ärmere Theil der Plebs in politische Apathie. Fast immer wurden nur Patricier zum Consulartribunat gewählt, und die vornehmen Plebejer mußten sich überzeugen, daß sie die materielle Lage der Armen verbessern müßten, und daß sie nur als Lohn dafür die Theilnahme am Imperium erlangen würden. Dies eingesehen zu haben ist das Verdienst des C. Licinius Stolo und des L. Sextius Lateranus, von denen jener mit dem patricischen Geschlechte der Fabier verschwägert war. Sie stellten, zu Volkstribunen erwählt, im Jahre 376 einen Antrag, der drei verschiedene Artikel zusammenfaßte, die alle gegen die Patricier gerichtet waren, von denen aber zwei die Verbesserung der socialen Lage der armen Plebejer betrafen, während einer den

Ehrgeiz der vornehmen Plebejer durch Gewährung der Theilnahme am Consulat befriedigen sollte.

Anfangs begnügte sich der Senat, die Verhinderung des Gesetzes durch tribunicische Intercession zu bewirken. Dann, als die intercedirenden Tribunen in der Minorität waren, und Licinius und Sextius widerrechtlich das Recht einer Intercession der Minorität bestritten, griff man zu dem Mittel der Dictatur. Als aber auch die Dictatur in der Hand des Camillus, dann des Manlius und wiederum des Camillus sich unwirksam bewies — vermuthlich gab es zuletzt keine Tribunen mehr, die intercediren wollten —, da wird der Widerstand aufgegeben; die Rogation ward angenommen. Doch hatten damit nur die beiden ersten Punkte Gesetzeskraft erlangt, nicht der dritte, der vielmehr erst, in Folge einer weitern Transaction modificirt, zur Geltung gelangte.

Um nun aber auf den Inhalt der einzelnen Artikel näher einzugehen, so setzte der erste fest, daß, nach Abzug der bereits bezahlten Zinsen vom Capital, der Rest des Capitals von den Schuldnern in drei jährigen Termin-Zahlungen abbezahlt werden sollte. Den Charakter eines offenbaren Eingriffs in das Eigenthum der Einzelnen verliert diese Anordnung, wenn man annimmt, daß nicht alle bereits bezahlten Zinsen, sondern nur die über das gesetzlich feststehende, in der Zeit des Geldmangels aber gewiß häufig überschrittene, foenus unciarium hinaus bezahlten Zinsen nebst etwaigen Zinseszinsen als Abzahlungen auf das Capital angesehen werden sollten. Aber auch ohne diese Annahme würde die Anordnung, als von der salus publica geboten, entschuldigt werden können.

Die zweite Rogation enthielt das licinische Ackergesetz. Jeder römische Bürger soll berechtigt sein, neu erworbenes Gemeinland, wenn es nicht im Besitz der alten Eigenthümer gelassen, noch der Gemeinde zum Eigenthum vertheilt, oder eine Colonie darauf gegründet wird, für seinen Antheil durch Besitz zu nutzen. Doch darf Niemand vom Gemeinland an Bau- und Baumland mehr als fünfhundert Jugern besitzen, noch auf der Gemeinweide mehr als 100 Häupter großes und 500 Stück kleines Vieh grasen lassen.

Die Besitzer des Gemeinlandes sollen an die Republik vom Acker den zehnten Scheffel, von Baumpflanzungen und Weinbergen den fünften des Ertrages entrichten; von jedem Haupt großes, von jedem Stück kleines Vieh, welches sie auf der Gemeinweide halten, ein bestimmtes jährliches Grasgeld zahlen.

Die Censoren sollen die dem römischen Volk vom Gemeinland vorbehaltene jährliche Abgabe jedesmal auf ein Lustrum an den Meistbietenden verpachten. Der Ertrag soll zur Zahlung des Soldes an die Armee verwandt werden. Dadurch eben, daß das Licinische Gesetz ein bestimmtes Maß für die possessio am ager publicus festsetzte, verhinderte es die Besitznahme des ganzen ager publicus durch wenige Reiche; es wollte wenigstens bewirken, daß stets ager publicus für etwa wieder nöthig werdende Assignationen in Bereitschaft sei. Auf

35 *

die Uebertretung des Verbots war Strafe gesetzt, die von den Aedilen eingeklagt wurde. Daß Licinius Stolo selbst dieser Strafe später verfiel, weil er 1000 Jugern besaß und 500 davon zum Schein an seinen zu diesem Behufe emancipirten Sohn abgetreten hatte, beweis't, wie wenig es den vornehmen Plebejern mit ihren socialen Plänen Ernst und wie leicht es war, das Licinische Gesetz zu umgehen. In Folge davon gerieth denn auch dasselbe schließlich in Vergessenheit, bis Tib. Gracchus es von Neuem zu beleben versuchte.

Der dritte Artikel lautete im Antrage und als Plebiscit: ne tribunorum militum comitia fierent, consulumque uti alter ex plebe crearetur. Das Consulartribunat sollte also abgeschafft, das Consulat als die ständige Regierungsform wieder hergestellt werden. Die Theilnahme der Plebejer an demselben sollte dadurch gesichert werden, daß ein Consul nothwendig aus der Plebs gewählt werden müsse. Denn ohne diesen Zwang war nach den Erfahrungen, die man bei der Wahlordnung der Consulartribunen und Quästoren gemacht hatte, vorauszusehen, daß das Volk doch nur Patricier wählen würde. Als Plebiscit hatte diese Bestimmung keine Gültigkeit; deßhalb kam es zu einem Compromisse des Inhalts, daß allerdings ein Consul aus der Plebs, neben den Consuln aber noch ein Prätor, qui ius in urbe diceret, aus den Patriciern gewählt werden solle.

Gewählt aber wurde zum ersten plebejischen Consul L. Sextius Lateranus neben dem Patricier L. Aemilius Mamercus für das Jahr 365. So hatten also die Plebejer die Theilnahme am Imperium erreicht; aber dieses Imperium war verringert. Wiederum waren es die Patricier gewesen, die aus kleinlichem Ehrgeize, in der Meinung, das richterliche Imperium für sich erhalten zu können, diese Verringerung bewirkt, und so wider ihre Absicht der Demokratie vorgearbeitet hatten.

Der praetor urbanus, wie der neue Beamte, zum Unterschiede von den praetores consules, hieß, deren College er war, ward unter denselben Auspicien mit ihnen gewählt. Seine oberrichterliche Gewalt äußerte sich auf dem Gebiete der Criminalrechtspflege, da diese durch Einführung der provocatio faktisch an das Volk gekommen war, regelmäßig nur noch darin, daß er für die in Capitalprocessen richtenden comitia centuriata den Tag bestimmte. Ungleich wichtiger war die Ausübung der richterlichen Gewalt im Gebiete der Civiljurisdiction, weßhalb der Prätor mit Recht als juris civilis custos bezeichnet wird. Die Urtheilfällung übertrug er, nicht sowohl durch Gesetze, als durch thatsächliche Verhältnisse und das Bedürfniß der Praxis dazu gezwungen, in der Regel den von ihm in Uebereinkunft mit den Parteien eingesetzten Richtern (arbitri, recuperatores, judices) oder ständigen Richtercollegien (decemviri, centumviri); nur ausnahmsweise, extra ordinem, fällte er in besonders dringenden Sachen, deren Aburtheilung er jenen Richtern und Richtercollegien nicht überlassen wollte, das Urtheil selbst. Gericht halten konnte der Prätor nur an den dies fasti; nur an solchen war es für ihn fas, die drei für die richterlichen Functionen bedeutsamen Worte: do (näm-

lich judicium, judicem), dico (nämlich jus), addico (nämlich litem, rem) zu sprechen. Der Ort seiner richterlichen Thätigkeit war sein Tribunal auf dem Forum.

Als zur Feier der Eintracht der Stände, welcher Camillus am Fuße des capitolinischen Hügels einen Tempel weihte, vom Senate beschlossen wurde, daß ludi maximi, und zwar um einen Tag vermehrt, veranstaltet werden sollten, da führte die unüberlegte Weigerung der plebejischen Aedilen, die vermehrte Mühwaltung und vielleicht auch die vermehrten Kosten zu übernehmen, zur Einsetzung einer neuen patricischen Magistratur, der curulischen Aedilität.

Mit der Annahme der leges Liciniae Sextiae kann man die politische Gleichstellung der Plebejer mit den Patriciern als entschieden betrachten. Freilich gelang es den Patriciern noch öfter, durch Mißbrauch der dem Wahldirigenten zustehenden Macht bei der Lauheit der Volksmenge die lex Licinia zu umgehen und zwei patricische Consuln wählen zu lassen; aber auf die Dauer halfen diese kleinlichen Ränke nichts. Auch zu den anderen patricischen Aemtern erhielten die Plebejer rasch und ohne weitere legislative Kämpfe Zutritt, indem die comitia curiata den Erwählten die lex curiata de imperio nicht verweigerten.

Zuerst erlangten die Plebejer auf Andringen der Tribunen Zutritt zu dem jüngsten patricischen Amte, der curulischen Aedilität; der Senat wünschte, daß ein Jahr ums andere Plebejer und Patricier gewählt werden sollten, gab aber die Wahl schließlich ganz frei; jedoch blieb jenes Sitte. Nicht aber erhielten gleichzeitig die Patricier Zutritt zur plebejischen Aedilität. Die Dictatur erlangte aus plebejischem Stande zuerst C. Marcius Rutilus 355; einen plebejischen magister equitum hatte schon während der Licinischen Agitationen der patricische Dictator Manlius sich in der Person des C. Licinius Calvus gewählt. Die Censur bekleidete aus plebejischem Stande zuerst gleichfalls C. Marcius Rutilus 350; und obwohl nach diesem Präcedenzfalle die Möglichkeit gegeben war, beide Censoren aus plebejischem Stande zu wählen, so sicherte doch dem plebejischen Stande in ähnlicher Weise, wie es die lex Licinia rücksichtlich des Consulats that, die 338 vom Dictator Publilius Philo in Centuriatcomitien rogirte lex Publilia den ausschließlichen Besitz der einen Stelle. Eben so waren beide Stellen des Consulats den Plebejern theoretisch schon durch die lex Licinia zugänglich, was im Jahre 341 ein Plebiscit in Form einer authentischen Interpretation ausdrücklich erklärte. Doch daß beide Stellen des Consulats von Plebejern wirklich bekleidet worden, kommt, nach einem vergeblichen Versuch 241, erst 171 vor, zu einer Zeit, als der Unterschied der Stände kaum noch in der Erinnerung war; noch später, 130, ist die erste rein plebejische Censur. Daran aber, daß nicht zwei Patricier das Consulat bekleiden konnten, hielt man selbst dann noch fest, als die Sache eigentlich von keiner Bedeutung mehr war. Zur Prätur gelangten die Plebejer trotz des Werthes, den die Patricier gerade auf dieses Amt gelegt hatten, schon 336 durch die Thatsache der trotz anfänglicher

Weigerung des präsidirenden Consuls vollführten Wahl und erlangten Bestätigung des Publilius Philo. Die politisch wichtigen Collegien der Auguren und Pontifices öffneten sich ihnen durch ein Plebiscit, die lex Ogulnia vom Jahre 299, kraft deren die im Amte befindlichen Augurn und Pontifices Plebejer cooptiren mußten. Nun konnten religiöse Gründe auch nicht mehr verhindern, daß ein plebejischer Censor das Lustrum abhielt, was zuerst 269 geschah, und daß ein Plebejer pontifex maximus, ja, sogar curio maximus wurde.

Ausgeschlossen blieben die Plebejer demnach nur von den politisch bedeutungslosen patricischen Priesterämtern der flamines und des rex sacrificulus. Das war indeß keine politische Zurücksetzung, vielmehr empfanden eine solche die hierzu berechtigten, aber vom Volkstribunat, der plebejischen Aedilität und der einen Stelle des Consulats und der Censur ohnehin ausgeschlossenen Patricier; den wer flamen oder rex sacrificulus war, für den war es schwierig oder unmöglich, weltliche Aemter zu bekleiden.

---

147. Der erste Samniterkrieg*).

(Nach Karl Ludw. Roth, römische Geschichte, und B. G. Niebuhr, römische Geschichte.)

Mit dem Jahre 343 beginnt ein neuer und wichtiger Abschnitt in der römischen Geschichte durch den Anfang derjenigen Kriege, in welchen Rom allmählich nach dem untern Italien vordrang, die Halbinsel nach und nach unterwarf, und so in Berührung und Kampf mit auswärtigen Staaten gerieth, wovon am Ende das die Folge war, daß die Anfangs so unbedeutende Stadt an der Tiber die Beherrscherin des bekannten Erdbodens wurde. Die Römer stießen zuerst mit den Samnitern zusammen, und es erwuchs daraus ein fünfzigjähriger Kampf, mit ungleichem Erfolge geführt, doch zum Vortheile Roms beendigt; ebenso der kürzere Krieg mit Pyrrhus, der auf den samnitischen, und der dreifache mit Carthago, der auf letztern folgte.

Mit den Samnitern stand Rom in vertragsmäßiger Verbindung, wurde aber, ohne es zu wollen, in Krieg mit ihnen verwickelt. Die Samniter bekriegten die kleine Völkerschaft der Sidiciner, deren Stadt Teanum in Campanien lag. Die Sidiciner suchten Hülfe in Capua, der Hauptstadt von Campanien; die Campaner, von den Samnitern geschlagen und bedrängt, baten durch Gesandte um den Schutz der Römer. Der römische Senat wünschte den Campanern zu helfen, und eine nähere Verbindung mit dem Volke, das den fruchtbarsten Boden in ganz Italien inne hatte, erschien höchst wünschenswerth; aber der

*) Zur Kritik der Nachrichten über den ersten Samniterkrieg vergl. Theodor Mommsen, röm. Gesch. I. 2. Aufl. S. 328, Anmerk.



mit Samnium bestehende Vertrag ließ keine Hülfe durch Waffengewalt zu. Die Consuln erklärten im Namen des Senats den flehentlich bittenden Gesandten, daß man die verbündeten und befreundeten Samniter nicht bekriegen könne, wohl aber von weiterer Gewalt gegen sie abmahnen wolle. Die Gesandten, für diesen Fall schon beauftragt, erklärten im Namen ihres Volkes, daß es Stadt und Land hiermit in die Hände des römischen Volks übergebe. Da glaubte denn der Senat, sich einer wirksameren Einschreitung nicht länger entziehen zu dürfen, wenn es jetzt Unterthanen von Rom wären, die sie erbäten; es wurde unverzüglich eine Gesandtschaft an die Samniter abgefertigt, um, mit Berufung auf die bestehenden Verträge, Schonung Campaniens zu begehren, und, wenn das gelindere Ansinnen fruchtlos bliebe, im Namen des Senats und Volks von Rom zu fordern, daß die Samniter Capua und Campanien unangetastet lassen sollten. Es erfolgte eine übermüthig abweisende Antwort: noch in Gegenwart der Gesandten beauftragte man samnitische Hauptleute, einen Raubzug nach Campanien zu machen. Daher führten beide Consuln Heere nach Campanien, eins bestimmt, die Feinde aus dem Lande der Bundesgenossen zu vertreiben, unter M. Valerius Corvus, das zweite sollte durch Einnahme der Gebirgspässe die Gegend von Capua decken und die Noth des Krieges nach Samnium selbst tragen. Valerius fand die Feinde zwischen dem Vulturnus und dem Meerbusen ausgebreitet. Er nahm sein Lager über Cumä, an dem damals fruchtbaren und rebenreichen, jetzt, seit der Saracenen Zeit, nackten und öden Berge Gaurus. Die Schlacht am Gaurus gehört zu den denkwürdigsten der Weltgeschichte, sie entschied als Prärogative über den großen Kampf, der jetzt zwischen Sabellern und Latinern über der Welt Herrschaft angehoben hatte. An Muth und Bewaffnung waren die Samniter den Römern gleich, diese hatten von ihnen die ausgezeichneten ihrer Waffen entlehnt, auch Kriegskunst entschied an diesem Tage nicht, nur Ausdauer und wahrscheinlich die Verzweiflung des Heeres, welches siegen mußte, um nicht vertilgt zu werden. Beide Heere waren, nach Livius' schönem Ausdruck, entschlossen, sich nur vom Tode besiegen zu lassen, der Tag war weit vorgerückt, da entschied ein letzter verzweiflungsvoller Angriff. Die Samniter wichen, Unordnung und Flucht verbreitete sich, ehe ihr verschanztes Lager sie aufnahm. Dieses räumten sie in der Nacht. Die samnitischen Soldaten dieser Schlacht haben nachher gesagt: es habe ihnen gedäucht, die Augen der Römer brännten, ihre Mienen hätten Wahnsinn geredet, vor diesem Anblick wären sie geflohen. Valerius war als Sieger von den frohlockenden Campanern empfangen worden, aber es erwartete ihn noch ein zweiter Kampf, ehe das Land vom Feinde befreit war.

Während er am Gaurus siegte, war das Heer seines Collegen A. Cornelius Cossus am Rande des Untergangs in denselben oder benachbarten Bergpässen, wo die caudinische Schmach 21 Jahre später Rom traf. Cornelius, welcher die Samniter in ihrer gebirgigen Heimat aufsuchen sollte, hatte auf seinem Zuge die Umgegend nicht genug-

sam ausgekundschaftet und war mit dem Heere in ein tiefes ringsumschlossenes Thal hinabgezogen, als man auf den Anhöhen, die es beherrschten, das feindliche Heer wahrnahm, das jetzt die Römer wie im Garne gefangen zu haben schien. In dieser Bestürzung erbot sich ein junger Oberster, P. Decius, eine vom Feinde unbesetzt gebliebene Bergspitze mit ein paar tausend Mann zu erklimmen, und da diese das samnitische Lager ebenso beherrschte, wie das Lager das Thal, von der Bergspitze aus die Feinde im Schach zu halten, so daß sie den Abzug des Heeres aus der höchst gefährlichen Tiefe nicht hindern oder beunruhigen könnten. Dies führte er nicht nur aus, und zwar mit solcher Behendigkeit und Umsicht, daß die Feinde weder die Besitznahme der Bergspitze, noch den Abzug des Consuls mit den Legionen und die Lagerung in gesicherter Stellung zu verhindern vermochten, sondern er drang auch in der folgenden Nacht zwischen den Posten der meist schlafenden Feinde mit seiner muthigen Schaar durch auf dem Wege zum römischen Lager, wohin er mit Tagesanbruch einen Boten mit der Nachricht sandte, daß er seine Leute alle wohlbehalten zurückbringe. Auf die Botschaft, daß die, welche sich für Aller Heil dem Tode dargeboten, erhalten und nahe wären, eilte ihnen Alles entgegen; der Tribun zog im Glanz eines freiwilligen Triumphs in das Lager ein, und der Consul begrüßte ihn mit öffentlichem Dank. Aber Decius unterbrach die müßige Lobrede, es sei Zeit, der Feinde Bestürzung zu benutzen. Ungesäumt sollen die Legionen gegen die Feinde geführt, viele Feinde zerstreut, niedergemacht, viele entflohen sein; 30,000, die sich in das Lager geworfen, wären allzumal darin niedergehauen worden. Auch abgesehen von der augenscheinlichen Uebertreibung der Zahl, erscheint dieser Sieg zweifelhaft, weil nicht auf die entfernteste Weise angedeutet wird, daß der Zweck des Zuges, Samniums Verheerung, verfolgt ward. Der Triumph des Consuls beweis't ihn nicht, denn er theilte ohne Zweifel die Schlacht von Suessula.

Erfreulich ist es, die Belohnungen, welche Decius und die Seinigen empfingen, nach dem römischen Geschichtschreiber zu erzählen. Der Tribun erhielt, außer andern gewöhnlichen Ehrenzeichen, einen goldenen Kranz, 100 Rinder und einen ausgezeichneten weißen Stier mit vergoldeten Hörnern. Die Soldaten empfingen auf immer doppelte Portionen, jeder zwei Kleider und einen Ochsen. Die Armee, das Geschenk des Consuls mit lautem Rufen billigend, überreichte Decius einen von Gras gewundenen Kranz, den Ehrenlohn desjenigen, der eine Schaar aus Feindes Gewalt und Belagerung befreite, einen gleichen weihten ihm seine Gefährten. Er brachte den Opferstier dem Kriegsgott dar, die 100 Rinder schenkte er seinen Soldaten, und um ihr Fest zu vollenden, gab jeder Soldat des übrigen Heeres ihnen ein Pfund Korn und einen Schoppen Wein.

Gegen Suessula mögen beide römische Heere unter Valerius' Oberbefehl vereinigt gewesen sein. Dort hatte sich das am Gaurus geschlagene Heer gesetzt, zahlreiche Verstärkungen aufgenommen, und er-

neuerte die Verwüstung Campaniens. So vorsichtig als entschlossen, wagte es Valerius nicht, das feste Lager anzugreifen, er schickte allen Troß fort, welcher in Capua's Nähe um so leichter entbehrlich war, und bezog ein enges Lager, welches nur die Bewaffneten, vermuthlich beide Armeen, faßte. Getäuscht durch den Schein, und die Zahl der Soldaten berechnend, wie ein Lager dieses Umfangs sie zu enthalten pflegte, sehnten sich die Samniter, es zu stürmen, ihre Feldherren gestatteten es nicht. Bald genöthigt, das Land nach Lebensmitteln zu durchstreifen, wurden sie durch die Unthätigkeit des Consuls ermuntert, solche Züge in weiterem Umfang zu wagen; dies war sein Zweck. Er bemächtigte sich nun des schwach vertheidigten Lagers, zwei Legionen blieben zur Besatzung zurück, das übrige Heer theilte sich, die zerstreuten Haufen anzugreifen und ihnen Vereinigung oder Rückzug abzuschneiden. Alles gelang, die, welche in Schlachtordnung am Gaurus bis auf den Tod gekämpft hatten, flüchteten bestürzt oder streckten die Waffen; 40,000 Schilde von Todten und Flüchtlingen und 170 Fahnen sollen vor dem Consul aufgehäuft worden sein; freilich sind die römischen Angaben erbeuteter Siegeszeichen und erschlagener Feinde selten frei vom Verdacht großer Uebertreibung.

Solche Triumphe hatte Rom noch nicht gesehen. M. Valerius war der erste Feldherr seines Zeitalters, und nicht weniger mächtig im Lager durch Liebenswürdigkeit als durch Bewunderung und Vertrauen. In den edlen Spielen, die, statt der Würfel der rohen Horden des dreißigjährigen Krieges, den römischen Soldaten im Felde ergötzten, im Lauf, im Sprung, im Aufrichten schwerer Hebel, maß er sich, außer den Stunden des ernsten Befehls, mit jedem Lanzknecht, er neckte sie vertraulich und hörte unbeleidigt den soldatischen Scherz. Er war die Zuversicht seiner Nation im Krieg und im Staat, er vermittelte den endlichen Frieden der Stände. Sein Leben war beispiellos durch reiche Fülle von Glück und dessen langem Genuß. Im 29. Jahr siegte er über die Samniter, im 23. war er zu seinem ersten Consulat erwählt worden, 46 Jahre nachher bekleidete er das sechste, nicht als ein bloßes Geschenk der Volksliebe, sondern weil die Republik in sehr schwieriger Zeit den alten Helden aufrief; 21 Mal hat er den curulischen Thron eingenommen und das 100. Lebensjahr erreicht. Er hat noch den Sieg über Pyrrhus und Italiens Unterwerfung erlebt, welche er begründet hatte.

Im folgenden Jahre muß der abwechselnde Oberbefehl bei den Latinern gewesen sein, denn Rom war durch die Empörung der Armee gelähmt; es wird keines einzigen Kriegsvorfalls gedacht, und ungeachtet dieser scheinbaren Unthätigkeit sind alle im vorigen Feldzuge gewonnenen Vortheile den Verbündeten geblieben. Vielmehr ist es wahrscheinlich, daß während des Jahres 340 neue erfochten wurden, aber durch die Latiner.

Der Friede ward leicht geschlossen, für Roms Ehre genügte es, daß die Samniter den Betrag eines jährlichen Solds zahlten und eine drei-

monatliche Getreideverpflegung für die Armee ablieferten; aber sie verloren keinen Zollbreit Landes, und die Römer versprachen, sie nicht zu hindern, sich die Sidiciner zu unterwerfen, über welche der Krieg entstanden war, deren Land, mit Samnium vereinigt, Latium und Campanien trennte. Es folgte dem Frieden, oder war in ihm enthalten, ein förmliches Vertheidigungsbündniß beider Staaten. Dieses konnte nur gegen diejenigen gerichtet sein, an deren Seite noch eben vorher die römischen Soldaten gefochten hatten, deren wachsende Macht aber jetzt Unruhe und Abgunst erregte — gegen die Latiner.

148. Der letzte Krieg mit den Latinern.

(Nach B. G. Niebuhr, römische Geschichte, mit einer Einleitung aus Georg Weber's allgemeiner Weltgeschichte.)

Die Latiner wollten Rom nicht länger als Oberhaupt des Bundes anerkennen; sie strebten nach vollkommener Gleichstellung und Verschmelzung des römischen Staats und der latinischen Eidgenossenschaft zu einem Gemeinwesen, also, daß der eine Consul in Rom, der andere aus Latium erwählt, daß der Senat zu gleichen Theilen aus beiden Völkern zusammengesetzt werde, daß alle Würden und Aemter auch den Latinern zugänglich sein sollten. Als die Römer diese Forderungen der latinischen Gesandtschaft, wodurch ihre Landeshoheit getheilt und geschmälert worden wäre, mit Unwillen verwarfen, entstand ein erbitterter Krieg. In diesem erklärten sich alle Latinerstädte, selbst die in den römischen Bürgerverband aufgenommenen Tusculaner gegen Rom, dem nur die Laurenter und die Colonieen treu blieben. Auch die Capuaner, welche der römischen Herrschaft bald müde geworden waren, traten auf die Seite der Latiner, wie sehr auch die campanische Ritterschaft vor dem Abfall warnte; dagegen hielten die Samniter und die sabellischen Völkerschaften zu den Römern und gewährten ihren Heeren Durchzug und sichern Rückhalt. Der Krieg war um so gefährlicher, als die Latiner die Kriegsweise der Römer, mit denen sie so manches Treffen gemeinschaftlich ausgefochten, genau kannten, auch in beiden Heeren Verwandte und Freunde wider einander im Felde standen, so daß der Kampf einem Bürgerkrieg nicht unähnlich war.

Die Römer aber entwarfen und verfolgten einen Plan des Feldzugs, der zugleich zu den kühnsten und tiefsten gehört, welche je einen Feldherrn mit Lorbeern bekränzt haben. Wahrscheinlich unmittelbar nachdem die Unterhandlungen abgebrochen waren, zogen zwei consularische Heere (4 Legionen) in Eilmärschen nach Samnium, durch das Land der Sabiner, der Marser und Peligner, wo allenthalben das samnitische Bündniß offene Straßen und Quartiere bereitete, die Cohorten der Herniker sich ihnen anschließen konnten, den Bogen beschreibend, dessen Sehne die Straße von Rom nach Capua bildet. Waren die Latiner

wohlbedacht, so mußten sie eiligst aufbrechen und gegen Rom ziehen, alsdann schnitten sie die Consuln von der Stadt ab, welche in die höchste Gefahr kam; sie hatten nur gegen die Römer allein zu kämpfen, eine gewonnene Schlacht konnte entscheiden.

Aber der stärkere Geist gebietet seinem schwachsinnigern Gegner die Fehler, welche er begehen soll. Die Kühnheit selbst der Unternehmung bannte das latinische Heer fest, wo sie standen; denn es war doch ungewiß, ob und wo die Römer von ihrer Straße abweichen, oder sie bis in Campanien verfolgen würden; dieses mußten die Latiner nach kleinen Motiven lieber als Latium zum Schauplatz des Kriegs machen.

Als beide Heere einander am Fuß des Vesuvs gegenüber standen, ließen die Consuln ein Verbot ausgehen, daß, bei Todesstrafe, keiner sich in einen Zweikampf bei den Vorposten einlassen solle, wozu der Anlaß um so leichter entstehen konnte, da Römer und Latiner aus den früheren Feldzügen sich einzeln kannten. Es mochte nöthig erachtet werden, weil sich daraus leicht zu ungünstiger Stunde ein allgemeines Gefecht erheben konnte, oder eine Kränkung verschmerzt werden mußte. Die Verordnung konnte dem Feinde kein Geheimniß bleiben. Dem Sohn des Consuls Manlius, der einige Reiter führte, begegnete ein tusculanischer Befehlshaber und verspottete die weise Vorsicht der Feldherren und ihrer Völker klugen Gehorsam. Der Jüngling erlag der Aufreizung, sie fochten, der Vermessene fiel von seiner Lanze. Herrlich ist Livius' Erzählung, wie der bethörte Siegestrunkene seinem entsetzten Vater die blutigen Spolien darbrachte, wie dieser sein Urtheil sprach und vollziehen ließ, wie die Kriegsgefährten des unglücklichen Jünglings die Leiche mit den traurigen Siegeszeichen verbrannten, wie die Krieger, während der Vater sein Herz verhärtet hielt, um den Todten klagten, wie die Jünglinge dem Sieger nicht entgegengingen, und ihn, so lange er lebte, flohen und verwünschten.

Im Traum erschien beiden Consuln die Gestalt eines übermenschlichen Wesens, zu verkündigen, der Feldherr des einen der kämpfenden Heere, das andere Heer sei den Todtengöttern und der Mutter Erde verfallen. Beide vereinigten sich, der, dessen Flügel anfing zu wanken, wolle sich und das feindliche Heer der Unterwelt weihen. Auch vor der Schlacht weissagte das Opfer dem Decius Unglück. „Es schadet nicht," antwortete er dem Haruspex, „wenn der College glückliche Wahrzeichen gefunden hat." Als nun auf dem linken römischen Flügel, wo Decius befahl, das erste Treffen zurückwich, da erfüllte der Consul sein Gelübde. Nach der vom Pontifex M. Valerius vorgesprochenen Formel, betete er, zum Opfer angethan, mit verhülltem Haupt auf einer Wehre stehend: „Janus, Jupiter, Vater Mars, Quirinus, Bellona, Laren, Ihr Götter, die Ihr über uns schaltet und über die Feinde, Ihr Todtengötter, zu Euch bete ich, daß Ihr wollet dem römischen Volk und den Quiriten Gewalt und Sieg segnen und gedeihen lassen, Furcht, Grausen, Tod auf ihre Feinde senden. Also weihe ich der Feinde Legionen und Verbündete mit mir den Todtengöttern und der Mutter Erde."

Von dem Augenblick erschien er auf seinem Roß beiden Heeren als der Geist des Verderbens, der sich unter die latinischen Legionen stürzte. Entsetzen ging vor ihm her, und als er von Geschossen durchbohrt niedersank, da wichen die Latiner, aber noch waren sie unbesiegt. In einer mit gleicher Entschlossenheit und gleichen Kräften gefochtenen Schlacht entscheidet das Eintreten einer noch frischen Reserve, der keine gleiche entgegen zu setzen ist. So auch hier. Auf den hartnäckigsten Widerstand folgte eine allgemeine Flucht und eine unermeßliche Niederlage. Kaum der vierte Theil der latinischen Armee soll entkommen sein. Decius' Leichnam ward erst am folgenden Tage unter einem Haufen feindlicher Todten gefunden und herrlich bestattet.

Doch es gelang dem latinischen Feldherrn Numisius, der die Nation beschwor, den Krieg nicht aufzugeben, einen allgemeinen Landsturm aufzubieten. Im Vertrauen auf der Römer auch sehr großen Verlust, wagte er mit diesem unordentlichen Heer bei Trifanum, zwischen Sinuessa und Minturnä, eine Schlacht anzunehmen, um dem Consul den Uebergang über den Liris zu wehren. Dieser Strom schnitt den Geschlagenen den Rückweg ab, und die Niederlage der Latiner war so entschieden, daß der ganze Bund sich auflös'te und die Orte sich einzeln unterwarfen.

Die Eroberung Latiums ward im Jahre 337 vollendet. Die Latiner hatten der Hoffnung entsagt, in Schlachten zu widerstehen, sie beschränkten sich darauf, daß jede Stadt ihre Mauern vertheidige, und im Fall eines Angriffs von den übrigen Hülfe erhalte. Der Consul C. Mänius schlug die Veliterner, Ariciner und Lavinier, welche zum Entsatz der Antiater herankamen, L. Camillus die Tiburter und Pränestiner. Nach diesen Niederlagen legten alle Latiner ihre Waffen nieder, römische Besatzungen wurden in ihre Städte gelegt.

Aber Rom wäre ohnmächtiger durch seinen Sieg geworden, es hätte die Truppen verloren, welche bis dahin die Legionen verdoppelten, und die Empörung würde sich bei jeder Veranlassung wieder entzündet haben, wenn nicht der Senat ein System der Mäßigung und der Klugheit angenommen hätte. Die latinischen Völker wurden getheilt, einige zu Römern erhoben und von ihren alten Genossen getrennt. Den Antiatern wurden ihre Galeeren genommen, mit denen sie Seeraub trieben. Es blieb ihnen untersagt, das Meer mit bewaffneten Schiffen zu befahren. Ihre Stadt ward zu einer römischen Hafen-Colonie gemacht und erhielt demnach 300 Colonen. Allen latinischen Völkern wurden Landtage untersagt, das Recht gültiger Ehen und des Landeigenthums auf die Bürger jeder einzelnen Stadt beschränkt. Das Andenken der Siege, wodurch Rom aus diesem Krieg als Herrscherin hervorging, lebte in Denkmälern. Von den antiatischen Galeeren wurde ein Theil nach Rom ins Schifflager geführt, einem andern die Rostra abgeschnitten und zum Schmuck der Rednerbühne verwandt.

---

149. Der zweite Samniterkrieg.

(Nach Theodor Mommsen, römische Geschichte.)

Mehrere Jahre schon währte der Hader zwischen Rom und Samnium in Folge der beständigen Uebergriffe, welche die Römer sich am Liris erlaubten und unter denen die Gründung von Fregellä (328) der letzte und wichtigste war. Zum Ausbruche des Kampfes aber gaben die Veranlassung die campanischen Griechen. Die Zwillingsstädte Palaeopolis und Neapolis, die eine politische Einheit (Neapel) gebildet zu haben scheinen, waren innerhalb des römischen Gebiets die einzigen noch nicht unterworfenen Gemeinden. Die Tarentiner und Samniter, unterrichtet von dem Plane der Römer, sich dieser Städte zu bemächtigen, beschlossen ihnen zuvorzukommen. Allein die Tarentiner waren nicht so wohl zu fern als zu schlaff, um diesen Plan auszuführen; wogegen die Samniter in der That eine starke Besatzung nach Palaeopolis hineinwarfen. Sofort erklärten die Römer dem Namen nach den Palaeopolitanern, in der That den Samnitern den Krieg (327). Nachdem die Belagerung eine Weile gewährt hatte, wurden Unterhandlungen angeknüpft zwischen den Römern und den campanischen Griechen, die des gestörten Handels und der fremden Besatzung müde waren. Die Römer, deren ganzes Bestreben darauf gerichtet war, die Staaten zweiten und dritten Ranges durch Sonderverträge von der Coalition, deren Bildung bevorstand, fernzuhalten und die überhaupt durch ihre Diplomatie eben so sehr wie durch ihre Legionen ihre Absichten durchzusetzen gewohnt waren, beeilten sich, den Griechen die günstigsten Bedingungen zu bieten: volle Rechtsgleichheit und Befreiung vom Militärdienst, gleiches Bündniß und ewigen Frieden. Darauf hin ward, nachdem die Palaeopolitaner sich der Besatzung durch List entledigt hatten, der Vertrag abgeschlossen (326).

Mit dem Jahre 326 begann der Krieg im samnitischen Lande selbst. Die römischen Heere durchzogen fechtend und plündernd Samnium bis in das vestinische Gebiet hinein, ja, bis nach Apulien, wo man sie mit offenen Armen empfing, überall im entschiedensten Vortheil. Der Muth der Samniter war gebrochen; demüthig bat man um Frieden; er ward verweigert (322). Da rüsteten sich die Samniter unter ihrem neuen Feldherrn Gavius Pontius zur äußersten und verzweifelten Gegenwehr. Das römische Heer, das unter den beiden Consuln des folgenden Jahres (321) Spurius Postumius und Titus Veturius bei Calatia (zwischen Caserta und Maddaloni) gelagert war, erhielt die Nachricht, und die Aussage zahlreicher Gefangenen bestätigte sie, daß die Samniter Luceria eng eingeschlossen hielten und die wichtige Stadt, an der der Besitz Apuliens hing, in großer Gefahr schwebe. Eilig brach man auf. Wollte man zur rechten Zeit anlangen, so konnte kein anderer Weg eingeschlagen werden, als mitten durch das feindliche Gebiet. Dieser Weg führte durch einen feuchten Wiesengrund, der rings von hohen und steilen

Waldhügeln umschlossen und nur zugänglich war durch tiefe Einschnitte beim Ein- und Austritt. Hier hatten die Samniter verdeckt sich aufgestellt. Die Römer, ohne Hinderniß in das Thal eingetreten, fanden den Ausweg durch Verhaue gesperrt und stark besetzt; zurückmarschirend, zeigte sich der Eingang in ähnlicher Weise geschlossen und gleichzeitig krönten die Bergränder rings im Kreise sich mit den samnitischen Cohorten. Zu spät begriffen sie, daß sie sich durch eine Kriegslist hatten täuschen lassen und daß die Samniter nicht bei Luceria sie erwarteten, sondern an dem verhängnißvollen Paß von Caudium. Man schlug sich, aber ohne Hoffnung auf Erfolg und ohne ernstliches Ziel; das römische Heer, die gesammte active Streitmacht mit den beiden Consuln, war gänzlich unfähig zu manövriren, und ohne Kampf vollständig überwunden. Die römischen Generale boten die Capitulation an, der samnitische Feldherr konnte nichts Besseres thun, als sie annehmen und das ganze Heer gefangen nehmen, worauf ihm dann der Weg nach Campanien und Latium offen stand und unter den damaligen Verhältnissen, wo der größte Theil der Latiner ihn mit offenen Armen empfangen haben würde, Roms politische Existenz ernstlich gefährdet war. Allein statt diesen Weg einzuschlagen und eine Militärconvention zu schließen, dachte Gavius Pontius durch einen billigen Frieden gleich den ganzen Hader beendigen zu können. Die gestellten Bedingungen waren mäßig genug; Rom solle die vertragswidrig angelegten Festungen — Cales und Fregellä — schleifen und den gleichen Bund mit Samnium erneuern. Für die Ausführung bürgte der Eid der commandirenden Feldherren und aller Stabsofficiere, ferner sechshundert aus der römischen Reiterei auserlesene Geißeln. Auf diese Bedingungen hin ward das römische Heer entlassen, unverletzt, aber entehrt; denn das siegestrunkene samnitische Heer erließ den gehaßten Feinden nicht die schimpfliche Form der Waffenstreckung und des Abzugs unter dem Galgen durch. — Allein der römische Senat, unbekümmert um den Eid der Officiere und um das Schicksal der Geißeln, cassirte den Vertrag und begnügte sich, diejenigen, die ihn abgeschlossen hatten, als persönlich für dessen Erfüllung verantwortlich dem Feinde auszuliefern.

So brachte der Friedensvertrag von Caudium nicht die Ruhe, die man thöricht gehofft hatte, sondern nur Krieg mit gesteigerter Erbitterung auf beiden Seiten durch das gebrochene feierliche Wort, die geschändete Waffenehre, die preisgegebenen Kameraden. Die ausgelieferten römischen Officiere wurden von den Samnitern nicht angenommen, theils weil sie zu groß dachten, um an diesen Unglücklichen ihre Rache zu üben, theils weil sie damit den Römern würden zugestanden haben, daß das Bündniß nur die Schwörenden verpflichtet habe, nicht den römischen Staat. Hochherzig verschonten sie sogar die Geißeln, deren Leben nach Kriegsrecht verwirkt war, und wandten sich vielmehr sogleich zum Waffenkampfe. Luceria ward besetzt, Fregellä überfallen und erstürmt (320), bevor die Römer die aufgelös'te Armee wieder reorganisirt hatten. Aber Rom war nur augenblicklich gelähmt, nicht geschwächt; voll Scham und

Erbitterung bot man dort auf, was man an Mannschaft und Mitteln vermochte, und stellte den erprobtesten, als Soldat wie als Feldherr gleich ausgezeichneten Führer Lucius Papirius Cursor an die Spitze des neu gebildeten Heeres. Dasselbe zog nach Luceria, dessen Belagerung um so eifriger betrieben ward, als dort die römischen Reiter gefangen saßen; die Apuler leisteten den Römern wichtigen Beistand, vorzüglich durch Beischaffung der Zufuhr. Nachdem die Samniter zum Entsatz der Stadt eine Schlacht geliefert und verloren hatten, ergab sich Luceria den Römern (319). Papirius genoß die doppelte Freude, die verloren gegebenen Kameraden zu befreien und der samnitischen Besatzung von Luceria die Galgen von Caudium zu vergelten.

In den sieben folgenden Jahren wurde der Krieg nicht sowohl in Samnium als in den benachbarten Landschaften, namentlich in Campanien, mit abwechselndem Glücke geführt, doch gewannen die Römer nicht nur die wichtigsten Städte Campaniens, Capua und Nola, sondern auch Apulien. Zur endlichen Sicherstellung und bleibenden Beherrschung des eroberten Gebietes wurden in den Jahren 314—312 neue Festungen gegründet. Die Chaussirung der großen Militärstraße von Rom nach Capua, die der Censor Appius Claudius 312 veranstaltete, vollendete die Sicherung Campaniens. Immer vollständiger entwickelten sich die Absichten der Römer; es galt die Unterwerfung Italiens, das von Jahr zu Jahr durch das römische Festungs- und Straßennetz enger umstrickt ward. Von beiden Seiten schon waren die Samniter von den Römern umsponnen; schon schnitt die Linie von Rom nach Luceria Nord- und Süd-Italien von einander ab, die Italiker mußten erkennen, daß es um ihrer aller Freiheit geschehen war, wenn Samnium unterlag, und daß es hohe Zeit war, dem tapfern Bergvolk, das nun schon 15 Jahre allein den ungleichen Kampf gegen die Römer kämpfte, endlich zu Hülfe zu kommen.

Zuerst (311) schlugen die Etrusker los, deren Waffenstillstandsvertrag von 351 schon einige Jahre früher zu Ende gegangen war. Die römische Grenzfestung Sutrium hatte eine zweijährige Belagerung auszuhalten und in den heftigen Gefechten, die unter ihren Mauern geliefert wurden, zogen die Römer anfänglich in der Regel den Kürzeren. Allein der Consul des Jahres 310, Quintus Fabius Rullianus, ein in den Samniterkriegen erprobter Führer, stellte nicht bloß im römischen Etrurien das Uebergewicht der römischen Waffen wieder her, sondern drang kühn ein in das eigentliche, durch die Verschiedenheit der Sprache und die geringen Communicationen den Römern bis dahin fast unbekannt gebliebene etrurische Land. Der Zug über den noch von keinem römischen Heere überschrittenen ciminischen Wald und die Plünderung des reichen, lange von Kriegsnoth verschont gebliebenen Gebiets brachte ganz Etrurien in Waffen. Allein ein rechtzeitiger und entscheidender Sieg des Rullianus machte aus dem unvorsichtigen Beginnen eine gefeierte Heldenthat und brach den Widerstand der Etrusker. Ungleich den Samnitern, die seit 18 Jahren den ungleichen Kampf foch-

ten, bequemten sich schon nach der ersten Niederlage drei der mächtigsten etruskischen Städte, Perusia, Cortona und Arretium, zu einem Sonderfrieden auf 30 und, nachdem im folgenden Jahre die Römer noch einmal bei Perusia die übrigen Etrusker besiegt hatten, auch die Tarquinienser zu einem Frieden auf 40 Jahre, worauf auch die übrigen Städte vom Kampfe abstanden und in Etrurien Waffenruhe eintrat. — Während dieser Ereignisse hatte der Krieg auch in Samnium nicht geruht. In Folge der etruskischen Diversion nahm der Krieg eine für die Samniter günstige Wendung. Rullianus' gefährliche Lage und die Gerüchte über seine Vernichtung veranlaßten die Samniter zu neuen Anstrengungen; der römische Consul Gaius Marcius Rutilus wurde von ihnen besiegt und selber schwer verwundet. Aber der Umschwung der Dinge in Etrurien zerstörte die neu aufleuchtenden Hoffnungen der Samniter. Wieder trat Lucius Papirius Cursor gegen sie an die Spitze der römischen Truppen und siegte in einer großen und entscheidenden Schlacht (309), zu der die Samniter die letzten Kräfte angestrengt hatten; der Kern ihrer Armee wurde hier aufgerieben und die glänzenden Rüstungen derselben schmückten seitdem bei festlichen Gelegenheiten die Budenreihen längs des römischen Marktes. Immer höher stieg die Noth, immer hoffnungsloser ward der Kampf. Im folgenden Jahr (308) legten die Etrusker die Waffen nieder. Zwar fanden die Samniter neue Bundesgenossen an den **Umbrern** im nördlichen, an den **Marsern** und **Pelignern** im mittleren Italien, ja, selbst von den Hernikern traten zahlreiche Freiwillige in die Reihen der Samniter; allein was gegen Rom hätte entscheidend sein können, wenn die Etrusker noch unter Waffen gestanden hätten, vermehrte jetzt bloß die Erfolge des römischen Sieges, ohne denselben ernstlich zu erschweren. Den Umbrern, die Miene machten, einen Zug nach Rom zu unternehmen, verlegte Rullianus an der obern Tiber mit der Armee von Samnium den Weg; darauf zerstreute sich der umbrische Landsturm. Der Krieg zog sich alsdann wieder nach Mittel-Italien. Die Peligner wurden besiegt, eben so die Marser; wenn gleich die übrigen sabellischen Stämme noch dem Namen nach Feinde der Römer blieben, stand doch allmählich Samnium thatsächlich allein. Aber unerwartet kam ihnen Beistand aus dem Tibergebiet. Die Eidgenossenschaft der **Herniker**, wegen ihrer unter den samnitischen Gefangenen vorgefundenen Landsleute von den Römern zur Rede gestellt, fiel offen ab von Rom (306), mehr wohl aus Verzweiflung als aus Berechnung. Militärisch ward allerdings die Lage der Römer durch diesen unerwarteten Aufstand im Rücken der mit der Belagerung der Burgen in Samnium beschäftigten Armee in hohem Grade bedenklich. Noch einmal war den Samnitern das Kriegsglück günstig; Sora und Calatia fielen ihnen in die Hände. Allein die Anagniner, im Stich gelassen von den übrigen Hernikern, unterlagen schnell den von Rom aus gesandten Truppen, und rechtzeitig machten diese dem in Samnium stehenden Heere Luft; es war eben Alles verloren. Die Samniter baten um Frieden, indeß vergeblich; noch konnte man sich nicht

einigen. Erst der Feldzug von 305 brachte die Entscheidung. Die beiden römischen Consularheere drangen in Samnium ein, um sich vor der Hauptstadt des Landes, Bovianum, die Hand zu reichen; nach einem entscheidenden Sieg erstürmten die beiden römischen Heere Bovianum. Der Fall des Hauptwaffenplatzes der Landschaft machte dem zweiundzwanzigjährigen Kriege ein Ende. Von den Samnitern wurden Gesandte nach Rom geschickt, den Frieden zu erbitten; ihrem Beispiele folgten die sabellischen Stämme: die Marser, Marruciner, Peligner, Frentaner, Vestiner, Picenter. Die Bedingungen, die Rom gewährte, waren leidlich; Gebietsabtretungen wurden zwar einzeln gefordert, zum Beispiel von den Pelignern, allein sehr bedeutend scheinen sie nicht gewesen zu sein, und es ward das gleiche Bündniß zwischen den sabellischen Staaten und den Römern erneuert (304).

Roms Sieg war vollständig; es galt ihn zu nutzen. Daß den Samnitern, den Tarentinern und den ferner wohnenden Völkerschaften überhaupt so mäßige Bedingungen gestellt wurden, war nicht Siegergroßmuth, die die Römer nicht kannten, sondern weise und klare Berechnung. Zunächst und vor Allem kam es darauf an, nicht so sehr das südliche Italien so rasch, wie möglich, zur formellen Anerkennung der römischen Suprematie zu zwingen, als die Unterwerfung Mittel-Italiens, zu welcher durch die in Campanien und Apulien schon während des letzten Krieges angelegten Militärstraßen und Festungen der Grund gelegt war, zu ergänzen und zu vollenden und die nördlichen und südlichen Italiker dadurch in zwei, militärisch von jeder unmittelbaren Berührung mit einander abgeschnittene, Massen aus einander zu sprengen.

---

150. Der dritte Samniterkrieg.

(Nach Georg Weber, allgemeine Weltgeschichte, mit Zusätzen aus B. G. Niebuhr's römischer Geschichte.)

Sechs Jahre dauerte der Friede mit den Samnitern, und nie ist ein Zeitraum von einem Volke umsichtiger und zweckmäßiger zur Erweiterung und Befestigung seiner Herrschaft benutzt worden. Die Samniter sahen mit Sorge auf die Ausdehnung der römischen Macht, auf die Gründung fester Colonieen, die gleich militärischen Vorposten die eroberten Länder sicherten und neue Erwerbungen anbahnten, die wie ein Keil das mittlere Italien in zwei Hälften zu theilen bezweckten; und sie beschlossen, noch einmal das Glück der Waffen zu versuchen, ehe die Feinde die umliegenden Landschaften vollends romanisirt und Samnium von aller Verbindung mit Etrurien und Campanien abgeschnitten hätten. Der gelungene Versuch, das zwieträchtige Lucanien zum Abfall von Rom und zu einem Bündniß mit den samnitischen Stammesgenossen zu bringen, gab die Losung zu dem dritten Sam-

niterkrieg (298), indem die Römer, von ihren Parteigängern um Hülfe angerufen, ein Heer in Lucanien einrücken ließen und ein zweites nach Samnium selbst schickten. Die Lucaner wurden in dem ersten Feldzuge zum Frieden und zur Stellung von Geißeln gezwungen und auch in Samnium wurde von Fabius Maximus Rullianus bei Tifernum und von P. Decius Mus bei Maleventum erfolgreich gekämpft. Beide Consuln durchzogen nun das unglückliche Samnium und wahrscheinlich auch Apulien. An 86 Orten war die Stätte des Lagers von Fabius, an 45 das von Decius noch mehr durch die gänzliche Vernichtung alles Anbaues, als durch Wall und Graben bezeichnet.

Aber der kühne Gedanke der Samniter, ein ansehnliches Heer unter der Führung des tapfern Gellius Egnatius in Etrurien einrücken zu lassen, um dort die noch glimmende Lohe zu einem neuen Kriegsbrand anzufachen und in Verbindung mit der nördlichen Bevölkerung der Machtvergrößerung Roms entgegenzutreten und es auf seine natürlichen Grenzen zu beschränken, brachte eine neue unerwartete Wendung in den Waffengang. Die Erscheinung der Samniter in Etrurien gab die Losung zu einer allgemeinen Schilderhebung, welche alle bisherigen Erfolge Roms zu vernichten drohte. Die Etrusker und Umbrer vereinigten ihre Waffen mit dem muthigen Gebirgsvolke und zahlreiche gallische Söldnerscharen verstärkten ihre Reihen. Die Römer verkannten keineswegs die ihnen drohende Gefahr und suchten ihr durch verdoppelte Anstrengung zu begegnen. Alles, was die Waffen führen konnte, selbst viele ältere verheirathete Bürger, wurden in die Armee eingereiht, und Freigelassene und Bundesgenossen herbeigezogen. Dadurch war es ihnen möglich, dem Feinde an allen Orten mit überlegener Macht entgegen zu treten. Während eine Abtheilung Campanien deckte und dann Samnium verwüstend durchzog, so daß die Lagerstätten mehr gesichert waren durch die ringsum drohende Zerstörung als durch die Befestigungswerke, rückte die Hauptmacht unter den größten Feldherren der Zeit, Fabius Maximus Rullianus und Decius Mus, in Etrurien ein, gedeckt durch eine zweifache Reserve, wovon die eine bei Falerii, die andere unter den Mauern der Hauptstadt, am vaticanischen Hügel aufgestellt war. Als die Römer durch ihre geschlagene und zersprengte Vorhut die Kunde erhielten, daß sich die Feinde in Umbrien gesammelt hätten, zog die Hauptmacht, gegen 60,000 Mann stark, ihnen entgegen, während die erste bei Falerii stehende Reserve unter Cn. Fulvius eine Bewegung gegen Etrurien machte, um die Etrusker von dem Bundesheer zur Vertheidigung ihres Landes abzuziehen. Und in der That verließ ein ansehnlicher Theil derselben vor der Entscheidung die Reihen der Streitgenossen.

Es war an einem heißen Sommertage des Jahres 295, als am Fuße der östlichen Apenninen bei Sentinum die blutige Schlacht geliefert wurde, von deren Ausgang das Schicksal Italiens abhing. Der ältere Consul Q. Fabius stand auf dem rechten Flügel den Italikern gegenüber, indeß P. Decius auf dem linken dem Angriff der Gallier begegnete.

Lange schwankte die Schlacht ohne Entscheidung hin und her; die samnitische Tapferkeit hielt den Legionen des Fabius Stand und Decius warf mit seiner Kriegsmannschaft die gallische Reiterei zwei Mal zurück. Da brachte die ungewohnte Erscheinung der keltischen Streitwagen Schrecken und Verwirrung in die Schlachtreihen der Römer. Schon fing die Flucht an, allgemein zu werden; eine schwere Niederlage stand bevor, als plötzlich P. Decius, das Beispiel seines Vaters am Vesuvius nachahmend, sich von dem anwesenden Pontifex Maximus als Sühnopfer dem Tode weihen ließ. Er spornte sein Roß in die dichtesten Schaaren der Feinde und fiel. Von dem Augenblicke an wandte sich das Glück der Schlacht. Während die Gallier erstarrt um die Leiche standen, sammelten sich die Römer wieder um ihre Führer und die tapfersten stürzten dem geliebten Führer nach, um ihn zu rächen oder mit ihm zu sterben. Eine von Fabius im günstigen Augenblicke zu Hülfe gesandte Abtheilung unter L. Scipio vollendete den Sieg. Die Gallier, von der Seite angegriffen, wichen dem Andrang der campanischen Ritterschaft; bald ergriff die Flucht auch die Samniter und ihre Verbündeten auf dem andern Flügel. Sie stürzten dem Lager zu; aber ehe sie sich in dasselbe zu retten vermochten, überholte sie Fabius; der samnitische Feldherr Gellius Egnatius fiel an dem Thore desselben, worauf das Lager selbst erstürmt ward. An 9000 Römer deckten die Wahlstatt; die Zahl der erschlagenen und gefangenen Feinde war dreimal so stark. Diese Niederlage lös'te den Kriegsbund auf. Die Umbrer, Etrusker und senonischen Gallier erkauften den Frieden mit ihrer Unterwerfung, die keltischen Söldnerschaaren verliefen sich; nur die Samniter bewahrten auch jetzt noch ihren Muth; sie zogen, noch 5000 Mann stark, in geschlossener Ordnung durch das Land der Peligner der Heimat zu.

Durch die Niederlage bei Sentinum war Samniums Kraft gebrochen, aber der Muth und Freiheitssinn der tapfern Männer blieb ungebeugt. Als die römischen Heere aus dem beruhigten Etrurien wieder südwärts zogen, stießen sie zuerst in Campanien auf die heftigste Gegenwehr und M. Atilius erlitt sogar noch eine Niederlage. Aber ohne Bundesgenossen waren sie außer Stand, der römischen Uebermacht auf die Dauer zu widerstehen. Aller Heldenmuth war umsonst; ein unerbittliches Schicksal hatte Roms Herrschaft über das mannhafte Volk beschlossen. Umsonst nahmen die Samniter zuletzt noch zu den Schrecken der Religion ihre Zuflucht, indem sie bei einer großen Heerschau aus der gesammten waffenfähigen Mannschaft die tüchtigsten auswählten und sie am blutbesprengten Opferaltar in geheimnißvoller Stille schwören ließen, den Tod der Flucht vorzuziehen und jeden Fliehenden oder den Waffendienst Weigernden niederzustoßen; auch diese geweihte Schaar, 16,000 in weißleinene Waffenröcke gekleidete und mit wehenden Helmbüschen geschmückte Streiter, erlagen bei Aquilonia der geschlossenen Kraft der Legionen, die Papirius Cursor, der Sohn des bekannten „Renners", und Sp. Carvilius wider sie ins Feld führten. Aber selbst

diese Niederlage war nicht vermögend, den Heldenmuth der samnitischen Eidgenossenschaft zu brechen; mit wunderbarer Ausdauer trotzten sie noch über zwei Jahre in ihren Bergen der römischen Uebermacht und erfochten noch einige Vortheile. Q. Fabius Gurges, Sohn des Maximus, hielt das Zurückziehen eines recognoscirenden samnitischen Corps für den Rückzug der ganzen feindlichen Armee, die er nicht mit der Beute entkommen lassen wollte. Er glaubte Fliehende zu verfolgen, ward angegriffen und erlitt eine schimpfliche Niederlage. Der Einbruch der Nacht rettete allein das völlig geschlagene Heer von gänzlicher Vertilgung. Eine solche Niederlage in einem Kriege, wo nach dem Erfolg des jüngsten Feldzuges nur Siege erwartet wurden, erregte den höchsten Zorn gegen den Befehlshaber, dessen Unbesonnenheit die ganze Schuld trug. Dieser war, vermuthlich vor den Senat gerufen, nach Rom gekommen, als das Volk über seine Ehre entscheiden sollte. Rechtfertigung war eben so unmöglich als damals*), wie sein Vater, von eben diesem Volke vertreten, vor dem Gericht des Dictators stand: der Greis bat für sich und um sein Verdienst, ihm diesen Gram zu erlassen, ihm, dem das Volk so oft Consulate aufgedrungen, zu erlauben, seinen Sohn zum Heere zurückzubringen und ihm behülflich zu sein. Er bat nicht vergebens. Die Schlacht, welche den Kampf zwischen Rom und Samnium unwiderruflich entschied, hat keinen Namen; der Ort, wo sie vorfiel, ist unbekannt. Die beiden größten Feldherren ihres Zeitalters stritten gegen einander, die Samniter verzweifelt, mit dem Gefühl, daß diese Anstrengung, wenn sie nicht glücklich war, die letzte sei, und ohne Q. Fabius den Vater würden sie gesiegt haben. Das erste Treffen der Römer war schon gebrochen und der Consul umringt, als sein Vater selbst an der Spitze der Reserve ihn aus dem Gedränge rettete und den Tag entschied. Die Samniter erlitten die entschiedenste Niederlage, und dies Mal hat die Angabe von 4000 Gefangenen und 20,000 Todten, wie wenig bewährt sie auch sein mag, wenigstens durchaus keine innere Unwahrscheinlichkeit. Ein größerer Verlust als die von vielen Tausenden war die Gefangenschaft des Imperators C. (oder Gavius?) Pontius.

Diese Schlacht fällt in das 49. Jahr vom Ausbruche des ersten samnitischen Krieges; noch lebte M. Valerius, der die Römer damals geführt hatte; vielleicht hatten auch C. Pontius und Q. Fabius ihre ersten Waffen in jenem Feldzug getragen, wenigstens von dem letztern wird als von einem hochbetagten Greise geredet. Im Triumph ward C. Pontius in Ketten geführt und enthauptet. Es ist tröstlich, den Blick von diesem Gräuel auf den greisen Fabius wenden zu können, dessen Vaterherz seinem Sohn jeden Glanz ungetheilt zuzusichern strebte. Lange kann der Greis den Triumph nicht überlebt haben. Keiner von seinen Zeitgenossen besaß die Liebe des Volkes wie er; die Aermsten brachten eine Beisteuer zum Glanz seines Begräbnisses.

---

*) Im Anfange des zweiten Samniterkrieges hatte Fabius gegen den Befehl des Dictators Papirius Cursor gekämpft und gesiegt.

Nun war Samniums Stolz gebrochen; des 37jährigen Kampfes müde, schloß die Eidgenossenschaft mit dem Consul Curius Dentatus einen Frieden, worin sie Roms Oberhoheit anerkannten und als Bundesgenossen den Siegern Heeresfolge zu leisten versprachen. Die Römer behandelten das überwundene Volk mit kluger Milde, um es nicht durch Druck oder Hohn von Neuem unter die Waffen zu rufen, und benutzten dann die kurze Zeit der Ruhe zur Anlegung neuer Militärcolonieen in den unterworfenen Ländern und zur dauerhaften Begründung ihrer Herrschaft mittels Feststellung der Rechtsverhältnisse und staatlichen Ordnung.

---

151. Der Krieg mit Tarent und mit Pyrrhus von Epirus.

(Nach Joh. Gust. Droysen, Geschichte des Hellenismus, und B. G. Niebuhr, römische Geschichte, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

Tarent, der einzige große Hafen an der gesammten Südküste Italiens, war nicht nur durch einen sehr einträglichen Transithandel (bis nach Istrien, Cyrene und Klein-Asien), sondern auch durch Ausfuhr der Natur- und Kunstproducte Süd-Italiens und namentlich ihrer eigenen Fabricate (Metallarbeiten und besonders Wollenzeuge von der größten Feinheit des Stoffes und des Gewebes) zu hoher Blüthe gelangt. Es hatte, thöricht genug, nicht Alles aufgeboten, um die Samniter zu retten. Mit Besorgniß sah es jetzt, wie die Römermacht den Grenzen des Stadtgebietes immer näher rückte. Daher benutzte es die Furcht und den Haß der italienischen Völker, um eine Coalition zum Untergang der herrischen Stadt zu Stande zu bringen, in welcher eben jetzt (287) heftige innere Zerwürfnisse wegen des Schuldenwesens sich bis zur (dritten) Auswanderung der Plebs gesteigert hatten. Tarentinische Gesandte gingen zu den Etruskern, Galliern, Umbrern, sie zum Abfall von Rom zu reizen; mit Freuden folgten auch die Samniter der noch einmal lächelnden Hoffnung. Den Römern entging die Bewegung unter den Völkern nicht; sie schickten C. Fabricius zu den verbündeten Staaten, um sie vor Neuerungen zu warnen, aber diese nahmen den Gesandten gefangen, sie schickten zu den Etruskern, Umbriern, Galliern, und auf ihre Veranlassung fielen die einen sogleich, die anderen kurze Zeit darnach von Rom ab.

Ganz Italien war in den Waffen. Der erste große Schlag erfolgte vor Arretium; der römische Prätor Cäcilius Metellus wurde vollkommen geschlagen; er selbst, sieben Tribunen und über 13,000 Mann fanden den Tod. An Metellus' Stelle ward als Prätor M'. Curius gesandt. Er schickte eine Gesandtschaft an die Gallier, um Auslösung der Gefangenen zu bitten, vielleicht sich zugleich zu beschweren, daß die Senonen, obschon mit Rom in Bündniß, den Feinden Roms Beistand leisteten. Aber sie ermordeten die Gesandten, zerstückten sie, ihre

priesterlichen Kleider, ihre Heroldsstäbe. Schon war der Consul P. Cornelius Dolabella (283) auf dem Wege gegen Etrurien; auf die Kunde von diesem furchtbaren Morde ließ er von den Etruskern ab, eilte in angestrengten Märschen durch das Gebiet der Sabiner und Picenter, warf sich auf die senonische Landschaft, deren Vertheidiger zum größten Theil in Hetrurien waren; die daheim Gebliebenen wurden leicht bewältigt, nur den Weibern und Kindern wurde das Leben geschenkt, um sie in die Knechtschaft zu führen; die Ortschaften wurden verheert und niedergebrannt, aller Anbau ausgerottet, das Land sollte für ewige Zeiten unbewohnbar gemacht werden; zur Bewachung der Einöde ward die Colonie Sena an der Küste gegründet.

So war das Volk der Senonen, das 100 Jahre früher Rom erobert hatte, vernichtet; aber noch standen Tausende der Wehrhaften dieses Volkes nun ohne Heimat, ohne Habe, ohne Weib und Kind, mit den Etruskern vereint. Eine neue furchtbare Streitmacht verband sich mit ihnen; die Boier, die nördlichen Nachbarn der senonischen Landschaft, sahen in dem Schicksal der Senonen sich selbst bedroht; ihr gesammter Heerbann brach auf, über die Apenninen sich mit den Etruskern und Senonen zu vereinen; diese Heere zogen gerades Weges auf Rom los; schon waren sie bis zum vadimonischen See gekommen, da rückte ihnen ein consularisches Heer entgegen und besiegte sie vollkommen. Es war eine Vertilgungsschlacht; die meisten Etrusker wurden erschlagen, von den Boiern entkamen wenige, die Senonen, die nicht in der Schlacht gefallen waren, entleibten sich selbst.

Im folgenden Jahre finden wir die Lucaner und Bruttier vereint Thurii belagern. Auch die Etrusker und Boier haben sich nach der vadimonischen Niederlage nur mit desto größerer Anstrengung gerüstet; die Boier alle, selbst die eben erst erwachsenen, ziehen aus, gegen die Römer zu kämpfen. Gegen sie zieht der Consul Q. Aemilius Papus, während sein College C. Fabricius Luscinus zum Entsatz von Thurii geht.

Bis Populonia zog Aemilius den Feinden entgegen; als er eben von der Höhe hinab in die Ebene vorrücken wollte, erkannte er aus den Vogelschwärmen, die aus dem Walde aufflogen, daß in demselben irgend etwas vorgehen müsse; die Kundschafter, die ausgeschickt wurden, berichteten, daß die Boier dort im Hinterhalt lägen. So umging er ihn, die Feinde wurden eingeschlossen, bewältigt. Nach dieser Niederlage baten die Boier um Frieden; sie jenseits des Apennin in ihrer Heimat zu bekämpfen, lag für jetzt den Römern zu fern; sie waren zufrieden, den Etruskern ihre Hülfe entzogen zu haben.

Indeß hatte auch Fabricius im Süden glücklich gekämpft. Freilich, die Legionen verzagten, heißt es, da sie die überlegene Macht der Lucaner und Bruttier, die vor ihrem verschanzten Lager in Schlachtordnung standen, angreifen sollten; da habe ein Riesenjüngling unter ihnen gestanden, eine Sturmleiter ergriffen, sei mitten durch die Feinde zu den Verschanzungen geeilt, habe sie erstiegen, den Römern mit mächtiger

Stimme zugerufen; mit wilder Kampfwuth hätten sich die Römer nun auf den verzagenden Feind gestürzt, 20,000 Feinde seien erschlagen, 5000 mit dem Feldherrn Statilius gefangen genommen worden; und als sich andern Tages, da die Belohnungen vertheilt wurden, jener Tapfere nicht meldete, um die Mauerkrone zu empfangen, habe man erkannt, daß es Vater Mars gewesen sei, der das Heer zum Siege geführt habe, und der Feldherr gebot ihm eine Supplication zu feiern. Jedenfalls war Thurii entsetzt; andere Siege über die Lucaner folgten diesem Hauptschlage.

So weit hatte Tarent es kommen lassen; für die Republik selbst begannen Roms Erfolge drohend zu werden. Und schon war eine Flotte von zehn römischen Schiffen trotz der Verträge über das lacinische Vorgebirge hinaus gesegelt, ja, sie erschien vor Tarent und ankerte Angesichts der Stadt. Das geschah in der Zeit der Dionysien, als das Volk in dem Theater versammelt war, von dem aus man den Hafen übersehen konnte. Da reizte, heißt es, der Demagog Philocharus das Volk zur wildesten Wuth auf; von Zorn und Trunkenheit getrieben, stürmte die Menge nach dem Hafen hinab; ungerüstet zum Widerstand, suchten die Schiffe zu fliehen; fünf entkamen, die übrigen wurden umzingelt, vier in den Grund gebohrt, eins erobert; die gefangenen Schiffshauptleute und Soldaten wurden ermordet, die Ruderer zu Sclaven gemacht. Eine Heeresmacht ward nach Thurii gesandt; die römische Besatzung capitulirte gegen freien Abzug, gegen die Bürger wurde harte Strafe verhängt, es sei Verrath, daß sie, griechische Männer, zu den Römern Zuflucht genommen, und dadurch die Römer veranlaßt hätten, in den diesseitigen Gewässern zu erscheinen; so wurden die angesehenen Bürger verjagt, die Stadt geplündert.

Der Senat hätte sehr gewünscht, einen Krieg zu vermeiden, durch den ganz Süd-Italien mit allen Hülfsmitteln der reichsten Stadt jener Gegenden wider Rom vereinigt ward, während Etrurien noch widerstand, daher waren die Forderungen so gemäßigt, als die Würde der Republik irgend gestattete: Freiheit der Gefangenen, und für Thurii Herstellung oder Erstattung alles Verübten, dann Auslieferung der Anstifter der Missethat. Aber theils leichtsinnig, theils von Haß verblendet, wollte das tarentische Volk eben Krieg. Als die Gesandten ins Theater, wo das Volk nach griechischer Sitte versammelt war, eingeführt wurden, erregten ihre Prätexten ein rohes Gelächter des Hasses, welches sich erneuerte, so oft L. Postumius, der das Wort führte, in der Sprache fehlte. Verhöhnt und ohne Antwort wurden sie aus dem Theater getrieben; indem sie in den Gang traten, der von der Orchestra zum Eingang führt, drängte sich ein betrunkener Possenreißer an Postumius und besudelte sein Gewand auf's Schändlichste. Das ganze Theater erscholl von Gelächter und Händeklatschen. Der Gesandte zeigte dem Volk emporgehoben das besudelte Gewand. Bei diesem Anblick ward das Gelächter noch weit stärker, und manche Stimme rief Beifall und den Römern Hohn. „Lacht nur", sprach der Gesandte, „lacht nur, so lange

ihr es könnt, ihr werdet lange genug weinen!" Diese Worte erregten Ausbrüche von Zorn; „daß ihr euch noch mehr erbos't," schloß Postumius, „so sage ich euch, daß dieses Gewand in Strömen eures Blutes gewaschen werden wird."

Solche Schmach zu verschmerzen, hielt schwer, aber der Versuch, sie zu ahnden, schien verwegen in die größten Gefahren zu stürzen. Manchen Tag überlegte der Senat, ehe der Beschluß gefaßt war, den Consul L. Aemilius Barbula gegen Tarent ziehen zu lassen, beauftragt, die durch die Gesandten angebotenen Friedensbedingungen zu wiederholen, wenn sie aber wieder verworfen würden, den Krieg mit Heftigkeit zu führen. Wie gemäßigt auch die Bedingungen sein mochten, unter denen der Consul, mit dem Heer an der Gränze stehend, den Frieden antrug, Erfolg konnten sie nicht haben. Die Versündigung überschritt die Möglichkeit von Versöhnung und Vergessenheit.

Schon als der Friede an der römischen Escadre gebrochen ward, waren die Erwartungen von einer allgemeinen Coalition, von den Bruttiern bis in Gallien, vereitelt, und Tarent mußte diesmal mit einem Heere Antheil am Kriege nehmen. Mit den Tarentinern gingen Gesandte der Italioten als Griechen den Schutz des Königs Pyrrhus von Epirus anzurufen, der, zwar über Barbaren herrschend, ihnen nicht allein durch Sprache und Sitte angehörte, sondern auch nach einer Tradition sein Geschlecht von Achilles herleitete, während im eigentlichen Griechenland, Sparta ausgenommen, die Heroengeschlechter erloschen waren.

Der Consul L. Aemilius hatte inzwischen, als der Beschluß, Pyrrhus zu rufen, genommen war, die Feindseligkeiten eben so lebhaft geübt, als zuvor langmüthig vermieden. Die Noth des offenen Landes verleitete die Tarentiner zum Versuch einer Gegenwehr im Felde; sie wurden gänzlich geschlagen und die Römer eroberten mehrere befestigte Orte. Bald hernach landete Milo mit 3000 Epiroten und legte sie in die Akropolis.

Pyrrhus war, als er nach Italien hinüberging, 37 Jahre alt, das günstigste Alter für große Unternehmungen, wo noch das Jugendfeuer ungeschwächt glüht, und ein reges Leben schon alle Erfahrungen und Ueberlegungen bereitet hat, deren Mangel die frühere Jugend gefährdet. Mehr als Alle gleicht er dem großen Alexander, nur daß ihn nicht, wie jenen, eine große Idee erfüllt. Was ihn getrieben hat von Jugend an, ist der unerschöpfliche Drang zum Wagen und Kämpfen; wo sich die Gelegenheit bietet, ergreift er sie, bewährt sein Glück und seine Meisterschaft; aber mit der Gefahr und dem Wagniß endet sein Ehrgeiz und sein Eifer, als wäre es unköniglich, Gewonnenes zu behaupten, oder für Anderes als für die Waffen Sinn zu haben. So hat er zwei, drei Mal Macedonien gewonnen und verloren; so zieht er gegen Italien, denkt Sicilien, Libyen, die ganze Welt zu bekämpfen. Freilich, da tritt ihm ein Volk entgegen, fest, stark, soldatisch; besiegt, ist es nicht überwältigt; in wachsender Gefahr stählt sich sein Muth; mit dem Un-

tergang bedroht, erhebt es sich in vollster Kraft, es weiß, wofür es kämpft.

Als alle Truppen und die von Tarent gekommenen Transportschiffe versammelt waren, eilte der König, sich einzuschiffen, obwohl die Jahreszeit der Ungewitter noch nicht vergangen war, und kaum befand sich die Flotte auf dem Meer, als ein Sturm von Norden ausbrach, welcher die meisten Schiffe in die weite See verschlug, viele auf den Strand trieb, manche versenkte. Pyrrhus selbst rettete das Leben kaum aus dem Schiffbruch, und kam nach Tarent mit einem unbedeutenden Haufen. Als die epirotischen Officiere ohne andere Rücksicht als der körperlichen Tüchtigkeit in Tarent aushoben, suchte die unkriegerische Jugend aus den Mauern zu entfliehen, aber der König ließ die Thorwachen von den Seinigen besetzen. Alle Gelage wurden verboten, das Theater ward geschlossen, mithin die Volksversammlungen abgestellt, dagegen der Jugend befohlen, Waffenübungen in den Gymnasien zu treiben. Und damit, während er im Felde stehe, keine Verschwörung ausbreche, fand er manchen Vorwand, um die Häupter des Volks nach Epirus zu senden.

Zu Rom hatte unter andern Sorgen auch die Schwierigkeit beschäftigt, wie die vorgeschriebenen Gebräuche der Kriegserklärung, zu denen das Schleudern eines Wurfspießes auf feindlichen Boden gehörte, erfüllt werden könnten. Das Mittel, womit dieser Scrupel gelöſ't ward, ist für solchen Buchstabendienst charakteristisch: ein epirotischer Ueberläufer mußte einen Bodenfleck ankaufen, welcher zum Behuf der Förmlichkeit für Epirus galt. Hierauf führte Lävinus das Heer nach Lucanien, um nicht Pyrrhus' und der Verbündeten Angriff zu erwarten. Die Heere begegneten sich am Siris zwischen Pandosia und Heraklea. Sieben Mal ward abwechselnd vorgedrungen und wieder gewichen, aber die Elephanten, bis dahin außer dem Gefecht gehalten, öffneten den Weg. Roß und Mann entflohen entsetzt vor dem Anblick, der Wuth und der gewähnten Unwiderstehlichkeit der nie gesehenen Ungeheuer; die Flucht der Reiterei riß auch die Legionen fort, und vielleicht wäre Niemand entkommen, wenn nicht die gegen die Seinigen gewandte Wuth eines verwundeten Elephanten die Verfolgung gehemmt hätte. Die Ueberreste des römischen Heeres flohen über den Siris zurück, die eingebrochene Nacht rettete sie, die Sieger nahmen das Lager ohne Vertheidigung. Am folgenden Tage besuchte der König den Wahlplatz; er bewunderte die römischen Reihen, welche im ungleichen Kampf gegen die Sarissen, auch wo sie wichen, nicht umgewandt, gefallen waren. „Mit solchen Soldaten“, rief er aus, „wäre die Welt mein, und sie gehörte den Römern, wenn ich ihr Feldherr wäre!“ Von seinem Heere war die Blüte der Befehlshaber und Kriegsleute gefallen; „noch ein solcher Sieg“, antwortete er den Glückwünschenden, „und ich kehre allein heim nach Epirus.“

Pyrrhus liebte langwierige Kriege nicht, und Rom zu vertilgen, wenn er es auch für ausführbar hätte halten können, konnte seine Absicht nicht sein. Er wünschte einen schnellen und glänzenden Frieden. Die

Besorgniß vor allgemeinem Abfall der Unterthanen konnte Roms Hartnäckigkeit beugen, und die einnehmende Gewandtheit seines Freundes und Dieners Kineas hatte mehr Völker bestrickt, sich Pyrrhus zu unterwerfen, als seine Waffen dazu gezwungen. Diesen Botschafter sandte Pyrrhus nach Rom mit Friedensanträgen. Kineas versäumte kein Mittel, die Gemüther zu gewinnen. Die Friedensbedingungen waren die des Siegers: daß der Friede mit ihm und den Tarentinern geschlossen, daß die Unabhängigkeit und Freiheit aller Griechen in Italien eingeräumt, daß den Samnitern, Lucanern, Bruttiern und Apulern Alles, was die Römer ihnen entrissen, zurück gegeben werde. Sobald der Friede zu diesen Bedingungen geschlossen sein werde, erklärte der Abgeordnete, würden die Gefangenen ohne Lösegeld freigegeben werden. Als Kineas die Curie verlassen hatte und der Senat über seine Vorschläge zu berathen begann, vergingen Tage in steten Versammlungen, ohne daß ein Entschluß gefaßt ward, und es war auf dem Punkt, wo Pyrrhus' Glück ihm das Unerhörteste gewährt hätte, als Appius Claudius, der blind und gelähmt sich vom Senat entfernt hielt, vernahm, welcher Entscheidung die Republik entgegen gehe. Er ließ sich auf einem Tragebett über das Forum bringen, und als er die Stufen der Curie hinaufgebracht worden, empfingen ihn Söhne und Eidame, und von ihnen geleitet und aufgerichtet, erreichte er den lange erledigten Sitz. Die Strafrede*) des wie von den Manen zurückgekehrten Greises entschied, und Kineas mußte die Stadt verlassen. Sicher ging er bestürzt. Was er zu Rom gesehen, hatte ihn mit Staunen erfüllt; „die Stadt", sagte er, „sei ein Tempel, der Senat eine Versammlung von Königen."

Während Kineas schon zu Rom war, wurden zwei Legionen für Lävinus' Heer, nicht wie sonst ausgehoben, sondern aus Freiwilligen geworben. Der Herold rief die Kriegsfähigen auf, die bereit wären, Leib und Leben dem Vaterland zu steuern, und es war ein Gedränge zur Aufzeichnung, als wären Spenden zu theilen.

Pyrrhus zog auf der latinischen Straße gegen Rom bis Präneste, in der Absicht, sich mit den Etruskern zu vereinigen, um Rom unter seinen eigenen Mauern zur Annahme der vorgeschriebenen Bedingungen zu zwingen. Allein die Römer hatten mit den Etruskern eiligst Frieden geschlossen, die wahrscheinlich sogar Hülfstruppen zusagten; so konnte der Consul Coruncanius die gegen Etrurien aufgestellte Armee nun gegen Pyrrhus verwenden, während sein College Lävinus die Communicationen der feindlichen Armee beunruhigte. Ungeduldig über die getäuschte Hoffnung, kehrte Pyrrhus um, und, nachdem er eine Zeit lang in Campanien den vereinigten Heeren der beiden Consuln unthätig gegenüber gestanden hatte, vertheilte er seine Truppen für den Winter in die befreundeten Städte und nahm selbst Winterquartier in Tarent.

Schon war jede Aussicht auf eine schnelle Beendigung des Krieges nach Pyrrhus' Wünschen verschwunden, da erschienen bei ihm römische

*) Niebuhr R. G. III. 571—578 hat dieselbe herzustellen versucht.



Gesandte, wie gewöhnlich drei: C. Fabricius, Q. Aemilius Papus und P. Dolabella, alle Helden jener Zeit und ohne Zweifel Legaten im beendigten Feldzug. Das Geschäft der Gesandten war, Auswechselung der Gefangenen gegen Tarentiner und andere Bundesgenossen, oder Loskauf zu erlangen. Er verwarf den Antrag, doch gab er allen Gefangenen Urlaub, mit den Gesandten nach Rom zu ziehen und dort die Saturnalien zu begehen. Nähme nun der Senat seine Bedingungen an, so wären sie frei, wäre es aber, daß jenes bis zu einem bestimmten Tage nicht geschehe, so gaben sie ihr Wort, zurückzukehren. Die Beurlaubten, von vielen Angehörigen unterstützt, wandten vergebens Alles an, um zum Frieden zu bewegen, sie mußten in die Gefangenschaft zurückgehen, und der Senat ließ Todesstrafe für den verkündigen, der seinem Wort untreu würde, also daß kein einziger unter irgend einem Vorwand zurückgeblieben sein soll. Diese Gesandtschaft ist in der Geschichte berühmt, wie keine andere es ist, noch werden wird, weil Pyrrhus in ihr Fabricius kennen lernte.

Den folgenden Feldzug eröffnete der König 279 in Apulien mit Belagerung fester Plätze. Die bedeutendste aller Festungen aber, welche Rom in Apulien besaß, war Venusia; und daß es bei Asculum in Apulien war, wo beide Consuln, P. Sulpicius und P. Decius, mit ihren vereinigten Heeren sich mit Pyrrhus begegneten, läßt wohl nicht bezweifeln, daß dieser damals Venusia belagerte, sie aber zum Entsatz herankamen. Man stand sich eine Zeitlang gegenüber, mit sehr wenig Neigung, eine Schlacht zu beginnen; in Pyrrhus' Lager war durch die Italiker ängstliche Erwartung verbreitet, daß der plebejische Consul P. Decius, nach dem Vorbild seines Vaters und Ahnherrn, sich den Göttern der Unterwelt und sie dem Untergang weihen würde, eine Besorgniß, welche Pyrrhus bewog, eine Bezeichnung der Kleidung, die der Geweihte führte, bekannt zu machen, und zu gebieten, wer so erschiene, auf keine Weise zu verletzen, sondern lebendig zu fahen, dem Consul aber melden zu lassen, wenn er ihn dann in seine Hände bekomme, so werde er ihn nicht als einen ehrlichen Kriegsmann, sondern als einen Gaukler, der mit bösen Künsten umgehe, behandeln.

Pyrrhus zwang die Römer, aus dem Gebirge ins offene Feld zu rücken. Seine Absicht war, wie am Siris zu entscheiden, und die Elephanten, von einem Schwarm leichter Soldaten begleitet, sollten den Legionen in die Flanke dringen. Dagegen machten die Römer übermenschliche Anstrengungen, das Unmögliche auszuführen — die Phalanx in der Front zu überwältigen; jeder Römer, der sich auf die Sarissen warf, that, was Arnold von Winkelried unsterblich gemacht hat; aber vergebens, wo Pyrrhus selbst befehligte, lösete sich der fruchtlose Angriff in Flucht auf. Zugleich waren die Elephanten unwiderstehlich in die Reihen eingebrochen und hatten die Reiterei gescheucht. Aber der Wahlplatz war nicht fern vom römischen Lager, und dieses rettete die Geschlagenen, daher von den Römern 6000 fielen, von Pyrrhus Truppen, nach dem Bericht des Königs, 3505. Decius, der Enkel, soll sich in

dieser Schlacht den Todtengöttern geopfert haben. Es war ein ganz unfruchtbarer Sieg; Pyrrhus versuchte keinen Angriff auf das römische Lager, vielmehr zog er sich nach Tarent zurück. Der Kern seiner Truppen lag auf dem Schlachtfeld, und nach diesem Anblick hatte der König auf die Glückwünsche geantwortet: „Noch einen solchen Sieg, und ich bin verloren!“ Zwei Ereignisse scheinen aber seinen Rückzug und die Unthätigkeit, worin der übrige Theil des Jahres verging, unvermeidlich gemacht zu haben. Rom und Carthago schlossen ein enges Vertheidigungsbündniß. Es hat ferner im Frühling oder Sommer dieses Jahres der Einfall der Gallier in Macedonien und die schreckliche Niederlage, worin der König Ptolemäus blieb und sein Heer vertilgt ward, sich ereignet. Dadurch war Epirus selbst von großer Gefahr bedroht; von dort Recruten zu nehmen, ward unmöglich, noch weniger war an Hülfstruppen zu denken. Schwer drückte aber der Krieg auch die Römer, und die Steuern mußten um so schwerer aufzubringen sein, da so viel Gemeinland und angewiesenes in der Feinde Gewalt war. Also war beiden Theilen der Krieg sehr leid, und eine Einladung der Griechen auf Sicilien machte Pyrrhus immer ungeduldiger, dorthin aufbrechen zu können. Ein Vorfall, welcher zur Veranlassung ward, die Feindlichkeiten abzubrechen, kam so zur gelegenen Zeit und ward so begierig ergriffen, daß es schwer hält, ihn für etwas Besseres als eine berechnete List zu nehmen. Das ist die weltbekannte Geschichte von dem Verräther, welcher sich, als C. Fabricius und Q. Papus Consuln waren und Pyrrhus gegenüberstanden (278), erboten, Pyrrhus zu vergiften, dessen Absicht die Römer redlich entdeckt hätten, denn diese Allgemeinheit ist, was nach Entfernung der Widersprüche aus der unzählige Mal wiederholten Geschichte übrig bleibt.

Der Senat hatte beschlossen, keine Gesandtschaft anzunehmen, bis Pyrrhus Italien verlassen haben werde, aber eine solche, wie die, worin Kineas alle Gefangenen zurückführte, gekleidet und beschenkt, und des Königs Dank für die Rettung seines Lebens darbrachte, konnte nicht unter diesen Beschluß fallen. Ein Waffenstillstand wurde geschlossen, Friede ward auf's Neue verweigert, bis er Italien geräumt haben werde.

Was er in Sicilien vollbrachte, ist der römischen Geschichte fremd; hier ist es genug, zu sagen, daß er drei Jahre dort verweilte. Die mißlungene Belagerung von Lilybaeum, die Entzweiung des Königs und der Sikelioten, welche diese zu unsinniger Treulosigkeit, ihn zur Grausamkeit trieb, vernichtete sein Glück, er gab das Königreich auf, des Ringens darum müde. Die Beute war so bedeutend, daß er den Krieg gegen Rom mit nicht schwächeren Mitteln wieder aufnehmen gekonnt hätte, als er 5 Jahre vorher über das jonische Meer geführt hatte, aber sein Unstern hatte schon gesiegt, und der größte Theil der unredlichen Beute erreichte nicht die Küste Italiens.

Inzwischen erwachte bei Pyrrhus' Rückkehr die Bestürzung, womit die Römer früher seine Annäherung vernommen hatten. Als Marcus Curius, Consul 275, aushob, erschienen die Aufgerufenen nicht. Curius

verkaufte die Habe des ersten Widerspänstigen, kein Tribun schützte den ehrlosen Bürger, und die Aushebung gelang. Zwei consularische Heere rückten ins Feld, Curius in Samnium, Lentulus in Lucanien. Gegen jenen zog Pyrrhus, verstärkt durch alle kriegsfähige Mannschaft der Tarentiner. Curius hatte bei Beneventum eine feste Stellung auf den Höhen genommen und sich verschanzt; hier suchte er einer Schlacht auszuweichen, bis sein College sich mit ihm vereinigt habe, der im Anmarsch war; auch waren die Auspicien ungünstig. Pyrrhus bereitete sich, mit ausgewählten Truppen und Elephanten das römische Lager vor Tagesanbruch zu überfallen; da das Glück sich von ihm gewandt hatte, schreckte ihn ein Traum, als er am Anfang der Nacht eingeschlummert war, und er wollte die gegebenen Befehle zurücknehmen, aber die Generale drangen in ihn, nicht zu zögern, bis nach Lentulus' Ankunft jede Hoffnung verschwunden sei. Um die Höhe des Berges über dem römischen Lager zu gewinnen, mußten die Soldaten einen weiten Weg durch unwegsame Wälder bei Fackellicht zurücklegen. Ermüdung und Unordnung, wie ein Nachtmarsch sie bringt, lähmten die Angreifenden, sie flohen nach einem leichten Gefecht mit großem Verlust. Dieser Erfolg gab dem Consul Zuversicht, die Schlacht im offenen Felde gegen die Hauptmacht des Königs anzunehmen; ein Flügel der Römer siegte, ein anderer ward von der Phalanx und den Elephanten bis an die Verschanzungen des römischen Lagers gedrängt. Diese aber wurden vertheidigt, und ein Schauer von Brandpfeilen mit Werg und Theer und Widerhaken auf die Elephanten geworfen, die, umgewandt, scheu und wüthend, die Truppen, denen sie beigegeben waren, in völlige Flucht jagten. Es war eine gänzliche Niederlage; des Königs Lager ward erbeutet, zwei Elephanten erlegt, vier von acht erbeuteten waren der stolzeste Schmuck des Triumphs, die Geschlagenen waren zerstreut, so daß Pyrrhus selbst mit wenigen Reitern nach Tarent kam.

In Lucanien war das Glück den Verbündeten eben so ungünstig, und jede Hoffnung, es herzustellen, war nun versucht und verschwunden. Man mußte die Römer unter den Mauern Tarents erwarten, und wenn eine punische Flotte in diesen Meeren erschien, so war die Rückkehr nach Epirus vielleicht für den König selbst gefährlich. Noch versuchte dieser, die Könige von Macedonien und Syrien zu bewegen, ihm Hülfe an Mannschaft, Schiffen und Geld gegen einen Feind zu senden, welcher bald nicht mehr innerhalb des umgebenden Meeres sich beschränken würde; aber Niemand lieh ihm Gehör. Er mußte Italien aufgeben und ließ Milo mit einer Besatzung zu Tarent zurück.

Im Jahre 272 wählte man in Rom zwei Consuln, die 293 den glänzendsten Triumph über die Samniter gefeiert hatten, den L. Papirius Cursor und Sp. Carvilius Maximus; man mochte eine Wiederkehr des Pyrrhus besorgen und nach schneller Entscheidung verlangen. Auf das glänzendste wurde sie gewonnen. Wir kennen nicht mehr die Reihenfolge ihrer Siege; aber vor ihnen huldigten Samniter, Lucaner, Bruttier der Majestät Roms. Nun kam die Nachricht von Pyrrhus'

Tod nach Tarent; gleichzeitig rückte der Consul Papirius heran; man fürchtete die Römer, man haßte die Epiroten; so wandte man sich heimlich an die punischen Feldherren auf Sicilien. Es erschien eine punische Flotte im Hafen, während Papirius vor der Stadt lagerte; zwischen beiden Milo, von denen verrathen, deren einziger Schutz er war. So verrieth er sie; er bedang sich mit seinen Kriegern und seinen Cassen freien Abzug aus, übergab dann die Burg an Papirius, überließ die Stadt seiner Willkühr. Die Mauern wurden zerstört, die Schiffe und Waffenvorräthe ausgeliefert; den Triumph des Papirius schmückten Statuen, Gemälde, Kostbarkeiten hellenischen Geschmackes. Friede und Freiheit ward der Stadt gewährt, aber eine Freiheit mit jährlichem Tribut, mit starker römischer Besatzung in der Burg.

---

152. Der erste punische Krieg.

(Nach B. G. Niebuhr, römische Geschichte, mit einer Einleitung aus Wilh. Bötticher, Geschichte der Carthager, und Zusätzen aus Rudolf Miecke, Geschichte des zweiten punischen Krieges.)

Rom hatte sich nach der Einnahme Tarents im Jahre 272 ganz Unter-Italien unterworfen. Die Grenze war nun erreicht, welche die Natur seiner Herrschaft angewiesen zu haben schien. Aber Sicilien, nur durch eine schmale Meerenge von Italien getrennt, Sicilien, dessen natürlicher Reichthum den Bewohnern Italiens nicht unbekannt geblieben sein konnte, dessen leicht bewerkstelligte Eroberung durch Pyrrhus noch in frischem Andenken war, von eben den Griechen bewohnt, die sich so eben in Italien der römischen Oberherrschaft hatten unterwerfen müssen, sollte dem zur Weltherrschaft berufenen Volke die glänzende Laufbahn eröffnen, auf welcher es immer kühner und gewaltiger seinem Ziele entgegen ging. Carthago hatte mit einer bewundernswürdigen Beharrlichkeit um Siciliens Besitz gekämpft, und befestigte gerade jetzt seine kaum mehr bestrittene Obergewalt auf dieser Insel; Rom hatte das gegenüber liegende Italien unterworfen, um dessen Herrschaft es nicht weniger hartnäckig gekämpft hatte, als die Carthager um die Erwerbung Siciliens. Beide Republiken trafen jetzt in ihrem kühnen Streben feindlich zusammen; denn so wie Rom durch seine bisherige Politik keine Gewähr dafür leistete, daß es mit Italiens Besitz zufrieden sein werde, so war es eben so unwahrscheinlich in den Augen der Römer, daß Carthago, welches von jeher nach dem Monopol im Westen des mittelländischen Meeres getrachtet hatte, welches nur durch wiederholte Verträge davon abgehalten worden war, auch an Italiens Küsten Niederlassungen zu gründen, jetzt, in der Fülle seiner Macht, frei von Furcht vor einem mächtigen Widersacher in Sicilien, sich genügen lassen werde an dieser Insel, ohne auch auf das gegenüberliegende Festland seinen Blick zu werfen. So bedurfte es nur noch einer äußeren Ver-

anlassung, um einen Kampf herbeizuführen, der zu den interessantesten der ganzen Geschichte gehört, da die mächtigsten Republiken des Alterthums in der Blüte ihrer Macht, mit fast gleich bedeutenden, aber ganz verschiedenartigen Hülfsquellen gegen einander in die Schranken traten, Carthago, um den Grund zu seinem Verderben zu legen, Rom, um sich den Weg zur Weltherrschaft zu bahnen.

Aus den Kriegen, welche König Agathokles von Syrakus gegen die Carthager geführt hatte, war eine Schaar campanisch-samnitischer Söldlinge noch in Sicilien zurückgeblieben, welche sich Mamertiner, oder Marssöhne, nannten. Ums Jahr 280 traten sie den Rückweg nach ihrer Heimat an. In Messina aber, wo sie gastlich aufgenommen wurden, gefiel es ihnen so wohl, daß sie beschlossen, sich hier für immer festzusetzen. Sie überfielen die Einwohner, tödteten oder verjagten alles Männliche, nahmen Messina in Besitz und gründeten eine Art von Raubstaat.

Aber dem mamertinischen Raubstaate war nur ein kurzes Dasein bestimmt. Er gerieth mit Hiero von Syrakus in Verwicklungen. Dieser schlug die Mamertiner am Flusse Longanus gänzlich und bedrohte ihre Existenz aufs äußerste. Nach Syrakus zurückkehrend, wurde er, der bisherige Feldherr der Syrakusaner, einstimmig von seinen Mitbürgern zum König ausgerufen. Die Mamertiner aber, ihren Untergang als unvermeidlich voraussehend, scheinen unter sich zerfallen zu sein; denn die Einen von ihnen warfen sich den Carthagern in die Arme und verlangten carthagische Besatzung in die Burg, die Andern schickten an die Römer um Beistand und ließen ihnen die Stadt antragen.

Die Carthager ließen sich nicht lange bitten, eine Besatzung unter dem Feldherrn Hanno zog in Messina ein und eine carthagische Flotte legte sich in die Meerenge zum Schutze gegen Italien. Hiero stellte in Folge von Unterhandlungen mit den Carthagern seine Feindseligkeiten gegen Messina ein. In Rom dagegen wurde der Antrag der Mamertiner Gegenstand wichtiger Berathungen. Nahm man ihn an, so war der Krieg mit Carthago bestimmt vorauszusehen; nahm man ihn nicht an, so war eben so bestimmt vorauszusehen, daß die Carthager bald Herren von ganz Sicilien und somit übermächtige und höchst gefährliche Nachbarn sein würden. Krieg an sich scheuten die Römer nie, und die Aussicht, möglicher Weise Sicilien für sich zu gewinnen, war lockend genug. Nur schämte sich der Senat, einer Räuberbande Hülfe zu leisten, deren Bundesgenossen in Rhegium die Römer selbst gegeißelt und hingerichtet hatten. Die Angelegenheit wurde endlich vors Volk gebracht und dieses entschied sich für den Antrag der Mamertiner — dies hieß mit anderen Worten: eine Kriegserklärung gegen Carthago.

Ein Legat des Consuls Appius Claudius Caudex wurde zuerst noch als Unterhändler nach Messina geschickt. Die Römer begingen einen Bruch des Völkerrechts, indem sie mitten in den Unterhandlungen auf dem Markte zu Messina den carthagischen Commandanten Hanno ge-

waltsam ergriffen, fortschleppten und nicht eher losließen, bis er versprach, Messina mit seinen Truppen zu räumen. Dafür wurde er in Carthago gekreuzigt, die römische Besatzung aber von den Mamertinern nach Messina hineingezogen. Nun rückten carthagische Truppen zur Belagerung von Messina an, und selbst Hiero glaubte sein Reich durch die Römer so gefährdet, daß er mit Carthago ein Bündniß schloß und seine Truppen ebenfalls vor Messina rücken ließ. Indessen setzte der römische Consul selbst, vom römischen Glück geschützt, über die Meerenge, griff die getrennten Belagerungsheere an und schlug zuerst Hiero, dann die Carthager, und machte der ganzen Belagerung ein Ende.

So hatte der Krieg zwischen Rom und Carthago denn begonnen. Er wurde 24 Jahre, von 264 bis 241 v. Chr., mit den größten Anstrengungen von beiden Seiten geführt. Sicilien war sein nächster, die westliche Meeresherrschaft überhaupt sein größerer Kampfpreis.

Zunächst warfen sich die Römer auf Hiero, belagerten Syrakus und trieben ihn so in die Enge, daß er Frieden schließen, 100 Talente Contribution zahlen, einen Theil seines Gebietes abtreten und ein Bündniß mit Rom schließen mußte.

Die völlige Eroberung Siciliens war damals noch nicht einmal ein Gedanke des Senats. Zu diesen stolzen Plänen erhob Rom sich erst durch die Eroberung von Agrigentum, im dritten Feldzug des Krieges (262). Diese einst so glänzende und von den Carthagern eroberte und fürchterlich verwüstete Stadt hatte sich von diesem tiefen Fall nie wieder erholt, obwohl Timoleon sie einigermaßen wieder hergestellt hatte. Ihre weitläufigen Mauern, die einst eine Bevölkerung von mehren Hunderttausenden beschützten, dienten jetzt einem carthagischen Heer von 50,000 Mann zum Bollwerk, denn Hannibal, Gisgo's Sohn, ließ sich im Vertrauen auf Hülfe oder eine kräftige Diversion, in der Stadt einschließen.

Nach langem Zögern landete Hanno mit einem Entsatzheere von 50,000 Mann, 6000 Reitern und 60 Elephanten, und rückte gegen die Römer vor, aufgefordert durch wiederholte telegraphische Signale der Belagerten, welche schon Hunger litten. Hanno's Heer hatte seinen Rückzug frei; die Römer nur im Sieg Rettung, und sie siegten. Der carthagische Feldherr floh nach Heraklea. Dreißig Elephanten wurden getödtet und drei verwundet. Die römischen Annalen berichten, daß 11 genommen wurden; Tropäen, welche damals, wie jetzt erobertes Geschütz, das Maß des Sieges bezeichneten.

Während der Schlacht hatte Hannibal einen vergeblichen Ausfall gegen die römischen Verschanzungen gemacht. Aber er benutzte die südliche Finsterniß der Winternacht, während das römische Heer, im Verfolgen, im Plündern zerstreut, ermüdet und geschwächt war, um die Linien zu durchbrechen. Er füllte die Gräben mit Faschinen, erstieg die Verschanzungen und entkam mit dem, was Hunger, Krankheit und zahlreiche Gefechte von seiner Armee übrig gelassen hatten. Am andern Morgen stürmten die Römer die Stadt; die Thore wurden aufgebrochen

und die Stadt allen Gräueln der Plünderung Preis gegeben; 25,000 Personen, wahrscheinlich nur die Freien gezählt, denn der Sclave änderte nur den Herrn, wurden in die Knechtschaft verkauft.

Im Jahre 261 verwüsteten die Carthager mit einer Flotte von 60 Schiffen die Küste Italiens und schreckten viele der Küstenstädte Siciliens ab, sich wieder unter die punische Herrschaft zu begeben. Diese Wendung des Krieges entfernte die zu schnell gefaßte Hoffnung, Frieden und darin den völligen Besitz Siciliens bald zu erlangen. Man sah ein, daß nur Siege in Africa den Krieg endigen könnten. Daher beschloß der Senat eine Flotte zu bauen, und die Punier auf ihrem eigenen Element anzugreifen.

Nach dem Modell einer an der bruttischen Küste gestrandeten carthagischen Pentere wurden 130 Schiffe gebaut, deren Bau am sechszigsten Tage, nachdem die Bäume gefällt waren, vollendet war. Die Ruderer wurden auf Gerüsten geübt, und eine kurze Zeit, so lange die Flotte vor Anker lag, auf den Schiffen. Denn Ungeduld, die neue Waffe zu versuchen, und die verschlimmerte Lage Siciliens rief die Consuln auf das Meer.

Die Carthager hatten der römischen Unternehmung gespottet. Der Consul C. Duilius verhehlte sich nicht, daß der Spott der Carthager über die Unbrauchbarkeit der römischen Galeeren gegründet sei, und erfand das Mittel, mit diesen unbeweglichen Massen zu siegen. Dies war nur möglich, wenn den Feinden alle Vortheile der Beweglichkeit entzogen, und ihre Schiffe durch Entern genommen werden konnten. Dies zu bewirken, ward am Vordertheil des Schiffes ein Mast aufgerichtet, der sich oben in einer Schraube endigte. Eine 36 Fuß lange Leiter war um diesen Mast so befestigt, daß zwei Drittheile der Länge jenseits des Mastes lagen. Die Sprossen waren in der Quere mit Brettern benagelt und die Seiten bis zur Kniehöhe durch Geländer gedeckt. An dem äußersten Ende der Leiter war ein äußerst starkes und zugeschärftes Eisen angebracht, oben mit einem Ring, wodurch ein Tau zu der Schraube lief. Näherte sich nun ein feindliches Schiff hinreichend, so ward das Tau nachgelassen, die Brücke fiel herab und befestigte sich durch den eisernen Stiel, welcher die Bretter des Verdecks im Herabfallen durchbohrte.

So gerüstet ging Duilius der feindlichen Flotte unverzagt entgegen, als er vernommen hatte, daß sie die Küste von Mylä verheere. Die Carthager eilten mit 130 Schiffen zur Schlacht wie zu einem Triumph, ohne auch nur eine Schlachtordnung zu bilden. Dreißig Schiffe, welche die Römer zuerst anfielen, wurden von den Enterbrücken gefaßt und genommen. Die übrigen versuchten durch Evolutionen und Manöver den Römern eine günstige Stellung des Angriffs abzugewinnen, aber entweder konnten sie sich nicht nähern, oder wenn sie nahe genug herankamen, so wurden sie von jenen furchtbaren Maschinen ergriffen, und zerstört oder erobert. Hoffnungslos und beschämt nahmen sie zuletzt die Flucht. Einunddreißig Schiffe, unter ihnen das Admiralsschiff,

wurden erobert, vierzehn zerstört; 7000 Gefangene genommen, 3000 Feinde getödtet. Die Römer scheinen kein einziges Schiff verloren zu haben. Der Triumph über einen Seesieg war größer als seine Früchte. Er ward dem Feldherrn für sein ganzes Leben verlängert, denn ihm ward bewilligt, daß er sich Abends von Gastmählern mit einer Fackel vorleuchten, und mit der Musik eines Flötenspielers nach Hause begleiten ließ. Ein Denkmal, von dem eine uralte Nachbildung noch jetzt erhalten ist, verewigte in Marmor den Titel des Duilischen Triumphs und das Verzeichniß der heimgeführten Beute.

Nach dem Seesieg theilten die Römer ihre Streitkräfte, als ob sie für Sicilien überflüssig wären, und ihnen auch dieses nicht mehr als Preis des Krieges genügte. Die Flotte unternahm einen Angriff auf Sardinien und Corsica, während nur ein consularisches Heer auf Sicilien blieb. Sardinien gehorchte damals den Carthagern ganz, und wenigstens die Küsten Corsica's, Aleria auf Corsica ward von den Römern erobert, und eine Flotte unter Hannibal, welche die Gefahr Sardiniens, einer Provinz, die von den Puniern als einer der wichtigsten Theile ihres Reiches angesehen ward, herbeizog, ließ sich in einem Hafen einschließen und ward von den Römern zerstört.

Im achten Jahre des Krieges (257) war Sicilien fast zur Hälfte noch in der Punier Gewalt. Ein Seesieg der Römer bei Tyndaris erhöhte deren Hoffnungen, den verzehrend langsamen Krieg zu entscheiden. Sie unternahmen unermeßliche Seerüstungen, denen die Carthager mit nicht geringeren begegneten. Dreihundert und dreißig römische Penteren, jede mit 300 Seeleuten besetzt, gingen durch die Meerenge und nahmen an der Seeküste 40,000 Mann, die Blüte der römischen Heere, an Bord, um sie nach Afrika zu führen (256). Ihnen gingen die Carthager mit 350 Penteren entgegen, welche nicht weniger als 150,000 Mann führten. Es war die größte wahrhaft kriegerische Anstrengung, welche die alte Welt gesehen hatte.

Die Flotten trafen auf einander im Angesicht des Eknomus. Hamilkar, welcher sich bisher weit vor den übrigen carthagischen Feldherren in diesem Kriege ausgezeichnet hatte, und Hanno führten die Flotte ihrer Nation gegen beide Consuln, L. Manlius, und, den glänzendes Glück von diesem Tage in das tiefste Unglück führte, M. Atilius Regulus. Die Schlacht war zerstörend und entscheidend; mehr als 30 punische Schiffe wurden versenkt, 64 mit der Mannschaft erobert; die Römer hatten 24 zerstörte Schiffe verloren. Während die Consuln sich rüsteten, nach Afrika zu segeln, erschien bei ihnen der punische Feldherr Hanno, um die drohende Gefahr durch einen Friedensschluß abzuwenden, oder Zeit zu gewinnen. Seine Sendung war fruchtlos.

Clupea, die erste Stadt, vor der sich die Römer zeigten, ward von den Einwohnern verlassen; hier errichteten sie ihren Waffenplatz und Verschanzungen zum Schutze ihrer Flotte. Afrika war auf viele Meilen weit von Carthago wie ein Garten angebaut. Die Römer

überströmten das Land zerstörend; die Paläste und Landhäuser gingen in Flammen auf, nachdem fortgeführt war, was des Wegführens werth schien; eine zahllose Menge Gefangener und Heerden erbeuteten Viehes wurden nach Clupea getrieben; viele römische Gefangene aus der Knechtschaft befreit.

Die Punier hatten inzwischen eine Armee bei Carthago versammelt, und einen Theil der sicilischen herübergezogen. Sie übergaben den Befehl drei Feldherren, Hamilkar, Hasdrubal und Bostar, welche mit allen Nachtheilen einer zertheilten Macht die noch größeren einer Unfähigkeit verbanden, im zehnten Feldzug die Eigenthümlichkeit eines römischen Kriegs und die Kraft oder Schwäche ihrer eigenen Heere zu fassen. Sie vermieden die Ebenen, in denen die Römer ihren Reitern und Elephanten zu begegnen fürchten mußten, und zogen sich in die Gebirge bei Adis, und daher wurden die fremden Truppen, ohne einige Unterstützung von der Reiterei und den Elephanten, nach muthigem Widerstand geschlagen und zerstreut. Achtzehntausend Mann vom carthagischen Heer sollen in der Schlacht gefallen sein. Regulus eroberte Tunis; 74 Städte unterwarfen sich ihm; die Numidier entsagten Carthago's Herrschaft und vollendeten die Verwüstung des Landes.

Regulus schrieb dem Senat, er habe die Thore Carthago's mit Schrecken versiegelt; viele Hunderttausende, die unzählige Bevölkerung der Stadt vermehrt durch die flüchtigen Landleute, waren von diesen Thoren eingeschlossen und litten Hunger. Eine Gesandtschaft bat im römischen Lager um Frieden, und Regulus konnte damals erhalten, was die Republik durch 13 Jahre fortgesetzten Krieges mit dem Leben von mehr als hunderttausend Bürgern und Bundesgenossen mühselig errang. Aber der Proconsul hielt in seinem Wahn Carthago's Schicksal in der Hand, und er wollte es entscheiden. Er forderte daher die Abtretung Siciliens und Sardiniens, die Zurückgabe aller römischen Gefangenen ohne Lösegeld, die Lösung der punischen; einen jährlichen Tribut; Anerkennung der römischen Hoheit; Entsagung des Rechts, ohne Genehmigung Roms Kriege zu führen; Auslieferung aller Kriegsschiffe bis auf ein einziges; wenn aber Rom es fordere, dann solle Carthago Anstalt treffen, ihm 50 Kriegsschiffe zur Hülfe zu stellen. Als diese Bedingungen den punischen Botschaftern angekündigt wurden, entfernten sie sich, ohne Antwort zu geben, weil diese nicht leichter als der Untergang selbst wären.

Indessen wäre diese Verzweiflung fruchtlos gewesen und Carthago würde wahrscheinlich untergegangen sein, wenn nicht das Schicksal, welches Roms Herrschaft sich langsamer erheben und tiefer begründen lassen wollte, unter anderen Freiwilligen, welche aus Griechenland, wo jedem Thätigeren das Leben immer unerträglicher ward, auch den Lacedämonier Xanthippus nach Carthago geführt hätte. Dieser äußerte mit spartanischer Freimüthigkeit, weder die Römer noch die Truppen Carthago's wären Ursache dieser ununterbrochenen Reihe schmählicher Niederlagen, welche Carthago an den Rand des Verderbens gebracht hätten,

sondern allein die Unkunde der punischen Feldherren, welche ihre sehr brauchbaren Truppen nicht zu gebrauchen wüßten. Die allgemeine Stimmung forderte, daß Xanthippus den Krieg leiten solle. Als dies beschlossen war, als Xanthippus die Armee ordnete und vor der Stadt übte, da sah ein jeder, daß ein ganz fremder, höherer Geist durch ihn walte, und jeder war des Sieges gewiß. Im Vertrauen auf 100 Elephanten und 4000 Reiter ging er den Römern entgegen, obwohl er nur 14,000 Mann Infanterie, und Regulus ein Heer von mehr als 32,000 Mann versammelt hatte. Die Römer spotteten des Griechen, der sich vermesse, gegen sie ins Feld zu gehen, denn der Name eines Griechen war ihnen verächtlich. Doch befremdete und beunruhigte sie bald das Vertrauen, womit er sich in den Ebenen zeigte. Schon am Anfang der Schlacht hatte die punische Reiterei die ungleich schwächere römische von den Flanken des römischen Heeres verjagt, und was nicht von den Elephanten zerstreut war, mußte sich gegen diesen Feind wenden. Die ganze römische Armee ward aufgelös't und vernichtet. Der Consul mit 500 ward gefangen, die Römer selbst gaben ihre Todten auf 30,000 an; 2000 retteten sich in der Verwirrung der Verfolgung nach Clupea.

Die ganze römische Flotte, wenigstens 300 Kriegsschiffe, ward unter beiden Consuln dorthin gesandt. Sie begegnete der punischen Flotte am hermäischen Vorgebirge. Das Treffen währte eine Zeitlang unentschieden, bis die bei Clupea zurückgelassene römische Escadre auslief und die Punier zu einer getheilten Vertheidigung zwang. Daß dieser Sieg einer der größten und glänzendsten war, ist nicht zu bezweifeln, wie sehr auch die Angaben über den Verlust der Carthager von einander abweichen.

Nach diesem Siege landeten die Consuln zu Clupea. Eine Schlacht, worin die Carthager 9000 Mann verloren haben sollen, vertrieb die feindliche Armee aus dieser Gegend, und sicherte die Einschiffung. Aber gänzlicher Mangel an Lebensmitteln zwang sie, allen Aussichten zu entsagen, welche dieser Sieg und die fortwährende Empörung der punischen Unterthanen in Afrika gewährte. Man mußte die Einschiffung aufs äußerste beschleunigen, um nicht vor Hunger umzukommen. Es war gegen den Aufgang des Sirius, um die Zeit, da die Etesien eintreten, und das Mittelmeer und besonders das Meer zwischen Sicilien und der Syrte weit stürmischer und gefährlicher ist, als der Ocean. Auf der Küste bei Kamarina ergriff der Sturm die Flotte. Sie erlitt einen unerhörten Schiffbruch. Die ganze Küste von Kamarina bis an den Pachynus war mit Trümmern und Leichen bedeckt. In dieser traurigen Noth bewährte sich Hiero als treuer Bundesgenosse, er versorgte die Geretteten mit Speise und Kleidung. Die Reste der Flotte sammelten sich bei Messana.

Diese fürchterliche Begebenheit hob den Muth der Carthager. Aus Afrika landete eine neue Armee mit 140 Elephanten; 200 Kriegsschiffe wurden zu Carthago ausgerüstet, und man erwartete, daß Carthago

offensiv verfahren werde. Aber auch die römische Republik hatte bei der schrecklichen Botschaft von der Flotte Schicksal den Muth so wenig sinken lassen, daß der erste Gedanke nur der Befehl war, eine neue zu erbauen. Diese, 220 Schiffe, war in drei Monaten vollendet, und Cn. Scipio und Atilius Calatinus führten sie nach Sicilien mit zahlreichen Truppen. Sie schlossen Panormus ein. Dieses ward mit Sturm eingenommen. Aber die Schiffe, welche die reiche Beute nach Rom führten, wurden von den Carthagern genommen.

Die langsamen Fortschritte der Eroberung Siciliens lockten die Römer noch einmal nach Afrika. Sie verwüsteten die libysche Küste mit einer Flotte von 260 Schiffen, der keine punische widerstand. Sie verweilten an der Küste der kleinen Syrtis, der reichsten Gegend Afrika's. Während diese von einem barbarischen Feinde verödet wurde, brachte die Unkunde der Piloten die römische Flotte dem Untergange nahe. In diesen gefährlichen Meerbusen herrscht eine Ebbe und Flut, und sie sind voll Klippen und seichter Gründe; daher geriethen die römischen Schiffe auf den Grund und arbeiteten sich nur durch Auswerfen aller Lasten bei der zurückkehrenden Flut los. Hierauf flüchteten sie von dieser Küste und steuerten, was für diese Ruderschiffe verwegen schien, durch die offene See nach der italischen Küste. Hier, am Vorgebirge Palinurus, überfiel auch sie ein fürchterliches Unwetter, 150 Kriegsschiffe scheiterten und die ganze Beute ward von den Wellen verschlungen. Diese wiederholten Schläge beugten den Muth der Römer; der Senat beschloß, die Flotte nicht wieder herzustellen, sondern sich auf 60 Schiffe zur Vertheidigung der Küsten Italiens und zur Bedeckung der Transporte zu beschränken.

Zum Glück nahm eben jetzt der Landkrieg auf Sicilien eine bessere Wendung. Der Consul Cäcilius Metellus erfocht im Jahre 250 unter den Mauern von Panormus einen glänzenden Sieg und führte in seinem Triumphe 104 erbeutete Elephanten auf, die im Circus umhergetrieben und, um dem Volke die Furcht vor ihnen zu benehmen, mit Wurfspießen getödtet wurden. Lilybäum und Drepana waren nun die einzigen erheblichen Orte, in deren Besitz sich die Carthager noch behaupteten, beide aber durch ihre Lage unüberwindlich.

Um diese Zeit fertigten die Carthager eine Gesandtschaft nach Rom ab mit Anträgen zum Frieden, oder wenigstens zu einer Auswechslung der Gefangenen; und mit ihren eigenen Gesandten M. Regulus, welcher jetzt im fünften Jahre gefangen war. Wenige Begebenheiten der römischen Geschichte sind berühmter als diese von den römischen Dichtern besungene und von den Rednern gepriesene Gesandtschaft, und Regulus' Martyrertod. Wer weiß nicht, daß Regulus als Knecht der Carthager sich geweigert, in die Stadt zu kommen, daß er, mit ihrer Genehmigung, der Berathschlagung des Senats beigewohnt und die Auswechslung nicht weniger heftig als den Frieden verworfen; daß er die wankenden Väter in ihrem Entschluß bestimmt; die Ehre und seinen Eid allen Lockungen, zurückzubleiben, vorgezogen, und um die Verführungen zu entfernen,

vorgegeben habe, es sei ihm durch punische Treulosigkeit ein schleichendes Gift beigebracht, welches seine Tage bald endigen würde, wenn auch der Senat, des Vaterlandes weniger als des Einzelnen eingedenk, ihn durch Auswechslung oder Schutz zurückhalten wollte; wie er sich den Umarmungen der Seinigen, als entehrt, entzogen, und nach seiner Rückkehr zu Carthago durch teuflische Martern getödtet worden sei? Gegen diese Erzählung erklärte sich zuerst Palmerins, und seine Gründe sind von Beaufort mit andern sehr triftigen verstärkt worden. Uebrigens, wenn uns diese That des Regulus nicht von Alters her als heroisch gepriesen wäre, so möchten wir wohl, ohne Vorurtheil, sie weniger glänzend finden. Daß er zurückging, weil er geschworen hatte, war, was nicht zu thun mit Ehrlosigkeit gebrandmarkt sein würde. Hätte er zu fürchten Ursache gehabt, so war es Folge des schnöden Mißbrauchs, den er selbst vom Siege gemacht hatte. Die Verweigerung des Friedens war nach Roms Grundsätzen nothwendig, da der Senat den völligen Besitz Siciliens einmal als Bedingung des Friedens geäußert hatte.

Die folgenden Jahre dieses Krieges bis zu dem Siege, welcher die Carthager zu einem den Römern gefälligen Frieden zwang, weil ihre Kräfte ganz erschöpft waren, sind für Rom unrühmlich, voll Unglück und Schmach, und kaum glänzt irgendwo die Standhaftigkeit der Republik größer als darin, daß sie ihr Dasein an die Erreichung eines Zieles setzte, welches dem flüchtigen Blick mit jedem Jahr unerreichbarer scheinen mußte.

Die Stadt Lilybäum ward von den Consuln C. Atilius Regulus und L. Manlius Vulso mit 4 Legionen und 200 Kriegsschiffen eingeschlossen, denn der Sieg bei Panormus hatte den Muth der Römer so erhoben, daß sie ungesäumt eine Flotte hergestellt hatten. Ein carthagischer Admiral, einer der vielen, welche in diesem Kriege unter dem Namen Hannibal erscheinen, unternahm es, trotz der römischen Flotte, welche Lilybäum blokirte, Truppen und Bedürfnisse in die Stadt zu werfen. Die römischen Feldherren verschwendeten fortwährend die Kraft und das Leben ihrer Soldaten an fruchtlosen Arbeiten. Die Wellen spotteten der Dämme, womit sie den Hafen zu sperren suchten, und die Standhaftigkeit der Belagerten ihrer Fortschritte; aber zu Rom wurden die größten Anstrengungen gemacht, um die Belagerung fortzusetzen. Der Consul P. Claudius, Appius des Blinden Sohn, führte die Ergänzungstruppen nach Sicilien. Es schien ihm eine glänzende Unternehmung, nachdem er die römische Flotte wieder bemannt hatte, die punische im Hafen von Drepana zu überfallen. Vergebens warnten ihn die Augurien; er befahl die Käfige der weissagenden Hühner über Bord zu werfen; sie sollten trinken, wenn sie nicht fressen wollten. Seine Flotte ward bei Drepana vernichtet. Nur der linke Flügel entkam, 30 Schiffe, und unter ihnen das Admiralschiff des Consuls, 93 wurden genommen oder zerstört. Es war der erste und einzige große Seesieg, den die Carthager über die Römer erfochten haben. Die Scham

und der Kummer über diese Niederlage, welche auf einmal Carthago's Macht ein ganz entschiedenes Uebergewicht in Sicilien verlieh, brach zu Rom in den heftigsten Unwillen gegen den vermessenen Consul aus. Die Republik befahl ihm, einen Dictator zu ernennen und dann sogleich seine Würde niederzulegen und sich zur Verantwortung zu stellen. P. Claudius, dem das Wohl und Wehe der Bürger ein Gespötte war, ernannte zum Hohn einen seiner Diener, einen Clienten seines Hauses, den Sohn eines Freigelassenen, zum Dictator. Die Republik ertrug die Frechheit nicht und nahm dem Unwürdigen die zum Hohn ihm übertragene Würde. Claudius ward wegen verletzter Majestät des Volkes angeklagt. Nach Polybius ward er schwer bestraft, nach einer andern Erzählung rettete ihn die Trennung der Comitien durch ein Gewitter, da ein zerrissenes Gericht nicht erneuert werden konnte. Er überlebte die Schande nicht lange, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er, wie mehrere seines Geschlechts, sein Leben selbst geendet habe.

Was der Uebermuth des P. Claudius Pulcher noch an Kriegsschiffen gelassen hatte, ging bald darauf zu Grunde durch den Unverstand seines Collegen C. Junius, der eine Transportflotte von Syrakus nach Lilybäum führen sollte und durch Theilung derselben in zwei Abtheilungen dem carthagischen Unterbefehlshaber Carthalo Gelegenheit gab, sich zwischen beide Geschwader zu legen und sie von einander abzuschneiden. Die getrennten Schiffe wurden auf ihren schlechten Rheden vom Sturme ergriffen, von 105 Galeeren blieben nur zwei erhalten, alle Transportschiffe wurden zerstört, doch die Mannschaft rettete größtentheils das Leben.

Hamilkar Barkas behauptete nicht nur die kleinen Gebiete auf Sicilien standhaft, sondern er griff auch die Küste Italiens verwüstend an und wußte mit geringer Heeresmacht allein die Römer 5 Jahre hindurch zu beschäftigen. Aber das unermüdliche Glück, welches zuletzt alle Unternehmungen der Römer krönte, machte auch diesem Kriege ein Ende. Noch einmal unternahmen sie den Bau einer Flotte, obgleich ihre Staatsmittel fast gänzlich erschöpft waren. Die reichen Bürger gaben ihr Geld her und verzichteten auf dessen Erstattung, falls diese letzte Flotte zu Grunde ging. So kamen 200 neue Kriegsschiffe zu Stande, mit denen der Consul Cajus Lutatius Catulus im Jahre 242 auslief. Auch die Carthager hatten auf diese Kunde schleunig eine Flotte ausgerüstet, die nach Sicilien segeln, dort Hamilkar, sein Heer und seine Schiffe aufnehmen und unter seiner Anführung den Römern die entscheidende Schlacht liefern sollte. Aber Lutatius kam diesem Plane zuvor. Er griff die wenig bemannte, nur mit Vorräthen beladene Flotte, ehe sie Hamilkar erreichte, bei den ägatischen Inseln, unweit Lilybäum, an, schlug sie vollständig, bohrte 50 Schiffe in Grund, nahm 70 und machte 10,000 Gefangene. Carthago beauftragte den Hamilkar, nunmehr Frieden mit Rom abzuschließen. Lutatius stellte folgende Bedingungen: Carthago räumt Sicilien und die umherliegenden kleinen Inselgruppen und überläßt sie den Römern; es liefert denselben auch alle Kriegsge-

fangenen ohne Lösegeld aus, zahlt ihnen 2200 euböische Silber-Talente binnen 20 Jahren. Als diese Bedingungen dem römischen Volke zur Bestätigung vorgelegt wurden, kamen sie demselben zu leicht vor. Es setzte den Zahlungstermin von 20 auf 10 Jahre herab und verlangte außerdem noch 1000 andere Talente sogleich ausgezahlt. Auch dies ging Hamilkar ein. Aber das übermüthige Verlangen des Catulus, Hamilkar mit seinem unbesiegten Heere solle vor den Römern durch's Joch kriechen, wies er zornig zurück und erklärte, er werde sich lieber mit seinem ganzen Heere niederhauen, als solche Schmach über sich ergehen lassen. Darauf stand Catulus von seinem Verlangen ab. Aber zu Hamilkar's persönlichem Römerhaß mochte diese schmähliche Zumuthung nicht wenig beigetragen haben.

Der erste punische Krieg blieb in der spätern Geschichte Roms wegen der Größe der Anstrengungen und der Opfer, welche die Standhaftigkeit der Republik erforderte, unerreicht. Verwüstender bei Weitem war freilich der Hannibalische für Italien; aber die Erschöpfung, welche jener zurückließ, kann nicht geringer gewesen sein, zumal da bei seinem Ausbruch die unterjochten Völker sich noch gar nicht von der Zerstörung erholt haben konnten, welche ihrer Besiegung vorhergegangen war.

Rom hatte in diesem Kriege 700 Galeeren verloren, Carthago 500, und es ist gewiß eine viel zu niedrige Berechnung, anzunehmen, daß mit jenen an Erschlagenen, Ertrunkenen und Gefangenen, welche ihr Vaterland nie wieder sahen, weit über hunderttausend Mann verloren waren. Eine ungleich größere Zahl ist in den Gefechten, durch Hunger und durch Seuchen umgekommen.

---

153. Der zweite punische Krieg.

(Nach Karl Peter, römische Geschichte, und Ludw. v. Vincke, der zweite punische Krieg und der Kriegsplan der Carthager, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

Hamilkar hatte den Frieden im Jahre 241 nur deßwegen befördert, weil er ihn im Augenblick für unentbehrlich zur Wiederherstellung der geschwächten Kraft Carthago's hielt, und auch der Söldnerkrieg hatte seine Pläne auf Erneuerung des Krieges mit Rom nur verzögern, nicht vernichten können, die er vielmehr unausgesetzt im Auge behielt, weil er einsah, daß ein dauerhafter Friede zwischen den beiden Rivalen nicht möglich war. So ging er im Jahre 237 nach Spanien, wo die Carthager bisher nur einzelne Handelsplätze an der südlichen Küste (z. B. Gades) besessen hatten, um dieses Land ganz zu unterwerfen und zur Provinz Carthago's zu machen. Auf diese Art konnte er erlangen, was zur glücklichen Durchführung eines neuen Krieges mit Rom vor Allem nöthig war: Geld und ein tüchtiges Heer. Jenes konnten die berühmten Silberbergwerke des Landes liefern; zu diesem boten die zahlreichen

kriegerischen Völkerschaften daselbst den besten Stoff. Hamilkar selbst gelangte indeß nicht dazu, seine letzten Pläne gegen Rom ausführen zu können. Er fand im Jahre 229 in einer Schlacht gegen eines jener kriegerischen Völker einen ruhmvollen Tod, nachdem er den Krieg in Spanien 8 Jahre lang geführt und in dessen Unterwerfung bereits bedeutende Fortschritte gemacht hatte. Er hinterließ den Oberbefehl seinem Schwiegersohne Hasdrubal, der die Herrschaft Carthago's in Spanien weniger durch Kriege als durch geschickte Unterhandlungen immer weiter ausbreitete. Dieser war es, der 228 die Stadt Carthago nova (j. Cartagena) als Mittelpunkt der carthagischen Herrschaft in Spanien gründete. Eben derselbe schloß auch mit den Römern einen Vertrag, durch welchen er sich für die Carthager verpflichtete, den Ebro nicht zu überschreiten; hiermit wollten nämlich die Römer den Eroberungen der Carthager, die sie im Augenblick wegen des Krieges mit den cisalpinischen Galliern mit Gewalt nicht hindern konnten, wenigstens eine Grenze setzen. Hasdrubal starb im Jahre 221 von der Hand eines Meuchelmörders, der damit für eine Privatbeleidigung Rache an ihm nehmen wollte. Hierauf folgte der 29jährige Sohn des Hamilkar, Hannibal, von dem Heere in den Oberbefehl eingesetzt und vom Volk und Senat in Carthago darin bestätigt. Schon als Knabe war er dem Vater ins Lager gefolgt und hatte beim Opferaltar den Römern unversöhnlichen Haß geschworen. „Nachdem er unter den Augen des Vaters den ersten Waffendienst gethan und denselben neben sich in der Schlacht fallen gesehen hatte, zeichnete er sich unter dem Oberbefehle seines Schwagers Hasdrubal als Führer der Reiterei durch persönliche Tapferkeit aus. Kaum ein Anderer verstand, wie er, Besonnenheit mit Begeisterung, Vorsicht mit Thatkraft zu vereinigen. Welche Macht über die Menschen er besaß, beweis't seine unvergleichliche Gewalt über ein buntgemischtes Heer, das in den schlimmsten Zeiten niemals gegen ihn meuterisch geworden." *)

Der Krieg in Italien bis 207.

Einige Jahre vor der Uebernahme des Oberbefehls durch Hannibal hatte Sagunt, die reichste Stadt in Spanien, in Folge innerer Unruhen, ein Bündniß mit Rom geschlossen, und war deßhalb von Hannibal verschont worden, so lange es derselbe noch für rathsam hielt, den Ausbruch des Krieges mit Rom zu vermeiden. Jetzt aber (im Frühjahre 219), nachdem er seine übrigen Pläne in Bezug auf die Unterwerfung Spaniens ausgeführt, nahm er einige vielleicht durch ihn selbst erregte Streitigkeiten der Saguntiner mit dem benachbarten Volke der Turdetaner zum Vorwand, um die Stadt mit Krieg zu überziehen, und da ein Widerstand im offenen Felde über die Kräfte der Stadt ging, sie zu belagern. Die Belagerung dauerte 8 Monate, ein Beweis, daß die Stadt sich mit Hartnäckigkeit vertheidigte; wenn auch die Erzählung,

*) Nach Mommsen, R. Gesch. I. 2. Aufl. S. 545 ff.

daß vor der Besitznahme die Vornehmsten sich alle mit ihren Schätzen verbrannt hätten, auf einer bloßen rhetorischen Uebertreibung beruhen mag. Die reiche Beute wurde theils nach Carthago geschickt, theils unter die Soldaten vertheilt, theils diente sie dazu, die von Hannibal zum Kriege gegen Rom angesammelten Schätze zu vermehren.

Der Krieg mit Rom war durch diese Vernichtung des mit ihm verbündeten Sagunt bereits so gut wie erklärt. Schon im Winter vom Jahre 220 auf 219 war eine Gesandtschaft sowohl an Hannibal als an den Senat in Carthago abgeordnet worden, um vor Feindseligkeiten gegen Sagunt zu warnen. Jetzt, nach dem Falle der Stadt, schickten die Römer eine neue Gesandtschaft nach Carthago, um die Auslieferung des Hannibal zu verlangen und, wenn diese verweigert würde, sofort den Krieg zu erklären. Die Carthager wollten mit den Gesandten im Senat eine Verhandlung anspinnen, um ihnen zu beweisen, daß das Unrecht nicht auf Seiten Carthago's sei. P. Valerius Flaccus aber, der an der Spitze der Gesandtschaft stand, ließ sich darauf nicht ein; er schlug seine Toga zusammen, so daß sie eine Tasche bildete und sagte: „Hier trage ich Krieg oder Frieden, wählet!“ Die Carthager entgegneten: „Gib uns, was du willst.“ Darauf schlug er die Toga auseinander mit den Worten: „So habet den Krieg.“ Die Carthager aber antworteten mit dem lauten Rufe: „Wir nehmen ihn an“, worauf die römischen Gesandten den Senat und die Stadt verließen.

Der Krieg, der hiermit erklärt war, der zweite punische oder der Hannibalische genannt, ist einer der merkwürdigsten und bedeutendsten, denn nicht sowohl die Frage: ob Rom oder Carthago über die Welt herrschen solle, als vielmehr diejenige: ob überhaupt eine solche Herrschaft Statt finden solle? ward auf den Ebenen von Zama entschieden. Aber auch schon an und für sich betrachtet, und ganz abgesehen von seinen welthistorischen Folgen, erscheint der zweite punische Krieg als die interessanteste Begebenheit der alten Geschichte; so wesentlich unterscheidet er sich sowohl durch seine Zwecke, als durch die Art und Weise, wie diese verfolgt wurden, von allen früheren Kämpfen republikanischer Staaten des Alterthums; so reich an erschütternden Momenten und Schicksalen ist seine Geschichte; so wunderbar wechselnd endlich das Kriegsglück in ihm. Der Zweck war kein anderer, als vollständige politische Vernichtung des Gegners, hervorgerufen durch die auf beiden Seiten gleich lebendige Ueberzeugung, daß man neben einander als Macht nicht bestehen könne, daß entweder Rom oder Carthago untergehen müsse, daher auch die in der Geschichte beispiellose Erscheinung, daß in dem ganzen Laufe des 17jährigen Krieges bis zu der Alles entscheidenden Schlacht bei Zama keine Friedensvorschläge gemacht wurden. Aber nicht allein der Preis, um welchen gekämpft ward, auch die Art und Weise, in welcher darum gekämpft ward, die dabei von Einzelnen, wie von beiden Völkern entwickelten Talente und Tugenden fesseln und reißen zur Bewunderung hin. Eine wahre Musterkarte von großen Männern, groß nicht minder in der Toga als in den Waffen,

und groß fast Jeder auf gänzlich verschiedene Weise, liegt namentlich auf Seiten der Römer, wo nicht, wie bei den Carthagern, eine Größe alle anderen neben sich in den Hintergrund drängt, in der Geschichte dieses Krieges vor uns. Welche Verschiedenheit zwischen dem Zauderer Fabius und dem kühnen Marcellus, dem feurigen Claudius Nero und dem bedächtigen Livius Salinator, und doch wie groß jeder!

Auch die beiden kriegführenden Völker stehen in keinem Abschnitte ihrer Geschichte so groß da; und wenn einerseits die Vaterlandsliebe, die eiserne Consequenz, das Genie, der durch keinen Schlag, selbst nicht durch den Schlag von Cannä, zu beugende Muth der Römer, die politische Weisheit des Senats, der erleuchtete Sinn der Volksversammlung Bewunderung erheischt, so andererseits auch die Carthager durch die Kühnheit ihrer Pläne, die Raschheit und Kraft, mit welcher diese ausgeführt, die Consequenz und Standhaftigkeit, mit welcher sie verfolgt werden. Welcher Krieg des Alterthums bietet ferner einen solchen Reichthum dar an Scenen und Katastrophen, bewegend nicht minder Herz und Gemüth, als Kopf und Verstand? Von dem tragischen Untergange Sagunts bis zu Hannibal's Flucht von Zama nach Adrumetum, welche Galerie interessanter, erschütternder Gemälde! Zu dem Allem kommt endlich der einzig in seiner Art dastehende, und bei einem Kampfe zwischen nur zwei und dabei so mächtigen Staaten überraschende Wechsel des Kriegsglücks.

Nachdem Hannibal seinen Bruder Hasdrubal als Oberbefehlshaber in Spanien bestellt und für die Sicherheit Afrika's durch ein zahlreiches dorthin gesandtes Truppencorps gesorgt hatte, brach er im Frühlinge des Jahres 218, unter dem Consulate des Publius Cornelius Scipio und des Tiberius Sempronius Longus, von Neu-Carthago nach Italien auf. Er ging über den Ebro mit 90,000 Mann zu Fuß, 12,000 zu Pferd und 37 Elephanten, einem auserlesenen, größtentheils aus afrikanischen, spanischen, balearischen, maurischen und numidischen Veteranen gebildeten Heere. Er unterwarf sich zuerst, nach einem äußerst blutigen Kampfe, nicht allein den ganzen Küstenstrich zwischen dem Ebro und den Pyrenäen, sondern auch einen Theil des Binnenlandes am Fuße der letztern, und ließ zur Behauptung dieser Gegend und der Ostpyrenäenpässe den Hanno zurück. Den Durchzug durch Gallien öffnete er sich vermittelst Unterhandlungen und Geldes, und richtete seinen Marsch längs der gallischen Küste auf die Rhone zu, über welche er wider die aufgestandenen Gallier den Uebergang mit Gewalt sich erzwang. Den römischen Consul Scipio, welcher zu derselben Zeit mit dem nach Spanien bestimmten consularischen Heere bei Massilia gelandet war, und erst hier von dem Uebergange seines Gegners über die Pyrenäen Nachricht erhalten hatte, vermied Hannibal, nachdem von den Bojern Gesandte bei ihm eingetroffen waren und sich ihm als Wegweiser über die Alpen angeboten hatten, und wandte sich nördlich längs der Rhone über die Isère nach dem Alpengebirge, welches er in 15 Tagen überstieg. Der Marsch aufwärts wurde ihm weniger durch die

Natur, als durch die Feindseligkeit der anwohnenden Völker erschwert, deren Angriff indeß durch die engen Wege, durch die überhängenden Felsen und Berge und andere derartige Oertlichkeiten nicht wenig unterstützt wurde. Der Herabmarsch dagegen wurde von Menschen nicht beunruhigt, jedoch machten sich nun die Schwierigkeiten und Hindernisse der Natur um so empfindlicher geltend. Es war Anfang Octobers. Deßhalb stellte sich auf der Höhe bereits der Winter ein, und der fallende Schnee machte die Wege unkenntlich und unsicher. Fünf oder sechs Monate nach seinem Aufbruche von Neu-Carthago traf Hannibal im cisalpinischen Gallien, im Gebiete der befreundeten Insubrer, mit 20,000 Mann zu Fuß und 6000 Reitern ein.

Ein Reitergefecht, worin er am Ticinus den Consul Scipio besiegte, welcher von Massilia nach Italien zurückgesegelt war, nöthigte nicht nur die Römer zum eiligen Rückzuge über den Po und hinter die Trebia, sondern gewann auch Hannibal schon die Gemüther der Gallier. Zwar war mittlerweile der andere römische Consul, Sempronius, mit seinem Heere aus Sicilien zurückberufen und zu seinem Collegen gestoßen. Allein er ließ sich, wider des weisern Scipio Rath, von Hannibal zu der blutigen Schlacht an der Trebia verleiten, in welcher nicht nur die Blüte des römischen Heeres auf dem Kampfplatze blieb, sondern nach welcher auch die römischen Feldherren genöthigt wurden, sich nach Placentia und Cremona zurückzuziehen. Durch diese Bewegung ward Ligurien und der ganze Landstrich südlich vom Po dem Hannibal Preis gegeben.

Im Anfange des Jahres 217 brach Hannibal, verstärkt durch zahlreiche gallische und ligurische Miethtruppen, und jetzt bereits über 50,000 Mann stark, aus den Winterquartieren auf. Anstatt des gewöhnlichen Weges den schwierigern, und deßhalb von den Römern nicht vorausgesetzten Weg durch die Sümpfe des Arno wählend, umging er dem ihm zunächst bei Arretium gelagerten Consul Flaminius in dessen linker Seite, verleitete hierdurch, so wie durch heftige Verwüstung der ganzen Gegend, diesen Feldherrn, ihm in Eilmärschen nachzurücken, und schlug in den Engpässen am See Trasimenus die Römer bis zur Vernichtung. Diese entscheidende Schlacht öffnete dem Hannibal ganz Italien und gestattete ihm, seinen Marsch nach Unter-Italien zu richten. Zugleich wurde durch sie, durch den ungeheuren moralischen Eindruck, welchen sie hervorbrachte, und die freundliche Behandlung, welche die in ihr gefangenen römischen Bundesgenossen bei Hannibal fanden, zu dem spätern Abfalle dieser letztern bereits der Grund gelegt. Hannibal zog hierauf längs dem Ufer des adriatischen Meeres in langsamen Märschen nach Apulien, nachdem er seinem Bruder Hasdrubal den Befehl gesandt hatte, im künftigen Jahre gleichfalls in Nord-Italien einzufallen.

Die Römer aber griffen auf die Nachricht von dem schweren Unfall am trasimenischen See zu dem gewöhnlichen Auskunftsmittel in besonders gefährlichen Zeiten: sie wählten einen Dictator. Die Wahl fiel auf Q. Fabius Maximus (einen Nachkommen jenes Helden der

Samniterkriege), der durch die weise Zögerung, mit der er von nun an den Krieg führte, sich den Beinamen Cunctator und einen unsterblichen Ruhm erworben hat, einen Ruhm, der sich nicht treffender bezeichnen läßt, als durch den bekannten Vers des Ennius:

Unus homo nobis cunctando restituit rem.

Durch ihn wurde so viel erreicht, daß der Krieg ungefähr ein Jahr lang fast einen völligen Stillstand erlitt, während dessen Hannibal alle Künste seines Genies vergeblich gegen die Besonnenheit und weise Vorsicht seines Gegners aufbot. Fabius folgte ihm nach Apulien, hielt sich aber, ohne je in die Ebene herabzusteigen, immer an den Höhen, den Hannibal, wie dieser sich selbst ausgedrückt haben soll, wie eine drohende Wetterwolke begleitend. Dann wandte sich Hannibal nach Samnium, welches sich seit den Kriegen mit Rom wieder erholt hatte und daher reiche Beute versprach, in der Hoffnung, durch die Plünderung dieses Landes den Fabius zu einer Abweichung von seinen Grundsätzen zu verlocken. Seine Hoffnung blieb aber unerfüllt. Er griff jetzt zu einem kühnern, aber, wie es schien, unfehlbaren Mittel. Er fiel in das überaus fruchtbare, größtentheils römischen Bürgern gehörige Campanien ein, indem er meinte, daß Fabius wenigstens jetzt, um eine Plünderung zu verhüten, eine Schlacht wagen würde, oder daß im andern Falle, wenn Fabius dies gleichwohl nicht thäte, die Bundesgenossen, die völlige Ueberlegenheit der carthagischen Waffen erkennend, in Masse abfallen würden. Aber keine dieser Erwartungen ging in Erfüllung. Die campanischen Städte blieben den Römern treu, und Fabius fuhr fort, sich auf den Höhen zu halten, obgleich das ganze Heer und namentlich auch sein ihm sehr unähnlicher Magister Equitum Q. Minucius Rufus hiermit sehr unzufrieden war und auch das Volk in Rom über diese Zögerung ungeduldig und unwillig wurde. Beim Eintritt des folgenden Jahres war das Ziel fast erreicht, und Hannibal, welcher vergebens Alles erschöpft hatte, um seinen Gegner zu einer Schlacht oder einer falschen Bewegung zu verleiten, schien durch Mangel aller Art gedrückt, und, bedroht von der üblen Stimmung seines Heeres, zum Rückzuge nach Gallien gezwungen. Allein der für das Jahr 216 von den Römern gewählte Operationsplan änderte Alles. Auf die Nachricht, daß Hannibal durch einen geschickten Handstreich sich des befestigten Cannä und der dort befindlichen römischen Magazine bemächtigt, und dadurch dem ihm gegenüberstehenden römischen Heere die Zufuhr abgeschnitten habe, beschloß der Senat eine entscheidende Schlacht. Ein Heer von Römern und Bundesgenossen (80,000 Mann zu Fuß und 6000 zu Pferde), zahlreicher als jedes früher und im spätern Verlaufe dieses Krieges ins Feld gestellte, ward unter den Consuln Paulus Aemilius und Terentius Varro in Apulien gesammelt; und die Tollkühnheit dieses letztern, welche freilich in der Stimmung des Heeres und seiner Führer eine mächtige Stütze fand, führte bei Cannä am Aufidus zu der von Hannibal sehnlichst gewünschten Hauptschlacht, worin diesmal

nicht sowohl, wie am Trasimenussee und an der Trebia, die geschickte Benutzung günstiger Terrainverhältnisse, sondern fast ausschließlich Hannibal's überlegene Manövrirkunst und die vollendete taktische Ausbildung seines Heeres der Minderzahl wider die Mehrzahl zu einem Siege verhalf, wie über Römer noch keiner erfochten war. Durch die Schlacht von Cannä ward Roms militärische Kraft materiel und moralisch auf das Tiefste erschüttert. Die Blüte der italischen Jugend war auf dem Schlachtfelde oder in die Hände des Siegers gefallen, und der Muth des kühnsten aller Völker ward durch diesen Schlag wenigstens so weit gebeugt, daß fortan Hannibal's bloßer Name erschreckte. Zugleich hatte diese Niederlage den Glauben der römischen Bundesgenossen an dem fernern Fortbestehen Roms so heftig erschüttert, und, verbunden mit Hannibal's kluger Behandlung ihrer Gefangenen, so lebhafte Wünsche nach Wiedererlangung der frühern Unabhängigkeit bei ihnen geweckt, daß noch im Jahre 216 mit Ausnahme der Latiner der größte Theil derjenigen Bundesgenossen, welche nicht durch die Nähe von Rom oder durch römische Truppencorps in ihrem Gebiete in Gehorsam festgehalten wurden, also fast alle Völker und Städte Unter-Italiens, sämmtliche cisalpinische Gallier und selbst ein Theil Mittel-Italiens, zu Hannibal abfielen, welchem auch das reiche Capua seine Thore öffnete. Durch die Schlacht von Cannä erhielt aber auch Hannibal die Mittel zu einer leichten und tüchtigen Ergänzung seines Heeres.

Fast nicht minder wichtig als die militärischen, erscheinen die politischen Folgen der Schlacht von Cannä. Auch die benachbarten Könige und Völker, welche dem Gange dieses Krieges aufmerksam gefolgt waren, hielten nach dieser Schlacht Rom für verloren. Ihr Resultat veranlaßte Philipp von Macedonien im Jahre 215, mit Hannibal ein Schutz- und Trutzbündniß wider Rom abzuschließen, wodurch diesem letztern ein wegen seiner Nähe, Macht und persönlichen Eigenschaften doppelt gefährlicher neuer Feind erweckt ward. Auch Sardinien empörte sich in demselben Jahre, und selbst Hiero's Enkel und Nachfolger, der König Hieronymus von Syracus, so wie der größte Theil des römischen Siciliens ward im Jahre 214 von Hannibal für Carthago gewonnen. So ward es diesem letztern möglich, Rom theils durch feindliche Mächte, theils durch dessen eigene Unterthanen und Bundesgenossen zu bekämpfen und so die römischen Kräfte zu einer Zeit zu theilen, wo es dieser gerade am meisten bedurfte. Nach einer viermaligen Niederlage verließen die Römer endlich das System, jedes Jahr neue Feldherren an die Spitze ihres Heeres zu stellen, und, wie die beiden Scipionen (Cneius und sein Bruder Publius Cornelius Scipio) in Spanien bis zu ihrem Tode (212) gegen Hasdrubal den Krieg mit Erfolg führten und ihn von dem Uebergange nach Italien abhielten, so behielt der im Kriege gegen die cisalpinischen Gallier (222) erprobte M. Claudius Marcellus den Oberbefehl in Italien ebenfalls bis zu seinem Tode (215—208). Hannibal's nächste Plane aber waren auf den Erwerb von festen Seeplätzen und auf seine militärische Festsetzung auch in Mittel-

Italien gerichtet. Deßhalb machte er kurz nach der Schlacht von Cannä einen, jedoch erfolglosen, Versuch auf das wichtige Neapel, welchen er in diesem und dem folgenden Jahre mehrmals wiederholte, ohne jedoch seinen Zweck zu erreichen, wandte sich hierauf nach dem reichen, üppigen Capua, welches dem Sieger in so vielen Schlachten bereitwillig seine Thore öffnete. Aber sein Versuch auf Nola scheiterte an der kühnen Entschlossenheit des römischen Prätors Claudius Marcellus. Auch im folgenden Jahre vereitelte Marcellus einen neuen, kraftvollern Angriff Hannibal's auf Nola.

In den beiden folgenden Jahren, 214 und 213, wurde durch die Einnahme von Casilinum und Arpi in Apulien durch die Consuln Marcellus und Fabius, so wie durch des Pro-Consuls Sempronius glänzenden Sieg über Hanno bei Benevent Hannibal's weitern Fortschritten in Mittel-Italien auf immer ein Ziel gesetzt und sogar Capua schon bedroht. Aber wichtiger war die Wendung, welche die Römer dem Kriege mit Philipp von Macedonien zu geben wußten, so wie die Ereignisse in Sicilien.

Schon im Jahre 215 hatten die Römer an der Küste Calabriens unter dem Prätor Valerius Lävinus ein Geschwader und eine Legion zur Beobachtung Philipp's aufgestellt. Mit diesen Streitkräften schlug Lävinus 214 Philipp bei Apollonia; und dieser Fürst ward in den darauf folgenden Jahren, zumal wider ihn ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß der Aetolier, Eleer, Lacedämonier, der Könige von Illyrien, des Königs Attalus von Pergamus und der Römer durch Lävinus' Gewandtheit zu Stande gebracht wurde, dergestalt zu Hause beschäftigt, daß er an einen Einfall in Italien nicht mehr denken konnte. Obgleich ihm daher Carthago eine Flotte zu Hülfe gesandt hatte, so schätzte er sich doch glücklich, im Jahre 205 mit Rom einen Separatfrieden abzuschließen, welchen dieses letztere auch unter vortheilhaften Bedingungen ihm gewährte, um sich für jetzt dieses Feindes zu entledigen.

Dagegen errang Hannibal's gewandte Politik und sein mächtiger Einfluß in Carthago im Jahre 214 in Sicilien einen Triumph, dessen unberechenbare Folgen für Rom nur der Heldengeist eines Marcellus später abzuwenden im Stande war. Carthago aber schickte nicht nur eine Flotte unter Bomilkar, sondern auch ein zahlreiches Heer unter Himilko nach Sicilien, welches sich zuerst des wichtigen Agrigents und hierauf noch anderer sicilischer Städte bemächtigte. Marcellus' Versuch, Syracus zu belagern, ward durch das Genie des Archimedes gänzlich vereitelt; dieser Feldherr mußte sich für das Jahr 213 auf eine Blokade beschränken, und nach der Ankunft Himilko's trat der größte Theil auch des römischen Siciliens zu den Carthagern über. Während so Rom mit dem Verluste seiner schönsten, gerade damals, als Kornkammer Italiens, fast unentbehrlichen Provinz bedroht ward, führte Hannibal im Anfange des Jahres 212 wider dasselbe einen neuen, höchst empfindlichen Streich. Tarent, für Hannibal gleich wichtig als Stützpunkt für seine Operationen wie zur Verbindung mit Carthago und

Macedonien, nach dessen Besitze der carthagische Feldherr daher auch schon lange gestrebt hatte, ward mit Ausnahme der Burg von ihm überrumpelt. Auch entsetzte Hannibal das von den Römern belagerte Capua durch eine Schlacht, welche er den Consuln lieferte, allein die römischen Feldherrn kehrten nach Capua zurück und umgaben es, während Hannibal einen vergeblichen Versuch auf die Burg von Tarent machte, mit einer doppelten Circumvallationslinie.

Gleichzeitig ward der Krieg in Sicilien von beiden Seiten mit Heftigkeit fortgesetzt. Durch Verrath gelang es zwar Marcellus, Syracus bis auf die beiden Stadttheile Achradina und Nasus zu erobern. Allein in der Stadt selbst von Himilko und der carthagischen Flotte gleichzeitig angegriffen, befand sich dieser Feldherr bereits in einer äußerst bedenklichen Lage, als die Pest, welche unter den Feinden ausbrach, das carthagische Heer nebst dessen Führern hinwegraffte. Endlich fiel auch der übrige Theil dieser Stadt durch Verrath in Marcellus' Gewalt.

Im Anfange des Jahres 211 war das ausgehungerte Capua dem Falle nahe, als Hannibal von Tarent in Eilmärschen zu seiner Rettung herbeieilte. Aber alle Versuche, welche Hannibal machte, durch Neckereien und Plänkeleien den Feind ins offene Feld und zu einer Schlacht zu verleiten, scheiterte an der standhaften Besonnenheit der römischen Proconsuln. Da beschloß er, mit Preisgebung aller seiner Verbindungen, rasch auf die feindliche Hauptstadt zu rücken, um im günstigsten Falle sie selbst durch Ueberraschung zu erobern, im weniger günstigen aber die Römer wenigstens zur Aufhebung der Belagerung von Capua zu nöthigen. Daher rückte er so geheimnißvoll und mit solcher Schnelligkeit auf Rom, daß diese Hauptstadt durch sein Erscheinen die erste Nachricht über seine Entfernung von Capua erhielt. Aber der Zufall wollte, daß in Rom eine zahlreiche waffenfähige Mannschaft vereinigt war. So sah der Senat sich in den Stand gesetzt, ungeachtet der unbeschreiblichen Bestürzung, welche in der Stadt herrschte, diese letztere zu vertheidigen, und Hannibal's erster Zweck war damit vereitelt. Um wenigstens den zweiten wo möglich zu erreichen, wandte sich der carthagische Feldherr nach kurzem Verweilen jetzt in Eilmärschen nach Capua zurück, als er am fünften Tage die Nachricht erhielt, daß das römische Heer unbeweglich in seinen Linien stehen geblieben sei. Kurz nachher fiel das unglückliche Capua, an welchem die Römer eine furchtbare Rache übten.

Im Jahre 210 gelang es dem Consul Lävinus, den Krieg in Sicilien durch die Einnahme Agrigents gänzlich zu beendigen. Auch der Feldzug des Jahres 209 nahm eine unerwartet glückliche Wendung. Von dem kühnen Marcellus niemals aus den Augen verloren und unablässig gedrängt, mußte Hannibal drei Mal mit ihm kämpfen, und während er ein römisches Truppencorps, welches Caulonia in Bruttium belagerte, aufhob, fiel unterdeß das wichtige Tarent durch Verrath in Fabius' Hände, wodurch Hannibal einen Verlust erlitt, welcher in militärischer Hinsicht den von Capua vielleicht noch überwog. So begann

mit dem Jahre 208 für Hannibal ein äußerst schweres Jahr. Die beiden Consuln, Marcellus und Crispinus, vereinigten sich bei Venusia in der Absicht, mit ihren überlegenen Streitkräften durch eine entscheidende Schlacht den Krieg zu beendigen. Aber Hannibal lockte die beiden Consuln in einen Hinterhalt, worin Marcellus blieb und Crispinus so schwer verwundet wurde, daß er sich nach Capua zurückzog.

So behauptete Hannibal auch in diesem Jahre seine Ueberlegenheit im Felde, und stand am Ende desselben siegreich, und wenn auch nicht so furchtbar, als vor Capua's und Tarent's Falle, doch immer noch stark genug da, um im künftigen Jahre die Vereinigung mit seinem bereits an den Alpen gelagerten Bruder Hasdrubal nöthigenfalls erzwingen, und dann im Verein mit ihm wider Rom den Alles entscheidenden Streich führen zu können.

Der Krieg in Spanien 218—206.

Cn. Cornel. Scipio landete mit dem ursprünglich zur Bekämpfung Hannibal's in Spanien bestimmten Heere, das ihm sein Bruder Publius, als er von Massilia nach Genua zurückkehrte, übergeben hatte, bei Emporium 218. Unterstützt von den spanischen Völkerschaften, die das punische Joch abzuschütteln strebten, eröffnete er den Krieg mit der Eroberung der Küste zwischen den Pyrenäen und dem Ebro und entriß durch einen Seesieg in der Mündung des Ebro, wo die Flotte der Carthager theils vernichtet, theils erobert ward, diesen die Herrschaft über das ganze Meer an der Ostküste Spaniens. Weitere Fortschritte machte sein Bruder P. Corn. Scipio, der als Proconsul nach Spanien kam und über den Ebro bis in die Nähe Sagunt's vordrang. Als nun nach der Schlacht bei Cannä Hasdrubal vom carthagischen Senate den Befehl erhielt, zur Verstärkung Hannibal's unverzüglich nach Spanien aufzubrechen und die Scipionen von diesem Plane Kenntniß erhalten hatten, beschlossen sie, mit Hintansetzung jedes andern Zweckes, die Ausführung eines Projectes zu hintertreiben, welches, wie sie richtig erkannten, wenn es gelang, Roms Untergang herbeiführen mußte. Sie rückten daher dem feindlichen Feldherrn entgegen, und nöthigten ihn bei Ibera, in der Nähe des Ebro, zur entscheidenden Schlacht, in welcher die Römer, von ihren Feldherrn darüber belehrt, daß hier, obwohl fern von Rom, doch für Rom und dessen Fortbestehen gekämpft werde, durch ihre standhafte Tapferkeit den Sieg errangen. Das ganze carthagische Heer ward zersprengt, und Hasdrubal, welcher, die ganze Wichtigkeit des Kampfes fühlend, auch seinerseits das Aeußerste an den Sieg gesetzt hatte, verließ der letzte und mit Wenigen das Schlachtfeld. Durch diese Schlacht, welche ihm nicht allein die Aussicht raubte, nach Italien Heere überzuführen, sondern auch die fernere Behauptung Spaniens durch die Carthager höchst zweifelhaft machte, wurde Rom gerettet. Der moralische Eindruck der Schlacht von Ibera bewirkte einen weit verbreiteten Abfall der spanischen Völkerschaften auch jenseits des Ebro von den Carthagern.

Erst im folgenden Jahre, 214, gelang es Hasdrubal, im Vereine mit seinem Bruder Mago, die aufgestandenen Spanier in einer großen Schlacht zu überwinden, und, nachdem ihm ein neues carthagisches Heer unter Hasdrubal, dem Sohne des Gisgo, zu Hülfe gesandt worden war, selbst zur Belagerung von Illiturgis zu schreiten. Aber die Scipionen eilten zum Schutze ihrer Bundesgenossen über den Ebro, überwanden die drei carthagischen Heerführer in drei kurz aufeinander folgenden Schlachten, bei Illiturgis, Munda und Auringis oder Oringis, schlugen auch das vierte von Mago größtentheils in Gallien angeworbene neue Heer, und nöthigten, indem sie sich zuletzt noch Sagunt's bemächtigten, auf diese Weise ihre Gegner, in dem folgenden Jahre, 213, auf alle offensiven Operationen zu verzichten. Die Scipionen machten sogar einen Versuch, die Carthager zur Abberufung eines Theiles ihrer Streitkräfte aus Spanien zu zwingen, indem sie mit Syphax, dem mächtigen Könige der massäsylischen Numidier, der mit Carthago in Krieg gerathen war, ein Bündniß abschlossen. Es gelang jedoch Carthago, welches sich mit Gala, dem Könige der massylischen Numidier, wider Syphax verband, durch Gala's heldenmüthigen Sohn, den nachher so berühmt gewordenen Massinissa, diesen neuen Feind zu überwinden, ohne daß eine Detachirung aus Spanien nothwendig ward.

Desto wichtigere Ereignisse fanden im Jahre 212 Statt. Es war nämlich den Scipionen während des Winters gelungen, die mächtigen und kriegerischen Celtiberier auf ihre Seite und 30,000 von ihnen als Söldner in ihr Lager zu ziehen. Im Vertrauen auf diese bedeutende Verstärkung, glaubten die römischen Heerführer sich nicht mehr, wie bisher, darauf beschränken zu dürfen, Hasdrubal's Marsch nach Italien zu hindern. Sie beschlossen vielmehr, durch gänzliche Vertreibung der Carthager aus Spanien, den dortigen Krieg zu beendigen. War aber dieser Entschluß bei den damaligen Verhältnissen Roms schon an und für sich ein strategischer Fehler, so ward er dies letztere vollends durch die Art und Weise der Ausführung. Denn anstatt mit gesammter Kraft zu operiren, wandte sich Publius Scipio mit zwei Dritteln des römischen Heeres wider Mago und Hasdrubal, den Sohn des Gisgo; während Cneius Scipio mit dem übrigen Drittel und den Celtiberiern den barcinischen Hasdrubal angriff. Diese Trennung der feindlichen Streitkräfte wußten die carthagischen Feldherren eben so gewandt, als energisch zu benutzen. Während Hasdrubal, Hannibal's Bruder, durch Geld die Celtiberier zur Rückkehr in ihre Heimat bewog, ward Publius Scipio von dem andern Hasdrubal, Mago, Indibilis und Massinissa gänzlich geschlagen, und blieb selber, worauf auch Cneius Scipio den vereinigten Streitkräften seiner Gegner erlag und den Tod fand. Der von den carthagischen Feldherren, welche den Ebro überschritten, rasch verfolgte Ueberrest des römischen Heeres wäre jetzt unfehlbar vernichtet und dadurch nicht bloß Spanien für Carthago gänzlich wiedererobert, sondern auch Hasdrubal's Marsch nach Italien noch in diesem Jahre ausgeführt worden, wenn nicht der Heldenmuth und das Genie eines

römischen Ritters, Marcius, dem das geschlagene Heer den Oberbefehl übertrug, und mit dem Muthe der Verzweiflung in die Schlacht folgte, den auf solchen Widerstand gefaßten Feind nachdrücklich zurückgewiesen, und so wenigstens den Besitz des Landes zwischen dem Ebro und den Pyrenäen den Römern erhalten hätte.

In lebhafter Furcht, Hasdrubal's Marsch nach Italien nächstens eintreten zu sehen, sandte Rom noch vor dem Ablaufe des Jahres 211, da kein Anderer sich fand, welcher den gefährlichen Oberbefehl in Spanien übernehmen wollte, dorthin einen neuen Oberbefehlshaber mit allen nur irgend entbehrlichen Streitkräften, den 25jährigen Publius Cornelius Scipio, den Sohn des Siegers von Ibera; und dieser große Heerführer gab durch Politik nicht minder, als durch die Waffen dem spanischen Kriege eine gänzlich veränderte Wendung.

Schon im Frühlinge des Jahres 210 erschien er, die Feinde überraschend, nach einem Eilzuge zu Wasser und zu Lande, vor der Hauptstadt des carthagischen Spaniens, welche, da ein Angriff auf sie außer aller Berechnung lag, nur mit 1000 Mann besetzt war, und daher, ungeachtet der eben so entschlossenen als geschickten Vertheidigung ihres Befehlshabers Mago, bereits nach wenigen Tagen in Scipio's Hände fiel. Durch den Verlust dieser Stadt, der Flottenstation, des Hauptwaffenplatzes und Hauptmagazins, der Schatzkammer der Carthager, des Sitzes der wichtigsten Silber-Bergwerke, erlitt die carthagische Macht nicht nur in Spanien, sondern auch überhaupt materiel und moralisch den empfindlichsten Stoß. Dazu kam ferner, daß das gewandte politische Benehmen, welches Scipio gegen die bei dieser Gelegenheit in seine Hände gerathenen Spanier befolgte, nicht bloß die Gemüther der Geißeln und Gefangenen, sondern auch der übrigen Spanier den Carthagern gänzlich entfremdete. Endlich aber erhielt der römische Feldherr durch die in Neu-Carthago damals befindliche Commission carthagischer Senatoren jetzt auch die genauesten Nachrichten über den carthagischen Kriegsplan, und das Project des carthagischen Senates, Hasdrubal so bald und so stark als möglich nach Italien zu senden.

Aber selbst dieser entscheidende Schlag vermochte nicht den standhaften Sinn des carthagischen Senates zu beugen, und ihn zur Aufgebung eines Projectes zu bewegen, an dessen Ausführung Hannibal und Carthago, und mit Recht, den endlichen Sieg geknüpft glaubten. Zahlreiche Schaaren afrikanischen Fußvolks und numidischer Reiter unter Massinissa's Führung wurden durch ganz Afrika angeworben. Noch vor dem Ende des Frühlings 209 stießen diese Truppen zu Hasdrubal. Als Scipio den Befehl des Senates erhielt, Hasdrubal's Marsch nach Italien um jeden Preis zu verhindern, so griff er das carthagische Heer bei Bäcula, ungeachtet dessen fast unangreifbarer Stellung, ohne Zaudern und mit solchem Nachdrucke an, daß sich der Sieg für ihn entschied. Aber Hasdubral, welcher auf diesen Ausgang der Schlacht bereits im Voraus Bedacht genommen, und daher, schon ehe der Kampf begann, seine Elephanten und seine Kriegscasse vorausgeschickt hatte,

brach das Gefecht rasch ab, und zog sich mit mäßigem Verluste nach dem Tajo zu, in der Richtung der Pyrenäen, zurück. Im folgenden Jahre, 208, rückte er über die West-Pyrenäenpässe, in der Nähe des atlantischen Oceans, in Gallien ein. Scipio hatte sich damit begnügt, zur Besetzung der Ost-Pyrenäenpässe ein Truppen-Detachement abzusenden.

Ausgang des Krieges.

Wie wenn der Welt noch einmal bewiesen werden sollte, daß Consequenz und fester Wille zuletzt auch das Schwerste erzwingen, und das Glück mit dem Standhaften und Gewandten im Bunde stehe, war Hasdrubal, freundlich aufgenommen von den gallischen Völkerschaften, und selbst verstärkt durch dort angeworbene Schaaren, beim Eintritt des Winters (208) an den Alpen angelangt, hatte dieses Gebirge im Frühlinge des folgenden Jahres glücklich und ohne Verlust überstiegen, und war mit einem furchtbaren Heere bereits in Umbrien eingetroffen, wohin er zur Vereinigung mit sich seinen Bruder schon von Placentia aus beschieden hatte. Gleichzeitig hatte Hannibal seine sämmtlichen Streitkräfte vereinigt, und stand in Lucanien, entschlossen, sich nöthigenfalls durch eine Schlacht den Weg zu seinem Bruder zu öffnen. Diesem letztern war bei Sena am Metaurus der römische Consul Livius Salinator, dem Hannibal der andere Consul, Claudius Nero, mit 43,500 Auserlesenen entgegengestellt worden, um wo möglich die Vereinigung der beiden feindlichen Heere zu hindern.

Die dem Hannibal von seinem Bruder mit einem Briefe gesandten Reiter fielen in die Hände des römischen Feldherrn, welcher aus dem Inhalte des Schreibens die Absicht Hasdrubal's, Hannibal in Umbrien zu erwarten, ersah, und mit beispielloser, aber durch den Drang der Ereignisse vollkommen gerechtfertigter Kühnheit Hannibal gegenüber sein Heer verließ, um mit dem Kerne seiner Truppen in raschen Märschen nach Umbrien zu eilen und zu seinem Collegen zu stoßen. Dort eingetroffen, nöthigte er in Verbindung mit diesem letztern am zweiten Tage nach seiner Ankunft den durch sein räthselhaftes Erscheinen erschütterten Hasdrubal zu einer Schlacht, in welcher nach einem mörderischen Kampfe das carthagische Heer und sein großer Führer erlagen. Diese Schlacht, die würdige Schwester von Cannä, Ibera und Zama, ist der strategische Wendepunkt des zweiten punischen Krieges. Die seit dem Jahre 216 diesem Kriege carthagischer Seits zum Grunde gelegte, und so standhaft verfolgte strategische Idee ging in ihr unter, und die seit jenem Jahre von den Carthagern behauptete Offensive durch sie verloren. Und wenn die Schlacht von Zama später das Schicksal nicht bloß von Carthago und Afrika, sondern auch dasjenige der Welt entschied, so ward durch die Schlacht von Sena nicht allein das Schicksal von Rom und Italien, sondern auch bereits dasjenige des zweiten punischen Krieges entschieden.

Spanien war in demselben Jahre durch einen neuen Sieg des Scipio

bei Bäcula für Carthago verloren gegangen, und der Eroberer dieses Landes bereits damit beschäftigt, in Afrika selbst für die dortige Bekämpfung Carthago's sich den Weg zu bahnen.

Da landete, den Römern gänzlich unerwartet, im Anfange des Jahres 205 unter Mago bei Genua ein neues carthagisches Heer, und mit solcher Thätigkeit vollzog dieser Feldherr die ihm von Carthago ertheilten Befehle, daß Besorgnisse, ähnlich denen bei Hasdrubal's Ankunft in Ober-Italien, bei den Römern erwachten.

Im Jahre 204 war Scipio mit der Blüte der italischen Jugend und dem Kerne der sicilischen Veteranen in Afrika gelandet, und bereits mit dem unversöhnlichen Feinde Carthago's, dem kühnen Massinissa, verbunden. Allein ungeachtet des Schreckens, welchen seine Landung in Carthago erweckte, wurden Hannibal und Mago nicht aus Italien zurückberufen, sondern Carthago stellte mit einer früher nie gesehenen Thätigkeit unter Hasdrubal, dem Sohne des Gisgo, und dem, mit schlauer Diplomatie vom römischen ins carthagische Interesse wieder herübergezogenen Könige Syphax dem Scipio ein Heer entgegen, zahlreicher, als je eins im Laufe des Krieges für Carthago gestritten hatte. Ja, selbst als dieses Heer im Sommer des Jahres 203 gänzlich unerwartet bei Utika in einem nächtlichen Ueberfalle von Scipio vernichtet worden war, so ward nichts desto weniger der, von der Hannonischen Partei gemachte Vorschlag, Hannibal und Mago zurückzuberufen, vom Senate verworfen, und noch einmal der Versuch gemacht, durch ein von Hasdrubal und Syphax neu gesammeltes Heer Scipio zu bekämpfen. Mit solcher eisernen Consequenz hielt Carthago an dem Kriegsplane seines großen Feldherrn fest; mit solcher unbeugsamen Standhaftigkeit verfolgte es die einmal gefaßte Idee, durch ein vom cisalpinischen Gallien auf Rom vorrückendes Heer, und dessen Vereinigung mit Hannibal, den Krieg zu entscheiden.

Aber freilich ohne Erfolg! Denn der im Jahre 203 kraftvoll nach Insubrien vorgedrungene Mago erlag in blutiger Schlacht den vereinigten Kräften des Prätors Quinctilius Varus und des Proconsuls Cornelius, und nach Scipio's zweitem Siege über Hasdrubal und Syphax, welcher die gänzliche Zersprengung des carthagisch-numidischen Heeres, und später die Gefangennehmung des Syphax durch Massinissa zur Folge hatte, blieb der bedrängten Republik nichts weiter übrig, als mit gänzlicher Aufgebung aller Offensivplane Hannibal und Mago die Räumung Italiens anzubefehlen, um vielleicht noch durch ihre und ihrer Heere vereinte Kraft den jetzt unvermeidlich gewordenen Kampf für die eigene Rettung zum Vortheile Carthago's zu wenden. Aber bereits an den Küsten Sardiniens verschied Mago an den in der Schlacht erhaltenen Wunden, und, auch des letzten Bruders beraubt, mußte Hannibal allein auf Zama's Ebenen die Schlacht schlagen, welche das Schicksal Carthago's, sein eigenes, und dasjenige der Welt entschied.

Hannibal floh aus der Schlacht nach Adrumetum. Von da begab er sich nach Carthago und rieth dort — gleich seinem Vater nach der

Schlacht bei den ägatischen Inseln — selbst zum Frieden. Scipio dictirte die Bedingungen desselben: Carthago mußte alle Gefangenen und Ueberläufer, alle Kriegsschiffe bis auf 10 und alle Elephanten ausliefern, binnen 50 Jahren in jährlichen Raten die Summe von 10,000 euböischen Talenten bezahlen, alle Besitzungen außer Afrika aufgeben, und endlich sich verpflichten, keinen Krieg ohne Erlaubniß der Römer anzufangen. Eine weitere nicht geringe Zuthat zu der Härte dieser Bedingungen war es, daß Massinissa in den Besitz von ganz Numidien gesetzt und den Carthagern die Verpflichtung auferlegt wurde, ihm Alles zurückzugeben, was ihm oder seinen Vorfahren jemals von ihnen entrissen worden, wodurch ihr Schicksal ganz in die Hände dieses ihres erbitterten Gegners gelegt wurde.

---

154. Publ. Cornelius Scipio Africanus.

(Nach Franz Dorotheus Gerlach, historische Studien, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

Als erste Grundlage von Scipio's künftiger Größe darf seine Jugend bezeichnet werden. Sein Jünglingsalter fiel mit dem Beginn der verhängnißvollen Zeit zusammen, welche die ganze Kraft des römischen Volkes erweckte. Denn Scipio hatte kaum die männliche Toga angelegt, als er in der Schlacht am Ticinus seinen verwundeten Vater aus dem Kampfgetümmel rettete. Zwei Jahre später focht er in der Schlacht bei Cannä und ordnete mit Muth und Geistesgegenwart die Trümmer des geschlagenen Heeres. Alles schien in seinem Wesen und Thun ungewöhnlich. Während das Eindringen fremder Vorstellungen und neuer Gedanken schon damals dem frommen Glauben der Väter feindselig entgegen trat, und der kecke Sinn der Jugend in dieser Richtung sich gefallen mochte, sah man den Scipio jeden Morgen noch vor Tagesanbruch das Capitol besteigen und in dem Tempel des höchsten Gottes in stiller Abgeschiedenheit lange Zeit verweilen. Von der Zukunft sprach Scipio meist mit einer Zuversicht, als wenn der Rath des Schicksals ihm durch Offenbarung kund geworden. So durch eigenthümliche Geistesgröße, durch seltene Thatkraft und durch die schwärmerische Bewunderung des Volkes das Höchste zu erstreben fähig, fand Scipio den würdigen Schauplatz seiner Thaten in der Noth des Vaterlandes.

Schon 6 Jahre hatte der Kampf in Italien und Spanien ohne Entscheidung gedauert, als auf dem letztern Schauplatze binnen 30 Tagen zwei der besten römischen Feldherren, Scipio's gleichnamiger Vater und sein Oheim Cn. Cornelius Scipio, an der Spitze ihrer Heere fielen. Die Nachricht von diesem furchtbaren Mißgeschick benahm selbst kriegserfahrenen Männern alles Vertrauen in so hohem Grade, daß der Senat keinen Führer seiner Wahl würdig fand, und, als das Volk auf

dem Marsfelde zu der ihm ausnahmsweise überlassenen Wahl zusammenströmte und vergebens die Vorschläge des Senates erwartete, allgemeine Hülfslosigkeit schmerzlicher als je empfunden ward. Da trat rasch ein Jüngling auf und rief mit starker Stimme, er bewerbe sich um den Oberbefehl in Spanien. Es war eine edle Gestalt, lang wallte das Haar über seine Schultern, ein dunkles Feuer glühte in dem Auge und die Hoheit seines Wesens ergriff mit wunderbarer Gewalt das Gemüth der Bürger. Ein freudiges Erstaunen durchlief die Reihen, frohe Hoffnung erfüllte Aller Herzen, und einstimmig riefen die Tausende von Bürgern: „Cornelius Scipio soll das Heer in Spanien führen." Das war der Jüngling, den das Schicksal auserkoren, der Retter Roms zu werden, der das Glück an seinen Siegeswagen fesselte, in dessen ritterlicher Tugend sich der Heldensinn seiner Zeitgenossen am herrlichsten verklärt. Er hat unbestritten für seine Zeit als der erste Mann Roms gegolten und seiner Größe hat sein Volk gehuldigt.

Seitdem Scipio die römischen Heere führte, schien ein neuer Geist dieselben zu beleben. Die früheren Schlachten bewiesen nur, daß die Römer fürs Vaterland zu sterben wußten; Scipio lehrte sie den Sieg. Statt zweckloser Märsche und Gegenmärsche, statt eines verheerenden Postenkrieges, statt unnützen Blutvergießens, begegnen wir der höhern Strategie. Sein richtiger Blick hatte ihn nach Spanien geführt, welches den Krieg erzeugt, genährt und unterhalten. Dort sammelten die Carthager die Kräfte, welche Italien bedrohten, dort mußte ihre Macht gebrochen werden. Daher erschien er rasch und unerwartet mit dem Heere und der Flotte vor Neu-Carthago, dem Waffenplatz der Feinde, wo der Schatz, die Geißeln von ganz Spanien und alles Kriegsgeräthe aufgespeichert war, von wo die Ueberfahrt nach Afrika am leichtesten erschien. Seinen tief durchdachten Plan krönte das Glück. An demselben Tage, wo das Heer die Zinnen der Burg erblickte, ward diese wichtige Stadt gewonnen. Dadurch verloren die Feinde den Stützpunkt aller ihrer Unternehmungen, und die Zurückgabe der Geißeln machte die Herzen der Spanier frei, auf welche Scipio's Großmuth und Edelsinn ganz anders wirkte, als der rohe Uebermuth der reichen Handelsstadt.

Indessen die Unterwerfung Spaniens sollte nie Zweck, nur Mittel sein. Denn *einen* Plan behielt Scipio fest und unverrückt im Auge, die Landung in Afrika. Darum hatte er Neu-Carthago dem Feinde entrissen, darum dem Numiderfürsten Massinissa durch Großmuth sich verpflichtet, darum mit dem mächtigen Syphax Verbindungen angeknüpft, darum endlich hatte er gleich nach seiner Rückkehr aus Spanien das Consulat gesucht.

Aber in Rom selbst stellten unerwartete Hindernisse sich ihm entgegen. Die Eifersucht, der Neid, die Mißgunst traten den kühnen Plänen des jugendlichen Feldherrn weit hemmender entgegen, als der Feinde Widerstand. Aber nichts konnte dem festen Willen Scipio's widerstehen; der Senat bewilligte zögernd, was er nicht versagen konnte; das Volk, wie von einem höhern Geiste getrieben, rief ungestüm den Scipio zur

Beendigung des Kampfes und zur Landung an der afrikanischen Küste. Scipio mit kaum 20,000 Streitern, ohne den Besitz eines einzigen festen Platzes, wirft alles vor sich nieder, was sich der Verwirklichung seines Planes entgegenstellt. An dem Tage bei Zama ging der Glücksstern von Carthago unter, um sich nimmer zu erheben; die Bedingungen des Friedens gaben der Welt die Kunde, daß die Herrschaft des Abendlandes in die Hände Roms gelegt war.

Einen schönern Triumph hat kein römischer Feldherr je gefeiert, als Scipio. Der Frieden war Italien geschenkt, das 16 Jahre lang die Geißel des Krieges empfunden; der furchtbarste Feind war römischer Tapferkeit erlegen, das stolze Carthago hatte sich vor Scipio gebeugt, und eine große Zukunft hatte sich dem frohen Blick eröffnet. Was durfte nicht ein Held, des Volkes Liebling, in der Blüte männlicher Kraft und Schönheit von der schwärmerischen Bewunderung derer erwarten, die er errettet und befreit? Die Hingebung, die ein freies Volk im Gefühl des Sieges darbringt, hat nicht selten die edelsten Gemüther hingerissen. Aber Scipio's Ruhm blieb unbefleckt. Dem Ungestüm der Volksgunst setzte er weise Mäßigung entgegen; alle außerordentlichen Ehren, mit denen man ihn überhäufen wollte, wies er zurück, ihm genügte die Liebe, die Verehrung, die seiner Größe huldigte.

Als er 11 Jahre später seinen Bruder, den Consul Lucius Cornelius Scipio, im Feldzuge gegen Antiochus von Syrien, als Legat nach Asien begleitete, knüpfte die öffentliche Stimme die rasche und siegreiche Beendigung des Krieges (s. S. 605) vorzugsweise an seinen Namen. Doch der mit Antiochus geschlossene Friede gab der streng römischen Aristokratenpartei, bei welcher auch Scipio durch seine Vorliebe für hellenische Kunst und Wissenschaft Anstoß erregte, Gelegenheit, den langgenährten Haß zu sättigen. Auf den durch bloße Gerüchte erhobenen Verdacht, daß jener Friede nicht ohne den Einfluß asiatischen Goldes geschlossen sei, und daß die Beute nicht vollständig in den öffentlichen Schatz gekommen, gründeten einige Volkstribunen eine schwere Anklage, welche, wenn auch zunächst gegen Lucius Scipio gerichtet, doch offenbar den Sturz des hochstehenden Mannes beabsichtigte. Es kam so weit, daß der Sieger von Zama vor ein Volksgericht geladen wurde; und schon war ein Tag mit der Anklage und Vertheidigung hingebracht, und mehr und mehr wuchs die Erbitterung der Gegner, als Scipio's stolzes Selbstgefühl und die von der Erinnerung seines Thatenruhms mächtig ergriffene Volksversammlung die Pläne seiner Feinde zu Schanden machte.

Bis in die Einsamkeit des ländlichen Aufenthaltes verfolgte ihn der Feinde ungesühnter Haß. Noch einmal erging an ihn die Ladung vor's Volksgericht. Die Fürsprache des Tiberius Gracchus hat diese Schmach von Scipio abgewendet, aber in seinem Gemüthe hatte sich ein tiefer Groll erzeugt. Nie ist er mehr nach Rom zurückgekehrt. An unwirthlicher Küste, in einer Burg, die Thürme und Basteien gegen Räuber schützen mußten, hat er die übrige Zeit seines Lebens in harmloser Be-

schäftigung mit dem Landbau hingebracht. Nicht einmal seine Gebeine sollten in der Gruft der Väter ruhen. Er starb im 52. Lebensjahr. Einen edleren Charakter hat die römische Aristokratie nie mehr hervorgebracht. *)

---

155. Krieg mit Philipp III. von Macedonien.

(Nach Karl Ludwig Roth, römische Geschichte, mit einem Zusatze aus Franz Dorotheus Gerlach, historische Studien.)

Schon während des punischen Krieges hatten Feindseligkeiten zwischen Rom und Philipp von Macedonien begonnen, weil dieser mit Hannibal gemeinschaftliche Sache gegen Rom machte. Der Krieg war aber lässig geführt und im Jahre 205 durch einen Frieden beschlossen worden. Jetzt, im Jahre 200, brach er wieder aus, theils in Folge des Hasses, den beide Theile gegen einander empfanden, und weil Rom für die Unterstützung Carthago's von Seiten Macedoniens Rache nehmen wollte, theils weil der König Attalus von Pergamus, die Rhodier und die Athener römischen Beistand gegen Philipp suchten; am dringendsten die letztern, die einen unmittelbaren Angriff von demselben zu erwarten hatten. Beide Theile, der römische Consul Sulpicius und der König Philipp, bemühten sich um den Beitritt des ätolischen Bundes. Die Aetoler aber suchten fürs erste neutral zu bleiben, und schlossen sich später den Römern an, nur in der Hoffnung, Thessalien, das unter Philipp war, plündern zu dürfen; und auch in der Folge blieben sie argwöhnische Bundesgenossen Roms. Uebrigens erfolgten zwischen Römern und Macedoniern im ersten Jahre nur unbedeutende, nichts entscheidende Gefechte in den Grenzbezirken Macedoniens gegen Epirus hin.

Auch im Jahre 199 blieb Philipp von den Römern fast unangefochten. Erst Quinctius Flamininus, der Consul des Jahres 198, gewann wirkliche Vortheile. Er erstürmte einen von Philipp besetzten, für unbezwinglich gehaltenen Engpaß in denselben Gegenden, wo schon Sulpicius gekämpft hatte, und verfolgte das macedonische Heer, das sich nach Thessalien zurückzog, ohne jedoch für's Erste weitere Fortschritte machen zu können. Beide Theile suchten sich nun durch weitere Bundesgenossen zu stärken. Philipp wollte den Tyrannen Nabis dadurch gewinnen, daß er ihm Argos zur Besitznahme und Plünderung Preis gab; und als dieser unmittelbar darnach, treulos und undankbar, den Römern Anträge machte, wies ihn Quinctius keineswegs zurück, sondern

---

*) Die Stellung des Scipio zu M. Porcius Cato, als der Seele derjenigen Partei, welche seinen Sturz bewirkte, siehe in der Charakteristik Cato's Nr. 158, welche Andeutungen zu einer Parallele zwischen beiden hoch begabten Männern enthält.



nahm sogar eine Verstärkung von 600 Bogenschützen von ihm an. In demselben Sinne suchte und erhielt der Consul auch die Freundschaft der bis dahin unentschieden gebliebenen Böotier. Als beide Theile, Macedonier und Römer, sich genugsam verstärkt zu haben glaubten, rückten sie gegen einander in Thessalien, und trafen zusammen auf einer von Philipp besetzten Kette von Anhöhen, die man die Hundsköpfe, Kynoskephalä, nannte. Bei einem außerordentlich starken Nebel, der auch das Nächste nicht erkennen ließ, stießen die vom Consul auf Kundschaft ausgeschickten Truppen auf die macedonische Mannschaft, welche die Anhöhen besetzt hielt. Es entspann sich ein Gefecht, in welchem die Römer zu unterliegen fürchteten, und darum von ihrem Ober-Befehlshaber die Nachsendung weiterer Truppen begehrten. So wurde aus der anfänglichen Plänkelei eine Hauptschlacht, in welcher die ätolische Reiterei das Meiste dazu beitrug, daß die noch einmal geworfenen Römer zuletzt Stand halten konnten. Die furchtbare macedonische Phalanx konnte wegen Unebenheit des Bodens nicht jenes von Lanzen starrende, unangreifbare Viereck bilden; die Elephanten, deren Gebrauch im Gefechte Rom von Carthago gelernt hatte, sprengten ihre nicht fest anschließenden Reihen, und ein Angriff im Rücken, durch einen römischen Obersten aus eigenem Antriebe unternommen, vollendete die Auflösung des macedonischen Heeres ungeachtet seines tapfern Widerstandes. Philipp floh mit wenigen Reitern und Fußgängern zuerst ins Thal Tempe, dann nach Macedonien. Quinctius gewährte dem König Waffenstillstand, und nahm eine Anzahl Geißeln, worunter seinen jüngeren Sohn Demetrius; sie sollten zurückgestellt werden, wenn der Senat sich nicht zum Friedensschluß herbeiließe. Um diesen zu erwirken, gingen Philipp's Gesandte nach Rom.

Hinter Philipp zeigte sich bereits ein noch furchtbarerer Gegner, der König von Syrien. Um diesen beiden Königen gegenüber an den Griechen treue Bundesgenossen und an ihrem Lande die nöthige Basis zu weitern Kriegsunternehmungen zu haben, gab der Senat in dem Friedensschlusse mit Philipp den griechischen Städten in Europa und Asien, die jener theils unterjocht, theils bedroht hatte, vollständige Selbständigkeit zurück. Philipp mußte, um Frieden zu erlangen, in einer gesetzten Frist seine Mannschaften aus allen griechischen Städten zurückziehen, seine Kriegsschiffe bis auf wenige ausliefern, 1000 Talente an Rom bezahlen, sein Heer auf 5000 Mann beschränken. Dazu sollte er keinen Krieg jenseits der Grenzen Macedoniens ohne Genehmigung des römischen Senats führen.

Quinctius Flamininus aber benutzte die Spiele auf dem Isthmus von Korinth, um bei dieser Versammlung unzähliger Griechen die Acte bekannt zu machen, wodurch Rom die Selbständigkeit aller der Griechen erklärte, die von Philipp beherrscht oder bedroht gewesen waren. So groß auch die Erwartung von der Römer Großmuth gewesen, diese Erklärung schien unglaublich dem freudetrunkenen Volke. Erst als der Herold durch lauten Zuruf aufgefordert zum zweiten Male die frohe

Botschaft verkündete, erst dann wagten sie es, sich ganz dem Gefühle der Freude zu überlassen. Ein lautes Jubelgeschrei erfüllte die Lüfte; Alle erhoben sich von ihren Sitzen, und priesen laut Titus Quinctius Flamininus den großmüthigen Retter von Hellas. Des Festes wurde nicht mehr gedacht; alle Blicke waren auf den römischen Feldherrn gerichtet; um ihn drängte sich das Volk und empfing ihn mit Kränzen und mit Bändern. Männer faßten seine Hände, den Saum seines Kleides, Mütter hoben die Säuglinge auf ihren Armen empor, damit sie schauten den edlen Fremdling, der ihrem Vaterlande Freiheit gebracht habe. Nur mit Mühe entzog sich Flamininus ihren stürmischen Huldigungen; das Dunkel der Nacht hemmte nicht die frohe Begeisterung, und erst der kommende Morgen trennte die festliche Versammlung. Aber die Zurückkehrenden trugen den Ruhm der Römer in die Städte und Länder, und Quinctius' Name war groß in allen Gauen von Hellas. Auch säumte er nicht, seine große Verheißung zu erfüllen. Es wurden Boten ausgesendet nach den verschiedenen Landstrichen, nach Thessalien, Euböa, nach Thracien und den Inseln, um überall die freie Verfassung wieder herzustellen, und die Angelegenheiten der kleineren Staaten zu ordnen. Selbst an Antiochus, den mächtigsten Herrscher im Morgenlande, erging die Aufforderung, die kleinasiatischen Städte, die er theils durch Drohungen, theils durch Gewalt sich unterwürfig gemacht, zu verlassen, und ihnen den Genuß der vorigen Freiheit zu gewähren. Denn so wollte es Quinctius' Eitelkeit; es sollten die Hellenen der alten Zeiten gedenken, wo durch die blutigen Perserschlachten dem gesammten Vaterlande die Freiheit erkämpft wurde.

---

156. Krieg mit Antiochus III. von Syrien.

(Nach Karl Ludwig Roth, römische Geschichte.)

Während Römer und Macedonier mit einander kämpften, ließ Antiochus der Große seine Kriegsmacht sich vom Süden Klein-Asiens gegen Norden hinbewegen, indem er die ägyptischen Besitzungen in Klein-Asien eroberte, und zugleich nach Europa herüberkommen wollte, seinem Bundesgenossen Beistand zu leisten. Die Rhodier nahmen sich der bedrängten asiatischen Städte nach Kräften an, und waren entschlossen, eine Vereinigung der syrischen und macedonischen Kriegsmacht durch ihre Flotte zu verhindern. Die Schlacht bei Kynoskephalä veränderte die Lage der Dinge; Antiochus wollte für jetzt noch keinen Krieg mit Rom, wozu er noch nicht gerüstet war, und Rom, das in früheren Erklärungen ihn mit zurückhaltender Schonung behandelt hatte, sprach jetzt schon in befehlendem Tone. Er solle, hieß es, die Freiheit griechischer Städte achten, die Städte Asiens räumen, die unter Philipp oder Ptolemäus gewesen seien, und vor Allem darauf verzichten, nach Europa herüberzukommen. Nichts destoweniger nahm er Cölesyrien und Cilicien weg,

und suchte mit Gewalt oder Ueberredung die griechischen Städte in Aeolien und Jonien unter sich zu bringen, fuhr herauf in den Hellespont, nahm Sestus und andere Städte des thracischen Chersones ein, und befestigte die Stadt Lysimachia, mit der offenbaren Absicht, ganz Thracien unter sich zu bringen und festen Fuß in Europa zu fassen. Hannibal, von dem man in Rom argwohnte, als suche er eine Verbindung mit dem syrischen Könige zu bewirken, floh aus Carthago und fand bei diesem willige Aufnahme. Er rieth dazu, Rom in Italien selbst anzugreifen; wenn ihm eine genugsame Macht anvertraut würde, so hoffte er zuerst Carthago zur Erneuerung des Kampfes zu bewegen, und dann den Krieg in Italien mit Erfolg zu beginnen, während Antiochus selbst in Griechenland mit der übrigen Macht stehen bliebe. Und da der König auf den Plan einging, schickte Hannibal einen vertrauten Unterhändler zu jenem Zwecke nach Carthago. Hier aber war das Gefühl der Unmacht gegenüber den Römern zu stark, und die Gegner Hannibal's eilten, den geheimen Plan durch Aufdeckung zu vereiteln. Doch statt dieser Verbindung fand der syrische König eine andere in Griechenland selbst. Die Aetoler riefen voll Feindseligkeit gegen Rom durch eigene Botschafter sowohl ihn als den macedonischen König und den Tyrannen von Sparta zum Kriege auf gegen die Macht, von der sie für ihre Verdienste im letzten Kriege nur Undank geerntet zu haben behaupteten. Philipp ließ sich in nichts ein; Nabis aber machte sogleich Anstalt, sich die Hafenstadt Gythium und die lakonische Seeküste wieder zuzueignen, die man ihm abgenommen hatte, wobei der achäische Bund ihn vor dem Friedensbruch warnte.

Antiochus hatte sich durch den Aetoler Thoas gegen Hannibal einnehmen lassen: so wurde Hannibal's Rath, die Römer in Italien anzugreifen, aus Argwohn gegen ihn beseitigt. Indessen durchzog der Consul Acilius Glabrio Thessalien, dessen feste Städte sich ihm theils selbst ergaben, theils erobert wurden. Antiochus, dessen Truppen aus Asien nicht nachfolgten, wie er befohlen hatte, und dem die von Thoas versprochenen griechischen Hülfsvölker, außer den Aetolern, auch ausblieben, führte die nicht bedeutende Macht, welche er noch um sich hatte, nach dem Engpasse der Thermopylen, in der Hoffnung, daß die Aetoler, die in Heraklea standen, den Römern jenen Weg über das Gebirge, den einst Ephialtes den Persern gezeigt hatte, verlegen würden. Acilius stellte sich in dem Engpasse ihm gegenüber auf. Zugleich gab er den beiden Consularen Flaccus und Porcius Cato, welche als Legate im Heere dienten, den Auftrag, die von Aetolern besetzten Bergspitzen des Oeta, über dem Passe, zu erobern. Cato suchte in der Nacht den Weg des Ephialtes zwischen jähen Bergabstürzen und Abgründen, und während er mit den Seinen die steilen Höhen abwärts stieg, stürmte unten der Consul schon das Lager der Syrier. Eben als der Kampf am heißesten war, kamen Cato und seine Leute die letzten Anhöhen vollends herab, zum größten Schrecken der Feinde, die sich in wilder Flucht zu retten suchten. Antiochus entkam mit wenigen seiner

Leute, und floh nach Ephesus. Cato wurde vom Consul als Siegesbote nach Rom geschickt, wo die Nachricht vom Siege die größte Freude erregte. In Griechenland hatte der Consul jetzt noch diejenigen Völkerschaften zu bekriegen, welche den Vertrag mit Rom gebrochen und sich an den syrischen König angeschlossen hatten. Aber er gewährte allen Verzeihung, die nicht hartnäckig Stand hielten.

Der Krieg mit Antiochus dauerte auch nach dessen Entfernung aus Griechenland fort, für jetzt nur zur See, wo die römische Flotte in Verbindung mit der des Eumenes einen Sieg über das syrische Geschwader nahe an der Küste von Klein-Asien davon trug. Doch war zu erwarten, daß erst das folgende Jahr einen mehr entscheidenden Kampf herbeiführen werde. Deßwegen bemühten sich auch die Consuln des Jahres 190, L. Cornelius Scipio und C. Lälius, beide darum, daß ihnen Griechenland zur Provinz angewiesen werden möchte, und der erstere drang durch, weil sein Bruder Africanus für diesen Fall als Legat mit in den Krieg zu ziehen versprach. Die Scipionen mit ihrem Heere nahmen den Landweg durch Macedonien und Thracien unter aufrichtiger und bereitwilliger Beihülfe des Königs Philipp, der für die Römer Brücken geschlagen, Straßen gebahnt, Lebensmittel gerüstet hatte. Antiochus stand mit einem Heere von 62,000 Mann Fußvolk und 12,000 Reitern bei Magnesia am Sipylus, wo der Consul nach einem Zuge durch Mysien ihm näher rückte. Der Zahl nach war das römische Heer nicht halb so stark, wie das syrische, und den 54 Elephanten des Königs hatte der Consul nur 16 entgegenzustellen. Sichelwagen und Kameele mit arabischen Bogenschützen standen in der ersten Linie. Der König Eumenes, der mit seinen Truppen zum Consul gestoßen war, kannte aus früheren Kriegen die Gefahr von solchen Sichelwagen und die Mittel zu deren Abwendung; er rieth, kretensische Bogenschützen, Schleuderer und berittene Schützen in zerstreuten Rotten aufzustellen, um die Pferde an den Sichelwagen durch Geschrei, Geschoß und Wurf von allen Seiten scheu zu machen, und zur Umkehr auf das jenseitige Heer abzutreiben. Als nun das Treffen wirklich damit eröffnet wurde, daß die Sichelwagen gegen das römische Heer anfuhren, thaten die Schützen und Schleuderer, wie ihnen befohlen war; und als die Pferde an den Wagen erschreckt umwandten, flohen die syrischen Hülfsvölker, die zunächst durch sie bedroht waren, und machten eine Lücke auf ihrem Flügel, in welche die römische Reiterei alsbald hineinstürzte, und alles vor sich niederwarf. Der Verlust auf römischer Seite war äußerst gering; vom Heere des Antiochus wurden über 50,000 Mann getödtet. Während der Consul dem flüchtigen Könige nach Sardes nachfolgte, kamen schon von allen Seiten Abgeordnete, um die Unterwerfung griechischer Städte anzubieten. Dort in Sardes erschienen auch Gesandte des Königs, welche in dessen Namen anerkannten, daß Roms Weltherrschaft jetzt entschieden sei, und um die Bedingungen fragten, unter denen er Frieden erlangen könne. Die Antwort war, daß er darauf verzichten müsse, einen Fuß in Europa und in Klein-Asien

diesseits des Taurus zu haben, und an Rom eine ungeheure Kriegssteuer, auch Entschädigung an Eumenes entrichten solle; man wies diesem große Strecken in Klein-Asien: ganz Mysien, Lykaonien und Phrygien, dazu noch andere Striche, mit Ausschluß der griechischen Städte, den Rhodiern Lycien und einen Theil von Karien zur Entschädigung und zum Besitze an. L. Scipio hielt das Jahr darauf seinen Triumpheinzug in Rom mit einer Kriegsbeute und Pracht, welche den Triumph seines Bruders über Carthago weit hinter sich ließ. Um auch im Uebrigen nicht gegen Africanus zurückzustehen, ließ er sich von nun an L. Cornelius Scipio Asiaticus benennen.

---

157. Krieg mit Perseus von Macedonien.

(Nach Franz Dorotheus Gerlach, historische Studien, und Wilh. Schorn, Geschichte Griechenlands, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

Schon Philipp III. von Macedonien, welcher viele von den glänzenden Eigenschaften des großen Alexander besaß, gedachte nicht für immer auf das zu verzichten, was er nach der Schlacht bei Kynoskephalä hatte abtreten müssen. Durch einen entehrenden Frieden eine Zeit lang gehemmt, erkannte er endlich, daß gegen die Arglist der Römer nichts schütze, als offener Krieg. Sein Stolz war aufs tiefste gekränkt worden. In dem asiatischen Feldzug hatte er den Römern treuen Beistand geleistet, und ihren Marsch nach dem Hellespont gesichert. Als er nun zur Belohnung seiner treuen Dienste den ungestörten Besitz einiger Eroberungen verlangte, wurden seine Bitten mit Hohn erwidert. Er, der Herrscher eines streitbaren Volkes, mußte vor dem Richterstuhle römischer Gesandten erscheinen, welche in Tempe versammelt, über die nord-hellenischen Staaten das Richteramt übten. Eine Menge Städte, die er durch Kriegsrecht erworben, wurde seiner Herrschaft entrissen, und seine Würde ungestraft von den feindlichen Gesandten verunglimpft. Der Stachel des Unmuths, den dieser Hohn in seinem Herzen zurückließ, hätte vielleicht den Krieg aufs Neue entzündet, wenn ihn nicht der Tod in seinen Entwürfen überrascht hätte. Nach ihm bestieg Perseus den macedonischen Thron. Von seinem Vater hatte er finstern Römerhaß geerbt, und deßwegen war er der Liebling des Volkes in den hellenischen Städten. Die Böotier traten in seinen Bund, die Aetoler suchten seinen Schutz; selbst in der achäischen Bundesversammlung hatte er einen zahlreichen Anhang; er war außerdem mächtig durch seine Verbindungen mit den Königen von Syrien und Bithynien. Ein wohlgerüstetes Heer stand ihm zu Gebote und viele tausend Söldner von den kriegerischen Völkern an der Donau fochten auf seinen Wink in den macedonischen Reihen. Als er, gestützt auf diese Macht, die vorige Unabhängigkeit zu gewinnen suchte, war nach den Grundsätzen römischer Staatskunst der Krieg unvermeidlich.

Den Ausbruch desselben beschleunigte König Eumenes von Pergamus, der im Jahre 173 (?) vor dem römischen Senate als Ankläger des Perseus auftrat und seinen Gönnern einen vollständigen Bericht vom innern Zustande und den Kräften des macedonischen Reiches gab. Darauf wurde in Rom beschlossen, den Feldzug gegen Macedonien mit dem folgenden Jahre zu eröffnen, vorher aber noch eine Gesandtschaft an Perseus geschickt, welche den Auftrag hatte, dem Könige das Freundschaftsbündniß aufzukündigen, wenn er nicht die Rüstungen einstelle, die Städte und Ortschaften abgebe, welche er widerrechtlich besetzt halte, und den Verbündeten des römischen Volkes vollen Schadenersatz leiste. Perseus wies die Abgeordneten, welche ihn zu einem kleinen abhängigen Fürsten machen wollten, mit trotzigem Uebermuthe zurück. Auf die Nachricht davon erhielt der Prätor Cn. Sicinius den Befehl, mit 5000 Fußsoldaten und 300 Reitern nach Illyrien zu gehen, damit er die Grenzorte besetze und den Uebergang des consularischen Heeres sichere oder erleichtere.

Die beiden ersten Feldzüge brachten keine Entscheidung, die wenig fähigen römischen Feldherren wurden von Perseus geschlagen (P. Licinius Crassus bei Sycrium oberhalb des Peneus 171, A. Hostilius bei seinem Versuche, in Macedonien einzudringen 170). Im dritten Jahre gelang es zwar dem Consul Q. Marcius Philippus nach vielem Ungemach und Ueberwindung großer Schwierigkeiten, in Macedonien vorzudringen, allein Perseus verschanzte sich am Enipeus und die beiden Heere lagen den Rest des Jahres unthätig einander gegenüber. Bei Perseus hatte endlich die Klugheit über seinen schmutzigen Geiz gesiegt, und das durch Geldgier lange verzögerte Bündniß mit Genthius, dem Könige von Illyrien, kam zu Stande.

Doch in Rom stieg mit den Schwierigkeiten die alte Beharrlichkeit, welche nur nach völliger Erreichung des Zieles strebt. Man suchte jetzt den fähigen Feldherrn; alle richteten ihre Augen auf Lucius Aemilius Paullus, dessen Vater bei Cannä gefallen war. Erst nachdem er von allen Seiten mit Bitten bestürmt worden war, meldete er sich um das Consulat und erhielt nach der Wahl ohne vorgegangene Losung den Oberbefehl im macedonischen Kriege, weil man nach seinen früheren Leistungen von ihm die ruhmvolle Beendigung desselben erwartete. Man gab ihm eine Verstärkung von 14,000 Mann zu Fuß und 1200 Reitern. Der Prätor Cn. Octavius bekam die Leitung der Flotte, deren Bemannung durch 5000 Mann vermehrt wurde; ein anderer, L. Anicius, lös'te den Appius Claudius in Illyrien ab. Mit großer Zuversicht entließ man die drei Anführer, als sie im April zu ihrer Bestimmung abreis'ten. Der Erfolg übertraf alle Hoffnungen. Den Anfang machte Anicius, welcher in einem Monate seine Aufgabe durch die Vernichtung der illyrischen Macht und die Gefangennehmung des Genthius erfüllte. Daran war vorzüglich Schuld die Treulosigkeit des Perseus, welcher erst den unglücklichen Fürsten durch alle erdenklichen Künste auf seine Seite zog und ihn dann, als er nicht mehr zurücktreten konnte,

schändlich im Stiche ließ. Genthius erhielt nicht die ihm zugesicherten Subsidien und war daher außer Stande, den Römern kräftigen Widerstand zu leisten. Doch auch für jenen nahte schon mit Riesenschritten der Untergang. Kaum war Aemilius im Lager angekommen, als er dort, wo bisher viele befahlen und wenige gehorchten, unbedingten Gehorsam, Einheit und Pünktlichkeit bei Vollziehung der Befehle einführte. Bald gelang es ihm, durch zweckmäßige Anordnungen und durch die Kraft seines Geistes und Beispiels den gesunkenen Muth der Soldaten zu erheben und ihnen unbegrenztes Zutrauen einzuflößen. Dann traf, als Aufmunterung zur Tapferkeit und als Vorbote eines höheren Glückes, die Nachricht von Genthius' Unterwerfung ein. Perseus verließ seine Stellung am Enipeus und zog sich in die Gegend von Pydna zurück, wo es, im September 168, durch einen Zufall des Nachmittags zu einer Hauptschlacht kam, welche bereits nach einer Stunde durch die völlige Niederlage des macedonischen Heeres entschieden war. Der König ergriff zuerst, nach dem Anfange des Kampfes, die Flucht; ihm folgte die Reiterei, ohne an demselben Theil genommen zu haben. Durch seine Grausamkeit, Feigheit und seinen Geiz verdiente der letzte Herrscher von Macedonien, daß kaum eine einzige Stadt des Landes Miene machte, seine Rechte gegen die andringenden Sieger zu vertheidigen. Er selbst suchte vergebens ein Asyl auf der Insel Samothrake, oder nach Thracien zu entfliehen, ergab sich dann auf Gnade und Ungnade und endigte, des Thrones entsetzt, sein Leben in der Gefangenschaft zu Alba. Die Gunst, welche ihm das Glück schenkte, wußte er niemals zu benutzen. Noch kurz zuvor, als Aemilius nach Macedonien kam, boten zahlreiche Schaaren des kräftigen Bastarnervolkes ihre Dienste an. Die Hülfe wurde zurückgewiesen, weil er für sein Geld besorgter war, als für sein Dasein. Was er zu seiner Rettung hätte verwenden sollen, sparte er für die Römer auf, welche einen Schatz von mehr als 6000 Talenten an Gold und Silber vorfanden.

Das zukünftige Schicksal Macedoniens so wie der angrenzenden Länder wurde der Sitte gemäß durch Commissarien, 10 für Macedonien und 5 für Illyrien, nach einem vorläufigen Beschlusse des Senates näher bestimmt. Die Römer hatten den Grundsatz, die Angelegenheiten eroberter Länder, ehe sie eingezogen wurden, zuerst nur provisorisch zu ordnen, um sie für das Joch reif zu machen. Daher erhielten sie entweder eine scheinbare Unabhängigkeit oder fielen verbündeten Fürsten oder Völkern als ein anvertrautes Gut anheim. Macedonien, so wie auch Illyrien, wurde zum Erstaunen aller Bewohner für frei erklärt, jedoch mit der Verbindlichkeit, den Römern die Hälfte des Tributes, nämlich 100 Talente, zu zahlen, welchen vorher die Könige erhoben hatten, ferner in vier von einander getrennte Staaten getheilt, mit den Hauptstädten Amphipolis, Thessalonike, Pella und Pelagonia. Jeder der Freistaaten erhielt seine eigene Regierung, welche in die Hände eines Senates kam; keiner derselben durfte aber mit dem andern Handel treiben oder den mindesten Verkehr haben.

Nachdem römische Abgeordnete dem besiegten Macedonien eine Freiheit gegeben, welche die Sehnsucht nach königlicher Gewaltherrschaft beim Volke erweckte, wurde den bestürzten Hellenen durch eine That sonder Gleichen Kunde gethan, wie der römische Senat Rache nehme an seinen Feinden. Die kriegerischen Epiroten hatten Perseus Hülfe geleistet; sie büßten durch furchtbare Verheerungen ihres ganzen Landes; 70 Städte gingen an einem Tage in Flammen und 150,000 Einwohner wurden als Sclaven verkauft. Schauder und Entsetzen durchdrang die Hellenen bei dieser Nachricht und sie sahen angstvoll der Zukunft entgegen. Doch sie zu zügeln, ward eine andere Maßregel erfunden. Es erschienen 10 römische Abgeordnete in Hellas, zu untersuchen, wer in dem letzten Kriege, durch That oder Gesinnung, sich feindlich gegen die Römer bewiesen. Die Untersuchung ward erleichtert durch eine große Schaar von Verräthern, welche um schnöden Gewinn ihre eigenen Mitbürger bei den Fremdlingen anklagten. Dadurch ermuthigt, ließen die Römer Sendschreiben an die Staaten ergehen, worin die Auslieferung der freisinnigsten Bürger gefordert ward. Widerstand schien unmöglich. So folgten mehrere Hunderte dieser Unglücklichen aus Akarnanien, Epirus, Böotien und Aetolien den Abgeordneten nach Rom, um dort ihr Schicksal zu erwarten.

---

158. M. Porcius Cato Censorius.

(Nach Franz Dorotheus Gerlach, historische Studien.)

Stammend aus der Landschaft Tusculum, von mäßig bemittelten, braven Bürgersleuten, und Besitzer eines Grundstückes in den sabiner Bergen, dessen steinichten Boden er mit eigenen Händen baute, gewährt uns Cato ein Bild des mühe- und arbeitsvollen Lebens des römischen Landmannes, dessen Tugenden und dessen Mängel er besaß. Einfach und schlicht in seinem Wesen, sparsam und strenge gegen sich wie gegen Andere, genügsam bis zum Unbegreiflichen, ohne Ehrgeiz und frei von jeder Leidenschaft, schien er kein höheres Ziel zu kennen, als das stolze Selbstgefühl, das geistige Gesundheit und leibliche Tüchtigkeit gewährt. Mit stiller Verehrung betrat der Knabe das nahe gelegene unscheinbare Haus, wo Manius Curius, der Besieger des Pyrrhus und der Samniter, einst gewohnt und mit eigener Hand sein kleines Feld bestellte. Die stille Größe dieses Mannes, seine Selbstgenügsamkeit, die stolz verschmähte, was Andern das Glück des Lebens ist, die unbeugsame Rechtlichkeit des Fabricius und alle die Tugenden, mit denen jene Heldenzeit sich schmückte, das waren die Erinnerungen, die den Geist des Jünglings nährten und das künftige Lebensziel ihm schufen. Auch ihn, wie seinen Gegner Scipio Africanus (s. S. 598), entführte früh der Krieg der heimatlichen Flur. Der günstige Zufall wollte, daß er bald

unter den Feldherrn Quintus Fabius Maximus zu stehen kam. Das Vorbild dieses strengen, klugen Mannes blieb ihm auch später theuer, wo Gleichheit der politischen Ansicht sie verband. Im Felde zeigte Cato jene Eigenschaften, welche die römischen Legionen unbesiegbar machten. In Ertragung von Beschwerden mochte ihn Keiner übertreffen; Keiner hat gewissenhafter den Gesetzen der Kriegszucht sich unterworfen, Keiner muthiger und trotziger mit dem Schwert den Feind bekämpft. Ja, später, als er selbst ein Heer anführte, änderte er in nichts die gewohnte Lebensweise; zu Fuß und barhaupt durchwanderte er weite Länderstrecken und theilte jede Mühsal mit den Untergebenen. Aber auch die höhere Pflicht des Feldherrn war ihm nicht unbekannt: Cato durfte sich rühmen, in Spanien mehr Städte erobert zu haben, als die Zahl der Tage seines Aufenthaltes betrug, und in der Thermopylenschlacht hat er ungemeinen Ruhm erworben; seiner Kühnheit, seinem ausharrenden Muthe vorzüglich verdankte Glabrio den glorreichen Ausgang dieses Tages. Dennoch war nicht das Schlachtfeld der eigentliche Schauplatz seiner Größe, da fand er viele Nebenbuhler seines Ruhmes, und in großartiger Auffassung der Strategie mochten ihn Viele übertreffen. Sein eigenthümliches Wesen hat er als Hausvater und in der Stellung zum gemeinen Wesen offenbart.

Den Landbau übte Cato nicht so sehr um des Gewinnes willen, als weil ihm, wie den Vätern, diese Lebensweise die beste Schule guter Sitten schien. Seine Kenntniß dieses Gegenstandes beweis't seine Schrift, aus welcher man am deutlichsten die kluge Verständigkeit, die Umsicht, den scharfen Blick des Hausvaters erkennen mag. Hart und rauh und ohne Schonung gegen eigene Schwäche, wie er war, mochte Niemand von seiner Seite sich besonderer Milde rühmen; die Knechte durften bei angestrengter Thätigkeit sich damit trösten, daß der strenge Gebieter alle ihre Mühe theilte, dieselbe Kost genoß und aus demselben Becher trank. Nur die väterliche Milde konnte seine angeborne Strenge mildern. Nicht nur, daß er seinem Sohne in jeder Leibesübung Vorbild war, ihn reiten, schwimmen, Speere werfen und in schwerer Rüstung streiten lehrte, hat er selber die Schriftzüge ihm erklärt und später, damit er sich im Lesen übe, die Geschichte der alten Zeit mit großen Lettern für ihn aufgezeichnet. Denn unwürdig schien es ihm, daß der Knabe eines römischen Bürgers von einem griechischen Pädagogen unsanfte Worte höre, oder noch ärgere Strafe dulde.

Aber nicht nur, daß er die alte Zucht bewahrte, er verschmähte auch nicht das Gute, das die neue Zeit gebracht. Und so wie er alle Mußestunden der eigenen Belehrung widmete, so sollte auch sein Sohn die Früchte der erworbenen Kenntnisse ernten. Also außer daß er seine reichen Erfahrungen über den Landbau niederschrieb und für seinen Sohn eine Anweisung zur Redekunst entwarf, eine Menge wissenschaftlicher Fragen in Briefen behandelte, ja, sogar eine Arzeneimittellehre für den Hausgebrauch schriftlich hinterließ, hat er sich zum vollkommenen Rechtsgelehrten ausgebildet, hat noch im reifen Alter die Sprache des ihm

verhaßten Griechenvolkes erlernt, hat an 200 Reden schriftlich aufgesetzt und endlich in der Geschichtschreibung eine neue Epoche begründet. Er hat zuerst von der hergebrachten Manier der Annalisten sich losgemacht, hat gelehrte Forschungen angestellt, hat die Urzeit aller italischen Staaten und Städte aufgehellt und die Zeitgeschichte bis kurz vor seinem Tode in großartigem Sinne dargestellt.

Im Staate endlich war sein Streben darauf gerichtet, die Tugenden der Ahnen, die er übte und bewunderte, seinem Vaterlande zu erhalten und der drohenden Verderbniß mit aller Kraft zu widerstreben. Zuerst war er als Rechtsbeistand aufgetreten und bald beim Volke bekannt. Die Nüchternheit, die Strenge, die Schärfe seiner Rede, noch mehr, der Einklang von Wort und That erregten die Aufmerksamkeit der Menge. Er erschien dem Volke, dem er auch im Aeußern ähnlich war, ein Bild der guten alten Zeit, wo die Sitten gleicher waren, wo allein persönliche Tüchtigkeit den Vorzug gab. Das klare blaue Auge und die heitere Stirne, von röthlichem Haare leicht bedeckt, zeigten den reinen, vorwurfsfreien Sinn; die kräftigen, scharf ausgeprägten Züge verkündeten unbeugsame Willenskraft. Aber wenn er die starke Stimme erhob, die Ueppigkeit der Sitten anzuklagen, wenn er die Prachtliebe der Großen und die Uebertretung des Gesetzes strafend rügte, da lauschte das Volk mit Wohlgefallen seiner Rede und fühlte von dem kühnen Freimuth sich mächtig hingerissen. Also gelangte er bald zu Ehren und Würden und seine Stimme galt wie im Senat, so in der Gemeinde. Bei Verwaltung der Quästur entstand der erste Zwist zwischen ihm und Scipio, der, damals Consul und nur Carthago's Sturz im Auge, das Heer durch Freigebigkeit und Nachsicht verwöhnen mochte. Aber Verschwendung jeder Art war, als die alte Sittenstrenge lösend, dem Cato im Grund der Seele verhaßt, und da Scipio zugleich einer Vorliebe für hellenische Sitten verdächtig war, so verließ der erzürnte Quästor seinen Consul und kehrte nach Rom zurück. Er war es, der den feindseligen Antrag des Fabius unterstützte, kraft dessen 10 angesehene Männer nach Sicilien gesandt wurden, mit der Vollmacht ausgerüstet, den Scipio zu entsetzen, wenn Fabius' Beschuldigungen begründet wären. Wohl beschämte damals Scipio die Neider seines Ruhmes und zwang durch die meisterhaften Anordnungen beim Heere und der Flotte selbst seinen Feinden Bewunderung ab; aber die innere Spaltung blieb, weil in der Geistesrichtung beider Männer ein entschiedener Gegensatz begründet war. Cato blickte sehnsuchtsvoll auf die alte Zeit zurück, Scipio begrüßte erwartungsvoll die Zukunft, die er mit begründet; Cato, in ländlicher Beschäftigung erwachsen, fand seinen Stolz in Beibehaltung rauher Lebensweise, während Scipio im Glanze des Reichthums die Verfeinerung der Sitten als Begründung höherer Bildung schätzte. Cato endlich, mit dem Sinne des alten Roms, hat sein ganzes Leben für Herkommen, Sitte und des Gesetzes Heiligkeit gekämpft, während Scipio in dem überwiegenden Einfluß der Trefflichsten des Staates Kraft und Stütze sah. So waren sie persönlich getrennt für immer,

wenn auch beide in gleichem Maße für die Größe Roms gewirkt. Auch bekämpfte Cato in Scipio nicht den ruhmgekrönten Sieger, sondern das Haupt der Männer, deren Uebermacht die Freiheit schmälerte, deren Zügellosigkeit den Sitten gefährlich war. In diesem Kampfe schien ihm erst das volle Bewußtsein seiner Kraft zu werden, wenn gleich dadurch sein urspüglich rauhes Wesen zur Schroffheit und zur Starrheit sich verhärten mochte. Keine Verletzung des Gesetzes, keine Unbill gegen Bürger oder Unterthanen, keine Verhöhnung guter Sitten ließ er ungerügt; da schützte nicht Geburt noch Rang, nicht Reichthum vor seinem Grimm, und er ruhte nimmer, bis den Frevler die Strafe des Gesetzes traf. Der zahllosen Feinde, die er sich dadurch erregte, konnte er spotten; 44 Mal hat er angeklagt vor Gericht erscheinen müssen, und immer ward er freigesprochen; denn die Unschuld war sein Schild, der Rede Allgewalt sein Schwert; und immer höher stieg er in der Gunst des Volks, und immer furchtbarer erschien er seinen Feinden. Schon hatte er die ganze Stufenleiter bürgerlicher und kriegerischer Ehren erstiegen, und nur die höchste Würde, die Censur, war für ihn unerreicht geblieben. Denn, um dieses zu verhindern, hatte der Adel seine ganze Kraft aufgeboten, und, da Cato seine Bewerbungen ankündigte, sieben Mitwerber aus den edelsten Geschlechtern gegen ihn aufgestellt. Alle, wenn auch sonst in ihren Richtungen getheilt, waren darin einig, den Cato zu verdrängen. Aber trotz dem, daß dieser im Voraus verkündet hatte, daß er die Heilung des kranken Gemeinwesens mit aller Strenge vollziehen werde, siegte er dennoch über alle seine Gegner und ward mit seinem gleichgesinnten Freunde Valerius Flaccus zur Censur berufen. Was er gedroht, das hat er erfüllt: seine Censur war die Geißel aller Schuldbeladenen; mehrere wurden aus dem Senat, viele aus dem Ritterstande ausgestoßen, eine große Anzahl, die Stücke des Gemeindelandes an sich gerissen, oder unmäßiger Prachtliebe sich ergeben, wurden um ungeheure Summen gebüßt. Das dankbare Volk anerkannte durch Errichtung einer Ehrensäule sein Verdienst; ja, die hohe Achtung, die man ihm zollte, stieg mit den Jahren bis zur Ehrfurcht, und er galt im Senat wie in der Gemeinde als der treueste Schirmer des Rechts und der Verfassung.

Wie nun Cato in der Leitung der innern Verhältnisse durch das unverdorbene Volksgefühl geleitet wurde, so auch in der Stellung zu dem äußern Feinde. Auch da kannte er keine Schonung, Völkerhaß erstirbt erst mit völligem Untergang, und ein halbes Jahrhundert hatte die Erinnerung nicht gebleicht, was die Römer von den Carthagern Gräßliches erduldet. Darum wollte er sie verderben. Umsonst widerstrebte die Aristokratie, welche durch die Fessel äußerer Furcht das Volk in den Schranken der Mäßigung zu erhalten meinte; Cato wollte gerade diese Furcht entfernen, damit das Volk in Muße seine innern Angelegenheiten ordne. Die Grundsätze des greisen Mannes siegten. Wenn der Anblick der Trümmer Carthago's nicht sein Auge sättigte, denn er starb bald nach Beginn des Krieges, so mochte der neue Glanz eines

verhängnißvollen Namens ihm die Gewißheit geben, daß Roms Feindin dem Untergang verfallen sei.

So sind Cato und Scipio während des Staates höchster Blüte in innerer wie in äußerer Entwicklung Führer und Vorbilder ihres Volkes gewesen. In ihnen hat sich römisches Wesen in ungetrübter Reinheit dargestellt; sie haben die innerste Gesinnung des Volkes offenbart, sie haben seine Geistesrichtung für die Zukunft festgestellt. Im Hause keusche Sitte und strenge Zucht, im öffentlichen Leben Ernst und Würde und Heilighaltung des Gesetzes, im Kriege unbeugsame Willenskraft und Heldenmuth, frommer Glaube und Gottesfurcht, das waren die Grundsäulen römischer Freiheit.

159. Der dritte punische Krieg.

(Nach Wilhelm Böttich er, Geschichte der Carthager, mit einem Zusatze aus K. W. Nitzsch, die Gracchen und ihre nächsten Vorgänger, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

Die absichtlich mit der größten Unbestimmtheit abgefaßten Artikel, welche im Friedensvertrage zwischen Rom und Carthago über Massinissa's Verhältnisse aufgestellt worden waren, erzeugten bald Grenzstreitigkeiten, die, von den Römern zu Gunsten Massinissa's entschieden, je länger je mehr das carthagische Gebiet beschränkten. Zunächst hatte Massinissa die reiche Gegend an der kleinen Syrte besetzt; nur die Städte (Emporia) zu erobern, war ihm nicht gelungen. Die zur Entscheidung des Streites nach Afrika geschickten römischen Gesandten wußten es dahin zu bringen, daß Carthago nicht bloß das ganze Gebiet abtreten, sondern sogar noch 50 Talente zur Entschädigung für den während des Streites gehabten Nießbrauch zahlen mußte. Nicht lange darauf bemächtigte sich Massinissa auch der Provinz Tysca mit 50 Städten und mehreren Castellen. Die Carthager schickten Gesandte nach Rom (im Jahre 172), und baten auf das dringendste, daß man ihnen entweder erlauben möchte, die Waffen gegen den raubsüchtigen Numidier zu ergreifen, oder endlich auf eine entscheidende Weise festsetze, was ihnen und was dem Massinissa gehören sollte. Zu gleicher Zeit erschien Gulussa, der Sohn Massinissa's, vor dem Senate, um seinen Vater gegen die Klagen der Carthager zu vertheidigen. Man ließ eine geraume Zeit hingehen, ohne etwas zu entscheiden, bis man glauben konnte, daß Massinissa seine Absicht erreicht habe. Erst im Jahre 157 kam M. Porcius Cato nebst mehreren anderen Gesandten, und verlangte, daß beide Parteien ihm die Entscheidung des Streites überlassen möchten. So bereit Massinissa dazu war, so bestimmt erklärten sich die Carthager gegen ein so eigenmächtiges Verfahren, und beriefen sich auf den mit Scipio geschlossenen Friedensvertrag. Unverrichteter Sache kehrten die Gesandten zurück, aber Cato, sonst der Ge-

rechte genannt, fühlte seinen Stolz so beleidigt, daß er von dieser Zeit an keinen andern Plan mit größerem Eifer verfolgte, als Carthago's Zerstörung. Mit lebendigen Farben schilderte er die neu aufblühende Macht der Carthager, die Größe, den Reichthum und die zahlreiche Bevölkerung ihrer Stadt; und um dem Senate, der lange seinem Gegner, Scipio Nasica, welcher zu Roms eigenem Heile die feindliche Republik zu erhalten rieth, mehr Gehör gab als ihm, die Nähe der Gefahr recht deutlich vor Augen zu halten, brachte er eines Tages carthagische Feigen in die Versammlung und sprach, da Alle die Größe und Frische der Früchte bewunderten: So wisset, daß sie noch vor drei Tagen in Carthago waren! Nie aber verließ er den Senat, ohne die Worte ausgesprochen zu haben: Ich bin der Meinung, Carthago müsse zerstört werden.

Es bedurfte nur noch eines vielleicht von Cato's Partei selbst veranlaßten Aufstandes in Carthago, um den Krieg herbeizuführen, der mit dem Untergange des unglücklichen Staates endigen sollte. Das carthagische Volk vertrieb nämlich die numidisch Gesinnten aus der Stadt und verschwor sich, sie nie wieder aufzunehmen. Sie flohen zu Massinissa, und forderten ihn zur Rache auf. Dieser, jetzt ein Greis von 92 Jahren, aber immer noch voll jugendlicher Kraft, begann den Krieg mit der Belagerung der Stadt Oroskopa; die Carthager aber rückten unter Hasdrubal's Anführung mit 25,000 Mann Fußvolk und 400 Reitern ins Feld. Massinissa aber hielt nicht eher Stand, als bis er seinen Gegner in ein ödes, rings von Hügeln und steilen Höhen umgebenes Feld gelockt hatte. Hier kam es zu einer blutigen Schlacht, welche, vom Morgen bis in die Nacht währende, von beiden Seiten Vielen das Leben kostete, und zu Massinissa's Vortheil endete. P. Cornelius Scipio Aemilianus, ein Sohn des L. Aemilius Paullus, aber von P. Cornelius Scipio Africanus als Enkel adoptirt, war gerade zu dieser Zeit vom Consul Lucullus, welcher mit den Celtiberiern in Spanien Krieg führte, zum Massinissa gesandt worden, um ihn um Elephanten zu bitten. Auf einer Anhöhe hatte er der ganzen Schlacht zugesehen, und sich in seiner nach Kriegsruhm dürstenden Seele des furchtbaren Schauspiels gefreut, nicht ahnend, daß nach wenigen Jahren Afrika auch seiner Thaten Schauplatz sein werde.

Um die Schuld des Krieges gegen Massinissa von der Republik abzuwälzen, verurtheilte man Hasdrubal und Karthalo zum Tode, und schickte Abgeordnete nach Rom, welche theils den König von Numidien, als denjenigen, welcher zum Kriege gereizt habe, theils die beiden carthagischen Feldherren, als die eigenmächtigen Urheber der Feindseligkeiten, vor dem Senate anklagen sollten. Allein das Halbwahre dieser Entschuldigungen leuchtete zu sehr ein, als daß die allgemeine Stimmung gegen Carthago dadurch hätte verändert werden können, und Cato's ungestümer Eifer besiegte allen Widerstand des Scipio Nasica; so ward der Krieg beschlossen.

Auf einer Flotte von 150 Schiffen setzten die Consuln des Jahres

149, M. Manlius Nepos und L. Marcius Censorinus, 80,000 Mann Fußvolk und 4000 Reiter, auserlesene Truppen, nach Sicilien über, um sich von Lilybäum aus nach Utica zu begeben. Sie hatten vom Senate insgeheim die Weisung erhalten, welche Wendung der Krieg auch nehmen möchte, nicht eher abzulassen, als bis Carthago zerstört wäre. Als die Flotte in den Häfen Utica's, das Landheer auf dem alten Lagerplatze des Scipio Africanus eine sichere Stellung eingenommen hatte, erschienen auch sogleich carthagische Abgeordnete. Die Consuln empfingen sie auf erhabenem Sitze, umgeben von ihren Tribunen und Legaten, im Angesichte des in allem Glanze der Waffen aufgestellten Heeres. Als die Carthager ihre in Klagen über das harte Geschick ihres Vaterlandes und in flehentlichen Bitten um Schonung bestehende Anrede beendet hatten, nahm Censorinus das Wort, und forderte, indem er mit einer empörenden Bitterkeit erklärte, Carthago brauche ja, da es in Frieden leben solle, keine Waffen mehr, die Auslieferung alles Kriegsgeräthes und aller Schiffe. Hierauf kehrten die Gesandten nach Carthago zurück, begleitet von Scipio Nasica und Cn. Cornelius, welche die Waffen in Empfang nehmen sollten. Es wurden 200,000 vollständige Rüstungen, an 2000 Catapulte und eine unzählige Menge kleinerer Geschosse und Speere auf Wagen geladen, und in Begleitung der Gesandten und der vornehmsten Priester und Senatoren in das römische Lager geführt. Entwaffnet unterwarf sich Carthago der Uebermacht seiner hartherzigen Feinde und glaubte endlich der Opfer genug gebracht zu haben. Da sprach Censorinus mit düsterm Blicke: „Zu loben ist euer Gehorsam; doch vernehmet nun auch mit ruhiger Fassung die letzte Forderung des Senates. Verlaßt eure Vaterstadt, und baut euch an, wo ihr nur immer wollt in eurem Gebiete, doch 80 Stadien (2 Meilen) entfernt vom Meeresufer. Carthago soll vernichtet werden.“ Kaum hatte der Consul ausgeredet, als die anwesenden Bürger der dem Verderben geweihten Stadt in lautes Jammergeschrei ausbrachen. Ein herzzerreißender Anblick, bei welchem selbst die Römer sich der Thränen des Mitleids nicht enthalten konnten.

Der carthagische Senat beschloß noch an demselben Tage den Krieg, und gab allen Sclaven die Freiheit. Ohne Erfolg blieb eine Gesandtschaft an die Consuln mit der Bitte, um einen Aufschub von 30 Tagen, während man Abgeordnete nach Rom schicken wollte, und so fing man an, sich mit einem Eifer, der vielleicht in der ganzen Geschichte des Alterthums und der neueren Zeit beispiellos ist, zum letzten verzweiflungsvollen Kampfe fürs Vaterland zu rüsten. Alle öffentlichen Plätze und alle Tempel wurden in Werkstätten verwandelt, wo rastlos Tag und Nacht Männer und Weiber arbeiteten, und täglich 100 Schilde, 300 Schwerter, 1000 Catapultengeschosse, 500 Speere und Catapulte so viel sie konnten, verfertigten, und selbst ihr Haar gaben die Frauen her, um Seile daraus zu drehen, da es ihnen an anderem Stoffe dazu fehlte.

Noch zwei Jahre hielt sich die Stadt, weil ihr die Zufuhr zur See

nicht abgeschnitten ward und Massinissa, der die Zerstörung Carthago's und die Entstehung einer römischen Provinz neben seinem Gebiete ungern sah, den Römern keine Hülfe leistete. Im Jahre 147 erhielt P. Cornelius Scipio, des Paullus Aemilius Sohn, der schon als Tribun glücklich in Afrika gekämpft hatte, trotz des Widerspruches des Senates und obgleich er das gesetzliche Alter noch nicht erreicht hatte, vom Volke mit dem Consulate den Oberbefehl in Afrika. Er bezog ein Lager in der Nähe Carthago's. Ehe er jedoch zu irgend einem Unternehmen schreiten konnte, mußte er die unter seinen Vorgängern gänzlich verfallene Kriegszucht wieder herzustellen suchen, da Ungehorsam gegen die Befehle der Feldherren, zügellose Raubsucht, welche oft Zwist über die Vertheilung der Beute zur Folge hatte, und ein so üppiges und schwelgerisches Leben, wie es nur irgend die Bekanntschaft mit den entarteten Griechen in den macedonischen Kriegen hatte erzeugen können, alle sittlichen Bande aufgelös't und alle Thatkraft gelähmt hatten. Aber Scipio, der durch Sittenreinheit und strenge Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung aller Lebenspflichten seinen Zeitgenossen zum Muster dienen konnte, wußte nicht weniger durch strenge Maßregeln als durch sein eigenes Beispiel dem Heere bald einen besseren Sinn einzuflößen und die altrömische Zucht und Ordnung wieder herzustellen.

Scipio ging jetzt daran, die Stadt von der Land- und Seeseite einzuschließen. Unter fortwährenden Gefechten mit den Carthagern, deren bewaffnete Macht sich noch auf 30,000 Mann belief, wurde ein festes Lages aufgeworfen, nach der Stadtseite hin durch Gräben, Palisaden und eine zwölf Fuß hohe Mauer gedeckt, gegen das Festland durch Gräben und Pallisaden. In 20 Tagen und Nächten unausgesetzter Arbeit ward das ungeheure Werk vollendet, und nachdem so der Stadt jede Zufuhr vom Lande her abgeschnitten war, begann der Mangel unter den Einwohnern fühlbar zu werden. Ein Angriff gegen die römischen Linien schien den Carthagern unmöglich, und so beschränkte sich der Krieg nur auf Seegefechte, so lange man die Zufuhr vom Meere her ihnen nicht ebenfalls sperren konnte. An der gefährlichen Küste konnte die römische Flotte keine sichere Stellung einnehmen, so daß Scipio kein anderes Mittel zur Erreichung seines Zweckes sah, als auch die Bai durch einen Damm zu schließen. Auch diese ungeheure Arbeit wurde beschlossen und ausgeführt. Das Belagerungsheer arbeitete von Neuem Tag und Nacht, und der Damm war vollendet, als die Carthager gleicher Zeit sich eine neue Mündung gegraben hatten, aus der sie mit einer neugebauten Flotte in See stachen. Zu ihrem Unglück versäumten sie es, die römische Flotte sogleich anzugreifen, und als sie drei Tage später ihr die Schlacht anboten, endigte sie zu ihrem Nachtheil. Der folgende Tag mußte über das Schicksal der Stadt entscheiden, als plötzlich der Feind, nackt, nur mit den Waffen in der Faust und Fackeln, hart vor den Catapulten und Widdern erschien. Sie hatten unbemerkt das Meer durchwatet und durchschwommen, und warfen sich nun mit der Wuth der Verzweiflung auf die Römer. Ein

Hagel von Geschossen hielt sie nicht zurück, und als es diesen nackten, durchnäßten Gestalten gelang, die Maschinen in Brand zu stecken, als sie blutig und schwerverwundet mit dem Geheul der Raserei den Brand immer weiter trugen, faßte der Schrecken die Legionen und sie begannen, vor der Gluth gegen das Lager zu flüchten. Scipio warf sich an der Spitze eines Reiterhaufens den Fliehenden entgegen, aber er versuchte umsonst durch Drohungen und mit Waffengewalt sie zum Stehen zu bringen. Die Feinde schwammen, als das Feuer überall hin die Maschinen gefaßt, zurück, woher sie gekommen.

In den nächsten Tagen bauten sie die eingestürzte Mauer wieder auf, die Römer rüsteten neue Maschinen. Bald waren sie in Thätigkeit, und diesmal gelang es, die carthagischen Thürme in Brand zu stecken. Die Besatzung verließ die Schanzen, als sie mit Blut und Todten angefüllt, noch ehe sie von den Römern erstiegen waren, worauf Scipio den Platz durch Graben und Ziegelmauer verstärkte und 4000 Mann hineinlegte, die die Stadt durch Geschosse beständig beunruhigten.

So verging der Sommer des Jahres 147. Den Winter brachte Scipio damit zu, die im carthagischen Gebiete stehenden feindlichen Truppen, welche die Stadt mit Lebensmitteln versahen, zu zerstreuen oder aufzureiben. Ganz Libyen stand nun den Römern offen, den Carthagern aber war alle Zufuhr abgeschnitten, da während des Winters auch nicht einmal aus fremden Ländern Kaufleute Unterstützung bringen konnten.

Sobald der Frühling des Jahres 146 anbrach, fing Scipio an, Byrsa und den Hafen Cothon zu belagern. Während Hasdrubal, die Vertheidigung des Cothon aufgebend, die Gebäude am Hafen in Brand steckte, erstieg C. Lälius die Mauern, und die von Hunger entkräfteten feindlichen Posten leisteten nur schwachen Widerstand. Scipio drang nun in die Hafenstadt ein, und ließ das Zerstörungswerk mit der Plünderung des reichen Apollotempels anfangen, wo mehr als 1000 Gold-Talente erbeutet wurden. Er selbst griff Byrsa an, und hier hatte er noch einen harten Kampf zu bestehen.

Drei Straßen, aus lauter sechsstöckigen Häusern bestehend, führten vom Markte aus nach der Burg. Diese wurden mit der Wuth der Verzweiflung von den Bürgern der Stadt vertheidigt. Da gab Scipio den Befehl, die drei Straßen, welche mit Todten und Sterbenden bedeckt waren, in Brand zu stecken, und Alle, welche das Schwert der Römer verschont hatte, besonders Weiber, Kinder und Greise, stürzten mit den zusammenkrachenden Häusern in das Feuermeer hinab. Die, welche halb verbrannt, mit zerbrochenen Gliedern auf den Straßen noch mit dem Tode rangen, wurden mit unmenschlicher Grausamkeit von den Römern gemordet, welchen von Scipio befohlen war, den Schutt bei Seite zu schaffen, damit sich das Heer ungehindert der Burg nähern könnte. Darüber gingen sechs fürchterliche Tage und Nächte hin, indem die Truppen sich ablös'ten, um nicht durch beständige Anstrengung

zu ermüden, während Scipio unablässig thätig war, überall selbst theilnehmend, und das Werk der grausamen Vernichtung leitend, bis er abgespannt und entkräftet niedersank, und von der Höhe herab den Schauplatz der Zerstörung überblickte.

Da erschienen vor ihm am siebenten Tage Abgeordnete aus der Burg, und baten um freien Abzug für die, welche Byrsa verlassen wollten; denn, obgleich Hasdrubal noch an reichbesetzter Tafel schwelgte und die annehmlichen Bedingungen, welche ihm Scipio anbieten ließ, wenn er die Burg auslieferte, mit Verachtung zurückwies, so ließ doch der immer drückender werdende Mangel voraussehen, daß man sich nicht lange mehr würde halten können. Scipio gewährte ihnen die Bitte; nur die Ueberläufer nahm er aus. Diese, etwa 900 an der Zahl, flohen mit Hasdrubal und dessen Familie in den Tempel des Aesculap, während die Bewohner Byrsa's, und die Uebrigen, welche sich dahin gerettet hatten, nicht weniger als 50,000, sich der Großmuth des Siegers überließen, und einstweilen in Gewahrsam genommen wurden. Hasdrubal vertheidigte sich mit seiner kleinen Schaar eine geraume Zeit, da der Tempel auf dem höchsten Felsengipfel lag. Als aber Hunger, Schlaflosigkeit und fortwährende Anstrengung die Kräfte der Besatzung aufgerieben hatte, floh er heimlich aus dem Tempel, und flehte fußfällig den römischen Feldherrn um Gnade an. Scipio zeigte den Treulosen der verlassenen Schaar, welche nach Ausstoßung fürchterlicher Schmähungen gegen den Despoten den Tempel in Brand steckte. Als Hasdrubal's-Gattin die Flamme erblickte, trat sie mit ihren beiden Kindern an die Zinne des Tempels, spottete mit bitterem Hohne ihres verrätherischen Gatten, tödtete darauf die Knaben und stürzte sich mit ihnen in die lodernde Glut.

Bei dem erschütternden Anblick der theils noch brennenden, theils in Trümmern und Schutthaufen vor ihm liegenden Stadt, entströmten Thränen des Mitleids und jener heiligen Wehmuth, die jedes bessere Gemüth bei solcher Gelegenheit bewegt, den Augen des Edelsten aller Römer, und der Vergänglichkeit aller irdischen Macht und Hoheit gedenkend, sprach er, den sinnenden Blick starr vor sich hingewandt: „Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt, Priamos selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs." (Homer, Ilias IV, 165.) Polybius, sein Freund, der, neben ihm stehend, fragte, welche Deutung er diesen Worten gebe, vernahm als Weissagung aus seinem Munde, was die Geschichte laut verkündet hat: den Untergang der Römerstadt.

Hierauf ward dem Heere einige Tage lang Erlaubniß zur Plünderung dessen gegeben, was die Flamme verschont hatte; nur alles Gold und Silber und die Weihgeschenke der Tempel wurden nach Rom geschickt. Unbeschreiblich war die Freude, welche die Nachricht von Carthago's Zerstörung in Rom verbreitete. Es wurden sogleich zehn Senatoren nach Afrika geschickt, die in Gemeinschaft mit Scipio die Einrichtung der neuen Provinz besorgen mußten, welche Jahrhunderte hindurch eine der Hauptstützen des römischen Weltreichs sein sollte. Die

Städte, welche Carthago Beistand geleistet hatten, wurden zerstört, die übrigen aber mußten Grund- und Kopfsteuer zahlen, und erhielten jährlich einen Präfecten aus Rom. Nur die Bundesgenossen Scipio's, besonders Utika und Hippo, behielten eine gewisse Freiheit und gelangten sogar zu noch größerem Länderbesitz, als sie früher gehabt hatten. Utika ward die bedeutendste Handelsstadt im Westen Afrika's, und theilte mit Alexandria und Rhodus den Welthandel.

---

160. Die letzten Kriege mit Macedonien und Griechenland.

(Nach Franz Dorotheus Gerlach, historische Studien, und Wilh. Schorn, Geschichte Griechenlands.)

Achtzehn Jahre waren seit dem Sturze des Perseus verflossen, als das Verderben, welches lange gleich dem drohenden Sturme über Hellas geschwebt hatte, endlich unaufhaltsam hereinbrach. Die Lacedämonier, die Feinde des achäischen Bundes seit seiner Entstehung, später durch Gewalt zum Beitritt genöthigt, bewahrten den alten Groll. Die Erinnerung an die Macht und den Ruhm des alten Sparta war auch in dem entarteten Geschlechte nicht erloschen, und die Liebe zur Unabhängigkeit erwachte von Neuem, als Zerwürfnisse unter den Häuptern des Bundes und Grenzstreitigkeiten die Gemüther noch mehr erbitterten. Jede Klage gegen die Achäer wurde von den Römern gerne gehört. Deßwegen hatten die Lacedämonier zu ihnen ihre Zuflucht genommen. Aber der Senat, um die Staaten noch mehr zu entzweien, wies sie mit scheinbarer Mäßigung an die Entscheidung der achäischen Bundesversammlung, als welche mit Ausnahme des Blutbanns Recht über sie habe.

So entbrannte der Krieg von Neuem; die Achäer rückten mit einem Heere bis unter die Mauern von Sparta; die Lacedämonier, aufs Aeußerste gebracht, wagten den ungleichen Kampf. Aber es fiel die Blüte ihrer jungen Mannschaft, und nur die Verrätherei des achäischen Feldherrn und ein schleuniger Waffenstillstand, durch die Römer vermittelt, rettete sie vom völligen Untergange. So wütheten Parteiungen und Bürgerkrieg, während Rom das Verderben des Bundes beschloß.

Es erschienen endlich römische Abgesandte und eröffneten den Abgeordneten der achäischen Städte die Beschlüsse des römischen Senats: „Nicht nur die Lacedämonier, sondern auch Korinth, Argos, Heraklea am Oeta, Argos und Orchomenos in Arkadien, sollten ihres Bundeseides ledig sein, denn die wären nicht achäischen Stammes." Wie diese Erklärung bekannt wurde, erfüllte sie alle Gemüther mit rasender Verzweiflung. In ohnmächtiger Wuth beschimpften sie die römischen Gesandten und warfen alle anwesenden Lacedämonier in den Kerker. Die römische Gesandtschaft schied drohend; aber die Achäer erwählten den Kritolaus, einen entschiedenen Römerfeind, zum Bundeshauptmann und beschlossen den Krieg gegen Sparta und Rom.

Um dieselbe Zeit kam der Prätor Q. Cäcilius Metellus nach Macedonien, um den Usurpator Andriscus, welcher sich für Philippus, Bruder und Adoptivsohn des Perseus, ausgab und daher gewöhnlich Pseudo-Philippus genannt wird, zu bekämpfen. Als dieser angebliche Sprößling der Antigoniden zuerst auftrat, wurde er für einen unsinnigen Abenteurer gehalten und verachtet; bald aber nahm die Sache eine ernste Gestalt an. In Macedonien fehlte es nicht an Mißvergnügen und Unzufriedenheit mit der Abschaffung der königlichen Würde und mit den von den Römern getroffenen Einrichtungen; deßhalb waren schon früher Unruhen ausgebrochen. In Kurzem hatte er an der Grenze von Thracien eine Schaar verwegener Menschen um sich versammelt und besetzte mehrere Orte. Darauf brachte er es dahin, daß thracische Fürsten und Völkerschaften ihn als macedonischen Prinzen anerkannten und unterstützten. So sah er sich im Stande, diejenigen, welche ihm widerstanden, mit Gewalt zu bezwingen. Gegen Andriscus wurde Q. Cäcilius Metellus abgeschickt. Der römische Feldherr benutzte den Zeitpunkt, als der Feind seine Streitkräfte nicht beisammen hatte, griff ihn an und schlug ihn so entscheidend, daß er nach Thracien fliehen mußte, woher er aber bald mit frischen Truppen zurückkehrte. Eine zweite Schlacht wurde geliefert, welche eben so unglücklich für Andriscus ausfiel; er selbst gerieth darauf durch thracischen Verrath in Gefangenschaft. Somit hörte der macedonische Krieg auf; er hatte 25,000 Soldaten des Usurpators das Leben gekostet. Zur Strafe für den Aufruhr verlor Macedonien seine Autonomie und wurde eine römische Provinz.

Dieses war der Stand der Dinge, als der achäische Krieg ausbrach. Begann er vor Andriscus' Besiegung, so hätte Metellus, im Rücken angegriffen, in eine bedenkliche Lage kommen können. Dieser wünschte, Griechenland zu retten und die Ankunft des Consuls Mummius zu verhindern, dem, wie er wußte, die Führung des achäischen Krieges übertragen worden war. Daher reichte er, obwohl die Achäer kurz zuvor seine Gesandten so schmählich behandelt hatten, noch einmal die Hand zur Versöhnung und versprach ihnen völlige Vergessenheit des Geschehenen, wenn sie die Waffen niederlegten und ihren Ansprüchen auf Sparta und die übrigen abgefallenen Städte, welche die römische Partei gewählt hatten, entsagten. Als der Antrag verworfen wurde, zog Metellus, welcher bereits aus Macedonien aufgebrochen war, in Eilmärschen heran und erschien plötzlich am Spercheus im Angesichte der Achäer. An Kritolaus bewährte sich jetzt, daß, wo der Muth auf der Zunge sitzt, die Brust im Augenblicke der Entscheidung von feiger Furcht erzittert. Kaum hörte er von der Nähe des römischen Heeres, als er, vor dem Anblick des Feindes zurückweichend, seine Stellung bei den Thermopylen verließ. Metellus folgte dem Fliehenden auf dem Fuße nach und erreichte ihn vor der Stadt Skarphea in Lokris, wo die Römer ohne alle Mühe einen glänzenden Sieg über das achäische Heer erfochten. Ein großer Theil desselben fiel; 1000 Mann kamen in Ge-

fangenschaft. Kritolaus wurde nach der Schlacht nicht mehr gesehen, er fand seinen Tod in den Wogen des Meeres oder nahm Gift. Doch dieser Unfall erschütterte die Achäer nicht. Diaeus ward zum Bundeshauptmann ernannt und eine allgemeine Bewaffnung geboten. Selbst die Knechte wurden freigegeben, um das Heer zu verstärken. Dennoch betrug es nur 14,000 Mann Fußvolk und 600 Reiter. Gegen diese Macht zog der Consul Mummius heran, dem die Führung des Krieges vom Senat übertragen war. Sein Heer war dem feindlichen weit überlegen an Zahl (25,000 Mann zu Fuß und 3500 Reiter) und innerer Kraft. Aber die Achäer, ermuthigt durch einen Vortheil, den sie über die römische Vorhut errungen, verließen die unbezwingliche Feste Korinth und rückten auf der Landenge in Schlachtordnung gegen den Feind. Kaum gewann Mummius Zeit, die Seinen zu ordnen, und der Kampf begann. Die achäischen Reiter verließen feige die Reihen beim ersten Angriff des Feindes, aber das Fußvolk stritt mit Heldenmuth und würdig der großen Vorzeit ihres Volkes; zum Sieg oder zum Tod entschlossen, kämpften sie über den Leichen ihrer Brüder, bis sie von allen Seiten umringt wurden. Da sank dem Diaeus der Muth; ohne Hoffnung gab er Korinth auf und entwich nach seiner Vaterstadt Megalopolis. Dort tödtete er sein Weib mit eigener Hand, daß sie nicht in der Feinde Gewalt käme, und trank den Giftbecher.

Die Korinthier hatten nicht den Muth, für ihren Heerd zu kämpfen; sie verließen ihre Heimat und suchten anderswo ein schützendes Obdach. Mummius war verwundert, als er vor der Stadt ankam und die Thore offen sah; er traute nicht dem Schein und fürchtete einen Hinterhalt. Erst am dritten Tage nach der Schlacht hielt er seinen Einzug, welcher durch ein Blutbad gefeiert wurde. Er ließ Korinth plündern und dann gemäß einer Verordnung des Senates den Flammen preisgeben. Bei dieser Gelegenheit ging eine Menge der herrlichsten Kunstwerke theils durch die Rohheit der Soldaten, theils durch den Brand unter. Nach der Zerstörung von Korinth unternahm Mummius einen Zug nach dem Innern des Peloponnes, wo er nirgends Widerstand fand. Allenthalben ließ er das Volk entwaffnen, die Mauern niederreißen, die Orte selbst theils plündern, theils sogar zerstören. Mehrere von den Peloponnesiern, welche als Anstifter des Krieges angegeben wurden, erlitten die Todesstrafe; auch eine große Anzahl führte er in die Sclaverei. Aus allen Gegenden Griechenlands schleppte er die schönsten Denkmäler der griechischen Kunst, Statuen und Gemälde, zur Zierde des Triumphes fort. Weil die Anzahl der geraubten Schätze so groß war, daß man sie kaum alle nach Rom schaffen konnte, wurden mehrere versteigert. Wie wenig er von der Sache verstand, gab er dadurch zu erkennen, daß er die Schiffer, welche den Transport der Kunstwerke besorgten, verpflichtete, ihm neue machen zu lassen, wenn sie die ihnen anvertrauten verderben würden.

Um das künftige Schicksal der Städte und Einwohner, welche Feuer und Schwert verschont hatten, zu bestimmen und die Angelegenheiten

zu ordnen, schickten die Römer, wie es bei ihnen gebräuchlich war, zehn Commissarien. Diese machten Hellas nebst dem Peloponnes unter dem Namen Achaia zu einer römischen Provinz, legten dem Lande einen jährlichen Tribut auf, schafften die demokratischen Verfassungen ab und gaben die Regierung (denn auch unter den Römern hatten die einzelnen Städte ihre eigene Verwaltung) in die Hände der Reichen und Vermögenden.

161. Publ. Cornelius Scipio Aemilianus.

(Nach Franz Dorotheus Gerlach, historische Studien, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

Scipio Aemilianus unterscheidet sich von den römischen Feldherren früherer Jahrhunderte, wie seines Zeitalters, dadurch, daß er ein höheres Geistesleben mit dem höchsten kriegerischen Ruhme zu vereinigen wußte. Er erkannte die Veredlung des sittlich-geistigen Lebens durch Aufnahme hellenischer Wissenschaft und Kunst als ein Bedürfniß der Zeit. Daher ehrte schon der stille, ernste, bescheidene Jüngling den weisen Lälius, wie ein Sohn den Vater, daher zollte er den Hellenen Polybius und Panätius ungeheuchelte Verehrung und wählte sie sich zu Führern und Vorbildern für's Leben. Nur in der Freundschaft kannte er kein Maß, während er sonst die besonnene Manneskraft eines Lehrlings der Hellenen bekundete. So hatte sich um den Bewunderer hellenischer Wissenschaft ein Kreis edler Jünglinge versammelt, welche, wie verschieden auch ihr Streben sein mochte, doch die gleiche Liebe ihm verband. Auch die ersten Dichter jener Zeit, der feingebildete Terentius und besonders der geniale Volksdichter C. Lucilius, der Schöpfer der neuen Satura, waren ihm eng verbunden.

Glänzender noch ist seine kriegerische Laufbahn. Den kühnen Heldengeist des 16jährigen Jünglings hatte die Schlacht bei Pydna offenbart, wo die Kampflust ihn so ins Getümmel riß, daß er erst in später Nacht zu dem bestürzten Vater wiederkehrte. Aber sein Beruf zum Feldherrn ward zuerst im spanischen Kriege kund. Da in diesem mörderischen Kampfe alljährlich die Blüte der römischen Jugend geopfert wurde und allgemeine Zaghaftigkeit die Bürger gefesselt hielt, da hat Scipio nach dem Vorgang seines großen Ahnherrn dem Vaterlande freiwillig seine Dienste angeboten, hat den Consul als Legat nach Spanien begleitet, hat unter die Feinde Furcht und Schrecken, den Seinen das vorige Vertrauen und Sieg gebracht. Wo die Gefahr gebot, kämpfte er zuvorderst in den Reihen; ein Mann von feinem Gliederbau und mäßiger Leibesgröße, hat er den Zweikampf mit einem spanischen Fürsten von ungeheurer Körperkraft mit glänzendem Erfolge bestanden und im Angesichte beider Heere seinen Gegner überwunden. Beim Sturm auf Intercatia war er der Erste auf den Zinnen, so daß er die Mauer-

krone sich errang. Die ungeschwächte Kraft der Jugend, gestählt durch Mäßigkeit und unablässige Uebung, ein seltenes Vertrauen in die bewußte Kraft und besonnener Muth im heißen Schlachtgewühl, sie wirkten wie ein Zauber auf das Heer, und einen Feldzug, mit düstern Ahnungen und bangem Vorgefühl begonnen, krönte Ruhm und Sieg.

Hatte Scipio in Spanien durch Muth und Tapferkeit den Muth des Heeres entflammt, so hat er vor Carthago nicht minder durch seinen Seherblick hervorgeleuchtet. Der weiseste im Rathe, der erste und letzte in der Schlacht, hat er, nur mit dem Range eines Kriegsobersten bekleidet, die Augen des ganzen Heeres auf sich gerichtet. Wenn andere tollkühn und mit der Hoffnung eines leichten Sieges sich in Gefahren stürzten, da erschien er, wie weiland Fabius Maximus, als ein unverhoffter Retter in der Noth, und Tausende von römischen Bürgern hat seine Einsicht dem Vaterlande erhalten, unzählige, die von Allen aufgegeben waren, hat sein Heldenmuth errettet. Wenn in der Ferne seine Banner wehten, wenn er an der Spitze seiner Reiterschaar durchs Blachfeld stürmte, da kehrte die Hoffnung in die Herzen der Bedrängten wieder, aus seiner Nähe entfloh Gefahr und Noth. Auch die Feinde ehrten sein edles, ritterliches Wesen, die wunderbare Hoheit seines Blickes, die feste Treue am gegebenen Wort. Im römischen Heere aber ehrten alle an Scipio eine wunderbare Kraft, die das Gedächtniß des Aemilius Paullus und des großen Scipio erneute, und stürmisch wurde vom Senat gefordert, daß Scipio als Consul des Heeres Führer werde. Selbst der alte Cato, zum Tadel mehr als zum Lobe der Cornelier geneigt, erkannte in dem Jünglinge die angestammte Heldenkraft der Väter und sprach: „Einsicht wohnet bei ihm, gleich Schatten schwanken die andern."

Wie nun trotz des heftigen Widerspruchs im Senat des Heeres Stimme zum Gesetz erhoben ward, wie Scipio mit wunderbarer Einsicht, Klugheit und Beharrlichkeit das Werk der Zerstörung zu Ende führte, und durch eine große Sühne sein Vaterland gerächt, ist eben so bekannt, als daß er zum zweiten Male dem Rufe der Bürger folgend, vor Numantia die Ehre Roms gerettet, durch schonungslose Strenge zuerst den Feind im eigenen Lager bekämpft, durch eiserne Festigkeit den Muth der Verzweiflung bei den Belagerten gebrochen; aber das ist weniger anerkannt, daß auch diese Thaten ein redend Zeugniß von der Eigenthümlichkeit des Mannes geben, wie in der Leitung des ganzen Heeres ein höheres Gesetz gewaltet, wie Scipio an strenge Selbstbeherrschung, an geistige Kraft, an den tiefdurchdachten Plan die Hoffnung des Sieges knüpfte, und auch da sich ächt hellenisch zeigte, wo mehr der Gegensatz hervorzutreten schien. Wie Epaminondas, dem Plutarch ihn verglich, hat auch er auf dem Schlachtfelde die Macht der Ordnung, des Gesetzes, die Einwirkung der Kunst, die hohe Bedeutung des sittlichen Bewußtseins anerkannt.

Endlich als Staatsmann hat er weder der Faction des Adels, dem er durch seine Abkunft angehörte, dienen mögen, noch dem Volke, das

ihn bei seiner Bewerbung um die Aedilität gleich zum Consul erwählt hatte, seine Selbständigkeit opfern wollen. Tiberius Gracchus hatte durch die Entsetzung des Octavius (s. S. 635) die Grundverfassung selbst verletzt, die er wieder herzustellen versprochen hatte. Die Art, wie das Ackergesetz vollzogen wurde, drohte alle bestehenden Verhältnisse zu verwirren und den Bürgerkrieg hervorzurufen, und alle Gutgesinnten hatten den Blick auf Scipio gerichtet. Da mußten alle Bürger sich um das Banner der Verfassung schaaren, um mit vereinter Kraft die Tyrannei der Volkstribunen zu bekämpfen. An ihre Spitze hat Scipio sich gestellt. Er allein hat es gewagt, seine Gunst, seinen Einfluß, die Liebe des Volkes, das ihn erhoben hatte, dem Wohle des Vaterlandes zu opfern, und dem wachsenden Strome des Verderbens entgegen sich zu werfen. Zum Dictator bezeichnete ihn die öffentliche Stimme, welcher seine politischen Gegner auf alle Weise entgegenwirkten. Es bleibt zweifelhaft, ob Scipio, mit der höchsten Gewalt bekleidet, den Forderungen der Zeit genügen und den innern Frieden hätte aufs Neue befestigen können. Ein Uebel, das Jahrhunderte erzeugt, wird selten eines einzigen Mannes Kraft entfernen können. Aber seine Gesinnung ist darum nicht minder offenbar. Ihm hat der Zauber der Volksgunst nicht den Sinn verwirrt, er hat die Würde seines Charakters nicht befleckt, er hat den wilden Taumel des Volkes mit strafendem Ernst gerügt und ist nicht feige vor der Gefahr zurückgewichen. Wie in der Schlacht der Seinen Vorbild, hat er auf dem Forum den mühsamen und undankbaren Streit des Rechts geführt, und hat in diesem Kampfe dem Vaterlande mit dem Leben seine Schuld gezahlt.

So war Scipio Aemilianus, ein Mann von hohem Streben, dessen unverdorbene Römerkraft durch seltene Geistestiefe geläutert und veredelt ward. Er hat den alten Waffenruhm des Vaterlandes mit neuem Glanze geschmückt, und den Erbfeind der Römer überwunden; er hat den größern Kampf mit den wilden Leidenschaften, mit dem Vorurtheil, mit den lockenden Trugbildern der Zeit gewagt. In diesem Kampfe ist er gefallen, ein Opfer des Verrathes, ohne Schuld.

---

162. Die ferneren Kriege in Spanien. Viriathus.

(Nach Karl Peter, römische Geschichte, und U. H. J. Becker, die Kriege der Römer in Hispanien.)

Keine Eroberung hat den Römern so viel Zeit und so viele Opfer an Kriegern und Feldherrn gekostet, als die Unterwerfung Hispaniens. Gerade zwei Jahrhunderte liegen zwischen dem ersten Einfalle des Cneius Corn. Scipio (218) und der Bezwingung der letzten Cantabrer unter Augustus (19 v. Chr.). Daß der Krieg daselbst so lange dauerte und öfters mit so wenigem Glück von den Römern geführt wurde, darf uns nicht befremden. Im Laufe des zweiten punischen Krieges war

Spanien von den Römern besonders dadurch gewonnen worden, daß sie sich als Befreier von dem verhaßten carthagischen Joche ankündigten, kein Wunder also, daß sie es jetzt so zu sagen noch einmal erobern mußten, als dieser Schein nach Vertreibung der Carthager von selbst verschwand und es sich ergab, daß die Römer an die Stelle der carthagischen ihre eigene, nicht minder drückende Herrschaft zu setzen beabsichtigten. Dazu kam, daß die Bewohner sich meistentheils durch Tapferkeit und kriegerischen Sinn auszeichneten und daß ihr Widerstand auch noch ganz besonders durch die Beschaffenheit des Landes unterstützt wurde.

Schon im Jahre 197 brach in dem diesseitigen Spanien ein Aufstand aus, der so vollständigen Erfolg hatte, daß diese ganze Provinz für die Römer verloren ging. Deßhalb wurde im Jahre 195 der Consul M. Porcius Cato mit einem bedeutenden Heere dahin geschickt. Er gewann zuerst einen schwierigen, nicht unblutigen Sieg über das versammelte Heer der Feinde und sandte dann in sämmtliche Städte der Provinz Boten mit dem Auftrage, überall an einem und demselben Tage den Befehl zu verkünden, daß die Mauern der Stadt niedergerissen werden sollten. Keine Stadt wußte von der andern, daß sie das gleiche Schicksal traf, eine jede mußte also, wenn sie dem Befehle nicht Folge leistete, eine besondere Strafe fürchten. Sonach thaten alle, was ihnen befohlen war, und hiermit war mit einem Male die Provinz wehrlos gemacht und der römischen Herrschaft wieder überliefert.

Von nun an war der Krieg in Spanien hauptsächlich gegen das Volk der Celtiberier gerichtet. Diese wohnten in der Nachbarschaft der diesseitigen Provinz, in dem heutigen Westaragonien und Ostcastilien und waren von je her in dem Rufe ausgezeichneter kriegerischer Tüchtigkeit. Erst im Jahre 179 gelang es dem Prätor Tib. Sempronius Gracchus, dem Vater der beiden berühmten Volkstribunen, ihnen so bedeutende Verluste beizubringen (er soll nicht weniger als 103 Städte derselben erobert haben), daß sie sich bereit zeigten, das Joch der römischen Herrschaft auf sich zu nehmen, und nun gewährte ihnen Gracchus einen so billigen und zweckmäßigen Vertrag, daß der Friede mit ihnen 25 Jahre erhalten blieb und wahrscheinlich noch längern Bestand gehabt hätte, wenn die Römer nicht selbst durch eine zu strenge Deutung jenes Vertrags den Krieg wieder herausgefordert hätten. Auf den Vertrag fußend, wollten nämlich die Römer den Celtiberiern die Erweiterung einer ihrer Städte, Namens Segida, nicht gestatten. Hierüber entstand im Jahre 154 ein neuer Krieg, der indeß im Jahre 151 von M. Claudius Marcellus wieder durch einen dem des Gracchus ähnlichen Vertrag beendigt wurde.

Der weitere Fortgang des Krieges knüpft sich hauptsächlich an das Volk der Lusitanier und an den Mann, welcher sich durch seine Tüchtigkeit und durch die Macht der Verhältnisse aus der niedrigsten Lage an die Spitze dieses Volkes erhoben hatte, an Viriathus.

Es waren die Lusitanier ein räuberisches, unruhiges, kriegerisches

Volk. Sie hatten schon bisher öfters Streifzüge hauptsächlich nach dem fruchtbaren, unter römischer Herrschaft stehenden Bätica gemacht und waren dabei wiederholt mit den Römern zusammengetroffen, wobei sie theils geschlagen und der gemachten Beute beraubt worden waren, theils aber auch wiederum den Römern Verluste beigebracht hatten. Auch hatten die Römer schon öfters Einfälle in ihr Land mit wechselndem Glücke gemacht. Indessen wurde dem Kriege mit ihnen sein nachmaliger ernster Charakter erst durch eine verabscheuungswürdige That des Prätors Serv. Sulpicius Galba aufgeprägt. Dieser machte den bedrängten Lusitaniern den verrätherischen Vorschlag, daß er ihnen, um dem Krieg ein Ende zu machen, fruchtbare, völlig ausreichende Wohnsitze anweisen wolle, da sie, wie er wohl einsehe, nur durch die Uebervölkerung ihres Landes zu den immer wieder erneuten Feindseligkeiten genöthigt würden. Die Lusitanier gingen darauf ein; Galba theilte sie in drei Abtheilungen, bewog sie unter irgend einem Vorwande, ihre Waffen abzugeben, und als dies geschehen war, ließ er sie überfallen und niedermachen. Nur ein kleiner Theil von ihnen rettete sich durch die Flucht.

Von den Lusitaniern, die am Meere wohnen, stammte Viriathus. Als Hirte wuchs er auf, und als Jäger bildete er sich zum Kriege. An Kraft, Schnelligkeit und Gewandtheit übertraf er bei Weitem alle Hispanier; die Natur hatte ihn stark gebildet, und Uebung seine Stärke gestählt. Noch höher ragte er empor durch Tugenden der Seele. Eine Schnellkraft des Geistes besaß er, wie Wenige. Gefahren auszuweichen, die Fehler des Gegners zu benutzen, und auch die eignen Nachtheile zum Besten wieder zu lenken, verstand er, und darum war er unüberwindlich. Seine Plane errieth Keiner; die Seinigen vertrauten ihm blind, und den Feind hatte er gelehrt, noch mehr zu fürchten, als er kund that. Glanz und Ruhm erstrebte er nicht, sie folgten ihm nach, auch bei den Feinden und durch die Jahrtausende. Pracht der Kleidung, feineren Genuß, Geldgewinn hat er nie gesucht. Er liebte sein Volk, darum ward er von Allen geliebt, und weil er nur das Beste des Ganzen erstrebte, so that ein Jeder, was Viriathus gebot, willig und gern. Daher ist feste Eintracht immer in seinem Heere gewesen, und selbst bei Mangel und Widerwort kein Aufruhr. So an Tugenden reich, scharfen Auges, raschen Fußes und von unüberwindlicher Faust, als ein Mann, der immer gute Waffen führte und mit wilden Thieren und Räubern den Kampf suchte, erlangte Viriathus Ruhm bei seinem Volke und wurde von einem Haufen kriegslustiger Jugend zu seinem Anführer erwählt.

Im Jahre 148 machte nämlich wieder ein Heer von Lusitaniern, freilich nicht mehr als 10,000 Mann stark, einen Raubzug nach Bätica. Der Prätor C. Vetilius schloß sie indeß auf einem Hügel ein, und schon waren sie durch Mangel dahin gebracht, daß sie im Begriff standen, sich den Römern gegen gewisse Zusagen zu ergeben. Da erinnerte sie eben jener Viriathus an die Treulosigkeit der Römer, er forderte

sie auf, lieber Alles zu wagen, als sich jenen anzuvertrauen, und erbot sich, sie zu retten, wenn sie ihm Folge leisten wollten. Nachdem man sich dazu bereit erklärt hatte, stellte er das ganze Heer in Schlachtordnung, befahl aber den Uebrigen, auf ein gegebenes Zeichen sich nach verschiedenen Richtungen hin zu zerstreuen, während er selbst mit 1000 Reitern die Schlachtordnung den Römern gegenüber behaupte. Alles geschah, wie er angeordnet hatte; die Uebrigen flohen unverfolgt, da die Römer durch die 1000 Reiter festgehalten wurden. Als aber jene einen hinreichenden Vorsprung erlangt hatten, folgte auch er mit seinen Reitern, und auch ihm gelang es, durch die größere Schnelligkeit der Pferde und seine bessere Landeskenntniß, den verfolgenden Römern zu entkommen. Durch diese glänzende That hob sich Viriathus an die Spitze der Lusitanier und führte nun den Krieg 8 Jahre lang, meist siegreich, aber auch wenn er geschlagen wurde, unbesiegt, weil er in einem solchen Falle sein Heer immer aufzulösen und zu zerstreuen pflegte, um es bald nachher wieder zu sammeln und bei günstigerer Gelegenheit den erlittenen Verlust vielleicht doppelt und dreifach wieder zu ersetzen: eine Art der Kriegsführung, die bekanntlich in Spanien durch Boden, Klima und Neigung der Bewohner besonders begünstigt wird und daher von je her vielfach, selten aber mit solcher Ausdauer und Geschicklichkeit wie von Viriathus angewendet worden ist.

Nach wiederholten Niederlagen der römischen Feldherren entledigte sich der Consul Q. Servilius Cäpio seines großen Gegners durch Verrath. Auf seine Veranstaltung wurde der kühne Guerillaführer durch einige seiner Genossen ermordet.

Nachdem der Krieg auf dem südlichen Schauplatze beendet war, dauerte er auf dem nördlichen noch ein Decennium fort. Zunächst hatten die Celtiberier wieder zu den Waffen gegriffen. Sie wurden indeß in den Jahren 143 und 142 von dem Consul Q. Cäcilius Metellus, dem Besieger des Andriscus, der deßhalb den Beinamen Macedonicus führte, bis auf Numantia im Lande der Arevaker, eines Hauptzweiges der Celtiberier, wieder unterworfen. Der nächste Nachfolger des Metellus, Q. Pompejus, erlitt durch die Numantiner so bedeutende Verluste, daß er sich bewogen fand, einen für sie ehrenvollen und vortheilhaften Frieden mit ihnen abzuschließen. Die Römer erkannten aber denselben nicht an und schickten daher 139 den Consul M. Popillius Länas und 137 den Consul C. Hostilius Mancinus gegen die Numantiner. Beide richteten aber nichts gegen sie aus, und der letztere wurde endlich sogar von den Numantinern völlig eingeschlossen, so daß sein ganzes Heer verloren gewesen wäre, wenn nicht der Quästor Tib. Sempronius Gracchus, der Sohn jenes gleichnamigen Gracchus, der den Celtiberiern durch jenen Vertrag auf lange Zeit den Frieden gegeben hatte, bei den Numantinern so viel Vertrauen gefunden hätte, um einen Vertrag mit ihnen zu Stande zu bringen, welcher das Heer gegen das Zugeständniß völliger Unabhängigkeit an die Numantiner aus seiner Einschließung befreite. Auch dieser Vertrag wurde aber eben so wenig

wie jener Friede und wie der in den caudinischen Pässen abgeschlossene Vertrag anerkannt. Man lieferte auch jetzt wieder den Consul an die Feinde aus und würde das Gleiche auch mit den übrigen Beamten und höheren Officieren gethan haben, wenn es nicht das Volk aus besonderer Vorliebe für Gracchus verhindert hätte. So wurde also der Krieg wieder begonnen, aber in den nächsten Jahren noch immer mit eben so geringem Erfolg wie früher. Erst im Jahre 134, als wieder Scipio Africanus zum Consul und zum Oberbefehlshaber für den Krieg gewählt wurde, nahm er einen bessern Fortgang. Dieser führte nicht weniger als 60,000 Mann gegen die Stadt, welche selbst nicht mehr als 80,000 Waffenfähige zählte. Er mußte auch hier wieder, wie vor Carthago, mit Herstellung der verfallenen Zucht unter dem Heere beginnen. Hierauf umgab er die Stadt mit doppeltem Wall und Graben und verhinderte die Zufuhr auch zu Wasser auf dem Duero dadurch, daß er oberhalb der Stadt Balken, die mit Sägen versehen waren, in den Fluß senkte. Die Numantiner dauerten aber auch jetzt noch bis aufs Aeußerste aus. Endlich im Jahre 133, nachdem sie alle erdenkbaren Qualen der fürchterlichsten Hungersnoth ausgestanden hatten, erklärten sie sich zur Uebergabe bereit. Doch gaben sich auch jetzt noch die Ueberlebenden zum großen Theile vor der Uebergabe gegenseitig den Tod. Von den Uebrigen wählte Scipio 50 aus, um sie im Triumph aufzuführen; der Rest wurde in die Sclaverei verkauft.

Dieser Sieg wurde von den Römern so hoch geschätzt, daß Scipio nicht nur mit dem Triumph belohnt wurde, sondern auch noch den zweiten ehrenden Beinamen, Numantinus, erhielt.

---

163. Die Nobilität (der Amtsadel).

(Nach Wilh. Adolf Becker, Handbuch der römischen Alterthümer.)

So lange die Patricier im alleinigen Besitze der höheren Magistratur waren und als Bevorrechtete einen scharfen Gegensatz zur Plebs bildeten, sind sie als der eigentliche römische Adel zu betrachten. Als aber die Plebejer nach langem Ringen die Theilnahme an den höchsten Ehrenstellen erstritten hatten, verlor das Patriciat seine Wichtigkeit, und der Stand, der keine wesentlichen Interessen mehr gegen die Plebs zu wahren hatte, hörte auf, eine politische Partei zu sein. Wenn aber die Plebs gehofft hatte, für die Dauer zu bewirken, daß es keinen bevorzugten Stand mehr gebe, war dieses, wie sich bald zeigte, ein eitler Wahn gewesen. Das Ansehen und die äußeren Auszeichnungen, welche die höheren Würden verliehen — und das Consulat war gerade die erste, die den Plebejern zugestanden werden mußte — erloschen natürlich nicht mit der Amtsführung; wer einmal mit der höchsten Gewalt bekleidet gewesen war, der war für immer über die Menge erhoben, und sehr natürlich ging auch sein persönliches Ansehen auf seine Nach-

kommen über. Er hatte sein Geschlecht geadelt, und so bildete sich von selbst, ohne gesetzlich anerkanntes Institut des Staats zu werden, an der Stelle, oder vielmehr neben dem immer gleichgültiger werdenden Geburtsadel ein Amtsadel, der aber forterbend in den Familien eben auch wieder zu einer Art Geburtsadel wurde, und nach und nach zu einer compacten Körperschaft sich gestaltete, welche die höchste Gewalt eben so exclusiv, wie früher die Patricier, als ihr Eigenthum betrachtete. Das ist die Nobilität im eigentlichen Sinne, und alle, welche nicht in ihren Kreis gehören, sind Ignobiles.

Das einzige auszeichnende Vorrecht, welches den Nobiles, jedoch nicht als einem abgesonderten Stande, auch vom Staate zuerkannt wurde, war das ius imaginum, oder die Berechtigung, sein Bild (aus Wachs) und die der Vorfahren in einem bestimmten Theile (atrium) des eigenen Hauses aufzustellen, und bei feierlichen Gelegenheiten vorzuführen. Dieses Recht verliehen die curulischen Aemter, so daß es mit der curulischen Aedilität zugleich erlangt wurde, und diese somit als der Ausgangspunkt der Nobilität betrachtet werden kann.

Für die Familie ist der, welcher zuerst aus ihr zu einem curulischen Amte gelangt ist, der princeps nobilitatis oder auctor generis; er selbst ist homo novus; und so steht zwischen ignobilitas und nobilitas die novitas in der Mitte. Daraus ergibt sich denn, daß nie ein Patricier, sondern nur ein Plebejer homo novus sein konnte, und daß L. Sextius, der erste plebejische Consul, auch überhaupt der erste homo novus war.

Es bedarf kaum der Bemerkung, daß die neu entstehende Nobilität die Eifersucht der alten, der Patricier, in hohem Grade erregen mußte, und daß Letztere auf jede Weise die Ausbreitung derselben zu beschränken, namentlich so wenig als möglich novos homines zur höchsten Gewalt gelangen zu lassen suchten. Und darin hat ihnen die plebejische Nobilität, als sie sich einmal gebildet hatte, treulich beigestanden; schon im zweiten punischen Kriege steht dieser vereinte Adel in solcher Abgeschlossenheit da, daß es nur selten einem novus gelingt, sich zur Höhe der Magistratur empor zu schwingen. Namentlich blieb das Consulat fast im alleinigen Besitze der Nobilität, so daß die spätere Zeit nur wenige Männer aufzufinden wußte, welche als novi homines diese höchste Stufe erreicht hatten. Fragt man, durch welche Mittel es der Aristokratie gelungen sei, die Wahlen jederzeit auf Personen aus ihrer Mitte zu lenken, so ist es unverkennbar, daß die Verwaltung der höchsten Aemter allmählich bedeutende Opfer erheischte, welche bei immer wachsenden Anforderungen neben den übrigen Bedingungen der Befähigung auch ein ansehnliches Vermögen erforderlich machten. Die curulische Aedilität selbst, die erste Stufe der Nobilität, über welche hinweg nur, mit sehr seltenen Ausnahmen, zur Prätur und dem Consulate zu gelangen war, entstand, als die plebejischen Aedilen sich weigerten, den vermehrten Aufwand für die Festspiele zu bestreiten. Damals ergriffen die Patricier mit Freuden die Gelegenheit, für ihren Stand ein neues

Amt zu erwerben, und auch als dieses mit den Plebejern getheilt werden mußte, blieb es auf beiden Seiten unausgesetztes Streben, durch immer steigenden und bis zur rasendsten Verschwendung ausartenden Aufwand sich die Gunst des Volkes und damit die Anwartschaft auf höhere Ehren zu erwerben. Dadurch mußte die Zahl derer, welche um die curulischen Aemter sich bewerben konnten, immer gering erhalten, und bei dem Volke, das so großen Werth auf öffentliche Pracht und ergötzende Schauspiele legte, die Aufmerksamkeit natürlich am meisten auf die gerichtet werden, die sich durch solche Opfer ihm am gefälligsten zeigten. Das alles vereinigte sich, um die Wahlen immer wieder denen zuzuwenden, deren Namen man von langen Zeiten her in den Fasten zu lesen gewohnt war. Es war natürlich, daß, wenn ein Cornelius Scipio, ein Claudius Pulcher oder Marcellus, ein Cäcilius Metellus u. s. w. als Bewerber auftraten, diese in Aller Gedächtniß und Munde lebenden Namen, deren Ruhm durch Gesetze und Triumphe, durch Ehrendenkmäler und öffentliche Bauwerke, durch eine lange Reihe ruhmvoller Ahnen, deren Bildnisse die Atrien zierten, verkündet wurde, mehr Beachtung fanden, als der unbekannte Name eines aus unberühmter Familie aufstrebenden, wenn auch noch so tüchtigen Mitbewerbers; und so kam es, daß die einmal im Besitze des Ruhmes und Glanzes stehende Nobilität mit Leichtigkeit und ohne große Anstrengungen die Ehrenstellen erhielt, zu denen sie gleichsam in der Wiege schon die Designation hatte; daß oft bei der Wahl mehr der Name und der Ruhm der Vorfahren als die Persönlichkeit des Mannes entschied, und ein ganz ausgezeichnetes Verdienst (wie bei Marius und Cicero) oder besondere Umstände dazu gehörten, um als homo novus zur höchsten Stufe der Ehre und Macht sich zu erheben. Nächstdem leuchtet es auch ein, daß diese Nobilität jederzeit einen bedeutenden Anhang hatte, wozu namentlich die ununterbrochenen und lange anhaltenden Kriege wesentlich beitrugen, da es dem Feldherrn nicht schwer werden konnte, die Truppen, die er befehligte, an sich zu fesseln, und dann ihrer Stimmen in den Comitien gewiß zu sein; sodann aber ist es auch natürlich, daß sie diesen Anhang für den Zweck der Wahlen durch alle mögliche, auch unerlaubte, Mittel noch mehr zu verstärken suchte.

Läßt es sich nun auch nicht läugnen, daß diese mächtige Aristokratie dem außerhalb ihres Kreises aufstrebenden Verdienste hinderlich wurde und ihrem eigennützigen Interesse nur zu oft das Gemeinwohl aufopferte, so darf man doch auf der andern Seite auch nicht verkennen, daß in den Zeiten maßloser Bewegung sie der ultraliberalen Partei gegenüber ein nothwendiges Gegengewicht bildete. Sie ist, wie natürlich, der Hauptstamm der conservativen Partei, der Optimaten, im besseren Sinne des Wortes der Gutgesinnten, d. h. aller derer, welche das Wohl des Staates und der Einzelnen in kräftiger Aufrechthaltung der bestehenden Verhältnisse sahen. Diesen Optimaten gegenüber standen als Partei der Bewegung die populares; ein eben so zweideutiger als vielfältig gemißbrauchter Name. Denn wenn es auch nicht verkannt wer-

den kann, daß Viele, welche vor Anderen populares genannt zu werden verdienen, wirklich in ihren Bestrebungen das Beste des Volkes, d. h. der von der Nobilität beeinträchtigten Classen im Auge hatten, so ist doch nicht zu läugnen, daß die Mittel, deren sich selbst solche bedienten, oft nicht weniger ungesetzlich waren, als die entgegengesetzten Bestrebungen der selbstsüchtigen Nobilität, und daher kommt es, daß der Name die gute Bedeutung fast ganz verloren hat, und eines Theils mit seditiosus und turbulentus identificirt worden ist; anderen Theils den bezeichnet, der nach der Gunst der Menge strebt und in der Masse des Volkes, nicht in den Optimaten, seine Stütze sucht. So zeigt sich auch hierin der Unterschied zwischen Nobilität und Optimaten; denn es konnte Jemand der höchsten Nobilität angehören, und doch, wenn er den Weg der Popularität vorzog, sich im entschiedenen Gegensatze zu den Optimaten befinden.

164. Die Reformen der beiden Gracchen*).

(Nach Karl Hoeck, römische Geschichte vom Verfall der Republik bis zur Vollendung der Monarchie, mit einem Zusatze aus A. H. L. Heeren, kleine historische Schriften.)

Unermeßliche Schätze waren in Rom zusammengeflossen und hatten nicht nur das Aerarium überschwänglich bereichert, sondern auch das Privatvermögen gesteigert. Trotzdem herrschte weder in der Hauptstadt, noch in dem übrigen Italien allgemeiner Wohlstand. Nur in den Händen der Nobiles, die großentheils ererbte und durch Wucher vermehrte Capitalien in der Familie bewahrten, die ferner allein den Heeren und Provinzen vorgesetzt wurden, befanden sich ungeheure Reichthümer. Dieser Klasse der unter einander verbundenen Ueberreichen und Uebermächtigen stand die große Masse völlig Armer gegenüber, welche in reißender Steigerung sich fortwährend vermehrte. Es gab keinen Mittelstand. Der Hauptgrund dieser unheilvollen Erscheinung lag in dem Verfall des Ackerbaues, den mehrere zusammenwirkende Umstände herbeigeführt hatten. Die Verheerungen des hannibalischen Krieges äußerten noch über den dritten punischen Krieg hinaus ihre nachhaltigen Wirkungen. Städte und Fluren, die in jener Zeit verwüstet waren, lagen zum Theil fortwährend öde und unbebaut. Auch während der folgenden Kriege, welche viele tausend Hände dem Pfluge entzogen, blieben manche Gefilde unbestellt; und kehrten endlich die Eigenthümer zurück, so fehlte ihnen häufig die Lust, das einfache Geschäft des Acker-

*) Vgl. A. H. L. Heeren, kleine historische Schriften, 1. Bd. 1803. — K. W. Nitzsch, die Gracchen und ihre nächsten Vorgänger. 1847. — A. J. Ahrens, die drei Volkstribunen Tib. Gracchus, Drusus und Publ. Sulpicius. 1836. — Franz Dorotheus Gerlach, histor. Studien, II. Theil, 1847. — Th. Lau, die Gracchen und ihre Zeit. 1854.



baues wieder aufzunehmen. Die Sieger der Welt sehnten sich, in dem Glanz der Weltstadt zu leben, man verkaufte daher seinen Bauernhof, lebte von dem Erlös und vielleicht von einem Beuteantheil in Rom, hoffte auf ein Glück, wie es Einzelne gemacht, wuchs aber gewöhnlich über kurz oder lang dem dürftigen Pöbel zu, den die Spenden der Factionshäupter vor dem Verhungern schützten.

Vor Allem ward aber durch Habsucht der Nobiles die Zahl der freien Ackerbauer vermindert. In den Händen dieser herrschenden Kaste befand sich nicht nur bei Weitem der größte Theil der Staatsländereien, sondern sie benutzte auch ihr Geld, um den occupirten Besitz durch Landeigenthum zu vermehren. Der Inhaber großer Domänen überredete oder zwang die kleinen benachbarten Grundeigenthümer zum Verkauf ihrer angrenzenden Hufen, um das große Adelsbesitzthum abzurunden. So wuchsen die Landgüter der Nobilität zu solchem Umfange, daß oft ganze Landschaften das wirkliche oder vermeinte Eigenthum eines einzelnen römischen Magnaten bildeten. Das Uebelste bei dieser Concentrirung der Grundstücke in den Händen Weniger war die neue Art der Benutzung. Ein großer Theil derselben ward in große Garten-Anlagen, Fischteiche, Haine und Weideplätze umgeschaffen. Was aber dem Getreidebau vorbehalten blieb, zu dessen Bearbeitung wurden Sclaven benutzt, welche man jetzt sehr wohlfeil kaufte, die man schlechter halten konnte, als Freie, und, was die Hauptsache war, die der Krieg nie den Heerden oder dem Pfluge entzog. Dem Geiz der Herren frommte diese neue Art der Bewirthschaftung, aber der freie Bauernstand verminderte sich dadurch in rascher Abnahme. Die Landgüter der Nobilität richteten Italien zu Grunde. Noch um die Mitte des siebenten Jahrhunderts, wo der römische Census über anderthalb Millionen Köpfe zählte, konnte ein Tribun öffentlich behaupten, es gäbe nicht zweitausend Bürger, welche ein Vermögen in Grundstücken besäßen. Dies unselige Mißverhältniß war aber gerade in Rom um so furchtbarer, da Handel und Gewerbe hier zu keiner Zeit blühten und meistens von Peregrinen und Sclaven getrieben wurden. Wer also den Ackerbau freiwillig oder gezwungen aufgab, der befand sich, falls er nicht ein bedeutendes Vermögen besaß, auf dem nächsten Wege zum Verarmen.

Gegen jenes Hauptgebrechen des Staates waren die Unternehmungen der beiden Gracchen gerichtet, mit deren Auftreten ein Wendepunkt in der römischen Geschichte gegeben ist. Denn jetzt beginnen die inneren Kämpfe Roms, welche nicht wie die früheren Händel der Stände, zur Ausbildung der Verfassung, sondern zum Untergange der Freiheit führen.

Die Familie der Gracchen, zu der sie beide gehörten, war zwar eine plebejische, aber darum doch eine der ersten in Rom, und außerdem durch Heirathen mit einem der ersten patricischen Häuser, dem der Scipionen, auf das genaueste verbunden. Ihr Vater, Tib. Sempronius Gracchus, hatte die höchsten Würden des Staates bekleidet, indem er Censor und zwei Mal Consul gewesen war, und gleichfalls zwei

Mal die Ehre genossen, einen Triumph zu feiern; auch hatten schon frühere Vorfahren von ihnen an der Spitze der römischen Heere gefochten. Ihre Mutter, Cornelia, war die Tochter des großen Scipio, des Siegers des Hannibal, nach dem allgemeinen Zeugnisse des Alterthums die erste Frau ihrer Zeit. Aus ihrer fruchtbaren Ehe hatte sie nicht weniger als zwölf Kinder gehabt, die aber, bis auf drei, früh wieder wegstarben; nur zwei Söhne, Tiberius und Cajus Gracchus, von denen hier die Rede ist, und eine Tochter, Sempronia, die an den jüngeren Scipio, den Zerstörer Carthago's, verheirathet war, blieben ihr übrig. Seit dem Tode des Vaters ruhte auf den Söhnen um so mehr die ganze Hoffnung der Mutter, da die Ehe ihrer Tochter mit dem jüngern Scipio nicht sehr glücklich war, und sie hatte an ihrer Bildung den vorzüglichsten Antheil gehabt. Sie wollte sie zu Staatsmännern erziehen, und lebte nur in der Hoffnung, wie sie ihnen oft wiederholte, nicht mehr die Schwiegermutter des Scipio, sondern die Mutter der Gracchen zu heißen. Zu diesem Ende waren sie sorgfältig in denjenigen Kenntnissen unterrichtet, welche in der politischen Laufbahn in ihrer Vaterstadt ihnen am nützlichsten werden konnten, in der Philosophie, und besonders in der Beredtsamkeit.

Das Alter der beiden Gracchen war zu verschieden, als daß sie zugleich auf dem öffentlichen Schauplatz hätten auftreten können. Der ältere, Tiberius, war neun Jahre früher geboren als Cajus, und da er seine politische Laufbahn so früh begann, als es nur die Einrichtungen des römischen Staates erlaubten, und noch vor dem dreißigsten Jahre sie endigte, konnte natürlich der jüngere Bruder erst später in seine Fußstapfen treten.

Tiberius machte nach der Sitte aller jungen Römer seine erste Probe als Soldat im letzten Kriege gegen Carthago (146). Er war, damals ein Jüngling von 18 Jahren, im Gefolge seines Schwagers, des jüngern Scipio; wohnte der Eroberung von Carthago mit bei, und war der Erste, der die Mauern der brennenden Stadt erstieg. Wer würde nach diesem Zuge von Heldenmuth nicht erwartet haben, in ihm den ungestümen Krieger und brausenden Jüngling zu sehen? und doch war Tiber gerade das Gegentheil von dem allem. Sanftmuth, Bescheidenheit und eine Ruhe, die unfehlbar wieder Ruhe und Zuversicht einflößte, waren die Grundzüge seines Charakters, der keine andere Leidenschaft, als Vaterlandsliebe, zu kennen schien. Bald nach der Besiegung von Carthago diente er als Quästor bei der Armee in Spanien gegen Numantia. Die Numantiner hatten die römische Belagerungs-Armee geschlagen und eingeschlossen, und würden sie vertilgt haben, wenn nicht Tiberius, mit dem sie allein unterhandeln wollten, weil sie ihm allein trauten, sie durch einen Vertrag gerettet hätte (Vgl. S. 627).

Doch wurde sein Vertrag vom Senate cassirt, und nach der ausdrücklichen Versicherung von Cicero, soll dieses die Erbitterung gegen denselben so sehr vermehrt haben, daß er förmlich mit ihm zu brechen sich vornahm. Durch diesen Vorfall also noch fester an das Interesse

des Volkes gekettet, entschloß sich jetzt Tiberius zu der Ausführung seines Planes, den er lange bei sich herum getragen hatte, und der unter Begünstigung außerordentlicher Umstände gereift war.

Dieser ging darauf aus, durch billige Beschränkung des Adels dem unendlichen Nothstande der übrigen römischen Bürger abzuhelfen, den Ackerbau wieder in allgemeine Aufnahme zu bringen und so auf's Neue einen wohlhabenden Mittelstand hervorzurufen. Der ältere der Gracchen, Tiberius, beantragte deßhalb im Jahre 133, als er das Volkstribunat bekleidete, folgendes Gesetz: „Niemand soll mehr als 500 Jugern vom römischen Gemeinlande besitzen; alles, was über dieses Maß hinaus in den Händen eines einzelnen Bürgers sich befindet, hat dieser abzutreten, damit es an die Aermeren vertheilt werde.“ Der Vorschlag war eigentlich nur eine Wiederholung des licinischen Gesetzes, und, nach seiner ursprünglichen Fassung, viel billiger, mäßiger und umsichtiger entworfen, als die ältere Lex. Denn Gracchus wollte, bei jener Beschränkung des Besitzes, vom Ager Publicus jedem Haussohn 250 Jugern gestatten; er forderte die Herausgabe der abzutretenden Aecker nicht ohne Entschädigung; ferner die neu zu vertheilenden Grundstücke sollten gleichfalls nicht zu Eigenthum, sondern nur in Besitz gegeben werden, so daß der ärmere, gleich dem reichen Nutznießer eine gewisse Abgabe an den Staat zu entrichten habe, und endlich: das unter dieser Bedingung vertheilte Land ist unveräußerlich.

Dieses Gesetz, welches so dringend durch die allgemeine Noth empfohlen ward, enthielt durchaus keine Rechtsverletzung; es berührte das Landeigenthum nicht, sondern forderte die Abtretung von Staatsäckern, die, noch dazu über das gesetzliche Maß hinaus, im Besitze Einzelner standen. Ueber den gesammten Ager Publicus aber verblieb dem Staate das vollste Eigenthumsrecht. Hatten die Nutznießer Possessionen als Dominium behandelt, die Aecker zu Prachtanlagen umgeschaffen, so war das ihre Sache; jeder Römer wußte, daß in Bezug auf das Gemeinland der langwierigste Besitz nicht zu Eigenthum ward, und daß dem Staate fortwährend das Recht verblieb, den verstatteten Nießbrauch auch wieder aufzuheben.

Heftig, wie vorauszusehen war, sträubte sich gegen die Rogation der Eigennutz der Nobilität, denn sie war es, die bei dem neuen Gesetze verlieren mußte. Auf geradem Wege war von ihr nichts auszurichten, aber durch Cabale wußte sie einen Collegen des Gracchus, Marcus Octavius, für das Interesse der großen Gutsbesitzer zu gewinnen; sein eingelegtes Veto vereitelte jenen tribunicischen Vorschlag. Gracchus dagegen beantragt die Absetzung des Tribunen Octavius. Die Tribus bestätigen diesen Antrag, der College ist entsetzt und eine neue Rogation des Gracchus auf die Ackervertheilung wird nun, selbst ohne die billigen Einschränkungen des ersten Vorschlages, zur Lex erhoben. Mit der Vollziehung des Ackergesetzes und dem Theilungsgeschäfte wurden Tiberius Gracchus, dessen Bruder Cajus, und der Schwiegervater

des erstern, Appius Claudius, von den Tribus beauftragt. Der Sieg der ärmeren Bürger schien vollständig zu sein.

Desto stärker war die Erbitterung der Nobilität gegen Gracchus; ihre Drohungen zwangen ihn recht eigentlich zu seinen folgenden Schritten; durch neue Anträge und Versprechungen suchte er seine Partei enger an sich zu fesseln, und nur in der Verlängerung seines Tribunats hoffte er Schutz für sich und seine Gesetze. Sein Antrag auf die Vertheilung der Erbschaft des Königs Attalus unter die ärmeren Bürger war ein Eingriff in den Verwaltungskreis des Senats; die Absetzung des Tribunen und sein Streben nach dem zweiten Tribunat verletzten vollkommen Herkommen und Gesetz; aber die Härte und Ungerechtigkeit seiner Gegner trieb ihn zur Verletzung von Gesetzen, denen die Aristokratie Achtung heuchelte. Trotzdem beginnt von ihr und nicht von Gracchus die Anwendung ungesetzlicher roher Gewalt; auf sie fällt die Schuld des vergossenen Blutes. Als die Tribus über Gracchus' zweites Tribunat abstimmen, stellt sich der Pontifex Maximus, Scipio Nasica, einer der reichsten Gutsbesitzer, unbefugt an die Spitze der reichsten Senatoren. Gleichgesinnte schließen sich an, stracks dringt man auf die Gegner ein; Gracchus mit 300 seiner Anhänger erliegt den Steinwürfen und Knüttelstreichen; ja, die Rachsucht der meuterischen Sieger wüthet noch gegen die Leichname und auf unmenschliche Weise gegen Angehörige und Freunde der Erschlagenen.

Die Aristokratie war indeß vorsichtig genug, jetzt keinen Versuch zu wagen, das Ackergesetz umzustoßen; ja, man ließ es ruhig geschehen, daß die Tribus zur Vollziehung desselben neben dem jüngeren Gracchus zwei andere Commissarien, Fulvius Flaccus und Papirius Carbo, an die Stelle der Erschlagenen wählten. Wenn trotzdem die Ackervertheilung nur geringen Fortgang hatte und bald ganz ins Stocken gerieth, so lag das wenigstens eben so sehr an der Schwierigkeit des Geschäfts, als an den Machinationen der Großen. Denn in unzähligen Fällen war es gar nicht mehr zu ermitteln, ob ein Grundstück ursprünglich Staatsdomäne, oder rechtmäßig erworbenes Privateigenthum war. Vereitelte Hoffnung auf der einen Seite, bedrohter Besitz auf der anderen, erhielt die Partei des Volkes und der Nobilität in fortwährender Spannung gegen einander. Während die Hauptsache wenig gefördert wurde, errang die Volkspartei Siege anderer Art, die nicht zum Heil der Verfassung gereichten. Im Jahre 131 beantragte der Tribun Papirius Carbo, es solle dem Volke verstattet sein, denselben Tribunen, so oft er es wünsche, wieder zu wählen. Die unheilvolle Rogation, welche jetzt noch an dem Widerstande der Aristokratie, und namentlich des Scipio Africanus scheiterte, ward doch einige Jahre nachher wirklich zur Lex erhoben.

Im Jahre 129 verlor die Aristokratie eine bedeutende Stütze an Scipio Africanus. Seine freimüthige Rede über Tiberius Gracchus, dessen Tod er gerecht fand, der Verdacht, daß er das Ackergesetz aufzuheben trachte, hatten den früheren Liebling des Volkes schnell verhaßt

gemacht. Sein plötzlicher Tod wird, nicht ohne Wahrscheinlichkeit, der Veranstaltung hochgestellter Personen von der Volkspartei zugeschrieben. Sein Tod und die Stürme, welche die Acker-Commissarien erregten, förderten die Sache der Armen wenig; so oft getäuscht, waren diese nahe daran, die Hoffnung aufzugeben.

Da trat Cajus Gracchus für sie in die Schranken. Durch seine Absichten und Vorschläge überbot er eben so sehr die des Tiberius, wie er diesen überragte durch seine Anlage zum Demagogen. Cajus wollte in viel umfassenderem Sinn, als sein Bruder, Reformator sein; er bezweckte nicht bloß zu vollenden, was Tiberius begonnen, sondern das Uebergewicht der Aristokratie durchaus zu brechen. Mit großer Stimmenmehrheit für das Jahr 122 zum Volkstribunen gewählt, wiederholte er als solcher zunächst das Ackergesetz seines Bruders und betrieb mit großem Eifer die Vermessungen wie die übrigen Vorarbeiten zur Vertheilung des Ager Publicus. Darauf trat er mit seiner Lex frumentaria hervor, nach welcher den Bürgern ihr Getreidebedarf zu einem ermäßigten Preise auf Kosten des Staates verkauft werden sollte. Vorzüglich hierdurch gewann er die Gunst des großen Haufens in so hohem Grade, daß ihm, ohne Bewerbung, das Tribunat auch für das nächste Jahr übertragen wurde. Jetzt erfolgten die Angriffe gegen die Oligarchie. Den empfindlichsten Schlag versetzte Cajus der Curie durch seine lex indiciaria, welche den Senatoren das Richteramt entweder gänzlich nahm und den Rittern übertrug, oder doch diesen Stand in überwiegender Mehrzahl zu den Richterstellen berief. Die hohe Bedeutung dieser Veränderung läßt auf eine heftige Opposition des Senats schließen; aber die von Gracchus geltend gemachten Beispiele grober Bestechlichkeit, die sich die senatorischen Richter noch jüngst hatten zu Schulden kommen lassen, schwächten den Widerstand der Aristokratie und gewannen dem Vorschlage die Bestätigung der Tribus. Die Ritter waren dadurch zum ersten Stande im Staate erhoben, und wie sie nicht ermangelten, den Senat ihr Gewicht fühlen zu lassen, so rechnete Gracchus auf ihre Dankbarkeit und auf die Verstärkung der Volkspartei durch sie. „Mit einem Schlage“, so rief er, als diese Rogation durchgebracht war, „habe er den Senat zu Boden gestreckt.“

Sowohl die Dankbarkeit gegen das Volk und das Bestreben, sich dessen Gunst zu erhalten, als auch der Haß des Senates nöthigten Gracchus zu neuen politischen Unternehmungen. Auf seinen Antrag wurden Kornmagazine angelegt, Straßen durch Italien gezogen und andere Bauten veranstaltet. Die Leitung und Aufsicht bei diesen Arbeiten, die eine Menge Tagelöhner und Handwerker nährten, ließ er sich selbst übertragen, und erfüllte die niedere Volksklasse, die ihm nun noch fester anhing, mit Bewunderung seiner Thätigkeit. Außerdem beantragte er Colonieen für gesunkene Municipien, namentlich Tarent und Capua. Die Latiner munterte er auf, das vollständige Bürgerrecht zu fordern, und den übrigen italischen Bundesgenossen versuchte er das Stimmrecht zu verschaffen.

Unter diesen bedenklichen Umständen greift der Senat zu dem schlauen und vielleicht einzigen Mittel, sein Ansehen wieder herzustellen: er nimmt selbst die Maske der Popularität an, und gewinnt den Tribunen M. Livius Drusus, um Cajus Gracchus an Gunstbuhlerei beim Volke zu überbieten. Drusus war gemein genug zu einem Gaukelspiel, das gleich trügerisch gegen Gracchus und gegen das Volk war, seine Talente dem Senate zu leihen. Er trat mit Rogationen auf, welche, der Ehre wie dem Nutzen des Staates zuwider, von der Aristokratie mit ihm verabredet waren, und deßhalb bereitwillig von ihr gefördert wurden. Wenn Gracchus zwei Colonieen beantragte, so bringt Livius Drusus zwölf in Vorschlag; wenn jener die Ländereien an die Armen vertheilt wissen wollte unter der Bedingung einer davon zu entrichtenden Abgabe, so sollen sie nach Drusus' Vorschlag ganz freies Eigenthum werden. Das Volk durchschaute die fein gesponnene Intrigue nicht; es söhnte sich mit der Aristokratie einiger Maßen wieder aus, und ward in demselben Grade lau gegen Gracchus. Diesem schadete aber außerdem sein enges Verhältniß zu Fulvius Flaccus, den nicht nur der Senat als rohen Demagogen haßte, sondern gegen welchen sich auch der Unwille des Volkes kehrte, weil er sich dem Verdachte aussetzte, die italischen Bundesgenossen zum Abfall von Rom aufzureizen. Gracchus' Ansehen und Macht waren bereits im Sinken, als er, unvorsichtig genug, sich mit der Einrichtung der Colonie Carthago beauftragen ließ, nach Afrika ging und seine Partei in Rom den Machinationen seiner Feinde Preis gab. Seine Macht war dahin, als er heimkehrte, weder neue Vorschläge vermochte er in den Comitien durchzubringen, noch selbst die Verlängerung des Tribunats für das folgende Jahr zu erlangen; während sein entschiedener Gegner, Lucius Opimius, zum Consul gewählt wurde.

Das Jahr 121 begann; Gracchus stand verlassen da von der großen Masse des Volkes und sah sich als Privatmann dem Haß und der Rache der Aristokratie Preis gegeben. Sein Fall war entschieden, sein Untergang ziemlich gewiß. Stracks machte nun Opimius Anstalten, mehrere gracchische Gesetze aufzuheben, unter andern auch das, welches die Herstellung Carthago's geboten hatte. Seine Absicht war vor Allem, Gracchus zu übereilten Maßregeln zu reizen, wodurch consularische Gewaltschritte gerechtfertigt würden. Der Anschlag gelang; Gracchus und Fulvius versammeln die Reste ihres früheren Anhangs, und besonders der letztere schien entschlossen, bei der Abstimmung über Opimius' Anträge mit Gewalt zu schützen, was sich auf rechtlichem Wege nicht mehr halten ließ. Allein die eigentliche Rechtsverletzung ging von der Aristokratie aus. Der Senat bekleidete den Consul mit dem militärischen Imperium in der Stadt, obgleich ihm diese Befugniß durch ein noch bestehendes Gesetz des Gracchus genommen war. Während Opimius nun Senatoren und Ritter bewaffnet und seine übrigen militärischen Anstalten trifft, zieht Fulvius mit einem gleichfalls bewaffneten und tobenden Volkshaufen auf den Aventin; hier findet sich auch Gracchus,

aber ohne Waffen, mit einer Anzahl Anhänger ein. Die Unterhandlungen, welche auf Betrieb des Letztern durch den Sohn des Fulvius mit dem Senat angeknüpft werden, scheiterten an Opimius' persönlichem Haß gegen Gracchus. Der Consul will Blut, und so greift er Fulvius mit bewaffneter Macht an. Gracchus hatte nicht an dem Gefechte Theil genommen, aber dennoch findet er, wie jener, sammt 3000 Parteigenossen, den Untergang. Mit Uebermuth bedient sich die Aristokratie ihres Sieges. Auf den Kopf des Fulvius und Gracchus hatte Opimius Preise gesetzt, mit Gold wog er sie auf. Die Körper der Erschlagenen wurden in die Tiber geschleppt und die Güter der Gebliebenen eingezogen. Doch mehr als diese und andere Beweise von Barbarei empörte der Tempel der Eintracht auf dem Forum, den der Consul gleichsam zum Hohn der besiegten Partei errichtete.

Trotz ihres Sieges wagte es die Aristokratie doch nicht, sogleich alle Gesetze der Gracchen umzustoßen. Die lex agraria blieb Anfangs bestehen; aber indem eine Nebenbestimmung derselben, die Unveräußerlichkeit der vertheilten Grundstücke, aufgehoben wurde, erhielten die großen Gutsbesitzer Gelegenheit, das Verlorene bald wieder zu gewinnen, und der Zweck der Ackervertheilung ward vereitelt. Die lex Thoria endlich hob im Jahre 107 die Vertheilung gänzlich auf, sicherte den Besitzstand, aber verpflichtete die Besitzer zu einer Abgabe von den Staatsländereien, welche unter die Armen vertheilt werden sollte. Doch auch hiermit war es nicht redlich gemeint, denn als durch diese Lockspeise den Armen das Ackergesetz entwunden war, stellte man bald nachher auch die Abgabe wieder ein, und so ward das Volk 15 Jahre nach den gracchischen Unruhen zu einem Zustande zurückgedrängt, in welchem es sich vor denselben befunden hatte.

Auf diese Weise wurde die gute Absicht der Gracchen völlig vereitelt, und nachhaltig blieb von ihrem Wirken eigentlich nur das für den Staat Nachtheilige. Das Ansehen und die Macht des Senats hatten den ersten bedeutenden Stoß erhalten; die bereits schon unverhältnißmäßige Gewalt der Tribunen war noch mehr gesteigert. Die Kornaustheilungen, einmal dem Volke geboten, ließen sich ihm nicht wieder nehmen; die Zündfackel zu dem großen italischen Kriege war hingeworfen. Endlich, und eigentlich das Uebelste von Allem, der Gegensatz der Armen und Reichen, hatte sich zu wechselseitiger Erbitterung gestaltet; Factionen mit Führern an der Spitze waren gegen einander in die Schranken getreten, hatten das erste Blut in der Volksversammlung vergossen und nachfolgenden Demagogen die Bahn blutiger Bürgerfehden eröffnet.

Das Urtheil über die Gracchen ist deßhalb auch meistens verdammend ausgefallen. Wer indeß, wie Cicero, in der Nobilität nur die Guten, und in der Volkspartei die Frevler sieht, wem die Ermordung des Tiberius Gracchus gleich nützlich für den Staat dünkt, wie die Eroberung Numantia's, der hat keine Stimme bei der Beurtheilung der Gracchen. Niemand wird alle Mittel billigen, die sie für einen

edeln Zweck in Bewegung setzten; aber waren etwa die Mittel rühmlicher, welche die Nobilität und der Senat anwandten, um einen edeln Zweck zu vereiteln? Das große Ziel jener Männer, die Verjüngung des römischen Staats, ward der Nation durch Habsucht und Ränke der Aristokratie für immer entwunden, und dieser fallen in höherem Grade, als den Gracchen selbst, die Uebel zur Last, welche der Kampf mit sich führte oder gebar.

---

165. Der Krieg mit Jugurtha.

(Nach Karl Kiesel, die Weltgeschichte.)

Ehe dem Kampfe zwischen Bürgern, wie er bei Gelegenheit der gracchischen Bestrebungen zum ersten Male entbrannt war, ein förmlicher Bürgerkrieg folgte, ward Rom durch zwei äußere Kriege beschäftigt, die, wie sie den Ausbruch des innern Krieges verzögerten, auch zwei Führer der Parteien emporhoben. Der erste dieser Kriege ist der numidische, der durch seinen Verlauf zugleich einen Blick in die damaligen innern Verhältnisse Roms thun läßt, und es erklärlich macht, daß die Nobilität nicht allein mit dem Hasse, sondern auch mit der Verachtung des Volkes belastet war. Das Reich Massinissa's war unter dessen drei Söhne getheilt, aber da die beiden jüngeren, Gulussa und Mastanabal, früh gestorben, in der Hand des Micipsa wieder vereinigt worden. Dieser, der zwei Söhne, Adherbal und Hiempsal, besaß, hatte einen von Mastanabal hinterlassenen natürlichen Sohn, Jugurtha, in sein Haus aufgenommen. Da ihm aber Jugurtha's Fähigkeiten und die Zuneigung, welche das Volk der Numidier gegen ihn zeigte, Besorgnisse für das Schicksal seiner eigenen Söhne eingeflößt, hatte er denselben dem Scipio im numantischen Kriege mit einem Heere zu Hülfe geschickt, in der Hoffnung, daß ihm seine Kühnheit im Kriege den Untergang bringen werde. Die Bekanntschaft, die Jugurtha dort mit angesehenen Römern gemacht, hatte ihm die Ueberzeugung verschafft, daß die Absichten, die er auf die Herrschaft in Numidien habe, in Rom durch die Bestechung Einzelner zu verwirklichen seien, und, obgleich Scipio ihn ermahnt hatte, nicht die Freundschaft Einzelner, sondern die Freundschaft des Staates zu suchen, verfolgte er doch den Weg, der ihn so sicher zum Ziele zu führen schien. Nach Beendigung des Krieges erhielt er von Scipio eine Empfehlung an Micipsa, die diesen bestimmte, ihn an Sohnes Statt anzunehmen. Demgemäß sollten Adherbal, Hiempsal und Jugurtha nach Micipsa's Tode, der im Jahre 118 erfolgte, drei abgesonderte Theile Numidiens regieren, wie es vorher die drei Söhne Massinissa's gethan hatten. Doch trat sogleich Jugurtha mit feindseligen Absichten gegen seine Vettern hervor, ließ den Hiempsal ermorden und überzog den Adherbal mit Krieg. Adherbal rief die Entscheidung der Römer an, und diese fiel, da Jugurtha durch Geld

auf die Abgesandten der Römer wirkte, so aus, daß derselbe den besten Theil des Landes erhielt. Nichts desto weniger setzte Jugurtha die Bekriegung seines Vetters fort, und sein Geld machte dessen Bemühungen in Rom so unwirksam, daß es zu einem neuen Einschreiten nicht kam, und Adherbal sich dem Jugurtha, der ihn lange in Cirta belagert hatte, im Jahre 112 auf die Zusage, sein Leben zu schonen, ergab. Da aber Jugurtha sein Wort brach und nicht allein den Adherbal, sondern auch die in Cirta in seine Hände gefallenen Römer und Italiker niedermachen ließ, kam es zum Kriege. Der Tribun Memmius lüftete den Schleier der geheimen durch Geld bewirkten Einverständnisse, und Calpurnius Bestia, Consul im Jahre 111, war zum Kriege geneigt, weil derselbe ihm Bereicherung durch Beute oder Bestechung versprach. Der Krieg wurde aber unter diesem Consul und im folgenden Jahre unter Postumius Albinus so unredlich geführt, daß Rom sich mit Schmach bedeckte. Jugurtha war im Jahre 111 in Rom, wußte aber die fortwährend von Memmius gegen ihn und die mitschuldigen Römer betriebenen Maßregeln ins Stocken zu bringen, und ließ Gulussa's Sohn, Massiva, dem der Consul Albinus Hoffnungen auf Herrschaft gemacht hatte, in Rom umbringen. Hierauf floh er, und als Albinus' Bruder, den der Consul, um bei der nächsten Consulwahl in Rom anwesend zu sein, zu seinem Stellvertreter eingesetzt hatte, von ihm zu einem schimpflichen Frieden gezwungen worden war, ward im Jahre 109 Consul Metellus, der Sohn des Macedoniers, später der Numidische genannt, nach Afrika geschickt. Er verschmähte alle Anträge des Jugurtha und stellte im Heere bessere Ordnung her, aber nichts desto weniger hatte der Krieg, den er als Consul und Proconsul führte, einen schleppenden Gang, da Jugurtha Schlachten vermied, und, als er schon seine Elephanten und eine große Geldsumme ausgeliefert hatte, seinen Entschluß, sich selbst zu ergeben, zurücknahm, um sich in die unzugänglichen Gegenden des Atlasgebirges zurückzuziehen. Da erhielt im Jahre 107 das römische Heer einen neuen Führer an einem Manne, der in der Folge für das Geschick Roms verhängnißvoll wurde, an C. Marius. In ihm schien seit geraumer Zeit das Volk die in den Gracchen verlorene Führung wieder finden zu sollen. Im Jahre 119 hatte er als Tribun ein Gesetz bewirkt, welches, indem es bei den Wahlen eine Abstimmung durch Stimmtäfelchen einführte, es den Reichen unmöglich machen sollte, die Abstimmung der von ihnen für die Wahlen Erkauften zu beobachten. Er war von geringer Herkunft, geboren in der mit vollem römischem Bürgerrecht ausgestatteten Stadt Arpinum. Er trachtete mit Anstrengung nach den höchsten Würden, zu welchen ihn, während es ihm an feiner Bildung gänzlich fehlte, eine ausgezeichnete kriegerische Anlage zu befähigen schien. Im numidischen Kriege bekleidete er unter Metellus das Amt eines Legaten, d. h. eines Gehülfen und Vertreters des Feldherrn. Im Jahre 108 verlangte er von Metellus Urlaub, damit er sich für das Jahr 107 um das Consulat bewerben könne. Daß Metellus, obgleich er ihm denselben gewährte, ihn wegen seines

Bemühens verspottete, kann nur beigetragen haben, ihn desto mehr gegen die Nobilität zu reizen, der er vermöge seiner demagogischen Gesinnung und Haltung gefährlich war. Er erhielt wirklich das Consulat und in Folge desselben die Führung des numidischen Krieges, den er in den zwei Jahren seines Consulates und Proconsulates beendigte. Nach einer entscheidenden Niederlage bei Cirta floh Jugurtha zu dem Könige des westwärts, jenseits des Flusses Ampsaga gelegenen, bis zur Küste des Oceans reichenden Mauretaniens, seinem Schwiegervater Bocchus, der ihn schon im Kampfe gegen Marius unterstützt hatte. Da die Römer nur, wenn sie des Jugurtha habhaft würden, den Krieg für beendet halten konnten, so ward alle Mühe angewandt, dessen Auslieferung von Bocchus zu erwirken. Dies gelang dem Quästor Cornelius Sulla, in welchem sich für die Optimaten der Führer gegen die Volkspartei heranbildete. Der gefangene König wurde nach Rom geführt, wo man ihn nach dem Triumphe des Marius im Kerker verschmachten ließ. Sein Reich aber wurde zerstückelt, so daß ein Theil zu der römischen Provinz Afrika geschlagen und ein anderer an Bocchus abgetreten wurde, während der Rest, man weiß nicht wie, selbständig blieb.

166. Der Krieg mit den Cimbern und Teutonen.

(Nach Franz Dorotheus Gerlach, historische Studien, und Theodor Mommsen, römische Geschichte.)

Es ist in dem Wesen geschichtlicher Entwicklung gegründet, daß, wenn Völker und Staaten in allseitiger Strebsamkeit zum letzten Ziel gelangt, dem innern Verfall sich nahen, durch unsichtbare Kräfte schon eine neue Schöpfung sich bereitet, der in den Ring der Kette einzugreifen und eine neue Zeit hervorzurufen beschieden ist. So, als die Trümmer von Carthago, die Flammen des sinkenden Korinth, der Vernichtungskampf der tapferen Numantiner die Allgewalt der römischen Waffen vom Aufgang bis zum Niedergang verkündet, und nur der Seherblick des großen Staatsmannes in den Parteikämpfen die Vorboten des nahenden Verfalls erkannte, da erschien unmittelbar nach neuen Siegen, welche Roms Namen bis an die Sandwüsten Libyens getragen, vom unbekannten Norden her ein wildes, trotziges Volk und forderte von den Herrschern der Welt seinen Antheil an der bezwungenen Erde. Ein Jahrhundert, nachdem in Italien die Boier, Senonen, Insubrer, Tauriner den römischen Waffen unterlegen, erhoben sich die Germanen in ihrer Kraft. Vom cimbrischen Chersones stürmte ein mächtiges Heer heran, überschritt die Donau und griff die keltischen Stämme der Noriker, Taurisker und Scordisker an. Dem raschen Siegeszug wollte umsonst der römische Consul Cajus Papirius Carbo die Straße sperren. Er fand mit seinem Heer den Untergang. Eine neue Heimat wollten

sie erkämpfen; deßwegen forderten sie vom römischen Senat Land zum Anbau, sie wollten zahlen mit der Kraft des Arms. Mit ihrem Begehren abgewiesen, haben sie Gallien überschwemmt; ihnen schlossen die Helvetier sich an, welche den später wieder aufgenommenen Plan verfolgten, sich Wohnsitze in Gallien zu erringen. Auch hier stand ihnen die römische Macht im Wege. Noch vier Heere führten die römischen Consuln nach einander gegen den Feind (in den Jahren 109 bis 105), sie wurden geschlagen, zersprengt, zerstreut, 80,000 Römer und Bundesgenossen waren in der letzten Schlacht bei Arausio (Orange) an der Rhone unter dem Schwert der Feinde gefallen (105), die Pforten der Alpen standen offen, Rom schien verloren. Da wurde Marius, bevor er noch von Afrika zurückgekehrt war, abwesend zum zweiten Male zum Consul erwählt, und behielt, so lange die Gefahr über Italien schwebte, das Consulat (sein zweites bis fünftes, 104—101); denn er war die einzige Hoffnung des Vaterlandes. Wohl mußten die Römer sich glücklich preisen, daß die Feinde, ihre Siege nicht verfolgend, für einige Jahre einen neuen Schauplatz ihrer Thaten jenseits der Pyrenäen suchend, Marius hinlängliche Muße gönnten, um ein neues Heer zu bilden, das Kriegsvolk an Gehorsam, Ordnung, Zucht zu gewöhnen, in Ertragung von Beschwerden zu üben*) und zu stählen und ihm das Vertrauen des Sieges einzuflößen. Eben so fand Marius volle Zeit, die schwankende Treue der unterthänigen gallischen und ligurischen Gaue wieder zu befestigen und innerhalb wie außerhalb der römischen Provinz von den gleich den Römern durch die Cimbern gefährdeten Bundesgenossen, wie z. B. von den Massalioten, den Allobrogen, den Sequanern, Beistand und Zuzug zu erlangen. Endlich, im Laufe des Jahres 103, fluthete der Cimbernstrom, nachdem er in Spanien an dem tapfern Widerstand der eingebornen Völkerschaften, namentlich der Celtiberier sich gebrochen hatte, wieder zurück über die Pyrenäen. Diesmal scheint der Zug am atlantischen Ocean hinauf gegangen zu sein, wo Alles den schrecklichen Männern sich unterwarf von den Pyrenäen bis zur Seine. Erst hier an der Landesgrenze der tapfern Eidgenossenschaft der Belgen trafen sie auf ernstlichen Widerstand; allein eben auch hier kam ihnen ansehnlicher Zuzug. Nicht bloß Helvetier, darunter die Tiguriner, gesellten sich zu den Cimbern, sondern es stießen auch zu ihnen die stammverwandten Teutonen unter ihrem Könige Teutoboch, welche durch uns nicht überlieferte Fügungen aus ihrer Heimat an der Ostsee an die Seine verschlagen waren. Aber auch die vereinigten Schaaren vermochten den tapfern Widerstand der Belgen nicht zu überwältigen. Die Führer entschlossen sich daher, mit der also angeschwollenen Menge den schon mehrmals berathenen Zug nach Italien nun allen Ernstes anzutreten. Indeß sei es wegen der schwierigen Verpflegung auf den Alpen-

*) Dazu gehörte namentlich auch die Anlegung eines später den Massalioten überlassenen Rhonecanals zur leichteren Herbeischaffung der von Italien dem Heere nachgesandten Transporte.



straßen, sei es aus anderen Gründen, die Massen lös'ten sich wieder auf in zwei Heerhaufen, von denen der eine, die Cimbern und die Tiguriner, über den Rhein zurück und durch die schon im Jahre 113 erkundeten Pässe der Ostalpen, der andere, die neu angelangten Teutonen und die Ambronen, durch das römische Gallien und die Westpässe nach Italien eindringen sollte. Diese zweite Abtheilung war es, die im Sommer 102 abermals ungehindert die Rhone überschritt und am linken Ufer derselben mit den Römern den Kampf nach fast dreijähriger Pause wieder aufnahm. Marius erwartete sie in einem wohlgewählten und wohlverproviantirten Lager am Einfluß der Isère in die Rhone, in welcher Stellung er die beiden einzigen damals gangbaren Heerstraßen nach Italien, die über den kleinen Bernhard und die an der Küste, zugleich den Barbaren verlegte.

Nachdem die Teutonen vergebens das römische Lager zu erstürmen versucht hatten, zogen sie an demselben vorbei, den Römern zurufend, ob sie keine Aufträge an ihre Frauen in Rom hätten. Als der Zug vorüber war, brach auch Marius sein Lager ab und folgte den Teutonen, die der Küstenstraße zustrebten, längs der Rhone bis Aquä Sextiä. Beim Wasserschöpfen stießen hier die leichten ligurischen Truppen der Römer mit den Ambronen zusammen; das Gefecht ward bald allgemein; nach heftigem Kampf siegten die Römer und verfolgten den weichenden Feind bis an die Wagenburg. Dieser erste glückliche Zusammenstoß erhöhte dem Feldherrn wie den Soldaten den Muth; am dritten Tage nach demselben ordnete Marius auf dem Hügel, dessen Spitze das römische Lager trug, seine Reihen zur entscheidenden Schlacht. Die Teutonen, längst ungeduldig mit ihren Gegnern sich zu messen, stürmten sofort den Hügel hinauf und begannen das Gefecht. Es war ernst und langwierig, bis zum Mittag standen die Deutschen wie Mauern, allein die ungewohnte Glut der provençalischen Sonne erschlaffte ihre Sehnen und ein blinder Lärm in ihrem Rücken, wo ein Haufen römischer Troßbuben aus einem waldigen Versteck mit gewaltigem Geschrei hervorrannte, entschied vollends die Auflösung der schwankenden Reihen. Der ganze Schwarm ward gesprengt und entweder getödtet oder gefangen; unter den Gefangenen war König Teutoboch, unter den Todten eine Menge Frauen, welche nicht unbekannt mit der Behandlung, die ihnen als Sclavinnen bevorstand, theils auf ihren Karren in verzweifelter Gegenwehr sich hatten niedermachen lassen, theils in der Gefangenschaft sich selber den Tod gegeben hatten. So hatte Gallien Ruhe vor den Deutschen, und es war Zeit, denn schon standen deren Waffenbrüder diesseits der Alpen. Mit den Helvetiern verbündet, waren die Cimbern ohne Schwierigkeit von der Seine an den Rhein gelangt, hatten die Alpenkette auf dem Brennerpaß überschritten und waren von da hinabgestiegen in die italische Ebene. Hier sollte der Consul Quintus Lutatius Catulus die Pässe bewachen; allein der Gegend nicht völlig kündig, und fürchtend, umgangen zu werden, hatte er sich nicht getraut, in die Alpen selbst vorzurücken, sondern unterhalb

Trient am linken Ufer der Etsch sich aufgestellt und für alle Fälle den Rückzug auf das rechte durch Anlegung einer Brücke sich gesichert. Allein als nun die Cimbern in dichten Schaaren aus den Bergen hervordrangen, ergriff ein panischer Schreck das römische Heer, und Legionäre und Reiter liefen davon. Catulus mußte auf das rechte Ufer des Po sich zurückziehen und die ganze Ebene zwischen dem Po und den Alpen in der Gewalt der Cimbern lassen. Dies geschah im Sommer 102, um dieselbe Zeit, wo es zwischen den Teutonen und den Römern bei Aquä Sextiä zur Entscheidung kam. Hätten die Cimbern ihren Angriff ununterbrochen fortgesetzt, so konnte Rom in eine sehr bedrängte Lage gerathen; indeß ihrer Gewohnheit, im Winter zu rasten, blieben sie auch diesmal und um so mehr getreu, als das reiche Land, die ungewohnten Quartiere unter Dach und Fach sie einluden, vorläufig es sich wohl sein zu lassen. Dadurch gewannen die Römer Zeit, ihnen mit vereinten Kräften in Italien zu begegnen. Von dem Schlachtfeld von Aix wurde das siegreiche Heer an den Po geführt. Die vereinigten Armeen überschritten ihn, 50,000 Mann stark, unter dem Consul Marius und dem Proconsul Catulus und zogen gegen die Cimbern, welche ihrerseits flußaufwärts marschirt zu sein scheinen, um den mächtigen Strom an seiner Quelle zu überschreiten. Unterhalb Vercellä, unweit der Mündung der Sesia in den Po, eben da, wo Hannibal seine erste Schlacht auf italischem Boden geschlagen hatte, trafen die beiden Heere auf einander. Die Cimbern wünschten die Schlacht und sandten ihrer Landessitte gemäß zu den Römern, Zeit und Ort dazu auszumachen; Marius willfahrte ihnen und nannte den nächsten Tag — es war der 30. Juli 101 — und das raudische Feld, eine weite Ebene, auf der die überlegene römische Reiterei einen vortheilhaften Spielraum fand. Mit geringen Opfern ward ein vollständiger Sieg erfochten und die Cimbern vernichtet. Glücklich mochte heißen, wer den Tod in der Schlacht fand, wie die meisten, unter ihnen der tapfere König Boiorix; glücklicher mindestens als die, welche nachher verzweifelnd Hand an sich selbst legten oder gar auf dem Sclavenmarkt in Rom den Herrn suchen mußten, der dem einzelnen Nordmannen die Dreistigkeit vergalt, des schönen Südens begehrt zu haben, ehe denn es Zeit war.

Marius erhielt das sechste Consulat (für das Jahr 100) als Siegespreis und den Beinamen des dritten Romulus. Damals stand er auf der Höhe seines Ruhmes; als Retter Roms in solcher Noth überragte er alle Helden der Vorzeit; er wäre glücklich zu preisen, wenn er mit der Siegeslaufbahn auch sein Leben beschlossen hätte. Aber da er zu dem Lorbeerkranze sich noch die Bürgerkrone erwerben wollte, so sank sein Stern, und wie früher der Erretter, ward er jetzt die Geißel des Vaterlandes.

167. Der Bundesgenossenkrieg.

(Nach Franz Dorotheus Gerlach, Marius und Sulla.)

Im Jahre 91 war M. Livius Drusus Volkstribun, der Sohn des M. Livius Drusus, der im Jahre 122 das Werkzeug der Optimaten gewesen war. Durch Geistesadel, Sittenreinheit und Lauterkeit der Gesinnung überragte er die meisten seiner Zeitgenossen. Im Sinne seines Vaters, der dem Cajus Gracchus muthvoll widerstanden, wollte er für die Ehre des senatorischen Standes kämpfen, darum hatte er das Volkstribunat gesucht. Ein seltener Ernst und eine männliche Besonnenheit gaben seinem ganzen Wesen eine Würde und eine Hoheit, wie sie dem aristokratischen Mann ziemt, wie er denn auch trotz seiner Jugend schon Oberpriester war. Im jugendlichen Thatendrang hatte er die schlüpfrige Bahn des öffentlichen Lebens betreten, um in einflußreicher Stellung das frühere Ansehen des Senats wieder herzustellen und die Gerichte wieder in seine Hand zu legen. Damit er aber den Zeitverhältnissen Rechnung trüge, sollte der Senat, der in der letzten Zeit auf 300 zusammen geschmolzen war, durch 300 der würdigsten Glieder aus der Ritterschaft ergänzt, und diese so zusammengesetzte Behörde fortan mit dem Richteramt bekleidet werden. So verständig dieser Vorschlag schien, so fand er dennoch Widerspruch, bei dem Senat, weil er ungern mit Andern theilte, was er für sich allein in Anspruch nahm; bei den Rittern, weil der Ausdruck: die Würdigsten allerlei Befürchtungen erzeugte, und der Ritterstand als solcher auf jeden Fall verlor. Noch mehr beanstandet ward der zweite Abschnitt des Gesetzes, welcher gerichtliche Untersuchung gegen alle diejenigen verhängte, die in ihrem Urtheil durch Bestechungen geleitet worden wären. Dies ward namentlich von den Rittern als ein offenbarer Angriff auf ihren Stand betrachtet, der sich in dieser Hinsicht schwer verschuldet hatte. So in seinen Bestrebungen durch diejenigen gehemmt, für deren Bestes er zu wirken meinte, suchte Drusus Hülfe bei dem Volk, das er durch Anlegung von Pflanzstädten, durch Getreidespenden u. s. w. zu gewinnen hoffte. Freigebig von Natur, wie er war, stand sein Haus jedem Hülfsbedürftigen offen, und im gleichen Sinne verfuhr er mit dem Staatsvermögen. Dafür lohnte ihn die steigende Gunst des Volkes. Jeder Widerspruch verstummte, und die drei Gesetze über Ergänzung des Senats, die Uebertragung der Gerichte, mit Einschluß der Verantwortlichkeit der Richter, über die Anlegung von Pflanzstädten und über die Getreidespenden wurden angenommen. An diesem günstigen Erfolg hatten wesentlichen Antheil die italischen Bundesgenossen, deren angesehenste Männer jetzt häufig im Hause des Livius erschienen und mit ihm sich beriethen, wie sie das Ziel ihrer Wünsche, das römische Bürgerrecht, erlangen könnten. Drusus mochte von der Billigkeit der Forderung sich überzeugt halten, und in dieser Maßregel eben so eine Verjüngung der Bürgerschaft, als eine sichere Gewähr für die innere Ruhe

der Republik erkennen; er ging auf die Vorschläge der Bundesgenossen ein. Aber jetzt erhoben sich Feinde von allen Seiten. Der Senat ward mißtrauisch, die Ritter sahen im Geiste eine neue Schmälerung ihrer Macht, die alten Bürger insgesammt erschraken vor einem Wachsthum, das die Zahl der Bürger mehr als verdoppeln würde. Als er eines Tages seine Anhänger im Atrium seines Hauses versammelt hatte, und am Abend die Menge verabschieden wollte, rief er plötzlich aus: „Ich bin verwundet“, und sank zusammen. Er starb, ohne daß eine Untersuchung über seinen Tod eingeleitet wurde. Gewiß ist nur, daß sofort die Gesetze des Drusus sämmtlich aufgehoben wurden.

Die Bundesgenossen, als die Nachricht von dem Tode des Drusus und der Aufhebung seiner Gesetze sich verbreitet hatte, griffen zu den Waffen und der Bürgerkrieg begann. Die Gefahr war groß: 100,000 Bewaffnete stellten sie ins Feld; geprüfte Feldherren standen an der Spitze. Vom See Celano südlich waren alle Völkerschaften in Bewegung: Marser, Peligner, Vestiner, Marruciner, Picentiner, Frentaner, Hirpiner, Japygier, Lucaner, Samniter. Sie alle hatten durch Geißeln zum gemeinsamen Handeln und standhaftem Ausharren sich verpflichtet.

Auf die Nachricht von unruhigen Bewegungen in Asculum hatte der Senat den Proconsul Q. Servilius mit dem Legaten Fontejus abgeordnet, um die Versammlungen der Bundesgenossen zu überwachen. Seine Willkür und sein Uebermuth brachte den lange verhaltenen Grimm zum Ausbruche. Er, sein Legat, alle anwesenden Römer wurden erschlagen. Die Bundesgenossen ergriffen die Waffen. Vorher schickten sie noch eine Gesandtschaft nach Rom, welche für die Bundesgenossen das Bürgerrecht begehrte. Der Senat antwortete stolz: wenn sie das Geschehene bereuten, dann dürften sie wiederkommen. Jetzt war der Krieg unvermeidlich. Corfinium im Lande der Peligner wurde unter dem Namen Italica zum Waffenplatz erklärt. Dort versammelte sich der Rath der Verbündeten, 500 Senatoren zur Leitung des neuen Staats. Zwei Consuln standen an der Spitze; ihnen standen 12 Prätoren zur Seite, welche Unterabtheilungen des Heeres befehligten. Zum Ober-Feldherr im Nordosten ward ernannt der Marser Quintus Pompädius Silo, im Süden Cajus Papius Mutilus; beide begannen den Krieg mit der Belagerung der festen Plätze, welche, als römische Colonieen in den Ländern der Bundesgenossen angelegt, diese in Abhängigkeit erhalten sollten. Gegen sie wurden die Consuln, jeder mit 5 Legaten mit consularischer Gewalt, Cajus Rutilius Lupus gegen die Marser, Lucius Julius Cäsar nach Campanien gesendet. Die besten römischen Feldherren, Titus Didius, Licinius Crassus, Cornelius Sulla, Cneius Pompejus Strabo und selbst der alte Marius erschienen auf dem Kriegsschauplatz. Aber der Feldzug des ersten Jahres war unglücklich. Trotz einer Unzahl mörderischer Gefechte und einiger glücklicher Schlachten fielen im Süden Venafrum, Nola, Stabiä, Minturnä, Salernum, Nuceria, Acerrae den Feinden in die Hände, und im Norden konnte der alte Marius, nachdem der Consul geschlagen und an seinen Wunden

gestorben war, nur mit den größten Anstrengungen die Fortschritte der Feinde aufhalten. Dadurch wurden auch die Etrusker und Umbrer, welche bisher noch treu zu Rom gehalten, wankend und fielen ab; und wenn nicht der Aufstand rasch und mit vielem Blutvergießen wäre unterdrückt worden, so war Rom in der äußersten Gefahr. Auch wurde dies so tief empfunden, daß noch am Ende dieses Jahres der Consul Julius Cäsar das Gesetz einbrachte, daß allen denjenigen italischen Bundesstädten, die bis dahin treu geblieben waren, das römische Bürgerrecht ertheilt werden sollte; dem ein zweites tribunicisches folgte, des Marcus Plautius Silvanus und des Cajus Papirius Carbo, nach welchem jedem in Italien verbürgerten und seßhaften Manne eine Frist von 60 Tagen gesetzt wurde, innerhalb welcher er sich durch Anmeldung bei dem Prätor ins römische Bürgerrecht einschreiben lassen konnte. Diese Vergünstigung erstreckte sich auf alle Gemeinden von der Südspitze Italiens bis an den Po; den Städten und Landschaften von da bis an die Alpen wurde das latinische Recht bewilligt. Daher wurde der Feldzug des nächsten Jahres mit größerem Vertrauen eröffnet. Viele Bundesgenossen wurden schwankend; Rom, im Rücken gesichert, durch zahlreiche Zuzüge, keltische, numidische, maurische Hülfsvölker verstärkt, trat überall siegreich auf. Im Norden unterlagen die Peligner, Vestiner, Marser und Marruciner, und baten um Frieden. Asculum selbst fiel am Ende des Jahres und wurde zerstört. Im Süden leuchtete vor Allen hervor Lucius Cornelius Sulla. Nachdem er Stabiä erobert, drang er in das Land der Hirpiner, in das Herz von Samnium vor, und endigte mit der Eroberung von Bovianum den siegreichen Feldzug. Corfinium ging verloren, der Feldherr Pompädius Silo war gefallen, in Apulien und Campanien wurden die Verbündeten geschlagen, nur einzelne Städte in Campanien und zerstreute Heerhaufen standen noch unter den Waffen, ohne Hoffnung auf Erfolg. Der Krieg hatte 300,000 Römern und Bundesgenossen das Leben gekostet; die blühendsten Städte waren zerstört, die fruchtbarsten Landschaften verödet, die Masse der neu aufgenommenen Bürger war so groß, daß, wenn sie gleich den alten Bürgern in die Wahlbezirke wären eingeschrieben worden, sie in allen Abstimmungen das Uebergewicht der Zahl gehabt hätten. Daher wurden sie auf acht, nach andern auf zehn Wahlbezirke beschränkt und zuletzt zur Abstimmung gerufen, wodurch Anfangs ihr Einfluß bei den Wahlen auf ein geringes Maß beschränkt wurde. Aber freilich blieb dies eine offene Wunde; denn so lange nicht die gleiche Berechtigung aller Italiker ausgesprochen und gesetzlich durchgeführt war, fand jede Spaltung in der Stadt durch ganz Italien einen Wiederhall. Die völlige Gleichheit Aller, was Vielen als das allein Gerechtfertigte erschien, war das Grab der römischen Freiheit.

---

168. Der Bürgerkrieg zwischen Marius und Sulla.

(Nach Franz Dorotheus Gerlach, Marius und Sulla, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

1. Der Bürgerkrieg bis zur Flucht des Marius.

C. Marius war seit 12 Jahren ganz vom politischen Schauplatze verschwunden. Seine Freunde waren der Rache des Adels geopfert, andere Männer waren die Leiter der öffentlichen Angelegenheiten geworden, die Zahl seiner Veteranen verminderte sich von Jahr zu Jahr, er zählte jetzt 67 Jahre. Selbst sein Kriegsruhm fing an zu erbleichen; seine Theilnahme am Bundesgenossenkrieg war vorübergehend gewesen, er war nicht mehr der Einzige; Jüngere hatten sich herangebildet und drohten Nebenbuhler seines Ruhms zu werden. Besonders nahm ein Mann jetzt seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch: Lucius Cornelius Sulla (geb. 138). Dieser war von Anfang seiner Laufbahn dem Marius in den Weg getreten. Er war sein Quästor im afrikanischen Feldzug, und seiner Klugheit, seiner Festigkeit und Geistesgegenwart ward die Gefangennahme des Jugurtha allein verdankt. Später hatte er als Legat und Kriegsoberster unter Marius im Cimbernkrieg mit Auszeichnung gefochten, und in der Schlacht bei Vercellä war der Sieg zum Theil sein Werk. Dabei war er sich seines Werthes bewußt. Auf einem Siegelring trug er die Darstellung der Auslieferung Jugurtha's beständig mit sich herum, und der Adel, dem er als Cornelier angehörte, rühmte ihm nach, daß er eigentlich den Krieg beendet habe. Gehorsam, Pünktlichkeit im Dienst, unermüdliche Thätigkeit, Freundlichkeit gegen Untergebene, Muth und Klugheit erwarben ihm die Liebe des Heeres und empfahlen ihn dem Bürger. So wurde er nach der Verwaltung der Prätur nach Asien geschickt, um den König Ariobarzanes wieder auf den Thron zu setzen, besonders aber um den Mithridates zu beobachten, der, unablässig für die Vergrößerung seiner Macht thätig, als ein drohender Nebenbuhler des römischen Einflusses in Asien erschien. Sulla vollführte seinen Auftrag mit Geschick; er eroberte dem König sein Erbreich Cappadocien wieder und empfing, der erste Römer, die Gesandten des Partherkönigs. Die Chaldäer Astrologen aber, als sie Sulla's Gesicht zuerst erblickten, erklärten, er müsse nothwendig der erste Mann des Jahrhunderts werden, und sie konnten nicht begreifen, wie Sulla sich mit seiner gegenwärtigen Stellung begnügen mochte. Und in der That war sein Aeußeres bemerkenswerth genug. Eine unnatürliche Röthe, mit weißen Flecken untermischt, gab neben dem scharf durchdringenden Blick seines blauen Auges und dem röthlichen Haare seinen Zügen einen furchtbaren Ausdruck. Ihm ward der glorreiche Ausgang des zweiten Feldzugs im Bundesgenossenkriege zumeist verdankt und sein Name war in Aller Munde. So eilte er nach Rom zur Bewerbung ums Consulat. Der Ruhm

ging vor ihm her; das Volk strömte ihm entgegen; man athmete freier seit langer Zeit, und Sulla, der damals 50 Jahre zählte, wurde zum Consul fürs nächste Jahr und zum Oberfeldherrn gegen Mithidrates ernannt im Jahre 88. Aber das Glück, das ihn bis jetzt wunderbar begünstigt, schien plötzlich treulos den Rücken ihm zu kehren. Der alte Marius ertrug es nicht, daß ein Mann, den er in innerster Seele haßte, ihm vorgezogen wurde. Die Führung des Kriegs in Asien war seit Jahren das Ziel seiner Wünsche. Er fühlte trotz seines Alters noch Jugendkraft in seinen Adern. Man sah ihn schon Morgens früh auf das Marsfeld kommen; da tummelte er sich in wildem Kriegsspiel mit den Jünglingen herum, focht, ritt und achtete der Spötter nicht, die ihn nach Bajä ins Bad zu gehen hießen, um seinen alten Leib zu pflegen. Das Volk freute sich des Anblicks des alten Helden, während Andere sich nicht genug verwundern konnten, daß ein Mann in seinen Jahren, im Besitze eines ungeheuren Vermögens, nicht lieber im Gefühl seiner Größe die Ruhe suchen, als noch einmal seinen Ruhm durch die Treulosigkeit des Glückes gefährden wollte. Aber Marius suchte nur Macht und Ruhm.

Um sich den Oberbefehl gegen Mithridates zu verschaffen, bediente er sich des Volkstribunen P. Sulpicius Rufus, der den Dienst der Aristokratie verlassen hatte, um sich an die Spitze der Volkspartei zu stellen. Er wollte durch ein Gesetz die neuen Bürger in alle 35 Tribus vertheilen und dann durch ihre Stimmen dem Sulla den Oberbefehl im Mithridatischen Kriege nehmen und denselben dem Marius übertragen lassen. Gleichheit der Rechte aller Italiker war daher von jetzt an das Losungswort, und nun wuchs sein Anhang riesengroß. Sechshundert junge Ritter, die er seinen Gegen-Senat nannte, umgaben ihn beständig, und da diese nicht zu genügen schienen, ihm Sicherheit zu gewähren, bildete er sich eine Leibwache von 3000 kräftigen Männern, welche, mit Dolchen bewaffnet, ihm in die Wahlversammlung folgten. Diese war jetzt sein Werkzeug, und die Gesetzgebung lag in seiner Hand. Zuerst wurde nun auch den Freigelassenen das Stimmrecht zugesichert, und dadurch die Zahl seiner Anhänger ins Ungeheure vermehrt. Dann setzte er das Gesetz durch, das er früher selber bekämpft, daß die Verbannten zurückberufen werden sollten. Aber eine dauernde Begründung seiner Macht konnte nur die vollkommene Gleichheit der neuen Bürger ihm gewinnen. Dies Gesetz wurde daher angekündigt, und ein Tag für die Berathung festgesetzt. Die Consuln suchten dies zu verhindern, indem sie Ferien für viele Tage ausschrieben und eine Stillstellung aller öffentlichen Geschäfte geboten. Aber dies beschleunigte den Ausbruch. An der Spitze seiner Getreuen, welche Dolche unter der Toga trugen, zog Sulpicius auf den Markt, wo die Consuln im Tempel der Dioskuren Rathsversammlung hielten, und forderte ungestüm die Aufhebung des Beschlusses. Der Sohn des Consuls Pompejus trat ihnen kühn entgegen, um sie zur Ordnung zu verweisen, er fiel als erstes Opfer ihrer Wuth. Mit Mühe entging sein Vater dem gleichen Schicksal.

Unter der Einwirkung des Schwertes wurde das Gesetz angenommen, daß die Neubürger, in alle 35 Wahlzünfte vertheilt, den alten Bürgern ganz gleich gestellt seien. Der Consul Pompejus ward abgesetzt, und Marius an der Stelle Sulla's zum Oberfeldherrn in Asien erwählt. Sulla verließ die Stadt und floh nach Capua zu seinem Heere. Leicht gewann er die Herzen des Kriegsvolks durch die Aussicht auf die reiche Beute in Asien, und sie schwuren, ihn zu rächen. Kurz darauf erschienen zwei Kriegsobersten von Rom, um das Heer für Marius in Eid und Pflicht zu nehmen. Sie wurden mit Hohn empfangen und von dem wüthenden Kriegsvolke gesteinigt. Ungestüm forderte jetzt das Heer, gegen Rom geführt zu werden. Gesandte kamen aus der Stadt und fragten den Sulla, warum er bewaffnet gegen seine Vaterstadt ziehe. Bald begann ein furchtbarer Straßenkampf; denn nicht nur rückten Marius und Sulpicius mit aller Mannschaft, die sie zusammenraffen konnten, dem Feind entgegen, sondern auch die Bewohner der Vorstädte schleuderten Steine, Ziegel und andere schwere Gegenstände auf die einrückenden Sullaner. So heftig war der Widerstand, daß das Kriegsvolk weichen mußte. Jetzt ergriff Sulla den Adler, stürzte in die vordersten Reihen und stellte die Ordnung wieder her. Zugleich ließ er Fackeln bringen und schleuderte, der Erste, den Feuerbrand in ein Haus. Dann befahl er den kretischen Schützen, Brandpfeile gegen die Dächer zu senden, und ließ eine Heeresabtheilung den Feind im Rücken bedrohen. Diese hatten vergebens die Sclaven zur Freiheit aufgerufen; sie unterlagen. Unaufhaltsam drang der Sieger vor, die Stadt war in seiner Gewalt. Am andern Morgen versammelte Sulla das Volk, entschuldigte das Geschehene mit der Nothwehr, und erzwang unter dem Schrecken der Waffen den Beschluß, daß alle Gesetze des Sulpicius aufgehoben wurden, daß über Marius und Sulpicius und zehn ihrer wüthendsten Anhänger die Acht ausgesprochen wurde. Zugleich wurden Reiter zur Verfolgung ausgesendet. Sulpicius wurde verrathen, gefangen und hingerichtet, den Marius hat das Schicksal zur Rache aufgespart.

So sehr Sulla nach Asien eilte, wo seine Gegenwart dringend nothwendig war, sah er sich dennoch genöthigt, einen großen Theil des Jahres in Italien zu bleiben, um die Ruhe im Innern zu befestigen. Nachdem daher die strengste Mannszucht jeden Schein von Gewaltthätigkeit entfernt hatte, suchte er zuerst durch die Gesetzgebung den schreiendsten Uebelständen zu begegnen. Und so wurde zuerst das frühere Gesetz erneuert, daß kein Gesetzesvorschlag ohne vorheriges Gutachten des Senats vor die Volksgemeinde gebracht werden solle; zweitens, daß die Centuriengemeinde, wo die vermögenden Classen das Uebergewicht hatten, wieder in ihre Rechte eingesetzt; drittens, daß die tribunicische Gewalt, welche einen tyrannischen Charakter angenommen hatte, beschränkt, dagegen der Senat durch die Wahl von dreihundert Mitgliedern verstärkt werden sollte. Diese Verfügungen schienen um so nothwendiger, weil die demokratische Partei, wenn schon augenblicklich

ohne Haupt, keineswegs entmuthigt war, und nur für jetzt auf offenen Widerstand verzichtete. Kaum hatte Sulla das Heer aus der Stadt entfernt, als die Bewegungen und die Umtriebe in den Wahlen auf's Neue begannen, und namentlich die Zurückberufung der Geächteten mit großem Ernst betrieben wurde. Nicht bloß, daß Sulla's Bemühung, die höchste Gewalt bei seiner Abwesenheit zuverlässigen Männern anzuvertrauen, völlig vereitelt ward, daß an ihrer Stelle ein sehr gemäßigter Aristokrat, Cneius Octavius, und ein entschiedener Anhänger der Marianischen Partei, Cornelius Cinna, fürs nächste Jahr das Consulat erhielten, wurde Sulla bald für seine eigene Sicherheit besorgt, so daß er schnell sich ins Lager zu seinem Heere vor Capua begab. Schon war die Gefahr, die von Osten drohte, so augenscheinlich, daß es nothwendig schien, zuerst den äußern Feind zu bekämpfen, ehe an die Wiederherstellung der Ruhe im Innern zu denken war. So, nachdem er den Consul Cinna durch die heiligsten Eidschwüre zum Festhalten an der Verfassung verpflichtet hatte, gab er den Befehl zum Aufbruch und schiffte sich zu Brundusium mit seinem Heere ein. Nur zwölf seiner Gegner, und unter diesen Marius nebst dessen Sohn und Sulpicius, ließ Sulla durch den Senat als Reichsfeinde ächten, weil sie gegen die Consuln die Waffen ergriffen und die Sclaven aufgefordert hatten, sich zu befreien. Sulpicius, der sich auf einer Villa verborgen hatte, wurde durch einen Sclaven verrathen und getödtet, sein Kopf auf die Rostra aufgesteckt, Marius aber entkam unter vielen Gefahren und Abenteuern nach Afrika. Als seine Verfolger ihm bei Minturnä nahe waren, tauchte er sich in den Sümpfen bis an den Kopf ins Wasser, ward aber, mit Schlamm bedeckt, herausgezogen und der Obrigkeit von Minturnä überliefert. Diese beauftragte einen Gallier, ihn zu tödten, aber als dieser in der Finsterniß in sein Gemach trat, schienen ihm die Augen des Marius einen Feuerstrom von sich zu geben, und als der sechsmalige Consul sich in seinem Bette aufrichtete und aus allen Kräften schrie: „Du wagst es, den C. Marius zu tödten"? lief der Gallier voll Entsetzen davon, warf sein Schwert zur Erde und rief: „ich kann den Marius nicht tödten"! Dieser entkam auf einem Schiffe nach Afrika.

2. Der erste Krieg gegen Mithridates VI. von Pontus.

Seit einem Jahrhunderte hatten die Römer in Asien festen Fuß gefaßt, ihre Heere wurden im Oriente heimisch und die furchtbarste aller Plagen, die römischen Zollpächter, war in Asien eingezogen, die Mißhandlungen und Unterdrückungen wurden um so tiefer empfunden, als der soldatische Uebermuth des Siegers die Hellenen wie die Asiaten im Innersten verletzte. Als Rächer dieses hundertjährigen Druckes, der rohen Gewalt und der unersättlichen Habsucht hatte Mithridates Eupator sich erhoben. Das nordöstliche Küstenland von Hoch-Armenien war die Wiege seiner Macht, welche früher nur durch die Sage vom goldenen Vließ und von den Kriegszügen der Amazonen bekannt geworden

war. Die Völker, die er beherrschte, die Cappadocier, Paphlagonier und Leukosyrer waren weder dem Perserreich, noch den Nachfolgern Alexander's völlig unterworfen. Sie schützte ihre feste Lage und ihr wilder Muth. Die Vorfahren Mithridates' führten ihr Geschlecht auf Cyrus und Darius von mütterlicher Seite, auf Alexander und das Haus der Seleuciden den Mannesstamm zurück. Mit den Römern trat zuerst Mithridates' Vater in Verbindung, als er in dem Kriege gegen Aristonicus Hülfsvölker sandte und zur Belohnung Großphrygien erhielt. Der Sohn, ein unmündiger Knabe von 13 Jahren, hatte nicht weniger von seinen treulosen Vormündern, als von seiner ränkesüchtigen Mutter zu fürchten, welche ihm zur Mitregentin von seinem Vater gegeben war. Daher sich nicht hinlänglich sicher fühlend, verließ er heimlich, als wenn er jagen wollte, mit wenigen Getreuen seine Hauptstadt Sinope und sein Reich und lebte 7 Jahre in der Wildniß. Keine menschliche Wohnung hat er Jahre lang besucht, die Erde war sein Lager, Wälder und Höhlen gaben ihm Obdach, seinen Unterhalt fand er durch die Jagd, außer seinen Gefährten wußte Niemand seinen Aufenthalt. Aber während er seinen Leib gegen alle Beschwerden stählte, zu Rosse weite Länderstrecken kühn durchstreifte, mit den Thieren des Waldes um sein Leben kämpfte, erforschte er gleichzeitig die geheimen Kräfte der Natur, machte mit den Heilkräften der Pflanzen sich vertraut, beobachtete die Sitten und Lebensweise der Menschen und erlernte außer dem Griechischen die Sprache von 22 verschiedenen Völkern. Von einer ungeheuern Leibesstärke, und daher nicht selten roh, grausam und unmenschlich, entbehrte er des Schmuckes der hellenischen Bildung nicht und erschien groß, edel, hoch gesinnt, aber immer überragend das Maß gemeiner Menschlichkeit. Schon glaubte man ihn todt, als er plötzlich in der Blüte edler Männlichkeit wieder in seinem Reich erschien, ein Ereigniß, welches der Himmel selbst verkündete, indem ein Komet von außerordentlichem Glanze, wie am Tage seiner Geburt, so bei seiner Rückkehr sichtbar wurde und siebenzig Tage mit wunderbarem Lichte strahlte.

So in sein Reich zurückgekehrt, bahnte er sich durch eine furchtbare Rache den Weg zum bleibenden Besitz des Thrones. Seine Mutter büßte im Gefängniß bald mit dem Leben; sein Bruder fiel als ein Opfer seines Argwohns; die Untreue seiner Gattin, die ihm nach dem Leben trachtete, strafte er mit dem Tode; den Gatten seiner Schwester räumte er durch Meuchelmord hinweg und erdolchte ihren Sohn mit eigner Hand. So vor innern Nachstellungen gesichert, war er unablässig thätig für die Vergrößerung seines Reiches. Zuerst hat er das benachbarte Cappadocien und Paphlagonien an sich gerissen. Darauf finden wir alle Völker rings um das schwarze Meer in seinem Bund. Die Scythen, die so oft durch ihre verheerenden Einfälle der Schrecken Asiens gewesen, hatte er besiegt; die Albaner und Iberer zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere, Kolchis und der Kaukasus sandten ihm Kriegsvolk; der cimmerische Bosporus und Chersones waren in seiner Gewalt;

ja, die Bastarner an der Mündung der Donau dienten in seinem Heere. Durch eine Flotte von 300 Kriegsschiffen und 200 kleinen Fahrzeugen behauptete er seine Herrschaft, und ein zahlreiches Heer, nach römischer Kriegszucht eingeübt, vereitelte allen Widerstand.

Die Römer, welche seine Siegeslaufbahn mit argwöhnischem Blick verfolgt hatten, waren ihm überall in den Weg getreten, hatten durch Gesandtschaften ihn gedemüthigt, viele Eroberungen ihm entrissen, hatten seine Feinde unterstützt und endlich drei Abgeordnete, den Lucius Cassius, den Manius Aquilius und Lucius Oppius gesendet, die es für ein Leichtes hielten, mit Hülfe der Fürsten Vorder-Asiens, der Könige von Bithynien und Galatien, dem Mithridates seine Eroberungen zu entreißen. Sie hatten vier große Heere aufgestellt und waren des Sieges gewiß, als Mithridates mit einem Heere von 250,000 Mann zu Fuß und 40,000 Reitern den Feldzug eröffnete und zugleich alle Völker um den mäotischen Sumpf, um den Tanais und Ister, die Scythen, die Taurier, Sarmaten, Bastarner, Thracier durch Gesandtschaften in Bewegung setzte. Der erste Zusammenstoß war furchtbar; das ganze Heer des Nikomedes, des Königs von Bithynien, ward zersprengt und sein schneller Rückzug hatte auch die Auflösung der übrigen Heere zur Folge. Kurz darauf wurde auch Manius Aquilius geschlagen und späterhin sogar gefangen. Dieser, als der leichtsinnige Urheber des Krieges, wurde zur Strafe seiner unersättlichen Habsucht auf Mithridates' Befehl auf einen Esel gebunden und unter den empörendsten Mißhandlungen durch alle Städte und Landschaften Asiens geführt und ihm zuletzt geschmolzenes Gold in den Mund gegossen. Bald fiel ganz Asien dem Mithridates zu. Die Griechen jauchzten ihm als ihrem Befreier entgegen. Cappadocien, Paphlagonien, Phrygien, Galatien wurden von ihm besetzt; Lycien, Pamphylien, Pisidien erobert und seine Flotte erschien im Mittelmeer. Um aber die Aussöhnung mit Rom für immer unmöglich zu machen, ließ er gleichzeitig an alle Städte und Staaten Asiens versiegelte Befehle senden, welche am 30. Tage eröffnet und ungesäumt vollstreckt werden sollten. Darin war das Todesurtheil über alle Römer ausgesprochen, welche in Asien wohnten, Männer, Frauen, Kinder; der Ungehorsam gegen dieses Gebot wurde als Hochverrath bezeichnet. Der Befehl fand nur zu leicht Gehör. So verhaßt war der römische Name durch den Mißbrauch der Gewalt. Ueber 80,000 Römer und Italiker (nach Andern 150,000) fielen an einem Tage durch die Rache der erbitterten Griechen. Kein Geschlecht, kein Alter, kein Stand wurde geschont; in Tempeln, an den Altären der Götter, in den Armen ihrer Gattinnen und Schwestern wurden die Unglücklichen ermordet. Wenige entflohen nach Rhodus, das allein den Drohungen, wie den Flotten und Heeren des Königs widerstand. Sonst fielen alle Inseln bis zum Vorgebirge Malea dem Mithridates zu, die Achäer, die Spartaner erklärten sich für ihn; Böotien schloß sich an, Thracien und Macedonien wurden durch ein großes Heer unter Ariarathes, dem Sohn des Königs, bedrängt. Endlich wurden alle Fürsten, die Könige der Parther, der

Armenier, von Syrien und Aegypten zur Theilnahme an dem Kampf gegen die Tyrannei der Römer eingeladen. Darauf erschien Archelaus, der Feldherr Mithidrates', mit einer Flotte und einem Heere von 120,000 Mann im Mittelmeer, eroberte Delos und Euböa, faßte in Böotien festen Fuß und gewann Athen, das nach Vertreibung aller Römerfreunde zum Hauptwaffenplatz ausersehen und zum Stützpunkt aller weiteren Unternehmungen ausersehen war. So bewegte sich der ganze Osten gegen Rom. Dies war die Lage der Dinge, und so geartet war der Gegner, gegen welchen Sulla im Anfange des Jahres 87 zu Felde zog. Er täuschte sich nicht über die Größe der Gefahr. Mit einem Heere von kaum 30,000 Mann, ohne Flotte, ohne Zufuhr, ohne Aussicht auf Unterstützung, ohne Sold, zog er einem wenigstens vier Mal stärkern Feind entgegen, durch ein Land, das von zweifelhafter Treue, oder feindlich gesinnt war. Man kann zweifeln, soll man mehr die Tiefe seiner Berechnung in der Entwerfung seiner Pläne, oder die ritterliche Kühnheit in der Ausführung bewundern. Er trug kein Bedenken, durch den Verkauf der Tempelschätze von Delphi, Epidaurus und Olympia die nöthigen Summen zur Bezahlung seines Heeres aufzubringen. So gerüstet rückte er durch Böotien vor und lagerte vor Athen; denn diese Stadt, mit dem trefflichsten Hafen in ganz Griechenland, mußte um jeden Preis dem Feind entrissen werden, wenn auch nicht der alte Ruhm der Stadt, die Wirkung des Beispiels und die milde Behandlung, die sie bisher von Rom erfahren, zur schleunigen Bestrafung aufgefordert hätte. Nachdem Monate lang fast tagtäglich Gefechte Statt gefunden, alle Mittel der Belagerungskunst erschöpft, über und unter der Erde Römer und Barbaren jeden Fuß breit Landes mit Blut getränkt hatten, eroberte Sulla die Stadt nur durch Hunger. Entsetzlich war das Blutbad; Niemand ward verschont und das Morden dauerte die ganze Nacht. Bald darauf ward auch durch einen allgemeinen Sturm der Piräeus erobert und größtentheils zerstört. Von der reichen Beute nahm Sulla nichts für sich, als die Werke des Aristoteles und Theophrast.

Aber schon drohte eine neue Gefahr. Denn Mithridates, der in Asien zurückgeblieben, sandte unablässig neue Heere, Waffen, Schiffe, um den Verlust zu ersetzen und das Gleichgewicht wieder herzustellen. So sah sich Archelaus bald wieder an der Spitze eines Heeres von 120,000 Mann. Sulla hatte kaum über 40,000 zu gebieten, größtentheils Römer und wenige Griechen. Anfangs wich er einer Schlacht aus; als aber Archelaus nach Chalkis übersetzen wollte, folgte er dem Feind auf dem Fuße und bei Chäronea, in einer durch steile Anhöhen, schroffe Felsenwände und tiefe Abgründe durchschnittenen Ebene, wo eine Entfaltung der feindlichen Massen unmöglich war, hat er mit solcher Kunst und einer solchen Ueberlegenheit des Geistes die Bewegungen seines Heeres geleitet, daß die zahllosen Schaaren der Feinde, ohne zum Schlagen zu kommen, versprengt und so völlig vernichtet wurden, daß kaum 10,000 sich nach Chalkis retteten. Der Feldzug war durch

diese Schlacht entschieden. Nur durch die schamlosesten Erpressungen und die empörendsten Gewaltthätigkeiten brachte Mithridates wieder ein Heer von 80,000 Mann zusammen, welches sich mit den Trümmern des geschlagenen Heeres vereinigen sollte. Sulla war schon auf dem Marsche nach Macedonien, als er erfuhr, daß er in seinem Rücken bedroht sei, weil wieder ein Heer von 90,000 Mann in der Ebene bei Orchomenus sich gelagert hatte. Schnell kehrte er um und schlug dem Feinde gegenüber ein Lager auf. Die Feinde machten einen allgemeinen Angriff mit solchem Ungestüm, daß die Römer wichen und theilweise in regelloser Flucht davon eilten. Sulla bat, drohte, schalt, sprengte weit voraus, umsonst. Da ergriff er eine Fahne, sprang vom Pferde und rief den Seinen zu: „Mir ist es rühmlich, auf dem Schlachtfelde zu sterben; aber Ihr, wenn man Euch fragt, wo Ihr Euren Feldherrn ließt, antwortet, auf der Ebene von Orchomenus.“ Scham und Bewunderung, brachte die Wankenden zum Stehen; sie eilten dem Feldherrn zu Hülfe, die ganze Schlachtlinie bewegte sich vorwärts und warf den Feind. Am folgenden Tage ward das feindliche Lager gestürmt; die Feinde flohen, viele Tausende fanden durch das Schwert, andere in den nahen Sümpfen ihren Tod. Das letzte Heer des Mithridates war vernichtet. Daher beschloß er Frieden zu schließen. Als Sulla in Thessalien überwinterte, erschien Archelaus nun als Unterhändler, und nachdem er vergebens den Sulla zur Verrätherei zu verleiten gesucht, erklärte sich Sulla bereit zum Frieden auf folgende Bedingungen: 1) Mithridates liefert seine ganze Flotte den Römern aus; 2) er verzichtet auf alle Eroberungen und zieht überall seine Besatzungen zurück; 3) endlich muß er die Kriegskosten bezahlen.

So demüthigend die Friedenbedingungen schienen, zeigte sich Mithridates dennoch zum Frieden geneigt; denn nicht nur, daß seine Heere überall geschlagen worden, die Gemüther der Griechen mehr und mehr von ihm abgewendet wurden, sah er sich in unmittelbarer Nähe durch ein zweites römisches Heer unter dem Consul L. Valerius Flaccus bedroht, welches von der Marianischen Partei nach Asien gesendet, zugleich den Sulla des Oberbefehls berauben und den König von Pontus bekämpfen sollte. Der eine Theil des Auftrags wurde so wenig erreicht, daß in Thessalien eine Abtheilung des Heeres zu Sulla überging. Der Consul L. Valerius Flaccus ward von seinem eigenen Legaten Fimbria ermordet. Kaum war der Friede von Mithridates angenommen, so führte Sulla sein Heer, welches mit Widerwillen den Mörder so vieler tausend Mitbürger in sein Reich zurückkehren sah, sofort gegen Fimbria, der sich nur durch freiwilligen Tod der Rache Sulla's entziehen konnte; er ließ sich durch einen Sclaven tödten. Die den Römern treugebliebenen Asiaten wurden für frei erklärt, den übrigen legte Sulla eine ungeheure Kriegssteuer (20,000 Talente) auf, und zur Aufrechthaltung der Ruhe ließ er den Murena mit den 2 Legionen des Fimbria in Asien zurück, als er, mit Geld und Schiffen reichlich versehen, nach Italien zurückkehrte (83).

3. Rückkehr des Marius nach Rom. Cinna. 87—84.

Während die Ehre der römischen Waffen im Osten gerettet wurde, hatte die Marianische Partei aufs Neue sich erhoben, die Macht an sich gerissen, und Sulla war geächtet. Denn Cinna, der von den Demokraten erwählte Consul, den Sulla durch heilige Eidschwüre vergebens zu binden sich bemüht, hatte nur gewartet, bis Sulla mit dem Heere nach Griechenland abgegangen war, um die Pläne seiner Partei wieder aufzunehmen. Das Losungswort war, Gleichheit der Rechte aller Bürger, oder gleichmäßige Vertheilung der neuen Bürger in alle Wahlbezirke, um das Uebergewicht der alten Bürgerschaft zu vernichten. Diesen Umtrieben widersetzte sich der andere Consul, Octavius, ein gemäßigter, aber in seinen Grundsätzen unerschütterlicher Mann. An der Spitze des Senates und der Gutgesinnten erschien er mit Macht auf dem Forum, das Cinna mit seinem Anhange besetzt hatte. Dieser ward des Bürgerrechtes verlustig erklärt, seines Consulates entsetzt und aus der Stadt vertrieben. Er ging nach Campanien und sammelte sich ein Heer zum Theil aus den alten Bundesgenossen (den neuen Bürgern), die ihn als den Martyrer ihrer Sache ansahen. Dazu verbreitete sich bald die Nachricht, daß der alte Marius aus der Verbannung (auf den Trümmern Carthago's und auf der Insel Corcyra) zurückgekehrt und in Etrurien gelandet sei. Verstärkt durch Sclaven, denen sie die Freiheit schenkten, schlossen beide die Stadt Rom mit vier Heereshaufen ein, an deren Spitze Cinna, Marius, Sertorius und Carbo standen. Die Zufuhr wurde zuerst oberhalb Rom, dann nach der Eroberung von Ostia, wo die Marianer alle Gräuel der Barbarei verübten, auch vom Meere her abgeschnitten. Schon war durch Verrath das Janiculum beinahe dem Feinde in die Hände gefallen; der Senat und die Consuln verloren Muth und Vertrauen. Die Stimmung des Heeres wurde immer bedenklicher, die Hungersnoth und die Pest zerstörten den letzten Rest von sittlicher Kraft, der Boden entschwand unter ihren Füßen, also beschlossen sie, mit dem Feind zu unterhandeln. Die Capitulation wurde geschlossen, und Cinna an der Spitze seines Heeres rückte in die Stadt. Und nun sah Rom alle Gräuel einer eroberten Stadt. Als erstes Opfer fiel der Consul Octavius, dem Cinna und Marius mit den heiligsten Eiden Schonung seines Lebens versprochen hatten. Nach ihm fielen die Brüder Cajus und Lucius Cäsar, Publius Lentulus, der alte Crassus mit seinem Sohne und der Redner Antonius, dessen Kopf sich Marius als Tafelaufsatz bringen ließ, lauter Männer, welche die höchsten Staatswürden bekleidet hatten. Ueberdies wurden alle Freunde Sulla's, die nicht entflohen, niedergemacht; endlich Alle, denen Marius nicht die Hand zum Gruße reichte. Auch der Consul Merula und der alte Catulus, der Amtsgenosse des Marius im Cimbernkriege, entgingen schmachvoller Hinrichtung nur durch freiwilligen Tod. Fünf Tage und fünf Nächte hielt das Morden an. Kein Leichnam durfte bestattet werden, sondern sie wurden den Vögeln und Hunden zum Fraße hin-

geworfen oder von den Henkern mit Haken nach der Tiber geschleift. Am empörendsten waren die Gräuelthaten der entlaufenen Sclaven, welche ihre Herren mordeten und die Häuser plünderten, so daß Cinna endlich im gerechten Zorne diese Banden auf dem Markte versammelte, gleich als wenn er ihnen den Sold bezahlen wollte, worauf sie umzingelt und von dem Kriegsvolk niedergehauen wurden. Es sollen 8000 ermordet worden sein.

Endlich, um ihrem Verfahren den Schein der Gerechtigkeit zu geben, ließen sich Cinna und Marius fürs nächste Jahr zu Consuln wählen, und der alte Marius trat wirklich am 1. Januar des Jahres 86 sein siebentes Consulat an. Aber er genoß das Glück nur 17 Tage. Seine Gesundheit war zerrüttet, aber noch mehr beunruhigte ihn die Furcht vor Sulla's Rückkehr, vielleicht auch das Bewußtsein seiner Gräuelthaten. Der Schlaf floh sein Lager; furchtbare Gesichte und schreckliche Träume quälten seine Seele; um sich zu betäuben, ergab er sich dem Trunke. Als die Nachricht seines Todes erscholl, fühlte sich die Bürgerschaft wie von einem Alp befreit; man wagte wieder aufzuathmen und, als wenn mit dem Tode dieses einzigen Mannes die Gräuel enden würden, gab man sich einer frohen Aussicht für die Zukunft hin.

Unterdessen dauerte die Schreckensherrschaft noch volle drei Jahre fort. Cinna bekleidete das Consulat zum zweiten, dritten, vierten Male, und kämpfte mit aller Kraft für Aufrechthaltung des Princips der Demokratie. An die Stelle des Marius wurde Valerius Flaccus zum Consul erwählt. Ihn hatte Cinna zum Nachfolger Sulla's in Asien bestimmt, aber habsüchtig und ungeschickt, wie er war, wurde er von seinem eigenen Legaten, dem C. Fimbria, in Bithynien ermordet, der sich nachher, da seine Legionen zu Sulla übergingen, selbst das Leben nahm (s. S. 655). So rückte denn die Gefahr einer bewaffneten Rückkehr Sulla's immer näher, und Furcht und Besorgniß erfüllte die Stadt. Cinna dagegen machte die äußersten Anstrengungen, einer Landung in Italien zu begegnen. Cinna und Carbo ernannten sich selbst für's nächste Jahr zu Consuln und rüsteten eine Flotte, um den Sulla in Griechenland zu bekämpfen. Schon war eine Abtheilung übergesetzt, die zweite überfiel ein Sturm und nöthigte sie zur Rückkehr nach Italien, worauf Viele unzufrieden die Fahnen verließen und nach der Heimat eilten. Da Cinna diese Meineidigen bestrafen wollte, entstand ein Auflauf, und er ward von seinem Heere ermordet. Den übrigen Theil des Jahres bekleidete Carbo allein das Consulat.

4. Ausgang des Bürgerkrieges. 83—82.

Endlich im Frühjahre 83 landete Sulla mit fünf Legionen und 6000 Reitern. Sie waren ihm so ergeben, daß sie einen feierlichen Eid schwuren, ihn, wenn sie in Italien gelandet wären, nicht zu verlassen. In musterhafter Ordnung zog er durch Apulien und Lucanien, ohne Feld- und Baumfrüchte, Felder oder Häuser zu schädigen. Bald wuchs das Vertrauen, als Metellus Pius mit einer Heeresabtheilung

zu ihm stieß, und kurz darauf der junge Pompejus, damals kaum 23 Jahre alt, Sohn des Pompejus Strabo, mit 15,000 Mann erschien, die er in der Picenischen Mark geworben. Auch sonst erschienen viele wohlgesinnte Männer in seinem Lager, weil sie dort die bessere Sache fanden. Unweit Venusia trat ein unbekannter Mensch an den Feldherrn heran, und verkündete ihm den Sieg, aber er müsse eilen, denn sonst werde das Capitol in Brand aufgehen. Und wirklich geschah es so. Am 6. Juli verbrannte der vom König Tarquinius erbaute Tempel, die Sibyllinischen Bücher und alle die Schätze, welche selbst der gallischen Zerstörung entgangen waren. Aber das Heer war jetzt so ungestüm, daß es bei Canusium, wo die Feinde unter dem Consul Norbanus und dem jungen Marius ihnen entgegenrückten, ohne nur in Schlachtordnung sich zu stellen, über die Feinde herfiel, 7000 Mann erschlug und die übrigen in Capua eingeschlossen hielt. Das zweite Heer des Consuls Scipio ergab sich ohne Schwertschlag.

Von da an wurde der Krieg noch zwei Jahre mit beispielloser Erbitterung geführt. Zwanzig Schlachten und größere Gefechte wurden geliefert, ehe der Sieg errungen war. Sulla's Bestreben war, möglichst bald Rom zu gewinnen. Dies erreichte er nach einer mörderischen Schlacht, die er dem jungen Marius bei Sacriportum lieferte, welche die Einschließung dieses jungen Helden in Präneste zur Folge hatte. Von da an waren alle Unternehmungen der Gegner darauf gerichtet, den Marius zu entsetzen. Nach vielen vergeblichen Versuchen wollte der Samniter Telesinus das Unmögliche erzwingen. Mit einem Heere von 70,000 ausgewählter Truppen rückte er heran, den Durchgang durch die Pässe zu erzwingen. Aber bald sah er sich im Rücken von Pompejus, von vorne durch Sulla hart bedrängt. Da faßt Telesinus einen kühnen Entschluß, täuscht beide durch Scheinangriffe und gewinnt dadurch einen Vorsprung auf der Straße nach Rom, das er durch einen Ueberfall zu erstürmen hoffte. Vor den Thoren der Stadt begann am 1. November 82 noch spät Nachmittags eine große, blutige Schlacht, in welcher Sulla mit dem linken Flügel in die Flucht geschlagen wurde, und sich ins Lager retten mußte, aber der rechte Flügel unter Crassus hatte einen glänzenden Sieg errungen. Der Anführer Telesinus war gefallen; man fand ihn noch lebend auf dem Schlachtfelde und erkannte ihn an dem wilden, trotzigen Blick, der ihn auch im Tode nicht verließ; 3000 Feinde wollten die Waffen strecken, wenn man ihres Lebens schonen wolle. Sulla versprach es, wenn sie die noch übrigen Feinde überfallen wollten. Sie thaten es, und nun entstand ein fürchterliches Morden, bis die letzten 4000 sich gefangen gaben. Diese ließ Sulla in den Flaminischen Circus einsperren, während er den Senat in dem angrenzenden Tempel der Bellona versammelte. Indem er sprach, wurden die 4000 wehrlosen Gefangenen ermordet. Da ein herzzerreißendes Geschrei entstand und die Senatoren entsetzt von ihren Sitzen aufsprangen, gebot er mit unveränderter Miene, seine Rede anzuhören und nicht darauf zu achten, wenn einige Uebelthäter am Leben gestraft würden.

Das verkündete den Belagerten ihr Schicksal. Marius, nach einem verzweifelten Versuch sich durchzuschlagen, focht mit dem jungen Telesinus den Todeskampf, und Einer fiel durch des Andern Schwert. Präneste ward übergeben. Zwölftausend Pränestiner und Samniter ließ Sulla niederhauen. Nun fiel eine Stadt nach der andern. Besonders ward Etrurien furchtbar gemißhandelt. Ueberall wurden die Burgen gebrochen, die Mauern niedergerissen, die Einwohner ihrer Güter beraubt und Militärcolonieen angelegt. Dreiundzwanzig Legionen, die zuletzt Sulla's Heer ausmachten, gegen 120,000 Soldaten, wurden durch ganz Italien als Colonisten angesiedelt, zur Belohnung für ihre Dienste, zugleich als Besatzung, um eine Empörung zu verhindern. Die Trümmer der Marianischen Partei in Sicilien und Afrika hat Pompejus vernichtet und sich dadurch den Beinamen des Großen von Sulla erworben. Aber den Triumph wollte Sulla dem kaum 26jährigen Jüngling nicht gestatten. „Und doch", entgegnete Pompejus keck, „verehren mehr Völker die aufgehende, als die untergehende Sonne." Sulla erschrak und bewilligte, was er kaum versagen konnte.

Darauf begannen die Proscriptionen, welche eigentlich nur die Feinde Sulla's treffen sollten, aber Jedem Gelegenheit gaben, sich der seinigen zu entledigen. Die Namen der Geächteten wurden auf Tafeln eingetragen, Preise auf ihre Köpfe bis zu 15,000 Denaren gesetzt. Alle dagegen, die einen verborgen hielten, wurden mit dem Tode bedroht. Das Vermögen der Geächteten ward eingezogen, die Kinder und Enkel für unfähig erklärt, Ehrenstellen zu bekleiden. Jetzt sah man Gräuel aller Art in Rom und Italien; Schrecken, Furcht, Entsetzen überall. Kein Tempel, kein Heiligthum gewährte Schutz, nicht die heiligsten Bande der Ehe, der Eltern-, der Kinderliebe, der Freundschaft wurden mehr geachtet; die rohe Gewalt, die Mordlust, die Habsucht zerriß alle Bande der Natur. Und nicht bloß politische Grundsätze brachten den Tod, viel häufiger Reichthum, Vermögen, Haß. Viele wurden gemordet, weil sie geächtet waren; nicht weniger wurden geächtet, weil sie ermordet waren; 4700 angesehene oder wohlhabende Bürger sollen durch diese Achtserklärungen umgekommen sein. 10,000 Sclaven der Geächteten erhielten das Bürgerrecht und Landanweisungen; sie hießen nach ihrem Gönner die Cornelier.

---

169. Sulla's Dictatur.

(Nach W. Wachsmuth, Geschichte der politischen Parteiungen alter und neuer Zeit.)

Um die Restauration der Nobilitätspartei mit einem solennen Magistratscharakter vornehmen zu können, ließ sich Sulla 82 zum Dictator, abweichend von früherem Brauch, nicht auf eine bestimmte Zeit oder zu einem bestimmten Geschäft, sondern auf so lange als es nöthig sein würde, ernennen. Daß er Consuln wählen ließ, ebenfalls etwas

bei der Dictatur Ungewöhnliches, that seiner Machtstärke keinen Eintrag. Seine Restauration selbst und darauf sein Rücktritt von der Dictatur, als jene in seinem Sinne vollendet war, ist ein Musterstück von Unterordnung des persönlichen Interesses unter das des Staates. Sulla's politischer Egoismus ging, nach der Befriedigung seiner Rachsucht, auf in der Wirksamkeit für seine Partei. Das Gelüst, sich auf die Dauer zum Alleinherrn des Staates zu machen, scheint ihm fremd geblieben zu sein; es war noch nicht Zeit zur Unterordnung der Nobilität unter einen Monarchen. Daraus erklärt sich die auffallende Erscheinung, daß er die Dictatur im dritten Jahre, 79, niederlegte und auf jegliche Magistratur verzichtete.

Um die Optimatenherrschaft in allen Richtungen herzustellen, ergänzte er zunächst den Senat durch abermalige Einführung von Rittern seiner Partei, und, damit der Senat jährlich einen ansehnlichen Zuwachs von Altmagistraten habe, vermehrte er die Zahl der Quästoren von 8 auf 20. Um die Stufenfolge des Emporsteigens zu hohen Würden zu der alten Regelmäßigkeit zurück zu bringen, sollte die Quästur, die curulische Aedilität und die Prätur nach der Reihe von jedem Bewerber um das Consulat zurückgelegt sein. Die peinlichen Gerichte gab er dem Senat zurück, ebenso die Befugniß, den Magistraten ihre Provinzen zuzutheilen; die hohen Priesterthümer sollten nicht weiter kraft des Domitischen Gesetzes durch Volkswahl, sondern durch Cooptation nach älterem Brauch besetzt werden. Die Plebs im Zaum zu halten und den Senat gegen demokratische Aufwallungen und Ansprüche sicher zu stellen, sollte vor Allem die Herabwürdigung und Machtbeschränkung des Volkstribunats dienen. Ein Volkstribun sollte nicht auf eine hohe Magistratur Anspruch haben, er durfte nicht in der Volksversammlung reden, noch Gesetzanträge an das Volk bringen; seine Amtsbefugniß ward auf Intercession für den einzelnen Bürger beschränkt. Damit war den Tributcomitien der Nerv durchschnitten. An die Volksversammlung überhaupt sollte aber nichts auf anderem Wege als durch ein Senatsconsult gelangen. Die außerdem während der Dictatur Sulla's erlassenen „Cornelischen" Gesetze über Meuchelmörder, Fälschung, Majestät ꝛc. berührten das Parteiinteresse nicht unmittelbar und geben zum Theil vortheilhaftes Zeugniß von Sulla's Bedacht, der von ihm eingerichteten Staatsverfassung auch durch Verpönung schwerer Verbrechen Halt zu geben.

Nachdem er durch seine Gesetzesreformen die Herrschaft der Oligarchie gesichert hatte, legte er die absolute Gewalt nieder, begab sich auf sein Landhaus unweit Puteoli und lebte dort theils den Genüssen hingegeben, theils mit der Abfassung seiner Memoiren beschäftigt nur noch bis zum Jahre 79. Er starb, 60 Jahre alt, und ließ auf seinen Grabstein die Worte setzen: „Kein Feind hat ihm so viel Böses, kein Freund so viel Gutes erwiesen, den er nicht in dem einen wie dem andern übertroffen hätte."

170. Sertorius.

(Nach W. Wachsmuth, Geschichte der politischen Parteiungen alter und neuer Zeit, mit einem Zusatze aus Theodor Mommsen's römischer Geschichte.)

Schon im nächsten Jahre nach Sulla's Tode hatte der Consul M. Aemilius Lepidus einen Versuch gemacht, die Gesetze des Sulla abzuschaffen und eine Reaction in demokratischem Sinne, also gegen die Optimatenpartei, durchzuführen. Der Senat, in Verbindung mit dem andern Consul, Lutatius Catulus, und mit Cn. Pompejus, nöthigten ihn, die Stadt zu verlassen, und behielt in dem bis ins Jahr 77 fortgesetzten Kampfe die Oberhand. Lepidus mußte sich nach Sardinien zurückziehen, wo er starb; sein Legat Perperna führte den Rest seines Heeres nach Spanien, um dort mit Sertorius den Krieg gegen die Sullaner fortzusetzen.

Dieser vorzügliche Mann, geboren in Nursia im Sabinerland, war von Haus aus zart und selbst weich organisirt — die fast schwärmerische Liebe für seine Mutter zeigt es — und zugleich von der ritterlichsten Tapferkeit, wie die aus dem cimbrischen, dem spanischen und dem italischen Kriege heimgebrachten ehrenvollen Narben bewiesen. Seine spanischen Soldaten nannten ihn den neuen Hannibal, und nicht bloß deßwegen, weil er gleich diesem im Krieg ein Auge eingebüßt hatte. Er erinnert in der That an den großen Phönicier durch seine eben so verschlagene als muthige Kriegführung, sein seltenes Talent, den Krieg durch den Krieg zu organisiren, seine Gewandtheit, fremde Nationen in sein Interesse zu ziehen und seinen Zwecken dienstbar zu machen, seine Besonnenheit im Glück und Unglück, seine erfinderische Raschheit in der Benutzung seiner Siege, wie in der Abwendung der Folgen seiner Niederlagen. Man darf zweifeln, ob irgend ein römischer Staatsmann der früheren oder der gegenwärtigen Zeit an allseitigem Talent mit Sertorius sich vergleichen läßt. Nachdem er vor Sulla's Feldherren aus seiner von der Marianischen Partei ihm zugewiesenen Provinz Spanien hatte weichen müssen, hatte er an den spanischen und afrikanischen Küsten ein unstetes Abenteurerleben geführt, bald im Bunde, bald im Kriege mit den auch hier einheimischen cilicischen Piraten und den Häuptern der schweifenden Stämme Libyens. Selbst hierhin verfolgte ihn die siegreiche römische Restauration. Als er Tingis (Tanger) belagerte, war dem Fürsten der Stadt aus dem römischen Afrika ein Corps zu Hülfe erschienen; aber dieses ward von Sertorius völlig geschlagen und Tingis genommen. Auf das weithin erschallende Gerücht von solchen Kriegsthaten des römischen Flüchtlings sandten die Lusitanier, die trotz ihrer angeblichen Unterwerfung unter die römische Oberhoheit thatsächlich ihre Unabhängigkeit behaupteten und jährlich mit den Statthaltern des jenseitigen Spaniens fochten, Botschaft an Sertorius nach Afrika, um ihn zu sich einzuladen und ihm das Feldherrnamt zu übertragen. Sertorius, der 20 Jahre zuvor in Spanien gedient hatte

und die Hülfsquellen des Landes kannte, beschloß, der Einladung Folge zu leisten und schiffte mit Zurücklassung eines kleinen Postens an der mauretanischen Küste nach Spanien sich ein (um 80).

Sertorius' feldherrliche Tüchtigkeit und seiner Lusitanier Bravheit hatte sich schon gegen mehrere Sullanische Anführer, namentlich Domitius Ahenobarbus und Q. Metellus Pius, mit glücklichem Erfolge versucht, und in dem Jahre, wo Sulla starb, war er Herr des größten Theils der Halbinsel, als die Zahl der bei ihm befindlichen Römer mit der Ankunft des Perperna'schen Heerhaufens von Sardinien eine ansehnliche Verstärkung bekam. Mit Perperna kamen Senatoren und Ritter der Marianischen Partei; Sertorius errichtete einen Senat von 300 Mitgliedern, worunter kein Spanier. Zu Osca stiftete er eine Schule für die dort befindlichen Söhne spanischer Großen, und ließ sie ganz auf römische Weise kleiden und unterrichten, ein Anfang der Romanisirung der Provinzen. Allerdings bot er dem Mithridates die Hand. Als nun von Metellus schlimme Botschaft in Rom einging und beim Senat daselbst, seit Perperna's Vereinigung mit Sertorius, die Vorstellung aufkommen ließ, daß von Sertorius her selbst für Italien Gefahr drohe, stellte sich abermals Cn. Pompejus als Helfer in der Noth dar, und abermals als derjenige, dessen Leistung für den Staat nicht ohne Gesetzesbruch zu erlangen war. Er war nur Ritter, hatte keine Magistratur gehabt, hatte keinen Sitz im Senat; ihn nach Spanien zu senden, schien denn doch die Sullanische Magistratsordnung zu sehr zu verletzen. Jedoch man hatte einst im zweiten punischen Kriege dem Scipio die Heerführung in Spanien vertraut, ehe er die Prätur und das Consulat verwaltet hatte, und der Sertorianische Krieg vergegenwärtigte bei manchem Senator die Schrecknisse des Hannibalischen; Sertorius hatte eine Partei in Rom, selbst unter den Optimaten; das ward geargwohnt und machte ihn nur um so schreckbarer. Mit einem beißenden Witze beantragte der Senator L. Philippus, die Verhandlung abzuschneiden.*) Pompejus aber fühlte durch den Beschluß des Senats sich dergestalt gehoben, daß er von nun an den Beinamen des Großen, womit ihn einst Sulla ausgezeichnet hatte, selbst zu gebrauchen pflegte. Seinen Feldherrnruhm zu vermehren, gab ihm nun allerdings der spanische Krieg wenig Gelegenheit; Sertorius war ihm überlegen, und Metellus Pius, hinfort Befehlshaber neben Pompejus, eifersüchtig und nicht zuvorkommend gegen ihn; die Doppelhäuptigkeit hatte ihren Vortheil für Sertorius. Der Ausgang des Krieges war schmachvoll durch den Meuchelmord, den Perperna 72 an Sertorius übte; nicht minder schmachvoll das Mittel, womit jener Elende, als er umstellt war, sich von Pompejus das Leben auszuwirken suchte, das Anerbieten, die Briefe vornehmer Römer an Sertorius auszuliefern. Daß Pompejus ihn

*) Dieser Philippus entgegnete nämlich auf die Bemerkung, daß man unmöglich einen Privatmann, der noch kein öffentliches Amt bekleidet habe, als Proconsul nach Spanien senden könne: „Nun, so wollen wir ihn pro consulibus (statt beider Consuln) schicken."



tödten ließ, mußte von Freund und Feind gebilligt werden; daß er jene Briefe ungelesen verbrennen ließ, ward ihm hoch angerechnet. Man wollte wissen, daß von bedeutenden Männern in Rom Einladungen an Sertorius, nach Italien zu kommen, ergangen seien. Es war aber nicht reine Hochherzigkeit, welche Pompejus zu jenem Autodafé bestimmte; er konnte auf Dankbarkeit der Betroffenen rechnen, und in der Richtung auf Gunst bei dem Volke war jene Schonung der Marianer ein Parteimanöver, das ihm Früchte tragen sollte.

171. Der Fechter- und Sclavenkrieg.

(Nach W. Drumann, Geschichte Roms in seinem Uebergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung.)

Die Sclaverei nagte wie ein Krebsschaden an den Staaten des Alterthums; sie erschwerte dem unbegüterten Freien den Erwerb, vergrößerte die Zahl des künftigen Pöbels und veranlaßte die heftigsten Bewegungen; im vorigen Jahrhundert hatten die Sclaven in Sicilien den Römern Schlachten geliefert. Vor Anderem war das Schicksal der Gladiatoren beklagenswerth. Etwa 200, größtentheils Thracier und Gallier, beschlossen im Jahre 73 aus der Uebungsschule des Cn. Lentulus Batiatus in Capua zu entfliehen, welcher sie zu den Spielen in Rom verkaufte oder vermiethete, und ihr Leben lieber für ihre Freiheit, als zur Unterhaltung einer rohen Menge einzusetzen. Indeß entkamen nur einige und siebenzig, weil ihr Vorhaben verrathen wurde. Sie begegneten Wagen mit Waffen, nahmen sie und warfen sich in die Schluchten des Vesuv. Zum Anführer wählten sie Spartacus. Die Natur hatte ihn zum Helden und Herrscher geschaffen; durch Klugheit, Muth, Freiheitsliebe und Mäßigung ragte er über seine Gefährten hervor; er brachte das allmächtige Rom zum Zittern, als er die Ketten zerbrach, und begehrte auch jetzt nichts, als frei zu sein. Auch auf einer Höhe, wo Alles um ihn her der Schwindel befiel, blieb er besonnen; er wollte Rom nicht zerstören, weil er nichts Unmögliches wollte; die Vorhersagungen seiner thracischen Gattin über die ihm beschiedene Größe verblendeten ihn nicht; aber die Sclaven verwirrten und vereitelten seinen Plan; er wünschte ihnen ein Vaterland wiederzugeben und sie verlangten nach Beute und Rache.

Er eröffnete den Kampf an den Abhängen des Vesuv. Die Sclaven in der Umgegend geriethen in Gährung, viele entwichen, da sich ihnen ein Zufluchtsort zeigte. Campanien und ein Theil von Lucanien und Bruttium waren eine Beute der Sieger, welche sich fortwährend durch Sclaven verstärkten und nun auch in die Städte drangen und hier gegen Spartacus' Willen und Verbot empörende Frevel verübten. In Rom verbreitete sich die größte Bestürzung, wie einst bei der Annäherung des Hannibal; was für den Augenblick geschah, die Gefahr

zu beseitigen, wird nicht gemeldet; es ist aber leicht zu erachten, daß alle Wehrhaften aufgeboten, und Thore und Mauern besetzt wurden.

Es begegnete den Römern in diesem wie früher in mehreren anderen Kriegen, daß sie Jahre lang schlecht angeführt wurden, weil nun einmal im gewöhnlichen Gange der Dinge die Consuln die Feldzüge leiteten, und nicht alle dazu geeignet waren. Die für das Jahr 71 Neugewählten besaßen nicht das öffentliche Vertrauen, und man mußte den schmachvollen Kampf endigen; schon die Ehre erforderte es, und die Rücksicht auf die Provinzen, wo das Glück des kühnen Abenteurers leicht Bewegungen veranlassen konnte. In Abwesenheit des Pompejus wandte man sich an den Prätor Crassus. Es war schon ein Verdienst und die erste und nothwendige Bedingung zum Siege, daß er die Kriegszucht herstellte. Als die römische Hauptmacht ihn bedrohte, wich Spartacus bis zur südlichen Spitze von Bruttium nach Rhegium. Er einigte sich mit sicilischen Seeräubern; sie sollten ihn mit 2000 Auserwählten nach Sicilien übersetzen, wo er die Sclaven zu bewaffnen hoffte; aber sie täuschten ihn, nach dem Empfange einer beträchtlichen Summe entfernten sie sich. An dieser Treulosigkeit scheiterte sein Unternehmen. Da nun Crassus überzeugt war, daß sein Gegner zur See nicht entfliehen könne, schloß er ihn auf einer Landenge mit einem Graben und einer Mauer ein. Bald wurde Spartacus durch den Hunger genöthigt, hervorzubrechen; in einer stürmischen Nacht füllte er einen Theil des Grabens und ging hindurch. Rom fürchtete abermals einen Angriff; dem Volke sehr erwünscht, traf Pompejus aus Spanien ein, er sollte nun auch den Krieg mit den Sclaven endigen. Crassus mochte dies nicht abwarten, aber auch eben so wenig mit Spartacus unterhandeln, welcher ihm Anträge machte; ein Vergleich wäre schimpflich gewesen und unnütz, weil der Senat ihn nicht bestätigt haben würde. Wenn noch Rettung möglich war, so durfte man sie nur unter seiner Führung hoffen; die schmerzlichsten Erfahrungen hatten dies bewiesen; gleichwohl verließen ihn Gallier und Germanier unter Gannicus und Castus. Crassus folgte ihnen. Seine Reiter mußten sich theilen, einige Geschwader beobachteten und beschäftigten Spartacus, welcher nicht fern war, die übrigen lockten Castus und Gannicus durch ihren Rückzug in die Ebene; plötzlich standen diese vor der feindlichen Schlachtlinie, 35,000 wurden mit den Anführern getödtet.

Spartacus, auch jetzt noch furchtbar, schlug die römische Vorhut und beunruhigte die Arbeiter, welche vor dem Lager des Crassus einen Graben zogen; als von beiden Seiten immer mehr Mannschaft heranrückte und der Kampf allgemein wurde, tödtete er sein Pferd, wie in großer Gefahr auch die römischen Feldherren zu Fuß fochten, und stürzte in das Getümmel; Crassus selbst suchte er vergebens, aber viele andere sanken unter seinen Streichen, auch dann noch, als die Schlacht verloren war, nur noch die Getreuen um ihn ausharrten und bald mit ihren Leibern die Erde bedeckten. An seiner Tapferkeit erkannte man ihn; man schleuderte Wurfspieße aus der Ferne, der Schild schützte ihn nicht

vor der Menge; er ward in der Hüfte verwundet und vertheidigte sich auf den Knieen, bis er erlag. Die Besiegten wurden bei der Verfolgung in großen Massen niedergemäht, und 6000 Gefangene an der Straße zwischen Rom und Capua gekreuzigt, wogegen 3000 römische durch den Sieg ihre Freiheit erhielten.

Indeß war Pompejus näher gekommen, voll Verlangen, fremdes Verdienst sich anzumaßen, wie später im kretensischen und mithridatischen Kriege; das Glück begünstigte ihn; er erschlug 5000 Flüchtlinge, welche ihm begegneten, und berichtete an den Senat: Crassus habe den Feind in einer Schlacht überwunden, er aber den Krieg mit der Wurzel ausgerottet.

---

172. Der Krieg gegen die Seeräuber.

(Nach Theod. Mommsen, römische Geschichte.)

In Folge der Vernachlässigung des römischen Seewesens seit der Zerstörung Carthago's hatte die Seeräuberei immer weiter um sich gegriffen und sich immer fester organisirt. Der Seeverkehr auf dem ganzen Mittelmeer war in ihrer Gewalt. Italien konnte weder seine Producte aus-, noch das Getreide aus den Provinzen einführen; dort hungerten die Leute, hier stockte wegen Mangels an Absatz die Bestellung der Getreidefelder. Eine große Anzahl angesehener Römer wurde von den Corsaren aufgebracht und mußte mit schweren Summen sich auslösen, wenn es nicht gar den Piraten beliebte, an einzelnen derselben das Blutgericht zu vollstrecken, das dann auch wohl mit wildem Humor gewürzt ward. Die Kaufleute, ja, die nach dem Osten bestimmten römischen Truppenabtheilungen fingen an, ihre Fahrten vorwiegend in die ungünstige Jahreszeit zu verlegen und die Winterstürme weniger zu scheuen, als die Piratenschiffe, die freilich selbst in dieser Jahreszeit doch nicht ganz vom Meere verschwanden. Ganz wie später in der Normannenzeit liefen die Corsarengeschwader bei den Seestädten an und zwangen sie, entweder mit großen Summen sich loszukaufen, oder belagerten und stürmten sie mit gewaffneter Hand. All' die alten reichen Tempel an den griechischen und kleinasiatischen Küsten wurden nach der Reihe geplündert. Man rechnete über 400 von den Piraten eingenommene oder gebrandschatzte Ortschaften, darunter Städte wie Knidus, Samos, Kolophon; aus nicht wenigen früher blühenden Insel- und Küstenplätzen wanderte die gesammte Bevölkerung aus, um nicht von den Piraten fortgeschleppt zu werden. Nicht einmal im Binnenland mehr war man vor denselben sicher; es kam vor, daß sie ein bis zwei Tagemärsche von der Küste gelegene Ortschaften überfielen. Die Flibustier nannten sich Cilicier; in der That aber fanden auf ihren Schiffen die Verzweifelten und Abenteurer aller Nationen sich zusammen: die entlassenen Söldner von den kretischen Werbeplätzen, die Bürger der

vernichteten Ortschaften Italiens, Spaniens und Asiens, die Soldaten und Officiere aus Fimbria's und Sertorius' Heeren, überhaupt die verdorbenen Leute aller Nationen, die Flüchtlinge aller überwundenen Parteien. Es war keine zusammen gelaufene Diebesbande mehr, sondern ein geschlossener, wohlorganisirter Soldatenstaat. Ihre militärische Organisation war namentlich seit dem mithridatischen Kriege fest geschlossen. Ihre Schiffe, größtentheils kleine, offene, schnellsegelnde Barken, nur zum kleinern Theil Zwei- und Dreidecker, waren jetzt regelmäßig in Geschwader vereinigt, und fuhren unter Admiralen, deren Barken in Gold und Purpur zu glänzen pflegten. Ihre Heimat war das Meer, von den Säulen des Hercules bis in die syrischen und ägyptischen Gewässer; die Zufluchtstätten, deren sie daneben für sich und ihre schwimmenden Häuser auf dem Festlande bedurften, gewährten ihnen bereitwillig die mauretanischen und dalmatischen Gestade, die Insel Kreta, vor Allem die an Vorsprüngen und Schlupfwinkeln reiche, die Hauptstraße des Seehandels jener Zeit beherrschende und so gut wie herrenlose Südküste Klein-Asiens. Nicht bloß besaßen sie hier überall am Ufer Signalplätze und Stationen, sondern auch weiter landeinwärts in den abgelegensten Verstecken des unwegsamen und gebirgigen Binnenlandes hatten sie sich ihre Felsschlösser erbaut, in denen, während sie selbst zur See fuhren, sie ihre Weiber, Kinder und Schätze bargen, auch wohl in gefährlichen Zeiten selbst dort eine Zufluchtsstätte fanden. Namentlich gab es solche Corsarenschlösser in großer Zahl in dem rauhen Cilicien, dessen Waldungen zugleich den Piraten das vortrefflichste Holz zum Schiffbau lieferten, und wo deßhalb ihre hauptsächlichsten Schiffbaustätten und Arsenale sich befanden. Wir finden die Piraten als Verbündete des Königs Mithridates von Pontus, sowie der römischen demokratischen Emigration; wir finden sie Schlachten liefern gegen die Flotten Sulla's in den östlichen, wie in den westlichen Gewässern. Wir finden einzelne Piratenfürsten, die über eine Kette von ansehnlichen Küstenplätzen gebieten.

Endlich im Jahre 79 beschloß deßhalb der Senat, einen der Consuln nach Cilicien zu senden. Das Loos traf den tüchtigen Publius Servilius. Er schlug in einem blutigen Treffen die Flotte der Piraten und wandte sich darauf zur Zerstörung derjenigen Städte an der kleinasiatischen Südküste, die ihnen als Ankerplätze und Handelsstationen dienten. Um die isaurischen Felsennester, ihre letzten und sichersten Zufluchtsstätten, zu bezwingen, führte Servilius die erste römische Armee über den Taurus und brach die feindlichen Festungen, vor Allem Isaura selbst, das Ideal einer Räuberstadt, auf der Höhe eines schwer zugänglichen Bergzuges gelegen und die weite Ebene von Iconium vollständig überschauend und beherrschend. Der dreijährige Feldzug (78—76), aus dem Publius Servilius für sich und seine Nachkommen den Beinamen des Isaurikers heimbrachte, war nicht ohne Frucht; eine große Anzahl von Corsaren und Corsarenschiffen geriethen durch denselben in die Gewalt der Römer; die Gebiete der zerstörten Städte wurden eingezogen

und die Provinz Cilicien mit ihnen erweitert. Allein es lag in der Natur der Sache, daß die Piraterie doch damit keineswegs unterdrückt war, sondern nur sich zunächst nach andern Gegenden, namentlich nach der ältesten Herberge der Corsaren des Mittelmeers, nach Kreta zog.

Im Jahre 74 übernahm in Folge der lex Gabinia Cn. Pompejus die Führung des Krieges gegen die Piraten mit beinahe unumschränkter Machtvollkommenheit. Er begann damit, das ungeheure, ihm überwiesene Gebiet in 13 Bezirke zu theilen, von denen jeder einem seiner Unterfeldherrn überwiesen ward, um daselbst Schiffe und Mannschaften zu rüsten, die Küsten abzusuchen und die Piratenboote aufzubringen oder einem der Collegen ins Garn zu jagen. Er selbst ging mit dem besten Theil der vorhandenen Kriegsschiffe früh im Jahr in See und reinigte zunächst die sicilischen, afrikanischen und sardischen Gewässer, um vor Allem die Getreidezufuhr aus diesen Provinzen nach Italien wieder in Gang zu bringen. Für die Säuberung der spanischen und gallischen Küsten sorgten inzwischen die Unterfeldherren. Nach 40 Tagen war im westlichen Becken des Mittelmeeres die Schifffahrt überall frei. Sofort ging Pompejus mit seinen 60 besten Fahrzeugen ab in das östliche Meer, namentlich nach dem Ur- und Hauptsitz der Piraterie, den lycischen und cilicischen Gewässern. Auf die Kunde von dem Herannahen der römischen Flotte verschwanden die Piratenkähne überall von der offenen See. Mehr noch wohlberechnete Milde als Furcht öffnete Pompejus die Thore der schwer zugänglichen Seeburgen in Lycien; denn während seine Vorgänger jeden gefangenen Seeräuber ans Kreuz hatten heften lassen, behandelte er namentlich die auf den genommenen Piratenbooten vorgefundenen gemeinen Ruderer mit ungewohnter Nachsicht. Nur die kühnen cilicischen Seekönige wagten einen Versuch, wenigstens ihre eigenen Gewässer mit den Waffen gegen die Römer zu behaupten. Nachdem sie ihre Kinder und Frauen und ihre reichen Schätze in die Bergschlösser des Taurus geflüchtet hatten, erwarteten sie die römische Flotte an der Westgrenze Ciliciens. Aber Pompejus' wohlbemannte und mit allem Kriegszeug wohlversehene Schiffe erfochten hier einen vollständigen Sieg. Ohne weiteres Hinderniß landete er und begann die Bergschlösser der Corsaren zu stürmen und zu brechen, während er fortfuhr, ihnen selbst als Preis der Unterwerfung Freiheit und Leben zu bieten. Bald gab die große Menge es auf, in ihren Burgen und Bergen einen hoffnungslosen Krieg fortzusetzen und bequemte sich zur Ergebung; 49 Tage nachdem Pompejus in der östlichen See erschienen, war Cilicien unterworfen und der Krieg zu Ende. Gegen 400 Schiffe und Boote, darunter 90 eigentliche Kriegsfahrzeuge, wurden theils von Pompejus genommen, theils ihm ausgeliefert; im Ganzen sollen 1300 Piratenfahrzeuge zu Grunde gerichtet und außerdem die reichgefüllten Arsenale und Zeughäuser der Flibustier in Flammen aufgegangen sein. Von den Seeräubern waren gegen 10,000 umgekommen, über 20,000 dem Sieger lebend in die Hände gefallen, wogegen eine Menge von den Piraten weggeführter, zum Theil daheim längst todt-

geglaubter Individuen durch Pompejus ihre Freiheit wieder erlangten. Im Sommer 74, drei Monate nach dem Beginn des Feldzuges, gingen Handel und Wandel wieder ihren gewohnten Gang, und anstatt der befürchteten Hungersnoth herrschte in Italien Ueberfluß.

173. Der letzte Krieg gegen Mithridates.

(Nach Onomander, Altes und Neues aus den Ländern des Ostens, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

Schon im Jahre 83 hatte der von Sulla als Proprätor in Asien zurückgelassene Proprätor L. Murena den Krieg gegen Mithridates, wegen der nicht vollständigen Räumung Cappadociens, durch die Besetzung Cappadociens und einen Einfall in Pontus erneuert, wurde aber am Halys von Mithridates geschlagen, worauf Sulla Frieden gebot (81).

Mithridates verstärkte sein Heer durch die am Bosporus wohnenden streitbaren Völker und hatte eben seine Rüstungen zu Lande (120,000 Mann Fußvolk und 16,000 Reiter) und (mit Hülfe der Seeräuber) zu Wasser vollendet, da gab der Tod seines Schwagers, des Königes Nikomedes III. von Bithynien, der Rom zum Erben seines Reiches eingesetzt hatte, ihm einen willkommenen Vorwand, den Krieg gegen die Römer zu eröffnen, als diese — wie beim Ausbruche des ersten Mithridatischen Krieges — in einen gefährlichen Bürgerkrieg (diesmal in Spanien) verwickelt waren. Nachdem er mit Sertorius (siehe S. 662) ein förmliches Bündniß geschlossen hatte, begann er den Krieg mit einem Angriffe auf die römischen Besitzungen in Asien von der Land- und Seeseite. Er besetzte Paphlagonien und Bithynien, wo die kurze römische Herrschaft schon so viel Unzufriedenheit erregt hatte, daß Alles sich ihm anschloß; nur die Stadt Cyzicus auf der gleichnamigen Insel blieb den Römern treu, deßhalb schloß er sie zu Wasser und zu Lande ein.

Diesmal wurde L. Licinius Lucullus, der Zögling des Sulla, als Befehlshaber nach Asien gesandt. Da er unter Sulla gegen Mithridates mitgekämpft hatte, so kannte er sowohl die Schwierigkeiten seiner Aufgabe, wie die Vortheile seiner Stellung. Er ging daher von Anfang an mit jener wohlbedachten Umsicht und klaren Besonnenheit zu Werke, welcher er in gleichem Grade seine erst glänzenden Erfolge, wie seine Rettung vor dem Untergange verdankte, als ihn sein Glück verließ.

Mithridates verlor den besten Theil seines Landheeres bei der Belagerung von Cyzicus, und seine Flotte ging durch Stürme zu Grunde. Daher gab er seinen Angriffskrieg im vordern Klein-Asien auf und zog sich innerhalb der Grenze seines Reiches zurück, wohin die Römer ihm folgten. Trotzdem daß sich von jetzt an der pontische König eben so streng auf den bloßen Vertheidigungskampf beschränkte, als er vorher im Angriffe verwegen gewesen, und daher dem ihm überall nachdringen-

den Feinde auf Unkosten der schönsten Theile seines Reiches immer auszuweichen suchte, so wurde doch seine gesammte Reiterei aufgerieben, und Lucullus, der schleunige Kunde davon erhielt, benutzte die im Gemüthe des Königs und im ganzen Heere entstandene Bestürzung, so daß er die Niederlage des Gegners durch einen raschen Angriff vollendete. Bald sah Mithridates sich genöthigt, mit einer kleinen Reiterschaar, die er auf der Flucht gesammelt, die äußerste Grenze seines Reiches zu überschreiten und in Armenien, bei seinem Schwiegersohne Tigranes, Schutz zu suchen.

Bei der von früherher zwischen Rom und Armenien obwaltenden Spannung war die Aufnahme des flüchtigen Königs hinreichend, auch gegen dieses Reich vorzugehen. Lucullus begann diesen Krieg mit Armenien auf eigene Hand und Verantwortung. Sein Heer war aber schon durch die Länge und Beschwerden des pontischen Krieges nicht allein an Zahl stark vermindert, sondern auch in einer an Meuterei grenzenden Mißstimmung über die endlose Fortdauer seiner Mühseligkeiten, ohne daß ihm dabei die gewöhnliche Zeit zum Ausruhen, noch die gehoffte Erlaubniß zum Plündern gegeben wurde. Der Befehlshaber dagegen war im Feldlager das gerade Gegentheil von dem, was er daheim zu sein pflegte, wo er mit seinen wissenschaftlichen Freunden und Freudegenossen im Uebermaß der Ueppigkeit zu schwelgen gewohnt war. In den brennenden Sandsteppen und auf den schneebedeckten Gebirgen Asiens übertraf er in Nüchternheit und Ausdauer die ältesten seiner Krieger. Leider vermochte sein Beispiel nicht das früher durch schlechte Mannszucht verdorbene Heer zu begeistern für die großartigen Pläne des Feldherrn, die der gemeine Mann zu würdigen nicht im Stande war.

Lucullus überschritt im Jahre 69 v. Chr. mit nur 15,000 Streitern den obern Euphrat und belagerte die feindliche Hauptstadt Tigranocerta. Der König von Armenien rückte an der Spitze von angeblich 100,000 Mann selbst ins Feld, um seine bedrohte Hauptstadt zu retten. Der römische Feldherr ließ 5000 Mann davor zurück und zog mit seiner übrigen Streitkraft dem Tigranes entgegen, über deren, gegen sein Heer so geringe Zahl derselbe sich spöttisch geäußert haben soll, daß sie für eine Gesandtschaft zu viele, für ein Heer zu wenige seien. Aber die 10,000 Römer erfochten nach einem zweitägigen Kampfe und Gemetzel einen glänzenden Sieg über die 100,000 Barbaren, deren übermüthiger König nur mit Noth in die Gebirge entkam. Mit dieser Entscheidungsschlacht ging natürlich auch die belagerte Hauptstadt verloren, die sich dem Sieger alsbald ergab. Die darin vorgefundenen Reichthümer waren so ungeheuer, daß sie zur Deckung der Kriegskosten genügten. Der Kriegsruhm des Lucullus verbreitete sich bald, wie ein laufendes Feuer, durch den ganzen Osten; es kamen Gesandtschaften der Araber, Juden, Phönicier und vieler anderer Völker von den Küsten des mittelländischen Meeres bis an die Ufer des Tigris, vom rothen Meere bis an den Fuß der armenischen Berge, um dem Sieger

von Tigranocerta, wo er sein Heer ausruhen ließ, ihre Huldigung darzubringen.

Da, trotz der erhaltenen Demüthigung, Tigranes auf Anrathen seines im Unglücke nicht verzagenden Schwiegervaters, sich dennoch zu keinen Friedensanträgen herbeiließ, so mußte Lucullus den Krieg fortsetzen und rückte im Sommer desselben Jahres gegen das armenische Hochland vor, um den König dort in seinem Stammschloß bei Artaxata aufzusuchen und eine schließliche Entscheidung zu erzwingen. Aber wenn den Römer bisher das Glück begünstigt hatte, so schienen sich jetzt alle Umstände gegen ihn verschworen zu haben; der bereits weit vorgerückte Sommer ging bei den langsamen, beschwerlichen Gebirgsmärschen bald zu Ende, und außer dem, daß sich Schnee und tödtliche Kälte einstellten, hatte Mithridates wieder eine jener furchtbaren Volkserhebungen zu bewerkstelligen gewußt, die den Römern jetzt, wo sie bis ins Herz des Feindeslandes eingedrungen waren, noch verderblicher zu werden drohte, als jene bei den früheren Kriegen im westlichen Klein-Asien. Diesen Hindernissen gegenüber hätte der kaltblütige Feldherr vielleicht dennoch obgesiegt, wenn er nur sein Heer von freudigem Muth und von Bereitwilligkeit beseelt gesehen hätte, anstatt fortwährend besorgen zu müssen, daß es in offene Meuterei ausbrechen könne. Er beschloß daher, wie wohl höchst ungern, lange vor Erreichung des Zieles umzukehren und seinen Zug südlich in das mildere Mesopotamien zu lenken, wo er durch einen glücklichen Handstreich die mächtige Stadt Nisibis nahm und seinem ermüdeten Heere bequeme und vorerst sichere Winterquartiere verschaffte.

Während sich dieses im Süden zutrug, war im Norden Mithridates in sein früheres Reich wieder eingedrungen, wo ihm jetzt Alles zufiel, seitdem er die Rolle eines Volksbefreiers übernommen. Es kam zu einer zweitägigen Schlacht mit dem im Pontus zurückgebliebenen römischen Heere, in welcher die Römer den Untergang gefunden hätten, wenn nicht der hochbetagte König, aus zwei Wunden blutend, ohnmächtig aus dem Getümmel getragen worden, was die Verfolgung des geschlagenen Feindes verhinderte.

Von dieser bedeutenden Niederlage in Pontus benachrichtigt, brach Lucullus im Frühlingsanfange mit seinem Heere von Nisibis dorthin auf, um, wo möglich, mit den Trümmern der überwundenen Truppen sich zu vereinigen, allein diese fand er bei seiner Ankunft größtentheils vernichtet. So mußte er denn, fast auf denselben Standpunkt zurückgedrängt, von dem er 8 Jahre vorher seine Kriegsunternehmungen so glücklich begonnen hatte, in seine kleinasiatische Provinz zurückkehren, aus welcher er bald abberufen wurde.

In Folge der von Cicero vertheidigten lex Manilia, ward der auf die Höhe seines Ruhmes gelangte Cn. Pompejus mit der Beendigung dieses langwierigen Krieges beauftragt, von welchem er den Ruhm und die Früchte erntete, die, wenigstens zum großen Theil, seinem Vorgänger billiger Weise gebührten. Mithidrates, von dem furcht-

samen und wankelmüthigen Tigranes im Stiche gelassen, versuchte noch einmal zu unterhandeln; da aber der stolze und zuversichtliche Pompejus auf unbedingter Unterwerfung bestand, so zog der greise Krieger es würdevoll vor, sich lieber mit bewaffneter Hand bezwingen, als durch Drohungen einschüchtern und demüthigen zu lassen. Nahe an der armenischen Grenze wurde sein Heer umzingelt und größtentheils vernichtet, wobei er selbst nur mit genauer Noth in das entlegene Gebiet von Kolchis entkam, von wo er sich nach Phanagoria am kimmerischen Bosporus begab. Vielleicht war es seine Absicht, mit Hülfe der ihm befreundeten Scythen, es noch einmal zu versuchen, eine große Volksbewegung gegen die Römer ins Leben zu rufen; jedenfalls gewann er dadurch Zeit, außer dem Bereiche der Verfolgung, neue Streitkräfte wider seine Gegner zu sammeln.

Inzwischen wandte sich Pompejus, der den Gegner auf seiner Flucht durch die kolchischen Gebirge vergebens einzuholen versucht hatte, nach Armenien, um den dortigen Herrscher einstweilen zu züchtigen. Das glückte ihm auch ohne Schwierigkeit; denn der kleinmüthige Großkönig Tigranes schämte sich nicht, sein Schicksal ohne Weiteres in die Hände des römischen Feldherrn zu legen, der sich gnädig herabließ, ihm, als einem künftigen Lehnsfürsten Roms, im Namen des Senates, die königliche Kopfbinde wieder um die Stirne zu heften. Nach diesem blutlosen Siege zog Pompejus südwärts und unterwarf Syrien, worauf er nach Pontus zurückkehrte und es zur römischen Provinz einrichtete. Während nun Mithridates im Begriffe stand, mit einer neuen Land- und Seemacht den Kampf alles Ernstes wieder anzufangen, verfiel er in eine schwere Krankheit, die erste in seinem Leben, die, obgleich er wieder genas, sein Verderben veranlaßte. Denn sein Lieblingssohn **Pharnaces**, der schon früher mit Lucullus in verrätherische Beziehungen getreten war, benutzte die ihm durch die Krankheit seines Vaters gebotene Gelegenheit, in dem Heere eine Verschwörung gegen ihn anzustiften. Zwar wurden seine verbrecherischen Absichten noch zeitig genug entdeckt, aber das Vaterherz Mithridates' war zu schwach, um den ruchlosen Sohn mit der gehörigen Strenge zu bestrafen. Zum Dank für die väterliche Milde fuhr der unnatürliche Pharnaces in seinen frevelhaften Bestrebungen fort; und da der alte König sich von den Seinen verrathen und verlassen sah, verzweifelte er an fernerem Widerstande und nahm, nach antiker Weise, Gift.

Der entstellte Leichnam des greisen Fürsten wurde, zum Zeichen der Unterwerfung, an Pompejus geschickt, und obwohl die Römer sich über den Tod des gefürchteten Mithridates mehr freuten, als über einen erfochtenen Sieg, so benahm sich der feindliche Feldherr doch mit mehr Menschlichkeit gegen die sterblichen Ueberreste des durch freiwilligen Tod entfernten Gegners, als dessen eigener Sohn, und ließ dieselben mit königlichen Ehren zu Sinope in der Familiengruft der pontischen Herrscher bestatten.

174. Die Verschwörung des Catilina.

(Nach Karl Halm, Einleitung zu den Reden Cicero's gegen Catilina, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

L. Sergius Catilina, von patricischer Familie, war gegen das Jahr 108 v. Chr. geboren. Ausgestattet mit ungemeinen Kräften des Geistes und Körpers, hatte er von seinem Vater nur einen angesehenen Namen ererbt, nicht auch ein Vermögen, das den übermäßigen Bedürfnissen einer genußsüchtigen Zeit hätte genügen können. Von dem Strudel der allgemeinen Sittenlosigkeit ergriffen, stürzte er sich in früher Jugend in alle möglichen Genüsse und Ausschweifungen, die, ohne seinen riesenstarken Körper zu untergraben, sein sittliches Gefühl abstumpften und, verbunden mit seiner Anlage zur Herrschsucht, ihn zu einer Kette von schauderhaften Verbrechen führten, durch welche sein Name als der eines Scheusales der Menschheit in der Geschichte gezeichnet steht.

Eine öffentliche Rolle spielte Catilina zuerst zur Zeit der Sullanischen Schreckensherrschaft, in der er mit der Blutschuld des Brudermordes befleckt, aus Furcht vor gerichtlicher Strafe es durchsetzte, daß der Erschlagene, als wäre er noch am Leben, auf die Liste der Geächteten gesetzt wurde. Eifriger Anhänger des Sulla, kühlte er seine Mordlust, indem er, an die Spitze einer Bande gallischer Krieger gestellt, eine Menge römischer Ritter, darunter seinen Schwager Cäcilius, erschlug. Trotz der schweren Flecken, die auf seinem Charakter lasteten, gelang es ihm doch bei seiner Meisterschaft in allen Künsten der Heuchelei und Verstellung und bei einer seltenen Gabe, Leute an sich zu ketten, im Jahre 68 zur Prätur zu gelangen. Das Jahr darauf verwaltete er als Proprätor die Provinz Afrika. Mit einer Anklage wegen Erpressungen in Afrika bedroht, sah er seine Hoffnung, das Consulat zu erlangen, zunächst vereitelt und im Falle einer Verurtheilung für immer verschlossen. Daher faßte er den Entschluß, den Weg der Gewalt zu betreten, und am 1. Januar die Consuln und noch mehrere der angesehensten Senatoren während des feierlichen Opfers auf dem Capitol zu ermorden und die consularische Gewalt an sich zu reißen. Allein da der Plan ruchbar geworden, wurde die Ausführung auf die Senatssitzung am 5. Februar verschoben, wo das Mordgemetzel schon ein allgemeineres werden sollte. Auch diesmal scheiterte der verruchte Anschlag, indem Catilina vor der Curie den Verschwornen zu früh das Zeichen gegeben hatte, als noch nicht eine hinlängliche Zahl von Bewaffneten erschienen war.

Noch in demselben Jahre 65 wurde Catilina wegen seiner grausamen Bedrückungen der Provinz Afrika von P. Clodius Pulcher, dem späteren Feinde Cicero's, in Anklagestand versetzt, und entging nur mit Noth einer Verurtheilung. Der Zwischenfall dieses Processes hatte ihn verhindert, seine schon für das Jahr 65 beabsichtigte Bewerbung um das Consulat zu erneuern; man wußte jedoch schon vor Beginn des

Processes, daß er im Jahr 64 als Candidat für das nächste Jahr auftreten werde. Im Anfang des Juni 64 berief er die Verwegensten zu einer geheimen Zusammenkunft; er versprach Vernichtung der Schuldbücher, Aechtung der Begüterten, Aemter und priesterliche Würden, Raub und Plünderung, kurz Alles, was ein Krieg und die Willkür einer angemaßten Gewalt im Gefolge hat. Um das Consulat bewerbe sich C. **Antonius**, sein vertrauter Freund; mit ihm, den er zum Amtsgenossen zu erhalten hoffe, werde er zur Ausführung des Werkes schreiten. Außer Catilina und Antonius waren für das Jahr 63 noch fünf Bewerber um das Consulat aufgetreten, von denen der bedeutendste M. **Tullius Cicero** war. Dieser hatte nur schwache Hoffnung eines Sieges. Denn wie großen Ruhm er sich auch als Redner und Sachwalter erworben hatte, wie sehr er von der Liebe des Volkes getragen wurde, um dessen Gunst er bisher mit allem Eifer geworben hatte, wie hoch auch sein Charakter trotz mancher Schwächen aus dem sittlichen Schlamme seiner Zeit hervorragte, so stand doch gegen ihn die mächtige Partei der Nobilität, die ihn nicht bloß als einen homo novus verachtete, sondern auch die Besorgniß hegte, daß er auch ferner im demokratischen Interesse wirken und den ehrgeizigen Absichten des Pompejus dienen werde. Inzwischen war durch die Geschwätzigkeit eines der Verschworenen, des Q. Curius, der seiner Geliebten Fulvia ihre Entwürfe ausgeplaudert hatte, die erste Kunde von der Verschwörung in Rom ruchbar geworden. Diese Nachricht zumeist vereinigte die Stimmen für Cicero, da die drohende Gefahr den Stolz der Optimaten gebrochen hatte; mit ihm wurde Antonius gewählt.

Durch seine vereitelte Hoffnung auf das Consulat noch mehr gereizt, verfolgte Catilina seine Entwürfe mit immer größerer Leidenschaftlichkeit. Rastlos wirbt er, seinen Anhang zu verstärken, sammelt an verschiedenen gelegenen Plätzen in und außerhalb Roms Waffenvorräthe, läßt Gelder, die er auf seinen und seiner Freunde Credit aufgebracht hatte, nach Fäsulä in Etrurien an den gewesenen Centurio des Sulla, C. Mallius, schaffen, der bereits einen Haufen von verworfenen Menschen zusammengebracht hatte, und später zuerst die Fahne der Empörung offen aufpflanzte. Nach allen diesen Vorkehrungen zu einem gewaltsamen Umsturz erneuerte er im Jahre 63 seine Bewerbung um das Consulat für das künftige Jahr; er ließ besonders nichts unversucht, Cicero aus dem Wege zu räumen. Aber auch diesem fehlte es nicht an Wachsamkeit und Schlauheit, um die Pläne seines kühnen Feindes zu durchkreuzen. Durch den Q. Curius wurde er von allen Schritten des Catilina in Kenntniß gesetzt. Seinen Collegen Antonius hatte er dadurch, daß er ihm seine Provinz abtrat, von den Plänen der Verschwornen abgezogen und zur Unthätigkeit vermocht. Der Senat übertrug mit der Formel „videant consules, ne quid res publica detrimenti capiat“ den Consuln unbeschränkte Vollmacht, Maßregeln für die Sicherheit des Staates zu treffen. Am Tage der Comitien, dem 28. October, erschien der Consul, einen glänzenden Harnisch unter

der Toga, mit einer starken Bedeckung entschlossener Männer, auf dem Marsfelde; so wagten die Rotten des Catilina, die sich in zahlreicher Menge mit Schwertern bewaffnet eingefunden hatten, keinen Angriff, und die Wahl entschied für den Silanus und Murena.

Da Catilina sich überall in der Stadt durch die scharfe Wachsamkeit des Consuls umgarnt sah, so war der Entschluß gereift, sich selbst an die Spitze des Heeres in Etrurien zu stellen und den Kampf zur raschen Entscheidung zu führen, ehe die Rüstungen der Republik vollendet wären; nur sollte vor seinem Abgange von Rom noch ein Hauptschlag, die Ermordung des Consuls, gelingen. So berief er in der Nacht vom 6. auf den 7. November seine Genossen zu einer neuen Versammlung in das Haus des M. Porcius Laeca. In dieser kündigte er seinen Abgang zum Heere an, bestimmte, wer in der Stadt verbleiben oder zum Heere sich begeben solle, vertheilte unter die Bleibenden die Rollen des Mordes und der beschlossenen Brandstiftungen in der Stadt, und forderte endlich zum baldigen Morde des Cicero auf, worauf sich ein Senator und ein Ritter erboten, den Consul mit Anbruch des Tages in seinem eigenen Hause zu ermorden. Noch in der Nacht von diesen Vorkehrungen in Kenntniß gesetzt, sicherte sich Cicero vor einem Ueberfall und berief am 8. November eine Senatsversammlung in den Tempel des Jupiter Stator, welchen er zur Sicherheit mit bewaffneten römischen Rittern umstellt hatte. Als sich Catilina erfrechte, auch in dieser zu erscheinen, brach empört Cicero in feuriger Rede los, und zeigte dem trotzenden Feinde, daß er von allen seinen Schritten und Wegen die genaueste Kunde habe; er ertheilte ihm den gemessenen Rath, der unausbleiblichen Strafe der Gerechtigkeit durch freiwillige Entfernung zuvorzukommen. Diese Rede, die sogenannte erste Catilinarische, wurde von ihm in späterer schriftlicher Abfassung herausgegeben. Catilina wollte sich in Schmähungen ergehen, als der ganze Senat ihn mit einem Schrei der Entrüstung unterbrach, Feind und Hochverräther nannte, worauf er aus der Versammlung stürzte, seine baldige Zurückkunft mit einer Heeresmacht verheißend, und noch in derselben Nacht mit geringer Begleitung in das Lager des Mallius abreis'te.

Der Plan, wie er mit Catilina verabredet war, ging dahin, daß, wenn Catilina mit dem Heere in das fäsulanische Gebiet gerückt sei, die Stadt zugleich an zwölf Punkten in Brand gesteckt werden sollte; Cethegus sollte die Hausthüre des Cicero besetzen und mit bewaffneter Hand ihn überfallen, eben so andere Führer andere Vornehme; die Haussöhne aber, von denen ein großer Theil adeligen Familien angehörten, sollten ihre Eltern umbringen, und dann, während durch Mord und Brand die Bestürzung eine allgemeine geworden, ein bewaffneter Durchbruch zum Catilina versucht werden. Die Feier der Saturnalien wurde zur Mordnacht auserſehen. Cicero hatte von der Absicht, um diese Zeit loszuschlagen, zeitig Kunde erhalten; aber bei dem großen Anhang, den die Verschwornen in allen Ständen und selbst in den er-

sten Familien zählten, wagte er es nicht eher einzuschreiten, als bis er die sichersten Beweise von einem delictum manifestum in den Händen hatte. Diese verschaffte ihm die Unbesonnenheit der Verschwornen selbst. Es befanden sich nämlich zur Zeit Abgeordnete der Allobrogen aus der transalpinischen Provinz Gallien in Rom, um von dem Senat Abhülfe gegen den Druck der Beamten und die Habsucht der Wucherer zu erhalten. Diesen ließ Lentulus Abhülfe aller ihrer Beschwerden zusichern, wenn sie das Unternehmen des Catilina durch bewaffnete Macht unterstützen wollten. Cicero erfuhr die Sache und beauftragte die Gesandten, die lebhafteste Theilnahme für die Verschwörung zu heucheln und vor ihrem nahe bevorstehenden Abgange aus der Stadt sich Schreiben von den Häuptern der Verschwörung zur Beglaubigung in ihrer Heimat zu verschaffen. Arglos gingen Lentulus, Cethegus, Statilius und Gabinius in die Falle. Cicero ertheilte den Prätoren L. Flaccus und C. Pomptinus den Auftrag, die Gesandten mit ihrem Gefolge und ihren Briefschaften aufzuheben. Die kriegskundigen Männer führten den Ueberfall glücklich auf der mulvischen Brücke aus. Hierauf berief der Consul den Senat in den Tempel der Concordia, wo die Ergriffenen durch die Aussagen der Allobrogen und die klaren Beweise ihrer Handschrift und Siegel bald überführt wurden.

Bei der Verhandlung über die Strafe sprachen sich die zunächst befragten Senatoren für die Todesstrafe aus. C. Julius Cäsar, damals ernannter Prätor, verwarf in einer auf Einschüchterung der Versammlung wohl berechneten Rede den Antrag auf Hinrichtung und stimmte für ewige Haft in den Municipalstädten. Dagegen sprach Cicero (in seiner vierten Catilinarischen Rede) für das strengere Votum. Doch erst der jüngere M. Porcius Cato, damals ernannter Volkstribun, wußte durch die hinreißende Kraft seiner Rede, in welcher er die, welche zur Milde riethen, einer Theilnahme an der Verschwörung verdächtigte und die allen Gutgesinnten drohenden Gefahren mit lebhaften Farben schilderte, die Mehrheit der Senatoren für das Todesurtheil zu bestimmen. Der Urtheilsspruch des Senates wurde ohne Berufung an das Volk noch vor Eintritt der Nacht vollzogen und die Hochverräther im Tullianum erdrosselt. Catilina selbst und seine Schaaren wurden in der Schlacht bei Pistoria zu Anfang des Jahres 62 vernichtet, nachdem sie mit einem Muthe der Verzweiflung gekämpft hatten, der einer bessern Sache würdig gewesen wäre.

---

175. C. Julius Cäsar; das erste Triumvirat.

(Nach Friedr. Kraner, Einleitung zu seiner Ausgabe von Cäsar's gallischem Kriege, nebst einem einleitenden Zusatz aus Joh. von Müller, 24 Bücher allgemeiner Geschichte.)

Wir sind auf den Mann gekommen, welcher in vierzehn Jahren das ganze, von streitbaren Völkern stark bewohnte Gallien und zwei Mal

Spanien unterwarf, Deutschland und Britannien betrat, mit einem Heere Italien siegreich durchzog, die Macht Pompejus' des Großen stürzte, Aegypten zum Gehorsam brachte, den Sohn des Mithridates, Pharnaces, sah und schlug, in Afrika den großen Namen Cato's und die Waffen des Juba besiegte, fünfzig Schlachten lieferte, worin elfhundert zwei und neunzigtausend Mann geblieben sein sollen, bei dem Allem nach Cicero der größte Redner, für Geschichtschreiber ein unübertroffenes Muster, gelehrt auch über Grammatik und Auspicien schrieb, und große Plane der Gesetzgebung und Ausbreitung des Reiches bei beschleunigtem Tode wenigstens im Andenken ließ. So wahr ist's, daß den Menschen die Zeit nicht fehlt, sondern der Wille, sie zu benutzen.

Cäsar ist geboren im Jahre 100 v. Chr. im Monat Quinctilis, der eben deßhalb später Julius genannt wurde. Die nahe Verwandtschaft mit Marius, der die Schwester seines Vaters zur Frau hatte, ist in seinem Leben nicht ohne Bedeutung. Dem gefürchteten Dictator Sulla schien der Jüngling bedeutend genug, um ihn zum Gegenstande seiner Verfolgungen zu machen. Die im Jahre 83 mit Cornelia, der Tochter des Cinna, geschlossene Ehe schien eine Herausforderung und ein deutlicher Beweis von Selbständigkeit zu sein, die Cäsar auch dem Machthaber entgegensetzte, weßhalb dieser die Auflösung der Ehe mit der Tochter seines Feindes befahl. Während sich Pompejus einer ähnlichen Forderung fügte, widerstand Cäsar entschieden und ließ sich lieber ächten. Nur ungern begnadigte ihn Sulla, und der bekannte Ausspruch, den er seinen Fürsprechern, welche sich auf die Unbedeutendheit des jungen Proscribirten beriefen, entgegenhielt, daß in Cäsar mehr als ein Marius lebe, beweis't, was er in der Seele des Jünglings schon zu der Zeit gelesen hatte, wo er noch nicht durch öffentliches Auftreten Proben seines Geistes gegeben. Da für Cäsar unter den bestehenden Verhältnissen nichts zu hoffen war, ging er nach Asien, focht im Jahre 80 mit Auszeichnung vor Mitylene und nach kurzem Dienste auf der Flotte des Proconsuls P. Servilius Isauricus, der die cilicischen Seeräuber bekämpfte, kehrte er auf die Nachricht von Sulla's Tode (78) nach Rom zurück. Seine politische Laufbahn in Rom begann er als Redner. Er klagte den Cn. Dolabella, der die Provinz Macedonien als Proconsul verwaltet hatte, wegen Erpressungen (repetundarum) an. Die Rede des 23jährigen Anklägers erregte hohe Bewunderung; doch verhinderten die Optimaten die Verurtheilung. Der Wunsch, die bei dem ersten Auftreten so glänzend erschienene Rednergabe weiter auszubilden, veranlaßte ihn, 76 nach Rhodus zu gehen, um den berühmten Rhetor Molo, der auch Cicero's Lehrer war, zu hören. Auf der Reise bestand er in der Nähe von Milet das bekannte Abenteuer mit den Seeräubern, in deren Hände er fiel, das, wenn es auch Plutarch wohl sehr ausgeschmückt haben mag, doch die frische Genialität und die Ueberlegenheit seines Geistes zeigt. Nach Rom zurückgekehrt, wurde er Militärtribun, nachdem er abwesend an der Stelle seines Oheims C. Aurelius Cotta zum Pontifex ernannt worden war. Im Jahre 68

war er Quästor, 65 Aedil, 62 Prätor. Er ergriff mit klarer Bestimmtheit die Volkspartei, weil er nur durch sie zu seinem Ziele gelangen konnte. Seinem Scharfblicke war es nicht entgangen, daß die Republik sich überlebt hatte; er beschloß, eine Partei durch die andere zu stürzen, um über beide herrschen zu können. Durch Getreidespenden suchte er sich in der Gunst der Masse festzusetzen, und die Hoffnung seiner Gegner, daß mit seinem Vermögen, das bei seiner königlichen Freigebigkeit nicht lange nachhalten konnte, auch sein Einfluß schwinden werde, mußte sich bald als falsch erweisen, da er frei über fremde Cassen gebieten konnte, weil seine Zukunft genügende Gewähr für Wiedererstattung leistete. Am meisten gab ihm seine Aedilität Gelegenheit, das an sich schon verwöhnte Volk noch mehr für sich einzunehmen. Er unternahm prächtige Bauten, gab glänzende Spiele, und die Fechter ließ er in silberner Rüstung auftreten. Kein Wunder, daß bei großartigem Aufwande der Vorwurf Glauben fand, daß er an der Verschwörung des Catilina Theil genommen habe, auch wenn er nicht für eine mildere Behandlung der Verschworenen gesprochen hätte. Als Pompejus, von seiner eigenen Partei gefürchtet, sich dem Volke näherte, fand er bei Cäsar eifrige Unterstützung in Allem, was ihn auf falsche Bahnen leiten und ihn zu Maßregeln treiben konnte, die ihm selbst einst zu Gute kommen sollten, wie z. B. zur Wiederherstellung der von Sulla beschränkten tribunicischen Gewalt. Die Verbindung zwischen beiden wurde auch durch Verschwägerung befestigt; schon im Jahre 67 hatte sich Cäsar mit Pompeja, einer Enkelin des Sulla, vermählt, und war dadurch dem Hause des Pompejus näher gekommen, so wie er selbst später seine Tochter Julia dem Pompejus zur Frau gab — Ehen, die, wie ein späterer Schriftsteller sagt, Bellona stiftete.

Nach seiner Prätur erhielt er Hispania ulterior als Provinz, wo er schon als Quästor gewesen war, und kämpfte mit Glück gegen die Lusitanier. Bei seiner Rückkehr bewarb er sich zugleich um einen Triumph und um das Consulat. Da es dem Feldherrn nicht gestattet war, vor dem Triumphe die Stadt zu betreten, die Bewerbung um das Consulat aber persönliche Anwesenheit erforderte, so gab er den Triumph auf und bewarb sich bloß um das Consulat, das ihm wichtiger war, als das Schaugepränge eines Triumphes. Er wurde, unterstützt von Pompejus und Crassus, Consul, und nur mit Mühe gelang es den Gegnern, die Wahl ihres Candidaten Bibulus durchzusetzen, jedoch ohne Vortheil für die Partei, da Cäsar seinen Einfluß gänzlich zu nichte zu machen wußte. Nach der Wahl rächte sich der Senat auf kleinliche Weise dadurch, daß er den im Amte befindlichen Consuln des Jahres 60 die beiden Gallien, wo man einem bedeutenden Kriege entgegensah, übertrug, den künftigen Consuln aber das untergeordnete Amt der Aufsicht über die Waldungen und Triften anwies, eine Maßregel, die natürlich nur gegen Cäsar gerichtet war und nur dazu führte, ihn zu noch entschiedenerem Verfahren hinzudrängen. Die nächste, wenn auch wohl schon vorher vorbereitete Folge war, daß der Macht des Senats das noch mächtigere

geglaubter Individuen durch Pompejus ihre Freiheit wieder erlangten. Im Sommer 74, drei Monate nach dem Beginn des Feldzuges, gingen Handel und Wandel wieder ihren gewohnten Gang, und anstatt der befürchteten Hungersnoth herrschte in Italien Ueberfluß.

173. Der letzte Krieg gegen Mithridates.

(Nach Onomander, Altes und Neues aus den Ländern des Ostens, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

Schon im Jahre 83 hatte der von Sulla als Proprätor in Asien zurückgelassene Proprätor L. Murena den Krieg gegen Mithridates, wegen der nicht vollständigen Räumung Cappadociens, durch die Besetzung Cappadociens und einen Einfall in Pontus erneuert, wurde aber am Halys von Mithridates geschlagen, worauf Sulla Frieden gebot (81).

Mithridates verstärkte sein Heer durch die am Bosporus wohnenden streitbaren Völker und hatte eben seine Rüstungen zu Lande (120,000 Mann Fußvolk und 16,000 Reiter) und (mit Hülfe der Seeräuber) zu Wasser vollendet, da gab der Tod seines Schwagers, des Königes Nikomedes III. von Bithynien, der Rom zum Erben seines Reiches eingesetzt hatte, ihm einen willkommenen Vorwand, den Krieg gegen die Römer zu eröffnen, als diese — wie beim Ausbruche des ersten Mithridatischen Krieges — in einen gefährlichen Bürgerkrieg (diesmal in Spanien) verwickelt waren. Nachdem er mit Sertorius (siehe S. 662) ein förmliches Bündniß geschlossen hatte, begann er den Krieg mit einem Angriffe auf die römischen Besitzungen in Asien von der Land- und Seeseite. Er besetzte Paphlagonien und Bithynien, wo die kurze römische Herrschaft schon so viel Unzufriedenheit erregt hatte, daß Alles sich ihm anschloß; nur die Stadt Cyzicus auf der gleichnamigen Insel blieb den Römern treu, deßhalb schloß er sie zu Wasser und zu Lande ein.

Diesmal wurde L. Licinius Lucullus, der Zögling des Sulla, als Befehlshaber nach Asien gesandt. Da er unter Sulla gegen Mithridates mitgekämpft hatte, so kannte er sowohl die Schwierigkeiten seiner Aufgabe, wie die Vortheile seiner Stellung. Er ging daher von Anfang an mit jener wohlbedachten Umsicht und klaren Besonnenheit zu Werke, welcher er in gleichem Grade seine erst glänzenden Erfolge, wie seine Rettung vor dem Untergange verdankte, als ihn sein Glück verließ.

Mithridates verlor den besten Theil seines Landheeres bei der Belagerung von Cyzicus, und seine Flotte ging durch Stürme zu Grunde. Daher gab er seinen Angriffskrieg im vordern Klein-Asien auf und zog sich innerhalb der Grenze seines Reiches zurück, wohin die Römer ihm folgten. Trotzdem daß sich von jetzt an der pontische König eben so streng auf den bloßen Vertheidigungskampf beschränkte, als er vorher im Angriffe verwegen gewesen, und daher dem ihm überall nachdringen-

den Feinde auf Unkosten der schönsten Theile seines Reiches immer auszuweichen suchte, so wurde doch seine gesammte Reiterei aufgerieben, und Lucullus, der schleunige Kunde davon erhielt, benutzte die im Gemüthe des Königs und im ganzen Heere entstandene Bestürzung, so daß er die Niederlage des Gegners durch einen raschen Angriff vollendete. Bald sah Mithridates sich genöthigt, mit einer kleinen Reiterschaar, die er auf der Flucht gesammelt, die äußerste Grenze seines Reiches zu überschreiten und in Armenien, bei seinem Schwiegersohne Tigranes, Schutz zu suchen.

Bei der von früherher zwischen Rom und Armenien obwaltenden Spannung war die Aufnahme des flüchtigen Königs hinreichend, auch gegen dieses Reich vorzugehen. Lucullus begann diesen Krieg mit Armenien auf eigene Hand und Verantwortung. Sein Heer war aber schon durch die Länge und Beschwerden des pontischen Krieges nicht allein an Zahl stark vermindert, sondern auch in einer an Meuterei grenzenden Mißstimmung über die endlose Fortdauer seiner Mühseligkeiten, ohne daß ihm dabei die gewöhnliche Zeit zum Ausruhen, noch die gehoffte Erlaubniß zum Plündern gegeben wurde. Der Befehlshaber dagegen war im Feldlager das gerade Gegentheil von dem, was er daheim zu sein pflegte, wo er mit seinen wissenschaftlichen Freunden und Freudegenossen im Uebermaß der Ueppigkeit zu schwelgen gewohnt war. In den brennenden Sandsteppen und auf den schneebedeckten Gebirgen Asiens übertraf er in Nüchternheit und Ausdauer die ältesten seiner Krieger. Leider vermochte sein Beispiel nicht das früher durch schlechte Mannszucht verdorbene Heer zu begeistern für die großartigen Pläne des Feldherrn, die der gemeine Mann zu würdigen nicht im Stande war.

Lucullus überschritt im Jahre 69 v. Chr. mit nur 15,000 Streitern den obern Euphrat und belagerte die feindliche Hauptstadt Tigranocerta. Der König von Armenien rückte an der Spitze von angeblich 100,000 Mann selbst ins Feld, um seine bedrohte Hauptstadt zu retten. Der römische Feldherr ließ 5000 Mann davor zurück und zog mit seiner übrigen Streitkraft dem Tigranes entgegen, über deren, gegen sein Heer so geringe Zahl derselbe sich spöttisch geäußert haben soll, daß sie für eine Gesandtschaft zu viele, für ein Heer zu wenige seien. Aber die 10,000 Römer erfochten nach einem zweitägigen Kampfe und Gemetzel einen glänzenden Sieg über die 100,000 Barbaren, deren übermüthiger König nur mit Noth in die Gebirge entkam. Mit dieser Entscheidungsschlacht ging natürlich auch die belagerte Hauptstadt verloren, die sich dem Sieger alsbald ergab. Die darin vorgefundenen Reichthümer waren so ungeheuer, daß sie zur Deckung der Kriegskosten genügten. Der Kriegsruhm des Lucullus verbreitete sich bald, wie ein laufendes Feuer, durch den ganzen Osten; es kamen Gesandtschaften der Araber, Juden, Phönicier und vieler anderer Völker von den Küsten des mittelländischen Meeres bis an die Ufer des Tigris, vom rothen Meere bis an den Fuß der armenischen Berge, um dem Sieger

von Tigranocerta, wo er sein Heer ausruhen ließ, ihre Huldigung darzubringen.

Da, trotz der erhaltenen Demüthigung, Tigranes auf Anrathen seines im Unglücke nicht verzagenden Schwiegervaters, sich dennoch zu keinen Friedensanträgen herbeiließ, so mußte Lucullus den Krieg fortsetzen und rückte im Sommer desselben Jahres gegen das armenische Hochland vor, um den König dort in seinem Stammschloß bei Artaxata aufzusuchen und eine schließliche Entscheidung zu erzwingen. Aber wenn den Römer bisher das Glück begünstigt hatte, so schienen sich jetzt alle Umstände gegen ihn verschworen zu haben; der bereits weit vorgerückte Sommer ging bei den langsamen, beschwerlichen Gebirgsmärschen bald zu Ende, und außer dem, daß sich Schnee und tödtliche Kälte einstellten, hatte Mithridates wieder eine jener furchtbaren Volkserhebungen zu bewerkstelligen gewußt, die den Römern jetzt, wo sie bis ins Herz des Feindeslandes eingedrungen waren, noch verderblicher zu werden drohte, als jene bei den früheren Kriegen im westlichen Klein-Asien. Diesen Hindernissen gegenüber hätte der kaltblütige Feldherr vielleicht dennoch obgesiegt, wenn er nur sein Heer von freudigem Muth und von Bereitwilligkeit beseelt gesehen hätte, anstatt fortwährend besorgen zu müssen, daß es in offene Meuterei ausbrechen könne. Er beschloß daher, wie wohl höchst ungern, lange vor Erreichung des Zieles umzukehren und seinen Zug südlich in das mildere Mesopotamien zu lenken, wo er durch einen glücklichen Handstreich die mächtige Stadt Nisibis nahm und seinem ermüdeten Heere bequeme und vorerst sichere Winterquartiere verschaffte.

Während sich dieses im Süden zutrug, war im Norden Mithridates in sein früheres Reich wieder eingedrungen, wo ihm jetzt Alles zufiel, seitdem er die Rolle eines Volksbefreiers übernommen. Es kam zu einer zweitägigen Schlacht mit dem im Pontus zurückgebliebenen römischen Heere, in welcher die Römer den Untergang gefunden hätten, wenn nicht der hochbetagte König, aus zwei Wunden blutend, ohnmächtig aus dem Getümmel getragen worden, was die Verfolgung des geschlagenen Feindes verhinderte.

Von dieser bedeutenden Niederlage in Pontus benachrichtigt, brach Lucullus im Frühlingsanfange mit seinem Heere von Nisibis dorthin auf, um, wo möglich, mit den Trümmern der überwundenen Truppen sich zu vereinigen, allein diese fand er bei seiner Ankunft größtentheils vernichtet. So mußte er denn, fast auf denselben Standpunkt zurückgedrängt, von dem er 8 Jahre vorher seine Kriegsunternehmungen so glücklich begonnen hatte, in seine kleinasiatische Provinz zurückkehren, aus welcher er bald abberufen wurde.

In Folge der von Cicero vertheidigten lex Manilia, ward der auf die Höhe seines Ruhmes gelangte Cn. Pompejus mit der Beendigung dieses langwierigen Krieges beauftragt, von welchem er den Ruhm und die Früchte erntete, die, wenigstens zum großen Theil, seinem Vorgänger billiger Weise gebührten. Mithidrates, von dem furcht-

samen und wankelmüthigen Tigranes im Stiche gelassen, versuchte noch einmal zu unterhandeln; da aber der stolze und zuversichtliche Pompejus auf unbedingter Unterwerfung bestand, so zog der greise Krieger es würdevoll vor, sich lieber mit bewaffneter Hand bezwingen, als durch Drohungen einschüchtern und demüthigen zu lassen. Nahe an der armenischen Grenze wurde sein Heer umzingelt und größtentheils vernichtet, wobei er selbst nur mit genauer Noth in das entlegene Gebiet von Kolchis entkam, von wo er sich nach Phanagoria am kimmerischen Bosporus begab. Vielleicht war es seine Absicht, mit Hülfe der ihm befreundeten Scythen, es noch einmal zu versuchen, eine große Volksbewegung gegen die Römer ins Leben zu rufen; jedenfalls gewann er dadurch Zeit, außer dem Bereiche der Verfolgung, neue Streitkräfte wider seine Gegner zu sammeln.

Inzwischen wandte sich Pompejus, der den Gegner auf seiner Flucht durch die kolchischen Gebirge vergebens einzuholen versucht hatte, nach Armenien, um den dortigen Herrscher einstweilen zu züchtigen. Das glückte ihm auch ohne Schwierigkeit; denn der kleinmüthige Großkönig Tigranes schämte sich nicht, sein Schicksal ohne Weiteres in die Hände des römischen Feldherrn zu legen, der sich gnädig herabließ, ihm, als einem künftigen Lehnsfürsten Roms, im Namen des Senates, die königliche Kopfbinde wieder um die Stirne zu heften. Nach diesem blutlosen Siege zog Pompejus südwärts und unterwarf Syrien, worauf er nach Pontus zurückkehrte und es zur römischen Provinz einrichtete. Während nun Mithridates im Begriffe stand, mit einer neuen Land- und Seemacht den Kampf alles Ernstes wieder anzufangen, verfiel er in eine schwere Krankheit, die erste in seinem Leben, die, obgleich er wieder genas, sein Verderben veranlaßte. Denn sein Lieblingssohn **Pharnaces**, der schon früher mit Lucullus in verrätherische Beziehungen getreten war, benutzte die ihm durch die Krankheit seines Vaters gebotene Gelegenheit, in dem Heere eine Verschwörung gegen ihn anzustiften. Zwar wurden seine verbrecherischen Absichten noch zeitig genug entdeckt, aber das Vaterherz Mithridates' war zu schwach, um den ruchlosen Sohn mit der gehörigen Strenge zu bestrafen. Zum Dank für die väterliche Milde fuhr der unnatürliche Pharnaces in seinen frevelhaften Bestrebungen fort; und da der alte König sich von den Seinen verrathen und verlassen sah, verzweifelte er an fernerem Widerstande und nahm, nach antiker Weise, Gift.

Der entstellte Leichnam des greisen Fürsten wurde, zum Zeichen der Unterwerfung, an Pompejus geschickt, und obwohl die Römer sich über den Tod des gefürchteten Mithridates mehr freuten, als über einen erfochtenen Sieg, so benahm sich der feindliche Feldherr doch mit mehr Menschlichkeit gegen die sterblichen Ueberreste des durch freiwilligen Tod entfernten Gegners, als dessen eigener Sohn, und ließ dieselben mit königlichen Ehren zu Sinope in der Familiengruft der pontischen Herrscher bestatten.

174. Die Verschwörung des Catilina.

(Nach Karl Halm, Einleitung zu den Reden Cicero's gegen Catilina, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

L. Sergius Catilina, von patricischer Familie, war gegen das Jahr 108 v. Chr. geboren. Ausgestattet mit ungemeinen Kräften des Geistes und Körpers, hatte er von seinem Vater nur einen angesehenen Namen ererbt, nicht auch ein Vermögen, das den übermäßigen Bedürfnissen einer genußsüchtigen Zeit hätte genügen können. Von dem Strudel der allgemeinen Sittenlosigkeit ergriffen, stürzte er sich in früher Jugend in alle möglichen Genüsse und Ausschweifungen, die, ohne seinen riesenstarken Körper zu untergraben, sein sittliches Gefühl abstumpften und, verbunden mit seiner Anlage zur Herrschsucht, ihn zu einer Kette von schauderhaften Verbrechen führten, durch welche sein Name als der eines Scheusales der Menschheit in der Geschichte gezeichnet steht.

Eine öffentliche Rolle spielte Catilina zuerst zur Zeit der Sullanischen Schreckensherrschaft, in der er mit der Blutschuld des Brudermordes befleckt, aus Furcht vor gerichtlicher Strafe es durchsetzte, daß der Erschlagene, als wäre er noch am Leben, auf die Liste der Geächteten gesetzt wurde. Eifriger Anhänger des Sulla, kühlte er seine Mordlust, indem er, an die Spitze einer Bande gallischer Krieger gestellt, eine Menge römischer Ritter, darunter seinen Schwager Cäcilius, erschlug. Trotz der schweren Flecken, die auf seinem Charakter lasteten, gelang es ihm doch bei seiner Meisterschaft in allen Künsten der Heuchelei und Verstellung und bei einer seltenen Gabe, Leute an sich zu ketten, im Jahre 68 zur Prätur zu gelangen. Das Jahr darauf verwaltete er als Proprätor die Provinz Afrika. Mit einer Anklage wegen Erpressungen in Afrika bedroht, sah er seine Hoffnung, das Consulat zu erlangen, zunächst vereitelt und im Falle einer Verurtheilung für immer verschlossen. Daher faßte er den Entschluß, den Weg der Gewalt zu betreten, und am 1. Januar die Consuln und noch mehrere der angesehensten Senatoren während des feierlichen Opfers auf dem Capitol zu ermorden und die consularische Gewalt an sich zu reißen. Allein da der Plan ruchbar geworden, wurde die Ausführung auf die Senatssitzung am 5. Februar verschoben, wo das Mordgemetzel schon ein allgemeineres werden sollte. Auch diesmal scheiterte der verruchte Anschlag, indem Catilina vor der Curie den Verschwornen zu früh das Zeichen gegeben hatte, als noch nicht eine hinlängliche Zahl von Bewaffneten erschienen war.

Noch in demselben Jahre 65 wurde Catilina wegen seiner grausamen Bedrückungen der Provinz Afrika von P. Clodius Pulcher, dem späteren Feinde Cicero's, in Anklagestand versetzt, und entging nur mit Noth einer Verurtheilung. Der Zwischenfall dieses Processes hatte ihn verhindert, seine schon für das Jahr 65 beabsichtigte Bewerbung um das Consulat zu erneuern; man wußte jedoch schon vor Beginn des

Processes, daß er im Jahr 64 als Candidat für das nächste Jahr auftreten werde. Im Anfang des Juni 64 berief er die Verwegensten zu einer geheimen Zusammenkunft; er versprach Vernichtung der Schuldbücher, Aechtung der Begüterten, Aemter und priesterliche Würden, Raub und Plünderung, kurz Alles, was ein Krieg und die Willkür einer angemaßten Gewalt im Gefolge hat. Um das Consulat bewerbe sich C. Antonius, sein vertrauter Freund; mit ihm, den er zum Amtsgenossen zu erhalten hoffe, werde er zur Ausführung des Werkes schreiten. Außer Catilina und Antonius waren für das Jahr 63 noch fünf Bewerber um das Consulat aufgetreten, von denen der bedeutendste M. Tullius Cicero war. Dieser hatte nur schwache Hoffnung eines Sieges. Denn wie großen Ruhm er sich auch als Redner und Sachwalter erworben hatte, wie sehr er von der Liebe des Volkes getragen wurde, um dessen Gunst er bisher mit allem Eifer geworben hatte, wie hoch auch sein Charakter trotz mancher Schwächen aus dem sittlichen Schlamme seiner Zeit hervorragte, so stand doch gegen ihn die mächtige Partei der Nobilität, die ihn nicht bloß als einen homo novus verachtete, sondern auch die Besorgniß hegte, daß er auch ferner im demokratischen Interesse wirken und den ehrgeizigen Absichten des Pompejus dienen werde. Inzwischen war durch die Geschwätzigkeit eines der Verschworenen, des Q. Curius, der seiner Geliebten Fulvia ihre Entwürfe ausgeplaudert hatte, die erste Kunde von der Verschwörung in Rom ruchbar geworden. Diese Nachricht zumeist vereinigte die Stimmen für Cicero, da die drohende Gefahr den Stolz der Optimaten gebrochen hatte; mit ihm wurde Antonius gewählt.

Durch seine vereitelte Hoffnung auf das Consulat noch mehr gereizt, verfolgte Catilina seine Entwürfe mit immer größerer Leidenschaftlichkeit. Rastlos wirbt er, seinen Anhang zu verstärken, sammelt an verschiedenen gelegenen Plätzen in und außerhalb Roms Waffenvorräthe, läßt Gelder, die er auf seinen und seiner Freunde Credit aufgebracht hatte, nach Fäsulä in Etrurien an den gewesenen Centurio des Sulla, C. Mallius, schaffen, der bereits einen Haufen von verworfenen Menschen zusammengebracht hatte, und später zuerst die Fahne der Empörung offen aufpflanzte. Nach allen diesen Vorkehrungen zu einem gewaltsamen Umsturz erneuerte er im Jahre 63 seine Bewerbung um das Consulat für das künftige Jahr; er ließ besonders nichts unversucht, Cicero aus dem Wege zu räumen. Aber auch diesem fehlte es nicht an Wachsamkeit und Schlauheit, um die Pläne seines kühnen Feindes zu durchkreuzen. Durch den Q. Curius wurde er von allen Schritten des Catilina in Kenntniß gesetzt. Seinen Collegen Antonius hatte er dadurch, daß er ihm seine Provinz abtrat, von den Plänen der Verschwornen abgezogen und zur Unthätigkeit vermocht. Der Senat übertrug mit der Formel „videant consules, ne quid res publica detrimenti capiat“ den Consuln unbeschränkte Vollmacht, Maßregeln für die Sicherheit des Staates zu treffen. Am Tage der Comitien, dem 28. October, erschien der Consul, einen glänzenden Harnisch unter

der Toga, mit einer starken Bedeckung entschlossener Männer, auf dem Marsfelde; so wagten die Rotten des Catilina, die sich in zahlreicher Menge mit Schwertern bewaffnet eingefunden hatten, keinen Angriff, und die Wahl entschied für den Silanus und Murena.

Da Catilina sich überall in der Stadt durch die scharfe Wachsamkeit des Consuls umgarnt sah, so war der Entschluß gereift, sich selbst an die Spitze des Heeres in Etrurien zu stellen und den Kampf zur raschen Entscheidung zu führen, ehe die Rüstungen der Republik vollendet wären; nur sollte vor seinem Abgange von Rom noch ein Hauptschlag, die Ermordung des Consuls, gelingen. So berief er in der Nacht vom 6. auf den 7. November seine Genossen zu einer neuen Versammlung in das Haus des M. Porcius Laeca. In dieser kündigte er seinen Abgang zum Heere an, bestimmte, wer in der Stadt verbleiben oder zum Heere sich begeben solle, vertheilte unter die Bleibenden die Rollen des Mordes und der beschlossenen Brandstiftungen in der Stadt, und forderte endlich zum baldigen Morde des Cicero auf, worauf sich ein Senator und ein Ritter erboten, den Consul mit Anbruch des Tages in seinem eigenen Hause zu ermorden. Noch in der Nacht von diesen Vorkehrungen in Kenntniß gesetzt, sicherte sich Cicero vor einem Ueberfall und berief am 8. November eine Senatsversammlung in den Tempel des Jupiter Stator, welchen er zur Sicherheit mit bewaffneten römischen Rittern umstellt hatte. Als sich Catilina erfrechte, auch in dieser zu erscheinen, brach empört Cicero in feuriger Rede los, und zeigte dem trotzenden Feinde, daß er von allen seinen Schritten und Wegen die genaueste Kunde habe; er ertheilte ihm den gemessenen Rath, der unausbleiblichen Strafe der Gerechtigkeit durch freiwillige Entfernung zuvorzukommen. Diese Rede, die sogenannte erste Catilinarische, wurde von ihm in späterer schriftlicher Abfassung herausgegeben. Catilina wollte sich in Schmähungen ergehen, als der ganze Senat ihn mit einem Schrei der Entrüstung unterbrach, Feind und Hochverräther nannte, worauf er aus der Versammlung stürzte, seine baldige Zurückkunft mit einer Heeresmacht verheißend, und noch in derselben Nacht mit geringer Begleitung in das Lager des Mallius abreis'te.

Der Plan, wie er mit Catilina verabredet war, ging dahin, daß, wenn Catilina mit dem Heere in das fäsulanische Gebiet gerückt sei, die Stadt zugleich an zwölf Punkten in Brand gesteckt werden sollte; Cethegus sollte die Hausthüre des Cicero besetzen und mit bewaffneter Hand ihn überfallen, eben so andere Führer andere Vornehme; die Haussöhne aber, von denen ein großer Theil adeligen Familien angehörten, sollten ihre Eltern umbringen, und dann, während durch Mord und Brand die Bestürzung eine allgemeine geworden, ein bewaffneter Durchbruch zum Catilina versucht werden. Die Feier der Saturnalien wurde zur Mordnacht ausersehen. Cicero hatte von der Absicht, um diese Zeit loszuschlagen, zeitig Kunde erhalten; aber bei dem großen Anhang, den die Verschwornen in allen Ständen und selbst in den er-

sten Familien zählten, wagte er es nicht eher einzuschreiten, als bis er die sichersten Beweise von einem delictum manifestum in den Händen hatte. Diese verschaffte ihm die Unbesonnenheit der Verschwornen selbst. Es befanden sich nämlich zur Zeit Abgeordnete der Allobrogen aus der transalpinischen Provinz Gallien in Rom, um von dem Senat Abhülfe gegen den Druck der Beamten und die Habsucht der Wucherer zu erhalten. Diesen ließ Lentulus Abhülfe aller ihrer Beschwerden zusichern, wenn sie das Unternehmen des Catilina durch bewaffnete Macht unterstützen wollten. Cicero erfuhr die Sache und beauftragte die Gesandten, die lebhafteste Theilnahme für die Verschwörung zu heucheln und vor ihrem nahe bevorstehenden Abgange aus der Stadt sich Schreiben von den Häuptern der Verschwörung zur Beglaubigung in ihrer Heimat zu verschaffen. Arglos gingen Lentulus, Cethegus, Statilius und Gabinius in die Falle. Cicero ertheilte den Prätoren L. Flaccus und C. Pomptinus den Auftrag, die Gesandten mit ihrem Gefolge und ihren Briefschaften aufzuheben. Die kriegskundigen Männer führten den Ueberfall glücklich auf der mulvischen Brücke aus. Hierauf berief der Consul den Senat in den Tempel der Concordia, wo die Ergriffenen durch die Aussagen der Allobrogen und die klaren Beweise ihrer Handschrift und Siegel bald überführt wurden.

Bei der Verhandlung über die Strafe sprachen sich die zunächst befragten Senatoren für die Todesstrafe aus. C. Julius Cäsar, damals ernannter Prätor, verwarf in einer auf Einschüchterung der Versammlung wohl berechneten Rede den Antrag auf Hinrichtung und stimmte für ewige Haft in den Municipalstädten. Dagegen sprach Cicero (in seiner vierten Catilinarischen Rede) für das strengere Votum. Doch erst der jüngere M. Porcius Cato, damals ernannter Volkstribun, wußte durch die hinreißende Kraft seiner Rede, in welcher er die, welche zur Milde riethen, einer Theilnahme an der Verschwörung verdächtigte und die allen Gutgesinnten drohenden Gefahren mit lebhaften Farben schilderte, die Mehrheit der Senatoren für das Todesurtheil zu bestimmen. Der Urtheilsspruch des Senates wurde ohne Berufung an das Volk noch vor Eintritt der Nacht vollzogen und die Hochverräther im Tullianum erdrosselt. Catilina selbst und seine Schaaren wurden in der Schlacht bei Pistoria zu Anfang des Jahres 62 vernichtet, nachdem sie mit einem Muthe der Verzweiflung gekämpft hatten, der einer bessern Sache würdig gewesen wäre.

---

175. C. Julius Cäsar; das erste Triumvirat.

(Nach Friedr. Kraner, Einleitung zu seiner Ausgabe von Cäsar's gallischem Kriege, nebst einem einleitenden Zusatz aus Joh. von Müller, 24 Bücher allgemeiner Geschichte.)

Wir sind auf den Mann gekommen, welcher in vierzehn Jahren das ganze, von streitbaren Völkern stark bewohnte Gallien und zwei Mal

Spanien unterwarf, Deutschland und Britannien betrat, mit einem Heere Italien siegreich durchzog, die Macht Pompejus' des Großen stürzte, Aegypten zum Gehorsam brachte, den Sohn des Mithridates, Pharnaces, sah und schlug, in Afrika den großen Namen Cato's und die Waffen des Juba besiegte, fünfzig Schlachten lieferte, worin elfhundert zwei und neunzigtausend Mann geblieben sein sollen, bei dem Allem nach Cicero der größte Redner, für Geschichtschreiber ein unübertroffenes Muster, gelehrt auch über Grammatik und Auspicien schrieb, und große Plane der Gesetzgebung und Ausbreitung des Reiches bei beschleunigtem Tode wenigstens im Andenken ließ. So wahr ist's, daß den Menschen die Zeit nicht fehlt, sondern der Wille, sie zu benutzen.

Cäsar ist geboren im Jahre 100 v. Chr. im Monat Quinctilis, der eben deßhalb später Julius genannt wurde. Die nahe Verwandtschaft mit Marius, der die Schwester seines Vaters zur Frau hatte, ist in seinem Leben nicht ohne Bedeutung. Dem gefürchteten Dictator Sulla schien der Jüngling bedeutend genug, um ihn zum Gegenstande seiner Verfolgungen zu machen. Die im Jahre 83 mit Cornelia, der Tochter des Cinna, geschlossene Ehe schien eine Herausforderung und ein deutlicher Beweis von Selbständigkeit zu sein, die Cäsar auch dem Machthaber entgegensetzte, weßhalb dieser die Auflösung der Ehe mit der Tochter seines Feindes befahl. Während sich Pompejus einer ähnlichen Forderung fügte, widerstand Cäsar entschieden und ließ sich lieber ächten. Nur ungern begnadigte ihn Sulla, und der bekannte Ausspruch, den er seinen Fürsprechern, welche sich auf die Unbedeutendheit des jungen Proscribirten beriefen, entgegenhielt, daß in Cäsar mehr als ein Marius lebe, beweis't, was er in der Seele des Jünglings schon zu der Zeit gelesen hatte, wo er noch nicht durch öffentliches Auftreten Proben seines Geistes gegeben. Da für Cäsar unter den bestehenden Verhältnissen nichts zu hoffen war, ging er nach Asien, focht im Jahre 80 mit Auszeichnung vor Mitylene und nach kurzem Dienste auf der Flotte des Proconsuls P. Servilius Isauricus, der die cilicischen Seeräuber bekämpfte, kehrte er auf die Nachricht von Sulla's Tode (78) nach Rom zurück. Seine politische Laufbahn in Rom begann er als Redner. Er klagte den Cn. Dolabella, der die Provinz Macedonien als Proconsul verwaltet hatte, wegen Erpressungen (repetundarum) an. Die Rede des 23jährigen Anklägers erregte hohe Bewunderung; doch verhinderten die Optimaten die Verurtheilung. Der Wunsch, die bei dem ersten Auftreten so glänzend erschienene Rednergabe weiter auszubilden, veranlaßte ihn, 76 nach Rhodus zu gehen, um den berühmten Rhetor Molo, der auch Cicero's Lehrer war, zu hören. Auf der Reise bestand er in der Nähe von Milet das bekannte Abenteuer mit den Seeräubern, in deren Hände er fiel, das, wenn es auch Plutarch wohl sehr ausgeschmückt haben mag, doch die frische Genialität und die Ueberlegenheit seines Geistes zeigt. Nach Rom zurückgekehrt, wurde er Militärtribun, nachdem er abwesend an der Stelle seines Oheims C. Aurelius Cotta zum Pontifex ernannt worden war. Im Jahre 68

war er Quästor, 65 Aedil, 62 Prätor. Er ergriff mit klarer Bestimmtheit die Volkspartei, weil er nur durch sie zu seinem Ziele gelangen konnte. Seinem Scharfblicke war es nicht entgangen, daß die Republik sich überlebt hatte; er beschloß, eine Partei durch die andere zu stürzen, um über beide herrschen zu können. Durch Getreidespenden suchte er sich in der Gunst der Masse festzusetzen, und die Hoffnung seiner Gegner, daß mit seinem Vermögen, das bei seiner königlichen Freigebigkeit nicht lange nachhalten konnte, auch sein Einfluß schwinden werde, mußte sich bald als falsch erweisen, da er frei über fremde Cassen gebieten konnte, weil seine Zukunft genügende Gewähr für Wiedererstattung leistete. Am meisten gab ihm seine Aedilität Gelegenheit, das an sich schon verwöhnte Volk noch mehr für sich einzunehmen. Er unternahm prächtige Bauten, gab glänzende Spiele, und die Fechter ließ er in silberner Rüstung auftreten. Kein Wunder, daß bei großartigem Aufwande der Vorwurf Glauben fand, daß er an der Verschwörung des Catilina Theil genommen habe, auch wenn er nicht für eine mildere Behandlung der Verschworenen gesprochen hätte. Als Pompejus, von seiner eigenen Partei gefürchtet, sich dem Volke näherte, fand er bei Cäsar eifrige Unterstützung in Allem, was ihn auf falsche Bahnen leiten und ihn zu Maßregeln treiben konnte, die ihm selbst einst zu Gute kommen sollten, wie z. B. zur Wiederherstellung der von Sulla beschränkten tribunicischen Gewalt. Die Verbindung zwischen beiden wurde auch durch Verschwägerung befestigt; schon im Jahre 67 hatte sich Cäsar mit Pompeja, einer Enkelin des Sulla, vermählt, und war dadurch dem Hause des Pompejus näher gekommen, so wie er selbst später seine Tochter Julia dem Pompejus zur Frau gab — Ehen, die, wie ein späterer Schriftsteller sagt, Bellona stiftete.

Nach seiner Prätur erhielt er Hispania ulterior als Provinz, wo er schon als Quästor gewesen war, und kämpfte mit Glück gegen die Lusitanier. Bei seiner Rückkehr bewarb er sich zugleich um einen Triumph und um das Consulat. Da es dem Feldherrn nicht gestattet war, vor dem Triumphe die Stadt zu betreten, die Bewerbung um das Consulat aber persönliche Anwesenheit erforderte, so gab er den Triumph auf und bewarb sich bloß um das Consulat, das ihm wichtiger war, als das Schaugepränge eines Triumphes. Er wurde, unterstützt von Pompejus und Crassus, Consul, und nur mit Mühe gelang es den Gegnern, die Wahl ihres Candidaten Bibulus durchzusetzen, jedoch ohne Vortheil für die Partei, da Cäsar seinen Einfluß gänzlich zu nichte zu machen wußte. Nach der Wahl rächte sich der Senat auf kleinliche Weise dadurch, daß er den im Amte befindlichen Consuln des Jahres 60 die beiden Gallien, wo man einem bedeutenden Kriege entgegensah, übertrug, den künftigen Consuln aber das untergeordnete Amt der Aufsicht über die Waldungen und Triften anwies, eine Maßregel, die natürlich nur gegen Cäsar gerichtet war und nur dazu führte, ihn zu noch entschiedenerem Verfahren hinzudrängen. Die nächste, wenn auch wohl schon vorher vorbereitete Folge war, daß der Macht des Senats das noch mächtigere

Triumvirat zwischen Cäsar, Pompejus und Crassus entgegengesetzt wurde, dessen Zweck war: „Ne quid ageretur in republica, quod displicuisset ulli e tribus.“ Enger wurde der Bund geknüpft durch die Vermählung des Pompejus mit Cäsar's Tochter Julia, so wie auch der Tod derselben im Jahre 54 wesentlich dazu beitrug, das Verhältniß des Pompejus anders zu gestalten. Die Folgen der Verbindung, die längere Zeit geheim blieb, zeigten sich nach dem Antritte des Consulates. Dem Pompejus verschaffte er die vom Senate verweigerte Bestätigung der von ihm getroffenen Einrichtungen (acta) in Asien nach dem Mithridatischen Kriege; durch die Lex Julia agraria wies er 20,000 Veteranen und armen Bürgern das campanische Staatsland an. Endlich brachte der ergebene Tribun Vatinius den Vorschlag ein, dem scheinbar nichts für sich begehrenden Cäsar die Statthalterschaft über das diesseitige Gallien nebst Illyricum mit 3 Legionen auf fünf Jahre gegen Gesetz und Herkommen zu übertragen. Das längst gewonnene Volk genehmigte mit lautem Beifall den Vorschlag, und der ohnmächtige Senat, der keine Einrede wagte, fügte aus freien Stücken noch das jenseitige Gallien und noch eine Legion hinzu. So war denn auf eine Reihe von Jahren, wie es noch nie geschehen war, die Verwaltung eines Landes von ungeheurer Ausdehnung in seinen Händen. Die andern Triumvirn, die ihn in seinen Plänen eifrig unterstützt hatten, ahnten nicht, welch mächtige Waffe sie in die kräftige Hand des Nebenbuhlers gelegt hatten, und wenn sie auch in seiner Abwesenheit, während sie selbst in Rom blieben, alle Gefahren von Cäsar hülfreich abwendeten und in seinem Interesse wirkten, so beweis't dies eben so ihre Verblendung, wie Cäsar's Klugheit, der sie in dem Wahne erhielt, daß sie allein die Leiter der Verhältnisse seien, während er selbst die Fäden der Ereignisse nie aus seiner Hand ließ, was durch die Nähe der diesseitigen Provinz, durch die er Italien beherrschte, um so leichter möglich war, so daß Pompejus umsonst gehofft hatte, ihn durch die längere Entfernung von Rom unschädlich zu machen. Gleich hier mag die später erfolgte Verlängerung seiner Statthalterschaft auf weitere 5 Jahre erwähnt werden. Im Winter des 2. Jahres des Krieges nämlich hielten die Triumvirn auf Cäsar's Veranstaltung eine Zusammenkunft in Luca, in der sie sich noch einmal eng verbanden. Hier wurde verabredet, daß Pompejus und Crassus das Consulat und die fünfjährige Verwaltung der Provinzen, die sie wünschten, erhalten, dem Cäsar aber die Statthalterschaft auf fernere 5 Jahre verlängert werden sollte. Der heftigste Widerstand, der diesem längere Zeit geheim gehaltenen Plane entgegen gesetzt wurde, war vergeblich; Pompejus und Crassus wurden Consuln, und der Vorschlag des Volkstribunen Trebonius, nach welchem diesen die Provinzen Spanien und Syrien 5 Jahre mit freier Verfügung über das Heer, dem Cäsar Gallien auf neue 5 Jahre übertragen werden sollte, ging durch.

Cäsar war, um noch ein Wort über seine charakteristischen Eigenthümlichkeiten im Allgemeinen zu sagen, eine in jeder Hinsicht reich be-

gabte Natur und mit allen Vorzügen des Körpers und Geistes auf das Vollkommenste ausgestattet. Dabei war er von ungemeiner Spannkraft und unermüdlicher Ausdauer im Ertragen von Beschwerden. Kurz, er war zum großen Feldherrn auch körperlich organisirt, wie irgend Einer. Von Natur war er hochherzig und edel, offen, human und mild. Seine Milde gegen seine politischen Gegner im Bürgerkriege, die ihm die Herzen Aller gewann, war nicht bloß berechnende Klugheit, sondern lag in seinem Wesen begründet. Consequent auf sein Ziel gerichtet, war er doch nicht kleinlicher Intriguenmacher, wie Pompejus, noch phrasenreicher Tugendheld, wie Augustus. Wenn es nicht zu läugnen ist, daß der Ehrgeiz jede sittliche Richtung in ihm überwog, so darf doch auch nicht verschwiegen werden, daß er zur Befriedigung dieses Ehrgeizes so wenig als möglich verbrecherische Mittel anwandte; er beging keine unnützen Grausamkeiten. Die Worte, die er als Prätor beim Uebergang über die Alpen auf der Reise in die Provinz Spanien ausgesprochen haben soll: ich will lieber in einem Alpendorfe der erste, als in Rom der zweite sein, sind, wenn er sie nicht wirklich gesprochen, wenigstens gut erfunden, um sein Wesen zu charakterisiren. Die Kraft seines Geistes war eminent und unerschöpflich; seine Talente vielseitig und von der mannigfaltigsten Art. Unübertroffen als Staatsmann und Feldherr, besaß er die vielseitigste wissenschaftliche Bildung. Die Harmonie zwischen politischer und wissenschaftlicher Thätigkeit findet sich in jener Zeit in gleichem Maße nur noch bei Cicero. Er besaß eine unvergleichliche Leichtigkeit in der Anwendung seiner Fähigkeiten, so wie ungewöhnlichen Scharfsinn, der immer das Rechte traf. Er steht immer über den Ereignissen, nicht unter ihnen, und dies gibt ihm die Ruhe der Betrachtung und Behandlung, die einen so ausgeprägten Zug in seinem Wesen ausmacht. Bewußt und sicher in Allem, was er will, weiß er stets die Umstände und Ereignisse zu benutzen und sich dienstbar zu machen. Wie alle großen Geister, die die Verhältnisse zu überschauen und über den gegenwärtigen Augenblick, der den beschränkten Sinn befangen macht, hinaus, die kommende Entwicklung der Dinge zu berechnen verstehen, weiß er immer seine Zeit zu erwarten und sich vor aller Hast und Ueberstürzung zu hüten. Gehoben durch das beispiellose Glück, das alle seine Unternehmungen begünstigt, schreckt er vor keiner Gefahr zurück. Keine kleinliche Leidenschaft stört ihn in seinen Bestrebungen; er ist nichts halb, sondern überall, im Größten, wie im Kleinsten, tritt uns der ganze Mensch, der vollständig ausgeprägte Charakter entgegen. —

Es ist kein Wunder, daß ein Mann von solchen Geistesgaben die Gemüther der Menschen an sich riß und eine Stellung im Staate erlangte, vor der jeder Nebenbuhler zurückweichen mußte. Seine Talente und sein Unternehmungsgeist wirkten besonders auf eine Menge kecker und feuriger Männer, und vorzüglich auf die für solche Tugenden empfängliche Jugend; die große Masse des Volkes war ohnehin für ihn gewonnen. Die Vornehmen, die seine Pläne und das Ziel seiner Hand-

lungen durchschauten, schlossen sich an Pompejus an, nicht aus Zuneigung für dessen Person, sondern weil sie ihn für ein nothwendiges Gegengewicht hielten und weil sie ihm wenigstens edlere Absichten zutrauten. So hat er sich als den vom Schicksal begünstigten, zur Herrschaft über die der Freiheit unwürdige Welt Berufenen angesehen, und seine Schriften bestätigen, was seine Thaten und Reden bezeugen: er war ein geborner König und wußte, daß er es war.

---

176. Cäsar's Krieg in Gallien.

(Nach Theodor Mommsen, römische Geschichte, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

Etwa 100 Jahre, nachdem die Römer das cisalpinische Gallien unterworfen hatten (225—222), drangen sie auch erobernd über die Alpen vor, die schon aufgehört hatten, eine Schutzwehr gegen die Völker des Nordens (Mittel-Europa's) zu sein. Auch der Besitz Spaniens mußte die Römer auffordern, die continentale Verbindung mit diesem Lande sich zu sichern, indem sie jenseits der Alpen festen Fuß faßten. Zunächst traten sie dort als Beschützer der früh mit Rom verbündeten Stadt Massilia gegen räuberische Nachbarn auf, bald auch als Verbündete der Aeduer gegen die Allobrogen und Arverner; aber aus Beschützern wurden sie allmählich unumschränkte Herren des Landes östlich von der Rhone bis an das südliche Ufer des Genfersees. Zum Schutze der Küstenstraße nach Spanien legte der Consul Q. Marcius Rex, welcher auch einige Eroberungen jenseits der Rhone machte, im Jahre 118 die Colonie Narbo (Narbonne) an, von welcher die römische Provinz in Gallien den Namen Gallia Narbonensis erhielt.

Die Eroberung des noch freien Galliens war für Cäsar allerdings ein Mittel zum Zwecke, in so fern dieser blutige und langwierige Krieg ihm ein Heer verschaffte, welches sich vom Staate ablös'te und nur ihm gehorchte. Aber dem staatsmännischen Genie sind die Mittel selbst wieder Zwecke, und so hatte diesmal das Mittel den höhern Zweck, dem römischen Gebiete einen Abschluß gegen Norden und Westen zu geben und der stets drohenden Invasion der Germanen schon jenseits der Alpen zu begegnen. Aber auch dieser Zweck war noch nicht der höchste und letzte, vielmehr sollte, nachdem die italische Heimat zu enge geworden, jenseits der Alpen ein neuer, unbegrenzter Boden für die italische Colonisation gewonnen und der Staat dadurch abermals verjüngt werden, daß er auf eine breitere Grundlage gestellt ward.

Fast ein halbes Jahrhundert, nachdem der vorzugsweise aus deutschen Stämmen zusammengesetzte Heereszug der Cimbern und Teutonen, gleichsam als eine großartige Recognoscirung, über die Länder des Westens (Gallien und Spanien) so gewaltig hingebraus't war, hatten sich mehrere germanische Stämme, besonders die mächtige Genossenschaft

der Sueven unter ihrem Führer Ariovist, zu gemeinsamen Heerfahrten verbunden und waren bis an den Rhein vorgedrungen. Die Rivalität der im Innern Galliens um die Hegemonie über einen mittelgallischen Bund streitenden Eidgenossenschaften der Aeduer und der Sequaner erleichterten ihnen damals das Eindringen in Gallien, wie später den Römern die Eroberung dieses transalpinischen Landes. Von den Sequanern (und Arvernern) gegen die Aeduer zu Hülfe gerufen, ging Ariovist über den Rhein und durch immer nachrückende Schaaren verstärkt, besiegte er die Aeduer bei Magetobria (an der Saone). Die Aeduer mußten auf die Hegemonie verzichten und in die Clientel der Sequaner sich fügen (61). Der deutsche Kriegsfürst aber fing an, auf gallischem Boden ein deutsches Fürstenthum zu begründen; zahlreiche Haufen (im Ganzen etwa 120,000 Deutsche) folgten seinem Rufe nach Gallien, die Celten wurden von ihm als eine unterworfene Nation behandelt, und selbst die Sequaner, als deren gedungener Feldhauptmann er den Rhein überschritten hatte, mußten ihm ein Drittel ihres Landes abtreten. Diese Bewegung der Deutschen nach Westen dehnte sich bald von der Mündung des Rheines (wo die Usipeter und Tencterer denselben überschritten) bis in dessen Quellgebiet aus. Hier sahen sich die östlichsten Celten, die streitbaren Helvetier, immer nachdrücklicher von Germanen bedrängt und faßten daher den verzweifelten Entschluß, ihre Heimat (zwischen dem Boden- und Genfersee) den Germanen einzuräumen und jenseits des Jura fruchtbarere Wohnsitze zu suchen.

Eroberung Mittel-Galliens. Als Cäsar, der neue Statthalter in der römischen Provinz, im Frühjahre 58 dort anlangte, fand er die Helvetier beschäftigt, die Saone zu überschreiten und aus dem Gebiete der Sequaner in das der mit Rom verbündeten Aeduer einzurücken. Durch einen Sieg bei Bibracte (Autun) nöthigte er die Helvetier, sofern sie nicht aufgerieben waren, in ihre Stammsitze zurückzukehren, um unter römischer Hoheit am obern Rhein die Grenze gegen die Deutschen zu vertheidigen. Darauf wandte er sich gegen die bereits in Gallien angesiedelten Deutschen und verlangte als Beschützer der Celtenstämme des mittlern Galliens von Ariovist, daß er keine Deutschen mehr über den Rhein heranziehe. Der deutsche Feldherr begegnete dem römischen mit dem Vollgefühl ebenbürtiger Macht und ebenbürtigen Rechtes. Ihm sei das nördliche Gallien so gut nach Kriegsrecht unterthänig geworden, wie den Römern das südliche; wie er die Römer nicht hindere, von den Allobrogen Tribut zu nehmen, so dürften auch sie ihm nicht wehren, seine Unterthanen (die Aeduer) zu besteuern. Seit Jahrhunderten war den Römern gegenüber eine solche Sprache nicht geführt worden. Auch weigerte er sich zu kommen, als der römische Feldherr nach der bei Clientelfürsten hergebrachten Uebung ihm ansann, persönlich vor ihm zu erscheinen. Um so nothwendiger war es, nicht zu zaudern. Sogleich brach Cäsar auf gegen Ariovist. Die tief gesunkene Sitten- und Kriegszucht machte auch in seinem Lager sich geltend: ein panischer Schrecken ergriff seine Truppen, vor Allem seine

Officiere, als sie daran sollten, mit den seit 14 Jahren nicht unter Dach und Fach gekommenen deutschen Kernschaaren sich zu messen. Desertion und Meuterei schien bevorzustehen; allein der Feldherr, indem er erklärte, nöthigenfalls mit der zehnten Legion allein gegen den Feind zu ziehen, wußte nicht bloß durch solche Ehrenmahnung diese, sondern durch den kriegerischen Wetteifer auch die übrigen Legionen an die Adler zu fesseln und etwas von seiner eigenen Energie den Truppen einzuhauchen. In raschen Märschen führte er sie weiter und kam glücklich Ariovist in der Besetzung der sequanischen Hauptstadt Vesontio (Besançon) zuvor. Die Taktik der Reserven entschied, wie so manchen andern Kampf gegen Barbaren, so auch den gegen die Germanen. Bis an den Rhein, zehn deutsche Meilen vom Schlachtfeld, ward die Verfolgung fortgesetzt; nur wenigen, darunter dem König, gelang es, an das andere Ufer zu entkommen. So glänzend kündigte dem mächtigen Strom, den hier die italischen Soldaten zum ersten Mal erblickten, das römische Regiment sich an. Mit einer einzigen glücklichen Schlacht war auch hier die Rheinlinie gewonnen. Das Schicksal der deutschen Ansiedlungen am linken Rheinufer lag in Cäsars Hand. Der Sieger konnte sie vernichten, aber er that es nicht. Wie überall, zog er auch hier die überwundenen Feinde den zweifelhaften Freunden vor; er ließ den von Ariovist längs des linken Rheinufers angesiedelten Germanen ihre neuen Sitze und vertraute ihnen die Bewachung der Rheingrenze gegen ihre Landsleute an. Die Folgen dieses einen Feldzuges waren unermeßlich. Der Rhein war die Grenze des römischen Reiches gegen die Deutschen geworden.

Eroberung Nord-Galliens. Ganz Mittel-Gallien, von der römischen Grenze bis hinauf nach Chartres und Trier fügte sich ohne Widerrede dem neuen Machthaber, und am obern und mittleren Rhein war auch von den Deutschen vorläufig kein Angriff zu besorgen. Allein das nördliche Gallien, namentlich die mächtige Conföderation der Belgen, war von den gegen das mittlere Gallien geführten Schlägen nicht mitgetroffen worden. Daher brach Cäsar mit seinem jetzt auf acht Legionen angewachsenen Heere im Frühjahre 57 auf gegen die belgischen Gaue. Eingedenk des tapfern und glücklichen Widerstandes, den sie 50 Jahre zuvor an der Landesgrenze gegen die Cimbern geleistet hatten (s. S. 642) und gespornt durch die zahlreich aus Mittel-Gallien zu ihnen geflüchteten Patrioten, sandte die Eidgenossenschaft der Belgen ihr gesammtes erstes Aufgebot; 300,000 Bewaffnete, unter Anführung des Königs der Suessionen, Galba, an ihre südliche Grenze, um Cäsar daselbst zu empfangen. Cäsar unternahm es nicht, dem tapfern, sechsfach stärkeren Feinde eine Schlacht zu liefern; er begnügte sich, die Versuche der Belgen, die Aisne zu überschreiten und ihn damit von seinen Verbindungen abzuschneiden, durch defensive Maßregeln zu vereiteln. Wenn er darauf zählte, daß die Coalition demnächst unter ihrer eigenen Schwere zusammenbrechen werde, so hatte er richtig gerechnet. König Galba war ein allgemein geachteter Mann; aber der Lenkung

einer Armee von 300,000 Mann auf feindlichem Boden war er nicht gewachsen. Man kam nicht weiter und die Vorräthe gingen auf die Neige; Unzufriedenheit und Entzweiung fingen an im Lager der Eidgenossen sich einzunisten. Die Bellovaker, den Suessionen an Macht gleich und schon verstimmt darüber, daß die Führerschaft des Gesammtaufgebots der Eidgenossen nicht an sie gekommen war, wurden durch die Meldung, daß die Aeduer als Bundesgenossen der Römer Anstalt machten, in die bellovakische Landschaft einzurücken, bewogen, alsbald in Masse nach Hause zu gehen. Die Führer des Gesammtaufgebots mußten nachgeben und die einzelnen Aufgebote in die Heimat entlassen, da sie sonst von selber gegangen sein würden. Nur in den östlichen Cantonen regte sich energischer das Nationalgefühl; vor Allem die Nervier, an Zahl den Suessionen und Bellovakern wenig nachgebend, an Tapferkeit und kräftigem Vaterlandssinn ihnen weit überlegen, schlossen einen engern Bund und zogen ihre Mannschaften an der obern Sambre zusammen. Statt der Schlacht entspann sich eine Anzahl zusammenhangloser Gefechte. Labienus mit dem linken Flügel warf die Atrebaten und verfolgte sie bis über den Fluß. Auf dem rechten Flügel wurden die Römer von den weit zahlreicheren Nerviern völlig umzingelt. Schon flohen der römische Troß und die Bundestruppen nach allen Seiten; von der celtischen Reiterei jagten ganze Abtheilungen, wie das Contingent der Treverer, mit verhängten Zügeln davon, um vom Schlachtfelde selbst die willkommene Kunde der erlittenen Niederlage daheim zu melden. Es stand Alles auf dem Spiel. Der Feldherr selbst ergriff den Schild und focht unter den Vordersten; sein Beispiel, sein auch jetzt noch begeisternder Zuruf brachten die schwankenden Reihen wieder zum Stehen. Zugleich kam Succurs herbei, theils die römische Nachhut, die mit dem Gepäck erst jetzt eintraf, theils vom andern Flußufer her die siegreiche zehnte Legion, die Labienus, endlich die auf dem rechten Flügel drohende Gefahr gewahrend, seinem Feldherrn zu Hülfe sandte. Die Nervier, von ihren Verbündeten getrennt und von allen Seiten zugleich angegriffen, bewährten jetzt, wo das Glück sich wandte, denselben Heldenmuth, wie da sie sich Sieger glaubten; noch von den Leichenbergen der Ihrigen herunter fochten sie bis auf den letzten Mann. Nach ihrer eigenen Angabe überlebten von ihren sechshundert Rathsherren nur drei diesen Tag. Nach einer so vernichtenden Niederlage mußten die Nervier wohl die römische Hoheit anerkennen. Nur die entlegenen See-Cantone der Moriner (Artois) und Menapier (Flandern und Brabant) und die großentheils von Deutschen bewohnte Landschaft zwischen Schelde und Rhein blieben im Besitze ihrer angestammten Freiheit.

Eroberung West-Galliens. Die ganze Küste von der Mündung der Loire bis zu der des Rheins stand auf gegen Rom; dorthin eilten aus allen celtischen Gauen die entschlossensten Patrioten, um mitzuwirken an dem großen Werke der Befreiung. Man rechnete weiter auf den Aufstand der gesammten belgischen Eidgenossenschaft, auf Bei-

stand aus Britannien, auf das Einrücken der überrheinischen Germanen. Cäsar sandte Labienus mit der ganzen Reiterei an den Rhein, um die gährende belgische Landschaft niederzuhalten und nöthigenfalls den Deutschen den Uebergang über den Fluß zu wehren. Allein der eigentliche Heerd der Insurrection waren die durch Handel und Schifffahrt mächtigen Veneter; gegen sie ward zu Lande und zur See der Hauptangriff gerichtet. Die Flotte, die theils aus den Schiffen der unterthänigen Celtengaue, theils aus einer Anzahl römischer eiligst auf der Loire erbauter und mit Ruderern aus der narbonensischen Provinz ausgerüsteter Galeeren bestand, führte der Unterfeldherr Decimus Brutus heran: Cäsar selbst rückte mit dem Kern seiner Infanterie in ihr Gebiet ein. Als die römische Flotte, lange in der Loiremündung von Stürmen zurückgehalten, endlich an der bretagnischen Küste eintraf, überließ man es ihr, den Kampf durch eine Seeschlacht zu entscheiden. Die Celten, ihrer Ueberlegenheit auf diesem Elemente sich bewußt, führten gegen die von Brutus befehligte römische Flotte die ihrige vor. Nicht bloß zählte diese 220 Segel, weit mehr, als die Römer hatten aufbringen können, sondern ihre hochbordigen Segelschiffe waren auch bei Weitem geeigneter für die hochgehenden Fluten des atlantischen Meeres, als die niedrigen Rudergaleeren der Römer. Weder die Geschosse noch die Enterbrücken der Römer vermochten das hohe Deck der feindlichen Schiffe zu erreichen. Allein die römischen Schiffsleute zerschnitten die Taue, durch welche die Raaen an den Masten befestigt waren, mittels an langen Stangen befestigter Sicheln; Raaen und Segel stürzten herab und leicht gelang es den römischen Böten, durch vereinten Angriff des gelähmten feindlichen Schiffes sich zu bemeistern. So ward diese Seeschlacht — so weit die geschichtliche Kunde reicht, die älteste auf dem atlantischen Ocean geschlagene — eben wie 200 Jahre zuvor das Treffen bei Mylä (s. S. 577), trotz der ungünstigsten Verhältnisse, durch eine von der Noth eingegebene, glückliche Erfindung zum Vortheil der Römer entschieden. Die Folge des von D. Brutus erfochtenen Sieges war die Ergebung der Veneter und der ganzen Bretagne. Nur die Moriner und Menapier (s. S. 683) beharrten dabei, sich der Anerkennung der römischen Hoheit zu entziehen.

Gleichzeitig wurde Publius Crassus nach Aquitanien gesandt mit dem Auftrage, die daselbst wohnenden iberischen Stämme zur Anerkennung der römischen Herrschaft zu zwingen. Die Aufgabe war nicht ohne Schwierigkeit; die Iberer hielten fester zusammen als die Celten, und die Stämme jenseits der Pyrenäen, namentlich die tüchtigen Cantabrer, sandten ihren bedrohten Landsleuten Zuzug. Allein der vorzügliche Feldherr der Römer wußte alle Schwierigkeiten zu überwinden und nach einigen hart bestrittenen, aber glücklich gewonnenen Feldschlachten die Völkerschaften von der Garonne bis nahe an die Pyrenäen zur Ergebung unter den neuen Herrn zu bestimmen.

Cäsar's Züge nach Deutschland und Britannien. Nachdem die Unterwerfung Galliens schon im dritten Feldzuge mit kaum

nennenswerthen Ausnahmen vollendet war, glaubte Cäsar nicht nur die Deutschen überall zur Anerkennung der Rheingrenze nöthigen zu müssen, sondern hielt auch für zweckmäßig, um das Erscheinen der germanischen Waffen diesseits des Rheines zu verhindern, die römischen jenseits desselben zu zeigen. Deßhalb überfiel er zunächst die Usipeter und Tencterer, welche, vielleicht auf Ersuchen der belgischen Patrioten, mit einem ungeheuren Schwarm (430,000 Köpfe?) auf den eigenen Schiffen der Menapier in deren Gebiet über den Niederrhein (bei Nymwegen?) übergegangen waren, und vernichtete die meisten (während ihre im römischen Lager erschienenen Fürsten zurückgehalten wurden); was nicht unter den Schwertern der Römer fiel, ertrank im Rheine; nur die zur Zeit des Ueberfalls detachirten Abtheilungen entkamen dem Blutbade und fanden bei den Sigambrern (an der Lippe?) eine Freistatt. Darauf ging er noch einen Schritt weiter und führte seine Legionen über den Rhein. Eine geeignete Veranlassung dazu ergab sich, als die Ubier (an der Sieg und Lahn), der civilisirteste unter den deutschen Stämmen, den Sueven zinspflichtig geworden waren und den Cäsar (schon 57) ersucht hatten, sie, eben so wie die Gallier, von der suevischen Herrschaft zu befreien. Auch gedachte er die Sigambrer für den den flüchtigen Usipetern und Tencterern gewährten Schutz zu bestrafen. Doch als er über eine Pfahlbrücke, wie es scheint zwischen Andernach und Coblenz, auf das rechte Rheinufer überging, zogen sich sowohl die Sigambrer als die Sueven ins innere Land zurück, und Cäsar kehrte nach 18tägigem Verweilen am rechten Rheinufer nach Gallien zurück (55). Eben so hatte er schon im Jahre 56 einen Zug nach Britannien unternommen, mehr um den Inselcelten zu imponiren und sie von jeder Verbindung mit ihren Stammgenossen des Festlandes abzuschrecken, als um die Insel zu erobern. Deßhalb ging er mit nur zwei Legionen über den Canal, da wo er am schmalsten ist (bei Dover); doch fand er die Küste mit feindlichen Truppenmassen bedeckt, und die Flotte, welche man auf der offenen Rhede gelassen hatte, ward durch einen Sturm so beschädigt, daß man froh war, noch ehe die schlimme Jahreszeit eintrat, die gallische Küste wieder zu erreichen. — Im Frühling 54 wiederholte er den Zug mit verstärkter Macht (5 Legionen und 2000 Reitern auf 800 Schiffen), aber auch diesmal ward die Flotte auf der Rhede von Dover von den Stürmen vernichtet, und zu Lande leistete der umsichtige und tapfere Fürst Cassivellaunus mit den (4000) britischen Streitwagen einen so geregelten Widerstand, daß schleunige Umkehr das Rathsamste schien. Doch scheint wenigstens der eine Zweck erreicht zu sein, die Inselcelten abzuschrecken, ihre Insel fernerhin zum Heerde der festländischen Emigration herzugeben.

Aufstände der Gallier. Die Unterwerfung der festländischen Celten und die Zurückweisung der germanischen Invasion war vollendet. Allein auch hier zeigte es sich, daß es oft leichter ist, eine freie Nation zu unterwerfen, als eine unterworfene in Botmäßigkeit zu erhalten. Die Streitigkeiten um die Hegemonie, an welchen noch mehr als an

den Angriffen der Römer die celtische Nation zu Grunde gegangen war, hörten von selbst auf, seitdem der Eroberer die Hegemonie für sich genommen, und bei der Offensive zeigte sich bald eine größere Einigkeit der Nation, als früher bei der Defensive. Den ersten Aufstand gegen die Fremdherrschaft versuchten die Eburonen unter Ambiorix, als Cäsar der leichtern Verpflegung wegen seine Truppen in Belgien in 6 Lager vertheilt hatte. Das östlichste Lager der Römer, bei Aduatuca (Tongern?), wurde plötzlich umzingelt, der Feldherr Sabinus mit seiner Begleitung bei einer von ihm verlangten Zusammenkunft mit Ambiorix entwaffnet und niedergehauen und dann der seines Befehlshabers beraubte Heerhaufen vernichtet. Die Eburonen verfolgten ihren Sieg, und, mit den Aduatukern verstärkt, griffen sie das Lager des Quintus Cicero im Gau der Nervier an, gaben aber, als Cäsar zum Entsatz heranrückte, den Kampf auf. Doch Cäsar begnügte sich nicht, die Insurrection gehemmt und die daran betheiligten Völkerschaften wieder unterworfen zu haben, vielmehr unternahm er einen Rachezug gegen die Eburonen. Ihr Schicksal war entsetzlich, nur Einzelne retteten Leben und Freiheit; unter diesen aber der Mann, auf den die Römer vor Allem fahndeten — der Fürst Ambiorix; mit nur 4 Reitern entrann er über den Rhein. Damit war das Feuer gedämpft, aber nicht gelöscht. Denn als Cäsar im Winter (53—52) in Italien verweilte, gaben die Carnuten (bei Chartres) das Signal zu einer zweiten Insurrection, welche sich rasch über das ganze große Celtenland, mit Ausnahme der östlichen Gaue (der Aeduer, Sequaner und Helvetier), verbreitete. Selbst die Arverner, die bisher unverbrüchlich zu Rom gehalten, schlossen sich der allgemeinen Bewegung an, und unter ihnen fand sich der Führer und Leiter des Aufstandes, Vercingetorix, ein stattlicher, tapferer, kluger Mann, von fast königlichem Ansehen in und außer seinem Gau. Unerwartet erschien Cäsar mitten im Winter in Gallien, glaubte aber nach der Einnahme von Avaricum (Bourges) die Insurrection schon gebrochen zu haben und theilte sein Heer; Labienus zog mit 4 Legionen in das Gebiet der Carnuten, er selbst mit der Hauptarmee in das der abgefallenen Arverner, um die Bewegung vollständig zu unterdrücken. Nach wenigen Tagen stand er vor der (ältern) arvernischen Hauptstadt Gergovia (Gergoie, eine Stunde von Clermont), allein der Versuch, die Stadt zu erstürmen, verwandelte sich in eine Niederlage, die erste, welche Cäsar selbst von den Celten erlitt. Dies entschied auch die schon schwankenden Aeduer und die bisher der ganzen Bewegung fremd gebliebenen Belgen für den Aufstand. Mit einziger Ausnahme der Remer und der von ihnen abhängigen Districte stand jetzt, zum ersten und zum letzten Male, die ganze celtische Nation von den Pyrenäen bis an den Rhein für ihre Freiheit und Nationalität unter den Waffen, wogegen merkwürdig genug die bisher betheiligten Deutschen ruhig blieben.

Cäsar vereinigte sich wieder mit Labienus und erschien an der Spitze von 10 Legionen vor Alesia (in Côte d'or), welches Vercingetorix zu

seinem Hauptwaffenplatze gemacht hatte. Der römische Feldherr machte sich gefaßt, zugleich zu belagern und belagert zu werden, und hatte sich auf längere Zeit mit Lebensmitteln versehen. So erwartete er das Entsatzheer der Gallier, welches im letzten Augenblicke, als die Festung, durch Hunger gezwungen, capituliren wollte, erschien; 250,000 Mann zu Fuß und 8000 Reiter. Vom Canal bis zu den Cevennen hatten die insurgirten Gaue Alles aufgeboten, um den Kern ihrer Patrioten, den Feldherrn ihrer Wahl zu retten. Ein Sturm der Belagerten und des Entsatzheeres auf die römische Doppellinie ward abgeschlagen, der wiederholte Versuch endigte mit einer Niederlage des Celtenheeres. Die celtischen Officiere lieferten ihren Feldherrn dem Landesfeind zu geeigneter Bestrafung aus. Hoch zu Roß und in vollem Waffenschmucke erschien der König der Arverner vor dem römischen Proconsul, gab Roß und Waffen ab und ließ sich schweigend zu Cäsar's Füßen nieder. Fünf Jahre später ward er im Triumph durch die Gassen der italischen Hauptstadt geführt und als Hochverräther an der römischen Nation, während auf der Höhe des Capitols sein Ueberwinder den Göttern den Feierdank darbrachte, an dessen Fuße enthauptet*). Vercingetorix' Verlust war unersetzlich. Mit ihm war die Einheit in die Nation gekommen; mit ihm schien sie auch wieder entwichen. Wir finden nicht, daß die Insurrection einen Versuch machte, die Gesammtvertheidigung fortzusetzen und einen andern Oberfeldherrn zu bestellen; der Patriotenbund fiel von selbst auseinander und jedem Gau blieb es überlassen, wie es ihm beliebte, mit den Römern sich zu vertragen oder auch nicht. Natürlich überwog durchgängig das Verlangen nach Ruhe. Wenn Cäsar der besiegten Nation jede irgend zulässige Rücksicht bewies und ihre nationalen, politischen und religiösen Institutionen so weit schonte, als es mit der Unterwerfung unter Rom irgend sich vertrug, so geschah dies nicht, um auf den Grundgedanken seiner Eroberung, die Romanisirung Galliens, zu verzichten, sondern um denselben in möglichst schonender Weise zu verwirklichen.

Gewöhnliche Menschen schauen die Früchte ihres Thuns; der Same, den geniale Naturen streuen, geht langsam auf. Es dauerte Jahrhunderte, bis man begriff, daß Alexander nicht bloß ein ephemeres Königreich im Osten errichtet, sondern den Hellenismus nach Asien getragen habe; wieder Jahrhunderte, bis man begriff, daß Cäsar nicht bloß den Römern eine neue Provinz erobert, sondern die Romanisirung der westlichen Landschaften begründet habe. Auch von jenen militärisch leichtsinnigen und zunächst resultatlosen Zügen nach England und Deutschland haben erst die späten Nachfahren den Sinn erkannt. Ein ungeheurer Völkerkreis, von dessen Dasein und Zuständen bis dahin kaum der Schiffer und der Kaufmann einige Wahrheit und viele Dichtung berichtet hatten, ward durch sie der römisch-griechischen Welt aufgeschlossen. Zu

*) Eine Vergleichung des Vercingetorix mit Hannibal s. bei Mommsen röm. Geschichte III. S. 273 (2. Aufl.).



dem engen Kreis der Mittelmeer-Staaten traten die mittel- und nord-europäischen Völker, die Anwohner der Ost- und der Nordsee hinzu, zu der alten Welt eine neue, die fortan durch jene mit bestimmt ward und sie mit bestimmte.

177. Der Bürgerkrieg zwischen Cäsar und Pompejus.

(Nach Heinr. Leo, Lehrbuch der Universalgeschichte, und W. Wachsmuth, Geschichte der politischen Parteiungen alter und neuer Zeit.)

Pompejus' ganzer Plan ging dahin, in Rom selbst auf gesetzliche Weise die höchste Gewalt zu erhalten, d. h. zum Dictator ernannt zu werden; deßhalb ging er nicht nach Spanien, sondern ließ seine Provinz durch Stellvertreter verwalten und suchte in Rom das Volk zu gewinnen und dessen Feindschaft mit dem Senate zu nähren. Crassus hatte besonders weitere Bereicherung im Sinne; er hatte Alles, was er bis dahin erreicht hatte, fast nur durch Geld erreicht; er ließ sich Syrien ertheilen, um einen Krieg in reicher Gegend führen zu können. Er bekriegte im Jahre 54 die Parther und fand in diesem Kriege gegen sie seinen Untergang.

Wie so oft, wenn aus einer Verbindung der dritte vermittelnde Mann austritt, die anderen beiden in ein gespanntes Verhältniß treten, so geschah es nach Crassus' Tode mit Pompejus und Cäsar, die jetzt einer in dem andern die unmittelbarsten Gegner sahen. Es kam darauf an, wer sich die festeste Partei geschaffen hatte: Cäsar in der Bildung eines ihm ergebenen Kriegshaufens, oder Pompejus in der Gewinnung einer elenden Menge durch bürgerliche Umtriebe. Das verwandtschaftliche Band, welches bis dahin Pompejus und Cäsar an einander gefesselt hatte, ward durch den Tod von Cäsar's Tochter zerrissen. Beide Männer kamen ihrem Zwecke immer näher — Cäsar, überall Sieger, unterwarf Gallien; — Pompejus zerrüttete durch von ihm insgeheim begünstigte Umtriebe, welche Senat und Volk immer mehr entzweiten, am Ende die Verhältnisse in Rom so, daß Cato der Meinung war, man müsse Pompejus an die Spitze stellen, um den Staat wieder zu ordnen; allein das, was Pompejus erstrebt hatte, daß er als Dictator an die Spitze käme, ward nicht erfüllt; nur Consul ward er, obwohl ohne Collegen im Jahre 52. Pompejus schien in der That gar nichts erstrebt zu haben mit allen seinen Umtrieben, als eine Gelegenheit, als glücklicher Ordner des Staates auftreten zu können, nachdem er sich als glücklicher Feldherr schon vielfach gezeigt hatte. Schon nach 7 Monaten wählte er seinen Schwiegervater Q. Metellus Scipio zu seinem Collegen. In dieser Zeit, wo Pompejus in der Stadt wirklich alles zu vermögen schien, und wo jeder ihn, wie er selbst sich, für einen unüberwindlichen Feldherrn betrachtete, ging der Termin zu Ende, für welchen dem Cäsar Gallien zuerkannt war; er sollte nun zurückkehren, aus

einem Könige, was er in Gallien gewesen war, ein Bürger werden, Bürger in einer Stadt, wo Pompejus durch Einfluß und Ansehen Alles geworden war. Hätte er einmal Heer und Provinz aufgegeben gehabt, so war alle Anstrengung so vieler Jahre verloren. Daß also Cäsar am Ende seiner Administrationszeit etwas versuchen würde, ja, wenn er nicht ganz gegen sein Interesse handeln wollte, etwas versuchen mußte, um den Einfluß des Pompejus in Rom zu brechen, sah man schon voraus, und dem Pompejus ward vielfach der Rath ertheilt, sich auf Gegenwehr zu rüsten; er aber, in seinem stolzen Bewußtsein früherer Thaten, hielt sich für unüberwindlich, glaubte wohl gar nicht, daß Cäsar den Muth haben würde, sich mit ihm zu messen. Ein Volkstribun, den er selbst mit erhoben, Curio, trat in Verbindung mit Cäsar, der fast alle die größten Kräfte, welche die Geschichte kennt, Geist, Muth und Geld, zu Gebot hatte.

Sobald in Rom von Cäsar's Zurückberufung die Rede war, verließ er das transalpinische Gallien und kam nach Ravenna, wo er sich mit Curio besprach. Curio verlangte unmittelbaren Angriff auf Rom; dies schien Cäsar zu gehässig; er schlug einen andern Weg ein, der nicht minder sicher zum Ziele führte und alle Gehässigkeit von ihm abwendete. Er ließ erklären, daß er seine Gewalt niederlegen wolle, wenn auch Pompejus sich seiner Macht begebe. Daß Pompejus dies um keinen Preis thun würde, war voraus zu sehen; noch zogen sich die Unterhandlungen eine Zeitlang hin, bis 49 ein Decret des Inhalts erlassen ward, Cäsar solle sein Heer entlassen, oder als Feind der Republik betrachtet werden. Gegen den Ausspruch des Senates wollten die Tribunen M. Antonius und Q. Cassius Einspruch thun; sie wurden nicht nur nicht gehört, sondern mußten als Sclaven verkleidet zu Cäsar fliehen, mit dem sie schon längere Zeit in sehr naher Verbindung gestanden hatten. Der Krieg war nun unvermeidlich, er war es eigentlich schon lange, und Cäsar hatte nur noch unterhandelt, um bei den weniger Einsichtigen den Schein zu gewinnen, als sei er bei billigen Forderungen unbillig behandelt worden. Pompejus erhielt durch einen Senatsbeschluß ausgedehnte Vollmacht, über Truppen und Geld nach Gefallen zu verfügen, aber in Italien standen nur zwei Legionen, auf die er sich nicht verlassen konnte, da sie kurz zuvor erst unter Cäsar gedient hatten, und 30,000 neu Ausgehobene.

Die Botschaft von den Staatsbeschlüssen erhielt Cäsar in Ravenna; nur die 13. Legion hatte er bei sich; er sprach zu den Soldaten von den ihm widerfahrenen Unbilden, begeisterter Zuruf war die Erwiderung. Mit Vertrauen auf seine sieggewohnten Streiter, sein Talent, seine Raschheit und mit richtiger Würdigung der Unvollkommenheit der Rüstungen seiner Gegner überschritt er die Grenze seiner Provinz, das Flüßchen Rubicon. „Der Wurf ist geschehen", sprach er. Das Gesetz hatte er übertreten, die Waffen mußten ihn rechtfertigen, ein neues zu begründen. Auf die Hitze, mit der man Cäsar den Handschuh hingeworfen, war plötzliche Bestürzung gefolgt; die Consuln, die

übrigen hohen Magistrate und der Senat hatten Rom verlassen und den Sitz der Regierung in Capua aufgeschlagen; dahin war auch Pompejus gegangen. Alles war rathlos und in Aengsten vor den wilden gallischen und germanischen Banden, die Cäsar mit sich führen sollte; es wurden Marianische und Sullanische Mordfeste erwartet. Indessen war Cäsar, durch zwei herangezogene Legionen und durch Aushebungen verstärkt, in Umbrien, Picenum und Etrurien eines Platzes nach dem andern Meister geworden, ohne irgendwo nachhaltigen Widerstand zu finden. Pompejus gab Italien auf und zog mit den wenigen Truppen, die zu ihm gestoßen waren, nach Apulien, um sich zu Brundusium einzuschiffen und jenseits des Meeres Zeit und Mittel zu Rüstungen zu gewinnen. Cäsar eilte ihm nach und war in Zeit von 60 Tagen Herr des gesammten Italiens. Der ganze Osten war zur Verfügung der Pompejaner; Statthalter ihrer Partei in Spanien, auf Sicilien, Sardinien, in Afrika. Ihre Flotte beherrschte das Meer.

Cäsar setzte in Erstaunen durch seine Milde im Siege; man hatte sich getäuscht in der Erwartung blutiger Ausbeutung desselben. Diese Milde war Sache des Charakters, der die Rachsucht nicht kannte, aber auch der Berechnung; sie sollte die lauen, halbwilligen oder gezwungenen Parteigänger des Senats zu ihm herüberlocken, insbesondere für die von Rom sich fern haltenden Optimaten eine Ermunterung sein, dahin zurückzukehren, damit Cäsar einen Senat als Regierungsorgan habe. Von keinem wünschte das Cäsar mehr als von Cicero. Dieser sollte ein Beispiel geben. Die Unterredung aber, welche er mit Cicero zu Formiä hatte, blieb ohne den gewünschten Erfolg, Cicero kam nicht. Dagegen sammelten sich der minder bedeutenden Senatoren so viele in Rom, daß Cäsar nun seine Autokratie mit verfassungsmäßigen Formen bekleiden konnte. Beim Aufbruch zum spanischen Kriege bestellte er Lepidus zum Stadtpräfecten, Antonius aber als Proprätor außer der Ordnung zum Kriegsbefehlshaber über das gesammte Italien. Curio wurde zur Eroberung Siciliens ausgesandt.

Cäsar's **Feldzug in Spanien** rief nicht, wie einst der Sertorianische Krieg, die spanischen Völkerschaften zur Theilnahme; die Pompejanischen Feldherren Afranius und Petrejus, die ihre Heere am Ebro vereinigt hatten, wurden ohne ausgezeichnete Kriegsthaten und nach einer kurz vorübergehenden Bedrängniß Cäsar's am Flüßchen Sicoris (Segre) genöthigt, die Waffen zu strecken. Auch hier bewies Cäsar seine Milde und Freigebigkeit, die Pompejaner wurden nicht zum Dienst gezwungen, bei freiem Abzug nach Italien durften sie ihre Beute mitnehmen. Indessen waren auch Sicilien und Sardinien in Cäsar's Gewalt gekommen, Cato von dort, von hier Aurelius Cotta, ohne Versuch, ihre Inseln zu vertheidigen, dem Pompejus nachgezogen. Schlimm aber waren die Nachrichten aus Afrika. Curio war nach der Besitznahme Siciliens dort mit nur zwei Legionen gelandet; den Pompejanern kam der numidische König Juba zu Hülfe; Curio fiel im Kampfe.

Indessen hatte Lepidus in Rom Cäsar zum Dictator ernannt, wie

dieser es ihm vorgeschrieben. Cäsar, im Herbst 49 wieder in Rom, behielt die Dictatur nur 11 Tage; sie sollte ihm nur dienen, ordnungsmäßig die Magistratswahlen zu veranstalten, sich selbst aber und Servilius Isauricus ließ er zu Consuln für das Jahr 48 wählen. Während des Sommers und Herbstes 49 hatte sich um Pompejus ein auswärtiges Rom gebildet. In Thessalonich waren gegen 200 Senatoren zusammen, darunter Cicero, Cato; die Partei benahm sich, als repräsentirte sie den Staat. Sie verlängerte den bei ihr befindlichen Magistraten ihre Amtsgewalt, bot Truppen auf im Namen des Staats und erhob Gelder und Naturallieferungen. Eine Flotte von 600 Schiffen ward unter Bibulus' Befehl gestellt, sie konnte bei gehöriger Wachsamkeit Cäsar's Ueberfahrt leicht verhindern. Bibulus war seiner Aufgabe nicht gewachsen; es gelang Cäsar, mit der Hälfte seines Heeres — für das gesammte Heer hatte er nicht Schiffe genug — nach der illyrischen Küste überzusetzen. Als nun Cäsar und Pompejus einander gegenüber bei Dyrrhachium gelagert waren, fand Antonius Gelegenheit, auch Cäsar's zweite Heereshälfte hinüberzuführen. Die Aufopferungsfähigkeit der Cäsarianer zeigte sich nun während der mehrmonatlichen Lagerung bei Dyrrhachium, als sie bei Mangel an Lebensmitteln sich mit wilden Wurzeln und Rindenbrod behalfen, so daß Pompejus unwillig äußerte, daß er sich mit wilden Thieren schlagen müsse, und darauf in einem Treffen, wo die Pompejaner die Oberhand hatten, und Cäsar's Soldaten nach übermenschlicher Tapferkeit unzufrieden mit sich von Cäsar begehrten, er möge sie strafen.

Den ersten Schritt zur Herbeiführung der Katastrophe that Cäsar, indem er mit ungemeiner Klugheit sein Lager bei Dyrrhachium aufgab, die Küste und die Gunst der Ueberfahrt nach Italien dem Pompejus überließ und sich nach Thessalien wandte. Er wußte wohl, daß er seinen Gegner nachziehen werde. So geschah es. Der Vortheil der Lagerung bei Pharsalus war bei den Pompejanern; die Cäsarianer hatten bald von Mangel zu leiden. Für sie war Aufschub der Entscheidung drückend. Cäsar verkürzte ihn durch Scheinbewegungen, welche die Pompejaner auf Rückzug deuteten. Mit festlichem Schmuck, als sei der Sieg schon gewonnen, stellte das Heer sich auf zur Schlacht. Cäsar war freudigen Muths, nicht mehr mit dem Hunger, sondern mit Menschen zu kämpfen zu haben; sein Heer war geringer an Zahl, als das Pompejanische, dennoch sein Vertrauen zu den vielbewährten Streitgenossen fest. In kurzer Rede legte er ihnen dar, daß er umsonst die Hand zum Frieden geboten habe. Er sprach nicht zu lauter Römern; zu seinen Kerntruppen gehörten germanische Cohorten, die nur nach Kampf dürsteten und um den Anlaß dazu sich wenig kümmern mochten. Die Schlacht bei Pharsalus, 9. August des damals corrupten Kalenders, ward nicht am wenigsten durch die Letzteren entschieden. Pompejus floh in dumpfer Betäubung; er war unvermögend, etwas zur Herstellung des Heeres zu thun. Für dieses war kein Sammelplatz nach etwaiger Niederlage bestimmt; man war ja des Sieges gewiß ge-

wesen; wer sich retten konnte, suchte nach eigener Eingebung seine Sicherheitsstätte; eine ansehnliche Zahl von Flüchtlingen sammelte sich auf Corcyra. Gegen die Gefangenen bewies sich Cäsar abermals milde; Pompejus' Papiere verbrannte er, es sollte für Niemand Stoff zur Rüge daraus erwachsen. Auch Pompejus hatte einst so mit Sertorius' Briefen gethan; Cäsar's Motive, wenn auch nicht ohne Berechnung des Effects, waren unbezweifelt edler. Bei Tempe stieg Pompejus zu Schiffe: es bildete sich ein kleines Geschwader; mit diesem fuhr er nach Aegypten. Dazu bestimmte ihn der Rath seines Günstlings, des Griechen Theophanes von Mitylene. Denn Pompejus hatte Anspruch auf Erkenntlichkeit der dortigen Dynastie; er hatte während seines zweiten Consulats, 55, seinen Anhänger Gabinius, Proconsul von Syrien, beauftragt und bevollmächtigt, den aus Aegypten vertriebenen König Ptolemäus Auletes mit bewaffneter Hand dahin zurückzuführen. Dadurch war dieser wieder auf den Thron gelangt. Er hatte ihn seinen Kindern, Kleopatra und Ptolemäus Dionysos, einem Knaben, hinterlassen, dieser aber die ihm zur Gemahlin und Mitregentin bestimmte Schwester aus dem Lande vertrieben. Pompejus hatte böse Ahnungen, als er von seiner Gattin schied, um der Küste zuzufahren; „wer zum Tyrannen geht, wird Sclav", sprach er mit Sophokles' Worten. Sein Tod war beschlossen; zwei in Aegypten zurückgebliebene Gabinische Officiere vollbrachten die Mordthat. Sein Kopf und Siegelring wurden dem rasch nachgeeilten Cäsar dargebracht.

178. Cäsar's Kriege im Orient.

(I. Nach Theod. Mommsen, römische Geschichte, mit einem Zusatze vom Herausgeber, II. nach Dittmar, Geschichte der Welt vor und nach Christus.)

1. Der alexandrinische Krieg.

Für den Augenblick hatte Cäsar in Aegypten nichts weiter zu thun, und die Römer wie die Aegyptier erwarteten, daß er sofort wieder unter Segel gehen und sich an die Unterwerfung Afrika's und an das unermeßliche Organisationswerk machen werde, das ihm nach dem Siege bevorstand. Allein Cäsar, seiner Gewohnheit getreu, wo er einmal in dem weiten Reiche sich befand, die Verhältnisse sogleich und persönlich endgültig zu regeln, überdies in dringender Geldverlegenheit, landete in Alexandria, nahm Quartier in der königlichen Burg und ging daran, die nöthigen Summen beizutreiben und die ägyptische Erbfolge zu ordnen. Den beiden kriegführenden Geschwistern ward die sofortige Einstellung der Feindseligkeiten anbefohlen und beide zur Untersuchung und Entscheidung des Streites vor den Schiedsherrn geladen. Man fügte sich, der königliche Knabe befand sich bereits in der Burg und auch Kleopatra stellte dort sich ein. Allein im Stillen bereitete ein Unge-

witter sich vor. Alexandria war eine Weltstadt, so gut wie Rom, an Einwohnerzahl der italischen Hauptstadt schwerlich nachstehend; in der Bürgerschaft war ein reges nationales Selbstgefühl, und man kann sich ihre Empfindungen denken, als sie in der Residenzstadt der Lagiden den römischen Feldherrn schalten und ihre Könige vor seinem Tribunal Recht nehmen sah. Cäsar hatte, so wie er sich nach der Landung mit seiner Handvoll Leute dieser erbitterten Menge gegenüber fand, die ungeheure Gefahr wohl begriffen, in der er schwebte; schleunigst raffte er seine zerstreuten Mannschaften zusammen, bemächtigte sich der Person des Königs und seiner Minister, verschanzte sich in der königlichen Burg und dem benachbarten Theater, ließ, da es an Zeit gebrach, die in dem Haupthafen stationirte ägyptische Kriegsflotte in Sicherheit zu bringen, dieselbe anzünden und die den Hafen beherrschende Leuchtthurminsel Pharos durch Boote besetzen. Zugleich ging dem Commandanten von Klein-Asien, wie auch den nächsten unterthänigen Landschaften, den Syrern, den Kretensern und den Rhodiern, der Befehl zu, schleunigst Truppen und Schiffe nach Aegypten zu senden. Da Cäsar von der Landseite nicht zu überwältigen war, richteten sich die Anstrengungen der Belagerer darauf, seine Flotte zu vernichten und ihn von der See abzuschneiden, auf der die Zufuhr ihm zukam. Sie stellten mit den Resten ihres Arsenals ein kleines Geschwader her und bemächtigten sich der Insel Pharos, die durch einen Damm mit dem festen Lande (dem Bruchium) zusammenhing. Dadurch wurde die schmale und klippige Mündung des Hafens gesperrt. Bei dem Versuche, die Insel wieder zu gewinnen, kam Cäsar selbst in die äußerste Lebensgefahr; denn als die unversehens gelandeten Aegyptier die auf dem Damm zusammengedrängten römischen Soldaten von hinten angriffen und die ganze Masse in wilder Verwirrung ins Meer sprengten, so daß 400 Soldaten und noch mehr Matrosen ertranken, sprang der Feldherr selbst vom Damm auf ein Schiff, und als dieses wegen Ueberfüllung anfing zu sinken, schwamm er unter einem Pfeilregen einige hundert Schritte weit nach einem andern Schiffe, in der einen Hand wichtige Schriften emporhaltend, um sie nicht verderben zu lassen. Endlich kam der ersehnte Entsatz. Mithridates von Pergamum, ein tüchtiger Kriegsmann aus der Schule des Mithridates Eupator, dessen natürlicher Sohn er zu sein behauptete, führte zu Lande von Syrien her die Contingente der kleinen Häuptlinge und Gemeinden Ciliciens und Syriens heran. Die Aegyptier, jetzt den jungen König Ptolemäus an der Spitze, welchen Cäsar in der vergeblichen Hoffnung, die Insurrection durch ihn zu beschwichtigen, zu den Seinigen entlassen hatte, entsandten auf dem Nil ein Heer, um Mithridates auf dem jenseitigen Ufer festzuhalten. Allein Mithridates, geübt in römischer Weise zu manövriren und zu lagern, gewann bei Memphis unter glücklichen Gefechten das andere Ufer. Cäsar andererseits, so wie er von dem Eintreffen der Entsatzarmee Kunde erhielt, führte einen Theil seiner Truppen dem herankommenden Mithridates entgegen. Die Vereinigung erfolgte, ohne daß der Feind sie

zu hindern versucht hätte. Cäsar rückte dann in das Delta, wohin der König sich zurückgezogen hatte, ließ zugleich in der Fronte und von dem Wege am Nil aus das Lager berennen und ein drittes Detachement während dieses Sturmes die Anhöhen hinter dem Lager ungesehen ersteigen. Der Sieg war vollständig, das Lager ward genommen und was von den Aegyptiern nicht unter den feindlichen Schwertern fiel, ertrank bei dem Versuch, zu der Nilflotte zu entkommen. Mit einem der Boote, die mit Menschen überladen sanken, verschwand auch der junge König in den Wellen seines heimischen Stromes. Unmittelbar vom Schlachtfeld rückte Cäsar an der Spitze seiner Reiterei in den von den Aegyptiern besetzten Theil der Hauptstadt. Das Schicksal der Stadt, die den Herrn der Welt in seinen Plänen zu kreuzen gewagt, und um ein Haar seinen Untergang herbeigeführt hatte, lag in seiner Hand; allein er, hinweisend auf die arg verwüstete und bei Gelegenheit des Flottenbrandes ihrer Kornmagazine, ihrer weltberühmten Bibliothek und anderer bedeutender öffentlicher Gebäude beraubte Stadt, ermahnte die Einwohnerschaft ernstlich, sich künftig allein der Künste des Friedens zu befleißigen und die Wunden zu heilen, die sie sich selber geschlagen. Das Regiment Aegyptens erhielten unter Roms Oberhoheit Kleopatra und deren jüngerer Bruder Ptolemäus.

2. Der Krieg gegen Pharnaces.

Nachdem Cäsar 9 Monate lang in Aegypten aufgehalten worden, riefen ihn die reißenden Fortschritte des in den Pontus eingebrochenen bosporanischen Königs Pharnaces (s. S. 671) nach Klein-Asien, um dem Verlust dieser wichtigen Provinz vorzubeugen. Denn bereits hatte jener unwürdige Mithridatessohn einen Theil von Pontus und Kappadocien nebst Klein-Armenien erobert und bei Nikopolis den bithynischen Statthalter Domitius Calvinus geschlagen und näherte sich schon unter grausamen Wüthereien gegen alle Römer und Römischgesinnte der vorderasiatischen Provinz. Da brach Cäsar mit nur einer Legion von Aegypten, das die Furcht vor der zurückgelassenen Besatzung in Ruhe hielt, auf, um über Syrien nach dem Schauplatz der Gefahr zu eilen. Von Antiochia aus eilte er durch Cilicien über den Taurus nach dem Pontus, machte dort den übermächtigen Barbaren durch scheinbares Eingehen in seine hinterlistigen Vorschläge sicher, überfiel ihn dann und brachte ihm in der Schlacht bei Zela eine solche vernichtende Niederlage bei, daß Cäsar, selbst überrascht über das Ergebniß eines nur fünftägigen Feldzuges, an seine Freunde in Rom die berühmten Worte schreiben konnte: Veni, vidi, vici! (ich kam, sah, siegte!) Pharnaces verlor alle seine Eroberungen und, nach einer unglücklichen Schlacht im Bosporus gegen Domitius, auch sein Leben durch einen treulosen Diener. Nachdem Cäsar den Bosporus sammt Galatien (das Dejotarus sammt Klein-Armenien abtreten mußte) dem tapfern Mithridates von Pergamum zum Lohn für seine Treue gegeben, und den Steuerdruck

in der Provinz Asien gemildert, aber auch durch „Straf- und Ehrengelder“ seinen Schatz gefüllt hatte, eilte er über Griechenland nach Rom.

---

179. Cäsar's letzte Kriege gegen die Pompejaner.

(Nach W. Wachsmuth, Geschichte der politischen Parteiungen alter und neuer Zeit.)

Die lange Abwesenheit Cäsar's von Rom hatte mancherlei Schwankungen in der öffentlichen Meinung erzeugt; doch eine Pompejanische oder Senatspartei wollte weder in der Hauptstadt, noch im übrigen Italien auftauchen. Das Volk stürzte bei der Kunde von Cäsar's Siege bei Pharsalus Sulla's und Pompejus' Bildsäulen um, und harrte vergnügten Sinns der verheißenen Spenden. Von diesem hatte Cäsar gar nichts zu besorgen. Um so mehr von den dem Bürgerthum fremd gewordenen oder gar nicht dazu gehörigen Soldaten. Cäsar sollte jetzt die zweite Erfahrung machen, wie weit der Soldat vom Bürgersinn abgekommen war. Die in Campanien gelagerten Legionen, darunter die ruhmbedeckte zehnte, Cäsar's „alte Garde“, bestimmt, nach Sicilien und Afrika übergesetzt zu werden, weigerten sich, weiter zu fechten, bevor ihnen der verheißene Lohn gewährt worden sei. Cäsar, im Herbst 47 zu Tarent gelandet, begab sich, ohne ihnen sich zu zeigen, nach Rom; sie folgten dahin ohne seinen Befehl. Er berief sie nach dem Marsfelde und fragte nach ihrem Begehren; die Antwort war: Entlassung; Cäsar erwiderte: „Ihr seid entlassen, Bürger.“ So, statt Comilitonen, angeredet zu werden, wirkte wie ein Zauberspruch auf die Meuterer, sie wurden kleinmüthig und reuig, und bestürmten nun Cäsar so lange mit Bitten um Rücknahme seines Wortes, bis er ihnen wieder erlaubte, Soldaten statt Bürger zu sein.

Zum Rüstplatz wurde von den Pompejanern die Provinz Afrika ausersehen. Seit Curio's Untergang war diese ganz frei von Cäsarianischem Kriegsvolke, und König Juba von Numidien ein mächtiger Rückhalt für Cäsar's Gegner. Dort also, im vormaligen Gebiet Carthago's, fanden sich zusammen Metellus Scipio, Cato, Labienus, Cnejus und Sextus Pompejus, Afranius, Petrejus ꝛc. Dort ward aufgesammelt, was an Pompejanischer Mannschaft gerettet war und die Römer und Provinzialen der Landschaft zu den Waffen gerufen. Die höchste Autorität hatte Cato; er wurde zum Oberbefehlshaber erwählt. Jedoch, wo es Entwicklung feldherrlicher Talente galt, war nicht sein Platz; er selbst war sich dessen wohl bewußt und verzichtete auf den Oberbefehl zu Gunsten des Metellus Scipio. Für sich behielt er nur den Befehl in Utica, dem Hauptwaffenplatze der Partei. Nach Jahresfrist hatte diese über ansehnliche Streitkräfte zu gebieten; es waren 10 Legionen errichtet worden; das numidische Kriegsvolk war vielleicht doppelt so stark und die leichte Reiterei desselben noch immer vortrefflich; die Flotte war mächtig genug, um dem Feinde die Landung zu verwehren.

Der afrikanische Krieg Cäsar's im Winter des Jahres 47—46. Cäsar hatte, wie bei der Ueberfahrt nach Dyrrhachium, nicht Schiffe genug, das gesammte Heer auf einmal mit sich zu führen; ja, als er mit nur 3000 Mann Fußvolk und 150 Reitern bei Adrumetum landete, hatte er Gefahr und Noth, wie bei Dyrrhachium, zu bestehen; die Schlacht bei Thapsus aber, 6. April 46, hatte die Beilegung des afrikanischen Krieges zur Folge. Als das Heer Cäsar's in die Nähe Utica's gekommen war, gab Cato sich den Tod; er wollte nicht in die Hände Cäsar's kommen. Daß dieser ihn tödten würde, hatte er schwerlich zu fürchten, er wollte aber nicht das Leben von Cäsar's Gnade; sein Charakter, nicht Furcht, machte ihn zum Opfer des Selbstmordes. Für Cäsar war es schmerzlich, der Gelegenheit zu einem glänzenden Acte der Vergebung entbehren zu müssen. Juba und Petrejus hatten nicht auf Gnade zu rechnen, sie tödteten einander auf einem Landsitze Juba's bei Utica. Afranius und L. Julius Cäsar wurden gefangen und von den Soldaten, die der Hinrichtung zuvorkamen, getödtet. Metellus Scipio, im Begriff gefangen zu werden, entleibte sich selbst. Dessen Papiere vernichtete Cäsar, ohne sie gelesen zu haben. Labienus und Sextus Pompejus entkamen nach Spanien, wohin Cn. Pompejus schon vor Cäsar's Landung gegangen war.

Nach Rom zurückgekehrt, feierte Cäsar einen vierfachen Triumph über auswärtige Feinde (s. S. 700). Es folgte eine Reihe von Gesetzen; unter anderen gegen übermäßige Ausdehnung der Provincial-Verwaltungen auf eine Reihe von Jahren, wie er und Pompejus genossen hatten; eben dazu, so wie zur Verwahrung gegen Mißbräuche beim Pachtwesen, denen die verwirrte Zeitrechnung förderlich gewesen war, sollte seine Verbesserung des Kalenders 46 dienen. Wenn dadurch eine Verstimmung bei denen hervorgerufen wurde, die bisher derartige Vortheile vermöge ihres Standes gehabt hatten, so glich sich das aus durch die zu Tage liegende Wohlgemeintheit jener Gesetze. Allgemeinen Mißmuth aber verursachte der Besuch der stolzen und üppigen Kleopatra in Rom, ihr Aufenthalt in Cäsar's Gärten und die geringschätzige Weise, mit der sie den römischen Großen begegnete. Hatte man sich auch darin ergeben, in Cäsar einen Herrn zu haben, so war doch die Darlegung orientalischen Hofwesens und höfischen Uebermuths ein Scandal. Von der Bahn zum Thron aber ward Cäsar für jetzt ins Feldlager abgerufen, er mußte noch einmal den Heerführer machen; denn es war schlimme Botschaft aus Spanien gekommen.

Nach Entwaffnung der Pompejaner Afranius, Petrejus und Varro hatte Cäsar den Q. Cassius, der mit M. Antonius als Volkstribun seine Ergebenheit und Diensteifrigkeit an den Tag gelegt hatte, zum Statthalter Spaniens mit 4 Legionen bestellt; von diesen hatten zwei unter Varro gedient und einige Sympathie für Pompejus behalten. Q. Cassius, ein roher, harter und raubsüchtiger Mann, reizte durch sein Benehmen die Soldaten zur Meuterei. Zunächst kam Cnejus Pompejus nach Spanien; die Cäsarischen Legionen, vermehrt durch eine

spanische, gingen zu ihm über. Cäsar verließ Rom im September 46. Er war bald zur Stelle, aber erst am 17. März 45 entschied die Schlacht bei Munda, die blutigste des gesammten Parteikriegs. In keiner war die Erbitterung der Soldaten so fürchterlich gewesen; Cäsar, am Siege schon verzweifelnd, setzte seine Person ein gleich dem tapfersten seiner Krieger; sofort wurden an zweihundert Geschosse auf ihn geschleudert; sein Schild starrte von der Menge, die er aufgefangen. Nur die geschickte Benutzung des Scheins einer rückgängigen Bewegung, die einige Cohorten des Labienus zur Unterstützung des rechten Flügels machten, schafften ihm den Sieg. Er rief: „Sie fliehen"; der Ruf wurde nun alsbald vom gesammten Heere wiederholt, die Feinde wurden bestürzt und wandten sich zur Flucht. Labienus und Attius Varus fanden den Tod auf dem Schlachtfelde, Munda ergab sich nach hartnäckiger Gegenwehr; die übrigen festen Plätze unterwarfen sich. Cnejus Pompejus hatte nach der Schlacht mit einer Anzahl Getreuen sich in einer Höhle verborgen, ward aufgefunden und in verzweiflungsvollem Kampfe mit den Seinigen getödtet. So war nur noch sein jüngerer Bruder Sextus Pompejus übrig. An der Schlacht bei Munda hatte dieser nicht Theil genommen; von Corduba flüchtete er nach dem nordöstlichen Spanien und hielt sich hier, von Cäsar nicht beachtet, als Freibeuter bis nach dessen Tode.

---

180. M. Porcius Cato Uticensis.

(Nach Hermann Wartmann, Leben des Cato von Utica.)

Cato's erster, sein ganzes Thun und Lassen bestimmender Grundsatz war: im öffentlichen Leben das durch das Gesetz als Recht Festgesetzte, im Privatleben das durch die Moral als Recht Erklärte überall mit Wort und That zu vertheidigen, dem Unrecht entgegen zu treten, wo und wie es sich zeige, wenn der Kampf dagegen nichts nütze, doch dagegen zu protestiren und laut seine Mißbilligung an den Tag zu legen. Cato's Bestreben war immer redlich aufs Beste gerichtet, sein Wille immer rein und gut; die zur Erreichung seiner Zwecke angewandten Mittel aber häufig sehr unpassend, zuweilen aus politischer Kurzsichtigkeit, mehr noch deßwegen, weil es seiner ganzen Natur widerstrebte, kleinere Ungesetzlichkeiten zuzugeben, um größere zu verhindern, oder demjenigen, welcher weniger zu fürchten war, seine ungerechten Forderungen zu gewähren, um ihn zu gewinnen gegen den, der mehr zu fürchten war.

Im Privatleben blieb Cato seinem Charakter immer getreu. Rauh, aber bieder, verfiel er im Kampfe mit den verweichlichten und verderbten Sitten seiner Zeit in manches Excentrische. Er erregte Aufsehen, aber keine Bewunderung, und konnte Nachahmung nicht verlangen. Gewiß verdient Cato unsere vollste Hochachtung, wenn er gegen die schreck-

liche Genußsucht und das Sittenverderbniß der damaligen Römer eifert; wer kann es diesen aber verargen, daß sie über den neuen Reformator lachten und spotteten, wenn er als Prätor ohne Schuhe und Tunica in der Stadt herumlief, weil die Statuen des Romulus und des Camillus auch keine hatten? Die Hartnäckigkeit, mit welcher Cato Alles bekämpfte, was er für Unrecht hielt, auch wenn er zum Voraus wußte, daß es nutzlos und ganz vergeblich sein werde, machte ihn ebenfalls häufig lächerlich und läßt seine Persönlichkeit oft geradezu abstoßend erscheinen. — Er ging indeß nur in den Aeußerlichkeiten so weit; er wollte ein recht unliebenswürdiger, rücksichtslos harter Römer von eiserner Thatkraft und Alles aufopferndem Bürgersinne sein. Der mildere Geist seiner Zeit hatte aber seine Macht über ihn ausgeübt, ohne daß Cato es merkte; griechische Wissenschaft und Bildung hatten ihn dazu schon viel zu human gemacht. Cato besaß wohl noch die Kraft, doch nicht mehr die Härte eines alten Römers. Beim Untergange der Republik tödtet er zwar sich selbst mit fester Ruhe; seinen Knaben jedoch schickt er zum Ueberwinder. Ein Römer der früheren Jahrhunderte hätte wohl mit seiner ganzen Familie den Untergang gesucht. Aecht Römisch aber war die Nüchternheit seines Charakters. Ohne Spur von Feuer oder Poesie blieb er immer männlich besonnen und verständig. Obschon der Gegensatz zwischen Cato und Cäsar wohl mit den beiden Worten „Charakter" und „Genie" am Kürzesten und Treffendsten wiedergegeben, und unsere Achtung für den Einen, unsere Bewunderung des Andern damit am besten erklärt werden könnte, und obschon vielleicht auch nicht in Allem ganz genau, verdient die Schilderung des Sallust hier doch einen Platz: „Abstammung, Alter, Beredtsamkeit war Cäsar und Cato ziemlich gleich, Seelengröße gleich, eben so der Ruhm. Den hatten sie aber auf verschiedenen Wegen erlangt. Cäsar wurde groß erachtet durch Wohlthaten und Freigebigkeit, Cato durch sein rechtschaffenes Leben. Jener wurde berühmt durch Mitleid und Milde, diesem brachte Strenge Würde und Ansehen. Cäsar erlangte Ruhm durch Geben, Unterstützen, Verzeihen: Cato dadurch, daß er nichts gab. Der Eine war die Zuflucht der Unglücklichen, der Andere das Verderben der Schlechten. Die Gewandtheit wurde an Jenem gelobt, an Diesem die Festigkeit. Cäsar wünschte sich große Gewalt, Heere, neue Kriege, wo er seine Tüchtigkeit glänzen lassen könne. Cato dagegen befliß sich der Anspruchslosigkeit, der Zucht und Sitte, aber besonders der Strenge. Er wetteiferte nicht mit den Reichen im Reichthum, noch mit dem Parteisüchtigen in Parteisucht, sondern mit dem Kräftigen in Tüchtigkeit, mit dem Bescheidenen in Ehrbarkeit, mit dem Uneigennützigen in Enthaltsamkeit. Er wollte lieber gut sein, als gut scheinen. Je weniger er daher nach Ruhm strebte, desto mehr erlangte er."

Cato's Unbestechlichkeit und Rechtlichkeit waren unter den damaligen Römern wohl eben so seltene Tugenden, als seine über jede Verleumdung erhabene Sittlichkeit. Hatte Cato nur wenige Gefährten in seiner

Unbestechlichkeit, seiner Rechtlichkeit und seiner Sittlichkeit, so stand er unter allen hervorragenden Zeitgenossen wohl einzig darin, daß er nicht für die Interessen seines Standes, noch weniger für Privatzwecke kämpfte und arbeitete, sondern daß es ihm lediglich um das Beste des Vaterlandes zu thun war, für welches er die Erhaltung der Republik erachtete, da er eine republikanische Verfassung unbedingt nöthig hielt zum Wohle eines Staates. Mochten alle Uebrigen nur auf ihren Ruhm und ihren Vortheil bedacht sein (Cicero nicht ausgenommen, obgleich er sich und Andern immer einzureden suchte, daß er das, was er für sich thue, für das Vaterland thue), so blieb doch Cato durchaus frei von allem Eigennutz und zog bei allen seinen Handlungen nichts in Betracht, als das Wohl des Staates. Dieser Vorzug Cato's, in seiner Zeit besonders verdienstvoll, selten und auffallend, entfaltete sich immer reiner und glänzender im Unglück und verdunkelt alles Anstößige seines Charakters, der sich so herrlich bewährte. Dafür verdient er das Lob, welches ihm von so vielen Geschichtschreibern des Alterthums im vollsten Maße gespendet wurde.

181. Cäsar's Alleinherrschaft.

(Nach Karl Hoeck, römische Geschichte vom Verfall der Republik bis zur Vollendung der Monarchie unter Constantin.)

Schon als man in Rom Gewißheit über den Ausgang der pharsalischen Schlacht und über den Tod des Pompejus erhalten hatte, beeiferte sich der Senat, Ehren und Vorrechte auf Cäsar's Haupt zu häufen. Man gab ihm freie Entscheidung über Krieg und Frieden, ohne dem Volke oder Senate zu Mittheilungen verpflichtet zu sein. Beides hatte Cäsar bereits selbst sich erlaubt; der Senat glaubte durch diese Beschlüsse den Schein seiner eigenen Autorität zu retten. Man ernannte ferner Cäsar zum Consul auf die folgenden fünf Jahre, und zum Dictator auf ein ganzes Jahr. Zu dieser Machtfülle fügte der Senat noch die lebenslängliche tribunicische Unverletzlichkeit sammt dem tribunicischen Veto. Außerdem wurde ihm das Recht ertheilt, alle Wahlcomitien, mit Ausnahme der plebejischen, zu halten. Die curulischen Wahlen waren daher bis auf Cäsar's Rückkehr verschoben, und da diese nicht sobald erfolgte, so wurden gegen Ende des Jahres 48 bloß Volkstribunen gewählt. Das neue Jahr begann und verlief größtentheils ohne höhere Magistrate. Man betrachtete Cäsar bereits als Gesetzgeber und künftigen Staats-Reformator. Als er in den letzten Monaten des Jahres 47 in Rom erschien, war seine erste einjährige Dictatur bereits abgelaufen; er ließ sich daher sogleich mit ihr auf's Neue bekleiden. Nur in der dictatorischen Gewalt liegt die Befugniß zu seiner Handlungsweise, die bereits jetzt den werdenden Monarchen verräth. Bei seinen gegenwärtigen Verfügungen hatte er mehr sich

selbst, als den Staat im Auge. Seinen Kampfgenossen aus der Classe der Senatoren ertheilte er Priesterthümer oder Magistraturen; und um desto mehrere belohnen zu können, vermehrte er die Zahl der Prätoren, wie auch die Mitglieder der Priester-Collegien. Noch vor Beginn des neuen Jahres setzt der Dictator nach Afrika über. Der ganze Krieg war ungefähr in einem Jahr beendigt, und gegen Ausgang des Juli 46 erschien Cäsar wieder vor Rom. Schon vor seiner Ankunft hatte der Senat die früheren Ehren und Vorrechte Cäsar's durch neue Beschlüsse überboten. Man hatte seiner Siege wegen ein vierzigtägiges Dankfest angeordnet. Wichtiger war, daß Cäsar jetzt zum praefectus morum auf drei Jahre und zum Dictator auf zehn Jahre ernannt wurde. Durch jenen Beschluß wurden die wichtigen Vorrechte der beiden Censoren auf ihn übertragen; die Gestaltung des Senatoren- und Ritterstandes, Belohnung und Strafe durch Gewähr oder Entziehung dieser Auszeichnung waren also der Willkür Cäsar's überlassen. Es folgte dann Cäsar's vierfacher Triumphzug, an vier verschiedenen Tagen, über die Gallier, über Aegypten, über Pharnaces und über Juba. Trotz des Ergötzlichen, was dieser Prunk für die Römer hatte, war dabei vieles, was schmerzen und verletzen mußte. Der Triumph über Juba war doch eigentlich ein Sieg über die Republik. Indeß das Gefühl des Unwillens über Cäsar wich der Bewunderung seiner Großthaten und ward bei dem großen Haufen für den Augenblick zurückgedrängt durch glänzende Freigebigkeit. An 22,000 Tischen wurde ganz Rom zu einem glänzenden Festmahle versammelt. Darauf folgten die Geschenke an alle zu den Kornspenden Berechtigten. Am reichlichsten wurden aber die Soldaten bedacht; jeder erhielt 5000 Drachmen und die Führer nach Verhältniß ihres Ranges das Doppelte, ja, Vierfache dieser Summe. Circensische und musische Spiele aller Art, Land- und Seegefechte, zum Theil noch nie Gesehenes, wurde dem staunenden Volke geboten. Die Masse schwelgte in Sinnesgenüssen; aber Cicero seufzte über die erheiterte Knechtschaft.

Zu Ausgang des Sommers kehrte Cäsar aus Spanien zurück, furchtbar und berühmt, wie Niemand vor ihm, und feierte, obgleich er über Mitbürger gesiegt hatte, nicht nur selbst einen Triumph, sondern verstattete auch seinen Legaten, zu triumphiren. Ein Dankfest von 50 Tagen — von dieser Dauer bisher unerhört — ward ihm beschlossen. Eine Statue Cäsar's, welche man im Tempel des Quirinus aufstellte, führte die Inschrift: „dem unüberwindlichen Gott“, zugleich legte man ihm den Namen „Vater des Vaterlandes“ bei.

Wichtiger sind die Beschlüsse, welche die Gewaltfülle des factisch Allmächtigen zu legalisiren bestimmt waren. Das Bedeutendste für Cäsar war unstreitig die Fortsetzung seines Militär-Commando's, das, nach den Gesetzen des Freistaates, zu Ende lief, sobald der Feldherr seinen Triumph gefeiert hatte. Cäsar ließ sich daher den Imperator-Titel, aber in anderm Sinne, wie er bisher gegolten, ertheilen. Während der Republik begrüßte das Heer, nach gewonnener Schlacht, den

Feldherrn noch gewöhnlich auf der Wahlstatt mit diesem Ehrennamen. Verschieden davon war, was man Cäsar jetzt ertheilte; er sollte als Pränomen diesen Titel führen, und die Bedeutung desselben die lebenslängliche höchste Militärgewalt sein. Cäsar wurde so zum Generalissimus aller Streitkräfte des Reiches erhoben, und alle Befehlshaber von Truppen traten fortwährend in das Verhältniß von Legaten zu dem Oberfeldherrn. Zusammenhängend mit Cäsar's militärischer Vorstandschaft ist die ihm ertheilte Befugniß, frei über den Staatsschatz zu gebieten. So war er Herr des Militärs und des Geldes, der beiden Haupthebel für die beginnende Alleinherrschaft. Das Consulat hatte Cäsar mehrere Jahre hinter einander bekleidet, jetzt ernannte man ihn zum Consul auf zehn Jahre, zum Dictator auf Lebenszeit und zum lebenslänglichen alleinigen Sittenrichter. Schmählicher aber war nichts, als der Senatsbeschluß, daß alles, was Cäsar unternehmen würde, rechtskräftig sein solle, und daß die Magistrate beim Antritte ihres Amtes schwören sollten, sich keiner Bestimmung desselben zu widersetzen. Dadurch war Cäsar's Wille zum Gesetz erhoben. Die tribunicische Heiligkeit und Unverletzbarkeit, obgleich schon früher ertheilt, ist eigentlich der Schlußstein seiner despotischen Gewaltfülle. Damit es an äußern Zeichen von Cäsar's Machtfülle nicht fehle, wurde beschlossen, er solle im Senat, beim Rechtsprechen, im Theater und bei den Spielen, mit königlicher Toga bekleidet, auf vergoldetem Sessel thronen. Ja, nicht bloß die Stadt, der ganze Erdkreis sollte in Cäsar den Herrscher Roms schauen; deßhalb der Senatsbeschluß, sein Bildniß auf die Münzen zu prägen, — eine Ehre, welche bis jetzt keinem Lebenden gestattet worden. Und damit nichts dem Königthum mangele, versucht der Senat, die Erblichkeit des Thrones vorzubereiten. Der Imperatortitel, welcher nach der neuen Bedeutung die höchste Militärgewalt war, sollte auf Cäsar's Söhne oder Enkel übergehen, und gleichfalls das höchste Pontificat auf seinen wirklichen oder Adoptivsohn forterben.

So viel gewährte jene Körperschaft, die jetzt Senat hieß, in Furcht und Hoffnung, aus Dankbarkeit und sclavischer Unterthänigkeit dem, welcher durch die Waffen allmächtig geworden war. Es blieb auch jetzt Cäsar's Hauptsorge, den Senat immer mehr zu einer ihm gänzlich ergebenen und fügsamen Körperschaft zu bilden, um vermittels derselben jeden Wunsch zu erreichen und seine Regierungsmaßregeln mit dem Schein einer gesetzlichen Autorität zu bekleiden. Schon früher waren von ihm viele Unbefugte und manche Unwürdige zu Senatoren erhoben; er fuhr fort, auf diese Weise die Curie zu überfüllen; gemeine Soldaten, Söhne von Freigelassenen, selbst Peregrine, namentlich Gallier, fanden durch ihn Aufnahme. Er erweiterte den Senat bis auf 900 Mitglieder, und vermehrte die Zahl der Magistratspersonen, wie auch die Mitglieder der Priester-Collegien, um seine Anhänger zu belohnen. Unter den so Belohnten fanden sich Menschen, die der Amtserschleichung oder anderer Verbrechen überwiesen waren. Allein sie hatten sich ihm hülfreich bei der Usurpation bewiesen und waren ihm fortwährend un-

entbehrlich. Cäsar war in Bezug auf sie nicht frei; dem Unrecht folgte der Fluch auf der Ferse. Das Ansehen der republikanischen Aemter und Ehren mußte sich natürlich durch die jetzigen Inhaber derselben vermindern. Dem Dictator war das gerade recht; wurden die Institutionen des Freistaates lächerlich oder verächtlich, so mußten die monarchischen Formen desto leichter Eingang finden. Was die Comitien betrifft, so war Cäsar vorsichtig genug, das Wahlrecht aller Magistrate, welches ihm der Senat übertragen wollte, abzulehnen; aber die Empfehlungen des Dictators galten als Bestimmungen. Nach seinem Willen wurden alle Aemter besetzt. Statt sich um die Gunst der Tribus zu bewerben, erschienen die Candidaten mit einem Empfehlungsschreiben Cäsar's in den Comitien. Ganz eigenmächtig verfuhr der Machthaber auch bei Verleihung der Statthalterschaften.

Factisch war allerdings Cäsar's Alleinherrschaft vollendet; mehr als königliche Ehre hatte der Senat ihm ertheilt; allein daneben bestanden noch alle Formen des Freistaates. Das Volk versammelte sich nach wie vor in den Centuriat- und Tributcomitien; weder die gesetzgebende noch die vollziehende Gewalt war ihm genommen; das Richteramt in letzter Instanz wird noch, mit Ausnahme weniger Fälle, vom Volke verwaltet, und durch einen Volksbeschluß läßt Cäsar sich selbst den Auftrag zum Partherkriege ertheilen. Dieser Zustand trug keine Bürgschaft der Dauer in sich. Je länger er währte, desto mehr mußte Cäsar von dem Ziele seines Strebens, der Gründung eines Königthums, zurückgedrängt werden.

Die wenigen Monate der Ruhe nach dem spanischen Kriege hatten Cäsar in der Liebe und Achtung der Römer zurückgebracht. Die Großen fanden sich verletzt durch des Dictators hochfahrendes Wesen und durch die Förmlichkeiten eines sich bildenden Hofstaates; das Volk vermißte den gunstbuhlenden Demagogen, und selbst viele von seinen Anhängern wurden lau und kalt gegen ihren Wohlthäter, weil sie nicht jede Erwartung befriedigt sahen. Von selbst wollte sich nicht vollenden, was Cäsar als das Ziel seines Lebens sich gesteckt hatte, und ohne Weiteres in den Comitien das Königthum für Cäsar zu beantragen, war sehr bedenklich. Eine Verweigerung hier machte allen übrigen Versuchen ein Ende und beschränkte auf Gewaltmittel. Cäsar's Freunde suchten daher zuvörderst die Stimmung des Volkes zu erforschen. Das frechste Wagestück unternahm Antonius. An den Lupercalien saß Cäsar in seiner Purpurtoga, mit dem Lorbeerkranze geschmückt, auf goldenem Curulsessel, und sah von der Rednerbühne der rauschenden Festlichkeit zu, die das Forum erfüllte. Da naht sich Antonius, Cäsar's College im Consulat, dem Sitz des Dictator's und hält ein Diadem in seinen Händen. Das Volk seufzt bei dem Anblick, und noch lauter, als Antonius mit den Worten: „dies gibt dir das römische Volk durch mich", die Königsbinde um das Haupt Cäsar's zu schlingen strebt. Cäsar aber verweigert die Annahme und allgemeiner Jubel erschallt. Noch einmal und eifriger wiederholt Antonius das verabredete Spiel;

doch Cäsar verweigert zum zweiten Male die Annahme, und lautes Freudengeschrei erschallt vom ganzen Forum.

Nun sollte der Partherzug zum römischen Königsthrone führen und ein religiöser Betrug Cäsar fördern. Rache wegen der Niederlage des Crassus an den Parthern zu nehmen, war ein Lieblingsgedanke der Römer und eine Ehrensache für sie. Deßhalb die Bereitwilligkeit Roms zu einem solchen Unternehmen. Allein wem das Wohl und die Ruhe Italiens am Herzen lag, der konnte das Ungeheure des Kriegsplans und die Ausführung in jetziger Zeit unmöglich billigen. Cäsar wollte zuerst die Dacier und Geten angreifen, dann die Parther bekriegen, nach ihrer Besiegung durch Hyrcanien dringen, die Scythen und alle Völker nördlich dem caspischen und schwarzen Meere überwältigen, die Germanen unterwerfen und durch Gallien nach Italien zurückkehren; der Ocean sollte überall die Grenze der römischen Herrschaft bilden. Die Quindecemvirn müssen in den sibyllinischen Büchern forschen; sie finden, was sie suchen: eine Weissagung, welche verkündet, die Parther können nur von einem Könige besiegt werden. Eifrig wird das Mährchen verbreitet, um die Nothwendigkeit einleuchtend zu machen, daß Cäsar, wolle man ihn auch daheim nur Dictator oder Imperator nennen, bei auswärtigen Völkern den Königstitel und das Diadem führen müsse. Bei dem tiefgesunkenen Ansehen der sibyllinischen Bücher war die Intrigue der Anhänger Cäsar's zu grob gesponnen. Die Besorgniß war sehr gegründet, daß, wenn Cäsar vom Partherzuge als glücklicher Sieger zurückkehrte, nachdem er überall in den Provinzen mit dem Diadem aufgetreten war, Niemand ihm den Königstitel in Rom streitig machen könnte. Diese gewisse Aussicht auf die legitime Begründung des römischen Königthums beschleunigte die Ausführung eines Unternehmens gegen Cäsar zur Herstellung der Republik. Schon länger waren sich mehrere Männer in dem Unwillen über Cäsar's willkürliche Gewaltherrschaft begegnet; der Bund gegen ihn, der endlich bis auf sechszig Theilnehmer stieg, befestigte sich zu Anfang des Jahres 44. Cassius war der eigentliche Stifter der Verschwörung, M. Brutus war die Seele derselben.

Auf dem öffentlichen Wege des Rechts konnten die Verschwornen nichts gegen Cäsar unternehmen. Alle Organe des Staates befanden sich unter dem Bann seiner usurpirten factischen Allgewalt, aber ihre That sollte eine öffentliche sein und sie rechneten auf allgemeine Zustimmung. Die Ankündigung der Senats-Versammlung, worin man dem Vernehmen nach den Königstitel beantragen wollte, beschleunigte den Anschlag und entschied über den Ort der Ausführung. In Pompejus' Theater hatte sich der Senat am 15. März 44 versammelt, und hier, an Pompejus' Standbilde, sank Cäsar, von den Dolchen der Verschworenen getroffen, nieder.

Nach den Aufschlüssen, welche die Folgezeit gewährte, mag man jetzt mit Recht Verblendung und Thorheit die That des Brutus und Cassius nennen; nur ein Banditenstreich war sie nicht. Wohl war es ein

Unglück, daß Rom den Monarchen noch nicht ertragen und doch die Republik nicht halten konnte. Cäsar hätte ein Unrecht mehr gethan, wenn er die Monarchie, was er unmittelbar nach dem letzten spanischen Kriege vermochte, mit einem Schlage hervorrief; für Roms Folgezeit aber wäre es ein Glück gewesen. Cäsar's Königthum hätte Rom vor dem unseligen Zwiespalt zwischen Form und Wesen bewahrt, der nun Charakter der römischen Verfassung wurde.

182. Antonius und Octavianus.

(Nach F. C. Schlosser, Weltgeschichte für das deutsche Volk, bearbeitet von G. J. Kriegk.)

Der Senat floh, als Cäsar in seiner Mitte ermordet wurde, bestürzt aus einander. Auch in der Stadt, in deren Straßen die Mörder sogleich ihre Mitbürger zur Freiheit aufriefen, verbreitete Cäsar's Ermordung Schrecken und Verwirrung. Der große Haufe nahm den Aufruf der „Befreier" mit Gleichgültigkeit auf, nur wenige Bürger schlossen sich an dieselben an, viele beklagten sogar mit lauter Stimme den Tod des Dictators. Cicero rieth am 17. März in einer Sitzung des Senats zum Frieden, schlug eine Amnestie vor, und brachte wirklich eine scheinbare Aussöhnung zu Stande. Es ward erklärt, daß das Geschehene der Vergessenheit übergeben werden solle. Dieser Schein von einer Aussöhnung mußte bald der Wirklichkeit weichen. Schon wenige Tage nachher ward das Leichenbegängniß Cäsar's mit dem größten Pompe gefeiert, und Antonius bot in der Rede, die er dabei auf dem Forum hielt, sein ganzes Talent auf, um die Gemüther des großen Haufens durch die Erinnerung an Cäsar's glänzende Verdienste, an seine Liebe zum Volk und an die zu dessen Gunsten gemachten Vermächtnisse zu erhitzen. Er breitete Cäsar's blutigen Mantel vor den Augen der versammelten Menge aus, und deutete auf die 23 Wunden, welche Cäsar zum Dank für seine Verdienste erhalten habe. Die erbitterte Volksmenge begleitete zuerst die Leiche zum Scheiterhaufen und zündete diesen an, dann nahm sie brennendes Holz von demselben, um auch die Häuser der Mörder niederzubrennen. Die Bedrohten trieben freilich den wüthenden Haufen mit Hülfe ihrer Sclaven zurück, aber sie glaubten sich in der Stadt nicht mehr sicher, und ihre beiden Häupter, Marcus Brutus und Cassius, welche als Stadtprätoren ihren Wohnsitz in Rom haben mußten, suchten beim Senat um die Erlaubniß nach, die Stadt verlassen zu dürfen, welche sie auch erhielten.

Durch seinen Einfluß auf Cäsar's Wittwe hatte Antonius alle Papiere und Briefschaften desselben an sich zu bringen gewußt und sich einer sehr bedeutenden Summe Geldes bemächtigt, welche von Cäsar in einem Tempel niedergelegt worden war. Er setzte nun im Senat den Beschluß durch, daß alle Verordnungen Cäsar's, selbst die noch nicht

bekannt gemachten, die sich in seinen hinterlassenen Papieren finden würden, Gesetzeskraft haben sollten, und darauf gestützt, verordnete er alles, was ihm gut dünkte, unter dem Vorwande, daß es in Cäsar's Papieren gefunden worden sei. Zugleich vermehrte er durch die geraubten Millionen die Zahl seiner Anhänger. Um jene Zeit erschien C. Julius Cäsar Octavianus, Cäsar's Schwesterenkel, den dieser adoptirt und zu seinem Haupterben eingesetzt hatte, in Rom, um sein Erbe in Anspruch zu nehmen. Dieser junge Mann benahm sich, obgleich er erst 19 Jahre alt war, mit großer Schlauheit, und da er durch Spiele, die er halten ließ, und durch die Auszahlung der von Cäsar gemachten Vermächtnisse bald im Volk einen Anhang erhielt, so ward er dem Ansehen des Antonius sehr gefährlich. Dieser hatte einige Zeit vorher die Provinz Ober-Italien dem Decimus Brutus nehmen und sich selbst zutheilen lassen, und marschirte jetzt mit den von ihm gesammelten Truppen in diese Provinz, um den abgesetzten Statthalter zu vertreiben. Kaum hatte er die Stadt verlassen, als die aristokratische Partei ihr Haupt wieder erhob. Cicero war damals, wie einst Demosthenes im Kampfe mit Macedonien, durch sein Rednertalent mächtiger, als Antonius durch sein Heer, er raubte diesem durch seine Philippiken sogar die Popularität, die derselbe seither unter Cäsar's Anhängern gehabt hatte, und schadete ihm so sehr, daß Antonius ihn von dieser Zeit an für seinen gefährlichsten Feind hielt und bis zum Tode verfolgte.

Im Anfange des J. 43 v. Chr. wurden Octavian und die beiden Consuln Aulus Hirtius und Cajus Vibius Pansa an der Spitze von drei Heeren gegen Antonius ausgeschickt, welcher den Decimus Brutus in der Stadt Mutina (Modena) belagerte, und auf Cicero's Betreiben für einen Feind des Vaterlandes erklärt worden war. Der Kampf war sehr hartnäckig und schwierig; Antonius zeigte, daß er der Wahl Cäsar's würdig sei, sobald er sich nur zu ermannen und von seinen Lüsten loszureißen vermöchte. Er schlug nach einander den Consul Pansa und Octavianus und tödtete dabei den ersteren. Bald nachher ward er jedoch in einer Schlacht mit Octavianus und Hirtius selbst völlig geschlagen; Hirtius verlor das Leben; Antonius mußte sein Heil in der Flucht suchen, er eilte mit den Ueberbleibseln seines Heeres nach Gallien, und die Republik schien jetzt wirklich zu triumphiren; denn auch Brutus und Cassius, die sich in ihre Provinzen Macedonien und Syrien begeben hatten, waren im Kampfe mit den Anhängern und Truppen des Antonius glücklich gewesen und hatten sich des ganzen Ostens bemächtigt. Die republikanische Partei glaubte nach der Besiegung des Antonius sich des Octavianus entledigen zu können und beleidigte ihn dadurch tödtlich. Der Senat übertrug nämlich die Fortsetzung des Krieges nicht ihm, sondern dem Decimus Brutus, und als Octavianus sich um das Consulat bewarb, ward er von seinen seitherigen Verbündeten zurückgewiesen. Er gab daher eine Partei, die ihn nur als Werkzeug für ihre Zwecke gebrauchen wollte, ganz auf, und schloß sich dagegen an diejenigen Männer an, welche ebenso wie er selbst, nach der Alleinherrschaft strebten, und

deßhalb so lange, als die Aristokraten noch eine Macht bildeten, seine natürlichen Bundesgenossen waren. Octavianus verband sich insgeheim mit Antonius und Lepidus, die sich in Gallien mit einander vereinigt hatten, und von denen der letztere kurz vorher durch den Senat ebenfalls für einen Feind des Vaterlandes erklärt worden war. Noch ehe Octavianus eine Uebereinkunft mit Antonius und Lepidus traf, marschirte er mit seinen Truppen auf Rom los, um das Consulat zu erzwingen. Man gewährte ihm nicht nur das Consulat, sondern er bewirkte auch, daß, ungeachtet einer früher ausgesprochenen Amnestie, eine Untersuchung über Cäsar's Mord verhängt, alle Theilnehmer an demselben vor Gericht geladen und, als sie sich nicht stellten, geächtet wurden. Auch die Führung des Krieges gegen Antonius und Lepidus ließ er sich übertragen, doch setzte er sich mit seinem Heere gegen sie in Bewegung, nicht um sie zu bekriegen, sondern um mündlich mit ihnen unterhandeln zu können, und trug daher auch Sorge, daß die gegen beide gefaßten Senatsbeschlüsse aufgehoben wurden.

Auf einer Insel in einem kleinen Flusse bei Bologna, schlossen Octavianus, Antonius und Lepidus einen Bund, der zugleich die Vernichtung der republikanischen Partei und die Vertheilung der höchsten Staatsgewalt unter die Verbündeten zum Zweck hatte (43). Dies ist das sogenannte zweite Triumvirat. Sie theilten die westlichen Provinzen des Reiches unter sich so, daß Lepidus Spanien und den Südwesten von Gallien, Antonius das übrige Gallien und Ober-Italien, Octavianus Afrika, Sicilien und Sardinien erhielt. Der nächste Zweck ihrer Vereinigung war jedoch nicht diese Theilung der Herrschaft, sondern die Besiegung und Vertilgung der republikanischen Partei. Da es ihnen an den zur Bestreitung der Kriegskosten und zur Bereicherung der Soldaten nöthigen Summen fehlte, so ward beschlossen, das von Sulla gegebene Beispiel der Proscriptionen und Gütereinziehungen nachzuahmen. Bei dieser Gelegenheit wiederholten sich alle Gräuel der Sullanischen Zeit, Ermordungen, Plünderungen und Gütereinziehungen füllten den ganzen Rest des laufenden Jahres aus. Es war jedem Sclaven, der einen Proscribirten ermordete, das Bürgerrecht und eine bedeutende Summe, jedem Freien aber mehr als das Doppelte versprochen worden, und dadurch ward die ganze Masse des schon längst an Blutvergießen gewöhnten und habgierigen gemeinen Volkes zum Mord aufgereizt. Die drei Verbündeten hatten bei der Abfassung der Proscriptions-Listen einander ihre nächsten Anverwandten und Freunde geopfert, so daß des Antonius' Mutterbruder, L. Julius Cäsar, und Octavianus' Gönner, Cicero, das Verzeichniß der Geächteten eröffneten. Octavianus hatte nur ungern, und bloß, weil er sich von der Nothwendigkeit der Sache überzeugt hielt, in die Proscriptionen eingewilligt, und rettete nachher viele der Geächteten, Antonius aber sprach allen Gefühlen der Menschlichkeit Hohn. Dieser schreckliche Wüstling ließ sogar die Köpfe seiner Feinde bei Tische vor sich aufstellen. Cicero irrte eine Zeitlang flüchtig umher, ohne zu einem Entschlusse kommen zu können, wohin er sich

wenden sollte. Nahe bei Cajeta (Gaëta) traf, als er in einer Sänfte nach dem Meere getragen wurde, eine der ausgeschickten Banden auf ihn, deren Führer, Popillius Länas, einst bei einer schweren Anklage durch Cicero's Beredtsamkeit vom Tode errettet worden war. Der rohe Mörder hatte kein Gefühl der Dankbarkeit: er ließ dem 64jährigen Manne den Kopf abschlagen, eilte mit demselben zu Antonius nach Rom und ward von diesem reich belohnt. Antonius ließ Cicero's Haupt auf der Rednerbühne aufstellen, nachdem seine entsetzliche Gemahlin, wenn anders dies nicht eine bloße Anekdote ist, sich an dem Anblicke desselben geweidet und die todte Zunge mit Nadeln durchstochen hatte. Von den Senatoren sollen 300 umgebracht worden sein. Von der reichen Classe oder den Rittern wurden 2000 geopfert, aus den geringeren Ständen aber eine noch weit größere Zahl. Die ganze alte Aristokratie oder mit andern Worten fast die ganze gebildete Classe von Rom wurde damals ausgerottet, und das Vermögen der römischen Nation in andere Hände gebracht.

Als Octavianus, Antonius und Lepidus den Krieg mit Brutus und Cassius begannen, standen sich beide Theile ungefähr gleich: die drei ersteren besaßen die westliche, die beiden anderen die östliche Hälfte des Reiches. Auch die letzteren verschafften sich, wie ihre Gegner, die nöthigen Kriegsgelder durch die härtesten Erpressungen, nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht die römischen Bürger, sondern die armen Provinzbewohner bedrückten. Beide Theile waren an Zahl einander gleich und hatten zusammen 200,000 Mann römischer Truppen unter ihren Befehlen. Diese entschieden in zwei Schlachten, die sie in der Ebene von Philippi einander lieferten, das Schicksal ihres Staates. In der ersten Schlacht blieb der Vortheil im Ganzen auf der Seite der republikanischen Feldherren; Cassius wurde zwar von Antonius zurückgeschlagen und verlor sein Lager, allein Brutus brachte unterdessen Octavianus' Heere eine völlige Niederlage bei, eroberte das Lager desselben und eilte dann seinem Freunde zu Hülfe. Er würde wahrscheinlich auch den anderen Gegner geschlagen haben, wenn nicht Cassius einer unzeitigen Verzweiflung Raum gegeben hätte. Als dieser nämlich die vorausgeschickte Reiterei des Brutus herannahen sah, hielt er sie unglücklicher Weise für feindliche Truppen, schloß aus ihrer Erscheinung auf eine Niederlage seines Freundes, und endete, um nicht in die Hände der Feinde zu fallen, sein Leben durch Selbstmord. Brutus vereinigte die Reste des geschlagenen Heeres mit dem seinigen, und lieferte 20 Tage später seinen Gegnern eine zweite Schlacht, ward aber völlig geschlagen. Nach der Niederlage gab er sich, wie einst Cato, den Grundsätzen seiner stoischen Philosophie gemäß, ebenfalls den Tod.

Mit dem Siege der Triumvirn bei Philippi (42 v. Chr.) ging die Freiheit des römischen Volkes für alle Zeiten unter; denn die noch übrigen Reste der republikanischen Partei wurden leicht vernichtet, und der Kampf zwischen Antonius und Octavianus, um den sich die Begebenheiten der nächsten 11 Jahre hauptsächlich drehen, entschied nicht über die

Verfassung des Staates, sondern nur darüber, wer von beiden Männern der Herr desselben werden sollte.

Nach der Vernichtung des Brutus und Cassius zog Antonius nach Asien, um die Unterwerfung des Ostens zu vollenden und das den Soldaten zur Belohnung versprochene Geld einzutreiben, Octavianus nach Italien, um den letzten Rest der republikanischen Partei zu vernichten und die verheißenen Ländereien unter die Soldaten auszutheilen. Der leichtsinnige Antonius schwelgte zuerst in Klein-Asien auf eine so tolle Weise, daß er mit seinem liederlichen Gefolge sogar als Bacchus einherzog. In Cilicien beschied er die ägyptische Königin Kleopatra, welche dem Brutus und Cassius Beistand geleistet hatte, vor seinen Richterstuhl. Kleopatra erschien, aber nicht um sich zu verantworten, sondern um den üppigen Wüstling zu blenden und in ihre Netze zu verstricken. Antonius zog mit ihr nach Aegypten, sprach seitdem aller Zucht Hohn und schwelgte auf eine wahrhaft unsinnige Weise.

Octavianus mußte die Bewohner ganzer Gegenden von Italien verjagen, um den Soldaten die versprochenen Ländereien verschaffen zu können. Dies benutzte des Antonius Gemahlin, Fulvia, welche vielleicht die Absicht hatte, durch die Erregung eines Zwistes mit Octavian ihren Gemahl zur Rückkehr nach Italien zu bewegen, um durch ihn herrschen zu können. Sie verband sich mit ihrem Schwager **Lucius Antonius**, welcher damals gerade Consul war, gegen Octavianus. Beide nahmen sich der vertriebenen Italiker und der doch unzufriedenen Soldaten an. Lucius Antonius erklärte sich für die Herstellung der alten Verfassung und rief alle Freunde derselben zu den Waffen. In Perusia, von Octavianus enge eingeschlossen, litt er bald Mangel an Lebensmitteln und ward endlich durch Hunger zu einer Capitulation gezwungen (40 v. Chr.). Octavianus gewährte ihm selbst freien Abzug, ergriff aber begierig diese Gelegenheit, um alle Leute, die noch an der alten Verfassung hingen, zu vernichten; er ließ 400 römische Bürger, die in seine Gefangenschaft gerathen waren, unter ihnen die angesehensten Männer vom Senatoren- und Ritterstande, kaltblütig niedermetzeln. Fulvia entzog sich ihm durch die Flucht nach Griechenland, wo sie mit ihrem aus dem Osten zurückkehrenden Gemahl zusammentraf, aber nichts weniger als freundlich von ihm aufgenommen wurde und bald nachher starb. Nach seiner Ankunft in Italien vereinigte sich Antonius mit Octavianus über eine neue Theilung des Reiches. Ihm selbst ward dabei der Osten, dem Octavianus der Westen zuerkannt, Lepidus aber behielt die Provinz Afrika, welche der schlaue Octavianus schon früher ihm abgetreten hatte, um ihn an sein Interesse zu fesseln. Der neue Bund ward durch eine Heirath befestigt. Octavianus, welcher bereits durch seine Gattin, eine Stieftochter des Antonius, mit diesem verwandt war, vermählte seinen Collegen und Nebenbuhler mit seiner trefflichen Schwester Octavia.

Sextus Pompejus, der die Reste der republikanischen Partei gesammelt und die Insel Sicilien besetzt hatte, begann einen Krieg mit

den beiden Männern, welche jetzt seine Gegner waren, eroberte Sardinien und Corsika und hemmte durch seine bedeutende Seemacht die Zufuhr nach Italien. Als in Folge davon eine Hungersnoth entstand, ruhte das gedrückte Volk nicht eher, als bis Antonius und Octavianus mit Pompejus Unterhandlungen anknüpften (39 v. Chr.). Sie gestanden demselben nicht nur den Besitz der drei italischen Inseln zu, sondern sie traten ihm auch den Peloponnes ab, versprachen ihm eine Entschädigung für seine verlorenen väterlichen Güter und gewährten seinen Anhängern die Erlaubniß zur Rückkehr nach Rom, wogegen Pompejus sich verpflichtete, Italien mit Getreide zu versorgen. Antonius begab sich hierauf abermals nach dem Osten, wo er durch einen seiner Befehlshaber, Ventidius, die Parther, welche verwüstend in Syrien und Palästina eingefallen waren, in ihr Reich zurücktreiben ließ. — Im Jahre 38 v. Chr. brach ein neuer Krieg mit Pompejus aus. Da auch Lepidus von Afrika her seine Legionen gegen ihn führte, so mußte Pompejus, von allen Seiten mit überlegener Macht angegriffen, erliegen. Nach kurzem Kampfe völlig besiegt (36 v. Chr.), entfloh er nach Asien und wurde dort auf Befehl des Antonius getödtet. Gleich nach der Vertreibung des Pompejus entledigte sich Octavianus auch des Lepidus. Von Wenigen begleitet, begab er sich in das Lager des Lepidus, um die Truppen zum Abfall zu bereden. Darin betrog er sich freilich, denn die über seine Dreistigkeit erbitterten Soldaten empfingen ihn mit Steinwürfen und Pfeilen, und er entging nur mit genauer Noth dem Tode. Als aber hierauf Lepidus von ihm eingeschlossen ward und keinen entscheidenden Kampf wagte, ließen sich seine Soldaten einzeln gewinnen und gingen zu Octavianus über. Lepidus lebte nachher als Oberpriester zurückgezogen bis zu seinem Tode im Jahre 13 v. Chr.

Sobald Octavianus auf diese Weise Herr der ganzen westlichen Hälfte des Reiches geworden war, traf er die nöthigen Vorbereitungen, um sich durch Besiegung des Antonius auch den Osten zu unterwerfen. Antonius selbst arbeitete ihm dabei in die Hände. Er opferte theils auf zwei Kriegszügen gegen die Parther seine Ehre und seine Truppen auf, theils schwelgte und prunkte er zu Alexandria als Sclave der Kleopatra. An asiatische Günstlinge, so wie an seine mit der Kleopatra erzeugten Kinder vertheilte er ganze Länder. Octavianus hatte unterdessen eine große Heeresmacht gesammelt. Es fehlte ihm nur noch ein guter Vorwand, um den entscheidenden Kampf mit Antonius zu beginnen. Als dieser aber den Sohn Cäsar's von der Kleopatra, Cäsarion, für den rechtmäßigen Sohn und Erben des Dictators erklärte, beim Senat auf die Bestätigung seiner willkürlichen asiatischen Verfügungen und Schenkungen antrug, und deutlich genug zu erkennen gab, daß er die römische Welt unter das Joch der ägyptischen Königin beugen wollte, war die Rücksicht des Senates noch so groß, daß man nicht ihm, sondern der Kleopatra den Krieg erklärte (32 v. Chr.). Anstatt seinem Gegner, der noch nicht ganz gerüstet war, zuvorzukommen, zögerte Antonius, ließ sich durch Schwelgereien in Samos aufhalten und vergeu-

dete dann in Athen die kostbare Zeit mit Aufzügen und Festen zu Ehren der Kleopatra. Nach einigen kleineren Gefechten kam es zu einer entscheidenden Seeschlacht bei dem akarnanischen Vorgebirge **Actium**. Octavianus, oder vielmehr sein Feldherr Agrippa trug einen glänzenden Sieg davon (2. September 31 v. Chr.). Auch hier war wieder die Liebe zu Kleopatra eine Hauptveranlassung zum Verderben des Antonius. Kleopatra ergriff, als die Sache zum Nachtheil des Antonius auszugehen schien, mit allen ihren Schiffen die Flucht. In seinem Eifer, die ägyptische Königin einzuholen, verlor Antonius so sehr alle Besinnung, daß er weder für die Flotte, noch auch selbst für das auf der benachbarten Küste stehende kampflustige Landheer Verhaltungsbefehle zurückließ. Die Flotte ward hierauf völlig geschlagen, das Landheer wartete sieben Tage auf Antonius' Rückkehr und ergab sich dann dem Sieger.

Als Octavianus in Aegypten erschien, suchte sich Kleopatra dadurch zu retten, daß sie Antonius zum Selbstmorde trieb; sie ließ ihm in dieser Absicht die Nachricht hinterbringen, daß sie ihrem Leben ein Ende gemacht habe. Antonius durchbohrte sich bei dieser Nachricht mit dem Schwert, und ließ sich, als er erfuhr, daß dieselbe voreilig gewesen sei, sterbend zu Kleopatra bringen. Er hauchte in ihren Armen sein Leben aus. Kleopatra hoffte auf Octavianus denselben Eindruck zu machen, den sie auf Cäsar und Antonius gemacht hatte, versah sich aber, als Octavianus nach seiner Ankunft in Alexandria ihr die Bitte einer persönlichen Zusammenkunft gewährte, für den entgegengesetzten Fall mit einem starken Gifte, das sie wahrscheinlich in einer Haarnadel verborgen hielt. Da sie bald erkannte, daß Octavianus die Absicht habe, seinen Triumph durch sie zu verherrlichen, so tödtete sie sich (30 v. Chr.). Aegypten ward eine römische Provinz.

---

183. Die Constituirung der Monarchie unter Augustus.

(Nach Karl Friedr. Hermann, Culturgeschichte der Griechen und Römer, herausgegeben von Karl Gustav Schmidt, mit einem Zusatze aus Wilh. Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit.)

In so fern Octavianus' Alleinherrschaft noch immer nur eine factisch bestehende war, konnte er sie rechtlich nur unter den Formen der alten Republik ausüben. Aber das Bedürfniß nach der Monarchie, welches in allen Ständen vorherrschte, übertrug ihm willig so viel rechtliche Gewalt, als zur umfassenden und consequenten Durchführung derselben möglich und nöthig war. Abgesehen von einzelnen Ehrenrechten, die man an seine Person knüpfte, bekleidete er das Consulat eine Reihe von Jahren hinter einander. Die Censur setzte ihn in den Stand, den Senat zu reinigen, indem er den senatorischen Census auf 100,000 Sesterzen bestimmte, und ganz nach seinen Absichten zusammenzusetzen,

während er schon als Princeps Senatus immer einen wichtigen Einfluß auf die Abstimmungen desselben geübt hätte. Am entscheidendsten aber war das lebenslängliche Imperium, wie es schon Cäsar erblich gehabt hatte, wodurch er bereits im Jahre 29 den Oberbefehl über alle Provinzen des Reiches und wenigstens außerhalb des Weichbildes der Stadt das Recht über Leben und Tod erhielt. Zwar erbot er sich wieder zur Niederlegung desselben (27) und übernahm es auch auf die Bitten des Senates fürs Erste nur auf den Zeitraum von 10 Jahren wieder; aber die Bereitwilligkeit, mit der er es sich immer wieder auf 5 oder 10 weitere Jahre verlängern ließ, machte es allerdings wahrscheinlich, daß er damit keineswegs die ernstliche Absicht eines Rücktrittes in den Privatstand verband, sondern daß er nur Cäsar's Schicksal fürchtete; wie er denn auch den Titel eines Dictators standhaft ausschlug.

Doch theilte er sich mit dem Senate in die Provinzen so, daß jener die minder bedeutenden und ruhigeren erhielt, welche von Proconsuln und Quästoren verwaltet wurden; die wichtigeren dagegen, deren Statthalterschaften zugleich mit einem Armee-Commando verbunden waren, behielt er sich selbst mit den Legatis Principis aus dem Senatorenstande zu besetzen vor, welchen dann zur Besorgung der kaiserlichen Einkünfte Procuratoren, die meistens kaiserliche Freigelassene waren, zur Seite standen.

In Rom selbst hatte Octavianus dagegen immer noch keine andere als eine temporäre Amtsgewalt. Der Name Augustus, den er im Jahre 27 bekam, war ursprünglich nur ein Beiname, wie Felix, Magnus u. dgl., und auch früher schon von Antonius geführt worden. Erst der Senatsbeschluß vom Jahre 24, der ihn über alle Gesetze erhaben (legibus solutum) erklärte und ihm ein Recht der Gesetzgebung verlieh, gab ihm eine Art von landesherrlichem Ansehen. Daran knüpfte sich denn (23) die rechtliche Stellung, die er durch den Verein der proconsularischen, nun auch innerhalb des Pomoeriums ihm beigelegten, und der tribunicischen Gewalt auf Lebenszeit erhielt, so daß er jetzt des beständigen Consulats nicht mehr bedurfte. Die tribunicische Gewalt aber gab ihm das Recht des Vortrages im Senate und namentlich Unverletzlichkeit der Person, weßhalb später Verbrechen gegen den Kaiser als Staatsverbrechen (crimen laesae majestatis) betrachtet wurden. Als sich dazu noch die praefectura morum mit allen Befugnissen der ehemaligen Censur gesellte und nach dem Tode des Lepidus (13) das oberste Pontificat, vereinigte er in seiner Person alle Gewalt, die von wesentlichem Einflusse auf den Staat sein konnte.

Die republikanischen Aemter bestanden zwar alle fort, aber sie hatten gar keine Macht mehr und wurden nur gesucht, um sie bekleidet zu haben und mit den Insignien derselben prangen zu können. Daher riß auch schon jetzt die Sitte ein, die Consuln in einem und demselben Jahre zwei-, drei-, ja, viermal wechseln zu lassen. Wie viele von den Beamten noch vom Volke gewählt wurden, läßt sich nicht mit vollstän-

diger Sicherheit bestimmen; jedenfalls lag die eigentliche Ernennung in den Händen des Kaisers. Zum Behufe der Gesetzgebung umgab sich Augustus mit einem Staatsrathe, den er aus Senatoren und Magistraten zusammensetzte und dessen Beschlüsse gleiche Gültigkeit mit den Bestimmungen des Senates hatten. Der eigentliche Senat hatte wenig Einfluß mehr, wenn er auch noch immer als oberstes Regierungs-Collegium galt, Senatsconsulte erließ, Audienzen gab, seine eigene Gerichtsbarkeit hatte.

Was den äußeren Zustand des Reiches in der langen Regierungszeit des Augustus betrifft, so schloß dieser Kaiser zwar dreimal den Janustempel und scheint auch wirklich nicht die Absicht gehabt zu haben, neue Eroberungskriege zu führen. Je mehr es ihm aber auf der andern Seite um die Ruhe und Sicherheit des Staates zu thun war, desto häufiger sah er sich zu Vertheidigungskriegen gegen die Barbaren genöthigt, welche theils im Innern des Reiches noch nicht vollständig besiegt waren, theils die Grenzen desselben unaufhörlich bedrohten. Der Krieg, der Roms Kräfte unter seiner Regierung besonders in Anspruch nahm, gegen die Germanen, war ursprünglich nur durch den Einfall der Sigambrer und Usipeter veranlaßt, die im Jahre 16 über den Rhein gegangen waren und dem römischen Statthalter Lollius eine beträchtliche Schlappe beigebracht hatten. Freilich brachten die Feldzüge des Drusus (12—9) und mehr noch die des Domitius Ahenobarbus (6—2) und des Tiberius (2—6 n. Chr.), welche die römischen Waffen siegreich bis an die Elbe trugen, auf den Gedanken, auch hier eine Provinz zu errichten, aber die Niederlage des Varus im Teutoburger Walde vereitelte diese Pläne gänzlich, und wenn Augustus nichts desto weniger durch Drusus' Sohn Germanicus den Krieg fortsetzen ließ, so geschah es mehr, um die Scharte auszuwetzen, als um eine Eroberung zu machen, die der römischen Habsucht nicht der Mühe werth scheinen mußte*).

Der geringe Zuwachs des Reiches im Oriente durch den Heimfall von Galatien und Judäa kostete keinen Schwertstreich; den anderen Königen jener Gegenden gegenüber begnügte sich Augustus mit dem Schutzrechte, das man ihm einräumte. Selbst das Partherreich war so schwach, daß es seine Thronstreitigkeiten zwischen Phraates und Tiridates von dem römischen Senate entscheiden ließ und die von Crassus erbeuteten Siegeszeichen ohne Widerstand zurückgab.

Für die bestehenden Provinzen sorgte Augustus auf's Nachdrücklichste; außer Afrika und Sardinien war keine, die er nicht ausdrücklich bereis'te; zahlreiche römische Colonieen sicherten nicht nur allenthalben die Herrschaft Roms, sondern verbreiteten auch römische Cultur unter den Provinzialen.

Von dem Weltmeer bis an den Euphrat, von der Donau und Nordsee bis zu den Wasserfällen des Nils waren alle Länder und Völ-

*) Diese Kriege werden ausführlicher im zweiten Bande behandelt.



ker dem römischen Volke und seinem Kaiser unterthänig; wohl hat es größere Reiche gegeben und gibt es noch jetzt, aber eine schönere und reichere Herrschaft hat die Zeit nicht gesehen. Ein Gesetz, ein Recht, gleiche Grundsätze der Verwaltung herrschten von einem Ende zum andern, dasselbe Heerwesen, dieselbe Besteuerung, dieselben Verhältnisse von Stadt und Land waren in allen Theilen des Reiches, inmitten desselben aber lag die gebietende Hauptstadt, die Stadt ohne Gleichen. Zu Augustus' Zeiten barg Rom eine Bevölkerung von mehr als zwei Millionen Menschen, die Stadt strahlte von Gold und Marmor, sie leuchtete von Denkmalen menschlicher Kunst und Erfindungsgabe, wie sie die Welt zuvor nicht gekannt hatte und wie sie noch heute in ihrem Verfall als unerreichte Muster angestaunt werden. Alle Kraft und alle Fülle des weiten Gebiets sammelte sich hier, die unermeßlichen, mannichfaltigen Schätze des Weltalls strömten zusammen, und doch diente alles, was das Reich und die Stadt in sich hegte, zuletzt wieder nur dem Willen des einen Mannes, der scheinbar ein Bürger unter Bürgern vom palatinischen Hügel aus Rom und mit Rom fast die ganze damals bekannte Welt beherrschte.

Dem Cäsar Augustus gehorchte in den Provinzen ein stets schlagfertiges Heer von 350,000 Mann, während zur Bewachung seiner Person und Sicherung der Stadt etwa 16,000 Mann in Rom selbst standen, eine Flotte von 250 Segeln wartete seines Befehls auf dem adriatischen Meere, eine gleiche Flotte auf dem westlichen Meere, kleinere Abtheilungen von Schiffen lagen an den gallischen Küsten, auf dem schwarzen Meere, dem Euphrat, dem Rhein und der Donau, nach allen Seiten sandte der Kaiser seine Machtgebote, alle Statthalter der Provinzen hatten seinem Befehle zu gehorchen, und die Mehrzahl derselben ernannte er selbst; auf sein Gebot erstanden Landstraßen in bisher unwegsamen Gegenden, sein Wort schuf Städte und bevölkerte sie wie auf Zauberschlag mit Menschen. Denn wie alle Lebenskräfte nach Rom, wie nach dem Herzen des Staatskörpers, sich zusammendrängten, so trieb dies auch wieder neue reiche Säfte allen Theilen des Reiches zu. Bis dahin waren die Völker sich meist nur im Kriege begegnet, jetzt vereinigte Rom die entferntesten Nationen unter dem Schutze des Friedens; was sie einzeln an äußeren und geistigen Gütern der Weltstadt zubrachten, das wurde von ihr aus sofort der Gesammtheit zu Theil. Die zerstreuten Güter der Erde kamen durch die Vermittlung der Hauptstadt allen Ländern zu gut.

Es ist selten über den Charakter eines Menschen so verschieden geurtheilt, wie über den des Augustus, Lob und Tadel ist auf ihn in ausgedehntem Maße gehäuft worden. Augustus war wirklich ein großer Mann, denn er hatte seine Zeit begriffen, an das Bestehende knüpfte er klüglich an, um Neues aufzubauen und einzurichten. Wenn er nicht immer seine wahren Absichten zur Schau trug, so ist er doch eben so wenig ein Betrüger wie der Arzt, der den Kranken über eine nothwendige Operation täuscht. Seitdem einmal die Monarchie für Rom noth-

wendig geworden war, war Augustus gerade der rechte Mann, sie allmählich herbeizuführen.

184. Jesus Christus und seine Lehre.

(Nach Konrad Martin, Lehrbuch der katholischen Religion.)

In der Zeit des tiefsten Verfalles der Religion bei den Heiden und der kläglichsten Verwirrungen unter dem jüdischen Volke, gegen Ende der Regierung des Königs Herodes, ward Jesus Christus auf die Erde gesandt, um in einer höheren Weise, als die fleischlichen Juden es erwarteten, das Königreich im Hause David's wieder herzustellen und über die ganze Erde das Licht der wahren Religion zu verbreiten. Dieses wunderbare Kind, das Jesaias den starken Gott, den Vater der Zukunft und den Friedensfürsten genannt, ward geboren von einer Jungfrau zu Bethlehem, wohin es gekommen, um seine Abstammung von David dem Fleische nach anzuerkennen. Empfangen vom heiligen Geiste, heilig durch seine Geburt, allein würdig, die Sünden der unsrigen zu vertilgen, empfängt es den Namen „Retter". Gleich nach seiner Geburt läßt sich ein neues Gestirn, das Zeichen des Lichtes, das mit ihm den Heiden aufgegangen war, im Orient sehen und führt die Erstlinge des bekehrten Heidenthums an die Wiege des göttlichen Kindes. In der weiten Zukunft Namen huldigen sie ihm mit Glanz und Duft, den höchsten Wundern der Natur. Bald darauf kommt der so lange und heiß Ersehnte in seinen heiligen Tempel, wo der betagte Simeon in prophetischer Begeisterung ihn in seine Arme nimmt und in ihm nicht nur den Ruhm Israels, sondern auch das Licht heidnischer Nationen erschaut. Als zwölfjähriger Jüngling setzt er durch seine Weisheit alle Weisen Israels in Staunen. Als die Zeit herankam, wo er sein Evangelium der Welt verkündigen will, ruft Johannes der Täufer, der ihm den Weg bereiten sollte, die Sünder zur Buße und durchdringt mit seinem Rufe die ganze Wüste, wo er seit seinen ersten Jahren in strenger Zurückgezogenheit gelebt hatte. Das Volk, das seit 500 Jahren keine Propheten mehr gesehen, will diesen neuen Elias für den erwarteten Heiland anerkennen — in so bewunderungswürdigem Lichte strahlt seine Heiligkeit, — aber er selbst weis't das Volk auf denjenigen hin, dessen Schuhriemen aufzulösen er nicht würdig sei. Endlich beginnt Christus, sein Evangelium zu verkünden und die Geheimnisse zu offenbaren, die er von Ewigkeit im Schooße seines Vaters gesehen. Er legt den Grund zu seiner Kirche durch die Berufung von zwölf Fischern und setzt an deren Spitze den heil. Petrus. Er durchwandert ganz Judäa, das er mit seinen Wohlthaten erfüllt, heilt die leiblich Kranken, heilt die Kranken an der Seele, und naht allen mit einer Würde und Milde, die nie, als nur in seiner Person, jemals so vereint gewesen.

Seine Wunder tragen einen eigenthümlichen, neuen Charakter. Es

sind nicht Zeichen am Himmel, dergleichen die Juden von ihm verlangen; er vollbringt sie fast alle an den Menschen selbst, zur Heilung ihrer Krankheiten, zur Reinigung ihrer Seelen. Sie überraschen nicht so sehr die Neugierde der Zuschauer, als daß sie dieselben bis in die innerste Seele rühren und ergreifen. Doch während sie seine innige Liebe offenbaren, sind sie zugleich Beweise seiner höchsten Macht und Herrschaft; die Dämonen und ihre Krankheiten gehorchen ihm; auf ein Wort empfangen die Blindgeborenen das Gesicht, steigen die Todten aus dem Grabe, sind die Sünden den Sündern erlassen. Göttliche Geheimnisse entströmen seinem Munde, aber man sieht ihn selbst nicht darüber erstaunt, wie andere Sterbliche, denen Gott sich offenbart; er redet von den erhabensten Wahrheiten so einfach natürlich, wie wer in diesen Geheimnissen, in dieser Glorie geboren ist.

Obgleich seine Sendung sich auf die ganze Welt erstreckt, wendet er sich doch Anfangs nur zu den verlornen Schafen des Hauses Israel. An verschiedenen Stellen erblickt er auch unter den Heiden Söhne Abrahams und redet von seiner Lehre als einer solchen, die überall verkündet und von Allen aufgenommen werden soll. Die Welt hatte Aehnliches noch nicht gesehen; seine Apostel ergreift Staunen. Er verbirgt den Seinigen die Trübsale nicht, durch die sie hindurchgehen sollen. Er weis't sie auf die Gewaltthaten und die List hin, die man gegen sie anwenden, auf die Verfolgungen, falschen Lehren und falschen Brüder, auf die inneren und äußeren Kriege, wodurch ihr Glaube geprüft werden müßte, und sagt auch voraus, daß am Ende der Zeiten bei vielen seiner Jünger der Glaube sinken, die Liebe erkalten werde, aber daß dennoch mitten unter diesen Gefahren seine Kirche werde unbesiegt aufrecht stehen.

Man vernimmt eine ganz neue Sprache, eine ganz neue Ordnung der Dinge thut sich auf vor unserm Blicke. Keine zeitlichen Verheißungen empfangen die Kinder Gottes; Jesus Christus verspricht ihnen ein zukünftiges Leben, und indem er ihre Erwartung auf dieses hinrichtet, lehrt er sie über die sinnlichen Freuden und Güter sich erheben. Die reinen Wahrheiten, die er predigt, sind Vielen ein Anstoß. Er enthüllt den Stolz und die Heuchelei der Pharisäer und der Lehrer des Gesetzes, die durch ihre willkürlichen Auslegungen das Gesetz verfälscht haben. Die Hohenpriester und Pharisäer bringen das Volk gegen ihn auf. Der Heiligste und Liebreichste von Allen, die je geboren, wird der Verachtetste von Allen. Er hört auch dann nicht auf, seine Volksgenossen zu lieben, und ihnen Gutes zu erweisen. Da sie immer undankbar, immer verhärtet bleiben, kündigt er ihnen mit thränenerfülltem Auge das göttliche Strafgericht, der Stadt Jerusalem ihre Verwüstung an. Endlich führt die Eifersucht und der Haß der Pharisäer und der Priester ihn seinem schmachvollen Tode zu. Seine Schüler verlassen ihn, einer von ihnen überliefert, der Erste und Anhänglichste von Allen verläugnet ihn dreimal. Angeklagt vor dem hohen Rathe, ehrt er bis zum Ende die Würde des Hohenpriesters, und an ihn gerichtete Fragen

beantwortet er mit Ausdrücken voll Ehrfurcht. Aber nun ist der Augenblick gekommen, wo die Synagoge verworfen werden soll. Der Hohepriester und der ganze hohe Rath verurtheilt Jesum Christum, weil er sich den gesalbten Sohn Gottes genannt. Er wird dem römischen Statthalter, Pontius Pilatus, ausgeliefert. Seine Unschuld wird von ihm anerkannt; aber Menschenfurcht siegt über die bessere Ueberzeugung. Der Gerechte wird zum Tode verdammt; dem größten aller Verbrechen setzt er von seiner Seite den vollendetsten Gehorsam gegen den Willen des Vaters entgegen. Am Kreuze erfüllt er noch, was in den Weissagungen der Propheten von ihm geschrieben stand, und ruft dann: Es ist vollbracht! Das ist der Ruf, wodurch das Gesetz des alten Bundes abgeschafft wird; seine Schattenbilder weichen der Wahrheit, seine Opfer sind durch ein vollkommeneres aufgehoben. Dann neigt er das Haupt und gibt unter lautem Rufen den Geist auf. Die ganze Natur entsetzt sich. Der Hauptmann, der gegenüber stand, ruft betroffen: Wahrhaftig, dieser ist der Sohn Gottes! und die Zuschauer schlagen an ihre Brust und kehren betroffen nach Hause zurück. Am dritten Tage steht er von den Todten auf; er erscheint den Seinigen, die ihn verlassen hatten und die noch zu sinnlich, zu hartherzig waren, um an seine Auferstehung, die er so bestimmt vorhergesagt, glauben zu können. Sie sehen ihn, sie reden mit ihm, sie rühren ihn an und sind überführt. Nachdem er Alle auf die unzweifelhafteste Weise überzeugt, ertheilt der Auferstandene ihnen den Befehl, Zeugniß zu geben von dem, was sie gesehen und was sie gehört, und was sie mit ihren Händen betastet. Um ihrem Zeugniß die höchste Glaubwürdigkeit zu verleihen, verpflichtet er sie, es mit ihrem Blute zu besiegeln. Die zwölf Fischer rüsten sich, die ganze Welt zu bekehren, die ganze Welt, die so entschiedene Feindin der Gesetze, die sie ihnen vorschreiben, der Wahrheiten, die sie ihnen verkündigen. Sie empfangen den Befehl, mit Jerusalem anzufangen und von da sich auszubreiten über die ganze Erde, um zu predigen allen Völkern und sie zu taufen im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Jesus Christus verspricht ihnen, bei ihnen zu sein alle Tage bis ans Ende der Welt und versichert sie durch diese Worte der steten Dauer der Kirche und ihres unfehlbaren Lehramtes. Die Verheißungen gehen in Erfüllung; die Heiden werden berufen zur Erkenntniß Gottes.

---

185. Tiberius.

(Nach F. C. Schlosser's Weltgeschichte für das deutsche Volk, bearbeitet von G. L. Kriegk.)

Augustus hinterließ seinem Stiefsohne Tiberius einen aus sehr ungleichen Theilen zusammengesetzten Staatskörper, den er unglücklicher Weise nicht durch eine Verfassung zu einem festen Ganzen gemacht und

auf eine gesetzliche Bahn gelenkt hatte. Alles beruhte auf der Persönlichkeit des Herrschers, und dieser Hauptcharakterzug der neuen Regierungsform gab sich mit allen ihren Mängeln und Schrecken zu erkennen, da der Staat in die Gewalt eines Mannes kam, dessen vorherrschende Eigenschaften Neid, Furchtsamkeit, Sinnlichkeit und Grausamkeit waren. Dadurch, daß Augustus seinen Nachfolger zur Adoption des Germanicus gezwungen hatte, schützte er die Welt wenigstens noch auf eine kurze Zeit nach seinem Tode vor den schrecklichen Wirkungen der Gemüthsart des furchtbaren Tyrannen.

In den ersten acht Jahren war nämlich dessen Regierung im Ganzen genommen mild und gerecht, weil die Furcht vor Germanicus seinen menschenfeindlichen Sinn in gewissen Schranken hielt. Er mußte sich vor seinem Neffen besonders deßhalb fürchten, weil derselbe an der Spitze von acht Legionen stand, die ihm Augustus zur Bekriegung der Germanen anvertraut hatte, und die ihren tüchtigen Führer so sehr liebten, daß sie ihm bei der Nachricht von Augustus' Tode sogar die Herrschaft angeboten hatten. Germanicus hatte ihr Anerbieten zwar abgelehnt, Tiberius mußte sich aber um so mehr hüten, Anlaß zur Unzufriedenheit zu geben, als Germanicus einen rühmlichen Krieg in Deutschland führte, und dadurch in der Achtung des Volkes und der Soldaten fortwährend stieg. Aus diesem Grunde allein erfüllte Tiberius in den ersten Jahren seiner Regierung alle Pflichten eines weisen Regenten. Dagegen war von Anfang an sein Hauptstreben darauf gerichtet, den Germanicus unter einem guten Vorwand von den Legionen in Deutschland zu entfernen. Erst im Jahre 17 n. Chr., als der dortige Krieg viel Geld und Menschen gekostet, aber außer der Ehre nicht den geringsten Vortheil gebracht hatte, glaubte Tiberius dies wagen zu dürfen. Er rief seinen Neffen nach Rom zurück, gewährte ihm einen glänzenden Triumph, und schickte ihn dann als Oberbefehlshaber nach dem Orient. Germanicus führte auch hier zwei Jahre lang ruhmvolle Kriege mit den Grenzvölkern, ward aber durch den römischen Statthalter von Syrien zuerst vielfach gekränkt und dann vergiftet (19 nach Christus).

Von diesem Augenblicke an trat Tiberius' eigentlicher Charakter immer bestimmter hervor, und die Niederträchtigkeit der Leute, die sich in seine Nähe drängten, machte ihn immer dreister, alles, was er Böses wollte, zu wagen, bis endlich im Jahre 23 n. Chr. Sejanus sein Günstling wurde, und ihn zu einem vollkommenen Tyrannen machte. Auf seinen Vorschlag zog Tiberius die Prätorianer nach Rom, und vereinigte sie mit der seitherigen Besatzung der Stadt in einem festen Lager, welches vor den Thoren von Rom angelegt ward. Diese Maßregel machte den Kaiser von seinen Garden abhängig, und erhob den Befehlshaber derselben zur zweiten Person im Reiche.

Im Jahre 26 n. Chr. brachte Sejanus den Kaiser sogar dazu, daß derselbe sich aus Rom entfernte, und ihm auf diese Weise ganz freien Spielraum ließ. Nach anderen Nachrichten soll freilich Tiberius die

Stadt aus freien Stücken verlassen haben, weil er seine schmählichen Lüste vor den Augen der Menge verbergen wollte; er zog zuerst eine Zeitlang in Campanien umher, und begab sich dann nach der Insel Capri, die ihm durch ihren milden Winter und kühlen Sommer einen heiteren Genuß darbot, und ihn außerdem durch die Unzugänglichkeit ihrer Küsten gegen jede Nachstellung zu sichern schien. Hier überließ er sich den schändlichsten, unnatürlichsten Lüsten, während Sejanus als sein Stellvertreter in Rom die Ausführung der grausamen kaiserlichen Befehle besorgte, und auf eben so grausame Weise für die Behauptung seiner eigenen Macht thätig war. Er brachte es zuletzt dahin, daß, wie ein Geschichtschreiber des Alterthums sich ausdrückt, er selbst der Kaiser, Tiberius aber nur der Beherrscher der Insel Capri zu sein schien. Schon fühlte sich Sejanus so mächtig, daß er daran dachte, sich selbst zum Kaiser aufzuwerfen, schon fand man in den Tempeln, auf den öffentlichen Plätzen und in vielen Privathäusern seine Bildsäule neben denen der regierenden Familie aufgestellt, als Tiberius sich plötzlich von ihm wandte. Der Kaiser, der in den letzten Jahren seines Lebens gewöhnlich betrunken war, sah entweder einmal in einem nüchternen Augenblicke selbst ein, wohin es gekommen sei, oder er ward durch Sejanus' Bitte, eine kaiserliche Prinzessin heirathen zu dürfen, auf die eigentlichen Absichten desselben aufmerksam gemacht, oder die Witwe seines Bruders Drusus warnte ihn durch ein Billet, welches sie ihm zustellen zu lassen wußte. Genug, Tiberius beschloß plötzlich, seinen bisherigen Vertrauten und allmächtigen Minister zu verderben. Bei der Ausführung dieses Beschlusses bot er seine ganze Verstellungskunst auf. Da nämlich das Tribunat durch die Uebertragung der Volks-Souverainetät an den Kaiser eine viel größere Bedeutung als früher erhalten hatte, so wurde Sejanus durch die Lüge, daß ihm der Senat auf Tiberius' Befehl diese Würde übertragen solle, in den Senat gelockt. Tiberius' Schreiben an den Senat war so abgefaßt, daß zuerst eine fremde Sache, dann ein geringer Tadel gegen Sejanus, dann wieder etwas Anderes und erst ganz am Ende der Befehl zu seiner Verhaftung ausgesprochen war. Seine Hinrichtung war zwar im Briefe des Kaisers aus Furcht vor einer Empörung der Garden nicht erwähnt worden, allein die Senatoren, welche Tiberius' Willen sehr wohl verstanden, ließen dessen ungeachtet Sejanus sogleich umbringen (31 n. Chr.).

Seit Sejanus' Sturze folgte eine Grausamkeit auf die andere. Mißtrauen, Habgier und tiefe Verachtung der Menschen beherrschten die Seele des Kaisers, und seine Regierung ward immer mehr bloß auf rohe Gewalt, das heißt auf Militärmacht, auf Furcht und Schrecken gegründet. Dabei blieb er, obgleich er über 70 Jahre alt war, dem Trunk und allen Lüsten ausgelassener Jünglinge ergeben. Als er endlich im 78. Lebensjahre erkrankte und den Tod herannahen sah, suchte er seinen Zustand sorgfältig zu verbergen. Er stellte sich gesund und kräftig, hielt Jagden und reis'te in Campanien und am Gestade des Meeres umher, wie wenn er nach Rom zurückkehren wollte. Auf dieser

Reise erkrankte er eines Tages ernstlich, und fiel in eine so tiefe Ohnmacht, daß man sie für Todesschlummer hielt. Die ganze Umgebung des Tiberius huldigte hierauf sogleich dem Cajus Cäsar Caligula, einem Sohne des Germanicus, welcher der unzertrennliche Begleiter seines Großoheims, der Genosse seiner Lüste und der Diener seiner Launen gewesen, und von ihm durch Adoption zu seinem Nachfolger erklärt worden war. Kaum hatte der Hof den Caligula als Kaiser begrüßt, als plötzlich die Nachricht kam, Tiberius lebe noch. Diese Nachricht verbreitete allgemeine Bestürzung. Cajus war verloren, wenn man nicht einen raschen Entschluß faßte; der Gardehauptmann Macro ließ den alten Mann schnell durch aufgelegte Polster ersticken.

186. Caligula.

(Nach H. Lehmann, Claudius und Nero und ihre Zeit.)

Volk und Heer, Hauptstadt und Provinzen blickten mit unverkennbarer Zuneigung auf den Sohn des geliebten Germanicus und Enkel des gefeierten Drusus, und als Tiberius am 16. März 37 starb, jauchzten Alle dem jugendlichen Kaiser als dem Bringer einer neuen, besseren Zeit entgegen. Senat und Volk feierten ihn als Retter der Bürger, und die Provinzialen schwuren, das Wohl der eigenen Kinder nicht höher zu achten, als das des Fürsten und dessen Feinde bis in den Tod zu hassen.

Rom hatte in Wahrheit während der ersten Monate Caligula's gerechten Grund zur Freude: verschwunden war der Druck, dessen lastende Schwere fast ein Menschenalter Alle empfunden, frei war Rede und Schrift, frei das Recht; frei konnte sich das Volk zur Wahl der Beamten versammeln; drückende Abgaben waren erlassen, und die Lustbarkeiten des Circus, durch Tiberius' düstern Ernst so lange gebannt, feierten eine glänzende Wiedergeburt. Allein, schon mit Niederlegung des Consulates am 12. September begann der maßlose Freudenrausch zu verfliegen und binnen Kurzem verwandelte sich Caligula's Regiment in grausenhafte Willkürherrschaft. Als erstes Opfer fiel der junge Tiberius (Enkel des Kaisers Tiberius, den ihm dieser zum Mitregenten bestimmt hatte), unmittelbar vorher vom Kaiser adoptirt, und nachdem mit ihm der einzige beseitigt war, der dem Throne durch Geburt nahe stand, erlag der kurzsichtige Fürst der bethörenden Fülle der Allmacht in einer Weise, wie die Römerwelt es bisher noch von Keinem gesehen hatte. Tiberius' reicher Schatz, 575 Millionen Drachmen, war laut amtlicher Bekanntmachung in 9 Monaten verschwendet. Fortan traf Anklage, Verbannung und Tod einen Jeden, dessen Reichthum die Mühe der Verfolgung zu lohnen versprach, während der Kaiser die Menge durch Circusspiele und Schaustellungen von unerhörter Ausdehnung und Pracht

ergötzte, und dem Pöbel der Hauptstadt durch Belebung der Rennbahn-Parteien Raum zu tobender Ausgelassenheit gewährte, und so in verkehrtem Wahn Roms Freiheit wieder begründet zu haben vermeinte.

Im vierten Jahre seiner Regierung hatte Caligula die Stützen, auf denen seine, wie der Cäsaren Herrschaft anscheinend so sicher ruhte, eine nach der andern wankend gemacht. Ruhig, wiewohl nicht schweigend, hatte Rom es ertragen, daß der Fürst seine Schwester Drusilla erst in Blutschande entehrte, dann nach ihrem Tode als Panthea verehrte. Seine Selbsterhebung zum Gotte, so sehr sie römischer Sitte widersprach, hatte doch seine Herrschaft nicht ernstlich gefährdet. Allein, er mordete Senatoren und Ritter schaarenweise unter den elendesten Vorwänden, tastete das Vermögen der Privaten in frechster Weise an, raubte die Schätze Galliens fast offen: — mochte die Menge auch schweigend, selbst billigend zusehen, jeder Besitzende fürchtete für Leben und Gut. Zwar das im Jahre 39 wieder eingeführte Majestätsgesetz gebot Schweigen, aber mit Verachtung sahen alle Besserdenkenden auf den Fürsten, der durch öffentliches Auftreten im Circus und vertrauten Umgang mit Schauspielern und Wagenlenkern die Majestät des Thrones erniedrigte.

Trotz aller Verstimmung der Reichen und Vornehmen hätte dennoch Caligula's Herrschaft andauern können, wenn er nicht zuletzt den hauptstädtischen Pöbel und das Heer mit Unwillen über sein Treiben erfüllte. In neuer Geldnoth belegte der Fürst den Verkauf der Eßwaaren, die Processe, alle Gewerbe, ja, selbst den kümmerlichen Gewinn der Lastträger mit hohen Abgaben, und ließ, wie es scheint, zugleich den Gehalt der Münzen verschlechtern. Da rottete sich die Masse im Circus zusammen und gab durch lautes Geschrei ihre Entrüstung zu erkennen; und wenn auch ein tobender Volkshaufe leicht durch Strenge zu zügeln oder durch neue Gnadenbezeugungen des Kaisers zu gewinnen war, so zeigte dieser Vorgang doch unverkennbar, daß die blinde Ergebenheit der Plebs urbana gegen ihren Herrn und Patron ein Ende erreicht hatte.

Weit bedenklicher war die Entfremdung der Soldaten. Durch reiche Geldgeschenke hatte Caligula sich bei seiner Thronbesteigung ihrer Treue versichert, und in den nächsten Jahren durch pomphafte Schaustellungen auf der Brücke zwischen Bauli und Puteoli, wie am Gestade des Oceans und durch neue Spenden ihre Begeisterung für den Kriegsherrn neu zu beleben gesucht. Allein, selbst unter den Prätorianern, der getreuen Kaisergarde, rief Caligula endlich durch die ausgesucht kränkende Behandlung, welche er gegen angesehene Officiere dieser Truppe an den Tag legte, vielfache Verstimmung hervor. Keiner erfuhr den Hohn des Herrschers in höherem Grade, als Cassius Chärea, der Gardetribun. Caligula hatte ihn mit Eintreibung seiner harten Steuern beauftragt, und als er den Willen seines Gebieters nicht schonungs- und rücksichtslos vollführte, überhäufte dieser den Säumigen mit fortwährenden Kränkungen, so daß er für die Kameraden wie für die ganze Hauptstadt zum Gegenstande des Spottes ward, und der Gedanke an Fürstenmord zuletzt in seiner Seele erwachte. Derselbe gedieh bei dem eben erwähnten Tu-

multe im Circus zur Reise. Bald nachher verlautete von einer Verschwörung, in welche angesehene Senatoren, die einflußreichsten Freigelassenen des Kaisers und hohe Officiere der Garde verwickelt seien und daß die Feier der Palatinischen Spiele zur Ausführung bestimmt sei. Dieses Fest, von Livia zur Erinnerung an den Begründer der Monarchie gestiftet, wurde in einem Theater, das man zu dem Ende vor dem kaiserlichen Palaste aufschlug, 8 Tage gefeiert, und der Kaiser und die vornehmsten Römer sammt ihren Frauen und Kindern nahmen an demselben Theil. Caligula verließ gegen 2 Uhr Nachmittags das Theater, um zu frühstücken, die Verschworenen folgten ihm in den Palast, trennten ihn von seinem Gefolge, drängten sich um ihn, stießen ihn nieder und durchbohrten ihn mit zahlreichen Wunden, bis er den Geist aushauchte.

Was nach dem Falle des Fürsten geschehen solle, war den Verschworenen eben so wenig, wie einst Cäsar's Mördern klar. Sie eilten in den Palast des Germanicus, theils um ihre eigene Person in Sicherheit zu bringen, theils um weitere Verabredungen zu treffen.

Schon war Claudius' Name wiederholt von den Kriegern genannt, als einer von ihnen, der Epirote Gratus, denselben auf dem Balkon eines abgelegenen Zimmers hinter einem Vorhange gewahrte. Mit Caligula zusammen hatte sich Claudius aus dem Theater in den Palast begeben. Der Soldat zog ihn hervor und stellte ihn, während er ängstlich um sein Leben flehte, den Kameraden als neuen Kriegsherrn vor, dessen Name Germanicus auch der ihre sei. Lauter Beifall erfolgte, jubelnd hoben die Krieger den neuen Imperator in die Höhe, setzten ihn in eine Sänfte und trugen dieselbe auf den Schultern in die Caserne. Das Volk, welches die Straßen und Plätze in dichten Schaaren füllte, meinte Anfangs, Claudius sei der Wuth der Soldaten anheimgefallen und werde von ihnen zum Tode geführt, allein bald von der wahren Lage der Dinge unterrichtet, begrüßte es ihn mit lautem Jubel als Imperator.

---

187. Claudius.

(Nach Fr. Christoph Schlosser, universal-historische Uebersicht der Geschichte der alten Welt, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Anfangs suchte Claudius, der schon sein 50. Jahr erreicht hatte, den Garden, die ihn aus einem Versteck herauszogen, zu entgehen, versprach aber, sobald seine Freunde ihm Muth machten, nicht bloß den Garden, sondern dem ganzen Heere ein bedeutendes Geldgeschenk, wenn sie ihn auf den Thron bringen und darauf erhalten wollten. Das Beispiel war einmal gegeben, und kein Kaiser bestieg seit Claudius den Thron, der nicht die öffentliche Schatzkammer durch eine höchst schäd-

liche Verschwendung an die Soldaten erschöpfte. Da auch das Volk, an Spiele und Austheilungen gewöhnt, einen Monarchen verlangte, so mußte der Senat den Plan, die Republik herzustellen, aufgeben und den Kaiser, den die Soldaten ausgerufen hatten, am dritten Tage anerkennen. Der Anfang seiner Regierung war, wie der des Caligula. Es wurden alle Grausamkeiten und Willkürlichkeiten der vorigen Regierung mißbilligt, alle Auflagen aufgehoben, alle Geschenke verbeten, die Verbannten zurückgerufen, die Anklagen wegen Verbrechen der beleidigten Majestät untersagt. Das Alles aber war nur für den Augenblick, und schon im ersten Jahre vereinigte diese Regierung alle Uebel der Herrschaft eines grausamen Blödsinnigen mit der Härte einer Militärregierung, mit den Cabalen einer Weiberherrschaft und den Willkürlichkeiten eines Cabinets, das von Leuten ohne Würde, ohne Geburt und ohne Grundsätze geleitet ward. Drei Freigelassene des Claudius müssen hier vor andern genannt werden, weil sie unter ihm und zum Theil unter seinem Nachfolger das Reich regiert haben: Polybius, Narcissus und Pallas. Sie hatten die Geschäfte getheilt. Der Eine trieb mit dem unvernünftigen Alten das Studium des Alterthums, mit dem er sich angelegentlich beschäftigte, und ward dadurch unzertrennlich von ihm. Der Andere war sein Staats- und Cabinetssecretär, der Dritte hatte das Rechnungs- und Geldwesen unter sich. Beide Gemahlinnen des Claudius, Messalina und Agrippina, sind als abschreckendes Beispiel der Sittenlosigkeit und der ausgelassensten Frechheit von Dichtern und von Geschichtschreibern aufgestellt und von der Nachwelt erkannt worden. Messalina ward übrigens mehr von ihren Lüsten, als von Herrschsucht geleitet; die Grausamkeiten, zu denen sie in Verbindung mit den Freigelassenen ihren Gemahl antrieb, standen mehrentheils mit ihren eigenen Ausschweifungen in Verbindung.

Auswärtige Kriege wurden unter Claudius an der Süd- und Nordgrenze des Reiches geführt: Mauretanien, schon längst ein Vasallenstaat, hatte bisher unter Königen gestanden, die sich der Abstammung von Antonius und Kleopatra rühmten. Der letzte derselben (Ptolemäus) war von Caligula nach Rom gerufen und seiner Schätze wegen hingerichtet worden. Doch vertheidigte ein Freigelassener des Gemordeten noch das Land gegen die römischen Feldherren, von denen Suetonius zuerst mit römischen Legionen das Atlasgebirge überschritt. — Fast 100 Jahre waren verflossen seit Cäsar's erster Landung in Britannien; Augustus hatte in richtiger Erkenntniß der Gefahr, welche in Roms Größe lag, seinen Nachfolgern weitere Eroberungen widerrathen. Caligula dachte zwar an einen Zug ins Innere der Insel, aber er begnügte sich nach der ruhmvollen Beendigung eines Zuges gegen die Bataver (39), sein Heer in Schlachtordnung an den Strand rücken und Muscheln sammeln zu lassen. Erst seit Claudius ward die Unterwerfung des durch innere Zwistigkeiten und Thronstreitigkeiten zerrütteten Landes mit allmählich steigendem Eifer wieder aufgenommen. In Folge der Aufforderung eines vornehmen vertriebenen Briten (Bericus)

ward durch A. Plautius, in dessen Heere auch Vespasian sich befand, die Gegend um die Themsemündung besetzt, Claudius selbst gewann einen Sieg, kehrte aber nach einem Aufenthalte von nur 16 Tagen nach Rom zurück und Plautius ward der erste Statthalter der jungen Provinz (Essex und Ostangeln), zu deren Behauptung Veteranencolonieen angelegt wurden. Sowohl der Kaiser selbst als der Thronerbe erhielten den Namen Britannicus.

Auch die unter Claudius ausgeführten öffentlichen Arbeiten tragen den Charakter römischer Größe. Zwei Unternehmungen haben seine Regierung besonders ausgezeichnet. Diese sind die Ablassung des Lacus Fucinus (Lago di Celano), welche man häufig von Augustus verlangt, die dieser aber immer verweigert hatte, weil die Sache zu schwierig schien, und die Ausgrabung und Befestigung eines Hafens in Ostia, eine Unternehmung, welche Julius Cäsar der Kosten wegen nie ausgeführt hatte, so sehr er dazu geneigt war. Der Canal (Emissarius), der das Wasser des Sees ableiten und dadurch eine bedeutende Strecke Land trocken machen sollte, ward über eine halbe deutsche Meile weit durch einen Berg gehauen oder gegraben, und 30,000 Menschen arbeiteten 11 Jahre lang daran. Als aber das Wasser abgelassen werden sollte, fand sich, daß der Tunnel nicht tief genug, kaum bis zur mittlern Tiefe des Sees, angelegt war, daß also der Nutzen des Ableitungs-Canales bedeutend geringer sein werde, als man sich vorgestellt hatte, und daß der Vortheil mit den Kosten in gar keinem Verhältniß stehe. Während Claudius die Schätze des Reiches auf diese unvernünftige Weise zu Bauwerken und Denkmälern verwendete, die ein vernünftiger Regent nie unternommen haben würde, mordete Messalina mit den Freigelassenen Jeden, dessen Güter sie einzuziehen wünschte, bis sie endlich auch den Polybius hinrichten ließ. Die Leichtigkeit, mit der sie den Vertrauten der Studien ihres Gemahls gestürzt hatte, machte auch die anderen drei Freigelassenen, welche bisher die Herrschaft über Claudius mit ihr getheilt hatten, bange, sie möchten ein ähnliches Schicksal haben; sie suchten ihr daher zuvorzukommen, und Messalina selbst gab ihnen Gelegenheit, das Mittel, dessen sie sich so oft gegen Andere bedient hatte, die leicht erregte Angst des Claudius, gegen sie zu gebrauchen. Während sich ihr Gemahl auf kurze Zeit aus der Hauptstadt entfernt hatte, feierte sie in Rom selbst eine feierliche Vermählung mit einem jungen Manne von angesehener Familie, der damals designirter Consul war. C. Silius, der neue Gemahl der Messalina, der in dem Schicksal aller derer, welche die schmutzige Gunst des frechen Weibes vordem verschmäht hatten, sein eigenes Schicksal voraussah, wagte nicht, eine Hauptrolle in diesem traurigen Possenspiele abzulehnen, und die Obrigkeiten der Stadt, die Priester und Auspices, ja, die Götter selbst wurden zu Zeugen und Theilnehmern bei der Vermählung des designirten Consuls mit der Kaiserin gemacht, ohne daß Claudius von dem Lärm, der Pracht, den feierlichen Mahlzeiten und Festen das Geringste wußte oder nur würde erfahren haben, wenn nicht Kallistus, Narcissus

und Pallas die Gelegenheit hätten benutzen wollen, um der Messalina entledigt zu werden. Durch künstlich erregten und vermehrten Schrecken erpreßte man von Claudius den Befehl zur Hinrichtung seiner Gemahlin und ihres Buhlen und ließ ihn vollziehen. Eine Gemahlin konnte der schwache Claudius nicht entbehren, da er zu sehr gewohnt war, sich blindlings von einem Weibe leiten zu lassen; es kam daher Alles darauf an, daß die Freigelassenen einig über die Gemahlin waren, die sie dem Kaiser geben wollten; unglücklicher Weise waren sie das nicht. Eine zweite Messalina, die Tochter von Claudius' Bruder Germanicus, Agrippina, drängte sich ihrem Oheim auf; sie hatte aus ihrer Ehe mit Domitius einen Sohn, ihr ganzes Bemühen ging dahin, diesen Sohn, den nachherigen Nero, an der Stelle des Britannicus zum Thronfolger zu machen, und Claudius' Tochter Octavia mit ihm zu vermählen. Sie erreichte ohne Mühe ihren Zweck; Seneca, der berühmteste Philosoph seiner Zeit, in Verbindung mit Burrus, einem Manne, der Alles that und übte, was Seneca nur wußte und lehrte, halfen der Agrippina, einem Tyrannen den Weg zum Throne zu bahnen. Seit der Vermählung der Octavia mit Nero (53) wuchs Agrippina's Stolz, ihr Sohn behandelte den Britannicus verächtlich, die Erziehung des Letztern ward vernachlässigt, und Alle aus dem Wege geräumt, welche Agrippina's Stolz entgegenstanden oder ihre Habsucht reizten. Der blödsinnige Regent konnte heute oder morgen eben so gut zu Agrippina's Hinrichtung Befehl geben, als er ihn zur Hinrichtung der Messalina gegeben hatte, sie beschloß ihm auch darum zuvorzukommen, weil sie unter dem Namen ihres Sohnes freier und unumschränkter zu herrschen hoffte. Ein weibliches Ungeheuer, Locusta, war gerichtlich der schändlichsten Giftmischerei überführt und zum Tode verurtheilt worden; weil man sie aber als ein nützliches Werkzeug der Regierung ansah, hatte man sie verschont und für Fälle aufgehoben, wo offenbare Gewalt zu brauchen nicht passend schien. Dieser Giftmischerin bediente sich jetzt Agrippina, um Claudius aus dem Wege zu räumen, und es ist nicht ganz ohne Grund, wenn einige Schriftsteller berichten, daß Nero um diese Schandthat gewußt habe.

---

188. Nero.

(Nach H. Rudgaber, Universalgeschichte, mit einem Zusatze aus J. J. J. Döllinger, Christenthum und Kirche in der Zeit der Grundlegung.)

Den Tod des Claudius verheimlichte Agrippina so lange, bis sie ihrem Sohne die Herrschaft gesichert zu haben glaubte. Als der von den Chaldäern bezeichnete günstige Augenblick eingetreten war, wurde Nero in einer Sänfte in das prätorische Lager getragen und hier von den Prätorianern, denen er ein Geschenk versprach, zum Kaiser ausge-

rufen. Der Senat, welcher ihn bestätigte, versprach sich von dem durch Seneca und den sittlich strengen prätorischen Präfecten Burrus erzogenen und geleiteten jungen Kaiser ein mildes Principat, das Nero selbst in seiner Rede vor den Vätern in Aussicht stellte. Dieser Erwartung entsprachen auch die ersten fünf Regierungsjahre Nero's, der sich von seinen bisherigen Erziehern gänzlich leiten ließ und alle ihre Regierungsmaßregeln bestätigte, um für sich — den Vergnügungen nachzugehen. Die bedeutende Stellung, welche dadurch Seneca und Burrus gewannen, stand aber mit Agrippina's Absichten ganz im Widerspruche. Denn sie hatte ihrem Sohne nur deßwegen zum Throne verholfen, um über und durch ihn zu herrschen und ihre Leidenschaften ungestört zu befriedigen. Als sie ihr Ziel nicht erreichte, wollte sie sich durch strenge mütterliche Beaufsichtigung des Privatlebens ihres Sohnes entschädigen. Das hofmeisternde Wesen der Mutter aber behagte dem Sohne nicht, und machte ihn gegen sie nur widerspänstig. Jetzt drohte sie dem Sohne mit Erhebung des Britannicus, als des wahren und würdigen Sprößlings, auf den Thron. Dadurch aber brachte sie den Nero zu dem Entschlusse, den gefürchteten Bruder aus dem Wege zu räumen. Die berüchtigte Giftmischerin Locusta (vgl. S. 724) mußte demselben ein schnell wirkendes Gift bereiten, welches ihm bei der Tafel beigebracht wurde, worauf er sogleich todt umsank. Nero aber fröhnte ungescheuter seinen Lüsten, durchschwärmte Nachts mit seinen Lustgenossen die Straßen und verübte hier entehrende Excesse. Hier und da wandelten ihn in Folge der Vorwürfe seiner Mutter und der Vorstellungen seiner ehemaligen Erzieher moralische Vorsätze an, die aber bald wieder seine Lustgenossen zu verscheuchen wußten. Doch litt der Staat noch nicht unter dem ausschweifenden Privatleben Nero's, sondern erfreute sich eines trefflichen Zustandes unter der Leitung des Burrus und Seneca, welche die Gefügigkeit des Fürsten zum öffentlichen Wohl zu benutzen und ihm selbst das Bestreben, sich um den Staat verdient zu machen, einzuflößen verstanden.

Kurz, die erste Hälfte der Regierung Nero's war — zumal im Vergleich mit der gräßlichen Willkür seiner beiden Vorgänger — eine für den Staat erfreuliche. Aber in der zweiten Hälfte schlug dies ins Gegentheil um. Der größte Unstern für den Staat war Poppäa Sabina, die Gemahlin des römischen Ritters Rufus Crispinus. Dieses in allen Buhlkünsten bewanderte Weib verlockte den Lustgenossen Nero's, den nachmaligen Kaiser Otho, daß er sie nach erfolgter Scheidung von ihrem Manne heirathete, um durch ihn einen Einfluß auf den Kaiser, und diesen selbst am Ende zum Gemahl zu gewinnen. Da sie aber diesen Zweck nicht zu erreichen hoffte, so lange Agrippina lebte, so sann sie auf deren Untergang und setzte alle Mittel in Bewegung, bis sie Nero zu dem gräßlichen Verbrechen des Muttermordes brachte. Am Feste der Quinquatrien, welches Nero in Bajä feierte, führte er seine Mutter anscheinend voll kindlicher Ergebenheit auf ein für sie geschmücktes Fahrzeug, welches so gebaut war, daß es mit einem Druck

aus einander ging. Der Anschlag aber mißlang, Agrippina wurde gerettet und auf eine ihrer Villen am Lucrinersee gebracht. Dort ward sie von einigen entschlossenen Männern niedergehauen. Von Gewissensbissen gefoltert, verließ Nero den Ort der gräßlichsten That und sandte an den Senat ein Schreiben, worin er erzählte, daß seine Mutter gegen ihn einen Meuchelmord versucht, und weil dieser mißlungen, sich selbst getödtet habe. Der Senat beschloß Dankgebete in allen Tempeln, und der gerettete Kaiser zog, von ganz Rom jubelnd begrüßt, wie im Triumph in die Stadt ein, und gab dort großartige Festspiele. Der Tod seiner Mutter befreite ihn von aller lästigen Aufsicht, so daß er von jetzt an sich der rücksichtslosesten Befriedigung seiner Liebhabereien hingab. Zu diesen gehörten das Wagenlenken und das Citherspiel mit Gesang. Rom sah nun seinen Herrscher in einem eigens dazu gebauten Circus auftreten. Auch stiftete er das scenische Spiel der Juvenalia, wo er in eigenem Theater vor gewählten Zuhörern als Kitharöde auftrat und die angesehensten Männer und Frauen zwang, mit jungen Knaben und Mädchen zu singen und zu tanzen. Als Dichter trug Nero ohne Kampf über alle Sänger den Sieg davon, weil keiner für würdig genug erfunden wurde, sich mit des Kaisers Virtuosität zu messen. Eben so wurde er bei den von ihm gestifteten Neronien, einem fünfjährigen Festspiel, welches musische, gymnastische und equestrische Spiele umfaßte, als Sieger in der Beredtsamkeit ausgerufen, ohne daß ein Preis vergeben wurde. Burrus und Seneca boten zwar Alles auf, um den Fürsten vor Selbstentwürdigung zu bewahren, konnten es aber nur so weit bringen, daß er nicht in den öffentlichen Theatern auftrat. Als aber Burrus 62 starb (ob an Gift oder eines natürlichen Todes, ist nicht gewiß), und mit dem Tode desselben auch der Einfluß des Seneca aufhörte, sanken alle Schranken für Nero, der nun zum vollendeten Wütherich heranreifte. Seiner edlen Gemahlin Octavia schickte der Kaiser den Scheidebrief, um die Buhlerin Poppäa zu heirathen, welche nun durch die gemeinsten Verläumdungen den Sturz der geschiedenen Kaiserin herbeizuführen suchte. Wirklich brachte sie es dahin, daß Nero dieselbe nach Campanien verbannte und nach kurzer Zeit umbringen ließ. Während ganz Rom über den Tod der edlen, erst zwanzigjährigen Frau jammerte, beschloß der Senat für diesen Mord Dankgebete den Göttern. Bald trat Nero mit Männern und Frauen aus den vornehmsten Ständen auf den öffentlichen Bühnen und als Wettrenner im Circus Maximus auf, und gab, um das Volk an sich zu fesseln, demselben Schmausereien mit den schändlichsten Orgien und beispielloser Verschwendung. Endlich gerieth er auf den Gedanken, die Hauptstadt, deren enge und krumme Straßen ihm zuwider waren, niederbrennen zu lassen, um auf ihren Trümmern eine schönere zu bauen, und nach seinem Namen „Neronia" zu nennen.

Eine ungeheure Feuersbrunst, die am 19. Juli des Jahres 64 ausgebrochen, hatte in sechs Tagen und sieben Nächten von den vierzehn Quartieren Roms drei in Asche gelegt, sieben größten Theils zer-

stört. Man wußte, daß Nero während des Brandes von einem nahen Thurme aus sich an dem prachtvollen Anblicke des Flammenmeeres geweidet hatte, allgemein ward er für den Anstifter gehalten, obgleich Tacitus unentschieden läßt, ob das Feuer nicht von ungefähr entstanden. Erschreckt durch den Abscheu des Volkes, sah Nero sich nach Personen um, denen er die Schuld des Frevels zuschieben könne. Daß er auf die Christen verfiel, geschah wahrscheinlich unter jüdischem Einflusse. Denn er war von jüdischen Magiern und Wahrsagern umgeben, die ihm nachher auch, an die Messiaserwartung anknüpfend, vorhersagten, daß er nach seinem Sturze Beherrscher von Jerusalem werden, und von dort aus die Wiederherstellung seiner früheren Macht erleben würde. Zuerst wurden Einige ergriffen, die sich als Christen bekannten, und auf ihre, ohne Zweifel durch die Folter erpreßten Angaben hin bemächtigte man sich einer großen Menge Anderer, welche nun in Masse hingerichtet wurden. Theils kreuzigte man sie, theils ließ man sie in Thierfelle eingenäht von Hunden zerfleischen, oder sie wurden in Gewändern, welche in brennbare Stoffe eingetaucht waren, Nachts als Fackeln in den kaiserlichen Gärten verbrannt. Von Rom aus verbreitete sich die Verfolgung wahrscheinlich auch in einzelne Provinzen, denn nachdem einmal die Hinrichtungen um des Brandes willen begonnen hatten, wurden, wie Tacitus sagt, Andere, ohne der Brandstiftung beschuldigt zu sein, ums Leben gebracht, weil sie durch den auf ihnen lastenden allgemeinen Haß todeswürdig erschienen.

Noch mehr steigerte sich der Haß gegen Nero durch das Raubsystem, welches er jetzt, um seine durch die unsinnige Verschwendung bei den Neubauten erschöpfte Kasse wieder zu füllen, über das ganze Reich ausdehnte. Die Folge der maßlosen Plünderungen der Tempel, Denkmale und der öffentlichen Schätze und der Erpressungen ganzer Gemeinden und einzelner Wohlhabenden war die Pisonische Verschwörung; sie wurde entdeckt und viele Todesurtheile erfolgten. Unter den Verurtheilten war auch Seneca, ungeachtet er der Theilnahme an der Verschwörung nicht überführt werden konnte. Auch der Dichter Lucanus, ein Neffe Seneca's, erlitt den Tod, und mit ihm theilten Unzählige gleiches Loos. Ansehen und Reichthum galten dem Wütherich als Verbrechen, und so fielen die edelsten Männer als Opfer.

Endlich führte Nero seinen schon früher gefaßten Entschluß aus, indem er mit seiner Schaar von abgerichteten Claqueurs, den 5000 aus Rittern und Plebejern bestehenden Augustani, nach Griechenland reis'te, um in jenem Lande der Kunst seine Kunst zu zeigen. In allen griechischen Städten, welche Kampfspiele hatten, rang er als Wettfahrer, Cither- und Schauspieler um Kränze, und trug natürlich immer den Sieg davon; er wurde unter dem stürmischen Applaus der Augustaner von den Griechen mit dem jubelnden Rufe begrüßt: „Nero, pythischer, olympischer All-Sieger!" Zum Danke für diese schmeichelhafte Anerkennung verkündigte Nero auf den Isthmischen Spielen den Hellenen die Freiheit. Auch suchte er durch großartige Bauten seinen Namen in

Hellas zu verewigen. So sehr er sich aber einerseits dankbar gegen die kunstsinnigen Griechen zeigte, so arg mißhandelte er sie andererseits, indem er Griechenland ohne Schonung ausplündern, viele reiche Leute hinrichten und deren Erben fortjagen ließ. Inzwischen schlug der Prokurator Julius Vindex den Römern, die seinem Vorschlage zum Abfall einstimmig beipflichteten, den Statthalter von Hispanien, Sulpicius Galba, einen wegen seiner Gerechtigkeitsliebe und kriegerischen Tüchtigkeit allgemein geachteten Mann, zum Kaiser vor, als welcher derselbe auch sogleich von dem Heere des Vindex ausgerufen wurde. Nero kehrte nach Rom zurück, nach Aufgebung verschiedener Plane, denen gemäß er bald den Senat ermorden, bald Rom auf's Neue anzünden, bald nach Alexandria fliehen wollte, um sich dort durch seine Kunst zu ernähren. Er wollte in Rom bleiben und den Kampf seinen Führern überlassen. Als er aber hörte, daß auch diese von ihm abgefallen, so begriff er selbst wohl, daß seine Herrlichkeit ein Ende habe, und floh aus der Stadt, in welcher Alles über den neuen, vom Senat anerkannten Kaiser jubelte und den Nero verfluchte. Als ihn die nachgesandten Reiter in seinem Verstecke auf dem Landgute des Freigelassenen Phaon fanden, gab er sich erschreckt durch die ihm verkündigte schimpfliche Todesart mit Hülfe eines Freigelassenen den Tod, indem er ausrief: eheu quantus artifex pereo!

---

189. Galba. Otho. Vitellius.

(Nach A. Imhof, T. Flavius Domitianus, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

Nach dem Sturze des letzten Juliers folgten für Rom anderthalb Jahre großer Noth. Vom 9. Juni 68, dem Todestage Nero's, bis zur Ermordung des Vitellius, am 20. December des folgenden Jahres, sah das Reich vier Kaiser auf gewaltsamem Wege gestürzt oder erhoben. Die einzige That des altersschwachen Galba, die von heilsamen Folgen hätte sein können, die Adoption des wackern Piso, trug die beabsichtigten Früchte nicht, da der sparsame Greis den Fehler beging, in dem Augenblicke mit einer zwar mißbräuchlichen, aber bereits nothwendig gewordenen Geldspende zu kargen, wo durch den Aufruhr der germanischen Legionen die Grundpfeiler seines Thrones wankten, und wo es aller Schmiegsamkeit und Energie zugleich bedurft hätte, um dem vom Norden drohenden Uebel mit Erfolg begegnen zu können. Er fiel und mit ihm sein Cäsar von vier Tagen, während schon von verschiedener Seite zwei gleich ruchlose Hände nach dem ihm entsinkenden Diademe ausgestreckt waren.

Die nähere des Otho, des früheren Gemahls der Poppäa Sabina und des Genossen von Nero's Belustigungen, den Ehrgeiz und verzweifelte Verhältnisse zugleich anstachelten, erfaßte und behauptete es drei Monate lang, vom 15. Januar bis zum 16. April 69. Seine über-

große Nachsicht gegen Willkür und Zuchtlosigkeit der Truppen, denen er Thron und Reich verdankte, sollte ihm wenig helfen. Obschon ihm der Senat und die meisten der Heere in Italien und den Provinzen gehuldigt hatten, blieben doch die Legionen am Rhein ihrem am 2. Januar gewählten Imperator Vitellius treu; und dieser sandte, während er selbst langsam nachrückte, seine beiden tüchtigen Feldherren, Fabius Valens und Cäcina Alienus, nach Italien vorauf, dem eifrig rüstenden Otho entgegen, der mit plötzlicher Energie sein bisheriges üppiges Leben aufgegeben hatte. Otho opferte, obschon Anfangs in mehreren Treffen glücklich, nach der durch die Schuld unerfahrener Feldherren verlorenen Schlacht bei Bedriacum ohne Noth Herrschaft und Leben, denn noch war der Muth der Seinigen ungebrochen und die ihm treu ergebene Donauarmee eilte bereits über Aquileja zu seiner Unterstützung herbei.

Träge zog unterdeß Vitellius, von unendlichem Troß gefolgt und alle Stationen seines Marsches durch Acte der Völlerei und Grausamkeit bezeichnend, durch Frankreich und Ober-Italien heran, und noch war er nicht in Rom angelangt, als sich von einer ganz andern Seite her die Vorboten einer neuen, ungeahnten Gefahr vernehmlich machten.

In Palästina war Vespasianus seit dem Winter 67-68 mit Glück beschäftigt gewesen, die empörten Juden zu unterwerfen, und sowohl sein Feldherrntalent, als auch seine persönliche Tapferkeit, sein einfaches und leutseliges Wesen hatten ihm eine außerordentliche Beliebtheit bei dem gemeinen Soldaten nicht bloß seines Heeres verschafft. Schnell schloß sich ihm der ganze Orient an, und als sein Unterfeldherr Mucianus nach dem Abendlande zog, erklärten sich auf seinem Wege auch die Truppen in Mösien, Pannonien und Dalmatien für Vespasian. Auf der Ebene zwischen Cremona und Bedriacum ward zum zweiten Male das Schicksal der Welt entschieden. Antonius Primus, ein rüstiger Parteigänger des Vespasian, der ihm auch die pannonischen Truppen zugewandt hatte, schlug das Heer der Vitellianer und erstürmte ihr Lager. Als Antonius gegen Rom heranzog und die ihm entgegengesandten Truppen größtentheils zu ihm übergingen, legte Vitellius, der inzwischen zu Rom der Ruhe und den Tafelgenüssen gefröhnt hatte, freiwillig die Herrschaft nieder, was bisher ohne Beispiel war. Die dem Vitellius noch treu gebliebenen Legionssoldaten erstürmten das von Sabinus, dem Bruder Vespasian's, besetzte Capitol, wobei der capitolinische Tempel zum zweiten Male (s. S. 658) in Flammen aufging.

---

190. Vespasianus und Titus.

(Nach A. Imhof, T. Flavius Domitianus, mit einem Zusatze aus Fr. Christoph Schlosser, universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt.)

Als Vespasianus noch im 60. Lebensjahre seine Hand nach der Krone ausstreckte, begriff er recht wohl, welche Aufgabe zu lösen ihm

bevorstand. Er durchschaute den durch Unglauben und Sittenlosigkeit zerrütteten Zustand des Reiches, das gesunkene Ansehen des durch eine Reihe elender Fürsten befleckten und bereits zur Speculation gewordenen Thrones, endlich die überhand nehmende Willkür eines zügellosen Soldatenhaufens. Aber er fühlte Muth und Fähigkeit in sich, den noch durch Menschenmacht bekämpfbaren Uebeln ein Ziel zu setzen. Um dem schwankenden Verhältniß zwischen Imperator und Senat ein Ende zu machen, drang er gleich Anfangs auf Regelung und Feststellung der kaiserlichen Machtfülle und veranlaßte mit der Lex regia einen bedeutenden Fortschritt in der Entwicklung der monarchischen Verfassung. Er sorgte für eine geordnete, parteilose Rechtspflege sowohl durch weise Gesetze, als auch durch strenges Ueberwachen des Richterstandes, brachte den übergreifenden Einfluß der Prätorianer und Soldaten in ihre Schranken zurück und hob das Ansehen und die Würde des Senates, indem er ihn von unwürdigen Mitgliedern säuberte und zu einem ernsteren, geeigneteren Wirkungskreise berief. Durch Unterstützung der Künste und Wissenschaften, durch großartige, viele Tausend Menschen alljährlich beschäftigende Bauten diente er dem wahren Interesse seines Volkes, ohne je zur Schmeichelei zu greifen. Aber vor allen erkannte er zwei Mittel als zur Zeit besonders geeignet, den Glauben an die verächtlich gewordene Herrscherwürde wieder zu heben, persönlichen Angriffen zu entgehen und republikanische Gelüste unschädlich zu machen, den Zauber einer bei Macht und Majestät einfachen, leutseligen, durch Beispiel anregenden P e r s ö n l i c h k e i t und die Allgewalt — eines wohlgefüllten S c h a t z e s. Er änderte als Kaiser fast nichts an der einfachen Lebensweise, die er als Privatmann zu führen gewohnt war, zu jeder Stunde des Tages gewährte er Jedermann freien Zutritt. Von Ceremoniel hielt er wenig, er wohnte und schlief ohne Wache, empfing und besuchte seine Freunde vor wie nachher, liebte ein freimüthiges Gespräch und treffenden Witz, und war so weit entfernt, sich durch Reden oder leichten Spott beleidigt zu fühlen, daß er nicht selten Gleiches mit Gleichem vergalt. Dabei war er trotz seiner hohen Jahre unabläſſig thätig und bis in seine Todesstunde für das Reich besorgt. Selbst die Tempelschätze von Jerusalem würden nicht ausgereicht haben, um das ungeheure Deficit von 2000 Millionen Thalern zu decken, welches die erschöpften Finanzen auswiesen, auch wenn man diese Summe für ein einmaliges Erforderniß ansieht. Wie wenig oder wie viel daher auch immer Wahres an den wunderlichen Mitteln gewesen sein mag, deren er sich zur Füllung seines Schatzes bediente, an dem Stellenhandel, der mit oder ohne sein Wissen betrieben wurde, und an den Aeußerungen, die seine Liebe zum Gelde charakterisiren, — nie artete dieselbe in Habsucht oder Geiz aus; schon um deßhalb nicht, weil er Alles dem Wohle des Reiches zu Gute kommen ließ und am wenigsten für sich bedurfte. Selbst das durch bedenkliche Mittel Erworbene verwandte er auf vortreffliche Weise.

So ist Verpasianus' historische Erscheinung als Feldherr, Staats-

mann und Fürst eine durchaus Achtung gebietende, würdevoll selbst im Tode, den er stehend erwartete, am 23. Juni des Jahres 79. Seine Regierung war im Ganzen eine friedliche, denn der Aufstand der Bataver unter Civilis (s. Bd. II.) war bereits vor seiner Ankunft unterdrückt, und im ersten Jahre seiner Regierung (70) endete auch der im Jahre 66 ausgebrochene Krieg in Judäa mit der Zerstörung Jerusalems, die selbst von den Römern, bei denen keine Rücksicht auf das Christenthum und dessen Schicksale, wie bei uns, eintrat, neben die Thaten des Mummius und des jüngern Scipio gestellt wird. Die Hartnäckigkeit der Eingeschlossenen überstieg allen Glauben, die Lage der Stadt begünstigte sie, alle Anerbietungen des römischen Feldherrn wurden verworfen, und er mußte eine Mauer nach der andern bestürmen und endlich sogar die verschiedenen Räume des Tempels einzeln erobern. Gern hätte Titus wenigstens den Tempel erhalten, ein Soldat schleuderte aber einen Feuerbrand hinein, und die Rettung desselben ward im Getümmel unmöglich. Auch nach der Eroberung und Verbrennung des Tempels vertheidigten die Juden zuerst noch die sogenannte untere Stadt, und als endlich auch diese erobert und durch Feuer verwüstet war, die obere und die Burgen. Zuletzt wurden auch diese erstürmt. Flavius Josephus behauptet, in diesen fünf Jahren des Aufstandes hätten 1,100,000 Juden das Leben verloren, 97,000 seien gefangen weggeführt worden. Das Schicksal der in Jerusalem Eingeschlossenen war über alle Begriffe traurig; 11,000 starben gleich nach der Eroberung entweder freiwillig des Hungertodes, oder die Römer ließen sie durch Mangel umkommen. Nur 700 Männer von denen, die älter als 17 Jahre waren, wurden für Titus' Triumphzug aufbewahrt, die anderen wurden in harten Fesseln in die ägyptischen Steingruben geschickt oder zum Gefecht auf Leben und Tod unter einander, mit andern Gladiatoren oder mit wilden Thieren aufbehalten. Jünglinge unter 17 Jahren wurden verkauft, und die Stadt, wie die Reste der Tempelräume umgerissen und dem Boden gleich gemacht. Darauf konnte der Janustempel geschlossen werden.

Nach Vespasianus' Tode bestieg sein älterer Sohn Titus im 38. Lebensjahre den Thron. Wohl durch den Einfluß des Narcissus, dessen Gunst sein Vater genoß, ward er zum Gesellschafter des jungen Britannicus bestimmt und wuchs mit diesem am Hofe auf, ja, er soll von dem diesem bestimmten Gifttranke gekostet und sich dadurch eine schwere Krankheit zugezogen haben. Ist dies mehr als ein bloßes Gerücht, so würde es manche Umstände aus dem Leben des spätern Kaisers erklären, und nicht nur auf jene nervöse Reizbarkeit, welche bisweilen an die Stelle der gewöhnlichen passiven Milde trat, ein helleres Licht werfen, sondern auch wegen seines frühen Todes gegründete Vermuthungen verstatten.

Seine vortrefflichen natürlichen Anlagen entwickelten sich bald, und nicht nur in den Sprachen, in der Poesie und Musik leistete er Vorzügliches, sondern auch in fast allen körperlichen Fertigkeiten, sogar in

der Stenographie bildete er sich aus. Sein Aeußeres war eben so anziehend als würdevoll. Als Quästor und Legat unter seinem Vater leistete er diesem in Judäa durch seine taktische Tüchtigkeit wesentliche Dienste und wurde bei Vespasianus' Weggange mit dem Oberbefehle betraut. Nachdem er mit der Eroberung Jerusalems den Krieg beendigt hatte, begab er sich nach Rom und hielt mit seinem Vater gemeinschaftlich einen der glänzendsten Triumphe, welche die Stadt je gesehen hatte. Zum Imperator und Mitregenten Vespasianus' ernannt, widmete sich Titus eifrig den Regierungsgeschäften, er schrieb in des Vaters Namen Briefe, erließ Edicte und hielt Vorträge im Senat.

Als Kaiser adoptirte er, mit Ausnahme der Sparsamkeit, die der gefüllte Schatz überflüssig zu machen schien, die Regierungsgrundsätze seines Vorgängers, nur wurde er weit milder und populärer. Er führte die von jenem begonnenen Bauten zu Ende, unternahm neue und war in Largitionen und der Ausrichtung glänzender Spiele nahezu verschwenderisch. Jenen herrlichen Beinamen (amor et deliciae generis humani), mit welchem nie wieder ein Herrscher, weder vor noch nach ihm, von seinen Zeitgenossen geschmückt worden ist, verdankt er sicher zum großen Theil der schlaffen Milde, welche sich in seinem Verhalten dem Senate gegenüber ausspricht. Seine Regierung verlief, von den glücklichen Kriegen in Britannien abgesehen, ganz ruhig und ist nur durch die großen Unglücksfälle merkwürdig geblieben, welche Italien damals heimsuchten. Im Jahre 79 verschüttete jener furchtbare Ausbruch des Vesuv's drei blühende Städte, und während Titus helfend und lindernd auf dem Schauplatze der Noth weilte, wüthete eine Feuersbrunst drei Tage lang in Rom (im Jahre 80) und eine schwere Epidemie raffte Tausende hin. Titus that, was in seinen Kräften stand, um diese harten Schicksalsschläge weniger fühlbar zu machen, starb aber schon am 13. September 81, tief und aufrichtig von Allen betrauert.

---

191. Domitianus und Nerva.

(Nach A. Imhof, T. Flavius Domitianus, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

Durch den unerwarteten Tod seines Bruders ward Domitianus, noch nicht 30 Jahre alt, von den Prätorianern als Kaiser begrüßt, und bereits so fest war das Ansehen der Flavier begründet, daß sich von keiner Seite Widerspruch oder Auflehnung gegen seinen Regierungsantritt bemerklich machte. Seine ersten Regentenhandlungen beweisen, daß sein, wie bei allen Flaviern, ursprünglich gewiß nicht böser Charakter noch nicht völlig verderbt war, und mit Recht kann Sueton sagen: seine Tugenden und Laster hielten sich anfänglich das Gleichgewicht. Von Natur war er weder habsüchtig noch grausam, erst durch Mangel und Furcht ward er Beides und gelangte stufenweise zu der tigerartigen Raub- und Blutgier der letzten Jahre.

Als Domitianus den Thron bestieg, fand er die römischen Waffen nur in Britannien thätig, die übrigen Provinzen des weiten Reiches, namentlich der Orient, waren in tiefem Frieden.

Die Römer beherrschten den größern Theil des jetzigen Königreichs England, ohne jedoch ihre Oberherrlichkeit, namentlich in den gebirgigen westlichen Theilen, überall zur Anerkennung gebracht zu haben. Agricola suchte durch Zureden oder Befehl die unterworfenen Barbarenstämme an römische Sprache, Kleidung und Sitte, an römische Art des Lebens und Wohnens zu gewöhnen. Seine freundliche Milde und die strenge Gerechtigkeit, die er ihnen überall bewies und durch seine Beamten beweisen ließ, vollendeten und sicherten dabei die Fortschritte seiner Waffen und verstatteten ihm, in den nächsten Feldzügen die Grenzen des eigentlichen England zu überschreiten und bis tief in Schottland einzudringen. Der schmale Landstrich zwischen Glasgow und dem Frith of Forth war durch Erdwerke und armirte Schanzen gegen etwaige Ueberfälle vom Norden her gedeckt.

Im Jahre 84 rückte Agricola, verstärkt durch Hülfstruppen aus den unterworfenen Landestheilen Britanniens, in das Hochland ein, wo sich unterdeß fast alle wehrhaften Caledonier unter der Anführung des Calgacus gesammelt hatten und von Begierde brannten, die im vorigen Jahre erlittene Schmach abzuwaschen und die gehaßten Unterdrücker zu vernichten. Weit über 30,000 Streiter harrten der schwächeren, langsam heranziehenden und alles Land verheerenden römischen Armee und feuerten sich gegenseitig zur äußersten Tapferkeit an, während täglich immer neue Schaaren zuströmten. Am Fuße des Mons Graupius, den man lange Zeit irrthümlich für das Grampiangebirge gehalten hat, begann die heißeste Schlacht, die von römischen Waffen auf britischem Boden geschlagen ward, in welcher Freiheitsliebe, Haß, Uebermuth, verbunden mit wilder Tapferkeit auf der einen Seite, nicht mindere Tapferkeit, gewohnte Disciplin und Aussicht auf reichen Lohn auf der andern den Erfolg lange zweifelhaft erscheinen ließen. Endlich siegte die Taktik des römischen Feldherrn und die größere Zweckmäßigkeit der römischen Bewaffnung über die vor Grimm und Jammer fast wahnsinnigen Caledonier, und nur die Nacht und die Sättigung setzten der Flucht und Verfolgung ein Ziel.

Seine Absicht, nicht nur ganz Schottland zu unterjochen, sondern auch das für den Verkehr günstig gelegene Irland dem Reiche zu gewinnen, wozu ihm das Hülfegesuch eines vertriebenen irischen Häuptlings die Veranlassung geben konnte, kam durch die Eifersucht des durch die Siegesnachrichten argwöhnisch gemachten Domitianus nicht zur Ausführung.

Dieser, um Thron und Leben besorgt, wünschte auch durch eigene kriegerische Erfolge die Augen der Menge von der Politik abzuziehen und einem ruhmbedeckten Privatmanne nicht nachzustehen. Da nun die Chatten, die mächtigste mittelrheinische Völkerschaft, von Zeit zu Zeit Streifzüge in das den Römern unterworfene Gebiet auf dem linken Ufer unternahmen, so bot wahrscheinlich ein solcher Beutezug den ge-

wünschten Anlaß zum Kriege. Domitianus rückte im Frühjahre 84 von Gallien aus, bei Mainz den Rhein überschreitend, mit einem Heere in das Gebiet der Chatten; doch scheint es, daß er ohne Aussicht auf schnelle und große Erfolge das unwirthliche deutsche Ufer eben so plötzlich wieder verließ, als er es betreten hatte, nachdem er durch seine Soldaten alles ihm erreichbare feindliche Besitzthum gründlich hatte verwüsten lassen.*) Natürlich aber entsprach dieser Ausgang seinen Siegeshoffnungen keineswegs, und er sah sich in den Erwartungen betrogen, die er zwar mit schlauer Ueberlegung, aber in vollkommener Selbsttäuschung an seine eigenen Talente und an die Gunst des Glückes geknüpft hatte. Er verbarg jedoch seinen Verdruß unter der Miene der höchsten Befriedigung über die erreichten Erfolge, sandte prunkende Siegesberichte nach Rom und ließ sich vom Senate den Triumph decretiren. Da es an der erforderlichen Menge gefangener Feinde gebrach, so mußten zusammengekaufte Sclaven im Chattencostüm aushelfen. Zugleich fügte er den Ehrentitel „Germanicus“ seinem Namen bei und blieb sein ganzes Leben hindurch darauf stolz und eifersüchtig.

Zwei Jahre später (86) überschritten die Daker unter ihrem Könige Decebalus (d. h. König), auf eine nicht näher bekannte Veranlassung, die Donau und überschwemmten die Niederungen des nördlichen Mösiens, wo der römische Statthalter Schlacht und Leben gegen sie verlor. Domitianus zog selbst nach Mösien, hielt sich aber in der Nähe des Kriegsschauplatzes; der Oberst seiner Leibwache (Fuscus) trieb die Feinde in ihr Land zurück, aber als er den Strom überschritt und sich in unbekannte Gegenden locken ließ, fiel er selbst auf dem Schlachtfelde, sein Heer wurde fast vollständig aufgerieben und das römische Lager genommen und geplündert. Daher entschloß sich Domitianus, der unterdessen nach Rom zurückgekehrt war, zu einem zweiten Zuge nach der Donau, erlitt aber von den mit den Dakern jetzt verbündeten Markomannen eine solche Niederlage, daß er die schleunigste Flucht ergriff und in dem dem Decebalus angebotenen Frieden sich zur Zahlung einer bedeutenden Geldsumme und eines jährlichen Tributes verpflichtete, der durch Verschärfung und Erweiterung seines Erpressungs- und Plünderungssystems aufgebracht wurde. Nichtsdestoweniger hielt er in Rom einen prunkvollen Triumph mit Waffen und Geräthen, die zum Theil den Bundesgenossen abgenommen waren. Seine Eitelkeit erschöpfte sich in allen möglichen Siegesverherrlichungen: Ehrenpforten, Triumphbogen, Bildsäulen; Fuß-, Reiter- und Seegefechte wechselten im Circus unauf-

*) Alles, was man noch an diesen Kriegszug knüpfen will, wie die theilweise Erbauung des Pfahlgrabens und die Vereinigung der sogenannten agri decumates und Schwabens mit dem römischen Reiche, ist unsicher und bleibt bloße Hypothese. Denn noch im Jahre 93 konnten es die im jetzigen südlichen Baden wohnenden Völker wagen, einen abgefallenen Statthalter des obern Germaniens mit Truppenmacht über den Strom hin unterstützen zu wollen, eine Thatsache, die unmöglich gewesen sein würde, falls Schwaben und die Schwarzwaldgegenden römische Provinz waren und römische Truppen hatten.

hörlich ab; er selbst oder seine Schmeichler legten ihm den Namen Dacicus bei.

Als Domitianus seine nächste Umgebung, seine Thürhüter und Leibwächter, durch deren Dolche er regierte, mit Mißtrauen und Willkür behandelte, bildete sich eine Palast-Verschwörung von Hausdienern und Freigelassenen, um welche auch die verbannte Kaiserin Domitia gewußt zu haben scheint. Deren Haushofmeister (Stephanus) überreichte dem durch die äußerste Furcht und beängstigende Träume gequälten Kaiser eine Schrift, welche die Enthüllung einer gefährlichen Verschwörung enthielt und stieß ihm während der Durchsicht des Blattes den schnell gezückten Dolch in die Seite. Auf die Nachricht von der Ermordung des Kaisers überbot sich der Senat ebenso in Aeußerungen des Hasses und der Freude, als früher in Schmeicheleien und Ehrenbezeugungen: nach einem förmlichen Beschlusse desselben ward Domitianus' Name in allen öffentlichen Inschriften ausgemerzt, seine Bildsäulen zertrümmert, ja, sein ganzes Andenken vertilgt, weßhalb von der Regierung keines Kaisers der zwei ersten Jahrhunderte so wenig Monumente existiren, als von Domitianus.

Nerva, der damals in der Verbannung lebte und für sein Leben besorgt war, hatte den Verschwornen die Annahme des Thrones zugesagt, während Andere in solchen Anerbietungen nur gefährliche Verlockungen erblickten. Die Truppen, erbittert darüber, daß ohne ihr Zuthun ein neuer Thronfolger gewählt war, erhoben einen bedenklichen Aufstand, der die Adoption Trajan's zur Folge hatte. Nerva fand den Staat in der traurigsten Lage. Alle Cassen waren vollständig leer, alles Vertrauen untergraben, alle Beamten durch langjährige Heuchelei demoralisirt. Nur durch die außerordentlichsten Maßregeln vermochte der Senat den öffentlichen Credit wieder etwas zu heben. Die Kerker der politischen Verbrecher, besonders der wegen ihrer Religion angeklagten, öffneten sich, die Inseln und entfernten Provinzen gaben der Hauptstadt die Verbannten zurück. Alle Denunciationen auf Majestätsverbrechen und Religionsfrevel wurden verboten und denen, die von Domitianus ohne Grund ihrer Güter beraubt waren, diese zurückgegeben.

---

192. Die glücklichste Periode des römischen Reiches.

(Nach Fr. Chr. Schlosser, Weltgeschichte, bearbeitet von G. L. Kriegk, mit einem Zusatze nach Ferd. Gregorovius, Geschichte des Kaisers Hadrian.)

Trajan besaß alle die Eigenschaften, welche die bestehenden Verhältnisse des römischen Staates und das Wohl des Reiches überhaupt von einem Beherrscher forderten; er beging nur den einzigen Fehler, daß er die Grenzen des Reiches durch Eroberungen zu erweitern suchte und auf diese Weise die Römer von Neuem in eine Bahn lenkte, die

man zum großem Glücke des Staates seit Augustus' Zeit verlassen hatte. Er selbst war von früher Jugend an zum Kriegsmann und Feldherrn gebildet worden, hatte auf seinen Feldzügen viele Gegenden und Völker kennen gelernt, war im Stande, alle Strapazen des Kriegsdienstes zu ertragen, und theilte diese auch als Kaiser gern mit den Soldaten, so daß er sich auf dem Marsche meistens nicht einmal seines Pferdes bediente, sondern, gleich den gemeinen Soldaten, zu Fuß einherging. Drei Jahre nach seinem Regierungsantritte begann er seine Eroberungskriege, und zwar in Dacien, jenseits der unteren Donau (101). Er stellte die Entrichtung des von Domitian (s. S. 734) bewilligten Tributs ein, und da die Dacier deßhalb aufs Neue ins römische Gebiet einfielen, so begab er sich selbst an die Donau, um die Führung des Krieges gegen sie zu übernehmen.

Sogleich setzte er über den Fluß, rächte die von den Daciern angerichteten Verwüstungen durch weit schrecklichere in ihrem eigenen Lande, und schlug die Schaaren der Feinde überall, wo sie sich ihm entgegenstellten. Im dritten Jahre des Krieges (103) mußte der König der Barbaren sich demüthigen nnd einen Frieden annehmen, wie Trajan ihn vorschrieb. Dieser behielt einen Theil des dacischen Landes besetzt, legte an die Stromschnellen der Donau, die heut zu Tage den Namen des eisernen Thores führen, eine römische Besatzung, und machte Miene, auch die Gebirge des südwestlichen Siebenbürgens an sich zu reißen. Dadurch wurden natürlich die Dacier und ihr König Decebalus sehr erbittert. Dieser hatte sich sogar mit dem Hauptfeinde der Römer, dem parthischen Könige, in Verbindung gesetzt, und viele Leute an sich gezogen, welche in den römischen Heeren gedient hatten und seine Truppen nach Art der Römer schulten. Trajan nahm daher den Vorwand zu einem neuen Kriege. Der Kaiser begann seinen zweiten dacischen Krieg mit der Erbauung einer steinernen Brücke über die Donau, und gab damit deutlich zu erkennen, daß er die Absicht habe, das römische Gebiet über den Fluß zu erweitern. Er drängte den dacischen König von Wald zu Wald, von Sumpf zu Sumpf, bis dieser, um nicht in die Hände der Feinde zu fallen, sich selbst das Leben nahm (106). Trajan machte das eroberte Land zu einer römischen Provinz, und faßte den Entschluß, Colonieen in demselben anzulegen und die unterworfenen Barbaren durch Cultur zu bezähmen. Er versetzte in die unangebauten, aber fruchtbaren Ebenen der Walachei eine große Zahl Menschen aus allen Gegenden des römischen Reiches, gründete viele Städte und Dörfer, und wußte der römischen Cultur so sehr Eingang zu verschaffen, daß die lateinische Sprache die herrschende Sprache dieses Landes wurde und es bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Als er nach Rom zurückgekehrt war, feierte er seinen Sieg durch die prachtvollsten Bau-Unternehmungen und die glänzendsten Festlichkeiten. Er errichtete ein noch jetzt stehendes Siegesdenkmal, die 110′ hohe Trajanssäule, die auf ihrer äußeren Fläche seine Feldzüge und Kriegsthaten in halb erhabener Arbeit darstellt, und auf deren Spitze seine eigene Statue in übermenschlicher

Größe stand. Er gab dem Volke 123 Tage hinter einander öffentliche Spiele und andere Lustbarkeiten, bei welchem nicht weniger als 10,000 Gladiatoren auftraten und 11,000 wilde Thiere getödtet wurden, so daß also gerade einer der besten Kaiser das unnatürliche und grausame Vergnügen der entarteten Bewohner von Rom am meisten befördert hat.

Trajan's orientalischer Feldzug war gegen die Parther gerichtet. Dieses Volk war mit den Römern sehr häufig in feindliche Berührung gekommen, weil beide Völker das armenische Reich als ein von ihnen abhängiges Reich ansahen. Damals saß ein parthischer Schützling, Exedarus, auf dem Throne von Armenien, und der parthische König Kosroes hielt ihn durch ein Heer, welches im Lande lag, aufrecht. Dem Trajan galt es weniger darum, den römischen Einfluß in Armenien wieder herzustellen, als vielmehr sich den Ruhm eines Besiegers der Parther zu erwerben. Er machte aus Armenien eine römische Provinz, und unterwarf sich auch die kleineren Dynasten zwischen dem schwarzen und kaspischen Meer, deren Gehorsam freilich nur so lange dauerte, als das römische Heer in ihrer Nähe stand.

Einige Zeit nachher, wahrscheinlich im Jahre 114, trat Trajan seinen zweiten parthischen Feldzug an, auf welchem er fast drei Jahre (bis 117) zubrachte. Er eroberte die parthische Residenz Ktesiphon, verwandelte Assyrien in eine römische Provinz, streifte bis nach Arabien hin und drang zuletzt bis an die Küste des persischen Meerbusens vor. Schon Trajan selbst erntete die Früchte seiner Eroberungssucht. Während er am Schat el Arab stand, fielen alle Völker und Städte in seinem Rücken von ihm ab, und er sah zu spät ein, daß die orientalischen Nationen nicht so leicht als die Dacier zu unterwerfen und im Gehorsam zu erhalten seien. Er ließ sich vom Senat unter einem erdichteten Vorwande nach Rom zurückrufen, übergab das Heer seinem General Hadrianus, den er zum Statthalter von Syrien ernannt hatte, und reis'te nach Cilicien, um von da nach Italien zurückzukehren. Ehe er sich einschiffen konnte, ereilte ihn der Tod (117).

P. Aelius Hadrianus war, wie Trajan, von Geburt ein Spanier, und erlangte die Herrschaft höchst wahrscheinlich nur durch die Gunst der Plotina, der Gemahlin seines Vorgängers, die wahrscheinlich nach des Kaisers Tode eine schriftliche Acte Trajan's unterschob, durch welche Hadrian von ihm an Kindes Statt angenommen sein sollte. Der neue Kaiser gab sogleich Trajan's orientalische Eroberungen wieder auf, und machte den Euphrat aufs Neue zur Grenze des römischen Reiches, weil er einsah, daß das Interesse des Staates dies erheische.

Seine Ausbildung in allen Wissenschaften und Künsten macht ihn zu einem wahren Vielwisser. Er war Gelehrter, Philosoph, Sophist, Musiker, Dichter, Maler, Bildhauer, Astrolog, Arzt, und besaß bei dem ungeheuersten Gedächtniß das Fassungsvermögen Cäsar's und eine Beweglichkeit des Geistes, die es ihm stets möglich machte, die verschiedenartigsten Materien zu durchforschen und zu verarbeiten, ohne daß seine

großartige staatliche Thätigkeit irgend beschränkt wurde. Dabei besaß er, gleich vielen andern Fürsten, die Schwäche, sich da für den Meister zu halten, wo er nichts weiter als ein ausgezeichneter Dilletant war. Er konnte keinen Widerspruch ertragen, und wenn er sich übertroffen oder beschämt sah, so rächte er sich grausam. Künste und Wissenschaften hegte und pflegte er, nur mußten deren Meister seinen Neid nicht erregen und für seine Schwächen kein Auge haben, sonst opferte er selbst das Große und Schöne, wofür er das lebhafteste Gefühl in sich trug, seiner kleinlichen Eigenliebe. Er verweilte selten in der Hauptstadt, und brachte den größten Theil seiner Regierung auf Reisen zu. Rom empfand unter ihm, wie unter Trajan, die Abwesenheit des Regenten weniger, als unter andern Kaisern, weil der Senat Ansehen genug besaß, um die Verwaltung mit Kraft leiten zu können. Für die Provinzen war die öftere Anwesenheit des Kaisers um so wohlthätiger, als Hadrian die Heere und ihre Befehlshaber, wie die Statthalter und Finanzbeamten sorgfältig und scharf beobachtete, und seinen Ruhm vorzüglich darin suchte, daß er überall Denkmäler errichtete und die vornehmsten Städte des Reiches verschönerte. Er besuchte auf seinen Reisen alle Theile des Reiches, von Spanien und Britannien an bis nach Aegypten und Armenien hin, und verweilte in einzelnen Provinzen viele Monate lang. In Aegypten entriß ihm der Tod seinen Liebling, den schönen Jüngling Antinous, den er nachher für einen Gott erklären und durch Statuen, Tempel und Opferfeste verherrlichen ließ, und der durch seine unzähligen Abbildungen eine große Bedeutung für die Kunstgeschichte erhalten hat, weil er das Ideal männlicher Jugendschönheit geworden ist. Nicht bloß in der Hauptstadt, sondern in den verschiedensten Theilen des Reiches errichtete er Wasserleitungen, Brücken, Bibliothekgebäude und Tempel; Athen aber erfreute sich dieser Gunst vor allen andern Städten. Das berühmteste seiner vielen Gebäude war sein Grabmal, die sogenannte Hadrians-Burg zu Rom, die jetzt den Namen Castel Sant Angelo führt. Es war mehr einer Festung als einem Grabmal ähnlich, und diente auch bis zur gegenwärtigen Zeit immer als Festung.

Die vortrefflichste Seite seiner Regierung war die Rechtspflege. Er handhabte die Justiz mit unparteiischer Strenge und schaffte viele schreiende Mißbräuche ab, die sich nach und nach eingeschlichen hatten. Das Wichtigste von Allem, was er für die Justiz that, ist sein sogenanntes immerwährendes Edict (edictum perpetuum) oder die Sammlung der von den Prätoren der republikanischen Zeit jährlich erlassenen Edicte, welche er durch Salvius Julianus, den ersten Juristen seiner Zeit, verfertigen ließ, und dann als gesetzliche Richtschnur bei der Justizverwaltung bekannt machte, gewisser Maßen das älteste Gesetzbuch der Römer.

Er strebte weder nach Kriegsruhm, noch verfiel er in Trajan's Fehler, die Grenzen des Reiches zu erweitern. Vielmehr gab er in Britannien das ganze Land bis zum Flusse Eden in Cumberland und

bis zum Tyne in Northumberland den Skoten und Kaledoniern preis. Auch ließ er einen neuen Grenzwall zwischen den Mündungen der genannten beiden Flüsse aufführen.

Dagegen zog ihm das Streben, seinen Namen durch Städte-Gründungen zu verewigen, einen bedenklichen Krieg im Innern zu, als er gegen das Ende seiner Regierung römische Colonisten nach Jerusalem schickte, in der Nähe des zerstörten Heiligthums der Juden dem capitolinischen Jupiter einen Tempel erbauen ließ und der Stadt den neuen Namen Aelia Capitolina ertheilte (133). Die Einwohner von Jerusalem mußten es geschehen lassen, daß ihre heiligste Stätte durch Götzendienst entweiht, ihre Hauptstadt mit Heiden bevölkert, und ihres alten heiligen Namens beraubt ward. Ein solcher Gräuel erbitterte die Juden aufs höchste, sie strömten aus allen Gegenden nach Palästina zusammen, und schlossen sich daselbst an Barkocheba an, der sich für den Messias erklärt hatte und seine Landsleute zum furchtbarsten Widerstande gegen die Römer begeisterte, so daß Hadrian sich zuletzt genöthigt sah, Julius Severus, den tüchtigsten der Generale, welchen des Kaisers Eifersucht nicht verderblich geworden war, aus Britannien abzurufen und mit der Führung des jüdischen Krieges zu beauftragen. Auch dieser vermochte erst im dritten Jahre des Krieges und nach den größten Anstrengungen die Empörten wieder zu unterwerfen (135). Die Zahl der Juden, welche in diesen drei Jahren durch das Schwert vernichtet wurden, soll 580,000 betragen haben; sehr viele kamen außerdem durch Hunger, Feuer und Krankheiten ums Leben, Palästina ward gänzlich verwüstet und Jerusalem von Neuem zerstört; Hadrian ließ es wieder aufbauen, verbot aber allen Juden bei Todesstrafe, den Fuß in die Stadt zu setzen. Die neue Stadt erhielt den Namen Aelia Capitolina, der zugleich an Hadrian's Geschlecht und an den römischen Götzendienst erinnerte; doch ward der alte Name bald wieder der allein gebräuchliche.

Als Hadrian in eine unheilbare Krankheit verfiel, ernannte er den L. Commodus Verus zu seinem Nachfolger, und da dieser noch vor ihm selbst starb, den **Antoninus**, jedoch unter der Bedingung, daß er den Sohn des Commodus Verus, welcher den Namen seines Vaters führte, und einen andern Liebling des Kaisers, **Marcus Aurelius**, zwei Männer von ganz verschiedenem Charakter, als seine Nachfolger erkläre.

Unter **Antoninus Pius** hatte das Reich durch Unruhen zu leiden, welche in Britannien, Afrika, Griechenland, Aegypten und Judäa ausbrachen; sie wurden ohne Grausamkeit gedämpft. Von Kriegsbegebenheiten erfahren wir, daß mit den Germanen und Daciern glücklich gekämpft ward, und daß Antoninus die Kaledonier durch Lollius bekriegen ließ. Der Letztere beging damals den Fehler, Hadrian's Grenzbefestigung wieder bis dahin vorzuschieben, wo Agricola seine Schanzen und Forts errichtet hatte. Er reizte dadurch die auf einen zu engen Raum beschränkten Barbaren zu häufigeren Einfällen in das römische Gebiet;

sie ruhten nachher nicht eher, als bis der Wall durchbrochen und die Bewohner des römischen Britanniens ihrer Raubgier preisgegeben waren.

Antoninus sorgte, wie Trajan und Hadrian, für Armenanstalten, unterstützte Wissenschaften und Schulen mit freigebiger Hand und gab den Hauptlehrern der Redekunst und Weltweisheit Gehalte und ehrenvolle Auszeichnungen. Der Rechtspflege widmete er die größte Sorgfalt. Er ließ diejenigen Richter, die sich als tüchtige und rechtliche Männer bewährt hatten, gegen den seitherigen römischen Gebrauch lebenslänglich in ihren Richterstellen. Staatsangelegenheiten legte er seinem Staatsrath zur Berathung vor, und ließ jede Verordnung nur nach Stimmenmehrheit abfassen. Er beseitigte auf diese Weise für die Dauer seiner Regierung das Hauptübel des damaligen römischen Staates, welches darin bestand, daß es an einem gesetzgebenden Körper fehlte, der die alten Gesetze den veränderten Zuständen hätte anpassen können.

Von den beiden Männern, welche Antoninus Pius auf Hadrian's Begehren an Kindesstatt hatte annehmen müssen, trat der eine, Marcus Aurelius oder Antoninus Philosophus, ganz in seine Spuren, der andere aber, Lucius Verus, gab sich sein ganzes Leben hindurch nur sinnlichen Genüssen hin und überließ dem älteren Collegen gern die Leitung des Reiches. Dieses hatte sich während der 44 Jahre von Hadrian's und Antoninus Pius' Regierung eines fast ununterbrochenen Friedens erfreut, Kunst und Wissenschaften hatten sich über alle Provinzen verbreitet, und jeder Bürger gab sich im sicheren Vertrauen auf die Regierung den Geschäften friedlicher Muße hin. Gerade in dieser Zeit der Ruhe und des Glückes zogen sich aber von den Grenzen her die Stürme zusammen. Es fielen nämlich einerseits am Rhein und an der Donau die Germanen und andererseits am Euphrat die Parther in das römische Gebiet ein. Beide Völker wurden erst nach einem mehrjährigen blutigen Kriege wieder zurückgetrieben. Mit dem parthischen Kriege hatte Marcus Aurelius seinen Mitregenten L. Verus beauftragt, um ihn durch Aussicht auf Ruhm zu einem bessern Leben anzuspornen. Dieser aber überließ die Mühe und den Ruhm des Krieges seinen Unterfeldherren und ward in dem üppigen Syrien noch ausschweifender, als vorher. — Kaum war diese doppelte Gefahr durch den Verlust der besten römischen Soldaten beseitigt worden, als in Deutschland der furchtbare Markomannen-Krieg ausbrach, und zu gleicher Zeit auch im Innern des Reiches Pest, Hungersnoth und Erdbeben zu wüthen begannen.

Diese Völkerbewegung an der unteren und mittleren Donau hielt den edelsten und weisesten der römischen Kaiser während des größten Theiles seiner Regierungszeit von Italien entfernt. Das ganze Land von der Donau an bis zum Busen von Triest war den Barbaren preisgegeben. Die Provinzen wurden ausgeplündert, einige römische Truppenschaaren vernichtet und Hunderttausende von Menschen als Sclaven

fortgeschleppt. Marcus Aurelius suchte sich dadurch zu helfen, daß er die barbarischen Völker von einander trennte und mit einigen von ihnen Frieden schloß. Er gab einzelnen Schaaren Wohnsitze in Mösien, in Dacien und sogar in Italien und nahm viele Barbaren in sein Heer auf. Nachher schlug er die Barbaren mehrmals, drang bis in das Innere von Ungarn, und schloß dann von Neuem mit den einzelnen Völkerschaften Verträge. Schon nach wenigen Jahren (178) brachen die Markomannen den Frieden wieder. Der Kaiser zog nochmals gegen sie, gewann eine bedeutende Schlacht (179), erkrankte aber im nächsten Jahre und starb, noch ehe der Krieg beendigt war.

Daß ein Fürst, der sich fast eine größere Ehre daraus machte, Philosoph und Gelehrter, als Regent und Kaiser zu sein, für Wissenschaften und Schulen Vieles that, versteht sich von selbst. Am wichtigsten ist in dieser Hinsicht das, was er in Athen that; er richtete nämlich daselbst eine höhere Lehranstalt ein, und bewirkte dadurch, daß Athen als Universitätsstadt von Neuem emporblühte und noch einmal eine welthistorische Bedeutung erhielt.

---

193. Der Verfall des römischen Reiches unter der Herrschaft der Prätorianer.

(Nach Jacob Burckhardt, die Zeit Constantin's des Großen, G. Hoyns, Geschichte der 30 Tyrannen, und nach Anderen bearbeitet vom Herausgeber.)

Mit Commodus, dem Sohn und Nachfolger des Marcus Aurelius, fiel Rom aufs Neue der Militärherrschaft anheim. Da der junge, schwache Kaiser sich nur auf seine Garde verlassen zu können glaubte, so wurde der Hauptmann dieser Garde wieder, was er unter Tiberius und Claudius gewesen war, und die Geschichte der Gardepräfecten wieder die Geschichte der Regierung. Doch nahm diese Militärregierung jetzt einen ganz andern Charakter an, als früher. Commodus hatte nämlich in dem mit den Markomannen abgeschlossenen Frieden zur Bedingung gemacht, daß eine Anzahl Quaden und Markomannen in den römischen Legionen Dienste nehmen sollten, und später wurde sogar ein jährliches Contingent festgestellt. Dadurch füllten die römischen Heere sich immer mehr mit Barbaren, während die Bürger des Reiches es bequemer fanden, den beschwerlichen Dienst an den Grenzen bezahlten Fremdlingen zu überlassen, denen das Wohl des Reiches gleichgültig war. Zu Rom ließ der eben so feige als grausame Kaiser sich von dem stets in Lebensgefahr schwebenden Senat als Mercurius oder Hercules im Amphitheater bewundern. Die Verschwendung für Spiele und unsinnige Geschenke an das Volk erschöpfte die öffentlichen Cassen und die Privatcassen des Kaisers, so daß alle Confiscationen nicht hinreichten, die Lücken zu füllen, und er allerlei Beschuldigungen gegen Männer

und Weiber erfand, um sich die drohenden Strafen durch Geld abkaufen zu lassen. Seine Vertrauten wußten ihr eigenes Leben nur durch eine Verschwörung zu retten, als deren Opfer er fiel (193).

Von den Mördern des Commodus wurde ein tüchtiger Mann, der Stadtpräfect Pertinax, wie zur Rechtfertigung ihrer That vorgeschoben, den zuerst die Soldaten gegen das übliche Geldgeschenk, dann der Senat anerkannte. Allein die Prätorianer fanden ihren Vortheil bei kurzen Regierungen, weil sich das Geschenk an ihr Lager jedes Mal wiederholte. So erneuerte sich denn, wie nach Nero's Tode, das Schauspiel von Kaiserregierungen, die nur nach Monaten zählten. Pertinax fand, wegen seines Eifers in Herstellung der strengeren Kriegszucht, schon nach drei Monaten den Tod. Und nun erfolgte im Lager zu Rom die unerhörte Vergantung der Kaiserwürde; es fand sich ein reicher Thor, Didius Julianus, der um etwa 1500 Thaler für jeden einzelnen Soldaten auf einige Wochen Schwelgerei und Todesangst erkaufte. Dies war aber auch die letzte und höchste Spitze prätorianischen Uebermuthes. Denn, wie zur Zeit des Vitellius, hatten die Heere in den Provinzen ihre Anführer zu Kaisern ausgerufen, die Legionen in Illyricum den Afrikaner Septimius Severus, der Rom zuerst erreichte und sich dadurch den Thron sicherte. Der rathlose Julianus versuchte Anfangs die Aussendung von Mördern, dann wollte er, weil er das Reich um sein gutes Geld gekauft hatte, die Sache wie einen Rechtshandel gegen Severus durchführen, zuletzt erklärte er ihn zum Mitregenten, doch verlassen und verhöhnt ward er auf Veranstaltung des Senates hingerichtet. Severus organisirte an die Stelle der aufgelös'ten und verbannten Prätorianer eine neue viermal stärkere Garde aus den tüchtigsten Kriegern aller Grenzprovinzen. Mit einer solchen stets disponibeln Leibgarde konnte man fortan auch den Provinzialheeren gegenübertreten; mit ihr konnte man, wie später geschah, im Reiche herumreisen und überall morden und plündern. Die Feldzüge des Severus nach Parthien und Arabien sind als die letzten, wenn auch wenig bedeutenden Erweiterungen des römischen Reiches anzusehen, ein Theil von Arabien und die Provinz Adiabene jenseits des Tigris wurden genommen. Ein Einfall der Kaledonier ins römische Britannien veranlaßte ihn zu dem Plane, die ganze Insel zu unterwerfen, doch ehe er ihn ausführte, starb er zu Eboracum (York).

Das Haus des Septimius Severus.*)

Caracalla, der seinem Vater beharrlich und offen nach dem Leben getrachtet hatte, ließ seinen Bruder Geta, mit dem er die Regie-

*) Septimius Severus,
Gemahlin Julia Domna, deren Schwester: Julia Mäsa
Caracalla Geta. Soämias Mammäa
Heliogabalus Alexander Severus.

rung theilen sollte, in den Armen seiner Mutter ermorden und gewann die Prätorianer durch die ausschweifendsten Versprechungen. Zu deren Erfüllung bedurfte er ungeheurer Confiscationen und tödtete daher 20,000 Menschen als Anhänger Geta's. Um für seine Verschwendungen Geld zu erpressen, machte er mit seinem Heere einen Feldzug durch das eigene, völlig ruhige Reich, während er die Angriffe der Nachbarn abkaufte. Selbst die Ertheilung des römischen Bürgerrechtes an alle freigebornen Einwohner der Provinzen hatte keinen andern Zweck, als sie zu den Abgaben für Erbschaften heranzuziehen, die nur auf den Bürgern hafteten. Nach seiner Ermordung durch den Gardepräfecten **Macrinus** erhob die übermächtige Armee diesen auf den Thron, ohne zu wissen, daß er den Mord des geliebten Caracalla angestiftet. Die ersten strengen Schritte zur Zügelung des Heeres brachten ihm jedoch den Untergang. Zwei junge Syrer, Seitenverwandte der Antonine und des Severus, bestiegen nach einander den Thron; es waren die ungleichen Vettern **Heliogabalus** und **Alexander Severus**, nebst ihren Müttern und ihrer gemeinsamen Großmutter. Während der erstere, ein 14jähriger Knabe, allen römischen Formen den Krieg erklärte, seine Mutter und Großmutter in den Senat einführte, Tänzern, Wettrennern und Barbieren die höchsten Stellen einräumte, asiatischen Hofhalt und Götzenpomp in Rom nachahmte, so daß selbst die Soldaten sich ihrer Wahl schämten, ihn erschlugen und den verstümmelten Körper durch die Straßen Roms in die Tiber schleppten, bewies sein Vetter Alexander Severus eine solche Hochachtung gegen den Senat, wie sie seit M. Aurelius unerhört war; ein Senatsausschuß und ein engerer Staatsrath von 16 Männern, darunter die ersten Rechtsgelehrten (Ulpianus u. a.), nahmen Theil an der Regierung, deren Geschäfte seine Mutter Mammäa leitete, die von Manchen sogar für eine Christin gehalten worden ist. Doch Alexander sollte, wie sein Vorbild M. Aurelius, von besonderem Unglücke heimgesucht werden. Nicht nur, daß er den Garden gegenüber vergebens nach Achtung strebte in einem Jahrhunderte, das nur von Furcht wußte; auch die äußern Grenzen des Reiches wurden beunruhigt. An der Ostgrenze ging aus dem erschlafften Partherreiche ein neues kriegerisches Perserreich hervor, das der Sassaniden, welches er nur mit zweifelhaftem Erfolge bekämpfte. An der Rheingrenze geriethen die Germanen in drohende Bewegung, und auf dem Feldzuge an den Rhein ermordeten unweit Mainz die Soldaten ihn und seine Mutter.

Sein vermuthlicher Mörder **Maximinus** bestieg den Thron, ein thracischer Hirt, Barbar (Gothe) der Abstammung, wie der Bildung nach, aber dafür achthalb Fuß hoch und riesenstark, erhoben von einer Armee, die ebenfalls aus lauter Barbaren von der Ostgrenze bestand. Seine Herrschaft war auf planmäßige Vernichtung des römischen Wesens gerichtet, seine Wuth gegen Alles, was vornehm und gebildet war, namentlich gegen den Senat, von dem er sich verachtet glaubte. Er kam gar nicht nach dem verhaßten Rom, sondern regierte das römische

Reich von seinen Lagern am Rhein und der Donau aus. Noch einmal ermannte sich der vielverkannte Senat zu kräftigem, entschiedenem Benehmen. Auf die Nachricht von der Erhebung zweier angesehener Römer, Gordianus, Vater und Sohn, erklärte er sich gegen Maximinus, und nachdem jene beiden durch einen Vorkämpfer des Maximinus gestürzt waren, proclamirte er zwei Kaiser aus seiner Mitte (Pupienus und Balbinus); aber die Garden, mißvergnügt über die reine Senatswahl, setzten die Hinzufügung eines dritten Kaisers, Gordianus III. durch. Als Maximinus nun gegen Italien rückte, erschlug sein darbendes Barbarenheer ihn und bei der Ankunft in Rom auch die beiden Senatskaiser.

Dem jungen Gordianus III. drängte sich auf dem Rückwege von einem siegreichen Feldzuge gegen die Perser der sog. Araber (vielmehr Syrer) Philippus zunächst als Mitregent auf, und wiegelte die Soldaten gegen ihn auf, die den Kaiser ermordeten. Während Philippus in Rom das tausendjährige Säcularfest der Stadt feierte (247), brachen die Barbaren von mehreren Seiten ins Reich ein, namentlich die Gothen in Mösien, wo die Legionen den tapfern Decius erhoben. Dieser besiegte den Philippus in einer Schlacht, fiel aber selbst durch die Verrätherei seines Feldherrn Gallus im Kampfe gegen die Gothen. Als Gallus die Gothen mit Tribut abkaufte, versprach der Mauretanier Aemilianus seinen Soldaten jenen Tribut, wenn sie die Gothen besiegten; sie siegten wirklich und erhoben ihn zum Kaiser; Gallus, der gegen ihn zog, ward von seinen eigenen Truppen ermordet; aber einer seiner Generale, Valerianus, gewann auf eine unbekannte Weise das Heer des siegreichen Aemilianus, welches seinen Kaiser tödtete. Valerianus gerieth durch persische Treulosigkeit in die Gefangenschaft des Sassaniden Sapor, in welcher er starb. Sein schwacher Sohn Gallienus schwelgte in Rom, während die Barbaren im Norden und Osten immer kühnere Angriffe auf das Reich machten. Die bedrohten Grenzländer mußten sich selbst schützen, und theils das Volk, theils die Legionen riefen tüchtige Anführer zu Kaisern aus, insbesondere wiederholte sich in Gallien das Schauspiel des Kampfes um die Kaiserwürde im Kleinen, da hier eine ganze Reihe von Usurpatoren auftrat, von denen sich zuletzt Tetricus behauptete. Der tüchtigste von den 19 Gegenkaisern gegen Gallienus, die man sonderbarer Weise die dreißig Tyrannen genannt hat, war Odenathus in Palmyra (261—267), der die östlichen Provinzen gegen die Perser schützte, von Gallienus als Kaiser des Orients erkannt wurde und die Herrschaft seiner heldenmüthigen Gemahlin Zenobia wie ein Erbtheil hinterließ. Als endlich Gallienus einem in Illyricum aufgestandenen Thronprätendenten entgegen zog, fiel er bei der Belagerung von Mailand als Opfer einer Verschwörung mehrerer Feldherren, deren Seele Aurelianus gewesen sein soll. Doch erntete zunächst Claudius II. die Früchte der blutigen That, allein nach einem glücklichen Feldzuge gegen die Gothen (daher Gothicus) starb er an der Pest, und es folgte nun

Aurelianus. Mit weiser Mäßigung wandte er einen neuen Einfall der Gothen dadurch ab, daß er ihnen die schwer zu behauptende Provinz jenseits des Donau, Dacien, überließ, deren römische Einwohner im nördlichen Mösien (Dacia Aureliana) angesiedelt wurden. Auch schlug er die bis Umbrien vorgedrungenen Alemannen tief in ihr Land zurück, sicherte aber dennoch Rom gegen plötzliche Ueberfälle durch eine neue Stadtmauer. Nachdem er seine Herrschaft im Westen, wo sich nur noch Tetricus in Gallien behauptete, für hinlänglich erstarkt hielt, zog er im Frühjahre 272 nach Asien, um durch Zerstörung des Palmyrenischen Reiches auch den Osten wieder zu gewinnen. Zenobia, die ihre Zeit zwischen dem Studium der Wissenschaften und dem Vergnügen der Jagd theilte, an Schönheit mit Kleopatra wetteiferte, an Tugend sie weit übertraf, hatte theils durch Gewalt, theils durch schlaue Unterhandlungen das Reich ihres Gemahls über Klein-Asien bis nach Bithynien ausgedehnt, doch ging dieser Zuwachs, als Aurelian in Klein-Asien erschien, rasch verloren. Nach zwei Niederlagen, bei Antiochia und bei Emesa am Rande der Wüste, flüchtete sie in ihre Hauptstadt, die, ringsum von der Wüste umgeben, bald den äußersten Mangel an Lebensmitteln empfand. Zenobia verließ in dunkler Nacht auf einem Dromedar die Stadt, um persönlich die Hülfe des persischen Königs zu begehren und mit dieser eine dritte Schlacht zu versuchen. Doch ihre Flucht ward dem Aurelian verrathen, und sie selbst am Euphrat gefangen genommen, worauf die Stadt capitulirte, Anfangs mit Schonung behandelt, aber nach der spätern Ermordung der römischen Besatzung der Zerstörung preisgegeben wurde. Ueber das Ende der Zenobia lauten die Nachrichten sehr verschieden: nach Einigen starb sie auf dem Wege nach Europa entweder an einer Krankheit, oder sie befreite sich, wie Kleopatra, durch freiwilligen Tod von der Schande, im Triumphe aufgeführt zu werden; nach Vopiscus, freilich dem steten Lobredner des Kaisers, erlitt sie diese Demüthigung. Aus dem fernen Osten zog Aurelian nach Gallien, wo Tetricus am Anfange der Schlacht (bei Châlons sur Marne) zu ihm überging, wofür er mit allen erdenklichen Ehren überhäuft wurde. So hatte Aurelian noch einmal die Einheit des Reiches hergestellt und sich den glänzenden Beinamen eines restitutor orbis erworben. Auf einem Feldzuge gegen die Perser wurde er durch Verschworene aus seiner nächsten Umgebung (auf Anstiften seines wegen Betrügereien compromittirten Geheimschreibers) unweit Byzantium ermordet.

Zum letzten Male machte der Senat sein altes Recht der Imperatorenwahl geltend und erhob den 75jährigen Senator Tacitus, einen Nachkommen des berühmten Geschichtschreibers, der im Orient mit Glück gegen Gothen und Alanen kämpfte, aber schon nach 6 Monaten durch eine Faction von Officieren in Pontus ermordet wurde. Sein Bruder Florianus beging die Unvorsichtigkeit, sich ohne Zuthun weder des Senates, noch des Heeres zum Nachfolger aufzuwerfen, gleich als wäre das Reich erblich. Nach einigen Wochen tödteten die Soldaten auch ihn.

Inzwischen war schon durch reine Soldatenwahl der gewaltige

Probus auf den Thron erhoben worden, ein Landsmann Aurelian's. Den Soldaten hatte er gleich bei seiner Wahl gesagt, sie würden in ihm keinen Schmeichler finden, und er hielt Wort. Unter harter Disciplin führte er sie zu jenen ungeheuren Siegen, welche Gallien von den Germanen säuberten und 400,000 Barbaren das Leben kosteten. Doch die Grundbedingung der Sicherheit Roms, die Unterwerfung ganz Germaniens, blieb trotz der klaren Einsicht des Probus unerfüllt. Der große Fürst, den man für einen ausschließlichen Soldatenkaiser halten sollte, hegte ein Ideal ganz anderer Art, nämlich, daß nach gänzlicher Besiegung oder Schwächung der barbarischen Völker der römische Staat keiner Soldaten mehr bedürfen, daß ein Zeitalter des Friedens beginnen sollte. Solche Aeußerungen drangen bis zu den Soldaten, die schon unwillig darüber waren, daß der Kaiser sie auch außerhalb des Krieges zur Anlage von Straßen, Canälen, Weinbergen anhielt. In seiner Heimat, beim Canalbau von Sirmium, tödteten sie ihn.

Kaum war der schon bejahrte Gardepräfect Carus mit dem Purpur bekleidet, als er seinen ältern Sohn, den Wüstling Carinus, zum Mitregenten ernannte und mit seinem jüngern, bessern Sohne Numerianus zur Vollendung des sarmatischen und zur Wiederaufnahme des persischen Krieges aufbrach; beide starben im Orient unter geheimnißvollen Umständen, worauf Generale und Officiere den Feldherrn Diocletian zum Kaiser proclamirten. Carinus fiel als Opfer persönlicher Feindschaft, die er sich durch seine Ausschweifungen zugezogen hatte.

194. Diocletianus.

(Nach Jac. Burckhardt, die Zeit Constantin's des Großen, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber)

Von ihrer Heimat, dem kleinen Dioclea, unweit Cattaro, hatten Mutter und Sohn ihren Namen erhalten; nur nannte sich jetzt Diocles „der Zeusberühmte", den Römern zu Liebe mit vollerer Endung Diocletianus, ohne deßhalb die Beziehung auf den höchsten der Götter aufzugeben, an welchen auch sein neuer lateinischer Beiname, Jovius, erinnert.

Die Erfahrung des letzten Jahrzehntes hatte gezeigt, daß auch die tüchtigsten Regenten, die Retter des Reiches, dem gemeinen verrätherischen Mord und dem Soldatenaufruhr unterliegen mußten. Auf die Länge wäre unausbleiblich ein Zustand wie zur Zeit des Gallienus und der dreißig Tyrannen wieder eingetreten, wozu es im Jahre 285 schon allen Anschein hatte, und das Reich wäre von Neuem in Stücke gegangen, vielleicht auf immer. Diocletian ergriff das wahre Gegenmittel; er umgab sich mit Nachfolgern und Mitregenten. Damit war der Usurpation des Ehrgeizes Ziel und Zweck verrückt, dem Lageraufruhr der Erfolg sehr erschwert. Denn wenn bloß Einer der Kaiser

oder Cäsaren fiel, wenn es nicht gelang, an Einem Tage die zwei oder vier Herrscher etwa in Nicomedien, Alexandrien, Mailand und Trier zugleich aufzuheben und zu ermorden, so gab es für die vereinzelte Gewaltthat unfehlbar einen oder mehrere Rächer; alle Guten wußten sofort, an wen sie sich anzuschließen hatten und brauchten sich nicht mehr in besinnungslosem Schrecken der ersten besten Soldatenwahl in die Arme zu werfen. Der zweite große Vorzug von Diocletianus' Maßregel war die Theilung der Reichsarbeit, die nun mit Ruhe und Besinnung, nach festen gemeinsamen Plänen unternommen und im Ganzen glorreich durchgeführt werden konnte.

Noch im Jahre 285 erhebt Diocletian seinen Kriegsgenossen Maximian zum Cäsar und im folgenden Jahre zum Augustus; das Verhältniß der Adoption drückt sich schon in dessen Beinamen Herculius aus, der vom Sohne des Zeus entlehnt ist. Nachdem Beide sechs Jahre lang rastlos gegen Barbaren, empörte Provinzen und Usurpatoren gekämpft, ohne das Reich unter sich förmlich getheilt zu haben, erheben sie zu Cäsaren die beiden Feldherren Galerius und Constantius Chlorus, wobei es ausdrücklich von Diocletian ausgesprochen wird, „es sollten fortan immer zwei Größere im Staate sein, als Herrscher, und zwei Geringere, als Helfer.“ Maximian's Sohn Maxentius wird ohne Umstände übergangen, dafür aber ein neues, künstliches Band der Pietät geknüpft, indem die Cäsaren die Töchter der Imperatoren heirathen müssen. Die Cäsaren waren in der Schule des Aurelian und Probus gebildet, Constantius von hoher Geburt und mütterlicherseits der Großneffe des Claudius Gothicus; Galerius dagegen ein Hirtensohn. Jetzt gab es vier Höfe, Verwaltungen und Armeen; über Gallien, Spanien und Britannien waltete Constantius, über den Donauländern nebst Griechenland Galerius, dem Maximian waren Italien und Afrika, dem Stifter ihrer Macht endlich Thracien, Asien und Aegypten vorbehalten. Ueber zwölf Jahre dauerte unter so verschiedenen und zum Theil so rohen Menschen die merkwürdigste Eintracht, die vollends unerklärlich wird, wenn man sieht, wie der Eine in den Gebieten des Andern mitregiert und Heere anführt und wie wenig Diocletian z. B. den leidenschaftlichen Galerius in Gegenwart ganzer Heere schont. Was von ihm kömmt, die schwierigsten Kriegspläne, die bedenklichsten Befehle, Alles wird mit kindlicher Unterwürfigkeit vollzogen; keinen Augenblick wird daran gezweifelt, daß er die Seele des Ganzen ist. „Sie sahen empor zu ihm,“ sagt Aurelius Victor, „wie zu einem Vater oder höchsten Gott.“

Perserkrieg des Galerius. Während der Oberkaiser auszog, um das seit langer Zeit empörte Aegypten zu unterwerfen, vertraute er seinem Cäsar Galerius den Kampf gegen Narses an; das gemeinschaftliche Hauptquartier war Antiochien. Allein zwei unentschiedene Schlachten und eine dritte, welche Galerius durch allzukühnes Vordringen verlor, düngten noch einmal die wüste Ebene zwischen Carrhä und dem Euphrat, wo einst Crassus zehn Legionen zum Tode geführt, mit römischem Blut. Diocletian, der inzwischen Aegypten unterworfen hatte,

während gleichzeitig der Cäsar des Maximian, Constantius Chlorus, das abgefallene Britannien wieder zum Reiche gebracht, war doppelt erzürnt darüber, daß am Euphrat allein die römischen Waffen im Nachtheil sein sollten. Auf seiner Rückkehr begegnete ihm in Syrien der geschlagene Cäsar; er ließ ihn im Purpurmantel, wie er war, eine Millie weit neben seinem Wagen herlaufen, Angesichts der Soldaten und des Hofes. Mehr als irgend etwas bezeichnet dieser Zug den wahren Ton der Diocletianischen Herrschaft. Und die Ergebenheit des Galerius wird dadurch nicht im Geringsten erschüttert; sein einziges Verlangen ist die Erlaubniß, die Schmach durch Siege auslöschen zu dürfen. Nun müssen statt der weniger tauglichen Asiaten die unbesiegbaren Illyrier ausrücken, nebst einer Hülfsschaar geworbener Gothen, alles gerechnet nur 25,000 Mann, aber von der tüchtigsten Art. Dießmal wandte sich Galerius jenseit des Euphrat in das bergige Armenien, wo er das Volk der römischen Sache günstig fand und wo die meist aus Reitern bestehenden persischen Heere ihm viel weniger furchtbar sein konnten als beim Kampf in der Ebene. (Das Fußvolk galt nämlich bei den Persern nur als Troß.) Er selbst kundschaftete bloß mit zwei Begleitern das sorglose persische Lager aus, und überfiel es dann plötzlich. Der Erfolg war ein ungeheurer; nach einem allgemeinen Gemetzel floh König Narses verwundet nach Medien; seine und seiner Großen Gezelte fielen mit reichlicher Beute in die Hände der Sieger, und auch seine Frauen nebst mehreren Verwandten wurden gefangen. Galerius schloß einen Vertrag ab, in welchem Narses fünf Provinzen, nämlich das Kurdenland und das ganze obere Tigrisgebiet bis an den Wansee abtrat. Damit war den Römern auch ihr älterer Besitz, der obere Euphrat, gesichert, und vor das römische Schutzreich Armenien gleichsam ein Wall hingebaut. Auch der König von Iberien sollte fortan Vasall der Römer sein, eine wichtige Verfügung, weil dieses rauhe, von Armenien nördlich gelegene Bergland (es entspricht etwa dem jetzigen Georgien) mit seinen kriegerischen Bewohnern eine Vorwacht gegen die Barbaren von jenseit des Kaukasus abgeben konnte. Die ganze Grenze wurde nun mit Festungen und Garnisonen versehen. Es folgte eine Zeit der Ruhe für Vorder-Asien, welche fast 40 Jahre, bis gegen das Lebensende Constantin's hin, dauerte. Die siegreichen Kaiser ahnten wohl nicht, daß sie auch mit diesen großen Erfolgen wesentlich der ruhigen Verbreitung des verhaßten Christenthums die Wege geebnet hatten.

In mehr als einer Hinsicht hat Diocletian mit dem alten römischen Wesen gebrochen. Nicht sowohl aus eitler Liebe zum Pomp, als um sein Ansehen und die künstliche Harmonie mit seinen Collegen aufrecht zu erhalten, nimmt er orientalisches Hofceremoniel an, wodurch der Zutritt zu seiner geheiligten Person täglich schwieriger wurde. Auch nannte er sich nicht mehr nach den so harmlos gewordenen Titeln des republikanischen Roms, sondern er hieß jetzt Dominus, der Herr.

Wenn die Kaisermacht einmal aus Rücksicht auf die Grenzvertheidigung getheilt werden sollte, so konnte Rom unmöglich der Wohnsitz

eines der zwei oder vier Herrscher werden. Die Erhaltung der Reichsgrenzen stand höher als die Freundschaft mit dem Senat. Maximian bekam seine Residenz in Mailand, welches bei dem erneuten Vordringen der Alemannen seit Probus' Tode beinahe ein Grenzposten heißen durfte und zugleich für die Sicherung Galliens so richtig gewählt war, als ein Punkt südlich von den Alpen sein konnte; mußte er doch von hier aus zugleich Italien beobachten und in Afrika interveniren können. Den kriegführenden Cäsar Constantius finden wir am häufigsten in Trier, später auch in York. Diocletian ließ sich zu Nicomedia in Bithynien, am Ende eines tiefen Golfes des Mare di Marmora nieder; von dort aus hatte er die Bewegungen der Gothen und anderer Pontusvölker, namentlich die bedrohte untere Donau im Auge, und war zugleich nicht allzufern von den Gefilden des obern Euphrat, wo sich die Kämpfe mit den Persern zu entscheiden pflegten. In den ersten Jahren war indeß keine feste Residenz möglich; beide Auguste eilen von Schlachtfeld zu Schlachtfeld, und ebenso in der Folge die Cäsaren.

Die Römer konnten diese ganze Wendung der Dinge beklagen und verabscheuen, allein es geschah ihnen im Grunde kein Unrecht. Irgend einmal mußte die große Täuschung aufhören, als ob der Imperator noch immer der Beamte und Repräsentant des örtlich römischen oder auch des italischen Lebens und Volkes sei, in dessen Namen er über den Erdkreis zu herrschen habe. Hätte Diocletian nicht das Erlöschen dieses Vorurtheils auch äußerlich durch Verlegung der Residenz, orientalische Gestaltung des Hofwesens, Mißverhältnisse mit dem Senat und Verminderung der Prätorianer constatirt, so hätte doch bald darauf das Christenthum dieselbe Aufgabe auf seine Weise vollbringen müssen, indem es mit Nothwendigkeit ganz neue Schwerpunkte der Macht schuf.

Die wahre Feuerprobe des Gehorsams bestand in der Folge der Mitkaiser Maximian, als Diocletian, nach zwanzigjähriger Herrschaft, ihn zu der schon längst abgeredeten gemeinschaftlichen Abdankung nöthigte. Maximian fügte sich, obwohl mit großem Widerwillen; er ließ es geduldig geschehen, daß auch diesmal bei der Ernennung zweier neuen Cäsaren (an Stelle der zu Kaisern beförderten Galerius und Constantius) sein Sohn Maxentius übergangen wurde, und daß er selbst, der alte Sieger über Bagauden, Germanen und Mauren, bei der Cäsarenwahl gar nichts zu sagen hatte; Diocletian hatte dieselbe ausschließlich seinem Adoptivsohn Galerius vorbehalten, welcher einen getreuen Officier, Severus, zum Cäsar des Westens, und seinen ganz ungebildeten Neffen, Maximinus Daza, zum Cäsar des Ostens erhob. Dem Constantius Chlorus ging es ähnlich wie dem Maximian; obwohl zur Kaiserwürde avancirt, mußte er sich statt eines seiner Söhne den Severus als eventuellen Cäsar gefallen lassen.

195. Constantin der Große.

(Nach W. Assmann, Handbuch der allgemeinen Geschichte.)

Noch kurz vor seinem Tode rief Constantius seinen ältesten Sohn Constantin, der seit der Ehescheidung seiner Mutter Helena getrennt von ihm lebte, zu sich, und als er selbst auf einem Zuge gegen die Kaledonier in York starb (306), erhoben seine Legionen den damals 32jährigen Constantin zum Augustus; Galerius erkannte ihn zwar nur als Cäsar an und verlieh dem Severus den Titel Augustus; um dieselbe Zeit erhob sich aber ein Aufstand in Rom, wo die Bürger, der Senat und die Reste der Prätorianer die frühere Bedeutung wiederzugewinnen trachteten und den Maxentius, den Sohn des alten Maximian, als Kaiser ausriefen, worauf Severus in Ravenna gefangen genommen und hingerichtet wurde. Da inzwischen Maxentius seinen aus der Verborgenheit zurückkehrenden Vater als Augustus anerkannte, der den Constantin zu seinem Eidam erhob, während der Augustus Galerius statt des Severus seinen Freund Licinius zum Augustus erhob (307), so gab es jetzt sechs Kaiser: Galerius, der den Orient mit Maximin beherrschte und den Occident für Licinius bestimmte, und diesem gegenüber Maximian, unter dem die Cäsaren Maxentius und Constantin den Westen regierten. Doch dauerte zwischen beiden Theilen aus gegenseitiger Furcht ein Zustand der Ruhe.

Nach dem Tode des Maximian (310) und Galerius (311) erhob sich Constantin gegen seinen Schwager, den rohen Maxentius, der sich durch Tyrannei allgemein verhaßt gemacht hatte und in der Nähe von Rom (312) vor ihm erlag, worauf Constantin die Prätorianer völlig auflös'te. Er beherrschte jetzt den ganzen Westen. Im Osten zerfielen um dieselbe Zeit Maximin und Licinius, die bei dem Tode des Galerius den Osten unter sich getheilt hatten. Maximin wurde bezwungen und getödtet. Er war der letzte und unversöhnlichste Feind der Christen. Im Occident hatte schon der milde Constantius Chlorus den Verfolgungen, die nur den Frieden des Reiches störten und ihrem eigenen Zwecke entgegenwirkten, ein Ziel gesetzt. Sein Sohn Constantin folgte hierin ganz seinem Beispiel, weßhalb sich die Christen ihm immer mehr zuwandten. Vor jenem letzten Kampfe gegen Maxentius (bei Rom 312) nahm er bereits das Zeichen des Kreuzes (das ihm um Mittag am Himmel erschienen sein soll) in die Heerfahne auf (die seitdem das „Labarum" heißt). Nachdem er gesiegt hatte, hielt er eine Zusammenkunft mit Licinius in Mailand, wo beide Kaiser durch ein Edict „allgemeine Duldung" ankündigten (313) und einen Vergleich schlossen, nach welchem Licinius den Osten, Constantin den Westen behielt. Als Licinius durch Altersschwäche und mancherlei Laster sein Ansehen verlor, bedrängte er die Christen nochmals, weil er sie für Anhänger Constantin's hielt. Nachdem Constantin eben einen ruhmvollen Krieg gegen die Gothen beendet hatte, schritt er zum Kampfe mit dem Licinius. Er schlug ihn bei Adrianopel, schloß ihn in Byzanz

ein und belagerte ihn hier, freilich vergeblich, bis er ihn durch einen Seesieg seines Sohnes Crispus zwang, sich nach Asien zu werfen, wo er endlich in seine Hände fiel und bald wegen angeblicher Verrätherei hingerichtet ward. So gelangte Constantin der Große zur Alleinherrschaft im römischen Reiche (324).

Constantin der Große wurde, wie einst Octavian, der Hersteller des inneren Friedens nach langdauernden Bürgerkriegen. Mit Besonnenheit und reger Thatkraft hatte er nicht nur seine Gegenkaiser bemeistert und dem Reiche noch einmal die politische Einheit wiedergegeben, sondern er setzte auch den religiösen Parteiungen, welche gleichzeitig den Staat zerrütteten, ein Ziel, indem er das Christenthum, dem schon die Mehrzahl der Einwohner desselben angehörte, zur (alleinigen) Staatsreligion erhob. Politik wie Ueberzeugung hatten ihn allmählich für die christliche Religion gewonnen, doch nahm er erst im letzten Jahre seines Lebens das äußere Zeichen derselben, die Taufe, an.

Als Constantin eben die Alleinherrschaft gewonnen hatte, bestimmte er Byzanz zu seiner künftigen Hauptstadt und Residenz (324). Ein dauernder Aufenthalt in Rom paßte noch weniger für die Zeitverhältnisse und Pläne Constantin's als Diocletian's. Ward Constantin auch nach der Besiegung des Maxentius in der großen Schlacht an der mulvischen Brücke als Befreier Italiens begrüßt (312), so wollte er doch so wenig eine Herrschaft des römischen Senats, als der Prätorianer. Nur selten nahm auch er wie Diocletian seitdem seinen Aufenthalt in Rom. Von Byzanz aus gedachte er einst das Reich zu beherrschen; in dem Kriege mit Licinius hatte er erkannt, wie stark diese Stadt von Natur gegen jeden feindlichen Angriff gesichert und wie günstig dieselbe zugleich für einen großartigen friedlichen Verkehr gelegen war, so daß sie von Natur zum Mittelpunkte einer großen Monarchie bestimmt zu sein schien. Wie Diocletian von Nicomedien, konnte Constantin von hier aus die Perser und die Gothen beobachten, die das Reich mit größerer Gefahr zu bedrohen schienen, als die vereinzelten deutschen Stämme im Westen des Reiches. Die neue Hauptstadt, welche Constantin das zweite oder Neu-Rom benannte, die aber bald nur nach dem Namen ihres Gründers Constantinopel genannt wurde, erhob sich durch ihre natürlichen Vortheile und als dauernder Sitz der Herrscher; ehe ein Jahrhundert verging, machte sie durch ihre Volksmenge wie ihren Reichthum Rom den ersten Rang streitig.

Constantin hatte die neue Residenz von Anfang her zum Mittelpunkte einer neuen bürgerlichen und militärischen Reichseinrichtung bestimmt. Der orientalische Despotismus, den Diocletian im römischen Reiche begründet hatte, wurde durch Constantin (und zum Theil durch seine Nachfolger) systematisch ausgebildet. Die Gunst des Herrschers und die Ehre, die von ihm ausging, sollten forthin die Beweggründe zu jeder Thätigkeit im Dienste des Staates sein, weil es der Patriotismus längst nicht mehr war. Um jeden Umsturz der Regierungsgewalt zu verhindern, wurde ein Heer von Beamten geschaffen, deren

Würde und Einfluß unauflöslich mit der Aufrechthaltung des bestehenden Regiments verknüpft war. Eine Stufe von Titeln bezeichnete die Hierarchie der Staatsdienerschaft, zu der vielleicht die christliche Kirche ein Vorbild lieferte und die alsbald durch den Schutz derselben gesichert werden sollte. Die abstracten Begriffe: „Excellenz, Eminenz, Hoheit" in den Anreden amplitudo, altitudo, magnitudo, magnificentia, prudentia tua u. s. w. wurden jetzt den Personen beigelegt, die ihren Werth allein den Rangverhältnissen zu verdanken hatten. Die höchsten Rangstufen wurden in drei Classen getheilt: Illustres, Spectabiles und Clarissimi. Zu der ersteren gehörten 1) die Consuln, deren Ernennung seit Diocletian nicht mehr durch den Senat, sondern durch den Kaiser erfolgte, die aber nur Großwürdenträger ohne alle öffentliche Thätigkeit waren; 2) die Patricier, die der Kaiser zu persönlicher Auszeichnung auf Lebenszeit gewöhnlich aus seinen langjährigen Dienern ernannte; 3) die prätorischen Präfecten, die, obgleich sie seit Auflösung der Prätorianer ihr Militär-Commando verloren, die höchste Civilgewalt nächst dem Kaiser übten. Seit der Reichstheilung Diocletian's gab es ihrer 4, und Constantin behielt diese wie die Theilung des Reiches in vier Präfecturen bei. Zu der des Orients gehörten: Asien, Aegypten, Thracien; zu Illyricum: Griechenland, Macedonien, Dacien und Pannonien; zu Italien: Italien und die Länder im Norden bis zur Donau, wie West-Afrika; zu Gallien: Gallien, Spanien und Britannien. Rom und Constantinopel waren nicht unter diesen Präfecturen begriffen und hatten jedes einen besondern Stadtpräfecten, von dem die Verwaltung und Gerichtsbarkeit abhing.

Zu den Spectabiles gehörten die Vorsteher der Provinzen: Proconsuln, Präfecten 2c. Obgleich dieselben nicht die Militärgewalt hatten, so wurden doch, um sie nicht zu mächtig werden zu lassen, die Provinzen immer mehr getheilt, so daß ihrer endlich 116 waren. Uebrigens wurden jetzt alle obrigkeitlichen Aemter — auch die der Clarissimi — nur mit Soldaten besetzt, die aus der Rechtswissenschaft ein Studium gemacht hatten, für welches in allen bedeutenden Städten Schulen (mit einem 5jährigen Cursus) bestanden.

Die Regierungsgewalt mußte sich jedoch sowohl im Inneren als gegen äußere Feinde vor Allem auf die Kriegsmacht stützen. Um den Gefahren auszuweichen, die von der auch noch von Diocletian beibehaltenen Vereinigung der Civil- und Militärgewalt in den Provinzen ausgingen, führte Constantin eine Trennung derselben ein. Der Oberbefehl des Heeres wurde unter 8 Generale, 4 Magistri equitum, 4 Magistri peditum, vertheilt; die Unterbefehlshaber führten die Titel Comites (d. i. Trabanten) und Duces (Führer). Das größte Uebel des Reiches, der Uebermuth der mächtigen Soldatesca, dauerte aber auch jetzt fort, ja, derselbe war fortwährend höher gestiegen, theils durch die immer zunehmende Gefahr von den Grenzvölkern, theils unter den letzten bürgerlichen Kriegen. Es macht sich seit Constantin ein wesentlicher Unterschied der Truppen des Innern (Palatini) und der Grenz-

truppen (Limitanei oder Castriciani) geltend. Jene sind jetzt, ähnlich wie die Prätorianer zur Zeit des Severus, nur auf äußern Glanz und Vergnügungen bedacht und entziehen sich möglichst den kriegerischen Uebungen; weil aber die innere Ordnung des Reiches vorzüglich auf ihrer Anhänglichkeit an den Herrscher beruhte, so wurden ihnen immer größere Vorrechte und besonders ein höherer Sold zugestanden, der den der Grenztruppen um die Hälfte übertraf. Unter diesen Verhältnissen wurden die letzteren, die ununterbrochen einen lästigen und gefährlichen Dienst hatten, erbittert, während die Truppen im Innern ihre Tüchtigkeit zum Feldienst einbüßten. Zugleich entzogen sich bei zunehmender Verweichlichung die Römer dem Kriege immer mehr. So wurde es nothwendig, immer größere Schaaren von den rohen Nachbarvölkern, vorzüglich Deutsche in die römischen Heere aufzunehmen, und da diese den Römern die Kriegskunst ablernten, wurden viele derselben, ohne anderweitige höhere Bildung, zu Anführern bis zu den höchsten Posten erhoben. Mit Hülfe dieser Barbaren sicherte indeß Constantin die Ruhe des Reiches. Gegen die Gothen, deren Macht sich auf Kosten der sarmatischen Völker immer weiter ausbreitete, riefen ihn diese selbst zu Hülfe, und Constantin besiegte sie, worauf er 300,000 derselben in den Landschaften südlich von der Donau ansiedelte.

„So bieten sich von Norden und Süden her zwei jugendliche Elemente die Hände, das abgestorbene Geschlecht zu verjüngen; das Christenthum zieht in die verlassenen Tempel ein, und an Körper und Geist unverdorbene Völker germanischen Stammes gestalten unter seinem bildenden Einfluß ein neues sittliches und staatliches Leben."

---

196. Die christlichen Kaiser bis Theodosius.

(Nach K. Fr. Hermann, Culturgeschichte der Griechen und Römer, herausgegeben von K. Gust. Schmidt, mit einem Zusatze aus W. Assmann, Handbuch der allgemeinen Geschichte.)

Constantin's Nachfolger waren seine drei Söhne: Constantinus, Constantius und Constans. Dem ersten war Gallien, dem zweiten der Orient, dem dritten Italien bestimmt; Illyricum sollte ihr Vetter Dalmatius als Cäsar und Mitregent erhalten. Diesen aber ließ Constantius gleich nach dem Tode des Vaters nebst den meisten übrigen Mitgliedern der kaiserlichen Familie ermorden und eröffnete so das Drama, das aufs Neue die Entartung eines am Hofe aufgewachsenen Geschlechtes beurkundete. Zuerst ward Constantinus im Kriege mit seinem Bruder Constans (340) bei Aquileja erschlagen, dann Constans selbst (350) von dem gallischen Usurpator Magnentius entthront, den Constantius erst im Jahre 353 überwand. Constantius Gallus, den Constantius (351) als Cäsar angenommen hatte, wurde im Jahre 354 von ihm selbst ermordet, und so blieb von dem ganzen kaiserlichen

Hause Niemand mehr übrig, als Julianus, den Constantius zum Cäsar ernannte, und während er selbst in den Orient gegen die Perser zog, zum Schutze Galliens zurückließ. Die glänzenden Kriegsthaten, die er hier ausführte, im Gegensatze zu der Schmach, die Constantius im Oriente auf sich zog, bewirkten, daß er (360) vom Heere zum Augustus ausgerufen wurde; der Tod des Constantius (361) ersparte ihm einen Bürgerkrieg.

Julianus Apostata erhielt seinen Beinamen „der Abtrünnige" davon, daß er vom Christenthume, in dem er erzogen war, abfiel und eine Herstellung des Heidenthums im römischen Reiche versuchte. Hingerissen von der dichterischen Schönheit der griechischen Götterlehre, in welcher er nach der Deutung der neuplatonischen Sophisten eine allegorische Einkleidung religiöser und sittlicher Wahrheiten fand, kam er auf den phantastischen Gedanken, durch Herstellung der heidnischen Religion den thatkräftigen Geist des alten Rom zurückzurufen, ja, seitdem er zur Alleinherrschaft gelangte, glaubte er, von den Göttern selbst zu Erfüllung jener Bestimmung auf die Erde gesandt zu sein. Es gab noch eine Partei im Reiche, die der alten Religion anhing; diese sammelte sich, durch die von Julian in Schutz genommene Reaction ermuthigt, um seinen Thron, und Julian versuchte, auf dem Wege der Gesetzgebung das Christenthum zurückzudrängen und das Heidenthum in erneuter Gestalt zur Herrschaft zu erheben. Dabei erkannte er, durch welche Vorzüge das Christenthum zum Siege gelangt war, bemühte sich, dieselben auf die heidnische Religion zu übertragen und diese von Mängeln zu reinigen, obgleich er sich dabei von phantastischen Vorurtheilen nicht frei erhielt. Er übte noch einmal die Verrichtungen des heidnischen Oberpriesterthums und ging mit freudigem Eifer den übrigen Priestern voran. Diese sollten forthin eine Hierarchie, ähnlich wie der christliche Clerus bilden, und sich durch strenge Sittlichkeit, wie durch Sorge für Volksunterricht und Armenpflege die allgemeine Achtung sichern; das Opferwesen und die Weissagung aber bestand fort, und Julian selbst forschte oft ängstlich nach der Zukunft in den Eingeweiden der Opferthiere. Obgleich er in einem Edicte „allgemeine Duldung" verkündigte, suchte er hierdurch doch nur das Heidenthum zu heben, während er das Christenthum auf mehrfache Weise untergrub. Er richtete den Spott der Sophisten gegen dessen Lehren, begünstigte zum Hohne desselben die Juden und dachte deßhalb selbst auf Herstellung von Jerusalem; um die geistige Kraft der Christen zu lähmen, verbot er ihnen, ihre Kinder in den klassischen Studien unterrichten zu lassen. Die christlichen Secten, die sich unter einander anfeindeten, ließ Julian gewähren, strafte aber die Heiden nicht, deren Haß gegen die Christen jetzt dreister hervortrat und sich bis zur Verfolgung derselben fortreißen ließ. Dieses Streben Julian's, das mit dem Bedürfniß der Zeit in Widerspruch stand, konnte nicht gelingen. Schon im Jahre 363 ereilte ihn auf dem Feldzuge gegen die Perser der Tod, vielleicht durch die

Hand eines Christen, als Opfer des Hasses, den er durch die Maßregeln gegen die neue Staatsreligion auf sich geladen hatte.

Nach seinem Tode wurde Alles, was er zur Wiederbefestigung des Heidenthums gethan hatte, rückgängig; die Streitigkeiten der Christen unter sich selbst aber, die sogar die beiden kaiserlichen Brüder Valentinianus und Valens entzweiten, schützten einstweilen die Heiden vor weiteren Beschränkungen, als sie bereits von Constantinus und dessen Söhnen erlitten hatten, ja, es scheint, als ob die Arianer unter Valens sich der Heiden selbst gegen ihre orthodoxen Gegner bedienten. Erst als nach Valens' Tode, der (378) im Kampfe gegen die Gothen (siehe S. 756) fiel, Valentinian's Nachfolger Gratianus den Theodosius zum Mitregenten angenommen hatte, wurden entscheidendere Maßregeln ergriffen, um so mehr, da der einflußreiche Bischof von Mailand, Ambrosius, einen eben so beredten Vertheidiger des Christenthums abgab, als ihn das Heidenthum an Symmachus hatte.

Der triumphirende Einzug von Theodosius und Valentinianus II. in Rom, nach dem Siege über Gratian's Mörder Magnus Maximus, gab auch in der alten Welthauptstadt selbst dem heidnischen Cultus den Todesstoß. Der Jupitercult in Rom wurde abgeschafft und eine Reihe von Gesetzen folgte, die den Sieg des Christenthums vollendeten. Zwar gelang es noch einmal dem Senate vorübergehend, die Rückkehr der alten Gebräuche zu erhalten, als der Franke Arbogast Valentinianus II. (392) ermordet und Eugenius auf den Thron erhoben hatte. Aber die Rache folgte schnell: als der neue Kaiser den siegreichen Waffen des Theodosius unterlegen war, ging das Heidenthum zu Grabe, indem von nun an alle, selbst die geringsten und unblutigen Opfer bei schwerer Strafe verboten wurden.

---

197. Die Zerstörung des abendländischen Reiches.

(Nach Wilh. Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, mit einem Zusatze vom Herausgeber.)

Die Zerstörung der römischen Herrschaft im Abendlande ist die größte und folgenreichste That der Deutschen in der Geschichte, die einzige zugleich, an der fast alle Stämme ihren Antheil haben; aber nicht einem planmäßigen und mit Bewußtsein geleiteten Angriff, nicht der vereinten Kraft und dem gemeinsamen Entschluß der Deutschen erlag Rom, sondern einer höheren Macht, der die Menschen unbewußt dienten.

Als im Jahre 374 zahllose Schwärme der Hunnen, eines mongolischen Volksstammes, der in Europa eingebrochen war, über den Don gingen, hielt das gothische Reich, wenig innerlich und äußerlich befestigt, wie es noch war, dem gewaltigen Stoß jener kriegerischen, nomadisirenden Horden nicht lange Stand. Nach einigen Kämpfen beugten sich die Ostgothen und die meisten ihnen unterworfenen Stämme den Mongolen; die Westgothen dagegen verließen ihre Sitze, gingen über die Donau

und fanden Aufnahme im römischen Reiche; 200,000 streitbare Männer wurden mit ihren Weibern und Kindern vom Kaiser Valens in den Gegenden zwischen der untern Donau und dem Hellespont angesiedelt, nachdem ein Vertrag mit ihnen abgeschlossen war, an den die römischen Beamten sich indessen wenig banden. Die Gothen, nicht wie freie Männer, sondern wie elende Knechte von diesen Beamten behandelt, griffen zu den Waffen, begannen ihre alten Raubzüge wieder und vernichteten bei Adrianopel das Heer des Kaisers (378). Er selbst wurde nach der Schlacht nicht mehr gesehen, und Theodosius übernahm die Herrschaft über das morgenländische Reich; diesem gelang es, mit den Gothen, wie mit den Hunnen, die jene im Kampf gegen Konstantinopel unterstützt hatten, Verträge zu schließen, nach denen nicht nur das ganze Land zwischen der Donau und dem Hämus, sondern überdies große Länderstrecken in Thracien und Klein-Asien den gothischen Eindringlingen eingeräumt wurden. Bald fingen die Gothen an, auf den Hof des Kaisers selbst den mächtigsten Einfluß zu üben; das gothische Kleid verdrängte dort die Toga des Römers; Gothen waren die vertrautesten Genossen des Kaisers und Stilicho, ein Vandale, dessen erster Minister, dem er seine eigene Nichte vermählte.

Theodosius starb, nachdem er zuvor das Reich zwischen seine Söhne Arcadius und Honorius getheilt hatte. Denn schon schien es unmöglich, die Einheit festzuhalten, nachdem in Sitte und Sprache sich ein durchgreifender Unterschied zwischen den griechischen und lateinischen Ländern ausgebildet hatte, und selbst die Lehre und Verfassung der abendländischen und morgenländischen Kirche mehr und mehr aus einander gingen; auch machten die Angriffe auf die Grenzen des Reiches im Osten und Westen eine festgeordnete Theilung der Kräfte des Reiches nöthig. Arcadius erhielt das Morgenland, das man für den besseren und gesicherteren Antheil hielt, Honorius, der noch im Knabenalter stand, das Abendland, das der Vandale Stilicho für ihn verwalten sollte.

Durch Arcadius in ihrem Rechte verletzt, griffen alsbald die Westgothen von Neuem zu den Waffen und erhoben einen Jüngling, Alarich, der sich als der unternehmendste Geist und der tapferste Streiter unter ihnen hervorgethan hatte, als König auf den Schild. Siegreich durchzog er mit seinen Gothen Thracien und Macedonien; doch als kurze Zeit darauf zwischen den Höfen zu Konstantinopel und Rom Eifersucht und Zwistigkeiten ausbrachen, wurde er von Arcadius zum Befehlshaber der römischen Truppen im östlichen Illyrien ernannt und damit die Grenzprovinz gegen das Abendland in seine Hand gegeben. Man hoffte hierdurch in Konstantinopel sowohl für sich selbst Ruhe zu gewinnen, wie zugleich den Ungestüm des jungen Kriegsfürsten gegen das Abendland zu richten, das man geflissentlich von allen Seiten in Bedrängniß versetzte. Der Aufforderung seines Kaisers gehorchend, fiel Alarich in Italien ein, doch Stilicho wußte mit schwachen Streitkräften, aber unermüdlicher Thätigkeit ihm zu begegnen. Das Kriegsglück schwankte hin und her, und selbst die große Schlacht bei Pollentia, die

zum Aerger der Christenheit am Ostertage des Jahres 403 geschlagen wurde, blieb unentschieden in ihrem Erfolge. „Wir siegten im Kampfe“, sagt ein Römer, „wurden aber als Sieger besiegt.“ Stilicho schloß endlich einen Vertrag, in dem dieser außer reichlichen Jahrgeldern auch über die Truppen im westlichen Illyricum, das zum Westreiche gehörte, den Oberbefehl erhielt. Wie Konstantinopel ihn gegen Rom, so wollte Rom ihn jetzt gegen Konstantinopel benutzen. Auf den Grenzen beider Reiche im Dienste beider stand dieser germanische Jüngling und wog in seinem Geiste die Geschicke derselben ab. Das Reich mußte fallen, das seinen Zorn erregte und sein Schwert der Scheide entlockte.

Noch bändigte Alarich seinen kühnen Muth, da rauschten furchtbare Volksschwärme gegen Italien heran. Zügel- und regellose Massen germanischer und gallischer Stämme, durch das Drängen, Treiben und Zusammenstoßen aller Völker Mittel-Europa's, das der hunnische Sturm verursachte, in wilde Bewegung versetzt, stürmten von den Rheinquellen, wie von den Donauufern her über die Alpen (405). Radagais, ein Gothe, war ihr Anführer, und eine halbe Million Menschen folgten ihm auf seinem verheerenden Zuge. Aber der Sturm tos'te aus. Vornehmlich mit Hülfe von Gothen und Hunnen, die Stilicho in Sold genommen hatte, siegte er über Radagais und zerstreute dessen Schaaren, der Hunger wüthete in der ungezügelten Volksmasse, der größte Theil des Heeres fand in Italien den Tod, und nur spärliche Reste desselben kamen über die Alpen zurück. Radagais selbst gerieth in Gefangenschaft und erlitt hier den Tod.

Um in dieser Noth Italien zu schützen, hatte Stilicho die römischen Legionen aus Britannien und Gallien gerufen und damit die westlichen Länder den von allen Seiten vordringenden deutschen Stämmen preisgegeben. Sofort fielen die Rheinstädte sämmtlich in ihre Gewalt, und Vandalen, Alanen, Alemannen, Burgunder und Franken überschwemmten Gallien, um sich neue Wohnsitze auf römischem Boden zu wählen. Die Sueven, Alanen und Vandalen zogen über die Pyrenäen nach Spanien, wo sie in den besten Gegenden sich niederließen und anbauten. Die bedeutendsten Provinzen des Abendlandes gingen dem Reiche verloren.

Der Haß Roms wegen dieser großen Verluste und aller Drangsale dieser unheilschwangeren Zeit traf gerade den Mann, der dem gänzlichen Untergange noch vorgebeugt hatte. Mit empörendem Undank klagte man Stilicho des Verraths an, mit Fassung ertrug er den Tod; die fremden Hülfsvölker, die er zum Schutze des Reiches herbeigerufen hatte, meist germanische Krieger, wurden niedergemetzelt oder retteten sich durch eilige Flucht zu Alarich, der in der letzten Zeit mit Stilicho in vertrauteren Verhältnissen gestanden hatte. Alarich's Zorn war erregt, sein Entschluß gefaßt, gegen Rom zückte er sein Schwert, um das vergossene Blut der Germanen zu rächen.

Mit einem wohlgerüsteten Heere rückte Alarich gegen Rom und belagerte die Stadt. Obwohl sie damals noch über eine Million Menschen

enthielt, vermochte sie doch nichts Anderes, als mit ungeheuren Summen den Abzug der Germanen zu erkaufen. Schon im folgenden Jahre stand Alarich abermals vor den Thoren der Stadt und ließ nicht eher ab, als bis man dem elenden Honorius das Diadem genommen und Attalus, ein Geschöpf seiner Gnade, auf den kaiserlichen Thron gesetzt hatte, den er selbst, der Gothe, verschmähte. Als Attalus seinen Erwartungen nicht entsprach, schickte Alarich Purpur und Diadem als Gnadengabe an Honorius zurück, rückte aber nichtsdestoweniger abermals vor Rom und erstürmte die Stadt am 24. August des Jahres 410.

Wohl hatte Alarich einst den feigen Römern, als sie aus Besorgniß für ihr Gold verzweifelnd fragten, was er ihnen denn lassen wolle, die höhnende Antwort gegeben: „das Leben"; aber doch zeigte er sich hochherzig und mild im Siege. Ein Theil der Stadt ging beim Sturme freilich in Flammen auf, aber nach der Einnahme wehrte Alarich allen Gewaltthaten und schonte, obwohl Arianer, doch die Kirchen der Andersgläubigen. Schon nach wenigen Tagen verließ er die Stadt und zog nach Unter-Italien, um nach Sicilien und Afrika überzusetzen und auch diese Länder seinem Schwerte zu unterwerfen. Aber der Tod ereilte ihn unvermuthet. Er starb, erst 34 Jahre alt, und die Gothen wählten ihrem großen Fürsten, dem Besieger Roms, in dem Bett des Busento das Heldengrab. Durch die Wahl des Kriegsvolks wurde der eben so schöne als tapfere Schwager Alarich's, Athaulf, zum Könige erhoben.

Athaulf zog nach Gallien, das größtentheils in den Händen der Germanen war und wo die letzten Reste römischer Herrschaft rebellische Anführer an sich gerissen hatten und den kaiserlichen Namen mißbrauchten. Athaulf siegte über die Empörer und unterwarf einen Theil Galliens wieder dem Gebote des Kaisers. In der Vermählung mit Placidia nahm er sich den lange heiß ersehnten Lohn. Als er dann mit seinem Volke über die Pyrenäen zog, um das spanische Land seinen Gothen zu unterwerfen, fiel er zu Barcelona durch Mörderhand.

Nach Athaulf's Tode setzten die westgothischen Könige die Eroberungen jenseits der Pyrenäen fort, erst für den Kaiser, der ihnen dafür die südlichsten Theile abtrat, dann im Kriege gegen den Kaiser. Allmählich gewannen sie fast das ganze spanische Land; die Herrschaft der Sueven wurde auf Gallicien beschränkt; die Vandalen verließen das Land und gingen über das Mittelmeer nach Afrika; auf der Stelle des alten Carthago gründeten sie eine Kriegsherrschaft und machten als Seeräuber sich geraume Zeit allen Völkern an diesem Meere furchtbar; das Volk der Alanen unterwarf sich diesseits und jenseits der Pyrenäen den Westgothen.

Denn auch auf der Nordseite des Gebirges, wo die gothische Hauptstadt Toulouse lag, hatte sich indessen weiter und weiter die Macht der Westgothen ausgebreitet, und alle Versuche der Römer, die Herrschaft in Gallien zu behaupten, zeigten sich als vergeblich. Zum letzten Male brachte hier den römischen Namen zu Anerkennung und Ehre der treffliche

Aetius, der, als nach Honorius' Tode Valentinian III. im Kindesalter auf den Thron erhoben wurde, für den kaiserlichen Knaben die Regierung führte. Aetius war von vornehmer Abkunft, aber am Hofe und im Heere des Kaisers erwachsen; ein ausgezeichneter Kriegsmann, war er doch auch mit allen Geschäften des Friedens vertraut. Gab es noch irgend einen Mann, Roms gesunkene Macht wieder aufzurichten, so war sicherlich er es. Und in der That schlug er die Westgothen, Franken, Alemannen und Burgunder nacheinander, überwältigte den inneren Krieg und stellte die aufgelös'te Ordnung in den Provinzen wieder her. Aber dem römischen Reiche blieb von dem gallischen Lande nichts, als die Striche zwischen der Loire, Somme und Maas auf beiden Seiten der Seine.

Während die Germanen überall siegreich in Gallien vordrangen, begannen auch bereits jenseits des Oceans in Britannien ihre Eroberungen. Von dem Schutz der römischen Legionen verlassen, waren die Briten, die längst die Führung der Waffen verlernt hatten, die leichte Beute ihrer Feinde. Von den Picten vom Norden her bedrängt, von den Scoten vom Westen, von sächsischen Seeräubern im Osten angegriffen, war das Land ohne Leitung und Führung in der hülflosesten Lage. Vergeblich wandten sich die Briten im Jahre 446 um Beistand an Aetius. Von diesem zurückgewiesen, gaben sie sich endlich in den Schutz der sächsischen Häuptlinge und boten ihnen Land und Sold. So wurden die Picten besiegt, aber sofort verstärkten sich auch die siegreichen Sachsen durch nachziehende Schaaren ihres Volkes und der Angeln, eines im jetzigen Jütland damals weit verbreiteten deutschen Stammes, griffen dann die Briten an und gründeten das Königreich Kent, von dem sie ihre Macht weiter und weiter über die Insel verbreiteten.

Römer und Gothen, Franken und Burgunder, Alanen und Alemannen, Britannen und Sachsen — denn auch sächsische Seeräuber hatten sich wieder an den Mündungen der Loire festgesetzt — alle diese Völker kämpften noch um den Besitz Galliens, Alles war hier in wildgährender Bewegung: da führte der Hunne Attila sein ganzes gewaltiges Heer — auf 700,000 Mann wird es angegeben — im Jahre 451 über den Rhein und drang bis in das Herz des Landes, bis an die Loire, in glücklichen Kämpfen vor. Attila rückte gegen Orleans, aber die Stadt, durch den Zuspruch ihres Bischofs Namatius ermuthigt, hielt ihm für den Augenblick Stand, und wunderbarer Weise erschien ihr noch in der letzten Stunde Hülfe. Aetius war es gelungen, in der dringenden Gefahr die von den Hunnen bedrohten germanischen Stämme in Gallien mit den Römern zu vereinigen. So wurde Orleans entsetzt und Attila wandte sich schon zum Rückzug. Das vereinte Heer der Römer, Westgothen und salischen Franken folgte ihm nach, und auf den weiten Ebenen an der Marne, Aube und Seine, zwischen Troyes und Châlons, kam es zu einer jener mörderischen Schlachten, die auf Jahrhunderte hin über die Schicksale der Menschen entscheiden. Attila, besonders durch die Westgothen bedrängt, siegte nicht: da schwand sein

Glück mit seinem Schlachtenruhm. Er ging über den Rhein zurück und nahm im folgenden Jahre seinen Weg gegen Italien und Rom. Ungehindert überstieg er die Alpen und drang bis zum adriatischen Meere vor. Aquileja und andere volkreiche Städte an dieser Küste wurden zerstört, zitternd flüchteten sich die Bewohner auf die nahe gelegenen Inseln, wo nun erst Venedig, jene Inselstadt eigenster Art, ihren Ursprung gewann. Das ganze nördliche Italien fiel in die Hände der Hunnen, aber gegen Rom zog Attila nicht; obschon nicht die Heere des Kaisers die Stadt retteten, sondern die Bitten und Vorstellungen des Papstes Leo, der sich in das Lager der Feinde begeben hatte. Noch einmal wagte Attila sich dann nach Gallien, noch einmal fand er dort an den Westgothen Widerstand, und als er zum zweiten Male sich nach Italien wandte, raffte ein plötzlicher Tod ihn dahin. Schnell wie sie entstanden war, endigte seine Herrschaft: die unterworfenen germanischen und slawischen Stämme machten sich frei, und die Hunnen kehrten bald in jene Steppen Asiens zurück, aus denen sie gekommen waren.

Aetius fiel durch Mord und Kaiser Valentinian war sein Mörder: Aetius fand seinen Rächer und auch Valentinian endete bald durch Mörderhand. Italien war ohne Schutz; die Vandalen, die mit ihrer Flotte das Mittelmeer beherrschten, plünderten die Küsten, drangen gegen Rom vor und eroberten abermals die Stadt, die schonungsloser als einst von den Gothen behandelt wurde. Eine kaiserliche Macht gab es nicht mehr, die Männer, die in schnellem Wechsel mit dem kaiserlichen Namen bekleidet wurden, waren entweder ohnmächtige Werkzeuge in der Hand der Westgothen- und der Burgunderkönige, oder sie wurden vom Hofe zu Konstantinopel, oder endlich von dem Willen jener barbarischen Kriegsschaaren geleitet, die in Italien standen.

Eine wahrhafte Macht erhob sich in diesem Lande erst wieder, als die Heruler, Skirer, Rugier, Gothen und Thüringer und andere Deutsche, die im römischen Solde dienten, Odoaker, einen ihrer Genossen, der als gemeiner Kriegsmann nach Italien gekommen war, zu ihrem König erhoben, um unter ihm eine feste Herrschaft sich hier zu begründen. Der letzte römische Kaiser vereinigte zufällig in seinem Namen die der beiden großen Stifter der Stadt und der Monarchie, er führte und entweihte die Namen **Romulus** und **Augustus**, welchen letzteren die Zeitgenossen verächtlich in **Augustulus** verwandelten. Odoaker schonte das Leben des harmlosen Jünglings, setzte ihm eine Pension von 6000 Goldstücken aus und wies ihm das Lustschloß des Lucullus in Campanien zum Aufenthalte an.

Druck von M. DuMont-Schauberg in Köln.

